Orion.

Orion.

Ein Phantasiestück

von

Otto Roquette.

Bremen,
Verlag von Franz Schlottmann.
1851.

Orion.

Ein Phantasiestück

von

Otto Roquette.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Ueber die Berge mit Ungeſtüm!

Wanderſchaft! Wanderſchaft! — Wem, der dich Einmal gekoſtet hat, geht nicht das Herz auf in friſcher, fröhlicher Erinnerung! Die Straßen führen über Berg und Thal, weithin in alle Welt; durchfliegen möchte ſie das Herz in ungeſtümer Luſt, aufſteigen wie die Lerche ins ewige Blau des Himmels. Die ernſten Berge locken vielverſprechend empor, die heitern Thäler, glänzend in der Thaufriſche des Morgens, winken herab; Dörfer und Städtchen dehnen ſich behaglich im Sonnenſchein; Wieſen, Satenſtreifen und das weite Land verſchwimmen in träumeriſcher Ferne. Es duftet der Wald, die Wipfel rauſchen wie belebt, und jede Haideblume am Bergeshang kündet buntes jugendliches Leben. — Heda, Wanders-

mann, wohin geht die Reise? — Dort hinab in's Thal, wo zwischen Obstbäumen und Fliedergesträuch die roten Dächer schimmern. Da hab ich meine Herberge zu Nacht. — Wohl denn, nimm meinen Wandergruß, so gehen wir mitsammen! — Da fängt Einer an sein Leibstück zu singen, gleich sind die andern Kehlen mit gestimmt. Freier und lebendiger klingen die Lieder, wenn sie herausklingen in die frische Eichenluft, in den jauchzenden Wiederhall grün geschmückter Thäler, sorgenlos geboren, sorgenlos mit luftigem Flügelschlag sich dahinschwingend. So tanzen leicht und lebendig die Stunden vorüber, und sinkt die Dämmrung nieder, dann gehen goldne Sterne auf, und bekränzte Kinder des Traums schlingen ihren Reigen durch die Nacht, bis der Morgenruf der Lerche den Erquickten zu neuem Wandern weckt. —

Hinauf zu des höchsten Gebirges waldigen Gipfeln, dem Pfade folgend, der bald über Felsen klomm, bald durch Gebüsch und Gestrüpp sich wand, stiegen zwei jugendliche Gestalten. Beide wandermäßig angethan, den grauen Reisefilz auf dem Kopfe, den Stab in der Hand, stiegen sie fröhlich hinan. In Abendglut sonnten sich die Gipfel der Berge, während ein blauer Nebel ihren Fuß umwallte. Zugvögel badeten sich im goldenen Aether, tauchten nieder in die Schat-

ten, und schwebten wieder empor zum Lichte. So schwangen sich auch die Blicke und Gedanken des Einen der Wandrer, der kühn und leicht, wie die berggewohnte Gazelle em orstürmte, während er mit klarer, wohlklingender Stimme, aus voller Brust eine Art von Gesang rezitirte und improvisirte:

„Streut eure Blüthen über mich, duftende Bäume! Wirf deiner Strahlen bewegliches Gold, allwärmende Sonne, durch spielende Schatten knospenschwellender Blüthenzweige! Zu dir hinauf, durch der Tannen dunkle Nacht, durch Schatten grünenden Laubes, zu dir hinauf, ergrauter Urfels des Gebirges, und wieder hinab zu dir, stillbuschiges Thal, komm' ich geschritten, die dürstende Seele neu zu erquicken! Goldenes Weben läutender Kräfte! Ja ich fühle es, lebendige Frische wogt mir geschäftig um Stirn und Busen!"

„Dsching ratta bum!" rauschte die Stimme des Gefährten dazwischen, den einfallenden Orchestersatz nachahmend. „Dir hat, fuhr er fort, der junge Wein in dem letzten Wirtshause die Zunge auf eine ganz sonderbare Weise gelöst. Fange doch aber lieber ein bekanntes Lied an, das ein vernünftiger Mensch mitsingen kann, denn auf Deine Dithyramben und Rezitative bin ich nicht eingeübt." — Der Andre aber ließ

sich nicht aus der Fassung bringen, und, indem er einen Buchenzweig auf seinen Hut steckte, fuhr er fort:

„Fernab im Dampfe der Stadt bleibe der Leidenschaften Gewoge! Steigend und fallend, wie wechselnde Flut, rauschet der Völker beweglicher Strom durch finstrer Gemäuer Gemarkung. Wünschen und Hoffen, und der Schranke bindend Gesetz sehen einander in's feindliche Auge, und Schlag auf Schlag giebt Wunde um Wunde. Wenn, übertönt von des Lebens Brandung, draußen das sanftere Wort sich verliert, richtet der Mensch sein enges Haus, richtet im stillen Kreise sich ein. Wem die Natur sein Haus gebaut, dem gab sie selige Kunde, ihres Waltens innig Verständniß. Dem gab sie Freiheit, gab ihm Flügel, über der Wolken lustigen Pfaden zum Quell des Lichts, der ewigen Liebe, leichten Mutes sich hinzuschwingen!"

„Juwivalleralla! und so weiter!" lachte der Andere. „Nun habe ich's satt, singe Du Deine Cantaten meinetwegen den Wolken oder sonst wem vor, und biege Du, wenn Du Lust hast, auch noch um diese Felsenecke, ich nehme den kürzeren Weg und klettere gradeswegs zum Gipfel des Berges hinauf, dadurch schneide ich ein gut Theil des Weges ab, oben warte ich auf Dich."

Der dieſe Worte geſprochen hatte, war ein Jüngling von keckem Ausſehen. Aus ſeinem etwas verwüſteten Geſicht ſahen ein Par Augen, die, wenn auch Leidenſchaft mit vollen Segeln daherrauſchend einige Schatten auf die übrigen Züge des Antlitzes geworfen hatte, doch noch feurig und lebendig hervorglänzten. Bei den letzten Worten hatte er ſeinem Gefährten den Rücken gewandt und verſchwand zwiſchen Geſträuch und Felsgeröll, gradeswegs auf den Gipfel zuſteuernd. Sein Gefährte aber nickte ihm zu und ſchritt auf dem Fußpfade weiter.

Links zu ſeinen Füßen zog ſich eine tiefe Schlucht, einſt das Bett eines Stromes, der die Felſen durchbrochen hatte. Jetzt rieſelte nur noch ein Bächlein in der Tiefe, Bäume und Strauchwerk ragten mit den Wipfeln empor. Der Wandrer ſah empor, weit konnte es nicht mehr ſein bis zum Gipfel des Berges, von dem aus man die Stadt erkennen ſollte, die heut das Ziel ſeiner Wanderung war. Und wie er empor ſah, lag die ganze Schönheit ſeines jugendfriſchen Antlitzes offen zu Tage. Da war noch kein Fältchen, das als Leichenſtein geknickter Frühlingsblumen oder als Wahrzeichen dunklerer Stunden dageſtanden hätte, in aller Reinheit und Klarheit lag ein geſundes Rot darüber gegoſſen, und die ganze Geſtalt war ein Bild

männlich jugendlicher Kraft und Frische. — Er schritt weiter, erst leise für sich summend, dann lauter nach seiner Art singend und improvisirend:

„Schwebst du schon nieder, trillernde Lerche? In Halmen der Erde hast du dein Haus, und droben auch bist du im Aether daheim! Botin des Frühlings, liebliche Sängerin, sei mir gegrüßt! Fröhlich wie du, mit leichtem Gefieder, will ich dem Morgen entgegengehn, vergessend die finstern Sorgen der Nacht, nur Freude kündend, nur Freude bringend. Ihr Quellen des Lichts, ewigen Morgen strömet, ihr himmlischen, mir in die Sele! daß, wenn der erdegebornen Qualen finstre Bande mich rings umziehn, hoch in reineren Lüften reiner und heller mein Sang ertöne, und wenn vom Bogen der letzte Pfeil haftet im Herzen, singend ich steige zum letzten Mal, freudig verkündend: Erwachet getrost! Es kommt eine Sonne, es kommt ein Tag, heißt ihn willkommen!“

„Ja ja, willkommen, komm nur herauf!“ erklang es in der Nähe. Es war nicht der Wiederhall, sondern die Stimme Bernhards, des Malers, seines lustigen Gefährten. „Uebrigens, Erich,“ fuhr er fort, indem er ihm entgegentrat, „stelle ich mich wie der Cherub mit dem flammenden Schwerte dir in den Weg, und lasse dich nicht die Aussicht vom

Gipfel aus betrachten, wofern du nicht den Rhapsoden ausziehst, du hast nun heute genug geträllert.“ — „Ich bin ja stille,“ entgegnete Erich, indem er ihn bei Seite schob, und die letzten Schritte zum Gipfel that. „Siehst Du,“ sagte Bernhard, „ich habe hier schon Bekanntschaft gemacht, ich stelle dir hiermit einen jungen Mann vor, dessen Namen ich nicht weiß, der aber entweder der „Knab vom Berge“ oder sonst Jemand ist, des Letzteren hoffe ich gewiß zu sein.“ — „Ich heiße Johannes R...,“ entgegnete der unbekannte Vorgestellte, indem er Erich begrüßte. — Ein herrliches Abendbild lag vor den Augen der Beschauer ausgebreitet. Ein hoher Bergesgipfel, der äußerste Vorposten einer weit sich hinstreckenden Gebirgskette, geschmückt mit den Mauerresten einstiger Größe, trat keck in den Vordergrund und theilte die Landschaft in zwei Bilder. Das Bild zur rechten Hand war das beschränktere. Ein Stromthal, lang hingedehnt zwischen hohen Bergen, aus denen dämmernd die Thürme einer Stadt hervorragten. — „Das ist dort das Ziel Deiner Reise,“ sagte Bernhard zu Erich. — Links aber breitete sich eine weite Fernsicht lebhaft und anmutig aus. Liebliche Rebenhügel stiegen terrassenförmig am jenseitigen Ufer auf, und ein kleines Flüßchen, das sie durchbrach und sich

in den Strom ergoß, eröffnete den Blicken Eingang in ein kleineres Seitenthälchen, vielversprechend und geheimnißvoll in träumerischen Abendduft gehüllt. Durch das ganze Bild aber wand sich der Strom, wie der lebendige Gedanke ewigen Werdens und rastloser Geschäftigkeit, und rauschende Mühlräder und Hämmerwerke in der Tiefe gaben Kunde seines geschäftigen Verkehrs mit fleißigen Menschenhänden. Und über dem Ganzen lag der Abendhimmel klar und rein, seine sinkende Sonne hinter purpurnen Wolken verbergend.

Nachdem die Drei eine Weile schweigend hinabgesehen, nahm Bernhard zuerst wieder das Wort, indem er sich zu Johannes wandte: „Sie scheinen hier zu Hause zu sein, machen sie uns mit der Gegend bekannt. Ist das Dorf dort unten Heimbach und wohnt dort der Pfarrer B., bei dem ich die erste Station meiner Reise durch die Vetternstraße zu machen gedenke? Ist ferner dort ein gutes Bier im Wirtshause? Bitte, Herr Cicerone" —

„Geben Sie ihm nur die Nachricht über das Bier zuerst, das ist ihm doch die Hauptsache!" unterbrach ihn Erich. — Johannes wußte darüber genügende und für Bernhard befriedigende Auskunft zu geben, dann fuhr er fort: „Das Dorf dort unten ist aller-

dings Heimbach, wir haben noch ein Stündchen bis dahin zu gehen, ich bin selbst dort zu Hause, kann Sie also begleiten. Der Bergesgipfel hier gegenüber mit der Ruine, ist die Weilburg.

Bei dem Namen Weilburg stutzte Erich. Eine Erinnerung durchflog ihn, der Andre aber bemerkte es nicht und fuhr fort. „Die Familie der Grafen Weilburg existirt noch, hat aber ihren Wohnsitz dort hinunter in's Thal verlegt, Sie sehen dort das weiße hervorschimmernde Schloß, in der Nähe des Dorfes Heimbach."

„Mir ist," sagte Bernhard, „als habe mein Vetter, der Pfarrer B. früher einmal meinem Vater eine Mittheilung gemacht über ein merkwürdiges Bild — richtig, er nannte es „die Tochter Jephta's," mich interessirte damals das Bild, kann man es noch sehen?"

„Das Bild ist verloren gegangen," entgegnete Johannes; seit dem Brande der Kapelle, dem einzigen bis vor Kurzem noch erhaltenen Theile der Weilburg, in die der Blitz geschlagen hatte, ist es verschwunden, wahrscheinlich mit verbrannt. Es war ein wunderbares Bild, die Situation, wie der Vater seine Tochter mit dem Schwerte opfert, war mit fürchterlicher Grellheit ausgedrückt. Uebrigens glaube ich nicht,

daß es die Intention des Malers war, die Opferung der Tochter Jephta's darzustellen. Die Figuren sind sämmtlich in der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts, einige Mönche und geharnischte Ritter sind als Staffage benutzt, und obgleich die Maler jener Zeit darin stets mit großer Naivetät verfahren, wie man denn auf Gemälden, die die Kreuzigung darstellen, häufig Pluderhosen, Handschuhe, Federhüte findet, so glaube ich doch, daß das Bild etwas Anderes vorstellen sollte. Doch Sie kennen es ja nicht, was rede ich also darüber. Merkwürdig aber ist es, daß das abergläubische Volk dem Bilde böse Einwirkungen zuschrieb, und noch jetzt die Kapelle, wo es gehangen, gern vermeidet."

„Die böseste Einwirkung," entgegnete Bernhard, die die bloße Beschreibung des Bildes auf mich macht, ist, daß ich dabei immer durstiger werde, also denke ich, wir machen uns wieder auf den Weg. Glück auf die Reise, Erich, hier trennen sich unsre Wege. Ich mache in Kürze ein paar Vetternstationen bei Landpfarrern ab, dann besuche ich Dich in der Stadt." — Johannes wies Erich noch auf den rechten Weg: „Folgen Sie immer dem Fußsteig hinab, dann kommen Sie über eine Wiese und durch ein kleines Weidengesträuch, das an die Fahrstraße nach der

Stadt führt.“ Johannes schritt darauf mit Bernhard links hinab nach Heimbach, während Erich allein seinen Weg nach der entgegengesetzten Richtung einschlug. Im Gehen stellte er seine Mutmaßungen an, wer dieser Johannes wohl sein könnte, dessen Wesen ihn, so weit dies bei der flüchtigen Begegnung der Fall sein konnte, sehr angesprochen hatte, mehr aber noch hingen seine Gedanken einer Erinnerung nach, die sich an den von Johannes ausgesprochenen Namen Weilburg knüpfte, und die die fröhlichen Schwingen seiner Seele für einige Augenblicke zu hemmen schien. Schnell aber warf er den Kopf zurück, als habe er frischen Mutes die lästige Erinnerung von sich gestoßen, und fand sich jetzt am Fuße des Berges auf der Wiese, welche sich dem Ufer des Stromes entgegensenkte. Ein Kahn lag am Ufer, und einige Bündel frischen Grases bereits im Kahne, während ein Bauerbursche und ein Mädchen beschäftigt waren, den Rest des eben geschnittenen noch dazu zu tragen. Das Mädchen war hübsch, es schien kein Landmädchen zu sein, obgleich ihre Kleidung auch nicht ganz städtisch war, doch zeigte der große runde Strohhut, den sie, da die Sonne nicht mehr schien, am Arme trug, und das Seidenband, das daran befestigt war, daß das Mädchen aus der Stadt sein

mußte. Der Knecht saß bereits im Kahne und eben wollte seine Gehülfin auch einsteigen, als Erich grüßend herantrat mit der Frage, ob die Stadt zu Wasser schneller zu erreichen sei? Es wurde bejaht, und auf seine Bitte, ihn mit in den Kahn zu nehmen, lud ihn das Mädchen ein, mit einzusteigen. Dann tauchte der Knecht das Ruder tiefer ein, bald war der Kahn mitten auf dem Strome, und es war ein schöner Anblick, wie das Mädchen ebenfalls so leicht und kräftig das Ruder zu handhaben wußte. Erich bat sie, es ihm zu überlassen, doch war sie nicht dazu zu bewegen, und als er darauf bestand, entgegnete sie lachend und drohend: „Sie sind jetzt Frachtgut, machen Sie nicht, daß ich Sie als Ballast ansehe!" — Das war allerdings kein Ausspruch eines Bauermädchens, und Erich, dem die lebendigen Augen seiner Fährmännin gefielen, fing bald ein anderes Gespräch an.

„Kennen Sie," fragte er, „in der Stadt einen Doctor Ulrich?"

„Ja freilich," entgegnete das Mädchen, „und zu dem wollen Sie? Da können wir Sie bis an die Gartenthür rudern, denn der Garten stößt hart an den Fluß. Ich weiß jetzt auch," fuhr sie fort, indem sie ihn lächelnd ansah, wer Sie sind. Sie sind gewiß

der Schwager des Herrn Doktor, der schon seit ein par Tagen erwartet wird. Hab' ich recht geraten?"

„Nun, das ist alles Mögliche!" lachte Erich, „also mit solcher Gespanntheit erwartet man mich hier, daß man mich nach der Beschreibung zu Land und zu Wasser erkennt! Allerdings haben Sie recht geraten. O wie schade, daß ich die Ehrenpforten nicht gesehn habe, die doch wahrscheinlich für mich in den Straßen aufgerichtet sind!"

Das Mädchen errötete leicht, es fühlte, daß dies ein Spott auf ihre erste Frage sein sollte, dann sah sie ihm scharf in die Augen und sagte schalkhaft in Bezug auf seine phantastische und durch die Wanderung etwas in Unordnung geratene Reisekleidung: „Schade ist's freilich, daß Sie nicht durch die Straßen gegangen sind, da hätten doch Andre noch ihre Freude gehabt, besonders die Kinder, nun aber bringen wir Sie so hinten herum, und der Mathes und ich sind die beiden Einzigen, denen's geboten wird!"

Eben wollte sich Erich durch eine Entgegnung an seiner hübschen Gegnerin rächen, da rief diese dem Knechte zu: „Mathes, Mathes, der Wind nimmt Dir das Band vom Hute!" — Der Mathes, der bis dahin ohne jedes Zeichen der Theilnahme dagesessen hatte, griff hastig nach seinem Hute, als sei mit dem

Verluste des Bandes ein Unglück verbunden, und reichte den Hut dem Mädchen, welches das grüne Band darauf feststeckte, und den Hut mit den Worten zurückgab: „Bringe mir den Hut heut Abend, Mathes, ich will dir das Band festnähen.“

Erich stellte Betrachtungen bei sich an, in welchem Verhältniß die Beiden wohl stünden. Das Mädchen gehört doch offenbar nicht der dienenden Klasse an, dachte er, und steht über jenem Knechte, der, obgleich ein wohlgewachsener hübscher Bursche, doch nach seiner Ansicht nicht der Schatz dieses Mädchens sein durfte. Dann aber schien ihm das Anerbieten in Betreff des Bandes doch auf eine Vertraulichkeit schließen zu lassen, welche nur zwischen Liebesleuten üblich ist. Während dieser Betrachtungen hatte er übersehen, daß der Mathes dem Ufer zusteuerte, und jetzt den Kahn bereits zum Aussteigen festhielt. — „Da ist die Gartenthür,“ sagte das Mädchen. — „Schon da?“ rief Erich, der gern noch weiter mitgefahren wäre, sprang dann an's Ufer und suchte die Thür zu öffnen. Sie war verschlossen. Da fiel ihm ein, daß er vergessen habe dem Burschen ein Geldgeschenk für die Fahrt zu machen, dem Mädchen etwas zu geben, kam ihm nicht in den Sinn — doch ja, einen Kuß hätte er ihr am Ende doch recht gern gegeben. Er wandte sich

um, der Kahn war bereits aber wieder mitten auf dem Strome, und das Mädchen nickte noch einmal freundlich lachend herüber. —

Da stand nun der fremde Wandrer vor der ebenfalls fremden verschlossenen Gartenthür. Was sollte er nun anfangen? Den schmalen Weg am Ufer, hinter der Gartenmauer wieder zurückzugehen, und sich so nach der Stadt zu fragen, dazu hatte er keine Lust, er machte daher keine Umstände, warf seine Reisetasche über die Mauer, gab seinem Stabe dieselbe Richtung und schickte sich selber an hinüber zu klettern. Noch ein Sprung und er war drüben, und zwar ebenfalls in einem fremden Garten. Eben wollte ihm der Gedanke aufsteigen: wie? wenn du nun wirklich in das Gehege fremder Leute gebrochen wärst — das gäbe eine Komödie! als zwei gellende Kinderstimmen in seiner Nähe schrien: „Ein Spitzbub! Ein Spitzbub!“ — Erich wandte sich um, um die beiden hoffnungsvollen Inhaber so hell tönender Kehlen zu betrachten, als diese davonliefen, und eine Dame um den Baumgang trat, die erst einen Augenblick stutzte, dann aber mit dem lauten Rufe: „Erich! Erich!“ dem vermeintlichen Spitzbuben in die Arme flog. Bruder und Schwester hielten sich nach langer Trennung umschlungen. Jetzt kam auch der Schwager

Doktor und noch ein junges Mädchen, die Schwester desselben, herbei, gefolgt von den beiden kleinen Ausreißern.

„Da haben wir's," rief der Doktor, „acht Tage lang wartet man mit Leibgerichten auf den Leichtfuß und dann steigt er Einem unvermutet über die Gartenmauer!" — Erich flog aus einem Arm in den andern, seine Schwägerin Sophie wurde ihm vorgestellt, ebenso seine beiden ihm noch unbekannten Neffen, die sich bereits der Reisetasche des Spitzbuben bemächtigt hatten, und sie hinter sich her in das Haus schleppten. Nun ging es an ein Fragen, Erzählen, Lachen und wiederholtes Begrüßen, und vor lauter Fragen und Antworten überhörte man das eben Gesagte wieder, und fragte noch zehnmal dasselbe. — „Liebe Beate," sagte endlich der Doktor zu seiner Frau, „bringe nur das Abendessen, damit sich die allgemeine Aufregung an etwas Vertilgbarem auslassen kann. Setze uns auch eine Flasche Mosel auf. Jungens, aus dem Wege, man stolpert doch ewig über euch! Glotzt doch den Onkel nicht so dumm an! Sophiechen, wische mal Paulchen die Nase. Ei da vergesse ich ganz, daß ich noch ein Wort mit dem Weinbauer zu sprechen habe, also geht nur Beaten nach in die Küche, Kinder, damit diese nicht in der Aufregung un-

ferem Appetite einen Strich durch die Rechnung macht.“ Mit diesen Worten schritt er auf eine lange hagere Gestalt zu, die grüßend in der Hausthür stand. Erich ging mit Sophien in die Werkstätte der gastronomischen Künstlerin, wohin er gewiesen worden war. — In Kurzem saß die Gesellschaft in einer Gartenlaube bei der Lampe um die Abendmahlzeit versammelt. Beate fand natürlich, daß der Bruder größer, breiter, schöner geworden sei, und auch Sophie war dieser Ansicht, wofür sie der Doktor auslachte, da sie Erich ja früher nicht gesehen habe. Beate tadelte nur, daß Erich nicht rasirt sei, Sophie aber meinte, so ein kleines Bärtchen, wie Erich es trage, gefiele ihr recht gut, einen großen Bart aber würde sie auch nicht billigen. „Du hast doch noch andre Kleidungsstücke bei dir?“ fragte Beate. — „Das Haar ist aber etwas zu lang,“ fand Sophie. — „Ja wohl,“ meinte Beate, „und das Halstuch mußt du anders binden“—

„Und das Komplimentirbuch studiren,“ fiel der Doktor trocken ein, indem er sich eine Cigarre anbrannte. „Ich bitte euch, Kinder, laßt doch den Quark sein, nehmt den armen Jungen nicht gleich heut in eure Klauen. Erich, nimm dich überhaupt vor den beiden Frauenzimmern in Acht, was sie nicht auf den ersten Anlauf erringen, das wissen sie zu er-

schleichen — ja ja, nur keine Einrede, ich spreche aus trauriger Erfahrung.“ — So scherzte man und verplauderte die Stunden. Erich erzählte von den letzten kleinen Begebenheiten seiner Reise, auch von dem hübschen Mädchen, das ihn bis an die Gartenthür gerudert hatte. — „Das ist des Weinbauern Tochter Sabine gewesen,“ riefen die Uebrigen wie aus einem Munde. „Nun, da bist du in liebenswürdiger Gesellschaft hergekommen,“ sagte der Doktor, „die Sabine ist ein Prachtmädel.“

„Ein ganz vortreffliches Mädchen,“ fuhr Beate fort. „Ich habe ihr viel zu danken. Als ich im vorigen Jahre lange Zeit krank lag — Sophie war damals noch nicht bei uns — erbot sie sich selbst mich zu pflegen, und that nicht allein dies, sondern stand auch dem ganzen Hauswesen musterhaft vor, bemutterte die Kinder, kurz sie war uns ein wahrer Segen. Für ein Mädchen von siebzehn Jahren leistet sie das Mögliche. Sie leitet die ziemlich bedeutende Wirtschaft ihres Vaters, des Weinbauern, der hier in unsrer Nähe wohnt und die schönsten Weinberge in der Gegend besitzt, mit der größten Umsicht und Gewandtheit, ist dabei immer in liebenswürdiger Laune, und in jeder Hinsicht ein vortreffliches Kind. Sie besucht uns sehr oft, sie hätte Dir schon unterwegs von uns erzählen können.“

In Sabinen's Lob ſtimmten in dieſer Weiſe Alle überein, weniger war dies der Fall, als Erich von Johannes anfing.

„Alſo auch dieſen Phantaſten haſt du ſchon kennen gelernt," ſagte der Doktor. „Hat er dir zur Begrüßung nicht gleich ein bogenlanges Gedicht vorgeleſen? Dieſer Burſch iſt mir einer der unleidlichſten Menſchen, er iſt ein Träumer, der für nichts Reelles Sinn hat. Ewige Schwebelei und Nebelei und Poeterei!"

„Du kennſt ihn nicht, lieber Ulrich," entgegnete Beate, „oder du beurtheilſt ihn falſch. Daß er ein Stück Poet iſt, ſollte dich doch nicht ſo vor ihm zurückſchrecken, übrigens iſt es auch gar nicht ſeine Art ſo, wie du wähnſt, mit langen Gedichten um ſich zu werfen, im Gegentheil, er iſt damit ſehr zurückhaltend. Und was die Schwebelei und Nebelei betrifft, ſo iſt das eine Lieblingsbenennung von dir, die aber hier nicht paßt. Er iſt eben ein junger Menſch, bei dem Gemüt Alleinherrſcher iſt, eine zarte und dabei ſo edle Natur, die es wohl verdient, daß man ſie etwas ſchonend behandelt. Manche Ecken an ihr wird die Zeit ſchon noch abſchleifen."

„Ihr Frauensleute ſeid alle in den albernen Jungen vernarrt," entgegnete der Doktor.

Beate fuhr zu Erich gewendet fort: „Dieser Johannes ist der Sohn des Schloßverwalters zu Schloß Weilburg, du hast es vielleicht vom Berge aus liegen sehen. Der Pfarrer in Heimbach entdeckte Talente in dem Knaben, verwandte sich bei dem alten Grafen für ihn, und dieser läßt ihn nun studiren. Er ist erst vor Kurzem wieder nach Hause gekommen, um die Ferien da zu verleben. Jeder, der ihn kennt, hält viel von ihm, bis auf diesen — brummigen Mann hier, der ihn aber eben nicht kennt."

Mancherlei wurde noch durchgesprochen, dann sagte man sich gute Nacht. Beate nahm eine Kerze und leuchtete dem Bruder hinauf in das Gemach, das sie für ihn vorbereitet hatte. Als ältere Schwester gestattete sie sich das Vorrecht, noch ein halbes Stündchen bei Erich zu verplaudern. Neben ihm auf dem Sofa sitzend, that sie jetzt eine Frage an ihn, die ihr schon lange auf dem Herzen gelegen haben mußte. „Weißt Du denn," fragte sie, „daß an meiner so dringenden Einladung, uns diesen Sommer zu besuchen, noch Jemand anders Theil hat?"

Erich sah seine Schwester erstaunt an.

„Du weißt es wirklich nicht? Oder willst du es nur nicht wissen? Nun ich will dir nur die ganze Geschichte erzählen, nachher magst du beichten.

Seit dem Frühjahr hat nämlich der Graf Weilburg mit der Comteſſe Corona, ſeiner Tochter, wieder ſein Schloß in der Nähe von Heimbach bezogen, nachdem er fünf Jahre theils in Rom, theils in Paris, theils ſonſt auf Reiſen zugebracht hatte. Der Graf ſcheint ſehr leidend zu ſein, es iſt wohl ein Gemütsleiden, was ihn drückt, man ſagt die Auflöſung einer Partie, die ſeine Tochter gehabt und dann, trotzdem daß der Bräutigam ſie ſchwärmeriſch liebte, plötzlich abgebrochen, habe ſeine trübe Stimmung noch vermehrt. Die Comteſſe iſt ſehr ſchön und eben ſo ſtolz, ich gehöre zu den wenigen Frauen, die ſich über dieſe ihre Untugend nicht zu beklagen haben. In Geſellſchaft lernte ich ſie kennen, unterhielt mich viel mit ihr, ſie ſuchte mich immer wieder, trotzdem daß ſie Weltdame iſt und ich ſimple Hausfrau, fragte mich über meine Familie, ich erzählte ihr auch von dir und daß du uns vielleicht beſuchen würdeſt. Merkwürdigerweiſe ermunterte ſie mich ſehr, dich doch gar einzuladen, dann glaubte ich eine kleine Verlegenheit an ihr wahrzunehmen, wir ſprachen über andre Dinge — und doch kam ſie noch einmal auf meinen Bruder zurück, er würde ſich in dieſer ſchönen Gegend gewiß vortrefflich gefallen. Und, noch mehr, zweimal als ich ſeitdem wieder mit ihr zuſammenkam, war eine

ihrer erſten Fragen, ob ich mich des Beſuches meines Bruders in dieſem Sommer würde zu erfreuen haben? Und nun ſage mir, Erich, kennſt du die Dame?"

Erich war einen Augenblick betreten. „Das iſt mir ein unerklärliches Intereſſe, wer weiß, Beate, ob du es dir nicht nur vorſpiegelſt."

„O nein, lieber Erich, in dergleichen irre ich mich nicht! Du ſollteſt die Comteſſe Corona alſo wirklich nicht kennen?"

„Ich kenne ſie in der That kaum. In der Schweiz wohnte ich allerdings einmal, vor einem Jahre, in einem Gaſthofe mit einer Familie Weilburg. Geſehn habe ich da wohl zuweilen eine Dame — aber eine Bekanntſchaft kann ich das kaum nennen!"

Beate ſah mit geübtem Blicke, Erich wolle heut nichts weiter darüber ſagen, ſie beſchloß daher, eine beſſere Gelegenheit abzuwarten. Mit Gewandtheit ſprang ſie dann zu einem andern Geſpräch über, und ſchied bald darauf mit dem Wunſche von Erich, er möge die erſte Nacht unter ihrem Dache recht ſüß ſchlafen. —

Erich, obgleich vorher noch müde von der heutigen Fußwanderung, war durch Beatens Mittheilung in eine lebhafte Aufregung geraten, in welcher ihn der Schlaf noch lange fliehen zu wollen ſchien. Er war

mit sich selbst unzufrieden, die lästigen Gedanken nicht los werden zu können, schritt das Zimmer auf und ab, es schien ihm schwül, er öffnete das Fenster und warf sich dann, von seinen Gedanken bemeistert, in eine Sofaecke.

Unterdessen habe ich Zeit, noch Einiges über Erichs Lebensverhältnisse zu erzählen. Seiner Eltern in frühster Kindheit beraubt, war seine zehn Jahre ältere Schwester Beate ihm der Gegenstand, auf den er alle Familienliebe übertrug. Beide lebten bei Verwandten, Beate aber war seine eigentliche Erzieherin und Mutter. Sie verheiratete sich, Erich sollte ihr aber auf den Rat des Vormunds nicht folgen, sondern im Hause der Verwandten bleiben. Er bezog die Universität. Von Jugend auf durch glückliche äußere Lebensverhältnisse begünstigt, in einer Lage, sich uneingeschränkt allseitig ausbilden zu können, folgte er auch hier ganz seinem Geschmack und Willen. Die Fachstudien zogen ihn nicht an, er brauchte sich ihnen nicht hinzugeben, dafür füllten Kunst- und literarische Studien sein ganzes Interesse. Nachdem er zwei Jahre mit schönem Erfolge in dieser Weise sich gebildet, gewann die plastische Kunst und vorzüglich die Architektur die Oberhand in seinem Interesse, wie auch sein Talent ihn hauptsächlich nach dieser Seite hin zu wei-

ſen ſchien. Er befeſtigte ſich hierin, bezog deshalb nochmals eine Akademie, und hatte ſein künſtleriſches Streben dahin gerichtet, ſich als Baumeiſter und Meiſter ſeiner Kunſt einmal einen ſchönen Wirkungskreis zu gründen. Er war jetzt dreiundzwanzig Jahre alt, und ein reiches blühendes Leben ſah ſeine Phantaſie vor ſeinen Blicken ausgebreitet. Seine Kunſtliebe entſprang aus ſeinem Naturſinn, die Natur war ſeine Göttin, der er enthuſiaſtiſch huldigte. — Erich erwachte aus dem Schlummer, der ihn allmälig beſchlichen hatte. Es mußte ſpät in der Nacht ſein, das Licht war tief herabgebrannt und der kalte Nachtwind zog durch das offne Fenſter. Er ſchloß es und legte ſich ſchlummertrunken zur Ruhe.

2.

Jugendideale.

Als Erich erwachte, war die Sonne eben in aller Pracht aufgegangen. Ein geſunder Schlaf hatte das beſorgliche Gefühl, das ihm geſtern Abend eine Erinnerung gebracht hatte, verſcheucht, er war fröhlich und

erquickt. Im Hause war es noch still. Rasch warf er sich in die Kleider und eilte hinaus in das frische Weben des Morgens. — Das war ein Morgen! Er eilte jenem Gipfel zu, von dem aus er gestern Abend zuerst das Städtchen gesehen hatte. Es war eine seiner Eigenheiten, daß, wenn er in eine Gegend kam, er sie auf Schritt und Tritt kennen zu lernen suchte. Jeden Waldsteig mußte er durchwandern, jeden Hügel besteigen, dann aber fühlte er sich heimisch und konnte die Schönheiten der Gegend von Herzen genießen. Er stürmte den Berg hinauf, der ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Goldig lagen die Berge da, das Städtchen streckte sich in blauem golddurchschillertem Dampfe in der Tiefe. Die Bäume schienen im Feierkleide, die Vögel begrüßten sich zwitschernd im Thauregen auf den Zweigen, und die Waldblumen glänzten rings umher wie glatte frisch gewaschne Kindergesichter. Erich überkam es, als müßte er jetzt etwas Ungeahntes, Schönes erleben, so feierlich froh war ihm zu Muthe. Kaum aber war er auf der Höhe angelangt, als er eine Stimme rufen hörte: „Da ist er wirklich!“ Johannes sprang um die Büsche auf ihn zu, und beide begrüßten einander wie alte Bekannte, die sich Jahre lang nicht gesehen hatten. Die Jugend macht schnell Bekanntschaften.

„Ich hab's geahnt," sagte Johannes mit funkelnden Augen, „mein wandernder Sänger von gestern mußte auch heut schon hier sein. Wir haben noch viel von ihm gesprochen, dieser Maler, den ich gestern nach Heimbach hinunterbegleitete, ist ein durchtriebener, toller Mensch. Gestern hat er gleich an jedem Fenster, wo er ein Mädchengesicht erblickte, eine Unterhaltung angesponnen und sämmtliche heimbacher Burschen eifersüchtig gemacht. Darauf begab er sich ins Wirtshaus, bevor er noch zu seinem Verwandten, dem Pfarrer, gegangen war, mehre Burschen lauerten ihm auf und es wäre ohne Zweifel zu einer Schlägerei gekommen, hätte ich nicht die Sache beigelegt. Das ganze Dorf war dabei in Aufregung geraten, und der Pfarrer hat seinen auffallenden Gast nicht eben mit offenen Armen empfangen. Jetzt liegt er nun in der Pfarre und verschläft wie eine Ratze den schönen Morgen."

„Das sieht ihm ganz ähnlich," entgegnete lachend Erich. „Er kann sich nirgends in seinen Tollheiten und Ausschweifungen beschränken, und Andre haben dann meist gut zu machen, was er verbrochen hat. Er ist im Uebrigen ein liebenswürdiger Gesell, und hat sogar Momente, wo er ziemlich vernünftig ist. Ich lernte ihn auf einer Reise vor einigen Jahren

kennen, seitdem haben wir manch Stück Land zusammen durchstreift.“ —

Erich und Johannes schweiften noch eine Weile über Hügel und Thal. Letzterer war sehr gesprächig und lebendig, und Erich konnte das harte Urtheil nicht begreifen, welches Ulrich über ihn gefällt hatte. Er fühlte sich durchaus von keiner Schwebelei und Nebelei abgestoßen, im Gegentheil zog ihn das Wesen des neuen Bekannten lebendig mit sich fort, und er wünschte eine nähere Vertraulichkeit mit ihm. — Doch die Sonne stieg höher und Erich wollte seiner Schwester nicht den Kummer bereiten, gleich das erste Frühstück zu versäumen. Die Jünglinge reichten einander die Hand, und als sie einander ansahen, war es als schauten beide in eine Welt von Ereignissen, die geheimnißvoll verschleiert zwischen ihnen läge, aus der aber ein Harmoniemeer lockender Klänge hervorriefe, ein Weben und Regen tausendfarbiger Lichter und Strahlen, ein jauchzender Ruf halb bekannter und halb fremder, aber wonnig klingender Stimmen. — Johannes versprach am Abend nach der Stadt zu kommen, und Erich schritt singend nach Hause, wo Beate ihn schon längst erwartete.

Er besorgte, die Schwester werde wieder auf ihr Gespräch vom gestrigen Abend zurückkommen, doch da

verstand er sich schlecht auf die Diplomatie der Frauen. Ulrich hatte ganz recht gewarnt: Was sie auf den ersten Angriff nicht erlangen, das wissen sie zu erschleichen. Und so wartete Beate, die ein Geheimniß ahnte, ruhig die Stunde ab, wo Erich ihr nicht würde widerstehen können. Sie ahnte ein Geheimniß, ja sie freute sich sogar heimlich darüber und fand es gar nicht so unwahrscheinlich, daß ihr Erich — in den sie, wie ältere Schwestern gewöhnlich in den jüngeren Bruder, halb verliebt war — in irgend einer näheren Beziehung zu der schönen stolzen Gräfin stehe. — Die Familie erhielt eine Einladung zum Abend, die sie nicht ausschlagen konnte, Erich aber weigerte sich hartnäckig, mit von der Partie zu sein, er erwartete Johannes. Und Beate, indem sie seinen Anzug musterte, drang auch weiter nicht in ihn, schickte aber heimlich zu einem Schneider, der dem Bruder eine salonmäßige Hülle schaffen mußte, für künftige Fälle. — —

Der Abend kam. Erich war allein zu Hause, bald aber erschien Johannes. Ein Kahn lag am Ufer festgebunden, und Johannes schlug eine Fahrt vor. Sie ruderten ein Stück auf dem Strome hin, als Letzterer dem Ufer wieder zulenkte, und Erich sah in einem Garten, der ebenfalls hart ans Ufer stieß, seine lieb-

liche Fährmännin stehen. Sie grüßte unbefangen herüber. Die Jünglinge hielten den Kahn am Ufer fest, wo Sabine auf einem Bänkchen saß, umgeben von einem Gewirre gepflückter Blumen, die sie zu einem Kranze wand. Sie sprach ohne Scheu und Verlegenheit mit den beiden jungen Gesellen im Kahne, Johannes schien sie schon länger zu kennen.

„So nahe wohnen wir bei einander?" sagte Erich.

„Sehen Sie," sagte das Mädchen, „daß ich also recht gut wissen konnte, daß Sie der Bruder der Frau Doktorin sind, Sie brauchten mich nicht gleich so zu verspotten."

„Nun," entgegnete Erich, „es sollte kein Spott sein, übrigens wußten Sie meinem Spotte doch recht wohl zu begegnen. Aber für wen wird denn der schöne Kranz?"

„Morgen ist Kindtaufe bei Nachbarsleuten, die haben mich um Blumen gebeten. Wir haben ja so viele, der Vater hat mir fast das ganze Gärtchen hier dazu eingeräumt, weil wir draußen noch einen großen Garten haben, und da kommt immer Alles zu mir."

„Wahrscheinlich auch, weil Niemand so schön Kränze zu winden versteht. Wie schön Sie die Farben vertheilt haben!"

Sabine ſah lächelnd und zufrieden ihren eben fertigen Kranz an. Da hörte man im Hauſe eine Männerſtimme rufen. Sabine ſprang auf mit den Worten: „Gleich, Vater, ich komme ſchon!“ In den Garten aber trat ein langer hagerer Mann mit ſtrengen Geſichtszügen, einer Adlernaſe, grauen durchdringenden Augen und ſtarkem, ſchon gebleichtem Har. Doch wurde die Strenge ſeiner Mienen durch einen jovialen Zug um den Mund gemildert. Er trug einen langen, bäuriſchen blauen Rock, und ſo kam die imponirende Geſtalt des Weinbauern mit Hut und Stock dahergeſchritten.

„Ei, grüß Gott, Herr Nachbar Hellborf,“ ſprach der Weinbauer zu Erich, „wie gefällt's Ihnen bei uns? Ich hab' Sie geſtern ſchon geſehn. Aber Sie werden mir doch nicht ſo einen halben Beſuch an der Hinterthüre machen wollen? Binden Sie Ihren Kahn an, und koſten Sie 'mal meinen Zweiundvierziger. Und Sie auch, Muſje Johannes. Sabine, iſt der Mathes noch nicht da? Wo der Wettersbub nur wieder ſteckt.“

Erich und Johannes folgten der Einladung des Weinbauern. Dieſer ſchritt voran in das Haus. Sein Name war Hartmann, er ließ ſich aber lieber Weinbauer nennen. Er beſaß bedeutende Wein-

berge in der Umgegend, vorzüglich in Heimbach, und einen gefüllten Keller nebst Gebäude in der Stadt, woselbst er gute Geschäfte machte, indem kleinere Weinbergbesitzer ihm ihren Wein verkauften, dessen Versendung und Besorgung an größere Handlungshäuser in entfernteren Städten er dann übernahm. In der Wirtsstube war ein Verschlag in einer Ecke eingerichtet für vornehmere Gäste, dahin führte der Weinbauer die beiden Jünglinge. Sabine brachte auf einem zinnernen Teller den Zweiundvierziger in einem steinernen Deckelkruge, und Gläser. — „Stoßen wir an auf gute Nachbarschaft," sagte der Weinbauer zu Erich. — „Und wir ebenfalls," wandte sich der Letztere zu Sabinen, die ohne Umstände ihres Vaters Glas ergriff, mit Erich und Johannes anstieß, und trank. —

„Höre, Sabine, wenn der Mathes kommt, schick ihn mir herein, der Bursch macht mir 'mal wieder — nu, man muß mit ihm nachsichtig verfahren!" — Sabine ging in die anstoßende Küche und Erich bemerkte, wie hin und wieder die Gardine des Thürfensterchens leise verschoben wurde, um einem lauschenden Auge Platz zu machen.

„Wer ist denn der Mathes, den Sie erwarten?" fragte drauf Erich.

„Der Mathes ist in meinem Dienste, er ist mir heut weggelaufen, wer weiß wohin? Wenn er nur nicht wieder da 'nauf zu der alten zerfallenen Kapelle gelaufen ist, andre Menschen gehn dem Ort, wo das verwünschte Bild gehangen war, aus dem Wege, zweimal aber hat ihn der Gemeindehirt von Heimbach schon da oben getroffen, ich möcht' wissen, was der Bub da oben schafft?"

Erich erinnerte sich, gestern schon von dem Bilde gehört zu haben, und fragte, was es damit für eine Bewandtniß habe.

„Ja, was wird's sein?" entgegnete der Weinbauer. „Kein Mensch weiß recht, warum es Einem bei dem Bilde immer kalt über den Rücken läuft. Die Leute sagen, es wären schon Viele dadurch unglücklich geworden, und haben's aus der Kirche wegschaffen wollen. Der Graf aber sagte, es gehörte zur Kirche und müßte drin bleiben. Nachher ist die Kirche, oder die Kapelle, denn's war nur ein kleines Ding, abgebrannt, und Jeder dankte Gott, daß das Bild mit verbrannt wär. Ja, wer weiß es aber? Da schau mal Einer 'nein in's neue Schloß, ich mein', es wird wol gerettet sein und irgendwo hängen, denn 's ist ein Erbstück. Ich wünscht', die alte Schmierale wär zum Teufel, denn's ist gotteslästerlich, so was zu malen!"

Des Weinbauern Zweiundvierziger war gut und machte die Herzen warm. Eine Kanne nach der andern wurde gebracht, der Weinbauer war gesprächig, Erich und Johannes fühlten, daß ihre Herzen sich näher an einander schlossen. Sie sprachen von ihren Studien, ihren Lieblingswünschen, Bestrebungen, und der Weinbauer hörte, wenn er in eine derartige Unterhaltung nicht eingreifen konnte, aufmerksam zu. Es war spät geworden, da trat Sabine ein, überreichte Erich einen Schlüssel und sagte: „Die Frau Doktorin schickt dem Herrn Bruder den Hausschlüssel, im Fall er spät ausbleiben wollte.“ Erich mußte lächeln über die Vorsorglichkeit seiner Schwester, die selbst bei seinen kleinen Extravaganzen nicht ruhen mochte. Die vorige Unterhaltung wurde wieder aufgenommen, und Johannes sagte, indem er sein Glas erhob: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“

„Ich stoße mit drauf an,“ entgegnete Erich, „nehme aber dies Goethesche Wort in dem Sinne, wie ich es verstehe.“ Er leerte sein Glas und fuhr fort: „Man braucht nicht alt zu sein, um zu erkennen, daß dieser Ausspruch nur eine relative Wahrheit hat. Das Fortschreiten mit jedem Lebensjahre lehrt uns schon, daß man Vieles, was man in der Jugend

gewünscht hat, niemals erlangen kann, weil es eine leere Träumerei war, an dem Meisten aber, was man an Jugendwünschen erlangt, hat man nur noch eine halbe Freude, denn jener Jugendschmelz ist verwischt, aus dem jene Wünsche hervorwuchsen.

„Das wäre eine traurige Aussicht in die Zukunft," entgegnete Johannes, „wenn ich recht verstehe. Dann hätten wir an jedem neuen Tage ein neues Glied in der Kette trauriger Erfahrungen und eines verfehlten Strebens, und könnten uns keines Augenblickes recht erfreuen. Nein, ich glaube grade, Alles, was wir lebendig fühlen und was wir genießen, berechtigt uns zu der Annahme, daß die Zukunft es nicht in uns auslöschen könne. Jede gute Stunde, in der wir die Lichtmomente unseres Lebens empfinden, ist der Boden, in welchem die Fruchtkörner unsrer Gedanken keimen und Wurzel schlagen, um sich mit Blüten und Zweigen, strebend und immer neue Knospen treibend, hinauszuranken in die Zukunft."

„Allerdings," sagte Erich erfreut, „nur muß jene Gedankensat auch wirklich fruchtbar sein. Ich denke, daß jene Fülle, die man besitzen soll, nicht eine Reihe von Erfüllungen ist, sondern der Totaleindruck von schönen Erinnerungen, der seinen Abglanz wirft auf die Thätigkeit der Gegenwart, auf

eine Thätigkeit, zu der uns Geistesbildung und Charakterentwickelung geführt haben. Meinte Goethe wirklich, daß alle Jugendwünsche einst erfüllt werden sollten, so widerspräche er sich selbst durch den Ausspruch: Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“

Der Weinbauer schien auch dieser Ansicht zu sein, er nickte und füllte die Gläser auf's Neue.

„Doch glaube nicht,“ fuhr Erich fort — denn das vertrauliche Du war heute schon in den Verkehr der beiden Jünglinge getreten — „glaube nicht, daß ich so sentimental sei, jede schöne Jugendhoffnung als unerfüllbar zu beklagen. Ich baue mir Luftschlösser, ich habe meine Ideale, und glaube an eine ewige Jugend, die geisteskräftig und frisch sich durch das Leben erhalten kann.“

„Ewige Jugend!“ rief Johannes und stieß mit Erich an, dann reichte er ihm die Hand, und Beide standen auf und sagten dem Weinbauer gute Nacht, der sehr von ihnen befriedigt zu sein schien. Sabine kam nicht mehr zum Vorschein. —

Sie traten hinaus auf die Straße. Es war eine helle Mondnacht. Beiden war das Herz voll und warm. „Ich geh noch nicht nach Hause,“ sagte

Erich, „ich begleite dich nach Heimbach, oder willst du bei mir bleiben?“

„Nein, gehen wir nur,“ erwiederte Johannes, indem er des Freundes Arm nahm; „nur jetzt nicht wieder zwischen Mauern und Wände! Laß uns noch umherschweifen.“

Sie schritten durch die mondhellen Straßen. Die alten hochgegiebelten Häuser grenzten sich schroff und schwarz ab gegen den hellen Nachthimmel, und ebenso ihre dunklen Schatten auf den Straßen. Die Berge schauten von allen Seiten hoch herein, und es war tiefe Stille, nur die Brunnenröhren rauschten nah und fern, oder der Nachtzug in den Bäumen, die hin und wieder vor einem Hause standen. Erich und Johannes sprachen nicht. Sie standen jetzt auf einem Platze, wo ein großes steinernes Becken das Brunnenwasser aus den Rachen von drei ergrauten und morschen Delphinen auffing, über denen ein Triton in das Muschelhorn stieß. Dies einstige Kunstwerk, denn dafür mochte es wohl oft gehalten worden sein, war schwarz und vielfach zerbröckelt, die Linden aber, die man mit ihm zugleich dorthin gepflanzt hatte, standen hoch und breitästig mit weiten Schatten da, und nahmen sprossend jährlich in dem Maße zu, als ihr Nachbar, der Triton, verfiel. Dort stand ein Bänk-

chen, Johannes führte Erich zu ihm hin. Johannes fühlte, daß sein Herz fast überquoll, er hätte alle Töne seiner Sele mögen dahinrauschen lassen in einem jubelnden Accord der Liebe, um anzuklopfen an dem befreundeten Herzen. Zwischen Beiden lag aber noch jenes Siegel, jenes unbekannte, geheimnißvolle Bannwort, das die strömende Flut des Ergusses hemmte. Hier waren zwei Selen, die sich fast in stürmender Eile ergriffen hatten, schon hatten sie einander erkannt, oder ahnten einen Sternenhimmel voll Liebe eine in der andern; schon hatten einzelne Gefühle der Wonne sich losgerungen und flogen entzückt einander entgegen; schon wollten die ersten Strahlen zweier Morgensonnen einander zusprühen, und, jede auf der fremden Trift, tausend Blumen und Sänger wach küssen — noch aber ging ein banges Zögern mit forschenden Augen zwischen Beiden hin, als fürchtete Einer des Andern Schweigen durch ein ungeschicktes Wort zu unterbrechen, oder als fürchteten Beide eine Enttäuschung über einen heilig geglaubten und groß empfundenen Augenblick. Solch eine Regung durchflog plötzlich Johannes Brust, er ergriff schnell die Hand Erichs, und dieser, als habe er nur auf die Minute gebarrt, flog an seine Brust und umarmte ihn stürmisch. — Der Mond stand in reinem Lichte

vor ihnen, die steinernen Delphine ließen nach wie vor eintönig ihre Fluten dahinrauschen, in den Linden aber säuselte ein leiser Hauch der Nacht den Segen über diese Stunde. —

Es hat die Natur einen Keim in den Busen der Menschen gelegt, gemeinsam für zwei holde Blüten des Lebens, Zwillingsregungen von gleicher Fähigkeit und Stärke. Die Sterblichen nennen sie Liebe und Freundschaft. Schön und groß ist es, wenn sie Hand in Hand gehen, gewöhnlich aber gewinnt die Liebe ihrer Schwester den Vorrang ab. Die Freundschaft ist auch eine Liebe, ja sie ist die geklärtere, uneigennützigere. Auf die Gluten jener gießt sie ihren erquickenden Thau, auf die Wunden jener bringt sie ihren Balsam. Im Sturme schreitet die Liebe einher, im Sturme ergreift auch die Freundschaft das jugendliche Gemüt. Voll, rein, frisch und natürlich muß die Brust fühlen, in der sie ihren Wohnsitz aufschlagen soll. Der Jüngling nur hat Kraft zu lieben, der auch die Freundschaft ganz empfindet. — Hier stehen zwei Jünglinge, in aller Kraft der Jugend erblühend, sie verstehen nicht, was sie mit Allgewalt an einander zieht, sie empfinden nur, daß es geschieht. Laß wehen deinen Odem, allschaffende, allkräftigende Natur!

3.

Geſtirnte Nächte.

Erich und Johannes lebten fortan täglich in Gebirg und Thal herrliche Jugendtage. Mit jedem Tage ſchloſſen ſie ſich enger an einander, Johannes kam täglich nach der Stadt, ſie beſuchten auch den Weinbauern und deſſen Tochter, die ſchon gewöhnt war, ſie als unzertrennlich Arm in Arm ankommen zu ſehen. — Der Doktor konnte dieſe Zuneigung Erichs zu Johannes weder begreifen noch billigen, und Beate konnte ſich einer kleinen Eiferſucht nicht erwehren, denn ſie liebte den Bruder wie ihren Augapfel, aber wohl wiſſend, daß Erich von Jugend auf das Bedürfniß gehabt hatte, in der freien Natur umherzuſchweifen und ſelbſt im Winter bei Schnee, Regen und Unwetter nicht in der Stube zu halten war, ließ ihn gewähren, denn was ihn erfreute, gereichte auch ihr zur Freude. — Einige Tage waren vergangen, da ſtellte ſie dem Bruder vor, daß es nun doch nöthig ſei, einen Beſuch auf Schloß Weilburg zu machen. Erich ſträubte ſich durchaus dagegen, er ſuchte alle erdenklichen Ausflüchte, bis ſie ihn bat, es aus Rückſicht für ſie zu thun. Daß ſeine Garderobe nicht für

so vornehme Gesellschaft eingerichtet sei, diesen Vorwand machte sie dadurch ungültig, daß sie die heimlich bestellte Salonhülle für den Bruder hervorholte, der sich denn endlich seufzend zu diesem Besuche verstand. So bestand er denn eines Nachmittags, salonmäßig angethan, die prüfenden Blicke Beatens und Sophiens, die mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, den Wagen aber, den Beate für nothwendig hielt, schlug er hartnäckig aus, und machte sich zu Fuße auf den Weg.

Das Schloß Weilburg stand am Abhange eines Berges, dessen waldige Bekleidung zu weitläufigen Parkanlagen benutzt waren. Es war ein großes stattliches Gebäude im Schnörkelstile des siebzehnten Jahrhunderts gebaut, mit vielen schlechten Statuen, gewundenen Säulen und Karyatiden verziert. Mehre Reihen von Zimmern standen unbewohnt, obgleich vollkommen eingerichtet, und nur der rechte Flügel des Schlosses war im modernen Geschmacke auf's Glänzendste dekorirt und wohnlich hergerichtet, denn der Graf lebte größtentheils auf Reisen oder in der Residenz und brachte mit seiner Tochter nur hin und wieder einige Sommermonate auf seinem Stammschlosse zu. Alles aber darin wurde stets aufs Sauberste erhalten, der Park, die Treibhäuser, die Gemächer

waren geschmackvoll und reich ausgestattet und zeugten von der großen Wohlhabenheit ihres Besitzers.

Als Erich die breite Kastanienallee, die zum Schlosse führte, durchschritten hatte, sah er mehrere Equipagen stehen, es war also Gesellschaft im Schlosse. Er wäre am Liebsten wieder umgekehrt. Er beschloß zuerst Johannes aufzusuchen, der als Sohn des Verwalters mit im Schlosse wohnte. Er war nicht zu Hause. Mit Mühe hielt er darauf einen der geschäftig umherlaufenden Bedienten fest, um sich melden zu lassen. Der Bediente musterte ihn unverschämt von oben bis unten, und ging erst, als Erich ihm mit stolzem Tone den Befehl wiederholte. Bald darauf erschien der Graf, der ihn mit kalter Höflichkeit begrüßte, und ihm in ebenso kaltem Tone versicherte, daß er sich freue, eine Reisebekanntschaft zu erneuern. Der Graf war ein hochgewachsener Mann mit aristokratischen Zügen, in welche verweste Leidenschaft, Gram und Körperleiden ihre Furchen gezogen hatten. Er führte ihn zur Gesellschaft, die, da es Abend werden wollte, eben von einem Spaziergang durch den Park zurückkam, um im Gartensalon den Thee einzunehmen. Die Gräfin Corona trat ihm entgegen. Erich staunte beim Wiedererblicken dieser vollendeten Schönheit. Schwarzes Haar, einfach um die

Schläfen geſcheitelt, kontraſtirte lebhaft zu den dunkelblauen, geiſtvollen Augen; Arme, Hals und Bruſt waren plaſtiſch vollendete Modelle. Den einzigen Schmuck ihres Anzuges vertrat ein Strauß von Orangenblüten, den ſie vor der Bruſt trug, und der ſich in ſeiner Weiße geſchmackvoll von dem violetten Sammtgewande abhob. Ein leichtes Rot überflog Coronas Wangen, als Erich ihr entgegentrat, es war als hätte ſie eine Ueberraſchung oder Verwirrung nieder zu kämpfen, dann aber ſah ſie ihm tief in die Augen und führte, da Erich etwas wortkarg in dieſem Kreiſe war, die Unterhaltung mit Gewandtheit und graziöſem Anſtand.

Die Geſellſchaft hatte ſich im Salon verſammelt, eine Geſellſchaftsdame Coronas ſervirte den Thee. Erich hielt ſich abſichtlich von der Gräfin entfernt, obgleich er bemerkt hatte, daß ſie ihm einen Seſſel neben dem ihrigen zugedacht hatte. Sie ließ ſich unterdeſſen die faden Artigkeiten einiger jungen Offiziere gefallen, um ſie dann durch ein hingeworfenes Wort ihre geiſtige Ueberlegenheit fühlen zu laſſen. Erich fühlte ſich äußerſt unheimiſch in dieſem Kreiſe, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt, die Luft drückte ihn. Es wurde gewünſcht Muſik zu machen. Eine junge, hübſche, etwas kokette Baronin ließ ſich nöthigen, ihre ent-

zückende Stimme am Piano ertönen zu laſſen. Erſt war ſie ganz heiſer und behauptete keinen Ton ſingen zu können, dann konnte ſie nichts auswendig, endlich aber, nach einer Viertelſtunde, war ſie denn doch ans Klavier komplimentirt, und die ſchmetternden Triller und Coloraturen einer Verdiſchen Arie, die ihrer ſehr gebildeten Kehle entrauſchten, zeigten, daß ſie durchaus nicht heiſer war, und auch eine Menge auswendig konnte. Corona fragte nach einem Volksliede. Sogleich war die Sängerin bereitwillig wieder zur Hand und ſang ein deutſches Volkslied. Aber wie! Erich überlief es kalt bei dieſer Singerei. Die einfachen Töne des Volksliedes waren hier verſetzt mit eleganten Fermaten, ein italieniſcher Triller drängte ſich an die Stelle eines ſanften Klanges der Wehmut, aller Waldesduft des Volksliedes war verloren, Patchouli und Biſam war darüber ausgegoſſen.

Was hätte Erich nicht darum gegeben, aus dem Salon zu entwiſchen. Das letzte verſtümmelte Volkslied hatte die letzte Hand an ſein Unbehagen gelegt, ihm wars, als könnte er keinen Athemzug mehr thun. Draußen goß der Mond ſein Dämmerlicht über die Bäume und umrankten Blumenſtöcke des Gartens, es lockte und zog ihn hinaus aus dem Glanz des Sales in das magiſche Dunkel der ſtillen ſanften

Nacht. Er benutzte den Augenblick, wo sich die Gesellschaft gruppenweise zusammengestellt hatte, manövrirte sich langsam bis zur offnen Glasthür des Salons, um ungesehn zu entkommen, noch ein Schritt — und er war draußen. Schon athmete er erquickt und neu belebt auf, als er dicht hinter sich eine Stimme leise rufen hörte: „Orion!“

Er fuhr zusammen, denn er kannte die Stimme, er kannte diesen Namen, er sah Corona neben sich stehen. Sie waren durch ein aufgestelltes Boskett von Treibhausblumen vor den Augen der Gesellschaft gedeckt.

„Orion,“ sagte Corona, „Sie wollen fort?“

„Verzeihung, gnädige Gräfin, sprach Erich befangen, „die Wärme, der bedeutende Duft im Sale — ich, der ich gewöhnt bin, im Freien zu leben —“

„Ich habe Sie beobachtet, Sie fühlten sich nicht wohl bei uns. Und doch, Sie sollen so nicht fort, Sie weichen mir aus, bleiben Sie, Sie müssen noch viel von mir erfahren, Orion.“

„Dieser Name, gnädige Gräfin, stammt aus einer Zeit, deren wir uns nicht erinnern sollen. Ich habe dieselbe zu vergessen gesucht, geben wir auch den Namen, der uns an sie mahnt, der Vergessenheit anheim.“

„Laſſen Sie mir den Namen und die Erinnerung. Sie haben geſucht das Erlebte zu vergeſſen? Ich habe dieſes Beſtreben nicht gehabt, ich habe meinen Stolz ſogar ſo weit abgeſtreift, daß ich einem Wiederſehn mit Sehnſucht entgegengeſehn habe. Warum entflohen Sie uns in jenen Tagen? Orion, wenn ich mir dieſe Frage ſo beantworte, wie man ein Entfliehen zu deuten pflegt, ſo iſt dieſe Demüthigung zu groß für mich. Ein Wort zum Abſchied hätten Sie mir wohl ſagen können für das, was wir einige ſchöne Tage gedacht, empfunden und erlebt hatten.“

„Wären Sie in meinem Falle geweſen, Corona, ſo würden Sie nicht anders gehandelt haben. Jedes Wort, das ich Ihnen ſagte, war ein Dolchſtich, jedes, das Sie mir ſagten, ein zwiefacher für ein drittes Herz, das —“

„So war Ihnen an der Ruhe dieſes Dritten mehr gelegen, als an meinem Glücke?“

„Ich wähnte, die Ruhe dieſes Dritten müßte auch Ihr Glück ſein. Sie waren damals Braut, ich ſah, wie man mich argwöhniſch betrachtete, wie man mich weg wünſchte; ſollte ich ein Verhältniß trüben, das die Freude Ihres Vaters zu ſein ſchien? Ich war ſtets fremd im Kreiſe der Ihrigen, ſo ſehr Sie auch bemüht waren, dem Fremdling ſeinen Namen, ſeine

Lebensstellung, seine ganze äußere Unbedeutendheit vergessen zu machen."

„Sie wollen mir sagen, Orion, daß nicht Sie uns gesucht, sondern daß ich Sie herangezogen habe! Das ist hart —"

„Nicht das will ich, Corona, ich will nur sagen, daß ich zu jung, zu knabenhaft war, um Ihnen etwas sein zu können, und doch auch zu stolz, mich als nur geduldetes Mitglied Ihres Kreises zu sehen. Daß ich die Zuneigung, die Sie mir zu schenken schienen, nur als eine vorübergehende Grille betrachtete, gegen die sich mein Selbstgefühl auflehnte, das, Corona, will ich Ihnen nicht verschweigen. Was konnte die Weltdame, die schöne, begabte, von Allen Gefeierte, was konnte diese an dem wandernden Gesellen finden, als vielleicht ein flüchtiges Vergnügen über seine Unbeholfenheit, das ihr eine Reiselaune eingegeben hatte."

„Orion, Sie sind fürchterlich in Ihrer Bescheidenheit! Sie wollen mir wehe thun und Sie erreichen Ihren Willen."

Erich schwieg. Corona fuhr nach einer Pause fort mit einer Stimme, der er die Anstrengung und Ueberwindung anhörte, der sich ihre Worte entwanden: „Es ist viel geschehen seit der Zeit, da ich Sie zuletzt sah, das Aeußerliche davon wissen Sie wahr-

ſcheinlich, und es iſt nicht der Augenblick, Sie in Verhältniſſe einzuweihen, die —“

Es war eine Bewegung im Salon entſtanden. Die Noten zu einem Duo von Merkadante wurden geſucht, Coronas Geſellſchaftsdame wußte nicht, wo ſie lagen, und ſuchte nach der Gräfin. Sie ſchien dieſelbe jetzt entdeckt zu haben, denn ſie kam auf das Boskett zu, hinter welchem Erich mit ihr ſtand. Erich bemerkte es und ſagte: „Sie werden vermißt, Corona.“

Die Gräfin wandte ſich um. „Leben Sie jetzt wohl, ich muß Sie wieder ſehn!“ Darauf trat ſie ſchnell in den Salon. Erich ſtand noch eine Weile wie feſtgebannt, unangenehme Empfindungen durchkreuzten ſeine Bruſt. Er wurde aufgeſchreckt durch zwei ſchmetternde Sopranſtimmen, die das italieniſche Duo begannen, und er flog am Schloſſe vorüber, die Allee hinunter, das Dorf entlang, hinaus in die Nacht. Als er die erleuchteten Fenſter nicht mehr erblickte, athmete er tief auf, er fühlte eine ſolche trübſelige Leere in ſich, als habe der Glanz des Lüſtre's jeden erquicklichen Gedanken aus ſeiner Bruſt verſcheucht. Er riß vor allen Dingen Halstuch und Kopfbedeckung ab, um ſich in der Nachtluft abzukühlen. Doch war es eine ungewöhnlich laue Nacht,

er hatte nun doch einmal einen andern Weg als den Heimweg eingeschlagen, er schritt also weiter durch das Dorf, den Bergsteig empor zum Walde. Jetzt war ihm erst wieder wohl. Er sehnte sich nach dem Freunde. Um diesen aber zu erreichen, hätte er in den Bannkreis des Schlosses zurückgehen müssen, wozu er sich nicht entschließen konnte. — Sich badend im reinen Hauche der Luft stieg er den Berg hinauf, auf welchem die alte Weilburg thronte. Durch die Tannen ging ein tiefes Wehen und Rauschen, der Harzduft war gemildert und angenehm, hier und da schäumte ein Wildbach von der Höhe. Erich war jetzt auf einer Felsenplatte angelangt, auf welche der Mond sein volles Licht durch die offnen Wipfel strömte. Er streckte sich nieder auf das Moos, hoch über den Wipfeln der Eichen, die mit ihren riesigen Stämmen in der Tiefe wurzelten, und neben den Wurzeln andrer, deren Kronen hoch in den Himmel ragten und durch deren Laub die Sterne funkelten. Die Bäche rauschten und rieselten in der Tiefe, und immer leiser verhallte das Säuseln der Blätter, die sich ein letztes: gute Nacht! zuriefen.

Wie sehr wünschte Erich in diesem Augenblicke seinen Freund Johannes neben sich zu haben! Eine unendliche Sehnsucht überkam ihn nach dem Freunde,

er glaubte ſeine Zunge gelöſt, um ihm tauſend Empfindungen und Gedanken ſagen zu können. — Da tönte aus der Ferne, wahrſcheinlich vom Ufer des Fluſſes her, ein Volkslied herüber. Es wurde zweiſtimmig geſungen, und war eines jener tiefen, innigen Lieder, die, wie ſie unmittelbar aus dem Gemüt gefloſſen, auch unwiderſtehlich wieder das Gemüt ergreifen. Wie anders klang ſo ein Lied hier! Es mochten wol zwei Wandrer ſein, die ſich den letzten, müdeſten Weg durch Geſang verſüßten, bis ſie zur erquickenden Nachtherberge kämen. Auch Erich fühlte ſich wie ein müder Wandrer.

Ihr ſüßen, einfachen Melodien des Volksliedes, welche Tiefe, welche Fülle lebt in eurer Einfachheit! Ihr ſeid wie die Quelle, die aus der Berge Schoos entſprungen durch Waldesmoos und Wieſengras dahin rieſelt; wie die wilde Haideblume, die keines Gärtners Hand als kleines Pflänzchen gepflegt hat, die, geſäugt an den Felſenbrüſten der Freiheit, ihre Keime treibt; die umweht von Eichenluft und Friſche erblüht, und ihren Duft ausſtrömt, von dem Niemand ſonſt gelabt wird, als der Wandrer. Tauſende verblühen, Niemand fragt nach ihnen. Tauſende bringt der Frühling wieder, die grüne Natur iſt reich wie das menſchliche Gemüt. Wer hat dieſe Lieder ge-

dichtet? Wer hat ihre Weiſen geſetzt? Da zieht ein junger Burſch in die Welt, er nimmt nichts mit als ſein Ränzel auf dem Rücken, die Erinnerung an ſeine liebe Heimat und noch ein liebes Bild im Herzen. Vom nächſten Hügel ſchaut er noch einmal in das verlaſſene Thal ſeiner Jugend zurück, die Abendſonne vergoldet die Spitze des Kirchthurms und noch ein kleines Fenſterchen tief unten im Thale. Sein Herz wird weich, er ſchreitet ſchnell weiter, als ſchämte er ſich vor ſich ſelbſt, und in ſeiner Seele klingt ein unbekannter Ton. Er wird bald mit ihm vertraut, und indem er rüſtig zuſchreitet, wird der Ton zum Liede. Da geſellt ſich ein Genoß zu ihm, bald ſingen beide das Lied, und der andre trägt es weiter. — Dort ſitzt in der Wirtsſtube ein luſtiger Vogel, das Glas in der Hand. Er will ſingen, er muß ſingen, er ſingt ſeine Luſt am Singen. Er denkt daran, daß ihn ſein Schatz betrogen. Fahr hin, denkt er, ich finde ſchon einen andern! Jetzt aber will ich trinken und fröhlich ſein! So denkt er und bald ſingt er's auch. Da ſammelt ſich eine luſtige Kumpanie um ihn und die Luſt wird zum Liede. — Der Wandrer durchzieht viel Land und Städte, viel Neues begegnet ihm, das erzählt er, bald ſingt man's auch. Aber auch der Winter iſt vor der Thür, und die bunten Herbſtfarben

wollen den Frühling vergeblich herbei lügen. Der Wandrer denkt an die vergangne Zeit, an die Blumen, die ihm blühten und die nun alle welk sind; an die Hoffnungen, die ihn belebten, und die nun alle dahin. Er kämpft mit seinem Herzen, er kämpft wol auch mit der bösen Welt, er will nicht einsam sein und schweigen, aber kein Freund steht ihm zur Seite. Da singt er sein Lied der Wehmut den Bäumen und Wolken, und seine ganze Sele liegt in seinem Liede. Trauer findet stets verwandtes Leid, Freude findet stets verwandtes Glück. Drum hören die Traurigen hoch auf und wollen es auch lernen, und die Fröhlichen werden stiller, und Jedem klingt's, als hätte er's selbst gedacht, als wär's ein märchenhafter und doch wohlbekannter Ton aus einer lieben, schönen Heimat. —

Die Nacht, in der uns Alles, was wir betrachten, in dunklen Umrissen erscheint, läßt uns um so heller und klarer in unsrer Brust die feinsten Aederchen unsrer Gedanken beobachten. Durch Erichs Brust gingen leise Fragen, sie fragten nach seiner Erinnerung, nach seiner Hoffnung, sie fragten nach seinem Freunde, und fragten, warum er ihn liebe? Und die Antwort war wieder ein voller Ton der Liebe und Hingebung, in dem Ursache, Wirken und Thun un-

zertrennbar nur als Eins dahinklangen. Er sah, das Haupt zurückgelehnt, hinauf in das Dunkel des Himmels, wo die Millionen Sterne durcheinander flimmerten, und es flossen von dort lebendige Ströme in des Jünglings Sele und tränkten sie mit ihren Himmelsquellen. Ach, könnte man in solchen Augenblicken der reinsten Erhebung nur einen Sternenfunken aus der gestirnten Himmelsglorie der jugendlichen Hoffnungen herunterbannen zum Unterpfande künftiger Erfüllung! Aber der Himmel giebt es nicht das Unterpfand, suche es in der eignen Kraft deiner Sele, und es ist auch ein Unterpfand des Himmels.

Erichs Gedanken wirrten durcheinander, der Schlummer goß seine Schale über ihn aus, und ein Traum stieg zu ihm nieder. Schön war er nicht, und bange Schauer begleiteten ihn. Erich träumte, er sähe von der Höhe, auf welcher er lag, die dunklen Umrisse schwinden, Alles theilte sich wie Nebel und bog rechts und links auseinander, indem es in gähnender Tiefe einen See erblicken ließ, in welchem sich des Himmels Gestirne spiegelten. Ein Wolkengebild schwebte empor und mit ihm eine Gestalt, in der er Corona zu erblicken meinte. Sie sah ihn mit schmerzlichen Augen an und winkte herüber. Aber die Tiefe lag dazwischen. Der Träumende wollte sich auf-

richten, denn die Gestalt winkte wieder, aber er fühlte, daß er sank, gleich als ob der ganze Fels sich mit ihm senkte. Ein Grauen überkam ihn, zugleich erschien eine neue Gestalt im Nebel, aber ihre Züge waren nicht so deutlich, als die der ersten, mit der Zeit glaubte er Sabinen in ihr zu sehen. Sie winkte angstvoll mit einem Tuche, er solle zurückbleiben oder fliehen, und verschwand. Wieder glaubte er zu sinken, er wollte sich an etwas klammern, aber nichts bot sich ihm und mit bleierner Schwere hielt es ihn am Boden fest. Wieder öffnete sich über der Tiefe die Wolke mit der Gestalt Coronas. Sie zeigte auf das über ihrem Haupte stehende Sternbild des Orion, sie breitete die Arme nach dem Träumenden aus, er wollte sich empor raffen, aber tiefer und tiefer sank er hinab — eine Todesangst überkam ihn, er sah, wie rings umher das Gestein zerbröckelte, noch eine Minute und er mußte mit dem Felsengeröll in die Fluten des Sees stürzen. Plötzlich fühlte er sich von kräftiger Hand angefaßt und zurückgerissen, und eine Stimme rief in sein Ohr: „Erich, Erich!“ — Es war des Freundes Stimme. Traum und Wirklichkeit schieden sich, er erwachte und sah Johannes neben sich knien und fühlte seine Hand, die ihn festhielt.

„Erich,“ rief dieser, „bist du's denn wirklich?

Was machst du hier? Du liegst am Felsenhange eines fürchterlichen Abgrundes, noch eine Bewegung von dir, und du wärst gräßlich hinuntergestürzt!"

Erich erhob sich schlummertrunken und suchte seine Gedanken zu klären, um Traum und Erwachen zu unterscheiden. Er lag nicht mehr auf der Felsenplatte, auf die er sich hingestreckt hatte, er war im Schlafe von dort heruntergeglitten bis zum Rande der finsteren Schlucht. Er mußte sich erst wieder besinnen auf Alles, was vorgegangen war. „Du hast mich gerettet aus Todesgefahr," sagte er bewegt zu Johannes, der ihn mit sich fort führte, „verlaß mich nicht, sei mir auch künftig mein Retter, wenn fremde Geister mich umgaukeln, sei mir mein besseres Ich, das mir den Weg zeigt, wenn mein Fuß zu wanken beginnt!" — Er fühlte sich überwältigt von Liebe und Wehmut, er warf sich dem Freunde an die Brust, der ihn mit unnennbarer Seligkeit und Gewalt an sich preßte. Einige Minuten hingen sie sprachlos an einander, dann riß Erich sich los und fragte: „Aber wie kanntest du meine Gefahr, wie wußtest du, daß ich auf diesem Platze war?"

„Ich wußte es nicht," entgegnete Johannes, „ein gutes Geschick hat mich hergeführt. Ich ging gegen Abend nach der Stadt, um dich zu besuchen,

man ſagte mir, du ſeiſt nach dem Schloſſe gegangen, ſo blieb ich bei Sabinen, um dich zu erwarten. Ich fragte noch einmal nach dir an, dann ſetzte ich mich mit dem Kahne über und obgleich es dunkel war, beſchloß ich doch über das Gebirge zu gehn, wo ich jeden Pfad ſeit frühſter Jugend kenne. Ich kam zur Felſenplatte, die das Volk hier den „Todesſprung“ nennt, da zuweilen ſchreckliche Fälle hier geſchehen ſind, da ſah ich eine dunkle Geſtalt liegen, die immer weiter hinunter zu gleiten ſchien. Ich trat näher, vor mir her glitt langſam die Geſtalt weiter, ich faßte ſie an — und erkannte mit Entſetzen dich. Wie biſt du hierher geraten, Erich — du biſt doch geſund und unverletzt?“

„Ich bin's,“ ſagte Erich, indem er des Freundes Hand drückte. Seine Bruſt war ſo voll, er mußte ihm Alles erzählen. Er machte ihn mit den Vorgängen des Abends bekannt, indem Beide den Weg nach Heimbach hinunter ſtiegen, und fuhr fort: „Ja, viel mehr noch will ich dir mittheilen, du mußt alle meine Geheimniſſe wiſſen. Es mögen jetzt ſechzehn Monate her ſein, als ich eine Reiſe durch die Schweiz machte. Ich reiſ'te allein. In Genf wohnte ich mit der Familie Weilburg, beſtehend aus dem Grafen, deſſen Tochter und deren Verlobten, in einem Gaſt-

hofe zuſammen. Ich beachtete die Fremden nicht. Eines Abends ſchrieb ich in Ermangelung andrer Beſchäftigung ein par Verſe in das Fremdenbuch und drunter den Namen Orion, den Namen eines Sternbildes, welches ich gern betrachtete. Auf einem Ausfluge lernte ich die Fremden kennen, Corona hatte die Verſe geleſen. Auf Wiederſehn! ſagte ſie beim Abſchied. Und wir ſahen uns wieder, wir fanden uns im Eismeer des Chamouni-Thals, auf dem Rigi, auf dem Gotthard wieder, ohne es verabredet zu haben, überall wurde der Verkehr fortgeſetzt. In Zürich trat eines Tages der Bräutigam der Gräfin, ein vornehmer Mann, der einen ſchottiſchen Namen trug, ſtets ſchweigſam und ernſt war, zu mir und lud mich ein, eine Partie auf dem See mit zu machen. Ich wußte nicht, wie ich dazu kam, nahm aber die Einladung an. Eine romantiſche Guitarre hatte ich mitgenommen, ich ſang auf dem See in der Gondel, die Gräfin war äußerſt freundlich und liebenswürdig, und forderte mich zu immer neuen Volksliedern auf. Der Umgang wurde fortgeſetzt, eigentlich nur mit Corona, denn der Graf ſchien mich nur zu dulden, der Bräutigam ſah mich oft mit argwöhniſchen Blicken an, die Gräfin verdoppelte täglich ihre Aufmerkſamkeit für mich. Den Namen Orion hatte ich behalten,

ſie nannte mich nie anders. Eines Abends war ich im Hotel bei der Familie des Grafen. Er und der Schotte ſprachen von ernſten Dingen, Corona winkte mir auf den Balkon mit ihr zu treten. Da ſtanden wir, vor uns lag der Züricher See in aller Majeſtät der Mondnacht, die Berge umkränzten ihn dunkel und drüber glänzten die weißen Gletſcher in ſilbernen Strahlen. Wir ſchwiegen lange, es ſchien als wäre das Schweigen beredter, als Worte es vermocht hätten. Eine unnennbare Sehnſucht überkam mich nach einem befreundeten Weſen, denn ich hatte bis dahin nie einen Freund im eigentlichen Sinne des Wortes gehabt, ich ſah, wie das ſchöne Weib mich betrachtete, ich hörte einen tiefen Athemzug ſich ihrer Bruſt entheben. Mich überlief's. Corona näherte ſich mir, ich fühlte ihre feine Hand, die ſich auf meinen Arm legte. Orion, ſagte ſie, dieſe Stunde bedeutet viel in meinem Leben. Nehmen Sie zur Erinnerung an dieſelbe, dieſen unbedeutenden kleinen Ring, die fünf blauen Tyrkiſen bilden ein Vergißmeinnicht, in der Mitte liegt die Perle! — Der Ring war an meiner Hand Ich ergriff die ihrige, ich wußte nicht was ich that, ich hatte Corona umſchlungen, ſie wehrte mir nicht, und ich fühlte, als ich einen Kuß auf ihre Lippen drückte, daß ſie den Kuß

erwiederte. Ich ſchwamm in einem Zaubermeer. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich einem weiblichen Weſen ſo begegnete, Schauer der Wonne und Bangigkeit durchrieſelten mich. Lange ſtanden wir ſo. Wir ſprachen nichts mehr. Wir traten ins Zimmer zurück; in des Bräutigams Augen glaubte ich einen Zug des tiefſten Leidens zu erkennen, mir war's, als müßte er Alles wiſſen. — Ich that die Nacht kein Auge zu, ich war mir ſelbſt ein Rätſel. Um Mitternacht ſprang ich auf, mich trieb es fort, als ſcheuchte mich ein Dämon, mir war's, als hätte ich ein fremdes Glück frevelhaft zerriſſen. Ich packte zuſammen, und ehe der Morgen noch graute, war ich über alle Berge. Seitdem habe ich nichts wieder von Corona geſehn, auch nicht nach ihr geforſcht, bis heute, wo das Geſchick mich ihr wieder zuführte. Ich wünſchte es wäre nicht geſchehn!"

„Und du liebſt ſie nicht?" fragte Johannes.

„Nein," entgegnete Erich ruhig und feſt, „ich liebe ſie nicht. Ich finde ſie ſchön, ſie iſt ein vollendetes Meiſterſtück der Schöpfung, aber ich liebe ſie nicht, ich kann mich nicht überreden, eine Neigung zu ihr zu haben. Johannes, mir iſt's, als dürfte ich nicht in dieſer Gegend bleiben."

„Du willſt entfliehn? Nein, Erich, bleibe, zeige

dich ihr als Mann und lehre ſie entſagen, wo ſie nicht beſitzen kann. Sie muß einer unſeligen Leidenſchaft entſagen, und muß dich achten lernen. Drum bleibe. Kann ich dir nützen, ſo weißt du, daß ich es werde.“

Erich drückte ihm die Hand. Lange gingen die Freunde ſchweigend neben einander. Dann nahm Johannes wieder das Wort: „Du haſt mir dein Geheimniß gegeben, nimm dafür auch mein kleines Geheimniß hin: Ich liebe ein Mädchen, es heißt: Sabine!“

„Und ſie liebt dich wieder?“ fragte Erich ſchnell.

„Ich weiß es nicht.“

„Du ſollſt es wiſſen, ich ſelbſt werde dir die Gewißheit bringen.“

Noch einmal umarmten ſie ſich einander herzlich, ſahen ſich ins Auge und ſchieden, jeder einen Sternenhimmel von Seligkeit im Herzen, jeder mit der zuverſichtlichen Hoffnung, ein leichtes Wölkchen aus des Freundes Himmel, das einen ſchönen Stern verhüllte, bannen zu können. Fortan waren ſie ganz Eins und einig im Denken und Fühlen.

4.

Die Fahrt auf dem Einspänner.

Das Haus des Weinbauern in der Stadt war in der Nachbarschaft desjenigen gelegen, welches dem Doktor Ulrich gehörte. Sabine, die früher viel mit Beaten persönlich zu thun gehabt hatte, kam seit einiger Zeit nicht mehr, oder doch nur höchst selten zu ihr, und auch nur dann, wenn Erich nicht zu Hause war, sei es, daß es sich zufällig so traf, sei es, daß sie Gründe dazu hatte, sie schickte jetzt die Mägde hin und her, während sie sonst ein parmal täglich in kleinen Geschäften zu Beaten gekommen war. Desto öfter machte sich dafür Erich, meist mit Johannes, das Vergnügen, den Weinbauer zu besuchen. Nicht immer aber schenkte ihnen Sabine ihre Gegenwart, sie schien ungemein in der Wirtschaft beschäftigt zu sein, und diese war in der That bedeutend genug, um Thätigkeit vollauf zu gewähren. Der Weinbauer hatte ein großes Zutrauen zu Erich gewonnen, und als die Freunde eines Abends bei ihm waren, sagte er: „Morgen bring ich ein Fäßchen Wein mit dem Wagen nach Hohenfichten zum Herrn Pfarrer, wollen die jungen Herrn mitfahren? Ich hab noch zwei

Plätze in meinem Wägel, und der Herr Pfarrer ist ein Mann, der für Sie passen müßt', denk ich. Die Gegend da herum wird auch so was für Sie sein."

Die Freunde nahmen die Einladung an. Der nächste Morgen war hell und klar, und schon um fünf Uhr trat Erich und Johannes in das Haus des Weinbauern. Der Schecke stand bereits angespannt vor den kleinen dreisitzigen Wagen vor der Thür, und ein Knecht war beschäftigt, das Fäßchen Wein auf den Einspänner zu schaffen. Der Weinbauer trat den Freunden entgegen. „Ja, da hab ich," sagte er, „nun plötzlich so ein Geschäft über den Hals gekriegt, daß ich vor einer halben Stunde nicht weg kann. Frühstücken die Herrens derweil bei mir, lang soll's aber nicht dauern, so bin ich parat. Erich schlug vor, sie wollten Beide vorausgehn, schon aber trat Sabine, rosig und frisch wie der Morgen, zu ihnen und meldete, der Kaffee stehe bereit. Dieser Gesellschaft war nicht zu widerstehen, sie folgten dem Mädchen ins Haus, und die halbe Stunde war schnell vorüber.

„Das ist heut ein Wettersmorgen!" rief der Weinbauer, indem er zu ihnen ins Zimmer trat. Die Geschicht' wird länger, als ich gemeint hab', die

Herrens müssen's nicht verübeln, ich kann nicht mitfahren."

„So lassen wir die Fahrt bis auf ein ander Mal," entgegnete Erich.

Der Weinbauer aber schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, ich hab' nun mal bestimmt, daß das Fäßchen heut in Hohensichten abgeliefert wird, und so bleibt's. Der Schecke würde sich auch wundern, wenn er wieder abgeschirrt würde. Sabine, du fährst an meiner Stelle mit den Herrns."

Sabine erröthete und wollte Einwendungen machen. „Red' nicht unnütz," fuhr der Alte fort, „du fährst. Ich kann Ihnen," so wandte er sich an Erich, „schon trauen, Sie bringen mir das Mädel wieder ganz mit. Und nun mach', Sabine, eh' es warm wird."

„Ja so flink geht das aber nicht," entgegnete diese mit Entschiedenheit, „da muß ich erst noch viel besorgen, wenn ich den ganzen Tag nicht zu Haus sein soll."

„Nun so besorg's und laß die Herrn nicht lange warten, mach', mach', es geht auf sechs Uhr." Sabine schien noch nicht recht zu glauben, daß es dem Alten Ernst sei, ein Blick aber genügte, um ihr volle Gewißheit zu geben. Sie eilte davon. Im Nu hörte

man ein Rennen von Mägden im Hause, in der Küche waren eine Menge Jungen geschäftig, Schlüssel und Geschirre klirrten dazwischen. Unterdessen musterte der Weinbauer draußen den Einspänner, probirte, ob das Fäßchen gut liege, zog und ordnete am Geschirr des Schecken. „Ja, wär' der Mathes noch bei mir," sagte er, „da könnt' der mit Ihnen fahren, so muß aber die Sabine mit."

„Wo ist denn der Mathes geblieben?" fragte Erich.

„Weg ist er, wo? Ja das frag' ich auch. Ich wart's ab, ich denk' er kommt schon wieder, aber spüren thu ich's doch, daß er nicht da ist — Andres, hast kein' Verstand, daß die alte Leine nimmst? Ich hab' gesagt, daß das andre Geschirr sollst nehmen! Wart du — das reißt der Scheck in der ersten Stund'. Gleich spannst um! Der Mathes hätt' da gleich ein Einsehn gehabt." — Indessen der Knecht die Anordnung des Weinbauern vollzog, war Sabine fertig geworden und stand reisefertig in der Thür. „Nu, das ist schnell genug gegangen," rief ihr der Weinbauer zu. „Ja aber, wer von den Herrns wird fahren?"

„Ich lenke das Roß!" rief Johannes. — „Nein, ich," rief Erich, indem er mit einem Sprunge auf dem Bock saß. Er hatte schnell überlegt, daß auf

dieſe Weiſe Johannes und Sabine neben einander zu ſitzen kämen. Jetzt ſaßen ſie im Einſpänner, und beim erſten Schritt, den ſie hinein thaten, ſchien der Geiſt der Luſtigkeit über ſie zu kommen. In der Hausthür drängten ſich die Mägde neugierig und lachend zuſammen, und eine Menge Nachbarn ſahen aus den Fenſtern zu, wie das jugendliche Trifolium ſich zum Ausfluge ordnete. Sabine wiederholte noch einige Aufträge von ihrem Sitze herunter, Johannes und Erich ſingen bereits, jeder ein andres Lied, an zu ſingen, die kleinſtädtiſchen Nachbarshunde huben an zu bellen, und der Weinbauer rief: „Nun macht, daß ihr fortkommt, junges Volk!“

Erich trieb den Schecken an, die Umſtehenden lachten ihm nach, und dahin rollte der Einſpänner durch die Straßen des Städtchens, hinaus in die morgenhelle ſonnige Landſchaft.

Die Hügel hinauf, in die Thäler hinab, durch Laubwald und Tannen, durch Wieſenthau und Sonnenſchein, auf den Flügeln jugendlichen Frohſinns, ging die Fahrt dahin. Sabine war äußerſt lebendig und geſprächig, ſie fühlte ſich durch die beiden eben ſo friſchen und offnen Jünglingsgeſichter ſo gar nicht beengt, daß ſie die ganze Heiterkeit und Liebenswürdigkeit ihres Weſens fröhlich ſpielen ließ. Sie be-

ſchrieb den Freunden den Pfarrer und die Pfarrerin zu Hohenfichten, von denen ſie viel Gutes zu ſagen wußte; ſie benannte jedes Dorf, das der Einſpänner durchflog, oder das von der Höhe aus im Thal aus Obſtbäumen, Wieſen und waldigen Hügeln ſichtbar wurde; erzählte, was ſich da und dort zugetragen, und lachte über die luſtigen Einfälle ihrer beiden Gefährten. Dann kam das Geſpräch auf Heimbach und das gräflich Weilburgſche Haus. „Ach," ſagte ſie, „das gnädige Fräulein iſt ſo ſchön, daß man gar nichts Andres mehr ſehen möchte, wenn man ſie eben betrachtet hat, und ich denke, Schönheit iſt eine rechte glückſelige Gottesgabe. Aber dennoch, wenn ich ihr ſo in die Augen ſehe, ſo iſt mir's, als wär' ſie doch nicht recht glücklich. Und wenn es ſie einmal überkommt mit andern Gedanken, als man ſie gern hat, was ſoll das Fräulein da wol machen, um ſie los zu werden? Sie malt, ſie ſingt, ſie lieſ't, ich denke, dabei könnt' ich nicht froh werden. Ich muß recht mit den Händen ſchaffen können, eine rechte Arbeit vornehmen, da wird mir gleich wohl. Und ſo dumm bin ich auch nicht, daß ich nicht auch bei dem Kleinſten etwas zu denken wüßte, man kann ſich bei Allem was denken. Und dann mal ein Lied geſungen, das ſo recht herzig alle böſen Gedanken vertreibt, es muß aber ein Lied

ſein, bei dem man lachen kann und weinen zugleich, daß es nur drauf ankommt, wie man's ſingt und wann. Wenn's auch der Leierkaſten tauſendmal heruntergedudelt hat, es kann Einem doch dabei wieder gut zu Mute werden. Ich weiß eine alte Frau, ſie wohnt beim Lammwirt in Heimbach, die kann die ſchönſten Lieder in der ganzen Gegend, ach und ſie iſt ſo gut und lieb, ich möcht' ihr immer die Hände küſſen."

Johannes Augen leuchteten, er kannte die Alte recht wohl, es waren ſeine Lieder, die ſie zu ſingen pflegte. Johannes beſchäftigte ſich gern und viel mit der Alten, die wir ſpäter noch werden kennen lernen. Er ſang ihr Lieder, die er gedichtet und zu denen bei ihm eine Melodie mit den Worten zugleich entſtanden war, vor, und ſie faßte ſie ſchnell und leicht auf, ſie war als greiſe Sängerin im ganzen Dorfe bekannt. Und dieſe Lieder hatten Sabinens Beifall gefunden! Er war mehr als zufrieden.

Jetzt trabte der Schecke durch einen herrlichen Eichenwald. Der Weg ſchlängelte ſich durch eine Felſenwindung, rechts und links neigten ſich die glänzend grünen Zweige herab und ſtreiften den Reiſenden um's Haupt. — „Was iſt doch ſo ein Wald für eine prächtige Wohnung für die Thierlein!" ſagte Sa-

bine; „wenn ich so unter den Bäumen weg gehe, ist mir's, als könnt' ich Alles verstehen, was sich so die Vögel erzälen, und ich kann mir nicht denken, daß ein Mensch, der immer im Walde lebt, andre als gute Gedanken haben kann. Da ist's so still und ruhig, und wenn der Wind durch die Blätter geht, ist mir's, als käm' ich Sonntags aus der Kirche und hörte noch, wie drinnen die Orgel ein Weilchen weiter spielt. Da kann ich gar nicht anders, als alle Menschen so recht lieb haben."

Ein augenblickliches Schweigen trat ein, Jeder der beiden Gefährten verstand den ächten reinen Naturton, der aus Sabinens Sele klang. Erich wandte sich um nach dem Pärchen im Wagen, er traf zuerst auf Sabinens Augen und glaubte ein schnelles Rot sich über ihre Wangen verbreiten zu sehen. Schnell wandte er den Kopf wieder um, er glaubte einen Gedanken belauscht zu haben, der sich leise aus Sabinens Sele in die des Freundes hinüberrankte. — Rasch trieb er den Schecken an, der sich nicht recht in die ungewonte Leitung finden zu können schien und die Ohren spitzte, wenn es plötzlich schneller ging, bald mit dem Kopfe schüttelte, wenn er langsamer laufen sollte, als wäre dieser Tag unerhört in seiner Lebenskarriere. — Nach einer Pause nahm Sabine wieder das Wort: „Drei

Stunden ſind's von der Stadt nach Hohenfichten, und wenn wir dort auf die Höhe kommen, haben wir grade den halben Weg. Da, mein' ich, machen wir ein Weilchen Halt und ſteigen aus, derweil ich dem Schecken ein Bündel Heu gebe. Es iſt zwar im nächſten Dorf ein Wirtshaus, wir brauchen aber keins. Es iſt mir nicht etwa drum zu thun, daß die Leute mir etwas nachreden könnten, weil ich mit zwei jungen Herren allein fahre, bewahre Gott, dafür fürchte ich mich nicht, die Leute kennen mich auch ſchon — aber ich denke man braucht kein Geld auszugeben, wenn's nicht Not thut."

Die Freunde waren mit Sabinens Anordnung zufrieden, und bald war der Einſpänner auf der Höhe angelangt und ſeitwärts in den Schatten der Bäume gelenkt. Man ſtieg aus. — „Jetzt mögen die Herren auf einen Augenblick da über den Weg ins Geſträuch gehen und ſich bei Strafe nicht umſehn," ſagte Sabine; „erſt wenn ich in die Hände klatſche, dürfen Sie zurückkommen!" Die Freunde ahnten, daß Sabine eine Ueberraſchung vorhabe, fügten ſich ihrem Befehl und hatten inzwiſchen Zeit, das herrliche Thal zu betrachten, das ſich lachend zu ihren Füßen ausbreitete. Noch einmal ſchaute Sabine ihnen nach, ob ſich auch Keiner umſehe, dann holte ſie behutſam ein

Körbchen aus dem Wagen und schritt damit zu einer riesigen alten Eiche, die am Wege stand und mit ihren mächtigen Wurzelästen das Erdreich zu einem kleinen Hügelchen um sich her gebildet hatte. Hier auf das schwellende Moos, wo der Thymian blühte und duftete, und die Bienen beim Einsammeln rauschende Unterhaltung pflogen, breitete sie ein weißes Tüchlein und packte aus dem Körbchen Weißbrod und Früchte und sonstiges Zubehör eines kleinen bescheidenen Morgenmahles, wozu noch eine Flasche Wein kam. Schnell pflückte sie dann einige Blumen, besteckte damit das Brod und streute sie über das weiße Tuch, und in den Hals der Flasche setzte sie einen Eichenzweig. Dann, nachdem Alles geschmückt war, klatschte sie in die Hände und stellte sich vor die umblühte Tafel, damit dieselbe nicht sogleich bemerkt werde.

Erich und Johannes kamen. Letzterer überreichte Sabinen einen vollblühenden Strauß dunkelblauer Gentianen, während Erich drei verspätete Walderdbeeren brachte. — „Ach die herzigen Dingerchen," rief Sabine, „so spät kommen sie noch zum Vorschein! Und so schön und rot! Das kommt mir vor, als ob die Erde recht ein Par Tropfen von ihrem Herzblut hergegeben hätte, um im Herbst noch einmal das zu

bringen, was sie im Frühjahr vollauf hatte. Gut, die drei Beerlein sind zum Nachtisch, jetzt aber lad ich die Herren ein, meine Gäste zu sein, sehen Sie nur, wie die Bienen schon vorweg naschen, recht wie die schlechtgezognen Kinder!"

Alle Drei lagerten sich auf das schwellende Moos unter dem Schatten der breitästigen Eiche, und zu ihren Füßen tief unten glänzte das Land in seiner Pracht, Satenstreifen, Wiesen, Gärten und Dörfer im Glanze der Sonne. Die Freunde lobten Sabinens Morgenmahl, indem sie ihm wacker zusprachen. — „Ich hab's mit Willen so klein eingerichtet," sagte sie, „daß nachher zu Mittag die Frau Pfarrerin nicht schilt." — Darauf pflückte sie Blumen, die rings um sie her in Fülle standen, und flocht einen Kranz, unter welchen sie die von Johannes erhaltenen Gentianen mischte, und für jeden ihrer Begleiter einen Strauß. — „Jetzt singen Sie ein hübsches Lied," sagte sie, an dem Kranze flechtend. Die Freunde zögerten nicht, Johannes sang und Erich begleitete die Melodie mit seiner tieferen Stimme:

Wer ein Herz traurigen hält,
Dem er still vertrauet,
hat auf dieser schönen Welt
Schönres Glück erschauet.

Bleib er nah' und bleib er weit,
Weiß er verweilt ſeine Freud',
Weiß er, daß auch ſeinem Leid
Still ein Auge thauet.

Brauchen doch die Menſchen nicht
Gleich dein Glück zu kennen,
Die mit höhniſchem Geſicht
Spottend gern entbrennen.
Draußen oft verhallt ein Wort,
Eigne Bruſt iſt einz'ger Ort,
Wo du deiner Sele Hort
Darfſt bei Namen nennen.

Das iſt wie der Sonnenſchein,
Der die blüh'nden Triebe
Lächelnd weckt zum geltnem Sein,
Und die ſchöne Liebe.
Spielend küßt er Alles wach,
Lockt und treibet allgemach,
Gleich als ob es vor und nach
All ſein Eigen bliebe.

Lieb' und Knospen treibt die Zeit,
Daß ſie ſich entblatten.
Iſt das Blühn auch eingeweiht,
Giebt das Licht doch Schatten.
Der da hütend ſtill gewacht,
Weil es blüht' in Duft und Pracht,
Wird auch ſeiner kaum gedacht,
Nie wird er ermatten.

Schau in's Aug', das dir erfreut
Grüßend ſie begegnet,
Traue auf all dein Glück und Leid
Thau der Liebe regnet.

Freundeslieb' iſt heil'ges Gut,
Das dich ſtärkt mit Kraft und Mut!
Wenn dir das im Buſen ruht,
Biſt du gottgeſegnet.

Sabine hatte ihren Kranz vollendet, Erich nahm ihn und ſetzte ihn ihr auf. Es war ein ſchönes, maleriſches Bild, die drei jugendlichen Geſtalten hier im Grünen unter den Zweigen des Eichbaums gelagert zu ſehen. In des bekränzten Mädchens Zügen der reinſte Jugendglanz und alle Anmut ungefälſchter Natur; in Johannes Antlitz die weiche Jugendlichkeit, die faſt noch an das Knabenalter erinnert, aber in den Blicken alle Glut aufblühender Leidenſchaft, und Erich als der Dritte, in deſſen friſcher männlicher Schönheit des Lebens vollſte Kraft ſich ſpiegelte. Der Himmel blau, der Wald blühend und ahnungsvoll dämmernd, und in der Tiefe aller Reiz und Zauber auf die lachende Fernſicht des Thales ausgegoſſen.

Das ſind goldne, lichterfüllte Augenblicke, wo jugendliche Menſchenherzen in reinſter Hingebung einander erkennen, und in einander die friſchen lebendigen Quellen der Natur ſprudeln und wirken ſehen. Da einen ſich die Quellen der Empfindungen zu einem gemeinſamen Strome, luſtige Kähne tanzen darauf hin, bewimpelt mit bunten Hoffnungsflaggen, ange-

füllt mit jubelnden, bekränzten Jugendträumen und Gedanken. Am Steuer sitzt die Liebe im roten Rosenkranze. Unter ihre weißen Rosen flicht die Sehnsucht glühende Purpurblüthen und schwingt jauchzend die Fahne des Lebens dem entzückenden Ufer der Idealwelt entgegen. Nicht leere Träumerei ist es, was in solchen Augenblicken das Herz erfüllt, es ist das vollkräftige Sprudeln und Streben der Natur, das sich in tausend verständlichen Triebfedern zu erkennen giebt, und wie ein Wonneruf der alliebenden Mutter an die Herzen dringt: Ich gab euch die schöne Welt, ihr gabt sie mir schöner wieder! —

„Jetzt mußt Du etwas zum Besten geben, Erich," sagte Johannes; „ich habe ein Lied gesungen, nun erzähle Du eine Geschichte, oder ein — Märchen."

„Ach ja," bat Sabine, „erzählen Sie Etwas!"

„Ich soll ein Märchen erzählen?" erwiederte Erich; „da werde ich Mühe haben! Aber damit Ihr seht, daß wenigstens mein guter Wille bereit ist, so will ich den Versuch machen. Freilich wird meine Erzählung nicht von eigner Erfindung sein, ich will ein kurzes Märchen wieder erzählen, das ich einst gehört habe. Um Nachsicht muß ich Euch aber bitten, wenn —"

„Nur keine Vorrede!" fiel Johannes ein.

„Eben daraus, daß ich eine Vorrede machen muß, seht Ihr schon, wie wenig selbstständig ich mich auf diesem Felde fühle. Mir ist es rein unmöglich ein Gedicht zu machen, und selbst, wenn ich den Gedanken dazu hätte, würde ich doch nie eine Kunstform für ihn finden können, die Mühe, die ich damit hätte, würde mir den Gedanken selbst verleiten, kurz, ich bin für Dergleichen untauglich. Ebenso geht es mir mit einer Erzählung. Würde ich in einer Gesellschaft aufgefordert, Etwas zu erzählen, ich würde in die größte Verwirrung geraten, alles Produziren ist mir nicht nur unmöglich, sondern sogar verhaßt, wenn es nicht der Ausdruck des unbedingten Genius ist. Ich kann, wenn mir eine Empfindung durchaus in Tönen aus der Seele will, nur ein tolles Durcheinander von Formlosigkeit und kunstlosem Gedudel hervorbringen, Du bist darin bevorzugter, Du kannst dichten und singen —"

„Stille, stille! Dein Märchen! Dein Märchen!" drängte Johannes.

„Seht Ihr wol, Ihr kriegt's schon vorher satt! Nun gut denn, hört zu, ich will Euch ein Märchen erzählen, es ist ganz kurz. Wißt Ihr, wer Fichtenhütel ist?"

„Fichtenhütel? Nein."

„Fichtenhütel iſt ein Waldgeiſt, und zwar ein recht gutes Geiſtlein. Es trägt immer ein grünes Wamms und eine kleine Büchſe über die Schulter, dazu ein Hütchen auf dem Kopfe mit einem Fichtenzweig, darum heißt es Fichtenhütel. Es ſind ihrer Viele, die den Fichtenhütel geſehen haben wollen, aber nur Wenige haben ihn wirklich geſehn. Er wohnt in den tiefſten Waldſchluchten, wo die Bäume ſo recht dicht und alt beiſammen ſtehn, wo das Moos und Farrenkraut recht friſch in dem herrlichen Waldgeruche aufwachſen. Da wohnt er recht eigentlich, aber er geht auch ſonſt im Walde umher, hat jedoch keine Jagdhunde, weil er die nicht braucht. Er thut dem Wilde nichts, ſeine Diener ſind die Eichhörnchen, die holen ihm, was er etwa braucht. Auch laufen die Thiere vor dieſem Jäger nicht davon, im Gegentheil, er kommt oft zu den Rehfamilien auf Beſuch, die Rehbockväter unterhalten ſich vielfach mit ihm über Erziehung ihrer Kinder, und ziehen ihn zu Rate bei der Verheiratung ihrer Töchter, der angenehmen jungen Rieken. Ebenſo wenden ſich die jungen ſchmucken Rehböcke in Herzensangelegenheiten vielfach an ihn, denn wie er es beſtimmt, ſo iſt es immer gut und vortrefflich. — Da wohnte nun am Waldesſaume ein armer Holzſchläger, dem ging es recht traurig, er hatte oft

Nichts, wovon er sich satt essen konnte. Seine Frau war ihm längst gestorben, er hatte nur eine Tochter — aber nein, seine Tochter war es gar nicht, sondern ein Findelkind, das er einst im Walde gefunden hatte. Er wollte das Kind erst gar nicht zu sich nehmen, aber die Leute sagten, Fichtenhütel habe ihm das Kind hingelegt, er solle es nur erziehen, er werde dadurch ein reicher Mann werden. Denn das habe ich noch vergessen zu sagen — weil ich sehr schlecht erzähle — daß Fichtenhütel in dem Rufe stand, er könne die Leute reich machen. Da nahm der Holzschläger das Mägdlein zu sich und nannte es Waldrose, und wartete nun von Jahr zu Jahr, daß der Reichthum kommen solle. Aber dabei merkte er gar nicht, daß er schon längst recht reich geworden war. Geld hatte er freilich noch nicht mehr als früher im Hause, im Gegentheil, oft ging's recht knapp her, aber wenn er das schöne blühende Märchen ansah, wie es schaffte und thätig war, so lachte ihm das Herz, ihm war's als wär's sein Kind, ja noch mehr, als wär's sein guter Engel. Er war daher schon längst reich, er wußte es nur nicht recht. Waldrose war natürlich sehr schön, denn sonst könnte sie in einem Märchen gar nicht vorkommen, aber sie war nicht nur schön, sie war auch anmutig und unschuldig, und das ist die Hauptsache, denn

eine Schönheit, die diese beiden Eigenschaften nicht hat, das ist gar keine Schönheit. Der Holzschläger erzählte der Waldrose oft, daß sie Beide einst sehr reich werden würden, dann müßte sie durchaus einen Prinzen heiraten, er werde ihr schon einen aussuchen, der sein gutes Auskommen habe. Habe er aber das auch nicht einmal, und wäre er nur sonst ein recht braver junger Prinz, so werde ihr eigner Reichthum schon hinreichen, ein Prinz aber müsse sein Eidam durchaus sein, er verheirate seine Tochter nicht unter ihrem Stande. Im Uebrigen solle sie den Fichtenhütel nur recht oft anrufen und ihn bitten, mit dem Reichtum nun bald einmal Ernst zu machen, es daure denn doch ein wenig lange. — Aber eh' der arme Holzschläger es sich versah, starb er eines Tages, ohne daß der Reichtum oder der Prinz Eidam in's Haus gekommen war. Nun war Waldrose recht traurig, da saß sie allein im armen Häuschen, oder sie pflückte Beeren und trug sie zum Verkauf. Täglich rief sie nach Fichtenhütel, aber der kam immer nicht. Eines Tags saß sie auch recht betrübt im Walde unter einer Fichte, sie hatte einen Topf voll Beeren gesammelt, der stand jetzt neben ihr. Da rief sie: Fichtenhütel, Fichtenhütel! komm' und mach' mich reich! — Und wie sie aufsah, richtig da kam Fichtenhütel um die Bäume

geſchritten, ſie erkannte ihn gleich an dem grünen Fichtenzweige. Aber wie ſie nun ſo recht hinſah — da war er es ja gar nicht, ſondern — du meine Zeit! — das war ja des Förſters Jakob, der ſie ſchon oft ſo lange angeſehn hatte, daß ſie gar nicht wußte, was er wollte. Der trat jetzt zu ihr und faßte ſie bei der Hand, da ſchlug ihr das Herz — ſo ſehr — ſie konnte ihm auch gar nicht gram werden als er ſie küßte und zu ihr ſprach: Waldroſe, ich bin dir von Herzen gut, du mußt mir auch gut ſein! — Da ſaßen ſie nun bis auf den Abend, dann gingen ſie nach Hauſe und Waldroſe hatte Alles um ſich her ſo vergeſſen, daß ſie den Topf mit Beeren ſtehn ließ. Aber auch Abends konnten ſie ſich noch nicht trennen, ſie ſetzten ſich vor die Thür des Häuschens und ſaßen bis in die Nacht hinein. Als nun der Jakob ihr den Gutenachtkuß gab, da ſagte Waldroſe: Jakob, mir iſt, als brauchten wir nun den Fichtenhütel gar nicht mehr, und wenn er da plötzlich ankäme, würd' ich zu ihm ſagen: Beſter Herr Fichtenhütel, nehmt's nicht für ungut, aber ich bedarf eures Reichthums nicht, und ſagt's doch auch dem edlen Herrn Prinzen, er möcht's nicht übel nehmen, aber ich könnt' nicht ſeine Braut werden, der Jakob iſt eben früher gekommen, und — ich kann nun keinem von all den edlen Herrn Prinzen

mehr dienen! Da küßten ſie ſich noch einmal, und dann noch einmal, ja wer da zählen wollte! Die Beiden waren ſo reich, ſo reich, daß ſie ſich gar nichts mehr wünſchten! — Im Hintergrunde aber, wo der Wald recht blaugrün dämmerte, ging Fichtenhütel vorbei und nickte zufrieden und ſagte: Ich werd's beſtellen!

Und nun iſt mein Märchen aus. Es war recht albern, nicht wahr?" —

Sabine blickte Erich in die Augen, ſchüttelte leiſe den Kopf und ſah dann ſchweigend hinunter in das Thal. Johannes lehnte ſich an den Stamm der Eiche zurück und fing leiſe an ein Lied zu ſummen, dann ließ er die Töne voller anſchwellen, daß es endlich hell und laut erklang:

Willkommen, mein Wald,
Grünſchattiges Haus!
Durch die Wipfel ſchon hallt
Mir dein grüßend Gebraus.
Wie trink ich in Zügen
Mich friſch und geſund,
Hier athm' ich Genügen
Aus Herzensgrund!

Zum graſigen Hang,
Aufſteigend vom Thal
Dringt der Glocken Klang
Und des Abends Strahl.

Und es rauſcht durch der Eiche
Hochſtrebenden Baum
Im grünen Bereiche
Ein Liebestraum.

Den Blumen geſellt
Auf ſchwellendem Moos,
Tief ſchau ich die Welt,
Und den Himmel, wie groß!
Und ich träum' in dem Schweigen
Waldſchattiger Ruh,
Den Himmel mein eigen,
Die Erde dazu!

Alle Drei waren einen Augenblick ſtill, ſie fühlten, daß aus den Pforten der Seligkeit ein Strahl der Liebe zuckte und durch ihre Herzen ging, ein Gefühl, das ſie jauchzen machte im tiefſten Innern und leiſe erbeben zugleich. Sabine nahm zuerſt das Wort:

„Mir iſt, als könnte der ganze Wald ſprechen, und als wollt' er mich fragen über ſo viel, was ich ihm gar nicht Alles ſagen kann!"

„Ja," rief Johannes, „du fühlſt rein und ahnungsvoll, wie das Herz fühlen muß, das makellos geblieben iſt, wie die Natur es gebildet! Bleibe dir treu, und bleiben wir Drei uns treu! Hier die drei Beerlein laßt uns theilen, ſie ſeien uns ein Symbol der ewig treibenden, ewig geſchäftigen, liebenden Natur! So wie wir das würzige Aroma ihrer pur-

purnen Kindlein kosten, so wollen wir die ganze herrliche Kraft ihres Lebens in uns aufnehmen und wirken lassen. Reichen wir uns die Hände, seien wir fortan ein Herz, das gleichmäßig schlägt und glüht, wenn auch in drei Gestalten, und knüpfen wir an diese Stunde eine Welt von Hoffnungen, eine Zukunft voller Liebe und Wonne!“

Sabine erbebte, als Johannes ihre Hand ergriff, sie an seine Lippen preßte und ihr in die Augen sah. Es war ihr, als ergriffe sie ein Schwindel, als sähe sie in die Glut einer Sonne, vor der sie sich bange verbergen müßte, um nicht von ihren Strahlen versengt zu werden. Erich aber, als er ihre andre Hand erfaßte, fühlte ein leises Zucken darin, schnell entzog sie ihm dieselbe, während Johannes ihre Linke noch festhielt. Dann aber sprang Sabine schnell auf, es war als wollte sie absichtlich eine Situation abkürzen, die sie bedrückte, und, nach dem Wagen sehend, rief sie: „Ach du armer Schecke! Da sitzen wir und tafeln und vergessen dir dein Theil zu geben!“ Rasch ging sie hin und legte dem Schecken ein Bündel Heu vor, das sie mitgenommen hatte.

„Ja da müssen wir nun noch eine Weile warten, bis der auch abgespeist hat,“ fuhr sie fort, „wir kommen noch bei Zeiten nach Hohenfichten.“ Noch einmal

machte sie sich am Wagen etwas zu schaffen, und indem Johannes der anmutigen Gestalt des Mädchens nachsah, war es ihm, als müßte er in der überschwellenden Wonne seines Herzens etwas erfassen und an sich drücken. Er umarmte Erich mit stürmischer Glut, sprang auf und sang:

Da schmälen sie das Leben aus,
Da schmäh'n sie auf die Welt,
Das ist ein Jammer und ein Graus,
Wenn Zwei sich so gesellt:
Das Herz ist tot, das Herz ist tot,
Das Leben ist voll Gram und Not!
Ich aber find' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

Es fällt wol in die Reisenacht
Ein Schauer schwer und kalt,
Doch eh es wettert über Nacht,
So kommt der Morgen bald.
Dann glänzt in Tropfen ohne Zahl
Des Segens lichter Freudenstrahl,
Die Welt, sie wird nur doppelt schön,
So recht von Herzen schön!

Es blüht noch Jugend auf der Welt,
Und Frühling auf der Erd',
Und wem die Jugend nicht gefällt,
Ist nicht des Frühlings wert.
Drum wer das Leben kann verschrein,
Das muß ein Pfaff' und Träumer sein.
Ich aber find' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

„Das Lied gefällt mir," sagte Sabine, „ja ich find' auch das Leben so recht von Herzen schön, das Lied muß ich lernen, daß ich's manchmal für mich singen kann. Aber nun ist's wol Zeit, daß wir aufbrechen, es möchte sonst zu heiß werden. Dem Schecken steck' ich aber noch ein par Zweige an gegen die Fliegen." — „Der ganze Wagen muß grün aufgeputzt werden," rief Johannes. Er pflückte drauf Eichenzweige und steckte sie in alle Fugen des Einspänners, wobei Erich ihm half. Dann nahm er die leere Weinflasche und wollte sie zertrümmern, Sabine aber nahm sie ihm weg und sagte: „Nicht zerschlagen! Man muß nichts zerbrechen, so lang es noch halten will. Es ist mir nicht um die Flasche zu thun, aber lieber schenk' ich sie einem Armen, da kann sie noch lange gebraucht werden." — Das Kleeblatt saß wieder im Einspänner und Erich lenkte den scheckigen Hippogryphen, welchem Johannes' Lieder Flügel angesetzt zu haben schienen. Denn dieser sang und jubelte lustig in die Welt hinaus, Sabine war heiter wie vorher, Erich aber war stiller geworden. Er wußte sich keine Rechenschaft darüber zu geben, er wußte nicht einmal, daß er ernster geworden war.

„Singe doch mit, Lenker des göttlichen Schecken!" unterbrach Johannes seinen eignen Gesang, indem er

dem Freunde einen liebevollen Rippenstoß versetzte. Dieser fuhr auf aus seinen Gedanken, lachte und sang hinfort mit und war Gefährte aller Lustigkeit bis zum Ziele.

Der Einspänner rollte durch das Dorf Hohenfichte. Das Pfarrhaus lag auf einer Erhöhung, man gelangte zu ihm von der Landstraße aus auf einer Folge von steinernen Stufen, die über Weinterrassen emporführten. Der Fahrweg aber machte einen kleinen Umweg durch das Dorf, und führte dann aufsteigend vor der Pfarre und Kirche vorbei. Der Kirchhof schloß sich, nur durch eine Hecke getrennt, an den Garten, und aus dem Dunkel alter Tannen und Linden lauschte das Kirchlein weiß mit spitzem Thurme hervor. — Der Wagen hielt, und aus der Thür drängte sich außer dem Pfarrer und seiner Frau, noch eine dritte Gestalt, es war Bernhard der Maler. Die Bewillkommnung war stürmisch. Bernhard sprang, lachte und sang, umarmte Erich und Johannes, und wollte sich eben mit einer Umarmung auf Sabinen stürzen, als diese ihm einen Blick voller Entrüstung zuwarf und erschrocken auf die Seite der Pfarrerin wich. Er fühlte sich durch diesen Blick so betreten, daß er die Augen niederschlug. Lange dauerte es aber nicht, so war sein wildes Wesen wieder im Gange.

Der Pfarrer, ein Mann von etwa sechsunddreißig Jahren, offnem freiem Gesicht und, bei würdevollem Aussehn, doch heitrem Wesen, führte die jungen Männer ins Zimmer, während Sabine der Pfarrerin in die Küche folgte, denn diese war augenblicklich darauf bedacht, den Horizont des bevorstehenden Mittagmahls zu Gunsten des unerwarteten Besuchs zu erweitern. Sabine ging ihr gleich zur Hand. Aber ihr war es, als wäre die ganze Harmlosigkeit der Herfahrt nun mit Einem Striche abgeschnitten. Sie hörte im Zimmer den Maler toben und lachen, sein Anblick war ihr im ersten Moment widerwärtig gewesen, und jetzt glaubte sie auch in ihrem Benehmen ihren beiden Begleitern gegenüber auf der Herfahrt zu frei, ja sogar unziemlich gewesen zu sein. Die ganze Situation trat vor ihre Sele, wie sie allein mit den beiden jungen Männern unter der Eiche gesessen, wie sie ihnen die Hände gereicht, mit ihnen gesungen — eine unnennbare Angst überkam sie. Sie griff sich an die Stirn und fühlte den Kranz von Waldblumen noch auf ihrem Haupte. Rasch nahm sie ihn ab und warf ihn bei Seite. Thränen traten ihr in die Augen, ein Gefühl der Bangigkeit überkam sie, als habe sie eine schwere Schuld auf dem Herzen. Mit aller Kraft preßte sie ihr Gefühl zurück, antwortete der Pfarrerin

auf alle Fragen und leiſtete ihr mit umſichtiger Gewandtheit Beiſtand. Aber ihre Heiterkeit wollte nicht wieder kommen, ihr war beklommen und ängſtlich zu Mute.

Bernhard machte unterdeſſen ſeiner Ausgelaſſenheit in aller Weiſe Luft. Das Pfarrhaus war als ſolches natürlich reich geſegnet mit Nachkommenſchaft. Fünf intereſſante Repräſentanten tummelten ſich um ihn herum, er warf ſie bald in die Höhe, bald in die Sofaecken, bald zum Fenſter hinaus, trug ſie auf den Schultern, ſetzte ſie auf den Ofen, bis ſie ſchrieen, worauf er ſie laufen ließ. In ähnlicher Weiſe führte er die Unterhaltung. Jedes angeſponnene Geſpräch brachte er durch Gewaltſtreiche aus dem Gange, jedes Urtheil ließ er ins Gegentheil umſchlagen und adoptirte es dann. Von ſeinem Charakter vorläufig nur ſo viel: Er war nicht ganz einig mit ſich, ob er die Blonden liebenswürdiger finden ſolle oder die Braunen; ob er lieber ſüßen oder herben Wein trinke, das Eine aber ſtand feſt, daß ſein Geld und ſeine gute Laune in umgekehrtem Verhältniß zu einander ſtanden, die letztere nämlich war unverwüſtlich, während das erſtere nur in ganz kurzen Stationen in ſeiner Taſche verweilte. Man konnte ihn in ſofern einen guten Geſellſchafter nennen, als in ſeiner Gegenwart die Unter-

haltung nicht leicht ins Stocken geriet, die Art und Weise aber, wie er sie aufrecht erhielt, war oft die übermütigste und anmaßendste. Obgleich Künstler, hatte er doch keine ächte Künstlernatur, wie denn überhaupt sein ganzes Wesen Widerspruch war. Schönheit war für ihn nur so lange bewunderungswert, als sie Ziel des Genusses war; Begeisterung trat bei ihm auf als fieberhaftes Drängen, das sein Ziel ebenfalls wieder nur im Genusse fand. Von Jugend auf auf Andre angewiesen, von Fremden erzogen, von Fremden erhalten, hatte er die Ueberzeugung erlangt, die Welt müsse seinem Talente dienen, das heißt sie müsse ihm selbst jeden Genuß gewähren, von Dankbarkeit wußte er nichts, von eigentlicher Anhänglichkeit oder gar Zuneigung lebte kein Funken in ihm. Sein Vater war Landpfarrer gewesen, daher seine vielfachen Bekanntschaften bei der Geistlichkeit. Bei Jedem blieb er so lange es ihm behagte; fing er an Langeweile zu spüren, oder war bei Einem gar der Wein schlecht — dann ade!

Der Pfarrer von Hohenfichten ertrug seine Ausgelassenheiten mehr, als daß er sie billigte, oft aber mußte er über ihn lachen und konnte ihm trotz aller Leichtfertigkeit nicht gram sein. Erich fühlte sich von Bernhards Benehmen grade heut vielfach verletzt,

ohne es ſich merken zu laſſen. Johannes war ſelbſt erregt, und ſobald der Maler nicht gar zu extravagant war, machte er mit ihm gemeinſchaftliche Sache.

Die Geſellſchaft ſaß bei Tiſche. Des Pfarrers guter Wein erhizte Bernhard immer mehr. Sein Benehmen Sabinen gegenüber war durchaus rückſichtslos und den Anſichten gemäß, die er überhaupt vom weiblichen Geſchlecht hatte. Der Pfarrer hatte Mühe, ſeinen Uebermut im Zaume zu halten.

Sabine ſaß während der Mahlzeit wie auf der Folterbank.. Sie konnte keinen Biſſen genießen, wie eine ſchwere Laſt drückte es auf ihrem Herzen. Endlich ſprang ſie auf und eilte hinaus. Die Pfarrerin ging ihr nach und kam wieder mit der Nachricht, das Mädchen habe Kopfweh, es werde vorübergehen. — Die Tiſchzeit wurde durch des Pfarrers Weinſpendungen länger ausgedehnt, der Maler mußte darauf verzichten, ein Geſpräch des Pfarrers mit Erich zu unterbrechen und zeichnete bei einer Zigarre Karrikaturen. Johannes ſtahl ſich hinaus in den Garten. Seine Stirn glühte. Er ſah ſich rings um und ſchritt einen Gang entlang, der an der Thür zum Kirchhof mündete. Dieſe ſtand offen, er betrat den Grasplaz — da ſaß Sabine auf einem Bänkchen und weinte heftig. Die Ereigniſſe des Tages, wie klein und unbedeutend

sie auch waren, lasteten schwer auf ihrem Herzen, sie fühlte sich so in tiefster Sele verletzt, daß Thränen ihr einzige Linderung geben konnten. Bald suchte sie dieselben zurückzudrängen, bald ließ sie ihnen wieder freien Lauf. Hierher, unter den Schatten eines Fliederstrauches, innerhalb der Kirchhofsmauer, hatte sie sich geflüchtet, um mit sich selber zur Ruhe zu kommen. Da hörte sie Tritte — Johannes stand vor ihr.

Erschreckt sprang sie auf, trocknete die Augen, sah sich um und fragte mit ängstlicher Stimme: „Ist Erich in der Nähe?"

Johannes deutete die Frage zu seinen Gunsten und sagte: „Nein, Sabine, wir sind allein." — Sie setzte sich etwas ruhiger nieder und er nahm neben ihr auf dem Bänkchen Platz. „Sabine," fragte er sanft, indem er ihre Hand ergriff, „warum weinest du? Wir lebten heut so schöne Stunden, sie sollen dein gutes Herz nicht trübe stimmen. Ich bin so glücklich, ein liebes Wort noch von dir, und mein Glück wird Glückseligkeit."

Sabine wurde unruhiger, ihr Busen hob sich angstvoll, sie suchte ihm ihre Hand zu entziehen, er aber hielt sie fest und fuhr fort: „Laß mir deine liebe Hand, mir ist als hielte ich in ihr die Wonne der ganzen Welt umschlossen. Was du mir heut unter

der Eiche, in Gegenwart des Freundes durch einen verstohlenen Blick bekanntest, sage es mir jetzt frei und offen. Ich weiß, dein Herz gehört mir. Sabine, geliebtes Mädchen, das meine ist dein, mit jedem Pulsschlage dein — du bist mein Ideal, meine Welt — ich liebe dich mit aller Glut — ich bete dich an — Sabine —"

Seine Stimme erstickte, er wollte die Geliebte umarmen, sein ganzes Wesen war in Aufregung. Sabine aber sprang auf, ein leiser Schrei entwand sich ihrer Brust: „Ach Gott! Ach Gott!" — Das war Alles, was sie sagen konnte. Mit Gewalt riß sie sich von ihm los, flog wie von Dämonen gejagt über die Gräber des Kirchhofs, durch die Gebüsche, bis ihr weißes Gewand hinter den Tannen verschwand. Johannes stand da wie ein Träumender. Noch durchtanzten bunte Gedanken seine Sele, wie bekränzte Elfenkinder, die den Reigen schlingen um ein geliebtes Götterbild — da war Sabine verschwunden, der Vorhang seines Paradieses war gefallen. Er ging ein par Schritte, dann blieb er sinnend stehn. Warum war sie ihm entflohn? Weil das Bekenntniß der Liebe Scheu trug, über die noch unentweihten Lippen zu gleiten? War es kindische Scham der kaum erblühten Jungfrau? War sie sich selbst noch ein Rätsel,

und hatte sein Wort ihr die Lösung zugerufen, vor welcher sie halb entsetzt, halb beseligt zurückgewichen? „Sie liebt mich! Sie liebt mich!“ rief es in seiner Brust. „Sie liebt mich und wagt es nicht zu bekennen!“ — Träumend schritt er der Gartenpforte zu, den Gang entlang, und trat wieder in das Haus. —

Sabine war unterdessen über den Kirchhof dahingeflogen. Sie suchte an der entgegengesetzten Mauer nach einer Thür, es war keine vorhanden. Sie rannte neben der Mauer hin, ihr war es, als hörte sie immer Tritte hinter sich, endlich blieb sie erschöpft stehen und hielt sich an einem Baum fest, um nicht nieder zu sinken. Sie bebte nicht mehr, ihr Auge wandte sich starr nach der Seite hin, von welcher sie gekommen war, ihre Hände ballten sich krampfhaft, als sei sie jeden Augenblick gewärtig, einem Verfolger zu begegnen. Der sanfte schöne Johannes, wie war er ihr plötzlich ein Gegenstand des Schreckens geworden! Wenige Minuten vergingen, und gefaßter blickte sie um sich. Sie konnte das Pfarrhaus sehen und die Pforte, welche in den Garten führte. Eben schritt Johannes langsam hindurch und dem Hause zu. Die Pfarrerin begegnete ihm und schien ihn etwas zu fragen. Er wies mit der Hand nach dem Kirchhofe. Die Pfarrerin kam daher geschritten und Sabine kam ihr ent-

gegen. Sie fragte nach Sabinens Befinden. „Es geht besser," sagte diese, „es ist aber wol Zeit, daß wir den Heimweg antreten. Oder vielmehr nicht wir, sondern die beiden Herren allein, wenn Sie mich bis morgen beherbergen wollen, so gehe ich morgen früh zu Fuße nach der Stadt." Die Pfarrerin war damit einverstanden, wunderte sich aber, daß das sonst so gesunde Mädchen heute für ihr Wohlsein so besorgt sei.

In Sabinen ging etwas vor, das merkte die kundige Frau wol, hielt sich aber nicht für befugt, weiter nachzufragen, oder ihr etwas zu raten. Noch waren Beide nicht ins Haus getreten, als das Mädchen stehn blieb und entschlossen sagte: „Ich fahre doch heute mit, der Vater könnte sich ängstigen. Ich bin auch zu Hause zu nötig — bitte, sagen Sie nichts davon, daß ich hier bleiben wollte, Frau Pfarrerin, ich habe mich anders besonnen, ich fahre mit." — Die Hausfrau nöthigte ihren Gästen nochmals einige Erfrischungen auf, und bald stand der Einspänner wieder vor der Thür. Aber zu ihrem Schrecken erfuhr Sabine nun, daß Bernhard sie begleiten wollte. — „Der Wagen ist nur für drei Personen eingerichtet," rief sie entschieden, „wir dürfen die Last nicht größer machen, die das arme Pferd zu ziehen hat."

„Hoho!" sagte der Maler, „ich werde kaum

mehr laſten, als das Faß Wein, das auf der Herfahrt mitgekommen iſt. Uebrigens wird die Fahrt um ſo intereſſanter, wenn wir nun recht eng zuſammengedrückt ſitzen.“ — Es halfen keine Einwendungen, weder von Sabinens noch von Erichs Seite, ja der Maler ergriff ſogar die Zügel des Schecken, ſchwang ſich trotz Erichs Gegenreden auf den Bock und forderte die Geſellſchaft auf, einzuſteigen. Er wollte ſich todtlachen, daß man ihm die Zügel nicht anvertrauen wolle, und ſo ſtiegen denn die Drei ein, Sabine ſaß in der Mitte, und Bernhard hieb auf den Schecken wütend ein.

Die Drei im Wagen ſaßen lautlos beiſammen und wagten ſich nicht zu rühren, nur hin und wieder bat Erich den Maler nicht ſo wild einzuhauen; wenn er die Hügel ſo hinauf jage und wieder hinab die Zügel ſchießen ließe, müſſe das Thier auf halbem Wege liegen bleiben.

„Ihr mögt einen ſchönen Schneckengang gefahren ſein,“ entgegnete dieſer; und wie ihr da ſitzt! ich glaube, ihr ſchlaft alle Drei, wartet, ich will euch durch Singen munter erhalten!“

„Wir nehmen's für genoſſen,“ ſagte Erich, als Bernhard anfing ein Lied zu ſingen, das nicht für Sabinen's Ohren paßte. Da dieſer aber nicht auf-

hören wollte, faßte ihn Erich derb bei der Schulter und rief ihm leiſe aber eindringlich ins Ohr: „Haſt du denn weder Verſtand noch Zartgefühl, Menſch, daß du dich nicht entblödeſt, ſo ein Lied vor den Ohren eines Mädchens zu ſingen! Schweig jetzt, oder wir ſprechen uns ernſtlich!“

„Ach ihr Pedanten,“ lachte der Angeredete und ſang: „Wir winden dir den Jungfernkranz mit veilchenblauer —“

„Um Gotteswillen, nur nicht ſo wild den Berg hinunter!“ flehte Sabine.

„Sieh' dich vor!“ ſchrie Erich dem Maler zu. — Der Wagen war nicht mehr zu halten und rollte den ſteilen Weg blitzſchnell hinab, der Schecke flog keuchend und ſtöhnend und ſelbſt geſtoßen und getrieben von dem dahinfliegenden Wagen. Rechts und links prallte dieſer bald an einen Baum, bald ſtieß er krachend über einen Stein. In einer Minute mußte ſich der Fahrweg um eine Felſenecke winden, grade aus ſenkte ſich ſchräg ein Abhang, und konnte der Wagen nicht aufgehalten werden, ſo mußte er mit den darin Sitzenden in die Tiefe hinunter geſchleudert werden. Entſetzen ergriff Alle. Im Angeſichte dieſer fürchterlichen Gefahr, ſtürzte ſich Erich über den Maler, ergriff die Zügel und riß das von Erſchöpfung halb

todte Thier rechts hinüber, so daß es mit letzter Kraftanstrengung einen Seitensprung machte, und den Wagen mit sich rechts an den Felsen riß. Der Schecke stürzte mit einem Angstschrei zusammen, der Wagen ging krachend in Stücken, die darin Sitzenden konnten gerettet sein.

Erich sprang zuerst wieder vom Boden auf und rief, indem er Sabinen behülflich war: „Wer ist verwundet? Wer von Euch lebt, der spreche! Sabine wie geht's? Johannes, wie geht dir's?"

„Gut, gut, ich bin unverletzt." — „Ich auch;" war die Antwort beider. — „Nur etwas zerschlagen!" seufzte Bernhard, indem er sich die Knie rieb. — Mit dem Bewußtsein, dem sichern Tode nur durch plötzliche Geistesgegenwart entronnen zu sein, die Trümmer des zerschellten Wagens vor sich, und die Abspannung des jähen Schreckens in allen Gliedern, so standen die Wandrer auf dem Wege. Erich war unermüdlich zu fragen, ob auch Niemand einen Schaden fühle, Sabine hätte den Maler alle ihre Empörung und Verachtung mögen fühlen lassen, sie schwieg aber; und Johannes ergriff Erichs Hand und sagte bewegt: „Du hast uns gerettet!"

Das Bewußtsein gemeinsam überstandner Gefahr bringt schon an sich fremde Menschen einander näher,

um wie viel enger schließt es befreundete an einander! Es war dunkel, doch aber konnte Erich in Sabinens Augen den Glanz eines seelenvollen, dankbaren Blickes bemerken, mit dem sie zu ihm aufsah. Sie gab ihm die Hand, sie gab sie auch Johannes. Der Maler fand schnell seinen Humor wieder, nachdem er seine geschundenen Gliedmaßen ein wenig zurechte gebracht hatte. Er betrachtete den ächzend daliegenden Schecken, betrachtete die Trümmer des Fahrzeuges und betrachtete die Gruppe derer, die er in Todesgefahr gebracht hatte, und die nun schweigend eine Minute beisammen standen. Er trat lachend hinzu und sang den Vers eines bekannten Liedes:

Als sie sich nun aufgerappelt hatten
Und sie sich besannen,
Daß sie noch Leben Leben hatten —

In diesem Augenblicke wankte Erich, er griff um sich, um sich an etwas fest zu halten, im nächsten lag er ohnmächtig am Boden. Ein neuer Schreck durchzuckte Alle.

„Erich, Erich! was ist dir?" schrie Johannes, indem er zusprang und das Haupt des Ohnmächtigen auf seine Knie nahm. Sabine kniete ebenfalls, von entsetzlicher Ahnung erfüllt, neben den Leblosen nieder. Johannes riß ihm die Kleider auf, er befühlte

seine Brust, er fühlte etwas Feuchtes, und zog aufschreiend seine Hand blutig hervor. Rasch warf er ihm den Rock ab, das Leinenzeug war rot gefärbt vom Blute, und dieses rann in Strömen aus einer Wunde am linken Oberarm.

Was nun thun, fern von aller ärzlichen Hülfe? Sabine rang die Hände und betete still. Bernhard stand erstarrt da. Johannes nahm sein Taschentuch und band es fest um die Wunde, um das Blut zu stillen.

„Noch tausend Schritte sind's ungefähr zu einem Waldkruge," sagte Sabine, „bis dahin tragen wir den Kranken."

„Bernhard, fliege voran," rief Johannes, „sieh zu, daß du im Kruge ein Pferd bekommst, reite im Galopp nach der Stadt, hole den Doktor Ulrich, bringe einen Wagen mit!"

Der Maler zögerte einen Augenblick unschlüssig.— „Pack Dich!" schrie er ihm zu, „Du hast gewissenlos das Unheil angerichtet, willst Du nun durch Dein Zaudern durchaus ein Menschenleben auf Deine Sele laden? Fort, oder ich jage Dir einen Knüttel nach!" Er hatte bei diesen Worten ein Stück eines zertrümmerten Rades ergriffen und schwang es drohend empor, so daß den Maler ein Grauen erfaßte vor seinem

rollenden Auge und ſeiner Geberde, und er mehr aus plötzlichem Schreck, das Rad an den Kopf zu bekommen, davonlief, als aus Bereitwilligkeit, Hülfe zu holen. Denn dieſe Eile war ſehr unbequem und er war nicht gewöhnt irgend ein Opfer zu bringen. Dennoch aber lief er, zwar innerlich fluchend, und erreichte den Krug. Ein Pferd war nicht zu bekommen, wol aber wurde ihm geſagt, wenn er tüchtig rennen könne, wäre es noch möglich einen Wagen einzuholen, der eben hier abgefahren ſei. Er verſprach einem Knaben ein Trinkgeld, wenn er den Wettlauf für ihn übernehme. Der Junge lief, der Wagen wurde angehalten und nach einiger Weigerung zurückgebracht. Es war ein Leiterwagen, ein Bauer und ſeine Frau ſaßen darauf. —

Johannes und Sabine knieten in ſtummer Verzweiflung neben Erich, der noch immer kein Lebenszeichen von ſich gab. Da war keine Quelle rings herum, nichts, gar nichts, und ratlos ſeufzend blickten ſie gen Himmel. Wie anders war doch die Herfahrt geweſen! Die freie Natur läßt die Menſchen ſchneller bekannt werden in einigen Stunden, als Mauern und Wände, und überhaupt der bürgerlich geſellige Verkehr, es in mehreren Wochen vermag. Die Natur iſt das gemeinſame Haus, in welchem Jeder

frei schalten darf, an das Jeder ein gleiches Eigenthumsrecht zu beanspruchen hat. Die gar zu arg gezogenen Schranken der Höflichkeit und Sitte, mit ihren vielfachen Pedantereien, fallen ab, denn es ist Niemand Wirt und Niemand Gast, und Jeder steht dem Andern mehr als Individualität, als unmittelbarer Ausdruck seines innersten Wesens gegenüber. Gedanken und Empfindungen äußern sich leichter und frischer, und werden lebendiger aufgenommen und verstanden, und tausendfältige Bänder der Neigung, Freundschaft, Liebe, schlingen sich enger und enger um den Kreis der so Genießenden. Mit rückhaltloser Unbefangenheit hatten sich auch unsre drei Wandrer einander hingegeben, dieser Tag hatte so Vieles aufgeregt, ins Leben gerufen — er sollte vielleicht noch viel mehr befestigen.

Sabine beugte sich weinend über Erich, ihre Thränen fielen auf sein Antlitz. Er schlug die Augen auf. Die mondlose, sternenflimmernde Nacht ließ ihn seine Umgebung nicht gleich erkennen. — „Er lebt! Erich! Erich!“ rief Johannes. Erich wollte sich erheben, ein stechender Schmerz in seiner Wunde hinderte ihn daran. „Hilf mir,“ sagte er zu Johannes, „hilf mir nur aufstehen, ich fühle mich kräftig genug, um weiter zu gehn.“

Johannes hob ihn auf, legte Erichs linken Arm in eine Binde, zu welcher Sabine ihr Tuch hergab, und seinen rechten sich um die Schultern, damit der Verwundete sich stützen könne. Erich fragte nach Mancherlei, wurde aber gebeten nicht zu sprechen, und so gingen die Drei langsam fort auf dem Wege nach dem Kruge. Sie waren einige hundert Schritt gegangen, als sie es hinter sich rasseln hörten. Sie blieben stehen und horchten. Es war der Schecke, der sich erhoben hatte und nun langsam, mit gesenktem Kopfe ihnen nachhinkte, ein Stück der zerbrochenen Wagendeichsel hinter sich her schleppend.

Bernhard kam ihnen entgegen, der Leiterwagen stand vor der Thür des Kruges. Es wurden einige Bündel Stroh darauf gelegt, und nachdem man den Wirt gebeten hatte, die Trümmer des Wagens vom Wege abzuholen und den Schecken die Nacht zu beherbergen, nahm die Gesellschaft auf dem Stroh Platz und fuhr schweigsam und mit gemischten Empfindungen der Stadt zu.

5.

Neue Gruppen, neue Menschen, neue Verhältnisse.

Es war tiefe Nacht, als sie in der Stadt eintrafen. Der Weinbauer harrte unruhig ihrer Wiederkehr. Sie stiegen aus dem Wagen, die drei Jünglinge schritten dem Hause des Doktors zu, wo Beate und Ulrich nach überwundenem Schreck schnell geschäftig waren in Sorge um Erich. Die Wunde war bedeutender, als man geglaubt hatte, und die Ueberwindung, mit welcher Erich seinem Schmerze getrotzt hatte, um die Gefährten nicht zu ängstigen, hatte seine Erschöpfung noch vermehrt. Ein heftiges Wundfieber stellte sich ein, Beate und Johannes theilten sich in die Nachtwache, dem Maler wurde ein Lager angewiesen und bald schlief er, als wäre nichts geschehn.

Sabine ging kummervoll allein nach Hause. Auf sie fiel jetzt der ganze Zorn des Weinbauern. Der zu Grunde gerichtete Schecke, der zerbrochene Wagen erfüllte ihn mit Wut und Aerger. Er tobte noch Nachts im Hause umher, schalt sich einen Narren, daß er den jungen Leuten vertraut habe, schalt auf diese und schalt auf Sabinen, die er doch selbst zum Mitfahren bewogen hatte. Sabine ertrug mit Geduld alle Schelt-

worte, ihr Herz war von ganz anderen Gedanken erfüllt, sie schlich traurig auf ihr Kämmerlein, setzte sich auf das Bett und ließ ihren Thränen freien Lauf. Sie schlief die ganze Nacht nicht. Ein Gefühl der Angst durchzitterte sie, die Sorge um Erichs Zustand ließ ihr keine Ruh', und dann lastete es wieder auf ihrer Sele, als habe sie eine schwere Schuld auf sich genommen. Sie kam sich so verlassen vor, Niemand achtete auf sie, und sie pries Johannes glücklich, der am Lager des Freundes sitzen und ihn pflegen durfte. Sie dachte die Scene, die sie mit Johannes auf dem Kirchhofe gehabt, noch einmal durch, ein Schauer überflog sie, sie barg ihr Antlitz in die Kissen, als wollte sie sich vor sich selber verstecken, und doch konnte sie ihm nicht gram sein. Seine Sorge für Erich hatte so viel bei ihr wieder gut gemacht, er kam ihr vor wie ein Bruder, der ihr eine kummervolle Stunde bereitet habe, dem sie dennoch aber verzeihen müsse. Gegen Morgen schlief sie ein. Wirre Träume gingen durch ihren Schlummer, endlich glaubte sie Erichs Stimme zu hören, die ihren Namen rufe. Sie erwachte, es war die Stimme des Weinbauern, der an ihre Thür klopfte, um sie, die fast immer die Erste im Hause wach war, zu wecken. —

Auch an Johannes Himmel drängte sich Wolke

um Wolke, die Sorge um den Freund bekümmerte ihn tief, doch hin und wieder zerriß der nächtige Schleier und die Sonne seiner Liebe zückte um so glühendere Strahlen hindurch. In seliger Täuschung saß er so am Krankenlager, bis neue Wolken den Horizont verhüllten. Erich hatte mehre schmerzenvolle Tage zu überstehen, seine gesunde Natur aber kam den Heilmitteln seines Schwagers entgegen, nach acht Tagen konnte er das Zimmer wieder verlassen und Ulrich gab ihm die Hoffnung, er werde in wenigen Tagen auch den letzten Verband ablegen können.

An einem Nachmittage saßen die Hausgenossen in der Gartenlaube am Kaffeetisch. Beate und Erich sprachen mit einander über ein Buch, das sie ihm während der Krankheit vorgelesen hatte, dann fragte er, ob Sabine vielleicht einmal dagewesen sei. — „Sie selbst war nicht bei uns," sagte Beate, „wol aber hat täglich einer von des Weinbauern Dienstboten nach deinem Befinden gefragt. Er hätte übrigens als guter Nachbar wol selber einmal vorsprechen können."

„Er zürnt mir wahrscheinlich wegen des zerbrochenen Wagens. Aber ich bin, weiß der Himmel, nicht schuld daran. Ich will gehn und ihn mir versöhnen."

Unterdessen schwatzte und lachte Bernhard mit Sophien. Dieser hatte sich seit jenem Abende gleich häuslich niedergelassen im Hause, es gefiel ihm ganz vortrefflich daselbst. Er sah, daß er in diesem gebildeten Kreise nur seine liebenswürdige Seite hervorkehren dürfe, und that seiner Natur einigermaßen Zwang an. Der Doktor lachte über sein lustiges Wesen, seine sprudelnden Einfälle und fand sich sehr bald in ihn. Sophie fand seine, wenn auch oft etwas burschikosen Artigkeiten und Aufmerksamkeiten gar nicht so übel; und Beate ließ lächelnd, aber beobachtend geschehen, was sie, ohne das Gastrecht zu verletzen, nicht hindern konnte. Mit Erich beschäftigte sich Bernhard seltener, denn dieser war lauer gegen ihn geworden, es schien, als gelte des Malers Besuch nicht ihm, sondern seiner Familie. Gegen Johannes aber hatte Bernhard einen entschiednen Haß erfaßt. Er suchte ihn im Stillen bei jedem Familienglied lächerlich zu machen und zu verdächtigen, und von daher schrieb sich theilweise auch Erichs Sinnesänderung gegen den Maler. Johannes kam seltener ins Haus, er war auch heut nicht da, Erich pries sich glücklich, ihn nun seinerseits wieder aufsuchen zu können. —

Der kleine Kreis saß in der Laube, als der Doktor oben das Fenster öffnete und hinabrief: „Kinder,

macht euch auf etwas Angenehmes gefaßt, der Regenwurm kommt mit der Hambutte!"

„O weh," rief Beate seufzend und stand auf, ihren Gästen entgegen zu gehen. Kurz darauf erschienen ein Herr und eine Dame in der Hausthür und traten in den Garten.

Der Herr, eine dünne, magre Figur, mit kränklichem Gesicht und weibisch zarten Junggesellenmanieren, sah allerdings einem Regenwurm täuschend ähnlich. Der Doktor hatte ihm diesen Namen sehr bezeichnend gegeben. Es war der Professor Gelblich, ein stiller Privatgelehrter, der sich hauptsächlich mit Entomologie beschäftigte, Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, Heuschrecken und dergleichen Gethier sammelte, sich aber auch den Fröschen, Unken, Salamandern u. s. w. liebend zuneigte, und im Uebrigen Nichts von der Welt wußte noch wollte, als daß sie ihn in Ruhe lasse und ihm seine Bequemlichkeit nicht nehme. Diese letztere wurde ihm gewährt durch seine Schwester Röschen, welche, ebenfalls in unverehelichtem Stande, die Zügel seines Hauses in Händen hielt. Dieses Röschen stand jetzt an seiner Seite. Es war, was körperliche Ausdehnung betrifft, durchaus das Gegenstück ihres Bruders, eine allseitige bedeutende Korpulenz war ihren zweiundvierzigjährigen

jungfräulichen Reizen beigegeben und die auffallende Jugendlichkeit ihrer Kleidung gab ihrer Erscheinung eine wirksame Anziehungskraft. Der Doktor behauptete zwar, das Röschen sei längst verblüht und zu einer recht drallen Hagebutte, oder Hambutte, wie er sie zu nennen pflegte, geworden, dennoch aber hielt sie noch jeden jungen Mann für gefährlich; daß sie ihn für schön hielt, verstand sich dabei von selbst.

Sie kam heut, um sich bei Beaten nach dem Befinden ihres schönen Bruders zu erkundigen. Nachdem sich die Gesellschaft gesetzt hatte, begann sie: „Ach, auch ich bin in großen Sorgen, die mich keine Nacht schlummern lassen. Sie wissen, daß in der Stadt ein Elefant zu sehen ist. Neulich gehe ich mit meinem Bruder aus, um das Thier zu sehen; ich nahm in meinem Strickbeutel Obst mit, um es damit zu füttern, und das zahme Thier nahm mir die Früchte aus der Hand und ließ sie sich wohl schmecken. Der Besitzer war nicht zugegen, sondern nur ein untergebner Dienstbeflissner. Jetzt trat der Wärter ein und sprach davon, wie geschickt das Thier den Stöpsel aus einer Flasche ziehen könne. Mein Bruder ließ eine Flasche Bier geben, der Elefant machte sein Kunststück und trank das Bier. Es waren einige Kinder zugegen, welche sich darüber freuten, und so ließen wir das

Schauspiel noch durch zwei Flaschen Bier wiederholen. O Gott, wir hätten vorsichtiger sein können! Obst und Bier zusammen! Nach einigen Tagen stürzt der Besitzer des Elefanten zu mir ins Zimmer und schreit mir entgegen, sein edles Thier sei erkrankt, eine fürchterliche Kolik drohe ihm den Tod, er habe erfahren, daß wir demselben in seiner Abwesenheit auch Obst gegeben hätten, und wenn der Elefant stürbe, müßten wir ihn bezahlen! Denken Sie, um Gotteswillen, den Elefanten bezahlen! Er nannte eine unmäßige Summe. Ach, wir beide, die wir so harmlos dahinleben, wir beide sollen nun den Tod eines Elefanten auf uns laden und ihn gar noch bezahlen! O, und der Besitzer ist so ein schöner Mann, mit südlichem, gebräuntem Teint und glühenden Augen, oh, es war mir schrecklich, daß ich ihm so gegenüberstehen mußte!"

„Und was das Schlimmste bei der Sache ist" — fuhr der Regenwurm seufzend fort —

„Bruder, Du wirst doch nicht?" unterbrach ihn die Hambutte.

„Der Elefant ist —"

„Bruder, schone meiner Nerven!" bat die Hambutte

Der Regenwurm aber wollte durchaus reden, und seufzend blickte seine Schwester zur Erde. „Das Thier ist," fuhr er fort, „ein Weibchen, und soll in wenigen Tagen Mutter werden. Es ist dies eine große Seltenheit, aber um so interessanter, und auch um so trauriger für uns. Denken Sie nur, wenn das Thier vorher stirbt —!"

Die Hambutte wischte sich die Augen und sagte schnell: „Ach in allen Träumen sehe ich den Elefanten mit drohend geschwungenem Rüssel vor meinem Lager stehen! Oder ich sehe den Sohn des Südens, seinen Besitzer in allen möglichen Situationen. Ach, die letzte Nacht sah ich ihn im Traume vor mir auf den Knieen! Träume sind zwar Schäume, aber —"

Die Gesellschaft, die während der ganzen Erzählung ihre Lachmuskeln kaum hatte im Zaume halten können, war jetzt überwältigt. Sophie gab hinter ihrem Taschentuche, das sie krampfhaft vor das Gesicht gepreßt hatte, zuerst das Signal, dann lachte Alles. Die Hambutte schien etwas verletzt, wurde aber durch Bernhard augenblicklich wieder gewonnen, welcher sagte:

„O wie beneidenswert ist der Sohn des Südens, der in solchen Träumen leben darf! Solche Scenen muß die Kunst verherrlichen, ich male das Alles in

einer Reihe von Skizzen, später führe ich es in Oel aus.“ Sogleich griff er nach Bleistift und Papier und fing an zu zeichnen.

„Der kleine Schelm ist gefährlich!“ flüsterte die Hambutte Beaten zu, und suchte hin und wieder über ihre Kaffeetasse hinüber zu erröten, wenn sie bemerkte, daß der Maler bei ihrem Portrait beschäftigt war.

Es konnte kaum eine andre Unterhaltung in Gang kommen, man war einmal im Lachen. Beate gab sich die erdenklichste Mühe, mit dem Regenwurm eine Konversation anzuknüpfen, dazwischen ertönte immer ein Seufzer des Malers, der sehnsüchtig zur Hambutte hinüberblickte, und eine Reihe der abscheulichsten Karrikaturen entwarf. Er wurde darin unterbrochen, man hörte einen Wagen vor dem Hause vorfahren, Beate ging nachzusehen, und kam bald darauf mit Frau von Stüving, der Gesellschaftsdame der Gräfin Corona, zurück, welcher ein Bedienter folgte mit mehren herrlich blühenden Blumenstöcken in Töpfen. Die Blumen schickte Corona Beaten. Die Dame brachte außerdem einen Brief des Grafen an Erich mit. Erich ging auf sein Zimmer, um ihn zu lesen. Er erstaunte und glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Der Brief enthielt, in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, die Bitte des Grafen, Erich solle

die Kapelle auf der Ruine Weilburg, neu erbauen. Er dürfe dabei ganz nach seinem Geschmack verfahren, alle Mittel würden zu seiner Disposition gestellt. Es war keine bloße Aufforderung, der Brief enthielt eine Bitte.

Erich las und las den Brief wieder, es lag ihm am Tage, daß Coronas Wünsche den Grafen dazu vermocht hatten. Unruhig ging er im Zimmer umher, dann warf er das Schreiben auf den Tisch mit den Worten: „Daraus kann nichts werden! Sie will mich aufs Neue an sich fesseln, sie hat mir noch Geständnisse zu machen, die ich ihr gern erlasse, wir dürfen einander nicht wieder nahe treten!“ — Wieder schritt er in Gedanken vertieft einige Minuten auf und ab, endlich nahm er den Brief und ging damit zu seinem Schwager.

Ulrich las ihn und sagte: „Der Antrag ist ehrenvoll und schmeichelhaft, die Sache verträgt sich nicht nur mit deinem Lebensplan, sie kommt ihm sogar wesentlich zu statten. Mache hier dein Meisterstück, es wird dir keine bessere Gelegenheit geboten. Die Familie Weilburg ist reich und angesehn, so daß dir zur Ausführung des Planes die schönsten Mittel zu Gebote stehen; sie hat bedeutende Connexionen, und so kann die Sache ein entschiedenes Moment in deiner

künſtleriſchen Laufbahn werden. Möglich, daß du darüber anders denkſt, aber wäre ich an deiner Stelle, ſo würde ich die Gelegenheit mit Freuden ergreifen. Das iſt ſo meine Anſicht, thu übrigens ganz nach deinem eignen Gutdünken. Meine Frau iſt darin meiner Anſicht, deſſen bin ich gewiß.“

Erich beſchloß die Entſcheidung bis zum andern Tage zu verſchieben, er ging wieder in den Garten und ſagte der Ueberbringerin des Schreibens, er werde morgen dem Herrn Grafen perſönlich ſeine Aufwartung machen. Die Geſellſchaft empfahl ſich, die Hambutte ſuchte vergeblich die Skizzen von Bernhard zu erhalten, ſie waren denn doch zu toll, als daß er ſie ihren Augen hätte preisgeben können, er verſprach ihr dieſelben nächſter Tage zu überbringen. Darauf ging man aus einander, auch Ulrich ſchickte ſich mit Sophie und dem Maler zu einem Spaziergange an.

Erich blieb allein im Garten. Er hatte ſich Corona's Kreiſe entronnen geglaubt, und die Ausſicht von Neuem, und vielleicht auf längere Zeit in ihre Sphäre gebannt zu werden, erfüllte ihn mit Bangigkeit. Er betrachtete die Blumenſtöcke, die ſie geſchickt hatte, es waren Exemplare, die jeder Gärtner den Stolz ſeines Gewächshauſes nennen konnte. Blumen mit tropiſchem Duft, fremder Blüte und fremder Ge-

staltung. Er ahnte, für wen die Blumen bestimmt waren, wenn gleich seine Schwester den Namen der Empfängerin hergeben mußte. Die Erde des einen der Blumentöpfe war mit Moos bedeckt. Dieser Anblick führte ihn weiter, er dachte an jene goldnen Stunden, die er mit dem Freunde in Wald und Moos durchlebt, er dachte an das moosige Hügelchen unter der Eiche, wo er in so lieber Gesellschaft geruht. Durch alle seine Träume und Phantasieen während seiner Krankheit hatte stets ein liebliches Mädchenantlitz hindurchgeblickt, es war das Sabinens. Er mußte so oft an sie denken, und doch konnte er sich solcher Gedanken nicht recht freuen, sie drückten und bekümmerten ihn oft. Aber immer kehrten sie wieder, so oft er auch des Freundes Bild an ihre Stelle zu setzen bestrebt war. In solche Gedanken versunken, starrte er in die Blumen hinein, dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen, als wolle er mit Gewalt aus einem Traume erwachen, er blickte auf — und vor ihm stand Sabine!

Zum ersten Mal sah er sie seit jenem verhängnißvollen Tage wieder! Sie waren allein im Garten.

„Gott sei Dank, daß Sie wieder wohl auf sind!“ sagte Sabine bewegt. Ich konnte nicht anders — ich

mußte — ich wollte nur selbst einmal fragen, wie es Ihnen geht."

„Es geht mir gut, Sabine," entgegnete Erich; „mein erster Ausgang sollte zu Ihnen sein, aber freundlich und gütig kommen Sie mir zuvor."

„Ach, Sie haben so viel ausgestanden, Sie haben für uns Alle gelitten, hätten wir nur auch —"

„Das thut nichts, Sabine. Das Geschick hatte mir den Schmerz zugetheilt, weil es wußte, daß ich, als der Stärkste, ihn am leichtesten würde ertragen können. Ich bin zufrieden damit. Meine Natur hält dergleichen aus. Und trotzdem, daß das Ende jener Fahrt betrübter war, als der Anfang, so denke ich, war das dennoch ein schöner Tag, und das soll er uns bleiben. Was wir Gutes und Schönes erlebt haben, wird ja durch das darauf folgende Trübere nicht getrübt, es besteht beides selbstständig für sich. In der Zeit, da mich meine Wunde auf dem Lager festhielt, habe ich so viel an Sie gedacht."

„Ich auch! Mir war so angst —"

„Wirklich?"

Sabine erröthete. Sie blickte sich scheu um und fragte: „Ist die Frau Doktorin nicht zu Hause?"

„Sie muß bald herauskommen. Haben Sie Johannes lange nicht gesprochen?"

„Nur ein Mal seit unserer Ausfahrt. Aber der Herr Maler ist ein recht böser Mensch. Wenn ich einem Menschen etwas Schlimmes zutraue, so ist der's. Selbst seine Lustigkeit ist mir immer, als thäte er's nur zum Schein, als wäre er so recht von Grund der Sele verdorben, und wollte sich nur hinter sein Lachen verstecken. Sagen Sie ihm doch, daß er —"

„Das Urteil über Bernhard ist wol etwas zu hart, Sabine."

„Gott strafe mich, wenn ich ihm Unrecht thu', ich sage nicht gern von Jemand Böses. Aber bitten Sie ihn doch, daß er nicht mehr zum Vater kommt — aber er will auch gar nicht zum Vater, er kommt immer, wenn der nicht zu Hause ist. Und wenn ich ihn dann abweisen will, kommt er mir immer nach in die Küche, oder wo ich sonst zu thun habe, und macht solche Scherze und beträgt sich so arg, daß die Mägde lachen und schreien. Ich darf das nicht zugeben, und wenn er sich wieder dergleichen erlaubt, so muß ich den Vater bitten, daß er ihm das Haus versagt — sagen Sie ihm also — ach, nehmen Sie es nur nicht übel, aber ich denke, so einen Freund dürften Sie gar nicht haben."

„Thut er das? Das ist allerdings höchst unrecht von ihm. Es soll nicht wieder vorkommen. Er ist

auch im Grunde mein Freund gar nicht — oder doch nur —"

Sabine sah ihn freudestrahlend an. Das Gespräch wurde unterbrochen, da Beate zu ihnen trat. Sie begrüßte Sabinen und betrachtete dann noch einmal die von der Gräfin gesendeten Blumen. „Welch eine herrliche Erika," sagte sie, indem sie die großen Purpurglocken einer Blume dieses Namens betrachtete.

Sabine sah sie mit großen Augen an und fragte halb erstaunt: „Wie heißt die Blume?"

„Erika."

Sabine schien verwirrt. Die Aehnlichkeit mit dem Namen Erich fiel ihr auf, und, kaum gedacht, hatte sie es schon auf der Zunge, aber kaum ausgesprochen, wünschte sie das Wort wieder zurück, ja die Worte erstickten ihr fast in der Kehle, als sie sagte: „Erika — das klingt ja beinah wie Erich!" Eine dunkle Röte der Beschämung übergoß ihr Gesicht und Hals, sie hätte in die Erde sinken mögen vor Verlegenheit. Beate lächelte und Erich warf dem Mädchen einen freudigen Blick zu, er athmete tief auf, als wäre seine Brust plötzlich von einer drückenden Last frei geworden. Sabine aber eilte davon, sie gab häusliche Geschäfte vor. — —

Es wurde Abend, und an diesem Abende geschah, was in der Welt an jedem Abende zu geschehn pflegt. Die Leute aßen und tranken, oder unterließen es auch; sie lachten oder weinten, wie grade einem Jeden zu Mute war, und gingen dann zu Bette. Das soll uns nun weiter nichts kümmern, wir wollen nur einen Blick in ein Kämmerlein werfen, das die stille Klause eines schönen unschuldigen Mädchens ist. Das Kämmerlein ist eng und klein und hat eine schiefe Wand, denn es liegt unter dem Dache und hat nur ein Fenster, welches offen steht und die kühle Nachtluft, die über Strom und Gebirge weht, hereinströmen läßt. Es ist äußerst reinlich und sauber hier. Gerätschaften stehn nicht viel umher, eben weil nicht gar viele Platz haben. Ein Bett und ein Stuhl daran, ein hoher gewölbter Koffer, ein Tischchen, darüber ein Spiegel, das ist Alles. An den Wänden hängen keine Bilder, sondern einige Kleider an Nägeln; an der einen Wand ein kleines verschlossenes Schränkchen, darin liegt wahrscheinlich das Gesangbuch neben anderen Heiligthümern eines jungen Mädchens, und über dem Bette hängt ein Kranz von Immortellen, der ist aber schon alt und verwelkt. Die Thür öffnet sich und Sabine tritt ein. Sie geht noch nicht schlafen, sondern setzt sich auf das Bett und stützt gedankenvoll die Stirn

auf den Arm. So sitzt sie eine Weile, dann steht sie auf, faltet die Hände und spricht, mit einem verklärten Blick zum Himmel, leise vor sich hin:

„Lieber Gott, verzeih mir, wenn ich Unrecht thu', aber ich kann ja nicht anders, ich muß so viel an ihn denken! Ach, laß ihn so gut bleiben, wie er ist, daß ich, wenn ich an ihn denke, doch immer etwas Gutes im Sinne habe. Du weißt, wie herzlich lieb ich ihn habe — ach und es ist ja zwischen ihm und mir kein andres Band möglich, als daß wir still an einander denken dürfen. Ob er auch an mich denkt, das weiß ich nicht, aber du weißt, mein Gott und Vater, daß ich nicht anders —" Plötzlich hält sie inne und heftet ihre Blicke unverwandt auf das Fenster. „Was ist denn das? Da steht ja — —!" Es überläuft sie vor Schreck und Entzücken — „da steht auf dem Fenstersims ein Blumenstock mit purpurnen Glocken, es ist jene Erika, dieselbe Blumenstaude, vor welcher sie heut Nachmittag erröthend gestanden hatte. Ein jauchzender Freudenruf entfährt ihrer Brust: Erich! ach — Erich!" — Noch aber steht sie mit auf die Brust gepreßten Händen vor der Blume da, noch wagt sie dieselbe nicht zu berühren, ihr ist's, als schaute des Geliebten Auge selbst aus den Zweigen hervor. Bebend vor Wonne geht sie zum Fenster und

wagt einen verstohlenen Blick hinaus. Es ist Alles still und dunkel, nichts rührt sich, nur der Nachtwind spielt in den Bäumen des Gartens und wirft ein neckendes Luftwellchen in die Zweige der Erika, daß ihre Blüten sich neigen und einander berühren. Sabine athmet tief und ahnungsvoll, wer als er konnte ihr die Blumen gebracht haben? Aber auf welchem Wege? Eitle Fragen! Sie nimmt die Staude in ihren Arm, küßt und herzt die roten Blüten, sie möchte tanzen, singen, jubeln und weinen zugleich. Welch ein Paradies ist hier plötzlich im engen Kämmerlein aufgeblüht! Bald faltet sie die Hände, wie zum Gebete, bald läßt sie die Zweige durch ihre Finger gehn, bald setzt sie sich nieder und blickt sie mit verklärtem Auge und seligen Gedanken an, dann umarmt sie dieselben wieder und preßt ihre Wange hinein. Ach er hat ja an sie gedacht, nur von ihm, nur von Erich konnte das Geschenk kommen. — Schnell aber geht sie noch einmal zur Thür und schleicht hinunter zur Küche, wo sie an der noch glimmenden Asche des Herdes ein Licht anzündet, sie will sich überzeugen, will bei Licht sehen, ob das auch wirklich dieselbe Blume ist. Sie täuscht sich nicht. Schnell löscht sie das Licht wieder, als könne sie im Dämmerlichte des Sternenhimmels freier und sicherer ihr Glück em-

pfinden. Sie schließt das Fenster, kniet nieder und betet:

„Ich danke dir, du gütiger Gott, für diesen Segen! Gieb ihm, der mir diese Freude bereitet hat, alles Glück der Erde, mache daß alle Menschen ihn lieben müssen, dann brauche auch ich meine Liebe nicht zu verbergen. Ach du weißt, wie ich ihn liebe, laß ihm durch einen Traum sagen, wie lieb ich sein Geschenk habe und gieb ihm und mir Friede und Ruhe ins Herz, daß wir mit unsern Gedanken nicht von der rechten Bahn weichen. Amen.“ —

Sabine schläft jetzt, ein andres Herz aber wacht noch und denkt: „Jetzt hat sie die Blumen gesehn, möge sie mir nicht zürnen, daß ich mir selbst eine Freude bereitete in dem Gedanken, sie ihr zu gewähren!“ — —

6.

Eine Kapelle und ein Himmelreich dazu.

Am andern Morgen machte sich Erich auf den Weg nach Schloß Weilburg, um dem Grafen seine

Aufwartung zu machen. Dieſer empfing ihn freundlicher, als das erſte Mal. Erich geſtand ihm ſeine Ueberraſchung, er wiſſe, ſagte er, im Grunde nicht, wie er zu der Bevorzugung komme, die der Graf ihm gewähre. Dieſer entgegnete, er habe ſchon ſeit einiger Zeit die Abſicht gehabt, die Kapelle der alten Weilburg herſtellen zu laſſen, jetzt aber, da er einen Bekannten ſeines Hauſes hier in der Nähe wiſſe, den er nicht nur als Künſtler, ſondern auch als Menſchen habe ſchätzen lernen, habe ſich dieſer Entſchluß bei ihm fixirt, und er bitte ihn, ſeinen Antrag nicht ablehnen zu wollen. Erich erſtaunte, dieſe Sprache aus dem Munde des Grafen zu hören, der doch ſo ſelten über die Gränzen der kalten Förmlichkeit hinaus ging, er ſah nur zu wohl den Einfluß Corona's. Er überreichte dem Grafen einige Blätter, auf welche er Baupläne verzeichnet hatte, dieſer aber ſchob ſie zurück, er gebe die Ausführung, ſagte er, ganz ſeinem Geſchmack und Gutdünken anheim. Die nötigen Summen und Materialien wurden darauf beſprochen, die Anzahl der Arbeiter beſtimmt, der Graf erklärte ſich mit Allem einverſtanden, und Erich befreundete ſich immer mehr mit der Sache, ja er freute ſich endlich ſogar, hier ſelbſtſtändig ein Werk ſchaffen zu können.

In wenigen Tagen schon sollte der Bau begonnen werden. Der Graf ließ seinen Verwalter rufen, stellte ihm den jungen Baumeister vor, mit dem Auftrage, allen seinen Forderungen Genüge zu leisten. Die Wohnung im Schlosse aber, die ihm für die Zeit des Baues angeboten wurde, schlug Erich mit Entschiedenheit aus. Er hatte beschlossen im Wirtshause zu Heimbach sich ein Zimmer zu miethen für besondere Fälle, seine eigentliche Wohnung aber sollte das Haus seines Schwagers in der Stadt bleiben. Der Graf lud ihn ein, recht oft sein Gast zu sein, worauf sich Erich empfahl. Corona hatte sich heut nicht blicken lassen.

Kaum aber hatte Erich das Zimmer verlassen, als der Graf ihn noch einmal zurück rief. „Verzeihen Sie," sagte er mit etwas leiserer Stimme, „ich muß Ihnen noch eine spezielle Bitte ans Herz legen. Es befand sich früher in der Kapelle ein Bild, welches, als ein altes Familienerbstück, Wert für mich hatte. Es stellt die Opferung der Tochter Jephta's vor und ist von einem bedeutenden Meister des sechzehnten Jahrhunderts gemalt. Das Bild ist verschwunden. Man sagt mir, das Bild sei bei dem Brande der Kapelle ein Raub der Flammen geworden. Dieses aber ist aus zweierlei Gründen nicht möglich. Erstens ist

dknals nicht die ganze Kapelle abgebrannt, ja sogar ist die Wand, an welcher das Bild befestigt war, nicht einmal von Rauch geschwärzt worden, man sieht noch die Umrisse an derselben, welche Staub und Alter um das Gemälde gebildet haben, und die hellere Stelle, auf welcher es hing. Ferner aber war das Bild nicht auf Leinwand, sondern auf eine starke Kupferplatte gemalt, es konnte also nicht so schnell verbrennen, oder man müßte doch, im Fall es wirklich in die Flamme geraten sein sollte, noch die Metallschlacken geschmolzen im Schutte gefunden haben. Dieses Letztere ist nicht der Fall gewesen, ich glaube also mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß das Bild entwendet worden ist. Es befinden sich unterhalb der Burg auch noch einige alte Felsengewölbe, man hat mir von diesen Mancherlei erzählt, ich selbst habe ein par Mal versucht hineinzudringen, der aufgehäufte Schutt aber machte es mir unmöglich, meine Forschungen zum Ziele zu führen. Das abergläubische Bauernvolk schrieb dem Bilde böse Einwirkungen zu, es ist nicht unmöglich, daß man das Bild, um es zu beseitigen, beim Brande gestohlen und vielleicht irgendwo verborgen habe. Es bleibe dies vor der Hand unter uns, ich bitte Sie aber inständig, stellen Sie einige Untersuchungen in dem Gemäuer an, Sie werden dies in

Ihrer Funktion als Vorsteher des Baues, ohne Aufsehen zu erregen, thun können. Es liegt mir viel an diesem Bilde," fuhr der Graf fort, indem er Erichs Hand ergriff, „und können Sie mir mit der Zeit Auskunft geben über das Schicksal desselben, so werden Sie sich mir mehr als verbindlich machen. Darf ich inzwischen auf Ihre Diskretion rechnen?"

Erich versprach dies. Der Graf, der ihn mit einem Blicke der Besorgniß und des Kummers angesehn hatte, drückte ihm die Hand nochmals und Erich empfahl sich. Seine Neugier war in Betreff des Bildes, von dem er nun schon einige Mal in unbestimmter Weise hatte reden hören, im höchsten Grade rege gemacht, er ahnte, daß die Familie Weilburg in vielleicht wichtigerer Beziehung dazu stünde, und beschloß seine Forschungen so bald als möglich zu beginnen. Nachdem er noch eine Stunde bei Johannes zugebracht hatte, machte er sich auf den Heimweg. Beate freute sich, den Bruder nun noch über die früher bestimmte Zeit hinaus besitzen zu dürfen, auch Ulrich war durchaus damit einverstanden, daß Erich auf das Anerbieten des Grafen eingegangen sei. Bernhard hatte kaum davon gehört, als er ausrief: „Ich melde mich auch bei dem alten Goldfuchs, er muß mich die Kapelle mit Fresken ausmalen lassen."

Man lachte erſt darüber, dann aber, als man ſah, Bernhard wolle damit Ernſt machen, entgegnete Erich: „Du trauſt dir da zu viel zu, Bernhard. Du haſt, meines Wiſſens, dich niemals in Fresken verſucht, du haſt ein par Genrebilder gemalt, ſonſt aber nur Porträts. Zur Freskenmalerei gehört eine größere Ausbildung —“

„Das findet ſich, wie's Griechiſche!“ warf der Maler unwillig ein.“

„Allerdings,“ ſagte Erich, „wie das Griechiſche findet es ſich, d. h., es erfordert ein ebenſo tüchtiges Studium. Studien aber haſt du nie gemacht, du biſt zu unruhig. Was dir nicht auf dem erſten Wurf gelingt, wirfſt du als langweilig bei Seite.“

„Ich ſoll wol mein Leben verſitzen, wie ein Philiſter? Bilde dir doch nur nicht ein, daß du mich jemals zu deinem Standpunkte bekehren werdeſt. Allerdings werfe ich als langweilig bei Seite, was nicht auf den erſten Wurf gelingt, denn eben das, was ein Talent nicht mit einem Male trifft, iſt nicht wert, daß der Künſtler es in Betracht ziehe, alſo langweilig!“

„Deine Logik iſt köſtlich!“ ſagte Erich lachend. „Was aber dein Talent betrifft, ſo kann ich dir nicht verhehlen, daß ich es für verloren erachte. Du haſt ein Talent gehabt, aber kein bedeutendes, doch hätteſt

du es immerhin zu etwas bringen können, hätteſt du ſtudirt und wärſt du in der Uebung geblieben.“

Der Maler lachte überlaut auf, man merkte ihm aber den inneren Grimm an.

„Lache nur,“ fuhr Erich fort, „ich aber halte es für meine Pflicht, gegen dich aufrichtig zu ſein. Jetzt nun verbirbſt du dich gar noch durch dein albernes Karrikaturenzeichnen. Es dient nur dazu, deine Mängel zu verbergen. Und nun willſt du dich gar in Fresken verſuchen? Es wäre nicht auffallend, wenn dir deine Neigung zur Karrikatur dabei einen Streich ſpielte.“

„Ich habe dich nicht zu meinem Hofmeiſter beſtellt!“

„Gott bewahre mich auch vor dieſem unfruchtbaren Amte! Ich wollte dir nur als Freund aufrichtig entgegen treten.“

„Ich kenne das ſchon. Nun aber werde ich erſt recht dem Grafen meine Aufwartung machen und mich zu den Fresken melden.“

„Das bleibt dir unbenommen. Uebrigens muß ich dir auch da raten vorſichtig zu ſein, denn der Alte iſt ſehr ſtolz und läßt ſich durch Extravaganzen durchaus nicht imponiren. Wenn du dir alſo einen unan-

genehmen Auftritt ersparen willst, so unterlaß deinen Antrag lieber.“

„Aha, pfeift der Wind daher? Du beneidest mich schon im Voraus. Du bist deiner Stellung selber noch nicht sicher, und fürchtest schon, ich könne dich im Hause des Grafen beeinträchtigen!“

Erich warf dem Maler einen Blick der Verachtung zu und führte die Unterhaltung nicht fort. Auch der Familienkreis war von Bernhards Benehmen wenig erbaut, wenngleich man auch wünschte, Erich wäre schonender zu Werke gegangen. Dieser aber hatte absichtlich dem Maler in Gegenwart Andrer die Wahrheit sagen wollen, er hoffte immer noch ihn für ein regeres Studium gewinnen zu können, und wollte ihn eben dadurch anspornen. Auf der andern Seite aber war es auch seine Absicht, die Anmaßung dieses jungen Menschen, die bei jeder Gelegenheit hervortrat, einmal etwas zu dämpfen. —

Der Tag war festgesetzt, an welchem Erich nach Heimbach übersiedeln sollte. Beim Lammwirt hatte Johannes ein Zimmer einrichten lassen. Johannes war erfreut, den Freund nun so in der Nähe zu haben.

Es war Sonnabend Abend, Sonntag früh wollte Erich nach Heimbach wandern. Ihm war's, als könne

er doch noch nicht recht freudig an's Werk gehen, als wäre noch ganz ein aparter Jemand da, von dem er Abschied nehmen müsse. Der Regenwurm konnte dieser Aparte nicht sein, die Hambutte wol auch nicht, also mußte es ein Andrer sein. Erich ging am Hause des Weinbauern vorbei, mit ihm hatte er sich schon wieder versöhnt, aber er ging vorbei und warf nur einen verstohlenen Blick nach einem Giebelfenster. Er ging weiter. Es war dunkel geworden. Jetzt stand er auf einem Platze in der Nähe der alten gothischen Kirche des Städtchens, unter dem Schatten einiger alten Bäume. Gegenüber lag das Haus des Organisten, dessen Tochter Helene mit Sabinen befreundet war. Er ging einige Mal auf und ab unter den Bäumen, plötzlich fühlte er sich am Arme gezupft. Rasch wendete er sich, und vor ihm stand ein Mädchen, das er trotz der Dunkelheit, als Helenen erkannte.

„Kommen Sie schnell," sagte das Mädchen.

„Wohin?"

„Fragen Sie doch nicht so! Sie handeln recht unrecht — aber kommen Sie schnell."

„Aber wohin denn?"

„Nun das müssen Sie doch wissen, zur Sabine."

„Zu ihr, sie läßt mich rufen?"

„Fragen Sie doch nicht so dumm! Die Sabine

wird Sie rufen lassen! Ja da kennen Sie sie schön! Bei mir im Garten sitzt das arme Mädchen und will sich todt weinen. Mich jammert das gute Herz, da bin ich heimlich weggelaufen und habe mir gelobt nicht eher zu ihr zurückzugehen, bis ich Sie gefunden habe. Jetzt kommen Sie, Sie müssen mit!"

„Aber, Mädchen, wie kann ich —"

„Gott, Sie sind auch wie ein Stock! Ein Andrer würde weniger Umstände machen, aber einen Andern würd' ich auch nicht geholt haben."

„Aber was soll ich denn bei Sabinen?"

„Nu das geht ins Weite! Du lieber Gott, ist mir so eine Frage vorgekommen! Trösten sollen Sie sie, daß sie nicht stirbt vor übergroßer Liebe zu Ihnen. Wie kann man so ein feiner Bursch' sein und dabei so unverständig! Jetzt ohne Umständ', fort!" — Helene faßte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Erichs Herz schlug hörbar, als er ihr folgte, er war halb verwirrt, halb wunderbar erregt. Seine energische Führerin zog ihn durch einen Garten, bis vor eine Laube, dann lief sie davon und stellte sich als Schildwacht an die Gartenthür.

In der Laube saß Sabine, ein leiser Schrei entflog ihrem Munde, als sie Erich vor sich stehen sah. Beide waren verwirrt und Keines konnte das erste

Wort finden. Das Mädchen faßte ſich zuerſt. — „Wie kommen Sie hierher, Herr Erich?“ fragte es, noch immer bebend.

„Ich weiß ſelber nicht, Sabine, Sie müſſen mir auch verzeihen, wenn ich mich ſo ungeſchickt als möglich benehme. Die Helene hat mich hergeführt — und mir iſt allerdings ſchon ſeit vielen Tagen, als müßt' ich Ihnen meine innerſten Gedanken bekennen — liebe Sabine, wenn Sie mir nicht helfen, ſo ſtehe ich wie ein Schulknabe vor Ihnen. Sabine, wenn ich mir alles Schöne, Liebe und Gute auf der Welt zuſammendenke, ſo wird doch nur immer Ein Gedanke daraus —“

„Sie waren es, der mir die ſchöne Blume neulich Abends auf's Fenſter geſetzt hat, nicht wahr, Erich?“

„Ja, Sabine, ich glaubte die Blume habe Ihnen gefallen, und wollte Ihnen eine Freude machen.“

„Ach, das haben Sie gethan! Ich wußte es ja gleich, Sie ſind ſo gut, Erich —“

„Nein, Sabine, Du biſt viel beſſer als ich!“

Es entſtand eine Pauſe, Beide athmeten tief auf und ſahen einander in die Augen. Sabinens Buſen hob ſich, ſie ſchien einen Augenblick mit ſich zu kämpfen, dann rief ſie: „Erich, Du guter, lieber Erich, ich

kann Dir nichts dafür geben, als meine ganze, ganze Liebe! Ach sie ist so groß —!"

Sabine lag an Erichs Brust, er preßte sie an sich, küßte ihr die Worte von den Lippen, sein Herz wollte springen vor übermäßigem Klopfen, er rang selbst nach Worten. — „Sabine, der Himmel mache mich Deines Geschenkes würdig!" sagte er dann mit innigster Hingebung.

In diesem Augenblicke erst fühlte er, daß er Sabinen unaussprechlich liebe, es schien ihm, als fielen überall dumpfe Hüllen von ihm herunter, als sehe sein Auge plötzlich heller, als werde sein ganzer Körper leichter, er kam sich wie ein ganz neuer Mensch vor. Vergangenheit und Zukunft zerrannen vor seinen Blicken, er empfand nur der Gegenwart vollblühendes Leben, er fühlte das Herz der Geliebten an dem seinigen pochen. Innig umschlungen standen die beiden jugendlichen Gestalten da, stumm sahen sie einander tief in die Augen, als begriffen sie sich selber noch nicht, als wollten sie aus dem tiefsten Grunde der Seele einander die Gedanken herauslesen, bis sich die Lippen immer wieder im Kusse begegneten.

„Erich, Du darfst mich drum nicht verachten," sagte Sabine ernst und feierlich, „daß ich Dir all'

meine Liebe gestanden habe. Meine Liebe ist noch ganz und Eins, Dir schenke ich sie und Keinem wieder. Du hast sie nun, sie ist mein Alles, sie darf Dir nicht zu gering sein."

„Sie ist einen Himmel wert, meine Sabine! Ich weiß, was Du mir giebst durch Dein Bekenntniß, ich gebe Dir ein gleiches. Sabine, ich liebe Dich ewig, heiß und von ganzer Seele, niemals, niemals werde ich aufhören Dich zu lieben, niemals werde ich ich mich von Dir trennen. Du bist ein Engel, Sabine —"

„Ich bin ein Mädchen, Erich, und ein recht ungelehrtes Mädchen, aber kein Engel. Ich will auch kein Engel werden, sondern will denken lernen wie Du, wir wollen zwei Menschen bleiben und Du sollst mich lehren, was schön und herrlich ist auf der Welt. Als wir damals unter der Eiche saßen, Erich, und die drei Erdbeerlein theilten, die Du gefunden hattest, da war mir mit einem Male, als wär' ich gar nicht in der Welt. Ich sah lauter blauen Himmel und sonst nichts, gar nichts, und Johannes hatte zwei Flügel, aber ich konnte ihn nicht erkennen. Da sah ich Dich plötzlich wieder, Du zeigtest auf den Wald und führtest mich bei der Hand zur Erde, und wie ich

dann wieder bemerkte, daß ich gar nicht fortgekommen war von der Erde, hatteſt Du noch meine Hand in der Deinen. Ich mußte ſie Dir raſch wegziehen, aber dem Johannes ließ ich meine Hand, es kam mir gar nicht in den Sinn, daß das Etwas auf ſich habe. Aber — Erich, Du wirſt gar nicht verſtehen, wie ich's meine, ich bin noch gar nicht geſcheid genug für Dich! Doch ſag' mir nur, wie ich denken und ſprechen ſoll, dann will ich ſehn, ob's mir möglich iſt.“

Erich hatte ſie wol verſtanden, aber mit eiſigen Händen griff die Erinnerung an Johannes plötzlich in ſein Herz. Ein Schauder überflog ihn, das hohläugige Geſpenſt — die Schuld, regte ſich in ſeinem Bewußtſein: Verrat! Verrat am Freunde! ſchrie ſie ihm fürchterlich drohend zu. Er wußte, daß Johannes Sabinen liebe, er hatte ihm einſt verſprochen, ihm die Gewißheit ihrer Gegenliebe zu bringen, und nun — Gott! er hatte ſie ihm geraubt, ohne es zu wiſſen, ohne es zu wollen! Ein Schreckensbild nach dem andern drängte ſich vor ſeine Seele, denn iſt erſt ein Nachtgedanke herausgeflogen aus ſeinen finſtern Tiefen, ſo flattern die übrigen in grauſigen Scharen nach, und wehe dem, der das Bannwort verloren hat, das all die finſtern Vögel zurückruft. Sie umgarnen ihn, reißen ihn in den Abgrund ewiger

Nacht. Erich ſchien überwältigt von ſeinem Schmerz. Sabine fuhr ihm mit der Hand über die Stirn und fragte: „Erich, wie wird Dir?“

Er ſagte ihr Alles. „Erich,“ erwiederte ſie, „ich weiß, daß Johannes mich liebt, er hat es mir ſelber geſtanden. Ich aber kann ihn nicht ſo lieben, wie ich Dich liebe, nicht ſo, daß ich mein ganzes Leben ihm geben könnte. Ach, ich habe Mitleid mit dem armen Johannes, aber ich kann ihm nicht helfen! Er kommt mir zuweilen vor, wie ein verklärter Engel, dem man Alles vertrauen könnte, nur nicht das, was die Menſchen im tiefſten Herzen empfinden. Einmal aber habe ich mich vor ihm gefürchtet, das war in Hohenfichten, wo er mich küſſen wollte, da brannte in ſeinen Augen ein ſchreckliches Feuer und ich meinte, er und ich müßten daran zu Grunde gehen, wenn ich mich vor ihm nicht flüchtete. Sei ruhig, Erich, das Schickſal hat den Johannes und mich nicht für einander beſtimmt. Dich aber hat es für mich gebildet, mich für Dich, wir Beide werden nicht von einander laſſen. Sorge nicht, daß Du ſein Herz brechen werdeſt, er wird überwinden, und Du kannſt ja nichts für Deine Liebe. Daß Du ihm aber ein Leid zufügeſt, das mußt Du ertragen, darum iſt die Liebe ſo groß und ſchön, daß ſie auch das Leiden auf ſich nehmen

könne. Was hätte ſie für einen Ruhm, wenn ſie ſo ohne alles Ueberwinden daſtünde?"

So ſprach Sabine. Erich hielt ſie mit ſtummen Erſtaunen umſchloſſen, wie groß, wie erhaben ſtand das einfache Kind der Natur vor ihm!

„Wohl, Sabine," ſagte er nach einer Pauſe, „Du lehrſt mich, daß auch des Menſchen ſtillſte Regungen zur That treiben, die das Leben männlich vertreten wiſſen will, wenn das Herz nicht ein Spielwerk des ewigen Vernichtungsſturmes werden ſoll. Ja ich will vertreten, was ich gethan, ich will die Folgen ertragen, und wird mir einſt wirr und bange zu Sinne, ſo wehe Du mir mit Deinem holden Frieden Linderung zu. Mag nun kommen, was da will, ich verlange nicht mehr, daß das Leben mir jeden Schritt leicht mache, im Kampfe will ich die Blüte mir erhalten, die das Glück mir leicht entgegengebracht hat. Jetzt erſt weiß ich, wie ich Dich liebe, mein ſchlankes Reh, meine liebe, ſchöne Sabine!"

„Ich wußte das ſchon viel länger, Erich," entgegnete das Mädchen, indem es ſeine Arme um Erichs Nacken ſchlang, und ſo an ihm hangend, zu ihm hinaufſah.

Es gehen viel mehr Gedanken auf eine Stunde, als Worte. Was die Glücklichen weiter ſprachen,

waren nur einzelne aufblitzende Tropfen aus dem Meere der Seligkeit, die in ihren Herzen wogte. Laſſen wir ſie glücklich ſein.

7.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.

In der Frühe des nächſten Morgens wanderte Erich ſeiner neuen Beſtimmung entgegen. Der Thau lag noch in ſilberweißen Streifen über den Wieſen, durch Buſch und Wald athmete des Morgens erquickender Hauch, und die Morgenglocken aus den Dörfern nah und fern läuteten den Sonntag ein. Alles ſtrahlte wie in buntem Feierkleide, Alles tummelte ſich in lebendiger Luſt umher. Die Finken probirten ihre Tonleitern und Rouladen, der Goldammer und die Amſel hatten eine Morgenbeſprechung aus ihren beiderſeitigen Neſtlein auf demſelben Zweige, und der Specht klopfte in äußerſter Geſchäftigkeit an alle Baumſtämme, als wollte er unterſuchen, ob ſie auch wirklich noch in gehörigem Beſtande wären, und

nicht etwa hohl, er schien die Forstwissenschaft aus dem Grunde zu verstehen.

Erich ging mit raschen Schritten den Weg entlang, er sah weder den Wald noch die Wiesen, noch was sonst um ihn vorging, das bunte Durcheinanderjagen seiner Gedanken und Empfindungen nahm alle seine Sinne in Anspruch. Noch klangen alle Saiten in seiner Brust von dem Glücke des gestrigen Abends, ja sie hätten in einem unermeßlichen Harmonienstrom dahinrauschen mögen, wenn nicht ein schriller Mißton ewig dazwischen getreten wäre: Der Gedanke, an seinem Johannes Unrecht gethan zu haben. Er wiederholte sich Sabinens Worte und seine eignen Entschließungen, er ging genau bei sich durch, was er dem Freunde sagen wolle, und konnte doch nicht zur Ruhe kommen.

Plötzlich wurde er aufgeschreckt durch einen derben Schlag auf die Schulter, und eine Stimme rief: „Heda, Herr Musje, an guten Bekannten rennt man nicht so ohne Gruß vorüber!“

Es war des Weinbauern Stimme, der kurz vor Erich aus der Stadt aufgebrochen war. „Nun, geht's schon so früh nach Heimbach? Das gottselige Werk soll wol am Sonntag begonnen werden? Ja, wir haben schon gehört, was der Herr da für ein Geschäft

übernommen hat. Das nichtsnutzige Bild soll wieder da 'nauf auf den Berg gebracht werden, und dazu braucht's ein par neue Wände, das Ding aufzuhängen. Denn aus andrem Grunde wird die Kapelle doch nicht gebaut."

„Was Ihr nur immer in Eifer geratet," entgegnete Erich, „wenn Ihr an das Bild denkt. Es ist gar nicht mehr vorhanden, die Kapelle wird um ihrer selbst willen erbaut."

„Ist nicht mehr vorhanden? Macht das einem Andern weiß. Da im Schlosse steckt's, das laß ich mir nicht ausreden. Herr Helldorf, wenn Sie's selbst nicht wissen sollten — ich sag' Ihnen, ich weiß die ganze Sache. Das Bild ist ein alt Familienstück, die Grafen von Weilburg haben vor Zeiten nichtsnutzig gelebt, und wie das Maaß des Verbrechens bei Einem ist voll gewesen, da ist er fromm geworden und hat seine Hauptschandthat hinmalen lassen. Nachher hat er das Ding in die Kapelle gehängt, um den Herrgott zu versöhnen. Ja, unser Herrgott wird ein Narr sein! Der Satan hat bei dem alten Grafenhause immer seine Hand im Spiel gehabt, es ist noch heut gezeichnet."

„Aber, Weinbauer, Ihr redet da sonderbare Dinge. Was geht mich die Sache an? Ihr scheint

überdies mehr darin finden zu wollen, als zu finden ist.“

„So? Ich könnt' Euch viel sagen. Aber, Herr Hellborf“ — fuhr der Weinbauer mit vertraulicherem Tone fort: „Laßt Euch nicht gar viel mit dem alten Grafen ein. Es ist da nicht richtig!“

„Weinbauer, macht mich nur nicht lachen! ich habe Euch immer für einen aufgeklärten Mann gehalten.“

„Aufgeklärten Mann? Ihr versteht mich da schlecht, junger Herr. Ihr meint, ich fürcht' mich auch vor dem alten Bild da? Das ist's nicht. Nein, aber 's giebt genug Leute, die 's thun, drum muß man vermeiden, was den Aberglauben nährt. Was denken Sie? Wenn Eins krank wurd' — da mußt's ihm der Anblick des Bilds angethan haben. Starb Eins — ja da schrien die Leute, der Satan sei aus dem Bild 'rausgetreten und hab' ihn geholt. Denn das ist's eben, daß die Leute sagten, zu gewissen Zeiten strecke der Satan seinen Kopf zwischen den andern Personen auf dem Bilde hervor, ob er gleich für gewöhnlich nicht drauf zu sehen ist. Solche Dummheiten zu hören, das hat mich immer gewurmt, und nun soll's wieder losgehen? Ich hab' noch genug an der letzten Geschichte.“

„An welcher?“

„Wegen meinem Mathes — aber da hat's noch einen andern Grund gehabt. Ich erzähl's Euch schon noch 'mal. Ja aber, Herr Helldorf, ich rat's Ihnen, laſſen Sie ſich nicht mit dem alten Grafen ein, ſein Haus iſt gezeichnet.“

„Ich verſtehe Euch wahrhaftig nicht, Weinbauer!“

„Nicht? Nun ſo hört, junger Herr, das Unglück ſtirbt in dem Hauſe nicht aus, und wer ſich zu nah dran wagt, den packt's mit. Es iſt immer gut, wenn man ſich davon hält, es ſei nun wie's ſei, ich denk nur, ich könnt' nicht mit Luſt da aus, und ein gehn. Das gnädige Fräulein da — nu, ſchön ſieht ſie aus, aber wer ſie anſieht und kennt das Geſicht von dem Mädchen auf dem Bilde — nu, da haben die Leute grade vollauf zu ſchwätzen!“

„Wie ſo denn? Redet doch, Mann!“

„Weil das Fräulein dem Geſicht auf dem Bilde auf's Har ähnlich ſieht, nur daß ſie noch ſchöner iſt. Auf die Art trauen die Leute auch dem Fräulein nicht.“

„Aber inwiefern mißtrauen ſie ihr denn?“

„Ja, was weiß ich!“ Der Weinbauer ſchien das Geſpräch abbrechen zu wollen, und reichte einem alten

Manne, der ihm entgegenkam, die Hand mit den Worten:

„Grüß Gott, Gemeindehirt! Nu, habt Ihr was aufgespürt über den Mathes? Ich komm' heut 'mal selber mit vorbei.“

Der Gemeindehirt nahm ihn am Arme und führte ihn fort. Der Weinbauer zog den Hut und rief Erich zu: „Nun, adieu, Herr Helldorf. Nehmt meine Rede nicht für ungut, 's war gut gemeint. Adieu!“

Erich war durch die Worte des Weinbauern nachdenklich geworden, schon aber sah er aus der Ferne Johannes auf ihn losstürmen, und als er diesen erblickte, trat das ganze Gefühl seiner Schuld wieder vor seine Sele. Wie ein Verbrecher kam er sich vor, sein Herz klopfte, als müsse er jetzt vor seinen Richter treten. Er sah in des Freundes unbefangenes Antlitz, über welches aller Schmelz der Jugendfrische heut schöner als jemals ausgegossen zu sein schien, er mußte die Augen abwenden, er ertrug seinen Anblick nicht. Johannes bemerkte eine Wolke auf Erichs Stirn und fragte nach der Ursache. Erich aber wollte nicht gleich die erste Begrüßung trüben, er läugnete daher seinen Trübsinn und zwang sich, heiter zu sein.

Sie schritten durch das Dorf, dem man den Sonntagsmorgen ansah. Die Kinder ließen ihre

Feierkleider in der Sonne strahlen, die Männer, in Hemdsärmeln, lehnten in der Thür und schmauchten vor der Kirche ihre Pfeife; hie und da wurde man am Fenster eine Mädchengestalt gewahr, die sich mit ihrem Sonntagsputz beschäftigte. Das Wirtshaus zum Lamm, wo sich Erich einquartiren wollte, lag ganz am Ende des Dorfes, und etwas über dasselbe erhaben, auf einem Hügel, über welchen die Landstraße führte. Es hatte ein hohes Untergeschoß, in welchem sich die Kellergewölbe befanden; eine steinerne Treppe führte zu einer breiten Rampe, welche sich rings um das Haus zog, und auf welcher Tische und Bänke standen. Eine zierlich geschnitzte hölzerne Gallerie ging unter dem Dache, nach Art der Schweizerhäuser, ebenfalls um das ganze Haus, und eine Treppe führte auswendig zu den Zimmern hinauf. Vor der Thür standen mehrere alte Kastanienbäume und beschatteten die Plätze auf der Rampe. Das Haus machte den Eindruck wohlhabender Behaglichkeit. An einer langen Eisenstange, die weit auf die Straße hinausreichte, war das Schild, mit einem goldnen Lamme darauf, befestigt. —

Erich und Johannes waren am Ziel. Der Wirt trat ihnen grüßend entgegen, und erbot sich, seinen neuen Mieter sogleich auf sein Zimmer zu führen.

Man zog es jedoch vor, auf der Rampe zu bleiben und einen Schoppen Wein zu trinken. Der Wirt schickte darauf seine Kinder, die Erichen die Hand küssen mußten, und setzte sich zu den beiden Jünglingen. Er erzählte Mancherlei, auch Johannes war gesprächig, und so fiel Erichs Wortkargheit nicht eben auf. Da hörte man in der Nähe eine zitternde leise Stimme ein Lied singen. Erich horchte. „Das ist die Muhme," sagte der Wirt, „die kann gar viele Lieder." Erich und Johannes schauten um die Ecke des Hauses und erblickten ein steinaltes Mütterchen, das am Spinnrade in der Sonne saß. Die Alte spann aber nicht, das Spinnrad stand neben ihr, sie ließ sich nur von der Sonne bescheinen, und des Lammwirts jüngstes Kind, ein Knäblein von zwei Jahren, saß zu ihren Füßen und blickte mit großen Augen zu der Alten auf, welche folgendes Lied sang:

Da droben auf jenem Berge steht
Ein Holunderbaum, vom Wind umweht,
Gewieget zu der Erden.

Die Nacht ist hell und die Luft ist kühl,
Zwei Buhlen, die weinen der Thränen so viel,
Sie müssen scheiden, ja scheiden.

Sie rissen mit Thränen, mit Thränen sich los,
Der Schmerz war tief, und der Schmerz war groß,
Sie sahen sich niemals wieder.

Er zog wol über's weite Meer;
Sie hört' eine schaurige Todesmähr,
Und ging weit über die Berge.

Verschollen ist ihr Nam' im Land,
Der Mond nur ihre Gräber fand,
Drauf spielen die Lüfte des Maien.

Der grün. Baum, der steht annoch,
Mit tausend Blüten sprossend hoch,
Gewieget zu der Erden.

Als die Alte geendigt hatte, sah sie starr hinaus in die Landschaft, aber das Haupt zitterte ihr, und als die Kirchenglocken in diesem Augenblick anfingen zu läuten, seufzte sie tief auf.

„Das Lied hat der Herr Johannes der Muhme gelehrt," sagte der Lammwirt leise zu Erich. Die Alte aber wandte sich um, und als sie Johannes erblickte, streckte sie ihm ihre welke Hand entgegen mit den Worten: „Grüß Euch Gott, Herr Johannes, Ihr habt die alte Gertrud lange nicht besucht."

Erich war ergriffen und bewegt. Er wollte sich von seinen Gefühlen nicht bemeistern lassen, und während Johannes mit der Muhme sprach, verlangte er auf sein Zimmer geführt zu werden, wohin ihn der Wirt sogleich begleitete. Es war ein geräumiges, luftiges Zimmer, dessen einzige Thür auf die Gallerie stieß, die Fenster gingen nach derselben Seite. Der

Wirt ging und sein Gast trat hinaus auf die Gallerie. Vor ihm lag die Landschaft in aller Schönheit ausgebreitet, ihm gegenüber das Schloß.

„Wer ist denn der Herr, mit dem Ihr gekommen seid?" hörte er unten die Muhme fragen.

„Das ist mein Freund Erich," entgegnete Johannes; „mein liebster und bester Freund. Er wird die Kapelle da oben wieder aufbauen, und für die Zeit hier wohnen."

„Das ist schön, Herr Johannes, daß Ihr gute Freundschaft haltet. Wenn Ihr aber etwas auf ihn könnt, so redet ihm zu, daß er die Kapelle nicht wieder aufbaut."

„Was habt Ihr dagegen, Muhme?"

„Weil der liebe Gott hat seinen Blitz in die alte Kapelle schlagen lassen, drum will er nicht, daß man sie wieder baue. Das wär kein gut' Ding, er hat mehr Blitze, die er 'nunterschicken kann, und 's wär' Schad' um den jungen Baumeister. Redet's ihm aus, Herr Johannes, wenn ein Unglück geschieht, so denkt an die alte Gertrud."

Es läutete zum zweiten Mal, die Alte griff nach ihrem Krückstock und Gesangbuche, und humpelte langsam nach der Kirche. Johannes ging hinauf zu Erich, der mit schmerzenvollen Blicken hinausstarrte

in die Ferne. — „Erich, was haſt Du nur heute?“ fragte er den Freund.

Erich drückte ihm die Hand ſchweigend und ſchüttelte mit dem Kopfe.

„Warum willſt Du mir verhehlen, was Dich bedrängt?“ fragte Johannes wieder. „Ich habe ein Recht auf die Hälfte Deines Kummers, ſprich Dich aus, ſage mir Alles.“

„Wenn Du es erfährſt, wird der Kummer ganz Dein, und mein zugleich, es iſt beſſer, ich trage ihn allein.“

„Erich, Du machſt mich beſtürzt! Willſt Du mir mein Recht nicht zugeſtehen, ſo gieb doch wenigſtens meiner Bitte nach und laß mich Dein ſchmerzliches Geheimniß wiſſen.“

„Johannes, ich fürchte das Ende unſrer Freundſchaft zu ſehen, ich fürchte, Du ſelbſt wirſt ſie löſen — habe ich doch ſelber ſchon ihre Fäden gelockert.“

„Du ſelbſt? Was fällt Dir ein? Du biſt krank. Warum ſollte meine Liebe zu Dir aufhören, warum die Deine zu mir? Ich verſtehe Dich gar nicht. Warum ſprichſt Du ſolche Rätſel aus? rede klar und deutlich, und ſag' mir Dein Leid. Und ſei überzeugt, mein Erich, daß Nichts auf der Welt im Stande wäre uns zu trennen, Du mußt das ja ſelbſt fühlen,

wenn ich Dir das jetzt bekräftige, geschieht es nur, um Dich zu beruhigen. Also sprich offen und ehrlich."

Erich umarmte den Freund krampfhaft, dann riß er sich los und sagte: „Ja, ja, Du sollst, Du mußt Alles wissen, ich kann diese drückende Last nicht auf der Sele behalten. Johannes — ich liebe Sabine!"

Johannes sah ihn mit einem halb ungläubigen, halb kindlich ängstlichen Lächeln an, und Erich fuhr fort:

„Verabscheue mich, wenn Du mußt — aber höre mich erst aus. Als Du mir einst auf jener Felsenplatte am „Todessprung" das Leben gerettet hattest, vertrautest Du mir Dein Geheimniß, daß Du Sabinen liebest. Ich war's, der Dir versprach, Dir die Gewißheit ihrer Gegenliebe zu bringen. O, Johannes, es war vermessen von mir — jetzt bringe ich Dir das Geständniß, daß ich sie liebe, daß sie nicht Dich, sondern mich liebt, daß wir uns vor Gott ewige Treue gelobt, daß sie mein, ewig mein bleiben muß, weil das Leben ohne sie für mich eine Wüste sein würde. Ich liebe sie ewig, Johannes, und mehr als Dich — ich darf Dir's nicht verhehlen! Ich weiß, ich bin schuldig, ich bin grausam gegen Dich, daß ich Dir's selber sage, das Herz geht mir über, ich kann nicht anders. Du wolltest meinen Schmerz zu Deinem

eignen Jammer erfahren, Du weißt nun mein Geheimniß!"

Johannes ſtützte den Kopf gegen einen Pfoſten und bedeckte ſein erbleichendes Geſicht mit den Händen. Erich ſtand mit untergeſchlagenen Armen, und von Trotz und Schmerz verzogenen Mienen da und ſtierte in die Weite. Eine lange Pauſe hörte man nichts als die Athemzüge Beider. Dann fuhr Johannes auf, Todtenbläſſe bedeckte ſeine Züge, er krampfte die Lippen zuſammen und ſtürzte davon. „Leb wohl!" rief er zurück. Ein Schauer durchkieſelte Erich, als er den Freund ſo erblickte, er eilte ihm nach und hielt ihn feſt: „Johannes, was willſt Du thun? Wohin —"

„Laß mich los, um Gotteswillen, laß mich!"

„Du willſt Dir ein Leid thun, Johannes?"

„Nein!"

„Verſprich mir's!"

„Ich verſpreche Dir's!"

„So bleibe! Was ich noch thun kann — gieb mir ſelbſt an die Hand, wie ich Dich tröſten kann. Mein Leid iſt dem Deinen gleich!"

„Geh, laß mich los! In dieſem Augenblick können wir einander nicht in die Augen ſehn. Leb' wohl!"

Er riß ſich los und ſtürzte davon. Erich ſeufzte

tief auf und ging hinein in sein Zimmer. Die Welt war ihm gleichgültig, jetzt war's ihm, als habe er mit dem Freunde auch die Geliebte verloren. Von Vorwürfen und Qualen wurde seine Brust lange, entsetzliche Stunden hindurch gestachelt. Der Tag verging, die Abendsonne schoß glühende Strahlen in sein Zimmer, er wollte hinausgehn in den Wald.

Herein aber sprang Bernhard und rief: „Heidi, Deine Kneipe ist famos, hier besuche ich Dich oft! Und Mädel sind im Dorfe, Donnerwetter! Heut ist nun gar noch Komödie, das soll ein vergnügter Abend werden!"

Der Maler bemerkte jetzt erst Erichs bleiche und erstarrte Gesichtszüge.

„Was ist denn mit Dir vorgegangen?" rief er entsetzt.

„Nichts!" entgegnete Erich barsch. „Bleib Du hier, ich gehe aus."

Der Maler sah ihn erstaunt nach, er aber schritt hinaus auf den ersten besten Pfad, es war ihm gleichgültig wohin.

8.

Kunstgenüsse, Bekenntnisse und Verwürfnisse.

Bernhard hielt Erich für verrückt, er suchte sich durch andre Gesellschaft zu entschädigen. Da war noch genug Gesellschaft für ihn. Da waren ein par Forstleute des Grafen, und ebenso einige Schreiber aus dessen Kanzlei, ferner ein Gärtner und sonstige Beamte des Gutes, alle diese saßen theils auf der Rampe, theils in der Wirtsstube, und machten sich bei Bier oder Wein einen lustigen Sonntag. Bernhard wurde schnell bekannt mit ihnen, knüpfte auch mit einigen Bauermädchen interessante Verhältnisse an, deren Eins ihn besonders fesselte. Er lud seine Schöne ein, heut Abend mit ihm ins Theater zu gehn, und sie, obgleich sie einen eifersüchtigen Schatz hatte, der alle Burschen wütend zur Rache anstachelte, war doch zu geschmeichelt durch des Malers Antrag, als daß sie hätte widerstehen können.

Der Theaterunternehmer im Dorfe war der Besitzer jenes Elefanten in der Stadt, von dessen kritischen Umständen wir schon Einiges gehört haben. Der Führer desselben hatte in der Stadt nicht die Konzession erhalten, mit seiner Bande Vorstellungen

geben zu dürfen, hatte daher das Dorf Heimbach dazu gewählt, der Elefant war in der Stadt geblieben. In dem dumpfigen Sale eines zweiten Wirtshauses zu Heimbach hatte er seine Bühne aufgeschlagen, während draußen ein lustiges Treiben umhertummelte. Die Bauern tranken, schäkerten, lachten, und Alles erwartete mit Spannung die Vorstellung. Ein geschriebener Zettel war an die Hausthür geklebt, welcher folgendes Programm enthielt: Heute Sonntag zum ersten Male, Jasion und Medea, Trauerspiel in drei Akten. Personen: Otto, König von Mohrenland; Medea, seine Tochter. Diese Medea wurde durch die siebzehnjährige Tochter des Unternehmers dargestellt. Ferner: Jasion, griechischer Feldherr. Da das Personal des Unternehmers nur aus fünf Personen bestand, und außer seinem Sohne, keinen männlichen Darsteller hatte, übernahm seine Schwester, ein kolossales Frauenzimmer, über sechs Fuß hoch, alle männlichen Heldenpartien, und füllte dieses Fach ganz vorzüglich aus, da sie darin auch durch ihre ungewöhnliche tiefe Stimme begünstigt wurde. Sie hatte auch heute den Jasion übernommen. Endlich war noch da: Kasperle, Jasions Diener, dargestellt vom Unternehmer. Dieser hatte zwar nur ein Auge, das andre war ihm bei einer Schlägerei

abhanden gekommen, das that aber nicht viel zur Sache, ein darüber geklebtes Pflaster that oft sehr gute Wirkung bei Charaktermasken.

Die Theaterstunde rückte heran, und die lustige Gesellschaft beim Lammwirt machte sich auf den Weg. Bernhard führte seine Schöne am Arm, in einiger Entfernung folgten die grollenden Gestalten ihres Schatzes und seiner Gefährten. Man ordnete sich im Sale. Die ersten Bänke nahmen die obengenannten Honoratioren, die Jäger, Schreiber und sonstigen Beamten ein, in ihrer Mitte der Maler und seine Dame. Dann folgte eine Reihe Bauermädchen, die einander sämmtlich untergeärmelt hatten, das ganze Zimmer war drückend gefüllt. Zwischen der ersten Bank und der Bühne war ein Zwischenraum von drei Schritten, woselbst — nicht das Orchester, sondern die ganze Jugend des Dorfes zusammengekauert saß und erwartungsvoll der Dinge harrte, die da kommen sollten. Es war sehr dunkel und dauerte entsetzlich lange, ehe der Vorhang sich heben wollte. Die Ungeduld wuchs. Hin und wieder ertönte ein helles Kreischen, ein Produkt im Dunkeln vorgenommener zarter Scherze, und dann folgte Gelächter. Mittlerweile wurde auch die im Orchester stationirte Jugend unruhig. Zwei kleine Dirnen bespuckten einander,

während mehre Buben die handgreiflicheren Vortheile ihrer Fäuste vorzogen. Da plötzlich sprang der weibliche Jason in Kostüm hinter den Koulissen hervor, griff einen derben Buben beim Schopfe, legte ihn über sein Knie, und fing an, ihm den Hintern mit rüstiger Faust durchzugerben. Zwei andere Buben, deren natürliche Kräfte beim Anblick dieser dramatischen Scene gelähmt zu sein schienen, erging es nicht besser, dann ging's über die Dirnen her. Die Einen wurden zurückgerissen, die Kleineren flogen unter den Händen des weiblichen Feldherrn über die Köpfe der Uebrigen weg, in den Vordergrund, damit sie besser sehen könnten. Das Publikum jubelte und applaudirte, und einige sehr dumme Gesichter glotzen mit lang vorgerecktem Halse aus dem Hintergrunde hervor, ja es schien eine gewisse Besorgniß in ihren Mienen zu liegen, denn wenn die eben gespielte, höchst wirksame Scene des weiblichen Jason der rechtmäßige Anfang des Stückes war, und sich die Handlung in dieser Weise durch die Tragödie steigerte, so mochten sie sich wol eines gewissen Vorurtheils gegen den weiteren Gang derselben nicht erwehren können.

Endlich wurde geklingelt, einmal, zweimal, und wie sich's gehört, zum dritten Male, und empor flog der Vorhang.

Da saß der König von Mohrenland, aber ohne Mohrengesicht und ziegelrot geschminkt — (ein Zeichen, wie wenig die herrschende Dynastie mit ihren Unterthanen verwachsen zu sein braucht! Doch hatte der Darsteller des Königs sich vielleicht darum so rot geschminkt, um eine Schamröte über diese Differenz zwischen König und Volk auszudrücken.) — Vor ihm stand seine Tochter Medea, die vor Verlegenheit sich nicht zu lassen wußte. Der König kündigte ihr an, er wolle auf die Jagd gehen, und übergebe ihr den Schlüssel zum Kerker, sie möge aber den darin befindlichen Gefangenen durchaus nicht herauslassen. Nachher werde er sie zur Tafel führen. Der König geht ab. Medea erzählt darauf, kerzengerade dastehend wie eine Bildsäule, und die Worte vor Verlegenheit hervorstotternd, daß sie sich freue, den Schlüssel in Händen zu haben, nun wolle sie den griechischen Feldherrn befreien. Kasperle erscheint, macht mehre Witze, schmeißt sich auf den Boden, springt wieder auf und überschlägt sich in der Luft, und giebt in dieser Weise seine Freude zu erkennen, seinen Herrn wieder zu sehn. Darauf tritt Jason auf mit Ketten belastet. Medea erklärt ihm, sie wolle ihm die Freiheit schenken, wenn er den Drachen, welcher in der Nähe hause, tödten wolle, ja sie verspricht ihm etwas noch viel Belohnenderes

als die Freiheit, was sich Jason durchaus nicht erklären kann.

Da stieg in Bernhard ein Gedanke auf, der im Nu zur That werden sollte. Er langte einen Kreuzer hervor und schnellte ihn unter die im Orchester sitzende Dorfjugend.

Wie ein Bienenschwarm, der sich zum Stocke drängt, hintereinander, übereinander, untereinander, so stürzten die Buben über den Kreuzer her. Es regnete Püffe, es hagelte Stöße, es quitschte, kreischte, schrie — da hob sich aus der Mitte des Chaos ein Arm in die Höhe, und in der geballten Faust trug er den erbeuteten Kreuzer. Nun warf sich Alles über diese Faust her, die Faust aber war wacker, und vertheilte fühlbare Vertheidigungssalven. Hier wurde ein Auge blau, dort schillerte es grünlich und manches Gesicht trug die Nüancen aller Farben durcheinander. Nun flogen noch einige Kreuzer, die Balgerei schien nicht aufhören zu wollen, da griff der weibliche Jason hinter die Koulissen und pochte mit einem Knüttel dermaßen auf den Boden, daß Alles dröhnte. Medea hatte in der Verlegenheit das Talglicht mit den Fingern geputzt. Die Ruhe wurde hergestellt. — Jason verspricht den Drachen zu tödten, und der Vorhang fällt unter Beifallsklatschen.

Nun trat ein Leiermann herein und ſpielte auf ſeiner Drehorgel, trotzdem daß dem Inſtrument mehre Töne ganz abgingen, einen Walzer ziemlich erkennbar, während ſich die Hitze in dem niedrigen Sale von Minute zu Minute ſteigerte.

Der zweite Akt begann. Jaſon erſcheint mit Kasperle, um den Drachen todt zu machen. Jaſon befiehlt, Kasperle ſolle das Unthier aufſpüren, während er ſelbſt an ſeine liebe Frau in Griechenland, und an ſeine ſieben hoffnungsvollen Söhne denken wolle. Kasperle will nicht dran, kriegt Prügel, brüllt gar ergötzlich, kriegt immer mehr Prügel, endlich zieht Jaſon das Schwert und ruft: „Memme, ich durchbohre Dich —!“

Aber während er mit gezogenem Schwerte daſteht, ſpringt ein Hühnerhund, der ſich hinter die Kouliſſen verlaufen hatte, hervor, rennt quer über die Bühne und gerät zwiſchen Jaſons Beine. Jaſon ſtößt einen Fluch aus, und der Schlag, der für Kasperle beſtimmt war, trifft nun mit verdoppelter Wucht das verlaufene Thier. Bellend und heulend ſpringt der Hund unter das jugendliche Orcheſterpublikum, das nun ſeinerſeits ebenfalls heulend und kreiſchend auseinander ſtiebt, wie Spreu vor dem Winde. — „Moor! Moor! Kuſch dich!“ tönte aus dem all-

gemeinen Geschrei die Stimme des Besitzers, eines gräflichen Jägers, und Moor legte sich knurrend zu den Füßen seines Herrn.

„Weiterspielen! Weiterspielen!“ scholl es von allen Seiten durch das Gelächter und Getümmel, Alles schrie: „Ruhe! Ruhe!“ wodurch der Lärm für einige Minuten nur um so größer wurde, endlich legte sich das Toben von so viel erschütterten Zwergfellen, und der weibliche Mime konnte aus den Kouliſſen hervortreten. — Jason erscheint mit einer goldenen Kette, und erzählt, er habe den Drachen getödtet und ihm diesen Schatz abgenommen, welchen er nun zur Prinzessin zu tragen gedenke. Kasperle erscheint und klagt in den erschütterndsten Tönen, seinen Herrn nicht finden zu können, worauf er sich zum Teufel wünscht. Der Teufel ist willfährig, erscheint in einer Explosion von Kolophonium und fährt mit Kasperle ab, welcher gräßlich schreit, und vor der schönsten Scene rauscht neidisch der Vorhang nieder.

Das Dorfpublikum schreckte zusammen vor Wonne, aber gab Ströme von Schweiß von sich. Der Maler traktirte seine Dame mit Schinken und Bier.

Doch der letzte Akt beginnt. Jason übergiebt der Prinzessin Medea seine Beute, und sie enthüllt ihm mit stoischer Ruhe, er solle frei sein, wenn er sie nun

auch noch von ihren Qualen befreie. Der gute Jason versteht das nicht recht und meint: sie sehe ja so blühend aus, daß ihr gar nichts fehlen könne. Sie antwortet: „Mein Schmerz sitzt in meinem Herzen, verstehst Du mich denn nicht, Jason?“ — Jason ist bornirt genug, wirklich nichts zu merken. Da endlich erklärt sie ihm: „Schrecklicher Mann, ich liebe Dich, o Held, nur dann kannst Du frei sein, wenn Du mich heiratest!“ — Diese Freiheit scheint dem guten Jason denn doch eine etwas starke Zumutung, er sagt, daraus könne nichts werden, erzählt ihr von seiner Frau und seinen sieben Würmern in Griechenland — — —

Aber siehe, da erhebt sich ein Gemurmel vor der Thür des Sales, es wird lauter und lauter, man vernimmt deutliche Stimmen durcheinander: „Aufmachen! — Wollen ihn lehren! — Prügel kriegen! — Schweinhund von Maler!“ — — krach, da ward die Thür aufgebrochen, die von draußen wollten herein, die von drinnen drängten zurück, die Heereswoge außerhalb schien aber die stärkere zu sein, denn schon wälzte sie sich herein in den dumpfigen Sal, mit Fluchen und Lärmen, und dazwischen krächzte das Geschrei der Weiber und der gegen die Wände gequetschten Unglücklichen, die im Gedränge die Arme

nicht zu rühren vermochten. Der Schauspielunternehmer, den kürzlich der Teufel von der Bühne geholt hatte, lag auf der Erde (man sagt, er habe diesen Platz nicht freiwillig gewählt) und schimpfte auf einen derben Bauernburschen in grauen Leinwandhosen, der breitbeinig über ihm stand und ihn bei der Gurgel hatte. Andre mischten sich drein, im Sale prügelte man sich bereits nach Herzenslust. Jetzt aber sprang jener Bursche, dem Bernhard seine Geliebte weggekapert hatte, über die Bänke, er spähte umher und schien seiner Beute ansichtig geworden zu sein. Mit einem Knüttel bewaffnet, sprang er auf den Maler zu, und eine Schar ebenso Bewaffneter folgten ihm nach. „Schlagt ihn todt, den Kerl, den Mädchenjäger!“ erscholl es von mehren Seiten. Die Freunde des Malers suchten ihn zu vertheidigen, und er gewann Gelegenheit sich auf die Bühne zu retten, wohin bereits die Jugend und ein Theil des weiblichen Publikums sich geflüchtet hatte, und von welcher die Aktricen, die an dergleichen Scenen schon gewöhnt zu sein schienen, verschwunden waren. Die treulose Geliebte jenes Burschen wurde für einen Augenblick der Gegenstand der Wut, schon aber stürzte die Schar dem Maler nach, der sich hinter den Kouliſſen zu verbergen suchte. Er tappte umher nach einer Thür hinter

der Bühne, dieſe aber war verrammelt. Er fand ein Fenſter, wollte hinausſpringen, ſchon aber waren ſeine Feinde hinter ihm, das Fenſter war im Nu zertrümmert und mehre Schläge brannten auf des Flüchtlings Rücken. Dennoch hatte er das Freie erreicht. Aber auch hier erneuerte ſich der Schreck, denn eine neue Schar ſprang im Finſtern herzu und ſchlug wütend mit Fäuſten auf ihn los. Plötzlich fühlte ſich der halb Bewußtloſe von kräftiger Hand angefaßt, herausgeriſſen aus dem Getümmel, durch die Gebüſche mehr geſchleift als geführt — noch um eine Ecke, hinter einen Gartenzaun, fortgezogen, bis er, der Gefahr entronnen, ſich in einer Seitengaſſe des Dorfes befand. Aus ſeinem Todesſchreck erwachend, blickte er ſeinen Retter an — Erich ſtand vor ihm.

Dieſer war durch das Dorf gegangen, hatte das Getobe gehört, des Malers Gefahr erblickt, und war ſchnell eingeſprungen.

„Jetzt mache Dich aus dem Staube!“ rief er ihm zu.

„Das iſt ein rohes Volk, dieſe Bauern!“ keuchte der Maler.

„Du wirſt ihren Zorn wol verdient haben.“

„Ich muß die Nacht bei Dir bleiben, man lauert mir von allen Seiten auf.“

Schweigend schritten sie dem Wirtshause zu, Bernhard bestellte eine Flasche Wein auf Erichs Zimmer. Erich trank nicht, der vielfach Zerbläute aber sprach ihr unablässig zu, während Beide lange schweigend da saßen. Der Maler stierte, den Kopf auf den Arm gestützt, in sein Glas, er war in Gedanken verloren, und es schien Etwas in ihm vorzugehn, denn er seufzte einige Mal tief auf. Dann trank er von Neuem, als wolle er seine Gedanken hinunterspülen, und warf sich in eine Sofaecke, indem er sich beide Fäuste krampfhaft gegen die Augen drückte. Dann fuhr er auf, legte den Kopf auf den Tisch, und blieb lange in dieser Lage, bis ein langer zitternder Seufzer wiederum aus seiner Brust ging, worauf er wieder wie vorher in die purpurne Flut seines Glases starrte. Erich fand sich nicht veranlaßt, das Schweigen zuerst zu brechen, und erst nach einer halben Stunde fing Bernhard zu reden an. — „Es soll das letzte Mal sein," sagte er, „daß ich mich mit diesem Volke einlasse."

„Daran wirst Du wohl thun," sagte Erich kalt.

„Du denkst, dergleichen tolle Streiche machten mir besonderes Vergnügen? Du irrst Dich. Daß ich dem Burschen seine Geliebte abwendig zu machen suchte, that ich nur, um mir ein Abenteuer pikanter

zu machen, das ich bei einer Andern wohlfeiler haben konnte.“

„Wenn dergleichen Abenteuer ein ſolches Ende nehmen, wie das heutige, ſo glaube ich gern, daß Dir dergleichen kein ſonderliches Vergnügen macht.“

„Es macht mir überhaupt nichts mehr Vergnügen. Alle meine Luſtigkeit iſt nur krampfhaftes Zucken, nur bittrer Zwang, um mein Inneres zu übertäuben.“

„Das ſind nur die Nachwehen Deiner heutigen Gefahr. Haſt Du den Schreck erſt überwunden, ſo wird auch alle Deine Ausgelaſſenheit wiederkehren.“

„Das Letztere iſt wol möglich, und ich werde mich abſichtlich in jeden Strudel der Luſt ſtürzen müſſen, um mich vor mir ſelber zu retten. Du kennſt mich nicht, oder kennſt doch eben nur meine Aeußerlichkeiten, könnteſt Du aber in mein Inneres blicken, ſo würde Dir mein Treiben klarer werden. Mein ganzes Weſen iſt Zerriſſenheit.“

Erich zuckte die Achſeln und ſchwieg. Er glaubte, der Maler wolle eine neue Komödie ſpielen. Dieſer aber fuhr fort:

„Ich war mit dem Leben früher vertraut, als die Jugend pflegt. In meinem ſiebzehnten Jahre hatte ich, was Sinnengenuß betrifft, keine neue Erfahrung mehr zu machen. So ging's nun fort. Ich lebte in

Gesellschaften, die mich aufreiben mußten, ich hatte aber nicht die Kraft, ihnen zu entsagen. Jetzt bin ich fünfundzwanzig Jahre alt, mir ist das Leben ein Ekel, wenn ich nicht immer neue Erfindungen machte, mir die schale Hefe noch halbwege schmackhaft zu machen. Ich möchte oft heulen und mir den Tod geben, und dann kann mich nur neuer Genuß aus solchem Zustande herausreißen, und alle die zerrissenen Fetzen meines Daseins wieder zusammenflicken. Vielleicht verstehst Du mich nun deutlicher."

Erich hörte dem Redenden mit Verwunderung zu. Seine Genußsucht kannte er, dies aber war ihm denn doch eine ganz neue Seite seines Charakters, und er fand sich dadurch eher bewogen, sein Schweigen aufzuheben.

„Es ist mir unbegreiflich," sagte er, „wie ein Mensch, der sich selbst für einen Zerrissenen erklärt, sich noch unterfangen kann, dem Sonnenlicht unter die Augen zu treten. Dieses Eingeständniß eigner Schwäche wäre für mich der Tod. Es kann den Menschen wol in banger Stunde jene bessere Art von Verzweiflung überkommen, wenn er seine liebsten Wünsche und kühnsten Hoffnungen mit ihrer Erfüllung in so weite Ferne gerückt, oder gar vereitelt sieht. Dann aber soll die männliche Kraft sich geltend

machen, man soll sich männlich fassen, und indem man seine Gaben einem großen Werke leiht, durch dieses wieder an sich selber arbeiten. Man soll, man muß mit sich zurecht kommen können.“

„Du verstehst das nicht, Erich. Du hast nie einen leichtsinnigen Streich meiner Art vollführt, Du bist in gewissem Sinne ein Kind geblieben, kannst Dich also in meinen Zustand nicht hineindenken, weil Du von dem Deinen nicht ganz abstrahiren kannst. Du kennst das Leben nicht, hast keine Erfahrungen gemacht. Deine glücklichen Verhältnisse haben Dich leicht über Alles dahingetragen.“

„Doch, ich habe Erfahrungen gemacht, ich glaube das Leben zum Theil zu kennen.“

„Was Du so Erfahrungen machen nennst! Hast Du jemals den Kranz der Unschuld zerrissen, und Dich in fürchterlicher Lust daran geweidet, Deiner eignen Sele Schmerzen anzuthun? Hast Du nach zügellos durchtobten Nächten jemals die Stimme des eignen dämonischen Selbst gefühlt und sie doch verlacht? Ich habe das erfahren, habe der Willenskraft entsagt, um der ganzen Welt des Genusses auf ein Mal in die Arme zu taumeln, nur so konnte, nur so wollte ich mich und das Leben vergessen. Und da ich Alles an mich gerissen hatte, kam ich zu der Ueber-

zeugung, daß auch das keine Befriedigung gebe. Wo sitzt nun, frage ich, das, was dem Menschen Befriedigung giebt. Man müßte ganz kindisch sein, oder nie etwas von der Welt erfahren haben, wenn man dieselbe schön, oder Etwas in ihr wünschenswert finden sollte. Ich habe sie durchgekostet, sie ist schal und nur im Taumel des Rausches kann man über ihre Nichtigkeit hinwegsetzen!"

„Das ist die Philosophie eines Rasenden," sagte Erich; „sie muß Dich notwendig zum Untergange führen, wenn noch etwas an Dir untergehen kann. Dieser Zug Deines Charakters ist mir durchaus neu, ich habe Dich allerdings für einen leichtsinnigen Menschen gehalten, aber doch nicht für einen so gänzlich verwahrlosten und zerrissenen, und ich bewundre Dein Talent, Deine eigentliche Lebensstimmung vor den Menschen zu verbergen. Daß Dir der Himmel schwarz aussieht, will ich glauben, es liegt aber an Deinen eignen Augen. Es ist nicht zu verwundern, aber jedenfalls zu beklagen. Nur der ist unglücklich, dem die Lebenskraft versiegt ist. Unser ganzes bürgerliches Leben hängt an diesen Fäden, Stat, Volksleben, Wissenschaft und Kunst gehen daran unter. Müßt Ihr mit ihnen zugleich zu Grunde gehen, so ist das Eure eigne Schuld, denn Ihr seht an der allgemeinen

Zerriſſenheit das Abbild Eures eignen Weſens. Bei Zeiten muß man ſich, und rein menſchlich muß man ſich faſſen. Ich will auch den Genuß nicht ausſchließen, nur muß er ſo beſchaffen ſein, daß man durch ihn Andern ein edles Vorbild werde. Verzweiflung iſt eine heilbare Krankheit, Zerriſſenheit aber iſt Feigheit.“

„Du haſt gut predigen, auch zum Leichtſinn gehört Mut.“

„Allerdings. Wie das Leben eine Portion Leichtſinn erfordert, ſo erfordert es auch Mut, um die Folgen des Leichtſinns zu vertreten. Du aber verwechſelſt Leichtſinn mit Leichtfertigkeit, und Mut mit Tollkühnheit, die eben nichts anderes iſt, als zur Verzweiflung gebrachte Feigheit.“

„Du nimmſt Dir mehr gegen mich heraus, als ich Dir zugeſtanden habe!“ rief Bernhard aufſpringend.

„Du haſt mich in Dein Inneres blicken laſſen,“ entgegnete Erich ſitzen bleibend und mit kaltem Tone, „und kannſt, nachdem ich Dich ſo habe kennen lernen, nicht mehr verlangen, daß ich Achtung vor Dir haben ſoll.“

„Verachtung? Nimm Dich in acht, daß ich

Dir nicht zeige, daß doch noch eine Kraft in mir lebt!“

„Vielleicht die Tollkühnheit, eine neue Albernheit zu begehen, denn die fürchterliche Kraft, ein Verbrechen zu begehen, wozu allerdings Dein Wesen, als zu seinem letzten Gipfel, hinstreben müßte, diese traue ich Dir nicht zu.“

„Reize mich nicht zum Aeußersten!“ schrie der Maler außer sich vor Wut; „wenn ich Dich jetzt verlasse —“

„Würdest Du mir eine Freude bereiten!“

„Willst Du mich zwingen, Dich zu hassen, wie ich schon Deinen Gesellen Johannes hasse?“

„Thu nach Belieben.“

Bernhards Wesen war in höchster Erregung, die Ruhe Erichs und der genossene Wein machten sein Blut noch tobender. Mit wutverzerrten Mienen stand er da und rief: „Gut, wahret Euch vor mir, ich will Euch beweisen, daß ich mehr Thatkraft besitze, als Ihr Beide. Ihr seid knabenhafte Gesellen! Brüstet Euch mit Eurer albernen Tugend und Hoheit! Tugend kenne ich nicht, so soll Euch dann mein Laster und mein Grimm in den Weg treten!“

Erich sprang auf und rief: „Jetzt zwingst Du

mich, Dir die Thür zu weisen! Hinaus, Schandbube!“

Mit fürchterlichem Gelächter stürzte Bernhard hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Schreckliche Gedanken und Entschließungen dämmerten in ihm auf, als er den Weg nach der Stadt einschlug. Seine Wut legte sich, aber kalte Verhärtung und schauerliche Pläne, gepart mit aller Verachtung des Lebens und der Menschen, bemächtigten sich seines verwahrlosten Gemütes.

Erich schritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab, er erstaunte über sich selber. Wo hatte er die Worte hergenommen, dem Maler in dieser Weise zu begegnen, er, der am Morgen dieses Tages noch selbst halber Verzweiflung anheim gefallen war? Mit schmerzdurchwühltem Herzen hatte er gesucht nach Johannes, er hatte ihn nicht gefunden, überall aber trat das bleiche Antlitz des Freundes vorwurfsvoll vor seine Sele, er fühlte ganz das Leiden desselben, er glaubte sein Herz gebrochen zu haben, und sein eignes Elend schien ihm endlos. Und da, als der Maler ihn Blicke thun ließ in seine Brust und ihm eine Hölle von trostlosen Gefühlen zeigte, wo über den Ruinen der Tugend auch jede Lebensblüte geknickt, in dämonischer Lust mit der Wurzel ausgerissen war,

da zuckte es ſchmerzhaft durch Erichs Bruſt, er wähnte eine Uebereinſtimmung mit ſeiner eigenen Gemütlage zu finden und ein Schauder ergriff ihn. Und doch, wie verſchieden war die Stimmung Beider! Bei Bernhard der Ausdruck einer verſtümmelten, in ſich gebrochenen Natur, bei Erich das Ineinandergreifen der reinſten und ſchönſten Empfindungen, der Liebe und Freundſchaft, die das erſte Auflodern jugendlicher Leidenſchaft feindlich gegen einander geworfen hatte. Trotz aller jener Aeußerungen moraliſchen Aufraffens, mit denen er dem Maler entgegnete, hatte doch noch eine gewiſſe innere Beklommenheit bei Erich ſtatt, die ihm bei allen ſeinen Worten den Spiegel vorhielt, und die erſt im Verlauf des Geſpräches von ihm wich. Dann aber fühlte er, wie immer mehr Faſſung und Ruhe über ihn kam, er fühlte ſeine Sele erſtarken und jetzt, da der Maler ihn verlaſſen hatte, ſah er zu ſeinem eignen frohen Erſtaunen, wie alle Klarheit und Lebensfreudigkeit wieder über ihn gekommen war. Er dachte an die Geliebte — ein ſeliges Aufblühen aller Lebensknospen ſchwellte ſeine Bruſt! Er dachte an den Freund — er glaubte ihn lächelnd vor ſich zu ſehen, er ſtrich ihm in Gedanken das weiche ſchwarze Haar von der weißen Stirn und aus der kryſtallreinen Tiefe ſeines dunklen Auges wähnte er Vergebung und

Verſöhnung hervorleuchten zu ſehen. O wie liebte er dieſen Johannes! In ſeinen ſchönen jugendlichen Zügen glaubte er das Ideal der Menſchheit zu erblicken, und oft däuchte es ihn, als wäre dieſes Jünglingsbild für die Qualen der Erde zu ſchade, über ihre Freuden und Wonnen aber in ſeliger Hoheit erhaben. Er konnte ihn ſich nicht denken in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens, und wenn er hierüber leiſe Fragen an die Zukunft richtete, kam eine Bangigkeit über ihn und ſeine Gedanken wirrten durcheinander. Dann um ſo lebhafter trat ihm Sabinens Bild vor die Seele, hier glaubte er klar und hell in eine weite ſonnige Zukunft zu ſehen, und welche Situation er ſich auch ausmalte, überall ſah er Sabinen in ihrer ganzen Lieblichkeit ſich frei bewegen und die Verhältniſſe ſich anpaſſen. Und wenn er ſie ſich ſo an ſeiner Seite dachte, welche Bilder erſchuf ihm da ſeine Phantaſie!

In ſolche Gedanken vertieft ſtand er am Fenſter und ſah hinaus in die Nacht, da hörte er unter ſich ein leiſes Singen. Es war die Stimme der Muhme, die ſich folgendermaßen vernehmen ließ:

Die Sonn' iſt hin,
Wie Luſt der Minn'.
Nun Waldesruh
Deckt ſtill mich zu.

Ach trüb und müd
Iſt mein Gemüt,
Daß mir die Roſen all' verblüht!

Um Ehr' der Welt
Iſt's ſchlecht beſtellt.
Sie träget Scheu
Vor Glaub' und Treu.
Um Gold und Lohn
Spricht man ihr Hohn,
Mein treues Herz das brach davon.

Nach Lieb' und Glück
Schau ich zurück:
Das ſchwand dahin
Mit falſchem Sinn.
Was ich gekoſ't,
War ſchlecht erloſ't,
Nun, reicher Gott, gieb du mir Troſt!

Erich hatte mit bewegtem Herzen zugehört. Es drängte ihn mit Gewalt in die Nähe der Menſchen, er mochte ſich ſeinen Gefühlen nicht in der Einſamkeit überlaſſen. Unten auf der Rampe unter den Bäumen hörte er noch reden, jede Geſellſchaft war ihm in dieſem Augenblick willkommen, er ging die Treppe hinab, geſellte ſich zu den noch verſammelten Gäſten des Lammwirts und ließ ſich einen Nachttrunk reichen.

9.

Die Hexenmühle.

Die Thurmuhr hatte eben die zehnte Stunde geſchlagen, folglich war es bereits tiefe Nacht im Dorfe, nur in wenigen Häuſern waren die Fenſter noch hell, und die meiſten Leute ſchliefen ſchon feſt nach des Tages Laſt und Hitze — aber nein, es war ja Sonntag geweſen, alſo ſchliefen ſie nach gehabter Erquickung neuer Arbeit entgegen. Unter den Bäumen vor dem Wirtshauſe, wo die Lampe ſchon immer dunkler ſchwelte, ſaß noch eine kleine Geſellſchaft um den Tiſch bei allerhand Erzählungen. Sie beſtand aus dem Weinbauern, dem Dorfſchulzen, zwei Frachtfuhrleuten, die im Wirtshauſe eingekehrt waren, und dem Lammwirt in eigner Perſon. Als Erich ſich zum Tiſche geſellte, hörte er den Dorfſchulzen eben ſagen:

„Und ich bleib' dabei, an dem Mathes iſt nie kein Gutes geweſen, Ihr müßt's ja ſelbſt ſpüren, nun er Euch aus dem Dienſte gelaufen iſt, wer weiß wohin.“

„Und ich bleib' dabei,“ entgegnete der Weinbauer, „der Mathes iſt rechtſchaffen. Ihr kennt den

Rathes nicht, Schulze, sonst würdet Ihr nicht so reden. Wer kann für's Unglück?"

„Unglück? War das auch bloß Unglück, von wegen der Else?"

„Was da, der Jugend kann man nicht gar viel anhaben. Nicht daß ich mein', er hätt' da groß' Recht gethan, er hat die Geschicht' aber sauer genug büßen müssen."

„Was ist das für eine Geschichte?" fragte Erich.

„Ich erzähl' sie ein ander Mal, der Schulze und der Lammwirt wissen sie schon."

„Erzählt, erzählt!" riefen die beiden Fuhrleute; „wir sind unsrer Drei, die sie noch nicht wissen, also Stimmenmehrheit. Erzählt also, Weinbauer." — Auch Erich forderte aufs Neue dazu auf.

„Nun meinetwegen," sagte der Weinbauer, indem er seine kurze Pfeife von Neuem stopfte. Die Uebrigen rückten näher, legten die Arme auf den Tisch und hüllten sich in eine Wolke von Tabaksqualm, waren also in der gehörigen Positur des aufmerksamen Zuhörens.

Der Weinbauer that noch einen langen Zug aus seinem Schoppen und begann:

„Es war grad im März vor drei Jahren, da kam

der Mathes aus der Fremde zurück nach Heimbach, wo er geboren ist. Er hatte schon von früh auf einen Drang gehabt, die Welt zu sehn, und schon in seinem vierzehnten Jahre war er seinen Eltern davongelaufen in die Welt, und sie haben nichts mehr von ihm gehört. Drauf starben sie beide schnell hinter einander, sie waren arm und hinterließen nichts als hier und da Etwas an Schulden. Die Gläubiger machten sich gleich über das Haus und das Stückchen Ackerland her, um zu dem Ihrigen zu kommen. — Der Mathes aber, wie er zwanzig Jahr alt war, bekam Lust, wieder 'mal zu sehen, wie es in der Heimat zugehe, und ist wieder retur gekommen. Das waren, wie ich gesagt hab', im März grade drei Jahr her, ich weiß das ganz genau," versicherte der Weinbauer, „und der Lammwirt muß das auch wissen."

Der Lammwirt nickte bejahend.

„Wie der Mathes nun so den Berg herunter kam den Fahrweg ins Dorf, da merkte er, daß Vieles anders geworden war. Auf der Stelle, wo seiner Eltern Haus gestanden, da war jetzt ein besseres gebaut, und auf dem Kirchhof zeigte man ihm die Gräber seiner Eltern, zwischen denen schon ein großer Holunderstrauch aufgewachsen war. Kinder spielten noch genug im Sande auf der Straße, aber er kannte sie nicht.

Er sah viele neue Häuser und noch mehr neue Gesichter, die ihn groß ansahen aber nicht grüßten. Aber die Sonne schien noch wie früher, die Berge standen auch noch, und das Wasser floß seinen alten Weg. Von der Wiese läuteten noch die Kuhglocken durcheinander, und der alte Gemeindehirt saß auch noch am Wege und sang wie sonst sein Lied. Der hat ihn auch sogleich wieder erkannt, und ihm die Hand zum Willkomm gegeben. Drauf hat sich der Mathes zu ihm gesetzt und den Hund gestreichelt, und hat sich vom Gemeindehirten erzählen lassen, wie's im Dorfe unterdessen zugegangen war. Der hat ihm drauf geraten, er solle zum Lammwirt gehn, der brauche einen rüstigen gesunden Knecht, und das hat der Mathes auch gethan, und hat sich dem Lammwirt verdungen."

Der Lammwirt nickte bejahend.

„Ja, da war nun bald des Verwunderns viel im ganzen Dorfe. Der Mathes war der schönste Bursch, den man jemals in Heimbach gesehn hatte, und wo er sich sehn ließ, da gukten die Mädel ihm verstohlen nach, und die Alten konnten's ihnen nicht 'mal verbieten, denn sie sahen über die Schultern der Jungen auch nach ihm hin. Wie's nun aber zu gehn pflegt, daß Schönheit und Reichtum selten beisammen sind,

ſo konnte auch keins von all den Mädchen daran denken, den Mathes zu heiraten, denn er war blutarm. Der Mathes dachte aber auch an nichts weniger, als an heiraten, er war ſo ſchüchtern, daß er immer die Augen wegwandte, wenn ihn Eine anſah, er ging auch auf keinen Tanz oder Lichtkarz, oder wenn er gar hinging, ſo nahm er ſeine Geige, die er aus der Fremde mitgebracht hatte, und ſpielte mit den Spielleuten, tanzen mochte er aber gar nicht. Wenn am Feierabend die Burſche ſich zuſammenthaten und ſingend durchs Dorf zogen, da ging er mit ſeiner Geige weit weg aus dem Dorfe auf den Berg und ſpielte ſich allein ein Lied, das war ihm lieber als all das Gelärm.

Da ſtand nun eine Stund' vor dem Dorfe eine Mühle, man kann ſie noch ſehn da im Bachgrunde zwiſchen den Bergen, die nennen die Leute die Herenmühle. Die Mühle hatte einem reichen Müller gehört, dem fing ſein Geſchäft an zu ſtocken, bald gings gar nicht mehr, und plötzlich war der Müller verſchwunden. Die Leute ſagen, der Teufel hab' ihn geholt, das iſt aber dummes Zeug und Geſchwätz von den Leuten. Der Müller hinterließ eine Tochter von funfzehn Jahren, und eine alte Muhme, die hatte die Siebenzig ſchon hinter ſich. Was ſollten nun die

Zwei machen? Die Mühle wurde schadhaft, das Rad ging in Stücken, das Dach kriegte Windlöcher, Alles ging auseinander. Die Muhme mußte ein Stück Gerät nach dem andern verkaufen, und zuletzt blieb ihr kaum noch das Nötigste. Von Vieh behielt sie nur eine Ziege, die weidete hinter der Mühle den Berg hinauf an den frischen Kräutern und Sträuchern. Aber wie nun böse Zungen von dem Müller gesagt hatten, er habe mit dem Teufel im Bündniß gestanden, der ihn erst reich gemacht und dann geholt habe, so wandten sie sich auch auf die alte Muhme und auf die junge Else. Denn weil die verfallene Mühle zuletzt so wüst und schauerlich aussah, so meinten sie, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, und es war doch ganz natürlich. Der Muhme sagten sie nach, sie sei eine böse Hexe, die Menschen und Vieh Krankheiten anhauche, und der Else gingen sie auch immer aus dem Wege. Wenn die Muhme dergleichen hörte, so hat sie nur immer geseufzt, und ist ruhig an ihrem Krückstock weiter gehinkt, aber was die Else betrifft, so war's mit der freilich nicht ganz richtig. Erstens sah sie dem Gesicht auf dem verwünschten Bilde da in der Kapelle aufs Har gleich" —

„Was ist das für ein Bild?" fragte einer der Fuhrleute.

„Ja da müßt' ich zwei Geschichten auf einmal erzählen! Es war eben ein Bild, von dem nichts Gutes zu sagen war. Die Elis also war zwar immer still, aber in ihren Augen glänzte es oft gar unheimlich, und dabei geberdete sie sich wie ein Kind. Wenn's aber Nacht wurde und der Vollmond schien, so stieg sie aus dem Fenster, oft im bloßen Hemd, kletterte die alten morschen Bretter und Sparren hinauf, und wandelte langsam drauf hin. Unter einem Andern wär Alles gleich kurz und klein gebrochen, unter ihr aber hielt es fest, sie mochte auch auf die dünnsten Brettlein treten, und dabei murmelte sie immer, wie im Traume, vor sich hin, bis der Morgenstern aufging, dann stieg sie wieder zum Fenster hinein, und wußte des Morgens selber nichts mehr davon.

Ich hab' mich erst auch drüber entsetzt," schaltete der Weinbauer ein, „später aber hab' ich sagen hören, das sei eine Krankheit, man nenne so einen Menschen mondsüchtig. Aber das war nun eben genug für die Leute, daß sie sich vor den zwei Frauenzimmern aus der Mühle fürchteten, und ihnen alles Ueble nachsagten.

So kommt der Mathes eines Abends mit der Geige den kleinen Bergpfad herabgeschritten, und hört in der Nähe Jemand seinen Namen aussprechen.

Er dreht sich um, da steht die Muhme und winkt ihm. Drauf geht er getrost auf sie zu und sagt ein: „Grüß Gott!“ — „Mathes,“ spricht die Muhme, „meinst Du auch, ich sei eine Here?“ — „Ich glaub' an keine Heren,“ antwortete der Mathes. — „Guck, das ist brav,“ fährt die Muhme fort, es hätt' mir auch weh gethan. Du kannst's nicht mehr wissen, aber ich weiß es noch, wie Du ein ganz klein Kindle warst, kein so herzigs Bürschle hat's je gegeben. Da hab' ich Dich gar oft auf dem Arm geschaukelt, und das hat seinen guten Grund gehabt. Aber jetzt komm mit mir in die Stube, ich will Dir 'was geben.“

Sie gingen Beide nach der Mühle, und als sie an den Bach kamen, sagte der Mathes: „Der Steg über das Wasser muß mit Nächstem herunterbrechen, ich will Euch einen neuen machen.“ — „Ja,“ spricht die Muhme, „mach' uns einen neuen, Mathes. Ich fürcht' immer herunter zu fallen. Ich selbst kann da nicht angreifen, und der alte Gemeindehirt, der der Einzige ist, der seit einem Jahr noch zu uns kommt, war auch schon lange nicht hier.“ —

In der Mühle war's schlimm bestellt, das merkte der Mathes gleich, Alles war morsch und brach und knackte, wo er seinen Fuß hinsetzte, solche kräftige Tritte mochte das alte Gebäu nicht mehr aushalten.

Die Muhme aber ſchlich an eine alte wurmſtichige Truhe und holte ein Papier heraus, in das ein grünes Seidenband gewickelt war. „Guck, Mathes," ſagte ſie, „dies Band hat mir Dein ſeliger Vater geſchenkt, wie er noch jung war und ich auch." Wir mochten uns gern, aber damals war er arm und ich reicher Eltern Kind, die wollten's nicht zugeben, daß wir uns kriegen ſollten. Dein Vater hat nachher eine Frau gebraucht, und da hat er Deine ſelige Mutter geheiratet, ich aber bin, als ich hernach mündig wurde, zu meinem Brudersſohn hier auf die Mühle gezogen und bin ledig geblieben bis heut. Wenn ich Dich anſeh, Mathes, ſo iſt mir's, als ſtünd' Dein ſeliger Vater vor mir, ſo ſchmuck war er grad wie Du. Guck, das Band hier hab' ich immer gehalten, wie ein Kleinod, jetzt aber will ich Dir's ſchenken, es iſt von Deinem Vater, und Du biſt, außer dem Gemeindehirten, der einzige Menſch, der ſeit einem Jahr freundlich zu mir geſprochen hat." — Wie der Mathes das Band in Händen hielt, lief ihm eine Thräne über die Backen, denn er dacht' an ſeine Eltern, die Muhme aber ſah ihm in's Geſicht und fing bitterlich an zu weinen. Der Mathes gab ihr drauf die Hand und ſagte: „Gott Euch zufrieden, wenn Ihr was braucht, ſo mögt Ihr's mir nur ſagen."

Indem er so sprach, geht die Thür auf und die Else kommt herein. Aber — den Mathes erblicken, einen Schrei ausstoßen und schnell davon laufen, das war Eins. — „Was fällt der Else ein?“ fragt der Mathes verwundert. — „Ja, so macht sie's immer, wenn sie Dich sieht,“ sagt' die Muhme; „gleich läuft sie davon, und die Thränen stürzen ihr aus den Augen.“ — So vergingen einige Wochen. Der Mathes machte den Steg über den Bach zurecht, ja er that noch mehr. Alles, was er sich an seinem Lohn abknappen konnte, brachte er der Muhme, und die nahm es ohne Bedenken an. So oft er Zeit hatte, ging er auf die Mühle, nagelte hier ein Bret fest, setzte dort eine Latte ein, fügte die zerbrochenen Stühle wieder zusammen, und dann erst ging er mit seiner Geige auf den Berg. Oft hatte er bemerkt, wie die Else ihm nachgeschlichen, aber immer wieder davon gelaufen war, sobald er sie erblickte. Einmal aber war sie ihm doch zu nahe gekommen, und er rief ihr zu: „Bleib hier, Else, ich thu' Dir kein Leid!“ — Die Else wurde rot über's ganze Gesicht, als er ihre Hand ergriff. Wie sie aber aufsah und mit ihren Augen auf sein schönes junges Gesicht traf, da kam's plötzlich ganz wunderbar über sie, sie fuhr mit den Armen um seinen Hals und küßte und preßte ihn so

heftig, und schluchzte dabei so, daß der Mathes Mühe hatte, sie wieder zu sich zu bringen. — Von nun an waren sie jeden Abend beisammen, sie stiegen auf den Berg und schauten weit über's Land hin, wenn die Sonne hinter'm Gebirge unterging. Da spielte der Mathes Lieder auf seiner Geige, die Else aber steckte das grüne Band auf seinen Hut und machte Kränze von Waldblumen, einen für sich, einen für den Mathes, und einen für die Ziege, denn die lief ihr überall nach. Das war nun eine schöne Zeit für den Mathes und die Else, die Abende waren warm und der Sommer lang. Aber wie es nun so zu gehen pflegt, so ging es auch hier. Beide waren jung, sie waren immer allein in Wald und Bergen, so ward in ihnen die Natur mächtig, das junge Blut ist heiß und kennt nicht Widerstand, und wer kann der Jugend wehren?

Es ist grade wie beim jungen Wein," bemerkte der Weinbauer, „der gährt und möcht' alle Bänder am Fasse sprengen, zu der Zeit muß man sein am meinsten Acht haben. — So ging es nun den Sommer über und weit in den Herbst hinein, wie der Wein schon stark Farbe ansetzte. Jetzt aber kam der Winter und der erste Schnee war schon gefallen. Da nahm eines Tags die Muhme den Mathes vor und

ſprach: „Mathes, Du ſiehſt wie es nun iſt. Ich mach' Dir keine Vorwürfe darüber, wie es um die Elſe beſtellt iſt, wenn's anders gegangen wär', ſo wär's eben anders gekommen. Wenn die Kirche näher wär und der Pfarrer menſchenfreundlicher, ſo würd' ich Euch Beide zuſammen geben laſſen, aber die Schande vor dem Pfarrer hielt ich nicht aus." — Der Mathes ſchlug die Augen nieder und wurd' feuerrot, die Muhme aber fuhr fort: „Guck, Mathes, ſo müſſen wir ſo lange warten, bis Dein Kind auf der Welt iſt, und dann laßt Ihr Euch trauen. Jetzt aber iſt kein andrer Ausweg, als daß Du zu uns ziehſt in die Mühle und Deinen Dienſt aufgiebſt, Du kannſt nachher auf Tagelohn gehn. Ich ſelbſt kann wenig ſchaffen, die Elſe auch nicht, alſo muß Einer bei uns ſein, der uns hilft. Ich ſag' Dir's nochmal, Mathes, ich mach' Dir keine Vorwürfe, aber Du mußt nun hier Deine Pflicht erfüllen, es geh wie's geh."

Der Mathes ſah das ein und verſprach Alles, ging auch noch ſelbigen Tags zum Lammwirt und erzählt' es ihm, und ſagte ſeinen Dienſt auf. Der Lammwirt kannte den Mathes als den fleißigſten und rechtſchaffenſten Burſchen, er gab ihm ſeinen vollen Lohn und erbot ſich auch, bei dem Kinde Gevatter zu ſtehn."

Der Lammwirt nickte bejahend.

„So zog nun der Mathes in die Mühle. In den erſten Tagen hatte er gleich genug zu thun. Da ging es an ein Hämmern und Arbeiten, und er brachte wenigſtens die Stube und Kammer in Ordnung, daß ſie vor dem Wetter geſchützt waren. Die ganze Mühle in Stand zu ſetzen, das ging freilich nicht an, dazu hätt' er wol fünfhundert Gulden gebraucht, und er hatte doch nur noch zwei, denn ſein übriger Lohn war von ihm ſchon auf die nötigſten Bedürfniſſe der Elſe und der Muhme verwendet worden. Nachdem er nun drei Tage in Haus und Hofe das Nötigſte geſchafft hatte, ging er auf Tagelohn, der Lammwirt hatte ihn gleich zuerſt beſtellt, und verſchaffte ihm ſo viel Arbeit, daß er genug verdienen konnte. Während er nun den Tag über beſchäftigt war, machte ſich die Muhme über ihre alte Truhe her, und holte einige noch ganz gute Stücke Zeug hervor, die ſie von früher verwahrt hatte, die zerſchnitt ſie und machte Kinderzeug daraus. Mit der Elſe aber war das eine ſchlimme Sache. Sie konnte nicht nähen und nichts und wenn die Muhme es ihr auch zehnmal vorgemacht hatte, ſo war's, als wär ein Kind drüber geweſen, und die Muhme mußte Alles wieder auftrennen. Auch hatte die Elſe gar keinen Begriff, was mit ihr vorgehen ſolle, und hätte

immer hinauslaufen mögen in den Schnee, wo die Buben einander balgten. Von ihrem Nachtwandeln hatte man zwar, seit sie den Mathes kannte, nichts mehr bemerkt, aber sie sprach oft mitten am Tage wie im Traume vor sich hin, und nur wenn der Mathes zu Hause war, sprach sie ganz vernünftig und ging nicht von seiner Seite, ja sogar wenn er im Hofe zu thun hatte und er sie nicht hinauslassen wollte in die Kälte, stellte sie sich an's Kammerfenster und schaute ihm zu.

So war der Winter fast vergangen, es war Mitte März, aber es lag noch Schnee. Der Mathes ging an dem Tage nicht auf Arbeit, denn die Muhme hatte ihn gebeten, zu Hause zu bleiben, sie könne ihn nötig haben. Es wurde Abend, die Sonne schaute noch einmal über die weiße Winterdecke ehe sie unterging, und die Spatzen lärmten in dem kahlen Gesträuch umher. Da trat der Mathes aus der Hausthür, seine Brust ging, als wär' er eine Meile im Galopp gelaufen, so bebte er am ganzen Leib und seine Augen sahen aus, als wollten sie gleich die verlöschende Sonne wieder in Brand stecken. Vor der Thür aber stand schon lange der Gemeindehirt, der trat auf den Mathes zu, faßte ihn am Arme und fragte: „Mathes, ist's überstanden?" — Der Mathes aber konnte

mit Mühe die Worte herausbringen: „Das Kind ist todt auf die Welt gekommen.“

Der Gemeindehirt sah lange still zur Erde, dann ging er weg und zimmerte zu Haus einen kleinen Sarg, den brachte er am andern Morgen dem Mathes. Am Abend nahm der Mathes das Särgel mit seinem todten Kinde unter den Arm und ging mit dem Gemeindehirten und dem Todtengräber auf den Kirchhof, da haben sie es begraben. Der Mathes hat die ganze Zeit über kein Wort gesprochen, nur auf dem Kirchhof hat er sich niedergekniet in den Schnee und laut geweint. Der Gemeindehirt hat auch ein par Thränen vergossen, und der Todtengräber auch.

Ich weiß das so genau,“ unterbrach sich der Weinbauer, „weil's mir der Gemeindehirt erzählt hat, und meinem Vetter, dem Lammwirt, hat's der Todtengräber auch erzählt.“

Der Lammwirt nickte bejahend.

„Dem Mathes war aber nun so zu Mut, als könnt' er nirgends keine Ruhe haben. Er ging nicht grades Wegs wieder zur Mühle, sondern hinaus auf's Feld, es war wieder heller lichter Mondschein, und der Schnee leuchtete noch dazu. Immer weiter lief er umher in der Nacht, immer die Berge hinauf, in den Wald, und wieder hinunter, und wieder hinan neben

den Felsen. Es mochte schon Nacht sein, als er dran dachte, wieder heimzugehn. Und wie er in die Nähe der Mühle kommt, da meint er zu sehn, wie sich hoch oben was Weißes bewege. Er geht nahe heran, und da sieht er ganz deutlich im hellen Mondschein, wie die Else auf einem Sparren ganz hoch, grad über dem Bache, nachtwandelt. Als rührte ihn ein kalter Schlag, so fuhr's ihm durch alle Glieder, er wußte vor Angst nicht was thun, und schrie so laut, daß man's eine halbe Stunde weit hören konnte: „Else! Else!" — Aber kaum hatte er's ausgerufen, da knickte die Else zusammen, und — krach! prasselte das ganze alte Lattenwerk mit ihr hinunter in den Bach. Der Bach aber war sehr wild und reißend, und daher nicht gefroren. In einem Nu fuhr der Mathes herunter und nach in den Bach, er achtete nicht der fallenden Bretter, die eins nach dem andern hinunterfielen in das Wasser. Jetzt hatte er die Else gefaßt, sie gab kein Lebenszeichen von sich, und wie ein Wilder rannte er mit der Erstarrten in die Mühle hinein, schrie laut auf, und warf sie auf das Lager, er wußte selbst nicht, was er thun sollte.

Der Gemeindehirt aber hatte den Schrei des Mathes gehört, und machte sich alsbald auf den Weg zur Mühle. Wie er hinkam, fand er die Else todt,

der Mathes lag über der Leiche auf den Knieen, die Muhme saß auf ihrem Bett, der Schreck hatte sie gelähmt, sie wackelte mit dem Kopfe und konnte nicht reden.

Das werden nun im nächsten März drei Jahre, ich war grad mit dem Wagen hier bei meinem Vetter, dem Lammwirt, wegen drei Stückfaß Vierundzwanziger, die hatt' ich noch gespart im Keller, und der Lammwirt wollt' sie mir abnehmen. Da hatt' ich sie ihm hergefahren nach Heimbach. - Ich weiß es noch wie heut', es war grad ein Sonntag, und die Sonne schien schon recht aus Herzensgrund, aber die Nacht zuvor war noch ein frischer Schnee gefallen. Wie mir der Lammwirt das Geld für meinen Wein bezahlt hatt', da erzählte er mir die ganze Geschichte. Drauf wollt' ich Abschied nehmen, aber der Vetter sagte: „Erst trinken wir noch einen Schoppen, schick' Du derweil Deinen ledigen Wagen voraus, da brauchen Dich die Pferde nicht den Berg 'nauf zu schleppen. Und das that ich, und er gab mir hernach das Geleit noch ein Stück Wegs, bis ich meinen Wagen nachgeholt hätt'. Wie wir den Berg 'nauf kommen, da ist ein kleines Tannengebüsch. Guck, sagt der Lammwirt, da sitzt der Mathes. — Und richtig, da saß der Mathes, aber schrecklich anzusehn, ganz ver-

wildert und verriſſen, grad' als wär' er nicht recht bei Sinnen, und ſtarrt' hinunter in's Dorf. Und wie wir nun auch hinunterſchaun, da ſehn wir Leute, die trugen einen Sarg, und hinterher ging ganz allein der Gemeindehirt mit ſeinem Hund, und eine Ziege lief nebenher. Jetzt muß der Mathes den Zug auch geſehn haben, denn er fuhr plötzlich in die Höhe, ſtreckte die Arme gen Himmel, als wollt' er durch die Luft fliegen und wäre doch eingewurzelt in den Boden. Drauf dauerte uns des armen Burſchen, und wir traten an ihn und redeten ihm gut zu. Aber der Mathes hob grimmig die Fauſt in die Höh, als wollt' er uns gleich niederſchmettern, und rollte ganz wild die Augen. Wir ließen uns aber nicht abſchrecken und der Lammwirt ſagte: „Mathes, ſei gut, Du biſt jung und rüſtig, was geſchehn iſt, iſt nu mal geſchehn, und Du mußt's verwinden. Willſt Du wieder in Dienſt gehn, ſo will ich ſchon ſehn, daß ich Dir einen verſchaffe."

Da fiel mir ein, daß ich einen ſolchen Burſchen auch recht gut daheim bei meiner Hantierung brauchen könnt', und bot ihm an, er ſollt' gleich mit mir gehn, denn ich wußte von meinem Vetter, dem Lammwirt, daß der Mathes ſonſt fleißig und rechtſchaffen wär. Der Mathes aber wollt' lange nicht heraus mit der

Sprache, endlich kriegten wir ihn so weit, daß er mit mir in den Wagen stieg, und der Lammwirt gab ihm die Hand drauf, daß er die Muhme in's Haus nehmen und die beiden Gräber gut in Stand setzen wollt'. Und so ist's gekommen. Ich hatt' meine Müh unterwegs mit dem Burschen, denn er wollt' partu wieder zurück, ich hielt ihn aber fest und redete ihm gut zu, und er ist bei mir in Dienst getreten. Ich hab' nie über ihn klagen dürfen, ich wünscht', ich hätt' mehr solche Burschen zu meiner Arbeit. Jetzt aber sind's vier Wochen, seit er mir wieder davongelaufen, ich denk' aber, er kommt schon wieder. Das war die Geschichte vom Mathes."

Der Weinbauer klopfte seine Pfeife aus und stand auf. Die Fuhrleute schüttelten verwundert und ergriffen die Köpfe und gingen schweigend in's Haus, der Dorfschulze empfahl sich ebenfalls.

„Gute Nacht, Herr Helldorf," sagte der Weinbauer, indem er Erich die Hand bot. Mit großen Schritten ging auch er davon und verschwand im Dunkel.

10.

Die Trümmer der Weilburg.

Erich mochte noch nicht zur Ruhe gehn, die Ereigniſſe des Tages und die Erzählung des Weinbauern hatten ſeinen Geiſt mächtig aufgeregt. Die Geſtalten der Muhme und des Mathes hatten ein ganz neues Intereſſe bei ihm gewonnen. Hier, in der unterſten Schicht des Volkes hatte er einen kleinen Kreis von Menſchen kennen gelernt, in welchem der ganze Ernſt des Lebens gewaltet, in welchem der ganze Umfang menſchlichen Jammers und Leidens zur Erſcheinung gekommen war. In trübſelige und bange Empfindungen verſetzt, ſchritt er ein Stück zum Dorfe hinaus. — „So brauſt denn," dachte er, „der Vernichtungsſturm des Schickſals unaufhaltſam über den Häuptern der Sterblichen einher? All unſer Denken und Empfinden iſt nur der leichte Schaum, nur ein Tropfen, der zerrinnt in der Rieſenwelle, die ein Orkan peitſcht und gegen das Ufer ſchleudert, wo er im dürren unfruchtbaren Sande verlorn geht. Muß denn die kleinſte, verzeihlichſte Schwäche der menſchlichen Natur wachſend zur verheerenden Lawine von Schuld

und Vergehen anwachsen, und, Alles mit sich fortreißend im tobenden Sturze, dahinrollen zum Ziele ewiger Vernichtung? Glaubt der Mensch gebüßt zu haben, was er verfehlt, ja war sein Fehler selbst noch schön und edel zu nennen, und glaubt er mit stolzer Kraft überwunden zu haben, um geläutert das Ziel seines Lebens zu erringen, dann tritt mit ehernem Richterschwert das Geschick vor ihn und ruft ihm zu: Du glaubst gebüßt, Du glaubst überwunden zu haben? Thor, der Du bist! Dich selbst hattest Du zum Richter gestellt, Du richtetest Dich mild nach Deinem Gefühl, nach Deinem Gutdünken — hier stehe ich, ein andrer Richter, mir bist Du Sühnung schuldig! Du richtetest nach menschlichen, ich nach ewigen Gesetzen. Gott, mein Gott, ist es so? Dann wehe mir und meiner Liebe, dann ist sie, der ich die Freundschaft opferte, das Samenkorn, aus dem mir Fluch und Vernichtung erwachsen muß. O Sabine, und Du, mein Johannes, bin ich in Eure Kreise getreten, um die zarten Fäden, die das Glück den Sterblichen spinnt, Euch zu zerreißen, und Euch mit mir zu ziehen in eine Bahn, auf der Tausende vor mir dahinschritten, um in umnebelter Ferne ein blühendes Land zu erreichen, und nicht wieder kehrten, weil es nur ein ausgespanntes Trugbild vor dem Abgrund war! Ihr

reinen, geliebten Selen, könnt' ich Euch fern halten von all dem Elend!" —

In solchen Gedanken war er verloren, als er sich plötzlich im Finstern am Arme gefaßt fühlte. Er fuhr auf und rief: „Wer ist da?" — „Still," antwortete eine Stimme, „machet keinen Lärm. Kommt noch mit bis dahin, wo der Wald dicht steht, da sag' ich Euch meinen Namen."

„Ich gehe nicht mit, bevor Du mir Deinen Namen sagst. Es ist finster, wer steht mir für Deine Absichten?"

„Ich thu Euch kein Leid, und bitt' Euch, kommt. Ihr sollt mein Gesicht nachher bei Licht sehen."

„Keinen Schritt. Erst kommst Du mit mir, und zeigst mir Deine Gestalt da, wo ich sie sehn will, dann werde ich weiter überlegen, ob ich mit Dir gehe oder nicht." Erich hatte bei diesen Worten die Gestalt fest angefaßt, um sie mit sich fort zu ziehen. Sie hatte ihre Worte nur leise geflüstert, und er hielt es nicht für unmöglich, daß er den Maler vor sich habe. Die Gestalt aber suchte sich los zu machen und entgegnete flüsternd wie vorher: „Ich hab' ja kein Arges mit Euch vor, ich geb' Euch mein Wort. Und wenn Ihr denn meinen Namen durchaus wissen wollt, ich bin der Mathes."

„Der Mathes bist Du? Was willst Du von mir?“

„Ich hab' eine Bitte an Euch, aber Ihr müßt mir folgen, und fragt mich nicht, als bis wir an Ort und Stelle sind, ich kann's vorher nicht herausbringen, was ich zu sagen hab'.“

„Wohin soll der Weg gehn?“

„Da nach dem alten Gemäuer hinauf. Und daß Ihr nur nicht denkt, ich könnt' Etwas im Schilde führen, will ich Euch gleich sagen, daß ich Euch ein Bild zeigen will — pst! es hat's doch Niemand gehört?“

„Dasselbe Gemälde, welches früher in der Kapelle hing?“ fragte Erich, der jetzt aufmerksamer wurde.

„Dasselbe, von dem die Leute sagen, es wär' verhext.“

„Komm, ich folge Dir.“

Erich schritt neben Mathes her, den Bergweg empor. Es war undurchdringliche Finsterniß um sie her, Erich hatte Mühe auf dem Wege zu bleiben. Einige Mal war's ihm, als sähe er eine andre Gestalt an sich vorüber huschen, und der Argwohn stieg in ihm auf, Mathes sei vielleicht dennoch im Solde des Malers. Er machte sich auf Alles gefaßt und

ſpannte ſeine ganze Achtſamkeit an, um für jeden Angriff wenigſtens die Kraft ſeiner Arme als Waffe benutzen zu können. Einige Mal ſtrauchelte er über Baumwurzeln und ſtieß ſich an Stämmen, Mathes aber faßte ihn unter den Arm und führte ihn darauf ſichrer. Sie mußten jetzt auf der Höhe der Burg ſein, als Mathes rief: „Jetzt rechts! Haltet Euch an mir feſt.“ Er ſtieg darauf einige Stufen langſam hinan, damit Erich behutſam folgen könne, hier und dort waren ſchon Mauerreſte zu bemerken. Durch dieſe nun ging der Weg, behutſam und umhertappend, dann durch Geſtrüpp und Strauchwerk noch eine Reihe von Stufen hinauf. — „Halt,“ rief Mathes, „keinen Schritt links!“

Erich ſah um ſich, ſie ſtanden auf einer engen Steinplatte, die nur für zwei Menſchen Raum bot, links hob ſich die himmelhohe Mauerwand von verwitterten Quaderſteinen, rechts aber zeigte das ungewiſſe Sternenlicht einen unermeßlichen Luftraum, unten ſenkte ſich ſteil und grade hinab die Grundſteinmauer der Burg, und darunter der ebenſo ſteile Felſen, auf welchen ſie gebaut war. Von fern glänzte der Strom wie ein ſtahlgraues Metallband, von den ſchwarzen Umriſſen der Berge umgeben, und der Wind rauſchte empor aus den Wipfeln der Bäume in

der gähnenden, schwarzen Tiefe. Sie standen auf einer schwindelnden Höhe.

„Mathes, wohin führst Du mich?“ fragte Erich schaudernd.

„Haltet Euch nur fest an mir,“ sagte Mathes, indem er einen Schlüssel zog und ein kleines Pförtchen öffnete; „wir sind gleich am Ziele.“

Erich mußte sich bücken, und Mathes schob ihn hinein. Sogleich machte dieser Licht und zündete eine Fackel an. Erich sah sich in einem sehr engen Raume, welcher zu einem Zimmer eingerichtet war. Der Raum war kaum fünf Schritte lang und ebenso breit, zwischen rohen, verwitterten Mauern, über welche oben Bretter gelegt waren zum Schutze vor dem Regen. Ein Fenster war nicht sichtbar und das ganze Mobiliar dieser Wohnung bestand in einem roh zusammengefügten Bett, über welches trocknes Laub und Stroh gebreitet war; einem Tisch von derselben Art und einigen irdenen Gerätschaften für den Gebrauch des Kochens. In einer Ecke war ein niedriger Herd, auf welchem die Asche noch glimmte.

„Das ist meine Wohnung,“ sagte Mathes.

„Laß uns eilen wieder hinauszukommen,“ entgegnete Erich, „der Kienrauch der Fackel benimmt mir fast den Athem. Das Bild sehe ich auch nirgends

hier; alſo iſt hier wol nicht das Ziel unſrer Wanderung.“

„Gleich gehn wir weiter,“ ſagte Mathes, „da nehmt aber noch einen Schluck Rum, daß Euch hernach in dem Kellergewölbe nicht friert.“

Er holte aus einer Ecke eine Flaſche, Erich mußte einen Zug daraus thun, und er ſetzte ſie nach ihm an den Mund. Darauf nahm er die Fackel, öffnete eine zweite Pforte, und ſie ſtanden wieder im Freien, mitten unter Schutt und zertrümmerten Mauern, die hier zackig ſich emporhoben in die Luft, dort mit halb zerfallnen Fenſterreihen und Thoren ſich umherzogen und ein großes, finſtres Labyrinth um die beiden nächtlichen Wandrer bildeten. Fledermäuſe und Mauerfalken ſchwirrten, aufgeſchreckt durch das Licht der Fackel, aus ihren dumpfen Höhlen, und ſtoben mit Geſchrei wieder auseinander, wenn ſie in die Flamme geraten waren und ſich die Flügel verſengt hatten.

Mathes ſchien hier jeden Stein zu kennen, er ſchritt voran, ließ links einen ſtarken runden, noch wohlerhaltenen Thurm liegen, und wandte ſich hinunter zwiſchen zwei vom Rauch geſchwärzten Pfeilerreihen zu einem großen Portale. Dies war der Ort, wo die Kapelle ſtand, die nun neu erbaut werden ſollte. Es war wenig davon übrig, doch ſchien die Flamme we-

niger gehauſt zu haben, als die Wucht des ſtürzenden Gewölbes. Heiligenbilder, theils verſtümmelt, theils noch erhalten, ſtanden noch an den Wänden, vorzüglich erhalten war eine Gruppe kniender Figuren in Rüſtungen, die einen Sarkophag von ſchwarzem Marmor, auf einem fünf Fuß hohen Piedeſtal von demſelben Stein, umgaben. Ueber demſelben ſah man an der Wand ein großes Quadrat mit dunklen Umriſſen, hier mußte der Platz jenes Bildes geweſen ſein. Mathes ſchritt weiter, und ſein Gefährte konnte ſich eines leiſen Schauers nicht erwehren, als er, von dem roten Schein der Fackel beleuchtet, dieſe Todesſtätte einſtiger Größe durchwanderte. Mehrere Stufen ſchritten ſie abwärts und Mathes leuchtete in einen finſteren bedeckten Gang hinein. Erich gebot ihm die Fackel höher zu halten, um die Architektur eines Portals genauer zu betrachten. Brombeergeſträuch und dichter Epheu überhing das alte Weilburg'ſche Wappen, in Sandſtein ausgehauen, drüber aber war ein abſcheuliches Dämonengeſicht von einer andern Steinart, augenſcheinlich viel ſpäter, eingefügt. — „Nehmt jetzt die Fackel," ſagte Mathes, „und ſchreitet voran den Gang hinab, damit Euch der Rauch nicht ins Geſicht ſchlägt, ich folge nach. Sie ſchritten mehrere Folgen verfallner Stufen hinab, dann ging der unter-

irdiſche Gang eben fort. Mathes ſchob den Riegel einer ziemlich großen eiſernen Thür auf, und ſie ſtanden in einem hochgewölbten Kellerraum. Hier hatte die Menſchenhand nicht mehr Stein auf Stein gethürmt zur Wolkenhöhe, nein, ſie hatte ſich tief eingewühlt in den Urfelſen der Natur. Es war eine dumpfe, ungeſunde Luft in dieſem Raume, und von der feuchten Decke fielen unaufhörlich Tropfen nieder. Mathes ſchritt nach einer Ecke hin und beleuchtete ein Gemälde, welches an der Wand lehnte.

Erich überlief ein Schauer, als er dieſes Bildes anſichtig wurde. Ein Mann in der Haustracht jener Rittertage, mit wild verworrenem Har, blutunterlaufnen Augen und gräßlich verzerrten Zügen, ſteht mit aufgehobnem Schwerte da, und vor ihm kniet eine weibliche Geſtalt, mit gebundnen Händen und erwartet den Todesſtreich, der auf ihren weißen Nacken fallen ſoll. In ihren Mienen lag alle Unſchuld ausgeprägt, die erhobenen Augen blickten flehend zu dem empor, deſſen Streich ſie eben niederſtrecken ſollte, um ihren Mund aber lag Todesangſt und Schauder ausgegoſſen. — Erich erſtarrte. Das waren die Züge Coronas, nur nicht ſo edel und ruhig groß, hier hatte die Kunſt ſich im Grauenhaften zu ſehr gefallen. Die übrigen Figuren des Bildes waren weniger bedeutend,

es waren ihrer noch drei. Rechts ſtand ein Mönch mit krampfhaft gefaltenen Händen und zum Himmel gewendeten Augen, er ſchien die That, welche eben ausgeführt wurde, als ein gottſeliges Werk zu preiſen; links, etwas im Hintergrunde lag die Leiche eines ſchönen Jünglings am Boden, ein Diener mit einer Leuchte ſtand neben ihm und bedeckte entſetzt das Geſicht mit der Hand. Der dumpfe Raum, in welchem das Bild aufgeſtellt war, und die grelle, unſtete Fackelbeleuchtung, machten den Eindruck deſſelben noch ſchauriger. Erich ſtarrte lange, mit faſt angehaltenem Athem auf daſſelbe hin, ein tiefer Seufzer des Mathes aber weckte ihn aus ſeiner Betrachtung.

„Die Leute ſagen Böſes von dem Bilde," fing er an, „ich glaub's aber nicht, und hab's von der Wand geriſſen, als die Kapelle zu brennen anfing, weil ich dabei — immer an Jemand denken muß, der — jetzt ſchon todt iſt. Jetzt will ich Sie aber um Etwas bitten." — Er gab Erich die Fackel und lehnte das Bild von der Wand, worauf er die hölzerne Hinterwand deſſelben, welche ſich verſchoben hatte, aufthat und einige Pergamente daraus hervor nahm. Es waren zehn beſchriebene Blätter, die er Erich reichte mit den Worten: „Da nehmt das, und thut mir den Gefallen, leſ't es und ſagt mir, was

drin steht, und ob was von dem Mädchen dort darin vorkommt."

„Hier ist eben nicht der Ort dazu, Mathes," entgegnete Erich, „die Luft ist hier im höchsten Grade ungesund und drückend, gieb mir die Pergamente mit, ich will sie zu Hause lesen."

„Nehmt sie denn mit, aber bewahrt sie gut."

„Verlaß Dich drauf. Aber, Mathes, was willst Du mit dem Bilde hier? Du wirst es nicht behalten dürfen, denn es gehört dem Grafen, der beschlossen hat es aufsuchen zu lassen."

„Still!" rief Mathes, indem er sich erschrocken umsah, „ich hörte Tritte!"

Wirklich waren in diesem Augenblick Tritte zu vernehmen und zwar auf demselben Gange, auf welchem Beide hierher gekommen waren. Schnell stieß Mathes die Fackel auf den Boden und löschte sie aus, dann stürzte er sich auf die Thür und schob einen Riegel vor. Erich wollte durchaus nachsehen, wer ihnen gefolgt sei, sein Führer aber faßte ihn bei der Hand und zog ihn, im Finstern tappend, mit sich fort zu einer andern Pforte.

„Redet jetzt nichts und tretet leise auf!" rief er. Darauf führte er ihn auf einem andern ebenso dumpfigen, und in der Finsterniß noch beschwerlicheren,

Wege fort, bis sie endlich wieder den gestirnten Himmel über sich sahen. Erich athmete tief auf, die ganze erlebte Situation kam ihm wie ein schwerer erschütternder Traum vor. Sie standen jetzt auf der entgegengesetzten Seite des Thurmes und bemerkten, gedeckt von den Schatten des Gemäuers und Strauchwerks, zwei andre Gestalten, die einander begegneten.

„Wer da?" fragte die eine.

„So frage auch ich!" entgegnete die andre, in deren Stimme Erich sogleich den Maler erkannte. „Laßt mich meiner Wege gehn," fuhr Bernhard fort, „sie sind wahrscheinlich nicht die Eurigen. Oder seid Ihr Einer, der in fremden Geldbeuteln spekulirt, so sag' ich Euch, daß die Mühe bei mir verloren wäre, ich führe Nichts bei mir, als ein Messer für alle Fälle — dies zur Warnung!"

„Ihr bleibt durchaus unangefochten, ich habe Nichts mit Euch zu schaffen. Eure Stimme aber scheint mir bekannt, seid Ihr nicht ein Maler? Ich glaube Euch schon gesehn und gehört zu haben. Aber Ihr war't damals ein lustiger Gesell, was thut Ihr hier an diesem Orte in der Nacht?"

„Ich kann dieselbe Frage an Euch richten. Ihr kennt mich also?"

„Vielleicht. Hattet Ihr nicht früher einen Reise-

gefährten, es war am Rhein, Ihr ſanget in luſtiger Geſellſchaft, ich ſah Euch nur einen Abend beiſammen, am andern Morgen wart Ihr ſchon davon, als ich nach Euch fragte.“

„Ihr könntet recht haben, doch wo meint Ihr, uns geſehn zu haben?“

„In Bingen.“

„Das ſtimmt allerdings.“

„Derſelbe iſt noch Euer Gefährte und Freund?“

Erich konnte nichts mehr verſtehen, denn die Unterredung wurde leiſer geführt, aber eine Entdeckung hatte er gemacht, die ihm mit neuer Beſorgniß erfüllte. Er hatte, oder glaubte vielmehr in jener andern Geſtalt, der Stimme nach zu urtheilen, den früheren Verlobten Coronas erkannt zu haben. Beide Geſtalten gingen mit einander fort, verſchwanden im Dunkeln, und nach einer Weile bemerkte Erich aus einem Fenſter in der halben Höhe des Thurmes Licht ſchimmern.

„Was die Zwei nur hier machen wollen?“ ſagte Mathes leiſe.

„Kennſt Du ſie?“ fragte Erich.

„Der Eine iſt der Maler, der iſt ſchon in der Gegend bekannt, wie ein bunter Hund, hier oben aber hab' ich ihn noch nicht geſehn. Den Andern

kenn' ich nicht bei Namen, er ist gar nicht aus dieser Gegend, kommt nun aber schon die dritte Nacht hier herauf. Da oben auf dem Thurme hab' ich ihm eine Wohnung zurecht machen müssen, wie die meinige, da sitzt er die ganze Nacht und schreibt und lies't. Wenn der etwa dem Bilde nachstellen will, so steh ich für nichts! Am End' ist er uns heut nachgeschlichen — gut, ich steh' Wache. Aber nun müßt Ihr machen, daß Ihr wieder 'nunter kommt in's Dorf, und bewahrt gar die Blätter gut." — Erich sprach nichts mehr, er ließ sich von seinem Führer hinab geleiten. Dieser verabschiedete sich dann und stieg wieder empor zu dem alten Gemäuer.

Mitternacht war längst vorüber, als Erich wieder vor seinem Hause stand, die Hähne im Dorfe krähten bereits. Trübe Ahnungen erfüllten ihn, ihm war's, als zöge sich nun ein finstres Gewölk über seinem Himmel zusammen, und er wäre am liebsten weit in die Welt geflohen. Aber diese Gegend umfaßte ja auch so viel Liebes, das ihm angehörte, und über das er zu wachen hatte, und der Gedanke, Allem, was ihm auch feindlich sich gegenüberstellen wolle, männlich entgegenzutreten, gewann die Oberhand in ihm. Er verschloß die mitgebrachten Pergamentblätter, unvermögend, sie in dieser Stunde zu lesen, und von

der Erschöpfung, nach so viel Aufregungen dieses bunten, vielfach bewegten Tages, bewältigt, verfiel er in einen festen, tiefen Schlaf, bis weit in den Morgen hinein.

11.

Noch ein vielbewegter Tag.

Das macht das dunkelgrüne Laub,
Daß der Wald so schattig ist;
Das macht die liebe Maienzeit,
Daß so rot das Röslein ist.

Mein's Schatzes Lieb' war das Röslein rot,
Das blüht' am Waldesrain,
Und das grüne Laub, und das grüne Laub,
Als wie die Gedanken mein.

Nun ging die schöne Maienzeit
Und die schöne Liebe zur Ruh,
Nun fallen die Läublein all herab
Und decken das Röslein zu.

Durch diesen Gesang der Muhme wurde Erich am Morgen geweckt. Er trat hinaus auf die Gallerie,

und vor ihm lag das Thal, ein grüngoldnes, morgenhelles Lichtbild, überströmt von erquickenden Luftwogen, und drüber breitete sich wolkenlos das Blau des Himmels. Er fühlte sich wie neu erschaffen, hinter ihm lagen die Sorgengewölke des gestrigen Tages, frisch und heiter eilte er hinunter und ließ sich das Frühstück hinaus vor die Thür bringen. Da saß die Muhme und spann. „Guten Morgen, Herr Baumeister," sagte sie zu Erich, „Ihr habt einen gesunden Schlaf! Die Bauleute waren schon da und haben nach Euch gefragt, dann sind sie voraus gangen auf den Berg. Ihr scheint's auch nicht eilig zu haben mit der neuen Kapelle, und Ihr thätet gar gut, wenn Ihr den ganzen Bau verschliefet."

Erich mußte den Vorwurf des Langeschlafens heut auf sich sitzen lassen, obgleich er ihn im Allgemeinen von sich weisen konnte, der allgemeine Widerwille der Leute aber gegen den Wiederaufbau der Kapelle machte ihm doch sonderbare Gedanken. „Was habt Ihr nur, Muhme," sagte er, „gegen den Bau einzuwenden? Ist es denn nicht ein gutes Werk, eine Kirche zu bauen?"

„Ja, eine Kirche, wenn sie im Dorf steht und für alle Menschen gebaut ist, die ist ein gutes Werk, das will ich meinen! Aber so eine da oben, die gar

nicht Not thut und die der liebe Gott selber schon gerichtet hat, die soll der Mensch ruhn lassen. Dadurch, daß man an einen schlechten Ort was Gutes setzt, dadurch wird die Stelle noch nicht gut, und wenn's auch eine Kirche ist, die man hinbaut — hernach kommt der Satan doch und sagt: Der Altar ist mein!"

„Warum glaubt Ihr denn, Muhme, daß der Ort da oben böse sei?"

Die Muhme schien nicht auf die Frage eingehn zu wollen. Sie sagte: „Ihr wärt ein rechter Baumeister vor dem Herrn, wenn Ihr da unten den armen Leuten ein Haus bautet."

Erich konnte dagegen nichts sagen, er schwieg eine Weile, dann fragte er nach Johannes. Die Muhme schüttelte mit dem Kopfe und sprach: „Ich hab' Alles gehört, was zwischen Euch vorgegangen ist, ich hab' ein gar feines Gehör. Der Herr Johannes müßt' ein Engel sein, wenn der zuerst zu Euch kommen wollt'! Ich will Euch was sagen, Herr Baumeister, Eure Sach' ist gar nicht gut bestellt. Die Sabine ist zu gering für einen großen Herrn, aber sie ist zu gut für Euch, wenn Ihr Böses im Sinne habt."

„Muhme, Ihr wißt —?"

„Ich weiß was ich weiß, die Sabine ist ein

Kleinod und ist nur für einen rechtschaffnen Burschen bestimmt.“

„Ihr kennt mich doch nicht anders, Muhme?“

„Ich kenn' Euch gar nicht, Herr Baumeister, nach Eurem Gesicht zu meinen, da müßtet Ihr recht gut und brav sein, aber der Mensch betrügt sich oft, das weiß ich.“

„Muhme, Ihr sollt mich nicht für schlecht halten. Ich liebe Sabinen treu und innig —“

„So macht nicht lang Verzug und nehmt sie zum Weibe! Wer nicht frisch bei der Hand ist, der verliert, ich hab lang' genug gelebt, um das zu wissen. Die Sabine hat mir oft genug ihr Leid geklagt, daß sie Euch nicht aus den Gedanken kriegen könnt' und Ihr wärt doch gar nicht für sie geschaffen. Jetzt wißt Ihr's, Herr Baumeister. Ich weiß nicht, wie weit Ihr mit einander seid, aber das bitt' ich Euch, seid rechtschaffen, junge Liebe ist schwach —“

„Muhme, so wahr Gott lebt, ich meine es treu und gut, Sabine soll mein Weib werden, das verspreche ich Euch.“

„Das ist brav gesprochen, Herr Baumeister! Laßt's aber nicht zu lang anstehn, jung gefreit, hat nie gereut!“

Der Lammwirt trat jetzt zu ihnen, Erich reichte

der Alten die Hand und schickte sich an hinaufzugehen zur Ruine, um den Arbeitern Anleitung zu geben. Die gestern mitgebrachten Pergamentblätter nahm er nur flüchtig in die Hand und verschloß sie dann wieder, er wollte sie aber doch erst lesen, ehe er dem Grafen die Entdeckung des Bildes mittheilte, denn sie hatten sein Interesse mächtig erregt.

Er ließ für's Erste den Platz, wo die alte Kapelle stand, von allem Schutt säubern, ordnete das Nötigste dazu an, und da dies für mehre Tage Arbeit genug gab, überließ er die Arbeiter einem Aufseher und ging wieder hinunter. Der Lammwirt überreichte ihm einen Zettel und sagte ihm, der Graf habe hergeschickt und lasse ihn bitten, auf's Schloß zu kommen. Der Zettel war von Beaten, welche sich und ihre ganze Familie, nebst dem Gelblichschen Geschwisterpar zu Nachmittag bei ihm anmeldete. Erich gab dem Lammwirt den Auftrag, für entsprechende Quantitäten von Kaffee und Kuchen zu sorgen, und begab sich dann auf das Schloß.

Der Graf schien heute sehr leidend zu sein, er saß in einem Lehnstuhl, die Füße in Flanell und Decken fest eingewickelt. Doch empfing er ihn freundlich.

„Es thut mir leid," begann er, „die Entdeckung des mir so wichtigen Gemäldes nicht Ihnen, sondern

einem Andern verdanken zu müſſen. Vor ungefähr zwei Stunden war ein junger Mann bei mir, der ſich für einen Maler ausgab, und mir erzählte, das Bild befinde ſich wirklich in einem Felſenkeller der alten Burg, er habe es in der verfloſſenen Nacht dort entdeckt."

Erich wußte nun, daß Bernhard ſein Spiel gegen ihn begonnen habe, er alſo hatte ihn belauſcht, als er mit Mathes das Bild betrachtet hatte.

„Es iſt gleichgültig," entgegnete Erich, „wem Sie die Auffindung des Gemäldes verdanken, genug, daß Sie von Erhaltung deſſelben in Kenntniß geſetzt ſind. Doch kann ich nicht verhehlen, daß auch ich in der vergangenen Nacht zu dem Orte gedrungen bin, wo es ſich befindet."

„Um ſo weniger angenehm iſt es mir, Herr Helldorf, daß noch ein Dritter um unſer Geheimniß weiß, der junge Maler hat Ihnen vielleicht ſogar das Prioritätsrecht dieſer Nachricht ablaufen wollen. Sie hatten mir Diskretion verſprochen, ich glaube alſo nicht, daß Andre durch Sie auf meine Forſchungen aufmerkſam gemacht worden ſind, daß man aber in weiteren Kreiſen darum weiß, iſt mir fatal. Kennen Sie den jungen Maler?"

„Ich kenne ihn."

„Was halten Sie von ihm.“

„Ich enthalte mich jedes Urtheils über ihn, Sie werden wol selbſt ſeine Gaben kennen lernen, Herr Graf. Er hat ſich, wenn ich nicht irre, auch erboten, Fresken für die neue Kapelle zu malen?“

„Allerdings, doch war es nicht eben meine Abſicht, einen Künſtler in dieſer Art bei meinem Werk zu beſchäftigen. Auch muß ich Ihnen geſtehn, daß mich das Weſen des Malers durchaus nicht angeſprochen hat. Mit ſehr geſchäftiger Zudringlichkeit eröffnete er mir, daß jenes Gemälde vielfach Schaden gelitten habe, und erbot ſich, daſſelbe wieder herzuſtellen und aufzufriſchen. Sie kennen ihn, warum wollen Sie ſich des Urtheils über ſein Talent enthalten? Ich möchte wol wiſſen, wie Sie darüber denken, denn wenn das Bild in der That Schaden genommen hat, ſo würde ich es jedenfalls herſtellen laſſen, und um ſo beſſer wäre dann die Acquiſition eines geſchickten Künſtlers.“

„So weit ich mir das Bild betrachtet habe,“ entgegnete Erich, „habe ich keinen Schaden daran gefunden, es iſt durchaus unverletzt, zu einer Auffriſchung würde ich auch nicht raten, das Bild ſcheint für Ihr Haus, Herr Graf, weniger den Wert eines Kunſtwerks, den es auch nur in gewiſſem Sinne be-

sitzt, zu haben, als vielmehr den eines Erbstückes, das, so wie es aus den Händen der Vorfahren gekommen ist, bleiben muß. So weit ich nun von dem Gegenstande des Gemäldes zu schließen vermag, ist es sogar besser, es dunkelt ein und wird der Nachwelt unkenntlicher, für Sie und Ihre Familie bleibt es ja doch dasselbe, denn in seiner Erhaltung scheint sein Hauptwert zu liegen."

Der Graf sah ihn einen Augenblick starr und erstaunt an, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sagte: „Sie haben vollkommen recht, so ist's. Ihr Rat ist verständig, ich adoptire Ihre Ansicht. Was mache ich aber nun mit dem Maler? Er hatte es so sehr angelegentlich und eilig, daß ich für seinen warmen Eifer dankbar, ihm sogleich eine Wohnung in meinem Schlosse angeboten habe, damit er das Bild herstellen könne. Ich kann nun nicht hindern, daß er hier bleibt."

„Es wird Ihnen nicht schwer werden, ihn zu beschäftigen. Lassen Sie ihn das Schloß, oder die Gegend aufnehmen, Sie werden sich dadurch ein Verdienst um den jungen Künstler erwerben, der bei dergleichen Arbeiten seine Studien machen kann."

„Sie verwenden sich für ihn, und so scheint denn die Rivalität, die ich zwischen Ihnen Beiden glaubte,

nicht statt zu finden. Ich will Ihnen nicht verschweigen, daß er mich vor Ihnen gewarnt hat."

„Und Sie mögen, Herr Graf," entgegnete Erich lächelnd, „seine Warnung, wenn Sie dieselbe für so vernünftig halten, wie vorher meinen Rat in Betreff des Bildes, immerhin berücksichtigen."

„Es wird hoffentlich nicht nötig sein, ich glaube jetzt zu wissen, woran ich mit dem Maler bin. Er ist sehr zudringlich. Kaum habe ich ihn entlassen, so höre ich von meinem Kammerdiener, er habe sich bei meiner Tochter melden lassen, und betrage sich gegen die Domestiken, als wäre er hier zu Hause. Meinetwegen, ich will ihn auf einige Zeit beschäftigen, ich habe noch eine Menge alter Familienporträts in der Ahnengallerie, da mag er eins oder das andre auffrischen. Den Auftrag aber, den ich ihm gegeben habe, das Gemälde heut Abend abzuholen, nehme ich zurück, und ersuche Sie darum —"

„Auch das, dächte ich, überließen Sie ihm allein, wie Sie einmal angeordnet hatten. Auf diese Weise erlangen Sie sein Stillschweigen über die Sache, während Sie sonst vor seiner eifersüchtigen Zunge nicht sicher sein dürften."

„Wunderbar, daß wir um dieses jungen Men-

schen wissen so viel Umstände machen müssen! Gut denn, es mag beim Alten bleiben."

„Noch eine Mittheilung habe ich Ihnen zu machen, Herr Graf, welche auch von Wichtigkeit für Sie sein wird. Es waren durch die geborstene und dadurch verschobene Hinterwand des Gemäldes einige Pergamente sichtbar geworden, diese habe ich an mich genommen, sie stehen sogleich zu Ihren Diensten."

Der Graf wußte nichts von diesen Blättern, und fragte, ob Erich dieselben gelesen habe. Er verneinte es, und empfahl sich, um sie zu holen. Nach einer Weile brachte er sie dem Grafen, und als er ihn verlassen hatte und sich auf den andern Flügel des Schlosses wenden wollte, um zu Johannes zu gehen, eilte ihm ein Bedienter nach, der ihn zu Corona beschied. Diese Einladung war ihm so unwillkommen, daß er schon eine abschlägige Antwort auf der Zunge hatte, dennoch aber, obgleich mit bangen Erwartungen, folgte er demselben. Er wurde zu ihrem Privatzimmer geführt, zu welchem sonst Niemand Zutritt erhielt. Es war auf das Geschmackvollste durch seine Spaliere aus Rosenholz, um welche sich Epheu und Passifloren rankten, und welche die ganzen Wände bedeckten, zu einer großen, grünen Laube dekorirt. Um die Fenster zogen sich diese Spaliere bogenförmig,

und aus den Bogen senkten sich Ampeln herab von rothem Thon, gefüllt mit Rankengewächsen. Daneben waren kleine Tischchen aufgestellt, auf deren einem ein weißer Kakadu im Käfich schwatzte, während auf dem andern eine Krystallschale mit Goldfischen stand. In den Ecken standen Statuen von weißem Marmor, kleinere Büsten und Statuetten schmückten, aus dem Grün hervorstechend. die Wände, und ein duftendes Chaos der schönsten Gewächshausblumen nahm aufsteigend die Seiten des Trümeau's ein. Ein Fortepiano stand an der einen, ein Schreibtisch mit wenigen auserlesenen Büchern an der andern Wand, gegen das Fenster hin.

Corona trat ihm entgegen in allem Glanze ihrer strahlenden Schönheit, nur ein dunklerer Schatten um ihre Augen zeugte von dunkleren Stunden und von inneren Kämpfen.

„Da Sie uns fliehen, Orion," sagte sie, „so müssen wir Sie auffangen, wo wir Ihrer habhaft werden können, so mögen Sie sich's deuten, daß ich Sie, als Sie von meinem Vater kamen, zurückrufen ließ." — Sie wies Erich ein Tabouret, ihrem Platze am Fenster gegenüber an, und fuhr fort:

„Sie wußten seit Ihrem ersten Besuche bei uns, daß ich Ihnen Mancherlei mitzutheilen habe, That-

ſachen, die Sie wahrſcheinlich längſt wiſſen, die ich mir aber vorgenommen habe, Ihnen perſönlich mitzutheilen. Das wußten Sie, Orion, und kamen dennoch nicht! Sie wußten, wie weit ich die Grenzen überſchritten habe, durch welche das Vorrecht meines Standes mich dennoch einſchränkt, Sie wußten, was ich mir durch dieſes Opfer ſelbſt vergeben habe —"

„Daß ſie ſich etwas vergeben haben, dagegen proteſtire ich, Corona," ſagte Erich mit dem Bemühen, kalt und ſchroff zu erſcheinen; „mein bürgerliches Selbſtbewußtſein erkennt ein derartiges Opfer nicht an. Die kurzen Augenblicke, welche wir miteinander — zu vergeſſen haben, ſprechen nicht von der Tochter eines bevorzugten Standes, ſondern von einem Mädchen, welches Corona heißt. Das iſt die einzige Faſſung unſers Verhältniſſes, der ich heut noch Aufmerkſamkeit ſchenke."

„So ſprachen Sie bei unſrer letzten Unterredung nicht," entgegnete Corona mit Unwillen. „Gut denn, ſo will ich es in Ihrem Sinne behandeln und es zu vergeſſen ſuchen, wie ſehr Sie mich beleidigen. Ich weiß, daß in Ihrem Herzen Nichts mehr für mich ſpricht, dennoch aber ſollen Sie von mir erfahren, welche Folgen jene Tage in den Bergen für mich gehabt haben. Ich war verlobt, ohne meinen

Verlobten zu lieben. Einige glänzende Eigenschaften an ihm fesselten mich, ich gab dem Wunsche meines Vaters nach. Der Umgang mit Ihnen, Orion, entfremdete mich ihm, er bemerkte es, ohne es mich fühlen zu lassen, noch es zu dürfen, denn ich beherrschte ihn. Jene Scene in Zürich auf dem Balkon hatte er mit angesehn, er wollte Sie in der Frühe des nächsten Morgens sprechen, Sie waren entflohn. Jetzt erst sprach er sich gegen mich aus. Hatte jener Abend an sich schon mein Geschick entschieden, so lös'te die Scene, die ich nun mit ihm hatte, unser Verhältniß gänzlich, ich gab ihm mein Wort zurück. Er liebte mich, der Gedanke mich nicht besitzen zu dürfen, brachte ihn zur Verzweiflung, er drang in mich, mein Vater unterstützte ihn, ich blieb bei meinem Entschlusse, mich von ihm zu trennen. Ich reiste mit meinem Vater ab, der weder einen Begriff noch eine Ahnung davon hatte, daß seine Tochter unter ihrem Stande lieben könne — dies müssen Sie dennoch anhören! — und der die Trennung des von ihm gewünschten Verhältnisses allein persönlicher Abneigung zuschrieb. Schon daß er der Neigung oder Abneigung ein Recht einräumte, war viel, für ihn gilt nur der konventionelle Abschluß in dergleichen Verhältnissen, und mein Verlobter war aus einer bedeutenden schottischen Fa-

milie, er hatte beſchloſſen in Deutſchland zu bleiben, als ihm meine Hand zugeſagt wurde. Das war nun vorbei. Ich reiſte mit meinem Vater nach Paris, dorthin war Arthur uns gefolgt, er wiederholte noch ein Mal ſein Dringen in mich, ich aber war fertig mit mir, ich mußte ihn abweiſen. Hier haben Sie in dürren, kalten Worten das Gerippe deſſen, was geſchehn iſt. Von meinen Kämpfen, von meinen Leiden aber wiſſen Sie noch Nichts!"

Sie lehnte ſich erſchöpft zurück, ihre Augen glühten, ſie athmete ſchnell und heftig.

Erich ſah ſchweigend vor ſich hin, Beide ſprachen lange kein Wort, dann begann er: „Corona, wenn das Geſchick für das, was Sie gethan, wodurch Sie vielleicht zwei Herzen gebrochen, das Ihres Verlobten und das Ihres Vaters, wenn es dafür von mir Rechenſchaft verlangt, wie Sie zu glauben ſcheinen, dann, Corona, werden wir Beide ſehr unglücklich ſeyn."

„Worin beſteht hier das Unglück?" entgegnete ſie ſchnell; „doch nur in dem eignen Gefühl! Sie fühlen nichts, ſo ſind ſie auch nicht unglücklich. Sie ſind vielleicht auch nicht einmal ſchuldig, ich ſelbſt habe alle Schuld zu tragen, denn ich habe Sie in unſeren Kreis gezogen. Sie widerſtrebten ſtets, ich weiß es,

einen Augenblick aber glaubte ich mich von Ihnen geliebt, doch das, was Sie damals thaten, war, wie ich jetzt weiß, nur — Mitleid!"

Sie bedeckte bei diesen Worten ihr Gesicht und weinte heftig. Erich ergriff ihre Hand und sagte: „Nein, Corona — das ist ein abgeschmacktes Wort! Das war es nicht, aber daß ich nur aufrichtig bin, jugendlicher Uebermut war es, Vergessenheit meiner Selbst. Auch ich habe für diesen Augenblick gebüßt, vielleicht weniger als Sie, doch immer war es ein Ereigniß meines Lebens. Ich danke Ihnen für das, was Sie erzählt haben, und wie Sie es mir erzählt haben, und erkenne ganz seinen Wert an. Aber, Corona, zürnen Sie mir nicht und zürnen Sie nicht dem Schicksal, daß es uns verschieden empfinden ließ. Die Natur hat Sie edel und schön geschaffen, sein Sie auch groß, Corona, vergeben und vergessen Sie, und verbinden Sie sich Ihrem einstigen Verlobten auf's Neue."

„Niemals! Niemals!" rief Corena leidenschaftlich, aber nach Fassung ringend.

„Sie können ihn achten, sei Ihnen das ein Ersatz für eine Jugendhoffnung, die nicht zu erfüllen war —"

In diesem Augenblicke hörte man mehrmals heftig

ſchellen, dann folgte ein ſchnelles Hin- und Herlaufen und Rufen, und in der nächſten Minute riß Frau von Stüving die Thür auf und rief: „Um Gotteswillen, gnädigſte Gräfin —“

Sie ſtockte, da ſie Erich ſitzen ſah. „Was iſt geſchehn?“ fragte Corona.

„Der Herr Graf hat ſeine böſen Zufälle, und heftiger als jemals!“

Corona winkte ihr mit dem Tuche, nicht weiter zu reden, und flog zur Thür hinaus. Das ganze Schloß war in Allarm, und Jeder ermahnte den Andern im Vorüberrennen, doch um Gotteswillen ruhig zu ſein, damit Niemand etwas von der Sache erfahre, wodurch eben nichts Andres bewirkt wurde, als daß nun Alle in Neugier und Aufregung gerieten. Erich ging mit der Geſellſchaftsdame in ein in des Grafen Nähe gelegnes Zimmer und bat um Erlaubniß abwarten zu dürfen, wie das Uebel ſich geſtalten werde. Die Dame vertraute ihm unterdeſſen, daß der Graf an epileptiſchen Krämpfen leide, die zwar ſelten, aber dann um ſo ſchrecklicher ſich einzuſtellen pflegten. —

Als Corona in des Grafen Zimmer trat, fand ſie den Hausarzt, den Kammerdiener und noch einen Dritten, und zwar dieſen am eifrigſten, um den Kranken beſchäftigt. Dieſer Dritte war der Maler

Bernhard. Der Arzt lobte dessen Umsichtigkeit, denn er war der Erste bei dem Grafen gewesen, und trieb alle Uebrigen fort, ausgenommen ihn. Der Kranke erholte sich, er hatte mehre Pergamentblätter krampfhaft mit den Händen umfaßt, die Krankheit mußte ihn bei der Lesung derselben überfallen haben, und sein Erstes war nun, daß er sich seine Schatulle reichen ließ und die Blätter hastig darein verschloß. Corona fragte danach, er aber schüttelte nur mit dem Kopfe, seufzte mehrmals tief auf, es war mehr ein jammerndes Aechzen zu nennen, und sank dann erschöpft und ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück.

Erich dankte dem Himmel, als er sich endlich entfernen konnte. Welche Mächte walteten in diesem Hause! Wie war hier bei allem Glanz alles Elend daheim, Krankheit, Seelenleiden und unselige Leidenschaft! Er eilte davon, ihm war's, als müsse er angesteckt werden von all dem Unheil. Welche Thaten und Geschicke mußten jene Pergamentblätter enthalten, daß der Graf, der doch die Geschichte seines Hauses im Allgemeinen inne haben mußte, so fürchterlich davon erschüttert werden konnte. Ueber eine Stätte, deren stolze Zinnen einst, den Zeiten trotzend, emporgeschaut hatten, waren nun die Stürme von Jahrhunderten hingerauscht und hatten den Makel grau-

figer Thaten nicht fortwehen können, so daß selbst noch die Bewohner einer niedrigen Hütte, jener Mühle, in welcher die Muhme gewohnt hatte, in der Gegenwart dadurch zu leiden hatten, indem der Volksglaube eine vielleicht nur zufällige Aehnlichkeit mit Gestalten jener Tage in Verbindung brachte. Und doch waren es dort oben, wie hier unten, rein menschliche Verhältnisse, denen der Aberglaube den Stempel des Dämonischen aufdrückte, denn eben das rein Menschliche, die Leidenschaft, das ungezügelte Streben des Sterblichen, ist der Dämon, der ihn niederwirft, wenn er seinem Drängen freie Bahn eröffnet. —

Als Erich am Nachmittag auf die Gallerie trat, schimmerten ihm farbige Kleider entgegen, die Gesellschaft, welche sich bei ihm angemeldet hatte, erschien. Ulrich mit Frau und Kindern nebst seiner Schwester Sophie und einem kleinen Neffen, der auf einige Wochen zu ihm zum Besuch gekommen war. Das Gelblichsche Geschwisterpar machte die Gesellschaft vollständig. Erich freute sich im Kreise der Seinigen einige erheiternde Stunden genießen zu können, denn ein erheiternder Ruhepunkt war seinem bewegten Gemüt durchaus nötig.

„Puh!“ rief der Doktor, indem er sich die Stirn trocknete, „was ist man doch für ein Narr, bei solcher

Hitze Landpartieen zu machen, während man zu Hause eine kühle Stube mit aller Bequemlichkeit genießen kann. Daran sind aber wieder die Frauensleute schuld, die gar kein Gefühl für Wärme zu haben scheinen! Himmeltausend — puh! Ein Glas Bier, Lammwirt!"

„O Sie irren," entgegnete die Hambutte, welche bei ihrer Korpulenz wie ein Bär schwitzte, „Sie irren durchaus, Herr Doktor! Wir Frauen und Mädchen sind jedem edlen Gefühl zugänglich, das starke Geschlecht darf uns nicht in dieser Weise herabsetzen."

„Nun, wenn Sie denn die Empfindung der Hundstagshitze für ein edles Gefühl halten, geehrtes Röschen, so mögen Sie denn schmerzlos zur glühenden Rose aufblühen, ich aber werde dabei zum schmerzlich gemarterten Braten."

Die Hambutte schlug geschmeichelt die Augen nieder und sagte schmunzelnd: „Ich sprach nur von Gefühlen im Allgemeinen."

Im Garten des Lammwirts war ein Tisch gedeckt, Kaffee und Kuchen prangten verlockend darauf, und die Gesellschaft nahm Platz. Die Hambutte fand es entzückend hier, und rezitirte fortwährend schlecht angewandte Stellen aus Dichtern, die Gesellschaft war heiter, wie man auf Landpartieen zu sein pflegt.

Beatens älteſtes Söhnchen tadelte laut ſeine Tante Sophie, weil ſie ſich vom Kuchenteller das größte Stück von unten hervorgezogen habe, Ulrichs neu angekommener Neffe Franz goß den Milchtopf über den Tiſch aus, der Regenwurm hatte das Unglück ein Stück Kuchen in den Sand fallen zu laſſen, welches im Nu von einem auf dergleichen Eventualitäten ſchon harrenden Hunde, zum allgemeinen Gelächter, aufgeſchnappt wurde, kurz, es fehlte nichts zu einem bunten, lebendigen Familienbilde.

„Wie iſt denn jene Kataſtrophe mit dem Elefanten abgelaufen?“ fragte Erich nach einer Weile.

Der Regenwurm zog die Augenbrauen in die Höhe, als habe er eine Sache von unendlicher Wichtigkeit vorzutragen, und antwortete: „Sie iſt zu allgemeiner Zufriedenheit abgelaufen. Das Thier iſt nicht nur geneſen, es hat ſogar ein geſundes Junges zur Welt gebracht. Es iſt dies höchſt intereſſant —“

„Allerdings,“ rief der Doktor, indem er ſich zur Hambutte wendete, „und wie wär's, wenn Sie das liebe Thierchen käuflich an ſich brächten! Sie haben ein Schoßhündchen und ein Schoßkätzchen, wie ſchön würde ſich dazu ein Schoßelefantchen als Drittes im Bunde ſchicken!“

Beate und Sophie suchten ihr Lachen zu verbergen, während Ulrich im Behagen seines eignen Humors sein Zwerchfell jubelnd durchschüttern ließ. Die Hambutte schob in angenommener Verlegenheit ein großes Stück Kuchen in ihren Mund und drohte schalkhaft mit dem Finger.

„Es ist dies ein Fall von ungemeiner Wichtigkeit," fuhr der Regenwurm fort, „ich habe darüber sogleich an die naturforschende Gesellschaft in der Residenz berichtet und hoffe die ersprießlichsten Erfolge für meine Studien. Vor mehren Jahren ist nämlich in England eine Giraffe ebenfalls niedergekommen, und man pflegte und wartete das auf diese Weise einheimische Exemplar eines Geschöpfes fremder Zonen, mit aller der Sorgfalt, die man einem jungen Prinzen zugewendet haben würde, man machte aber die Entdeckung, daß auf diese Weise die Mutter dem jungen Thier gänzlich entfremdet wurde, sie erkannte es nicht mehr als das ihrige an, nachdem die Menschenhand es an sich gerissen hatte, und verweigerte dasselbe zu säugen. Es lassen sich daran höchst interessante Untersuchungen über das instinktive Familiengefühl der Thiere knüpfen, auch ich habe eine derartige Abhandlung —"

Die Hambutte ließ ihren Bruder, wenn er von

seinen naturwissenschaftlichen Studien sprach, selten ausreden, schnell schnitt sie ihm auch jetzt den Faden seiner Rede ab durch die Frage:

„Haben die Herrschaften denn auch schon von dem wunderbaren Fremden gehört, der vor einigen Tagen im Gasthofe zum blauen Affen in der Stadt, uns gegenüber, eingekehrt ist? Er muß ein bildschöner Mann sein, ich habe ihn nur einmal hinter den Fenstervorhängen nach mir herüber lauschen sehn, seitdem aber bleiben die Fenster den Tag über fest verhängt. Ich habe Erkundigungen über ihn anzustellen versucht, aber nur durch den Barbier Herrn Schnüffelmeier, der wöchentlich zwei Mal zu meinem Bruder kommt, erfahren können, daß er ein großer bildschöner Ausländer sei, der sich niemals rasiren lasse, sondern einen großen schwarzen Bart trage. Außerdem soll er sehr sonderbare Eigenheiten haben. Seinen Namen hat er verweigert ins Fremdenbuch zu schreiben, und als die Polizei aufmerksam auf ihn wurde, hat er dem Polizeirat seinen Namen mitgetheilt, dieser aber hat durchaus Stillschweigen darüber gelobt. Aber denken Sie nur, wie wunderlich! Bei Tage schläft der Fremde meistenteils, Nachts aber geht er aus und kehrt erst bei Tagesanbruch zurück. Ich weiß nicht — aber ich glaube doch meiner Sache gewiß zu sein — ich weiß

nicht, was ich davon denken soll, ich habe es aber doch ganz bestimmt gehört, es hat sich nämlich schon seit zwei Nächten eine Guitarre unter meinen Fenstern hören lassen —"

„Das ist der Schusterjunge von nebenan," entgegnete der Regenwurm, „der vermaledeite Schusterjunge, der bei seiner Harmonika schwärmt, und auch mich schon öfter zur Verzweiflung gebracht hat!"

„Nein," rief die Hambutte mit Leidenschaft, „es war eine Guitarre oder Cither, ich habe sogar eine Serenade dazu singen hören!"

„Du wirst da ein Opfer Deiner Selbsttäuschung, Schwester, die Serenade sang der Kater unsers Nachbars, des Bäckers, der auf dem Dache jaulte, man kann keine Nacht vor dem Geschrei dieser Bestien schlafen!"

Die Hambutte wandte sich beleidigt ab von ihrem prosaischen Bruder, und Beate schlug einen Spaziergang durch Wald und Berge vor, der mit Beifall angenommen wurde.

Schon am nächsten Baume blieb der Regenwurm stehen, langte eine Schachtel aus der Tasche und legte Etwas hinein, was er eben vom Baumstamme abgelesen hatte. „Was legen Sie da in die Schachtel?" fragte Sophie. Er zeigte ihr seinen Fund, und sie

fuhr entſetzt zurück. „Pfui,“ rief ſie, „pfui! pfui! Das iſt ja eine dicke runde Spinne!“

„Es iſt eine aranea saccata,“ entgegnete er.

„Aber mein Gott, da haben Sie ja noch eine ganze Schachtel voll Ungeziefer! Abſcheulich! Abſcheulich! Nur das eine grüne Käferchen iſt allerliebſt!“

„Carabus sycophanta,“ entgegnete der Regenwurm. „Uebrigens aber, mein Fräulein, iſt in der Wiſſenſchaft Nichts allerliebſt oder abſcheulich, ſondern Eins iſt ſo wichtig wie das Andere, und der Lucanus cervus iſt ſo ſchön wie die forficula auriculata.“

„Zeigen Sie mir doch das letztere Thier. Pfui, das iſt ja ein ganz gemeiner Ohrwurm! Ich dachte an Aurikeln.“

„Ja, mein Bruder iſt entſetzlich,“ ſagte die Hambutte, „Nichts hat er im Kopfe als die botaniſchen Namen ſeiner Beſtien!“

Der Regenwurm wollte eben aus der Haut fahren über dieſen Schnitzer ſeiner Schweſter, eins von den Kindern brachte ihm aber eben einen wichtigeren Gegenſtand für ſeine Aufmerkſamkeit.

„Ei ei, Kleiner, was haſt Du da,“ ſagte er mit erfreuter Miene, „das iſt ein bostrichus typographus oder Borkenkäfer —“

„Ach, was gehen uns Deine typographiſchen Moſtrichkäfer an!“ fuhr die Hambutte auf ihn los. Sie faßte Sophien unter den Arm und zog ſie mit ſich mit den Worten: „Wir Mädchen wollen im Grünen ſchwärmen, kommen Sie!“

Die Geſellſchaft zerſtreute ſich nun in kleinen Zwiſchenräumen im Walde. Beate und Erich gingen voran, der Doktor mit den Kindern und dem Regenwurm folgte, die Hambutte wurde ſentimental, Sophie pflückte Sträußchen und ſang ein Lied, das weit durch die Thäler dahintönte:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir!
Tauſend Mal klang es her,
Drüben und hier.
Wie auch die Zeit entflieht,
Ewig das alte Lied:
Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir!

Fröhliche Wiederkehr
Hoff' ich, ach, kaum,
O du herztraut Begehr,
O du mein Traum!
Daß dich die Welt behüt,
Das wünſcht mein ganz Gemüt,
Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir!

„Scarabaeus stercorarius;“ belehrte der Regenwurm die Knaben, die umher sprangen und ihm oft die allerzweideutigsten Gegenstände brachten für seine Schachteln. Sophie ließ sich nicht stören und fuhr fort:

Schwalben, dort schweben sie
Schönerm Land zu,
Selig erstreben sie
Heimat und Ruh.
Wie auch die Zeit entflieht,
Ewig das alte Lied:
Wenn ich ein Vöglein wär,
Flög ich zu dir!

Unterdessen waren Erich und Beate der Gesellschaft weit vorausgeeilt, die erfahrene Schwester hatte zu ihrem Betrüben gar bald gemerkt, daß Erichs Seele etwas bedrücke, sie hielt daher den Augenblick für passend, ihn auf's Gewissen zu fragen. Erich fühlte allerdings auch das Bedürfniß, seinem so vielfach bedrängten Herzen durch Mittheilung Luft zu machen, er schüttete daher die ganze Last seines Kummers in das trostreiche Schwesterherz aus. Er bekannte ihr seine Liebe zu Sabinen, erzählte ihr seinen gestern gehabten Auftritt mit Johannes, ja er ließ sie sogar in sein Verhältniß zu Corona Blicke thun. — Beate erstarrte. Ihr eignes Leben war so konfliktlos, die Geschichte ihrer Liebe so plan und einfach gewesen, daß

ſie hier das Unglaubliche zu hören meinte. Ulrich hatte einſt um ihre Hand geworben, er hatte ſie ohne Schwierigkeit erhalten. Drei Monate darauf waren ſie verheiratet, ſie lebten in einer glücklichen Ehe, Beate war Mutter zweier geſunden friſchen Knaben, äußerer Wohlſtand machte ihr das Leben leicht und ſorgenlos — das waren ihre ganzen Erlebniſſe. Jetzt aber ließ Erich ſie in Verhältniſſe blicken, die ſie immer nur in gedruckten Romanen für möglich erachtet hatte, daß ein Menſch dergleichen wirklich erleben könne, das hatte ſie niemals geglaubt. Noch vor wenigen Wochen allerdings hatte ſie mit Genugthuung daran gedacht, daß die Gräfin vielleicht eine ſtille Neigung zu ihrem Bruder haben könne, daß die Beiden aber ſo weit mit einander wären, das erfüllte ſie mit Schrecken. Ja ſie fühlte ſich ſogar ein wenig verletzt, daß der Bruder, den ſie wie eine Mutter liebte, und auf den ſie gern auch noch in der Gegenwart die Macht ausgeübt hätte, die ſie in ſeiner Kindheit über ihn gehabt hatte, ſo lange dieſe Geheimniſſe vor ihr bewahren konnte.

„Wie das enden ſoll, Erich,“ ſagte ſie, „das weiß der Himmel! Iſt es denn aber überhaupt möglich? Zwei Liebesverhältniſſe auf einmal, und beide durchaus verderblich. Dein Verhältniß zu Corona

laſſe ich ganz bei Seite, es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes vorüber iſt. Aber das andre, Deine Liebe zu Sabinen, iſt noch viel weniger zu billigen. Bedenke doch nur Deine Stellung in der Welt, und dann ſieh das unbedeutende Mädchen an!"

„Unbedeutend?" fragte Erich, „was nennſt Du ſo? Weil ſie in niedrigem Stande geboren iſt? Das gilt mir ſogar als ein Vorzug. Sie iſt ein Engel, ein Kind der Natur, ſo ſchön und lieblich, wie es kein zweites giebt! Habe ich doch einſt aus Deinem eignen Munde ihr Lob gehört, warum ſetzeſt Du ſie heut herab? Sabine muß mein werden, ſie iſt für mich erſchaffen."

„Thorheit! Ihr ſeid Kinder, alle Beide ſeid Ihr Kinder!"

„Was mich betrifft, Beate, ich bin kein Kind, ich bin ein Mann, ich weiß was ich will, und ich habe ſie gewählt."

„Bildet Euch doch nur um Gotteswillen nicht ein, daß ſich ſolche Jugendideen und Hoffnungen realiſiren ließen. Ihr ſeid Beide zu jung, zu überſchwänglich, um ſolche Verhältniſſe überſehen zu können. Du haſt noch Jahre lang zu arbeiten, denn wenn Dir gleich Deine äußeren Lebensumſtände erlauben, ohne ein Amt oder dergleichen dazuſtehn, ſo

war es ja doch stets Dein Wille und Streben Dir einen festen, sicheren Wirkungskreis zu gründen.“

„Das ist auch jetzt noch meine Absicht.“

„Dergleichen Träumereien hemmen Dich aber in Deinen Bestrebungen. Du bist dreiundzwanzig Jahr, ist das ein Alter, um an ernste Liebesverhältnisse zu denken? Ulrich war sechsunddreißig, als er mich heiratete. Von Dergleichen darf nun aber zwischen Euch gar nicht die Rede sein. Bist Du darin so blind, so sehe ich desto heller und werde nun selbst die Sache in die Hand nehmen. Sabine muß fort von hier, ich lasse mir den Weinbauer kommen und rede mit ihm, ich will das Mädchen schon unterbringen.“

„Nein, Beate, das wirst Du nicht, laß Du Deine Hand durchaus aus dem Spiele —“

„Beruhige Dich, es kommt mir zu, hier thätig einzugreifen. Es sind verständige Hände nötig, um diesen Konflikt zu lösen.“

„Ich protestire durchaus gegen Deine Einmischung, Beate!“ rief Erich mit Eifer. Ich lasse sie mir unter keinen Umständen gefallen, und greifst Du dennoch ein in ein Verhältniß, das mit allen seinen Folgen mein ist, das ich ganz allein zu vertreten habe, so stehe ich für nichts, Schwester! Ich kann es dahin bringen, daß Alles sich friedlich löst, willst Du aber

durchaus ein Theil an der Löſung haben, ſo machſt Du die Sache noch ſchlimmer, Du machſt uns Alle unglücklich. Ich bin Mann genug, um ſelbſtſtändig denken und handeln zu können, willſt Du mich daran hindern, ſo iſt die Thorheit auf Deiner Seite. Ich bitte Dich alſo, bringe es nicht dahin, daß ich das Vertrauen, das ich Dir ſchenkte, bereuen muß."

Beate ſchwieg verletzt einige Augenblicke, während Erich aufgeregt neben ihr her ging. Eben wollte ſie wieder reden, als Sophie mit Geſchrei auf ſie los ſtürzte, und hinter ihr her der Regenwurm, deſſen lange Rockſchöße im Winde flogen.

„Was giebt es denn?" fragte Beate, durch die Unterbrechung des Geſpräches nur noch unwilliger.

„Rettet mich vor dem Profeſſor," rief Sophie, „er iſt verrückt geworden, will mich am Kleide feſthalten, und ſpricht fortwährend von Sphinxen und Pilaſtern!"

Erich hielt den keuchenden Profeſſor feſt, dieſer aber ſchrie, indem er wieder hinter Sophien, die ihrerſeits ſich hinter Beaten verſteckte, zu kommen ſuchte: „Verſcheuchen Sie mir doch das prachtvolle Exemplar nicht!"

„Ach Gott, er ſpricht irre, er nennt mich ein Exemplar!"

„Iſt Ihnen denn ganz wohl, Herr Profeſſor?„ fragte Erich.

„Allerdings, aber laſſen Sie mich, ſie fliegt mir davon!“

„Um Gotteswillen,“ rief Sophie, „was wollen Sie denn aber mit den Sphinxen und Pilaſtern?“

„Mißverſtändniß!“ entgegnete er athemlos; „es ſitzt eine ganz vortreffliche sphinx pinastri hinten am Saume Ihres Kleides, ach Gott, verſcheuchen Sie mir nur das vortreffliche Exemplar nicht!“

Erich ſah nach, während Sophie immer noch ihr Grauſen nicht los werden konnte, und fand eine große graue Kiefernmotte, die er dem Profeſſor reichte, der mit erleichtertem Herzen das Exemplar unverletzt fand und es in eine Schachtel ſteckte. Der Doktor kam lachend angeſchritten, die Kinder ſprangen herzu, die Hambutte warf ihrem Bruder einen Blick der Entrüſtung zu. Die Geſellſchaft war wieder beiſammen, Beate konnte ihr Geſpräch mit Erich nicht wieder aufnehmen. Der Doktor ſcherzte über die Sphinxe und Pilaſter, Sophie beruhigte ſich auch wieder, und der Regenwurm ſuchte den Schreck, den er ihr bereitet hatte, wieder gut zu machen, indem er eine ſchöne verſpätete Waldanemone pflückte und ihr dieſelbe zu ihrem Strauße überreichte. Auch der Doktor ſuchte

ſich nun bei der Hambutte niedlich zu machen und pflückte ihr einen Strauß von Diſteln und trocknen Zweigen, wodurch ſie jedoch keineswegs angenehm überraſcht wurde. Inzwiſchen ſank die Sonne tiefer und die Geſellſchaft rüſtete ſich zum Heimweg.

Erich trat beim Abſchied noch ein Mal zu Beaten und flüſterte ihr zu:

„Ich hoffe, Du wirſt über mein Geheimniß ſchweigen.“

„Ich glaube nicht, daß ich Dir das verſprechen darf,“ entgegnete ſie, „ich werde mit meinem Manne ſprechen.“

„Beate,“ rief Erich leidenſchaftlich, aber mit leiſer und zuſammengepreßter Stimme: „Beate, wenn Du nur Einen Schritt thuſt ohne mein Wiſſen, ſo mache Dich auf das Schlimmſte gefaßt!“

Beate ſah ihm in's Geſicht, er kam ihr in dieſem Augenblicke ſo fürchterlich vor, daß ſie ihn nicht wieder anblicken konnte. Darauf begann die Geſellſchaft ihre Heimwanderung, Beate ſchweigend und mit ſehr betrübtem Herzen. —

Am Abende dieſes Tages ging noch Etwas vor, wobei Erich zwar perſönlich nicht betheiligt war, was aber in der Folge nicht ohne Einfluß auf ihn blieb, weshalb ich es nicht unerwähnt laſſen darf. Bernhard

war, wie wir bereits wissen, mit der Abholung jenes verhängnißvollen Bildes beauftragt. In der Dunkelheit des Abends stieg er hinauf zur Ruine, zwei Diener des Grafen folgten ihm, deren Einer eine Laterne trug, denn der Graf hatte verboten, Fackeln anzuzünden, damit die Sache kein Aufsehn errege.

Bernhards Streben war jetzt, sich um jeden Preis im Hause des Grafen unentbehrlich zu machen, und wo man ihm nicht entgegenkam, suchte er dies durch Zudringlichkeit zu bewerkstelligen. Er wollte Erich von hier verdrängen, der, wie er glaubte, hier Anknüpfungspunkte suchte, und ließ kein Mittel unangewendet, zu seinem Ziele zu gelangen. Er hatte im Grunde niemals viel von Erich gehalten. So lange dieser ihn aus seinen Mitteln unterstützt, ihn auf Reisen mitgenommen, über seine tollen Streiche, so lange sie nur einigermaßen eine harmlose Natur bewahrten, gelacht hatte, so lange hatte er seinen Umgang fest gehalten. Bernhards Charakter war aber ein durchaus verwahrlos'ter. Seine Talente waren eine falsche Bahn gegangen, seine Jugend ohne rechte Anleitung gewesen, und wie er sie durchtobt hatte, das wissen wir schon aus seinen Selbstbekenntnissen. Jetzt, da er in Erich einen Rivalen zu sehen glaubte, schoß der Bodensatz von Kraft und Festigkeit in ihm

plötzlich empor, aber nicht mehr vollkräftig und gesund, sondern als krankhaft aufbebendes Fiebern, das sich wie eine Giftpflanze in Argwohn, mißgünstigen Ehrgeiz und Haß durch seine Brust verzweigte und keine Minute ruhen zu dürfen glaubte, um jedem Streich seines vermeinten Gegners gewappnet entgegen zu treten. Als er gestern nach jener Scene der Entzweiung von Erich gegangen war, hatten ihn seine Füße fast willenlos zurückgeführt. Er hatte den Fackelschein auf der Ruine bemerkt, die Neugier lockte ihn, er schlich ihm nach, kam so zu der Entdeckung des Bildes, welches er nun heut abholen sollte.

Er war jetzt mit seinen Begleitern auf den Trümmern angelangt. Er hatte sich den Weg durch jene finsteren Stufengänge wohl gemerkt, schob den Riegel der eisernen Thür, welche zum Gewölbe führte, auf, und stand jetzt mit seinen Begleitern in dem feuchten kalten Felsenkeller. Kaum aber waren sie eingetreten, als mit Gewalt die Thür von außen zugeworfen und der Riegel von fremder Hand vorgeschoben wurde. Das plötzliche Zukrachen der Thür erfüllte die beiden Diener, die vor dem Orte an sich schon ein Grausen mitbrachten, mit Todesschrecken, schreiend stürzte der Eine zu Boden, der Andre taumelte an einen Pfeiler und fiel ebenfalls nieder, die Laterne zerschellte am

Boden, das Licht ging aus, und sie waren eingesperrt hier im dunkeln, von aller Hülfe entfernten Felsenverließ. Bernhard faßte sich zuerst wieder, er rüttelte an der Eisenthür, sie gab nicht nach. Er rief, er schrie nach Hülfe, Niemand hörte ihn, und bei dem dumpfen Dröhnen des Halles in dem weiten Gewölbe wimmerten und ächzten die beiden angsterfüllten Diener immer auf's Neue. Diese waren außer sich, daß sie sich zu diesem Unternehmen hergegeben hatten, alle Hexereien und bösen Einwirkungen, die im Volke diesem Orte beigelegt wurden, traten vor ihre Sele, sie verwünschten sich selbst und jenes Gemälde stets von Neuem. Die Lage, in der sich die drei Eingesperrten befanden, war aber auch peinlich und erschütternd genug. Hier begraben zu sein in der Tiefe der undurchdringlichen Felsenmauern, im Finstern, in der ungesunden feuchten Kellerluft, vielleicht sogar dem Hungertode preis gegeben zu sein, das war eine genügend beängstigende Aussicht. Bernhard hatte nur Einen Gedanken, den: daß Erich ihm diesen Streich gespielt habe. Er schäumte vor Wut, er hätte rasen mögen. Bald aber legte sich die Aufregung, Ueberlegung trat an ihre Stelle, und ein Gelübde that er sich im Stillen, das seine ganze Rache, seinen ganzen Haß umfaßte. Doch schon darin, daß

er ein Gelübde thun konnte, lag die Hoffnung, aus dieſer Gefahr zu entkommen. Er durchſuchte ſeine Taſchen nach ſeinem Meſſer, das er ſonſt bei ſich zu führen pflegte, um den Verſuch zu machen, das Schloß der Thür aufzubrechen, es fehlte ihm heute, und die Piſtole, die er zu ſich geſteckt hatte, konnte ihm jetzt nichts nützen. Da fühlte er in einer Taſche ein Käſtchen mit Streichhölzern, das war ein Hoffnungsanker! Mit Mühe machte er in dem feuchten Raume Licht, und unterſuchte ihn. Er fand nach langem Umhertappen jenen zweiten Ausgang, ſtieg langſam weiter, immer höher in den dunklen Gängen, und als er endlich das Freie erblickte, kehrte er zurück, um ſeine beiden zaghaften Gefährten mit dem Gemälde abzuholen. Zögernd ſchickten dieſe ſich dazu an, das ziemlich breite Bild mußte mit großer Mühe durch die engen Gänge gedrängt werden, und unter tauſend Ausrufungen der Angſt und des Ingrimms waren ſie endlich ſo weit, daß ſie die Sterne wieder ſahen. Da ſprang eine Geſtalt um die Ecke, erfaßte den Maler und ſuchte ihn nieder zu werfen. Dieſer glaubte, Erich habe ihm aufgelauert, nahm alle Kraft zuſammen und riß ſich los, dann zog er blitzſchnell die Piſtole und drückte ſie los. Die Geſtalt aber hatte den Lauf der Piſtole glänzen ſehn, ſprang eben ſo ſchnell um

eine Mauer, hinter welcher sie verschwand, und der Schuß ging in die Luft.

„Jetzt fort," rief Bernhard, dessen Fibern krampfhaft zuckten, „macht daß Ihr mit dem Bilde hinunter kommt!" Er brauchte den Befehl nicht zu wiederholen, denn die angsterfüllten Diener flogen mit ihrem Raube, wie vom wilden Heere gejagt, dahin. Er selbst folgte ihnen, sich häufig nach seinem Verfolger umsehend, und in fürchterlicher Spannung aller seiner Sehnen, denn, eingedenk, daß er keine Waffe weiter bei sich habe, während er seinem Feinde vielleicht noch ein Mal begegnen könne, mußte er sich auf die Kraft verlassen, welche die Todesangst, gepart mit dem brennendsten Gefühl des Hasses, ihm einflößen würde.

Jetzt waren sie im Dorfe, bald auch im Schlosse, die Entführung des Gemäldes war gelungen, Bernhard triumphirte. Droben aber auf dem Gemäuer wankte noch Einer umher, dem man heut ein theures Kleinod geraubt hatte, das war der Mathes. Erich schlief längst, er hatte, nachdem seine Gesellschaft ihn verlassen, noch ein Mal vergeblich Johannes aufgesucht, Abends aber war er nicht aus dem Hause gegangen.

12.

Morgenthau.

Die Freundſchaften der meiſten Jünglinge ſind äußerlich, ſelbſt da, wo ſie das Produkt einer tieferen Empfindung ſind. Angeborener und von der Kultur genährter Stolz, wirkt ſchon gegen jede unmittelbare Aeußerung des Gefühls, und da, wo daſſelbe wirklich hervorbrechen will, wird ein ſpöttelnder Scherz darüber gekleiſtert, damit doch gar die kalte, beſonnene Bildung ihre Genugthuung erhalte, denn ſo viel geſtehen ſelbſt von den natürlich Empfindenden die Meiſten zu, daß eine Ueberwältigung des Gefühls ein Drangeben der männlichen Würde ſei. In dieſer Hinſicht wirkt die Bildung — oder was wir ſo Bildung nennen, gute Erziehung, feine Lebensart der Geſellſchaft — dem Gemüt entgegen, und es gehört ſchon ein gut Theil, oder vielmehr eine ganze, durchaus kräftige Natur dazu, um dieſer Macht zu trotzen, und ſein beſſeres Selbſt nicht zu verläugnen der kalten Eitelkeit zu Liebe. So kommen denn die wenigſten Freundſchaften ſchön, als unmittelbarer Ausdruck des Gemüts zur Erſcheinung. Wir machen hiermit den Uebergang zu Johannes. Dieſer war nach jenem Auftritt, in welchem

ihm Erich seine Schuld und seine Liebe zu Sabinen gestanden hatte, trostlos davongeeilt, ihm war sein Liebstes aus der Sele gerissen, ihm war's, als ginge die Welt vor seinen Augen unter. Er hatte den Freund und die Geliebte zugleich verloren, Alles, woran er mit Liebe und Hingebung gehangen hatte, müsse nun, glaubte er, zu Schanden werden. Er eilte nach Hause, dort aber war seines Bleibens nicht, hinaus stürzte er sich in die Berge, nach einer Gegend hin, welche er mit Erich noch nicht durchstreift hatte, er suchte Ruhe, er suchte seinen Schmerz zu überwältigen. Aber es gelang ihm nicht, selbst die Natur, die ihn sonst über seine kleineren Leiden getröstet hatte, konnte dies Mal ihr altes Hoheitsrecht nicht zur Geltung bringen. Er kehrte die Nacht in einer Moos-hütte ein, die auf einem Berge, in der Nähe eines entfernten Landgutes, stand, der frühste Morgen aber trieb ihn schon wieder hinaus, und auch den nächsten Tag trieb er sich ruhe- und bedürfnißlos in der Gegend umher. Er klagte das Schicksal an, das ihn allein zum Leiden geschaffen habe; fern an schönen schimmernden Strömen sah er geliebte holde Gestalten wandeln, sie sahen ihn nicht, sie verstanden ihn nicht, sie waren nicht für ihn geschaffen! „Ach," klagte er, ich glaubte an eine heilige große Liebe, die mir wie ein Hauch des Himmels

die Sele durchglühte! Ich glaubte an Wahrheit, Treue und Freundschaft, es war Alles Täuschung, Alles leerer Wahn!“ — So unter Klagen und Qualen schweifte er umher, die Sonne stieg, die Sonne senkte sich, da warf er sich ermattet nieder auf das Moos und weinte seinen Jammer aus. Er wurde ruhiger. Alte Hoffnungen bauten sich auf den Trümmern zersprungener Luftschlösser von Neuem auf, er dachte an die Entwürfe, die ihn einst begeistert hatten, an manche schöne Jugendhoffnung, das Ziel seines Lebens stand ihm plötzlich bestimmter als jemals da, und er traute sich die Kraft zu, allein, ganz allein dahin gelangen zu können. Der Lebensmut der Jugend schwellte seine Brust, er beschloß allem Kleinlichen zu entsagen, seine liebsten und reinsten Gefühle zu opfern, und im ruhigen Ausharren zu zeigen, daß er stark genug sei, aus diesem Kampfe geläutert hervor zu gehn.

Die Einsamkeit, die uns in unsre eigne Brust hinein verweis't, ist oft die Mutter der schönsten und größten Entschlüsse, und doch verhärtet sie auch wieder den Menschen gegen die Welt, ja das schöne Gefühl auf sich selbst angewiesen zu sein, wie oft giebt es dem Menschen die Idee einer eignen Wichtigkeit und Befähigung, zu der er im vertrauten Umgang

mit Andern nicht gekommen wäre. Nehmt einmal den Umgang mit Menschen wieder auf, Ihr, die Ihr durch Leiden zurückgedrängt in die Welt der eignen Brust, der Welt da draußen entsagt hattet, weil sie nicht wert sei, daß Ihr all das Edle und Erhabne, was Ihr fühltet, an sie verschwendetet — tretet wieder in den Kreis der Menschen, und seht ein, daß Ihr Thoren wart. Euer kleines Leiden ist nur ein winziges Theilchen vom großen Kampf der Menschheit, kämpfet Euer Theil mit Kraft durch, dann tretet wieder zu den Menschen und helfet ihnen tragen.

Aber der Entschluß, einsam stehn zu wollen, kann auch nicht lange in einem Herzen haften, in welchem alle Lebensquellen noch frisch und lauter strömen. Die Phantasie läßt unter den bunten Bildern der Fata Morgana wol einmal eine Einsiedlerhütte vor der Sele vorüberziehen, dann aber rauschen die Banner des Lebens wieder um so lauter, und über dem Glühen des Morgenrotes vergessen wir den letzten Abendstern.

Auch Johannes gab seinen Entschluß auf, allein stehen zu wollen; konnte er die Geliebte nicht besitzen, so wollte er doch den Freund behalten, ihm wollte er sie lassen, sie Beide sollten glücklich sein, Alles, Alles wollte er ihnen opfern, nur ein Winkelchen ihres

Herzens sollten sie ihm erhalten. Jetzt sprang er auf, er hatte überwunden, sein Herz war wieder leicht. Es war Abend, derselbe Abend, an welchem jenes Bild nach dem Schlosse transportirt worden war. Er ging in Erichs Wohnung, Alles war still und dunkel, Erich schlief schon längst. Johannes schlich auf leisen Sohlen zu seinem Lager, er wollte ihn aber nicht wecken, obgleich er gern zu ihm gesprochen hätte. Leise fuhr er mit der Hand über die Locken des Schlummernden und trat, Frieden in der Sele, den Heimweg an.

Als Erich am Morgen die Treppe herunter kam, trat ihm der Lammwirt entgegen mit den Worten: „Nu, Herr Baumeister, morgen haben wir eine Leiche im Hause!"

„Wie so?" fragte Erich erschrocken.

„Die Muhme hat's die Nacht schlimm gekriegt, sie überlebt den heutigen Tag nicht. Sie verlangt hinaus in die Sonne, man muß ihr die letzten Stunden nur Alles anthun, was sie gern hat, heut Abend ist's vorbei."

Die Muhme wurde darauf zu ihrem gewöhnlichen Platze auf der Rampe in die Sonne gebracht, sie war allerdings sehr schwach und hinfällig, darauf ging Erich seinen Bau besichtigen. Trotz der bedeutenden

Zahl von Arbeitern wollte doch die Sache nicht so schnell gehen, als er wünschte, die Leute mußten getrieben werden, denn sie arbeiteten mit Unluſt hier oben, und behaupteten, daß aller Schutt und alles Gestein, was sie am Tage fortgeschafft hätten, über Nacht wieder durcheinandergeworfen und an den alten Ort getragen werde. Mehrere von ihnen hatten sich bereits geweigert, bei der Arbeit fernerhin thätig zu sein. Der Widerwillen war allgemein. Unter solchen Umständen hatte denn Erich auch keine sonderliche Freude an dem Bau. Er ordnete das Nötigste an und begab sich nach der Stadt, um mit seiner Schwester zu sprechen. Inzwischen war Johannes in Erichs Wohnung gewesen, sie hatten einander wieder verfehlt. Als Erich am Hause des Weinbauern vorbei ging, sah er den Thorweg offen stehn und konnte folgende Scene beobachten, welche im Hofe vorging.

Der Mathes spaltete Holz und zwar mit ungemeiner Emsigkeit. Da kam der Weinbauer langsam aus dem Hause geschritten, die kurze Pfeife im Munde, stellte sich breitbeinig und mit untergeschlagnen Armen vor ihn hin und sah ihm schweigend eine Weile zu.

„Nu, Mathes," sagte er dann mit ruhiger Gemächlichkeit, „bist endlich auch wieder da?"

Der Mathes hackte aus Leibeskräften auf die Holzklötze los, als wolle er durch dieſe Leibesthätigkeit ſeine Verlegenheit verbergen.

„Ich hab' mir's wol gedacht, daß Du wiederkommen würdeſt," fuhr der Weinbauer fort. Wie lange wirſt Du nun wieder hier bleiben?"

„Bis Ihr mich wegjagt," entgegnete der Mathes, ohne ſich in der Arbeit unterbrechen zu laſſen.

„Hm, bis ich Dich wegjage? Das wird auf Dich ankommen. Aber biſt Du nicht ein Narr, Mathes? Wo haſt denn ſo lange geſteckt? Kannſt Dir hier Deinen guten Lohn verdienen und lumpſt da wie ein Vagabund im Wald 'rum. Brauchſt nicht zu reden, ich weiß ſchon Deine Schliche, gehſt Du aber nochmal in der Weiſe auf Reiſen, ſo hat's ein End' mit unſrer Freundſchaft!"

Der Mathes ſtrengte ſich bei der Arbeit an, daß ihm die Tropfen von der Stirn rannen, der Weinbauer aber erblickte Erich und trat grüßend zu ihm. Erich hielt eine lange Unterredung mit ihm aus, bis der Weinbauer endlich nach Hut und Stock griff, da er ein Stück über Land zu gehen hatte. Sabine ließ ſich nicht ſehen, obgleich Erich oft die Augen nach ihr umherwandern ließ, erſt beim Fortgehen trat ſie leiſe an ihn heran und flüſterte ihm die Worte zu:

„Heut Abend komm' ich nach Heimbach!" dann verſchwand ſie wieder.

Dieſe Worte hatten Erichs ganze Sele entflammt, und ungewöhnlich heiter betrat er das Haus ſeines Schwagers. Aber ſo froh auch ſein Gruß war, den er Beaten entgegenbrachte, ſo trübe, ja kalt, wurde er von ihr erwidert. Sie ging auf ſeine Heiterkeit durchaus nicht ein und blieb ſich in ihrem froſtigen Benehmen den ganzen Tag gleich. Ulrich hatte Erich eingeladen, bei ihnen zu bleiben, er hatte es nicht ablehnen können, das Weſen ſeiner Schweſter aber fing endlich an, auch ſeine gute Laune zu verſcheuchen. Gern hätte er ſich unter vier Augen mit ihr verſtändigt, ſie aber ſchien jeder Annäherung gefliſſentlich aus dem Wege zu gehen, Erich wurde endlich ſtiller und empfahl ſich gegen Abend.

In Heimbach angekommen, umkreiſ'te er ruhelos das Haus, er ſpähte nach allen Seiten, endlich kam Sabine den Waldſteig herabgeſchritten, ſie hatte ſich von Mathes überſetzen laſſen, und war dieſſeits über die Berge gekommen. Erich flog ihr entgegen, und obgleich erſt drei Tage vergangen waren ſeit jenem Abende, der ihre Liebe befeſtigt hatte, dünkte ihnen doch die Zeit, die ſie ſich nicht geſehn hatten, eine Ewigkeit. Sie machten darauf einen weiten Gang

durch die Berge, ſie ſchwelgten in dem blühenden Wundergarten der erſten Liebe. Bald ſchwieg Erich und ließ die Naturtöne und einfachen aber rein empfundenen Worte des Mädchens ſein Ohr umſchwirren, bald lauſchte Sabine mit Andacht und liebender Hingebung der Worte des Geliebten.

Sie gingen jetzt einen ſchmalen Waldſteig entlang, links fiel der Berg ſchräg herab und ließ die Blicke in eine anmutige Thalſchlucht ſchweifen, durch die ſich ein Bach ſchlängelte, an deſſen Ufern ſich duftige grüne Wieſenteppiche hinzogen, hin und wieder von Erlengebüſch durchbrochen, welches ſich an einigen Punkten eng zuſammendrängte und wie ein Inſelchen mitten im ſaftigen Wieſengrün daſtand. Prächtige Eichen mit ſtarken Stämmen beſetzten den Fuß der Berge bis gegen ihre Mitte hin, die felſigeren Gipfel wurden durch dunklere Tannen gekrönt. Erich und Sabine waren ſo glücklich auf dieſer kleinen Wanderung, unter den ſeligſten Geſprächen vergaßen ſie Zeit und Stunde. Erich vorzüglich fühlte einen ſolchen Jubel in ſeiner Sele, er fühlte ſich ſo elaſtiſch geſchmeidig, daß er in ausgelaſſener Wonne bei jedem Schritt hätte hoch aufſpringen mögen. Er liebte Sabinen mit einer Innigkeit und Glut, daß er in ihr bald eine überirdiſche Heilige anbetete, bald das lieb-

liche Mädchen jauchzend an sich drückte, im seligsten Bewußtsein, daß er hier der Natur reinstes Walten, zum unschuldigsten und holdesten Erdengeschöpf verkörpert, in seine Arme schließe.

„Hör nur zu, Erich," sagte Sabine, „wie es in den Bäumen rauscht! Wenn man recht hinhört, so meint man, in jedem Baume klinge das Rauschen anders. Durch die Eichen rauscht der Wind ganz anders, als durch die Fichten, und so überall. Ich denke mir, das ist hier wie mit den Gedanken der Menschen. Du denkst in ganz andrer Weise, als ich, und wieder der Vater denkt anders als Du. Schau, so eine Fichte, die so recht ehrwürdig drein schaut, das ist der Vater, und dort die frische grüne Eiche, in der die Sonne spielt, das bist Du."

„Und Du, Sabine, welcher Baum bist Du?"

„Ja, da weiß ich keinen."

„Dort sehe ich eine Birke, ja, das bist Du! So recht schlank und anmutig, die gleicht Dir! Die Birke ist die Blondine des Waldes. Sie wird im Frühjahr am ersten grün, wenn die Märzsonne ihre frühsten Strahlen auf die Erde senkt, sie versteht die Sonne am besten von all den Bäumen des Waldes, so verstehst auch Du jeden Lichtglanz eher und besser, als jedes andre Erdenkind!"

Sabine hatte im Gehen Blumen gepflückt und einen Kranz daraus gemacht, sie setzte ihn auf, und Erich steckte einen Fichtenzweig an seinen Hut. Sabine blickte ihn lächelnd an und sagte: „Jetzt stehst Du grade aus wie der Fichtenhütel aus Deinem Märchen!“

„Und Du,“ entgegnete Erich, „bist auch so eine schöne, ja eine noch viel schönere Waldrose!“

Sabine sprang schelmisch einige Schritte zurück, und rief, indem sie lächelnd in die Hände klatschte: „Fichtenhütel, Fichtenhütel, komm und mach mich reich!“

Erich flog auf sie zu, um sie zu umschlingen, sie aber entsprang ihm, und nun jagten und haschten sie einander, wie die übermütigen Kinder, um die Bäume. Sabine kam den Abhang hinunter plötzlich in Schuß, Erich rannte ihr lachend nach. Unten am Fuße des Abhanges hemmte der Bach Sabinens Eile, sie wollte sich aber nicht fangen lassen und lief neckend an demselben auf und ab. Da schoß Erich auf sie zu, umfaßte jauchzend ihren schlanken Leib, hob sie auf den Arm und sprang mit kühnem Satze mit ihr über den breiten Bach. — „Erich! Erich!“ rief Sabine erschrocken, schon aber stand sie auf dem jenseitigen Ufer, Erich war ausgeglitten und befand sich in knieen-

der Stellung vor ihr. So blieb er vor ihr liegen, die Arme hatte er noch um sie geschlungen, und sah mit wonnetrunknen Blicken zu ihr empor.

„Du waghalsiger Bursch!" rief sie, sich von ihrem Schreck erholend; „mit mir über einen so breiten Bach zu setzen!" Dann strich sie ihm das Har von der Stirn, faßte seinen Kopf mit beiden Händen, und sagte, indem sie ihn mit leuchtenden Blicken betrachtete: „Ach, wenn ich nur wüßte, was ich Großes an mir hätte, daß Du prächtiger, lieber Mensch mich so lieben kannst! Verdiene ich's denn auch gar? Und doch weiß ich, daß Du es gut und wahrhaftig meinst, ja, wenn die ganze Welt aufstünde und mich glauben machen wollte, Du wärst falsch, ja, wenn Du selber Dich so bei mir anschwärzen wolltest — Nichts würd' ich glauben davon, Nichts! Eher würd' ich denken, ich selber sei schlecht geworden! Sag mir nur, was bin ich denn, ich armes Mädchen? Ich bin so unwissend, so verkehrt, ich bin Deiner gar nicht wert —"

„Du bist mein Leben," rief Erich, sie begeistert an sich drückend, „Du bist mein Ideal, mein Alles — ach ich hab' kein Wort dafür, Du bist eben meine Sabine, mit der ich vor Wonne gleich in den blauen Sonnenhimmel hineintanzen möchte!"

Er sprang bei diesen Worten auf, umfaßte sie, und indem er eine lustige Tanzmelodie sang, fing er mit ihr an, auf dem grünen Wiesenteppich zu walzen, daß aus allen Büschen die Vögel aufgeschreckt zu den höheren Zweigen emporflatterten, und auf's Höchste verwundert zu diesem improvisirten bal champêtre hinunterblickten. Erich war so glückselig, daß er Bäume, Wiesen, Berge im Wirbel um sich her walzen zu sehn glaubte, er konnte nicht aufhören zu tanzen, bis Sabine ihn endlich festhielt, ihn am Ohr zupfte und mit neckischem Drohen rief: „Wirst Du, ausgelassner Bursch, gleich gut sein? Solche wilde Tänze darfst Du nicht wieder aufführen!"

„Ach, laß uns alle unsre Wonne ausjubeln, Sabine," rief Erich. Ich kann sie nicht in mich verschließen, ich bin ein schlechter Sänger und Tänzer, aber ich muß singen und springen, mir ist's, als schnellte mich der Erdboden selbst zu immer neuen Jubelsprüngen empor. Nun, ich will ja still sein, so still und fromm wie Du! Aber komm, dort steigen wir noch den Berg hinauf und sehen vom Gipfel aus die Sonne untergehen."

Sabine wollte einwenden, daß es schon spät wäre, gab aber seinen Bitten nach, und so stiegen sie denn den Waldsteig hinauf. Schon schossen die Sonnen-

lichter schräg durch die Stämme des Waldes, die Bäume warfen schroffe Schatten auf den Moosboden, und durch das Gesträuch flimmerten die Strahlen in braunem und grünem Golde, aus dem die blauen und roten Waldblumen wie blendende Edelsteine hervorglänzten. Jetzt standen sie auf dem Gipfel des Berges, zwei herrliche Jugendgestalten, vom hellen Glutenmeer der Abendsonne überströmt. Zu ihren Füßen das Dorf Heimbach, gegenüber das Schloß Weilburg, links in der Ferne die Thürme der Stadt, und rechts eine weite herrliche Landschaft in aller Pracht der bunten Herbstfarben.

Da schwebte trillernd eine Lerche dicht über ihren Häuptern. „Schau nur," sagte Sabine, „schau nur das winzige Vöglein an! Den ganzen Tag, von Sonnenaufgang bis spät Abends schwebt es singend in der Luft, und warum hat nun grade die Lerche, die doch höher fliegt als alle andern Vöglein, ihr Nest recht in den tiefsten Wiesengründen, dicht am Erdboden, und nicht auf den Zweigen, wie die andern? Manchmal muß ich dabei an den Johannes denken, dessen Worte und Gedanken sind mir oft so hoch und fern, daß ich ihm gar nicht folgen kann, recht wie eine Lerche, die man auch zuletzt gar nicht mehr sieht in der Luft. Ja, manchmal kommt mir der Johannes

gar nicht vor wie ein Mensch, der auch essen, trinken und schlafen kann, ein par Mal ist es mir schon vorgekommen, als sähe ich Flügel an ihm, mit denen er sich nur aufzuschwingen brauchte zu den seligen Engeln."

„Ach, unser armer Johannes!" seufzte Erich. „Wo mag er jetzt umherschweifen? Wir haben ihm sehr wehe gethan, Sabine!"

„Ach freilich," entgegnete Sabine, „aber konnten wir denn anders? Es muß ein rechtes Unglück sein, von dem nicht wieder geliebt zu werden, was man liebt!"

Erich nickte schweigend. Eine Pause trat ein, Erich schien einen Entschluß in seiner Brust abzuwägen, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und rief: „Ich will kein Geheimniß vor Dir haben, meine Sabine, höre zu, ich will Dir noch von einem andern unglücklich liebenden Herzen erzählen." Und nun weihte er Sabinen in sein Verhältniß zu Corona ein.

Sabine seufzte tief auf, als er geendigt hatte, sie faltete still die Hände und sagte: „Ach, das arme Fräulein! Wenn mir so wie ihr geschehen wäre, ich glaube ich wär' längst gestorben. Ach, Erich, was

bin ich denn, daß Du mich dem schönen Fräulein vorziehst?"

„Wer kann diese Rätsel ergründen, meine Sabine," entgegnete Erich. „Ich liebe Dich, habe nie vorher geliebt, und werde nur Dich, ewig, ewig lieben. Laß uns leben, glücklich, selig leben! Morgen, Sabine," fuhr er fort, indem er sie sanft auf ein Felsstück zum Sitzen niederzog, und ihr die Worte in die Ohren flüsterte, „morgen geh' ich zu Deinem Vater und bitte ihn um Deine Hand!"

Hold erröthend saß Sabine da, dann blickte sie mit einem langen Blicke Erich an und sagte: „Ich folge Dir, wohin es auch sei! Ich ahne es, wir werden noch manches Leid zu tragen haben, aber laß uns nicht verzagen, unsre Liebe soll stark und fest sein, ich kann nicht denken, daß sie jemals aufhören werde!"

Da saßen sie Beide, Hand in Hand, hoch auf dem Gipfel des Berges. Ströme von Licht flossen purpurn über Fels und Gebirge, Ströme von Seligkeit flossen durch die Herzen des jugendlichen Pares. Sie glaubten sich der Welt entrückt, in sonnige, märchenhafte Gefilde gebannt, sie genossen die ganze Fülle ursprünglicher, glückseliger erster Jugendliebe. Lange sprachen sie kein Wort, fest an einander geschmiegt,

Sabine war die erſte, die zum Aufbruch mahnte. Sie ſtanden auf von ihrem Felſenſitz, ſollten dieſe, dem geſchäftigen Leben heimlich abgeſtohlenen Stunden nun zu Ende ſein? War es doch das erſte Mal, daß ſie allein durch Wald und Gebirg ſchweifend, ihr Glück gekoſtet hatten! Und wie viel Knospen waren heut in ihren Herzen erblüht, wie viel Schönes und Liebes hatten ſie, Eins in des Andern Herzen, entdeckt!

Erich breitete, als ſie den Gipfel verlaſſen wollten, die Arme aus und rief: „Ach könnt' ich, wie der Adler, meine Flügel ausbreiten, und Dich mit mir forttragen durch die Lüfte!"

„Wie heißt's in dem Liede?" ſagte Sabine lächelnd: „Da's aber nicht kann ſein, bleib ich allhier." Und ſo laß uns denn zufrieden wieder hinunter gehn nach Heimbach, komm, ich ſehe noch zu, wie es der alten Gertrud geht, dann muß ich fort."

Sie ſtiegen vom Berge hinab und gingen vor das Haus, wo die Muhme noch immer in der Sonne ſaß. Die letzten Abendgluten fielen auf das Geſicht der Alten, und um ſie her, an der Wand und auf dem Boden, zitterten die Schatten der Zweige, die vom Abendwind leiſe bewegt wurden. Die Alte ſah ſtarr in die Sonne, als ſie aber das jugendliche Par

kommen ſah, ſtreckte ſie die Arme aus und erfaßte die Hände Beider.

„Wie geht's Euch, Muhme?" fragte Sabine.

„Gut geht mir's, über die Maßen gut! Die Sonne geht unter, ſeht nur, wie ſie leuchtet! Wenn man ſein Leben hinter ſich hat, ſieht man gern hinein in die Sonne, die auch zur Ruhe geht. Es iſt ein wunderlich Ding um's Leben — Freud und Leid, man kann's kaum unterſcheiden. Da quält man ſich ab unter Thränen, und mag doch nicht, daß das Leben aufhöre, die Andern möchten in den Himmel ſpringen vor Luſt, und denken, jetzt möchteſt Du ſterben, daß Dein Glück auf der Welt nicht aufhöre. Es iſt Alles Eins, die Sonne geht drüber hin, und ſieht die Thränen und ſieht das Glück und denkt: Ihr Armen, Ihr geht Alle dahin und Andre vergeſſen Euch, und wiſſen nichts von Eurer Luſt und Qual, und tauſend Geſchlechter kommen nach Euch, und es ergeht ihnen eben ſo, und — es iſt Alles Eins!"

Erich und Sabine ſtanden mit ſtummem Schauer vor der Alten, ſie wagten nicht zu ſprechen, ein verklärter Glanz ſchien über die verwitterten Züge ausgegoſſen.

„Ihr ſeid jung," fuhr ſie fort, „Ihr ſeid jung und friſch, was geht Euch das Sterben an, was

kümmern Euch meine Worte! Ihr wollt leben, nun so lebt, seid ein Herz und ein Leib, und nehmt hin, was die Welt Euch bietet. Gebt mir Eure Hände — so! Geb Euch der Himmel seinen Segen, wenn ich hinauf gehe vor Gottes Thron, will ich für Euch bitten, denn Ihr seid gut und ohne Falschheit. Und nun geht hin, die Sonne ist unter, laßt mich schlafen, ich bin gar müde.“

Die Alte ließ das Haupt auf die Seite sinken und murmelte leise Worte vor sich hin, es war ihr Abendgebet. Nur einmal machte sie mit der Hand noch eine Bewegung, als wolle sie das jugendliche Par fortweisen, dann schien sie sanft zu entschlummern.

Schweigend und Hand in Hand gingen Erich und Sabine von ihr, es war ihnen so feierlich und bewegt zu Mute, als kämen sie vom Altare, als habe der Priester sie eingesegnet. Die Sonne war hinter dem Gebirge versunken, aber glühende Wolken schwebten noch um die Stätte, wo sie verschwunden war, und ein immer leiseres Rot hauchte die entfernteren Flöckchen an, die in der Höhe des blauen Himmels schwebten.

Erich sah auf, da kam Johannes auf ihn zugeschritten, besorgt sah er ihm entgegen, ungewiß, ob der Freund ihn als Freund begrüßen werde. Aber

mit glühenden Wangen flog dieser an seine Brust und rief: „So habe ich Dich nicht umsonst so lange gesucht, da ich Euch Beide vereint finden sollte! Seid glücklich, Ihr Beiden, liebt Euch, seid so glücklich, als ein Sterblicher zu werden vermag. Ich habe überwunden, nehmt Alles hin, ich geb' Euch alle Wünsche und alle Liebe, ich will nichts, als Euch glücklich sehn, aber, Erich, laß auch mir noch ein Stückchen von Deinem Herzen!"

„O Du Paradiesesseele!" rief Erich überwältigt, „wie habe ich Unwürdiger so viel Liebe verdient?" Er konnte nicht weiter reden und preßte den Freund mit Heftigkeit an sich.

„Sie sind ein lieber, guter Mensch," sagte Sabine, indem sie Johannes die Hand reichte. „Ich weiß, was Sie um uns gelitten haben, wir werden's Ihnen nimmer vergessen, bleiben Sie uns nur treu, wir werden einen Freund noch gar nötig haben."

Es war ein großer, sonnenheller Augenblick, den die Versöhnten hier feierten, die Brust hob sich ihnen, als athmeten sie alle Wonne der Welt auf einmal ein, als gäbe es kein Ende dieses Glückes. Und drei Schritte von ihnen war eben ein Herz zur Ruhe gegangen, die Muhme war gestorben. Neben dem Tode stand ein frisch aufblühendes Leben, das nichts fühlte

von dem Schauer der Vernichtung, das nur sich selbst fühlte, nur sein eignes jubelnd auflodernde Dasein.

13.

Es fängt an schwül zu werden.

Erich, Sabine und Johannes machten sich auf den Weg nach der Stadt, sie gingen auf dem diesseitigen Ufer des Flusses, und der Mathes holte sie mit dem Kahne über. Sie langten noch eher zu Hause an, als der Weinbauer daselbst eintraf. Es war finster geworden, Sabine hatte Licht gebracht, und Erich hatte beschlossen, nicht wie er Sabinen gesagt hatte, morgen, sondern noch heute mit dem Weinbauern zu sprechen und Sabinens Hand von ihm zu begehren. Der Alte kam und Johannes verließ das Zimmer, er ging hinaus in den Garten und setzte sich in eine Laube. Nach wenigen Minuten erschien auch Sabine im Garten, sie faltete die Hände, blickte schweigend zum Himmel, sie schien ein stummes Gebet empor zu schicken, dann setzte sie sich still auf ein Bänkchen und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als wolle sie

nichts von der Außenwelt ſehen und nur vor ihrer Sele ſtumme Bilder vorüber ziehen laſſen. Da hörte ſie in ihrer Nähe Tritte, ſie ſprang auf, und eine Geſtalt, die ſie im Finſtern nicht erkennen konnte, ſtand vor ihr. Aber auch Johannes hatte den Herbeiſchleichenden bemerkt und ſich ungeſehn hinter das Gebüſch geſchlichen, wo Sabine ſaß.

„Wer iſt da?“ ſagte Sabine zuſammenſchreckend, aber leiſe, ſie glaubte die Geſtalt Erichs zu ſehen, dennoch überlief ſie ein Schauer, als ſie weiter fragte: „Erich, biſt Du's?“

„Ich bin's,“ flüſterte die Geſtalt, „ich bin Erich. Bleibe, Sabine, warum willſt Du mir entfliehen?“

„Erich, was willſt Du? Warum biſt Du nicht drinnen beim Vater?“

„Weil ich Dich hier im Garten wußte, geliebtes Kind. Bleibe bei mir, der Ort iſt ſo ſtill, ſetze Dich zu mir und wehre meiner Liebe nicht. Du weißt, wie heiß ich Dich liebe, willſt Du mir eine ſchöne Stunde mißgönnen?“

Die Geſtalt zog Sabinen zu ſich nieder auf die Bank, das Mädchen bebte, ihre Bruſt hob ſich, und angſtvoll entgegnete ſie: „Ach, Erich, ſo biſt Du ja ſonſt nicht!“

„Laß uns Alles vergessen, was sonst geschehn ist, wenn Du mich wahrhaft liebst, so zeige es mir jetzt, laß auch die letzte Schranke fallen, die meinem Glücke wehren will, sei ganz mein —"

„Erich, ich kann Dir nicht widerstehn, schone mein!"

„Laß diese Furcht, geliebtes Kind. Wenn Du mir widerstehst, so glaube ich, daß Du mich nie geliebt hast."

Eben wollte die Gestalt das Mädchen heftiger umschlingen, da riß diese sich los und rief: „Nein! Nein! Du bist nicht Erich!"

„Ich bin's, bleib', Sabine!"

In diesem Augenblicke sprang Johannes aus seinem Versteck: „Du bist nicht Erich, Verräther!" Ein Faustschlag fiel auf die Brust seines Gegners, daß dieser zurücktaumelte. Johannes sprang wieder auf ihn zu, packte ihn bei der Brust und erkannte Bernhard. Wüthend riß er den vor Schrecken Sprachlosen mit sich fort zum Ufer, Bernhard [illegible] faßte ihn jetzt um den Leib, sie rangen einige Augenblicke mit einander, da strauchelte der Maler und fiel zu Boden. Im Nu setzte Johannes das Knie auf seine Brust und rief mit gedämpfter Stimme: „Wenn ich Dich jetzt loslasse, so steigst Du in den Kahn und ruderst davon!

Widerſtrebſt Du nur eine Minute, ſo mache ich Lärm, und dann wartet ein ander Loos Deiner! Ich behandle Dich ſo gelind, um den Ruf Sabinens zu ſchonen, aber von nun an nimm Dich in acht! Jetzt entflieh, Nichtswürdiger!“

Bernhard ſprang vom Boden auf, er biß die Zähne knirſchend zuſammen, ſein Verfolger, der auf ſeiner Bruſt gekniet, hatte ihm faſt den Athem erſtickt, er bebte am ganzen Leib vor Wut, krampfhaft ballten ſich ſeine Hände. Hurtig ſprang er in den Kahn, und als er ihn einige Ruderſtöße vom Ufer entfernt hatte, rief er mit bebendem Lachen zurück: „Das Maaß iſt voll, alberner Tugendwächter! Von nun an gilt's: Leben um Leben!“ —

Alles dies war das Werk weniger Minuten geweſen. Johannes eilte zurück zu Sabinen, die halb bewußtlos auf die Bank niedergeſunken war, und indem er ihr Mut einſprach und ſie bat, nur um Alles jetzt ruhig zu ſein, führte er ſie ins Haus, woſelbſt ſie unter Thränen von ihm fort eilte, während er ſelbſt ſeinen Platz vor der Thür nahm, um das Reſultat von Erichs Beſprechung mit dem Weinbauern abzuwarten. Wir müſſen jetzt um eine Viertelſtunde zurückgehen, um über dieſen letzten Punkt gehörig berichten zu können.

Erich hatte sich gleich nach des Weinbauern Heimkehr an diesen heran gemacht, und ihm in einfachen, herzlichen Worten seine Bitte vorgetragen. „Geben Sie mir," schloß er, „Ihre Sabine, Sie sollen einen dankbaren Sohn an mir haben!"

Der Weinbauer sah ihn erstarrt vor Verwunderung an, er legte seine kurze Pfeife aus dem Munde, durchmaß schweigend und mit großen Schritten das Zimmer, dann stand er vor Erich stille und sagte, indem er ihm fest in die Augen sah: „Herr Helldorf, nichts für ungut, aber — das geht nicht!"

Erich war darauf nicht gefaßt gewesen, Stolz und Entrüstung erfüllten ihn plötzlich, aber es galt ja die Erringung eines so theuren Gutes, er überwand sich daher und legte dem Alten die Bitte noch einmal, und zwar noch dringender ans Herz. Dieser aber blieb bei seinem ersten Ausspruche, Erichs Unmut wuchs, der Starrheit des Weinbauern gegenüber, von Sekunde zu Sekunde, er verlangte Gründe der Weigerung.

„Gründe?" sagte der Weinbauer, „gut, ich will Ihnen meine Gründe sagen. Erstens sind Sie zu jung, und die Sabine hat auch noch Zeit; zweitens sind Sie zu vornehm, die Sabine ist ein Bauernkind, und so hat die Sache keinen Schick. Sie würden sich des Mädchens überall zu schämen haben, und die

Sabine würde ihr Lebtag unglücklich sein. Lassen Sie mich ausreden! Was Sie da sagen, Sie wollten mir ein dankbarer Sohn sein, so klingt das gar schön, ist aber nichts. Sie würden mich in Ewigkeit für einen dummen Bauern halten, und ein Bauer bin ich und will ich bleiben, hab' ich auch keinen Herrenverstand, so hab' ich doch auch meinen Kopf und meine gesunden Sinne. Ich sag's Ihnen grad heraus, ich wünsche mir keinen Tochtermann wie Sie sind, ich hab' nichts gegen Ihre Person, aber für den Sohn dank' ich. Das wär' mir schön, wenn ich immer müßt' den Hut abziehn und unterthänig sagen: Herr Sohn, haben Sie die Gnade! Oder: Wenn's der gnädige Herr Sohn nicht für ungut nehmen! Auf Dergleichen bin ich nicht eingeübt, hab' auch keine Lust mir's anzugewöhnen. Lassen Sie mich ausreden! Sie haben weder Amt noch Stellung in der Welt, und weil Sie das nicht haben, dünkt's Ihnen nicht schwer, ein Bauernkind zu sich heraufzuziehen, hernach aber werden Sie die Sache satt kriegen, Sie werden selbstständig schaffen wollen, Sie werden einen Platz einnehmen, wo Sie das ungehindert können, damit zugleich werden Sie in die große Welt eintreten müssen, und da wird hernach die Zeit kommen, wo Sie das arme Bauermädel zum Henker wünschen werden!"

„Nein, Alter, seid versichert, daß ich das nicht werde! Allerdings denke ich mir einst einen selbstständigen Wirkungskreis zu gründen, und erfreulich soll es für mich sein, wenn er sich weit und umfassend ausdehnt, aber bei alledem wird mein „Eintreten in die Welt", wie Ihr es nennt, nie von der Art sein, daß ich meine Sabine darüber vergessen könnte, geschweige, daß sie mir hinderlich werden könnte. Ach, wüßtet Ihr, guter Mann, wie ich Sabinen liebe, so würdet Ihr keinen Zweifel an unserem einstigen Glücke hegen. Ich weiß, daß ich sie glücklich machen kann, ich will von ihrer einfachen and schönen Natürlichkeit nicht einen Hauch verwischen, und will ihr, wenn sie es verlangt, durch meine Liebe so viel von dem schenken, was die Menschen Bildung nennen, als ich kann. Aufrichtig gestanden — ich sage das nur Euch zum Troste, denn ich will meine Sabine nicht anders als sie ist."

„Das geht ja, als hättet Ihr sie schon! Macht Euch keine vergeblichen Hoffnungen, ich geh' nicht ab von meinem Entschlusse, denn ich weiß, daß aus Dergleichen nichts Gutes entstehen kann. Ich kenne die Welt! Gleiches soll sich zu Gleichem gesellen, anders wird's nicht recht, die Erfahrung hab' ich mein Lebtag gemacht. Lassen Sie mich ausreden!

Wenn ich mich jetzt beschwatzen ließ und gäb' Euch junges Volk zusammen, ja da wär' für eine Zeitlang die Freude groß. Aber hernach, wenn ich anfragen käm' nach Jahren — ja prosit die Mahlzeit, da hätten wir's Elend! Und dazu, Herr Helldorf, ist mir die Sabine zu schade, da freien Sie lieber das gnädige Fräulein, die Gräfin da vom Schlosse, die paßt eher für einen reichen Mann wie Sie sind! Jetzt aber lassen Sie die Sache ruhn —"

„Ihr bleibt nicht bei der Sache," rief Erich heftig, indem er den Weinbauer dies Mal nicht ausreden ließ; „ich forderte von Euch Sabinens Hand, und ich verbitte mir auf jedes andre Verhältniß anzuspielen. Die Gräfin geht weder mich noch Euch an, und Ihr habt meinen Stolz schon genug verletzt durch Eure Weigerung!"

„So, hab' ich das? Hoho, werter Herr, unsereins hat auch seinen Stolz, Sie brauchen nicht zu glauben, daß Sie mir eine Ehre anthun durch Ihr Anerbieten. Wenn ich aber von der Gräfin sprach, so habe ich auch meine Gründe. Herr Helldorf, ich hab' Sie oft genug gewarnt, daß Sie sich mit der Herrschaft da vom Schlosse nicht einlassen sollten. Sie haben nicht drauf gehört — gut, ich bin ein dummer Bauer! Aber wahr bleibt doch wahr, und

wer in den Bereich von den Leuten tritt, der kriegt ſein Antheil vom Unglück mit ab, denn die da ſind gezeichnet. Jetzt hören Sie zu, was ich Ihnen ſagen will. Da iſt der Mathes, der hat auch daran glauben müſſen, der hat's mit der Elſe gehalten, die Elſe aber war des Grafen Kind! Da haben Sie's! Wundern Sie ſich? Die Elſe war des Grafen Tochter, der hat in ſeiner Jugend ein armes Mädchen unglücklich gemacht, das iſt geſtorben, die Elſe iſt übrig geblieben — auch ſie war gezeichnet, das Unglück ſtirbt in dem Hauſe nicht aus. Der Müller, der das Kind zu ſich genommen hatte, iſt verſchwunden, wer weiß ob er eines ehrlichen Todes geſtorben iſt. Der alte Graf iſt beſeſſen, die junge Gräfin kommt auch nicht ſo davon. Sie gehen in dem Hauſe ein und aus, Sie werden auch nicht leer ausgehn. Das ſind Albernheiten, nicht wahr? aber laſſen Sie mich ausreden. Sehn Sie und ſo denk' ich: Große Herrn haben's ſchwer rechtſchaffen zu bleiben, man muß ſich alſo hüten, ihnen Gelegenheit zu geben, daß ſie ihre Rechtſchaffenheit verlieren. Von Ihnen, Herr Helldorf, weiß ich nichts Uebles, ich kann aber auch nicht wiſſen, was Sie hinter ſich haben, und wenn ich's wüßte, ſo könnte ich mit meinen Gedanken kaum unterſcheiden, was Recht und Unrecht geweſen iſt.

Denn in der großen Welt richtet man mit andern Sinnen, als unſereins thut. Ich aber will für die Sabine einen Mann, den ich von Jugend auf kenne, von dem ich weiß, wie viel er hat, wie viel er erwerben kann, wenn er fleißig ſchafft, dem ich den Kopf zurecht ſetzen kann, wenn er dumme Streiche macht, kurzum einen Mann, der hier in der Gegend geboren iſt, der hier bleibt, und deſſen Wirkungskreis ich überſehen kann. Aber einen Herrn, der, wenn ich ihm ſag', wie ich's will, mich über die Schulter anſieht und ſpricht: Halt's Maul, Bauer, das verſtehſt Du nicht! So einen Tochtermann kann ich nicht brauchen!"

Der Alte hatte heftig geſtikulirt und war in Hitze geraten, er ſchritt jetzt wieder mit mächtigen Schritten durch's Zimmer. Erich war in großer Aufregung, er that ſich die äußerſte Gewalt an, um nicht loszubrechen, denn er fühlte ſich von der Schroffheit des Alten vielfach beleidigt. Sabinens Bild trat mit flehender Geberde vor ihn, und der Gedanke durch erneute Heftigkeit die Starrheit des Alten vielleicht noch zu vermehren, war zu drohend, als daß er nicht Alles hätte aufbieten ſollen, ruhig zu bleiben.

„Wir geraten in einen unnötigen Eifer, lieber Weinbauer," ſagte er, „und freilich iſt es Euch nicht

zu verdenken, wenn Ihr jede Ueberlegung zu Rate zieht, ehe Ihr Euer Kleinod, Eure Sabine, fortgebt. Ich ehre das, und seid versichert, daß kein Unwürdiger sie von Euch erbittet; wenn Ihr mich erst länger kennen werdet, hoffe ich, daß Ihr Nichts an mir sollt auszusetzen haben, und wie ich Euch in Ehren zu halten habe, das weiß ich längst. Ihr seid nur auswendig so strenge, ich habe schon Gelegenheit gehabt, Euch von einer sanftmütigen Seite kennen zu lernen, und zwar auch in Betreff von Menschen, die sich lieb hatten, weil das Geschick sie für einander bestimmt hatte. Denkt daran, wie Ihr über den Mathes und die Else urtheiltet, da vertheidigtet Ihr das unglückliche Par —"

„Hoho!" rief der Weinbauer, „das ist ganz was Andres! Wenn's Unglück da ist, da richtet man nichts mehr aus mit Verdammen und Schelten, oder wenn Einem auch anfangs die Galle überläuft, hernach denkt man drüber nach, und sucht zu entschuldigen, was man kann. Aber wenn man's Unglück kommen sieht und kann's verhindern, da wär' man ein Narr, gradaus hineinzurennen, da ist man rüstig, daß man's abwehrt, und läßt sich nichts vormachen."

„Und wenn ich Euch nun sage, daß auch Sabine nicht ohne mich leben kann?"

„So werd' ich ihr zeigen, wie man's macht, ich kann's!"

„Und kurz und gut, Ihr verweigert mir Sabinens Hand?"

„Und kurz und gut, ja, das thu ich!"

Erich war auf dem Gipfel der Entrüstung, denn das Benehmen des Weinbauern war allerdings von der Art, daß auch ein Mensch von geringerem Selbstbewußtsein davon entflammt werden mußte! In höhnischem, ja geringschätzigem Tone hatte er die letzten Worte gesprochen, dann ging er, die Hände auf dem Rücken, pfeifend im Zimmer umher, sah bald zum Fenster hinaus, blickte bald in einen Schrank, er machte sich mit der gleichgültigsten Miene allerlei zu schaffen, und that, als wäre Erich gar nicht im Zimmer.

„Gut denn," rief Erich höchst aufgebracht, „ich habe Alles versucht, was jetzt geschieht, habt Ihr Euch selber zuzuschreiben!"

Er konnte nicht mehr an sich halten, so sehr auch durch seine Seele ein banger Ton, gleich Sabinens Stimme, klagte und bat, daß er nicht heftig werden solle. Das Scheidewort war ausgesprochen, von nun an gab es keine Brücke mehr zu dem Herzen des Alten. Erich fühlte das und zuckte schmerzlich zusam-

men, aber es war nun einmal geſchehn, und für den Augenblick überwog ſeine Entrüſtung.

Des Weinbauern Gleichgültigkeit und Ruhe war aber nur eine gemachte geweſen, die letzten Worte Erichs entzündeten ſeine ganze Wut. Bebend vor Zorn fragte er ihn, was er damit ſagen wolle? Erich verſchmähte es aber, jetzt noch ein Wort zu verlieren, und ſchritt nun ſeinerſeits mit angenommener Kaltblütigkeit aus dem Zimmer.

Draußen ſtand Johannes, der das Hauptſächlichſte der Unterhaltung gehört hatte, dieſer nahm den Freund ſchweigend am Arme und führte ihn fort. Erich war noch in heftiger Aufregung, er hatte Mühe ſich zu beruhigen, und als er es endlich erlangt hatte, trat ihm doch die ganze Troſtloſigkeit ſeiner Liebe zu Sabinen wieder vor die Sele. „Was nun thun?“ ſeufzte er, „es iſt Alles vorbei, mit dem Alten komme ich niemals wieder in ein erträgliches Verhältniß!“

„Ich weiß einen Ausweg,“ ſagte Johannes zögernd, „es iſt ein gewagter Schritt, und es gehört Entſchiedenheit dazu: Du entfliehſt mit Sabinen!“

Das Wort war ausgeſprochen und fuhr wie ein blendend heller Blitzſtrahl, der, obgleich erſchreckend, doch zugleich beleuchtend, die ganze finſtre Umgebung erhellt, durch Erichs Sele. Johannes wollte dem

Freunde auch den Angriff Bernhards auf Sabinen nicht verschweigen, er erzählte ihm Alles, stellte ihm vor, wie so Vieles sich jetzt drohend um ihn dränge; Beate werde, so meinte er, es sich durchaus nicht nehmen lassen, thätig einzugreifen; vom Weinbauer sei eher etwas in Betreff Sabinens zu fürchten, als zu hoffen; Bernhard habe allen Willen ihm zu schaden, und Corona habe durchaus noch nicht mit ihm abgeschlossen. Er müsse daher Sabinen entführen, sich schnell mit ihr trauen lassen, und sie in Sicherheit bringen, dies sei der einzige Ausweg. Er wußte diesen Schritt so beredt als notwendig darzustellen, er versprach selbst thätig Alles dazu anzuordnen, daß Erich, dem nach dem ersten Auflodern, einige Zweifel gekommen waren, endlich daran festhielt, es schien ihm der einzige Hoffnungsanker zu sein, und die Aussicht auf den so schnellen Besitz Sabinens entflammte alle seine Lebensgeister.

Es sei dies auch Alles nur um Sabinens willen, meinte Johannes ferner; sei diese erst geborgen und sein Eigenthum, dann könne er ja doch noch zurückkehren und allen feindlichen Verhältnissen männlich entgegentreten. Es brauchte kaum der Ueberredung mehr, Erich hatte bereits seinen Entschluß gefaßt, aber an Einem fehlte es noch — an Sabinens Ein-

willigung. Es wurde abgemacht, daß Johannes am nächsten Morgen mit einem Briefe Erichs zu ihr gehen solle, denn dieser selbst durfte des Alten wegen das Haus nicht mehr betreten, und was der Brief nicht bewirken könne, das sollten Johannes' Worte und Vorstellungen thun. Beide waren der besten Hoffnung, daß ihr Plan sich werde ausführen lassen, und Erich jubelte im tiefsten Herzen, sein Kleinod, das die Menschen ihm vorenthalten wollten, mit Gewalt und List ihnen zu entreißen.

In großer Aufregung waren die Freunde nach Heimbach zurückgekommen, Johannes versprach gleich mit Tagesanbruch zu Erich zu kommen, um das Weitere zu besprechen, denn für den Augenblick durchkreuzten wol zehn Pläne auf einmal ihre Gedanken.

Erich fand im Hause Alles still und schlummernd, nur in der Kammer, worin die gestorbene Muhme lag, schwelte noch ein mattes Nachtlämpchen. Die Menschen stellen auch da noch gern ihr Lämpchen auf, wo das Geschick längst die Lichter ausgelöscht hat.

Als Erich auf sein Zimmer gegangen war, fand er quf dem Tische eine Karte liegen, darauf stand der Name: Arthur Mac Kenneth. Es war der Naine des ehemaligen Verlobten Corona's. Wie war

er hergekommen? Hatte er ſonſt Etwas geſagt? Wollte er wieder kommen? Alles ſchlief im Hauſe, Niemand konnte heut mehr darüber Auskunft geben.

14.

Corona.

Wir wiſſen, daß Bernhard ſich im Schloſſe Weilburg niedergelaſſen hatte, und in jedem Augenblick bedacht war, ſich hier ſo ſehr und ſo lange als möglich feſt zu ſetzen. In dem Ahnenſal des Grafen, einem hohen, alterthümlich zugeſtutzten Raume, deſſen Wände von oben bis unten mit Porträts jeder Größe, aus mehren Jahrhunderten, bedeckt waren, hatte er ſein Atelier aufgeſchlagen. Einige alte verſtaubte und verſchwärzte Bilder waren herabgenommen, er gab vor an ihrer Erneuerung zu arbeiten, auch jenes größere, geraubte Bild lehnte an der Wand. Niemand außer ihm durfte den Ahnenſal betreten, ſo hatte es der Graf angeordnet, auch Corona, ja dieſe ganz beſonders, ſollte davon ausgeſchloſſen ſein.

Corona, obgleich vielfach mit ſich ſelbſt beſchäftigt, hatte aber doch bemerkt, daß etwas um ſie her vorgehe, was für ſie Geheimniß bleiben ſollte, und ob ſie gleich ſonſt wenig auf Dergleichen geachtet haben würde, ſo ſchien ihr doch diesmal dies Alles in genauer Verbindung mit Erich zu ſtehen, weshalb ſie ein achtſames Auge darauf behielt. Jene Pergamentblätter, die der Graf nach ſeinem letzten Krankheitsanfall ſo haſtig und geheimnißvoll verſchloſſen hatte, und die, wie ſie wußte, aus Erichs Händen gekommen waren, erregten ihr Intereſſe auf's Heftigſte, war doch Alles, was nur in irgend einer Beziehung zu ihm ſtand, für ſie von Bedeutung und Wichtigkeit. Ihr Zuſtand war ein beklagenswerter, ſie ſtand ganz auf ſich ſelbſt angewieſen da. Das Verhältniß zu ihrem Vater war nichts weniger als ſchön, ſie beherrſchte ihn in jeder Beziehung, und gebot ihr die Klugheit auch, ſich nach außen ſcheinbar ſeinem Willen zu unterwerfen, ſo war ihr doch ſeine gänzliche Energieloſigkeit, ihrer eignen Charakterfeſtigkeit gegenüber, faſt — verächtlich, ſo ſehr ſie ihr auch zu Statten kam. Sie hatte Manches aus ſeinem Leben erfahren, was nicht eben geeignet war, ihr Ehrfurcht einzuflößen, und ihre Liebe zu ihm war nicht ſtark genug, Dergleichen als Läſterung von ſich zu weiſen oder zu überwinden.

Von Jugend auf verſchloſſen, obgleich beobachtend, hatte ſie niemals den Drang gefühlt, ein Freundſchaftsverhältniß oder ſonſt ein auf Mittheilung gegründetes Verhältniß zu ſchließen, ſie verarbeitete alle Eindrücke ſchweigſam in ſich ſelber, und auch jetzt, da eine ſo heftige Leidenſchaft ſie verzehrte, erlaubte ihr Stolz ihr nicht, aus ſich ſelbſt heraus zu gehen, daß ſie dies aber dem Gegenſtande ihrer Neigung gegenüber thun mußte, obgleich ihm ganz allein gegenüber, dies däuchte ihr ſchon genug der Erniedrigung. So zwiſchen Stolz, unverſtandner Liebe und Mißachtung ihrer Umgebungen, faſt aus ihrer einſamen feſten Haltung gebracht, fluchte ſie einer Liebe, die ihre Qual war, und die, da ſie aber mächtiger war als aller Stolz, ja ſogar trotz aller Troſtloſigkeit hin und wieder von einem Hoffnungsſchimmer träumte, um deſto vernichtender wieder zu erwachen, aufreibend und der Verzweiflung anheimgebend, wirken mußte. Zwei Mal hatte Corona ſeit Kurzem Erich wieder gegenüber geſtanden, ſie hatte ihm das Bekenntniß ihrer Liebe gethan, war er ſchuldig oder nicht, daß er ſie nicht erwidern konnte, ſie konnte es nicht ergründen, ſie hatte aber die lange umhergetragene Qual endlich ausgeſchüttet, und jetzt, da ſie es gethan, da ſie es erfolglos gethan hatte, wünſchte ſie ihn ſchuldig, um

sich an ihm rächen zu können. Eine dämonische Stimme in ihr forderte Genugthuung, und schon ließ die Leidenschaft sie in Erich nicht mehr den Geliebten, sondern den Gegenstand erblicken, auf dessen Haupt die Erfolge ihrer Leiden und ihrer Verzweiflung fallen müßten. Alles, was an ihn erinnerte, versetzte sie in die heftigste Aufregung, ja sie hatte sogar in Gegenwart ihrer Umgebungen nicht immer die Kraft, ihre Verwirrung zu beherrschen.

Dem Maler Bernhard war dies nicht entgangen, er wußte mit anscheinender Gleichgültigkeit weiter zu forschen, und baute hierauf mit kalter Berechnung seine weiteren Pläne, um Erich zu vernichten. Ueberall schloß er sich an sie an, er selbst hatte jetzt, als wäre sein Charakter auf seinem Höhepunkte angekommen, eine solche Festigkeit und Sicherheit erlangt, daß er nicht allein das ganze dienende Personal des Schlosses unumschränkt regierte, denn Alles fürchtete sich vor ihm, sondern sogar Corona fühlte sich durch sein kalt gebieterisches Wesen, seine durchdringenden Blicke, durch seine ganze Persönlichkeit vielfach beeinträchtigt. Sie konnte sich ihm nirgend entziehen, überall war er in ihrer Nähe, oft sprach er von Erich, und zwar so, daß sie Geheimnisse hinter seinen Worten vermuten mußte, ja sogar oft, wenn er ihr un-

verwandt in die Augen sah, durchrieselte sie ein Schauer, als müsse sie ihn fliehen und sei doch durch unbekannten Zauber an ihn gekettet. Er selbst hatte zweierlei Absichten, die Hand in Hand mit einander gingen. Die eine war seine Rache an Erich, diese wollte er durch Corona selbst vollziehen, und habe er diese dann durch dies gemeinsame Werk an sich gefesselt, dann sollte der zweite Theil seines Planes hervortreten, nämlich seine Rache an Corona selbst. Hätte er die Gräfin früher kennen gelernt, so würde ihre Schönheit seine ganze Leidenschaft entflammt haben, jetzt aber, wo sich sein Charakter kalt, schroff und fertig ausgebildet hatte, war er nicht mehr gewillt, die stolzen und verachtungsvollen Blicke, mit denen sie seiner Zudringlichkeit zu begegnen pflegte, zu vergeben, im Gegentheil, er wollte sie demütigen, und obgleich auch seine Versuche hierbei an ihrer Festigkeit und Selbstbeherrschung scheiterten, ließ er sich doch die Mühe nicht verdrießen. Daß er ihre Liebe zu Erich durchschaute, war allerdings ein gefährlicher Punkt für Corona, und dieser war es auch grade, auf welchen Bernhard seinen Plan gründete.

Mit anscheinender Gleichgültigkeit erzählte er ihr eines Tages, Erich werde sich in Kurzem verloben, vielleicht sei es schon geschehen. — Corona sah ihn

erbleichend und ſchweigend an, dies ſchien ihm eine Aufforderung zu ſein weiter zu ſprechen. Mit einem ganz gewöhnlichen Bauermädchen wolle Erich ſich verbinden, fuhr er fort, es ſei ihm unbegreiflich, was er an der Dirne fände, jedoch — der Geſchmack ſei nun eben verſchieden. Corona hatte diesmal Ueberwindung genug, etwas Gleichgültiges darauf zu entgegnen, weniger widerſtehen konnte ſie aber ſeinen vielfachen geheimnißvollen Andeutungen in Betreff jener Pergamentblätter, und als er einſt ihre Neugier auf's Höchſte rege gemacht hatte, rief ſie überwältigt: „Ich muß die Blätter ſehen, ſchaffen Sie ſie mir!“

„Ich?“ fragte Bernhard; „nein, gnädige Gräfin, das iſt nicht möglich, Sie wiſſen, daß der Graf dieſelben wie einen verhängnißvollen Schatz bewacht, es iſt nicht möglich ſie zu erlangen.“

„Gut, ich werde ſie dennoch leſen.“

„Es würde ein nicht geringer Grad von Selbſtüberwindung von meiner Seite dazu gehören, gnädige Gräfin, wenn ich Ihnen die Pergamente verſchaffte. Einmal begegnen Sie meiner Zuvorkommenheit mit ſtolzer Ausweichung, und dann fordern Sie wieder eine That von mir, wie ſie nur eine gegenſeitige Vertrautheit rechtfertigen kann. Sie werden mir daher

verzeihen, wenn ich Ihrer Aufforderung nicht nachkomme.“

Corona sah ihn verächtlich an und verließ ihn. Am Abend desselben Tages trat er ungemeldet in ihr Zimmer und überreichte ihr lächelnd die Blätter, er war heimlich in des Grafen Zimmer gedrungen, hatte die Schatulle erbrochen und die Pergamente entwendet. Corona empfing dieselben mit bangem Schauer, sie sah sie flüchtig an, in diesen vergilbten, halb vermoderten Blättern konnte doch nichts auf Erich Bezügliches enthalten sein, aber sie waren doch durch seine Hände gegangen, und das war immerhin genügend für ein reges Interesse.

„Ich habe Ihnen einen Wunsch erfüllt, gnädige Gräfin,“ sagte Bernhard, „und auf eine Weise erfüllt, die sich nur dadurch rechtfertigen läßt, daß Ihre leisesten Wünsche für mich Befehle sind. Wir sind nun durch ein Geheimniß verbündet, sein Sie daher auch ganz offen gegen mich, und machen wir gemeinschaftliche Sache gegen — Einen, an dem wir Beide uns gleichmäßig zu rächen haben.“

Er ergriff ihre Hand, sie aber entriß ihm dieselbe und rief mit Heftigkeit: „Fort, Unverschämter! Die Blätter sind mein, ich würde sie ohne Mühe

ſelber erlangt haben — hinaus! Auf dies Zimmer darf Niemand ungemeldet.“

Sie wies nach der Thür, Bernhard richtete ſich hoch vor ihr auf, ſah ſie mit höhniſchem Lächeln an, und verließ mit einer Verbeugung das Zimmer. Corona ſetzte ſich erſchöpft nieder, ſie wähnte ſich tief erniedrigt zu haben durch die Gemeinſchaft dieſes Menſchen, ihr ganzer Stolz erwachte wieder. Aber ſie hatte ja nun die geheimnißvollen Blätter in Händen, und beſchloß dieſelben ſogleich zu leſen. Sie klingelte ihren Dienerinnen, ließ ſich entkleiden und gab vor, zu Bett gehen zu wollen. Als die Dienerinnen ſich entfernt hatten, zog ſie ein leichtes weißes Morgengewand an, warf ſich in ein grün umlaubtes Eckſofa und begann zu leſen. Der Anfang jener Schriften war durchaus unkenntlich und unleſerlich geworden, ebenſo mehrere andre Theile derſelben, wir theilen daher nur Dasjenige mit, was vollſtändig und kenntlich davon geblieben war:

— — — — — — — — — —

— — — — „Da nun die Zeit gekommen war, da ich die Univerſität Bologna verlaſſen ſollte, um nach Deutſchland zurückzukehren, ward ich ſehr betrübt, denn ich wußte mir keinen Rat, wie ich meine Schulden bezahlen ſollte. Mein Herr Vater hatte mir

geschrieben, er schicke mir nun die letzten zweihundert Dukaten; er wolle mich enterben und verstoßen, so ich mein Lasterleben und Wüstheit nicht lassen wolle, ich möge nun zurückkommen und in Kaisers Dienst treten. Da ich nun mit meinen Zechgesellen im Wirtshause saß, fragten sie mich, warum ich nicht wie sonst, tränke und jubelte, denn ich war der Wildeste und Wüsteste von Allen. Da lachten sie mich aus über meine Traurigkeit, und redeten mir zu, also daß ich trank wie sie, und rief, daß alle Sorgen zum Teufel gehn sollten. Siehe, da öffnete sich die Thür und herein trat unser Kumpan Fernalini, der war von seiner Reise nach Neapel zurückgekehrt, allwo er seine Geschäfte zum Besten abgemacht hatte. Da war die Freude groß, und Fernalini ließ die allerbesten Weine aufsetzen, also daß die Köpfe sich erhitzten, und ich sagte ihm, wie ich in Nöten sei des Geldes halber, und er versprach mir so viel zu geben, als ich brauchte. Da begab es sich, daß zwei meiner Genossen Händel kriegten und griffen sich mit bloßen Degen an, und da ich mich darunter mischte, bekam ich eine Wunde in die Hand, daß das Blut nicht zu stillen war. Da lachte Fernalini und sagte, ich sollte ihm zum Scherz einen Wechsel schreiben mit meinem Blute, dann habe er etwas Schriftliches von mir, und da es mit meinem

eignen Herzblute geschrieben sei, müsse es unsre Freundschaft für immer festmachen. Da lachte ich auch und that wie er sagte, und er umarmte mich und verband meine Wunde, denn er war ein gar geschickter Arzt. Da nun das Gelage immer wüster wurde, hielten die Zungen nicht mehr zurück und die Gesellen brüsteten sich, wie viel Dirnen sie hätten und wie viel sie mit ihnen verpraßt hätten und rühmten sich, daß niemals aus ihnen was werden könne und aus mir am allerwenigsten, und nannten mich den Zech- und Lotterkönig. Da sagte Einer, es sei in der Nähe der Stadt eine Hexe, die könne wahrsagen, und wir sollten Alle hingehn und sie befragen. Fernalini wollte nicht, daß ich mitginge, aber ich war des süßen Weines voll und mochte nicht bleiben, und er ging auch mit. Die Hexe aber wohnte in einer scheußlichen Höhle tief im Gebirg und hatte viel böses Gethier bei sich, und es drang blaues und grünes Feuer aus allen Winkeln und ein erschrecklicher Dampf. Da wir sie nun antraten, kam sie auf Fernalini zugeschlottert, sprang für Freuden in die Höh, und das Gethier, als da sind Wildkatzen, Eulen, Molche, Kröten und Schlangen, kamen mit Geschrei hervorgekrochen. Fernalini aber gebot der Hexe ruhig zu sein, und stieß das Gethier mit den Füßen von sich. Da hub die

Here an ihre Zaubereien zu machen, und kochte und siedete und ich mußte ihr meine Hand reichen, daß sie sie besehen könne, und da sie den Verband sah, nahm sie ihn ab und betrachtete die Hand. Da richtete sie ihre Blicke grinsend auf Fernalini und sagte dann zu mir: Du bist ein Deutscher von Geburt, Namens Eberhard Horst von Weilburg Graf. Wiederum sah sie mich an und sprach: Du wirst kein Glück auf Erden haben! — Zum dritten Mal sprach sie drauf und sprang zurück, und ihr Har flatterte scheußlich, und all das Gethier wimmerte kläglich: Ein schrecklich Verbrechen steht auf Deiner Hand verzeichnet, Deine Sele ist nicht mehr Dein, Dein ganz Geschlecht ist verflucht! — Da erhob sich ein gewaltiger Sturm und Geschrei, daß alle die Feuer ausgingen, und ich war sehr erschrocken und stürzte hinaus und alle Gesellen mit mir, also daß wir uns im Finstern verloren. Da faßte mich Jemand an und redete mir zu und sagte, ich solle auf das Geschwätz nicht achten, das war Fernalini. Da nun eine Woche vergangen war —" (Hier waren mehrere Seiten des Pergaments ganz unleserlich.)

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

„Da ich nun vermält war, meinten meine Ver-

wandten, ich würde mein wüstes Leben lassen, aber ich kümmerte mich nicht um meine Gemalin, obgleich sie schön und klug war, und fuhr fort mit neuen Lottergesellen, wie ich's seither gewohnt war, mit Saufen, Raufen und Verführen. Da nun die Zeit erfüllet war, gebar meine Gemalin Zwillinge, einen Sohn und eine Tochter, und starb in Gram und Leiden um mich. Ich gab die Kinder in's Kloster, daß sie da erzogen würden und schweifte im Land umher, an Kaisers Hof oder der Fürsten, und wo es sonst lustig herging, also daß ich verschrieen war überall wegen schlechten Lebens und vielfachen Mordes im Zweikampf. Aber ich lachte — — — — — — — — — — — — — — — —"

„Siehe, da hielt ich einst ein großes Jagen, und auf meiner Burg waren der Ritter und Grafen viel versammelt, daß sie morgens bei Sonnenaufgang aufbrächen zur Bärenhatz. Da nun Alle Abends im Sal saßen bei den Humpen, überredeten sie mich, ich sollte meine Tochter, die schön war von Gestalt und Angesicht, aus dem Kloster holen lassen, daß sie des Hauses Wirtin sei. Da schickte ich zum Kloster, daß sie auf der Burg sei, wenn wir nach drei Tagen wieder heim wären. Und wir hielten ein groß Jagen und machten viel Beute, also daß wir in dreien Tagen reich

beladen heimkehrten. Da ging das Zechen erst brav an, aber meine Tochter, die ein zart Mägdlein war von sechzehn Jahren, klagte, daß ihr das wilde Leben auf der Burg nicht anstehe, und ich schalt sie und schickte sie in ihre Kammer. Als wir nun im besten Rausch beisammen saßen, trat zu mir mein Beichtvater Medardus, der nahm mich bei Seite und sprach: Euer Haus ist geschändet, denn Eure Tochter und Erbin ist mit einem Buhlen im Burggarten. Ihr Buhle aber sei ein junger Ritter, Namens Kurt, der habe sie schon im Kloster besucht. Da ergriff mich grimmige Wut, ich gürtete mein Schwert, hieß einen Knappen eine Fackel nehmen und schlich mit Medardus in den Burggarten. Da stand meine Tochter und der Ritter Kurt hielt sie umschlungen und küßte sie. Ich aber sprang zu und stieß dem Ritter das Schwert in die Brust, daß er todt niederfiel, meine Tochter aber schrie und weinte. Ich aber war wie irre vor Grimm und Zorn und band ihr die Hände und richtete sie mit dem Schwerte. Da ich aber ihr Blut sah, fiel ich um, und die Diener trugen mich auf die Burg zurück." — — — — — — — — — — — — — — „Da ich genesen war von meiner Krankheit, that ich einen Schwur mich zu bessern und verfluchte mein Gräuelleben, daß ich meine

Sele rette, ſiehe, da erſchien mir Fernalini im Traum und hielt mir grinſend den mit meinem Blut geſchriebnen Wechſel hin, und lachte mich aus und verſchwand in einer roten Flamme, daß ich meinte, ich ſähe den leibhaftigen † † †. Da ſchickte ich Boten aus mit großen Geldſummen in alle Lande, daß ſie den Fernalini ſuchten und ihm den Wechſel bezahlten, aber ſie fanden ihn nicht und kamen Alle wieder. Da ging ich in mich und raufte mein Har über mein Elend, und bejammerte mein Leben und meine Thaten, und lebte als ein Klausner auf meiner Burg. Drauf ließ ich die Kapelle bauen, daß ich Gott verſöhne, und ließ einen Maler kommen von Nürnberg, der malte meine letzte Frevelthat ſo ſchrecklich, als er konnte, aber das Bild war doch nichts gegen mein Verbrechen. Und ich fand keine Ruh, ob auch Jahre dahingingen, mein Elend bleibt ſich gleich. Ich bin ein Greis von ſiebenzig Jahren und ſtehe allein auf der Welt, denn mein Sohn ſchweift im Lande umher und vermehrt meine Leiden, weil er wüſt und ſchlimm lebt, wie ich es einſt gethan. Ich kann mir keine Ruh erwerben, denn ich weiß, daß ich und mein Haus verflucht iſt, bis in's letzte Glied und muß elendiglich dahingehn! Solches ſchrieb ich Eberhard Horſt von Weilburg, Graf, anno 1550.“ — —

„Schrecklich! Schrecklich!“ rief Corona, als sie ausgelesen hatte, und schleuderte entsetzt die Blätter von sich. Sie warf sich erschüttert in die Ecke und starrte mit gefaltenen Händen eine Weile vor sich hin. Sie hatte in diesen Pergamenten irgend eine Beziehung zu dem Geliebten gesucht, und nun standen wilde Gräuelbilder aus der Geschichte ihres Hauses vor ihrer Sele. „Das also,“ rief sie aus, „waren meine Ahnen, Wüstlinge und Verbrecher, die den Fluch, der auf ihnen selbst lastete, auch noch auf ihr ganzes Geschlecht schleuderten! Ja, die Folgen ihrer wilden Thaten haben sich in einer Reihe von Menschenaltern in unserm Hause bewährt, denn von jeher ist alles Unheil bei uns daheim!“ — Sie stützte eine Weile gedankenvoll den Kopf auf den schönen marmorgleichen Arm, dann sprang sie auf, fest entschlossen, jenes Gemälde aus der Kapelle zu sehen. War sie doch vertraut geworden mit seiner ganzen unseligen Entstehungsgeschichte, was konnte ihr nun dieses selbst noch Schauder einflößen? Rasch klingelte sie ihrer Dienerin und ließ den Maler kommen.

Einen Augenblick schwankte sie. Sollte sie diesem Menschen, den sie gleichmäßig haßte und verachtete, nun doch wieder etwas verdanken? Aber er war ja der Einzige, durch den sie ihre Absicht ausführen

konnte, und — konnte ſie ihn denn nicht wie einen gewöhnlichen Bedienten betrachten, der ihren Befehlen unbedingt zu gehorchen habe? —

Der Maler kam.

„Schließen Sie mir den Ahnenſal auf," rief ſie ihm entgegen, „ich will das Gemälde aus der Kapelle ſehen."

„Das geht nicht, gnädige Gräfin," entgegnete Bernhard, „der Graf hat jeden Zutritt unterſagt."

„Sie werden ohne Umſtände aufſchließen!"

„Sie verzeihen, ich werde es nicht thun."

„Ich bin Gebieterin in dieſem Hauſe," rief ſie in heftigem Zorn, „und befehle, daß mir geöffnet werde! Soll ich mir von fremden Eindringlingen vorſchreiben laſſen, wo ich befehlen kann? Sie werden gehorchen, oder noch in dieſer Stunde das Schloß verlaſſen!"

Bernhard ſchwieg verletzt einen Augenblick ſtill und kniff die Lippen zuſammen, dann entgegnete er kalt: „Sie haben allerdings zu befehlen und ich werde gehorchen, Sie aber werden dann auch die Folgen meiner Ueberſchreitung eines früheren Befehls auf ſich nehmen. Doch muß ich bitten, daß Sie ſich eine halbe Stunde gedulden, damit ich einige Gerüſte weg-

ſchaffe, die grade vor dieſem Gemälde behufs der Erneuerung deſſelben aufgeſtellt ſind.“

„Raſch denn an's Werk,“ rief ſie, heftig im Zimmer auf- und abſchreitend. Der Maler aber ging nicht in den Ahnenſal, denn ein derartiges Geſchäft, wie er es vorgegeben hatte, war nicht nötig, da das Bild am Boden ſtand und an die Wand gelehnt war, ſondern er ging, oder flog vielmehr hinaus, durch das Dorf, nach der alten Weilburg, und kam noch vor Ablauf einer halben Stunde in Geſellſchaft eines Mannes zurück, der ſich feſt in einen Mantel gehüllt hatte.

Darauf erſchien er wieder, leiſe auftretend, in Corona's Zimmer und ſagte mit angenommener Unruhe, er fürchte, es ſei ihm Jemand nachgeſchlichen, denn er habe in dem dunklen Sale Tritte gehört, und es ſei nicht unmöglich, daß ſich unter den vielen dort aufgeſtellten Gerätſchaften Jemand verborgen habe. Corona achtete nicht darauf, eingedenk daß ſich die Dienerſchaft von gewiſſen Zimmern des Schloſſes oftmals Geſpenſtergeſchichten erzählt habe, ſie ergriff daher einen Armleuchter und folgte dem Maler. Sie mußten, um kein Aufſehn im Schloſſe zu erregen, durch eine lange Reihe von Corridors und unbewohnten Zimmern und Sälen gehn, denn der Ahnenſal

war auf dem anderen Flügel des Schloſſes, die alten Thüren knarrten, hie und da wurde eine Maus durch den ungewohnten Lichtſchein aufgeſtört, endlich waren ſie an Ort und Stelle.

Sie ſchritten nach der entgegengeſetzten Ecke, wo das Bild ſtand, die Kerzen des Armleuchters erhellten nur wenige Schritte um ſie her den finſtern hochgewölbten Raum, noch aber hatten ſie die Ecke nicht erreicht, als eine Geſtalt aus derſelben hervortrat, den Mantel zurückſchlug, und mit tiefer Stimme ſagte: „Da bin ich, Corona!“ Es war Arthur Mac Kenneth.

Corona ſtieß einen Schrei des Schreckens und der Beſtürzung aus, ſie taumelte mehre Schritte zurück, ihre Knie zitterten, und halb ohnmächtig ſank ſie zu Boden. Arthur ſprang ſchnell hinzu, und indem er an ihr niederkniete, fiel ein Dolch aus ſeiner Bruſttaſche, nach welchem Bernhard ſogleich haſtig griff und ihn unbemerkt zu ſich ſteckte. Corona erholte ſich in wenigen Minuten und als ſie ſich in Arthurs Armen ſah, nahm ſie alle Kraft zuſammen, machte ſich von ihm los und ſprang auf. „Du biſt hier?“ rief ſie, „willſt Du mir auflauern an allen Orten der Welt? Wer hat Dich hierher gerufen?“

„Du selbst, Corona," sagte Arthur. Aber Corona überhörte es, denn Bernhard flüsterte halblaut als Antwort auf ihre Frage: „Orion!"

Corona schauderte zusammen vor Schreck und fürchterlicher Ahnung. Dieser Name war ihr und Erichs alleiniges Eigenthum, so glaubte sie; jetzt aber, da sie ihn von einem Dritten aussprechen hörte, da sie ihr Geheimniß verraten sah, zuckte ein wilder Schmerz durch ihre Brust, und die Gewißheit, daß Erich ihren einstigen Verlobten hergerufen habe, da er ihr schon früher zur Versöhnung mit ihm geraten hatte, stand lebhaft vor ihr. Mit krampfhaft geballten Händen, rollenden Augen und zornglühenden Wangen, stand das leidenschaftliche Mädchen da, ihr langes, beim Fallen kurz vorher losgegangenes Har floß dunkel herab über das weiße fliegende Gewand, es war, als habe die Natur die höchste Pracht ihrer Schönheit aufgespart für diesen Augenblick wildester Aufregung.

„Orion! Orion! O Gott — Gott!" rief sie, „auch das noch! Er will, daß ich ihn hassen, daß ich ihm fluchen soll! Das ist Verrat, er will mich demütigen, oh, das ist ein Bubenstück! Niemals, niemals kann ich das vergeben!"

„Corona, beruhigen Sie sich," sagte Arthur, indem er ihre Hand fassen wollte. Sie aber entwand

sie ihm und rief dem Maler zu: „Fort, zu Orion, er soll kommen, ich will, ich muß ihn meinen Zorn und meine Rache fühlen lassen!“

Bernhard flog hinaus, Corona drückte die geballten Hände vor die Stirn, ihre Brust hob sich fieberhaft, ein Blick aber auf jenes Gemälde gab ihren Gedanken plötzlich eine andre Richtung. Sie griff nach dem Armleuchter und trat schnell vor das Bild — sie glaubte in den Spiegel zu sehen, sie sah ihre eigne Gestalt auf dem Bilde in einer fürchterlichen Situation, Entsetzen ergriff sie, sie ließ den Leuchter fallen und stand regungslos und erstarrt, mit unverwandten, todesstieren Blicken vor dem Gemälde. Arthur hob die Kerzen auf, er sprach zu Corona, er faßte sie am Arme und suchte sie fort zu ziehen, sie aber blieb bewegungslos, mit bleichen Zügen, stehen und starrte die schrecklichen Gestalten an, deren Urbilder einst ihre Ahnen gewesen waren. —

Der Maler hatte nicht weit zu gehen, um Erich zu holen, er erblickte ihn, als derselbe eben aus dem Portale des linken Schloßflügels trat, woselbst sich die Wohnung des Schloßverwalters und drüber der Ahnensal befand. Erich schritt nach dem rechten Flügel hinüber, denn er bemerkte ein buntes Durcheinanderrennen der Dienerschaft, deren einige gruppen-

weiſe auf dem Kiesplatze zwiſchen beiden Schloßflügeln umherſtanden und, wie es ſchien, über eine wichtige Begebenheit ſprachen, während andre mit Lichtern umherliefen und nach der Gräfin fragten. Bernhard überſah dies Alles, indem er Erichs anſichtig ward, er ergriff ihn am Arme und zog ihn mit ſich fort, und dieſer, in der Meinung, er ſolle über die Bewegung um ihn her aufgeklärt werden, folgte ſchweigend dem Maler, einige von den Dienern aber hatten die Beiden bemerkt, und die Blicke der Uebrigen ſchienen ſich nun ſämmtlich nach ihnen hin zu wenden. Erich trat mit Bernhard in den Sal. Als ihre Tritte durch den weiten Raum dröhnten, wurde Corona aus ihrer Erſtarrung herausgeriſſen, und mit wilden, zornglühenden Blicken ſtürzte ſie auf Erich zu.

„Biſt Du da, Verräter?“ rief ſie ihm entgegen; „wehe Dir, wenn all mein Gefühl für Dich ſich in ſein Gegentheil umkehrt! Du haſt mir dieſen Streich geſpielt, um mich zu demütigen, um mich zu vernichten? Du haſt Arthur aus der Ferne hergelockt — was habe ich Dir gethan, daß Du dieſe Bosheit an mir ausüben mußteſt?“

Arthur Mac Kenneth ſprach dazwiſchen, daß das Alles nur ein Mißverſtändniß ſei, welches ihre Leidenſchaftlichkeit nicht erkennen wolle, ſie aber fuhr, ohne

auf ihn zu hören, fort auf Erich zu schmähen, ihn zu verwünschen, ihre ganze Leidenschaft schien sich entfesselt Bahn zu brechen, und alle lange bekämpften Schmerzen nun auf einmal dämonisch dahinströmen lassen zu wollen.

Erich, von Anfang nicht wissend, was das zu bedeuten habe, warf einen Blick auf Bernhard, und Alles wurde ihm klar.

„Nicht ich habe dies gethan," rief er dem Maler zu, „sondern Du, Bube! O, Du wirst noch mehr thun, Du bist reif für jedes Verbrechen! Lächle nur höhnisch, ich sehe doch tausend giftige Gedanken Dein Hirn durchwühlen — und dort — dort sehe ich auch schon den blitzenden Dolch in Deiner Hand!"

Wirklich hatte Bernhard den Dolch gezogen und machte eine heftige Bewegung mit der Hand, Arthur aber fiel ihm in den Arm, und Erich sprang zurück.

Während die Gedanken und Sinne Aller sich hier bei dieser Scene konzentrirten, hatte man nicht bemerkt, daß der alte Kammerdiener des Grafen hereingetreten war und mit bestürzten Mienen unter ihnen stand.

„Sie sind hier versammelt," sagte er, „und wissen nicht, was diesem Hause vor wenigen Minuten geschehn ist?"

„Was ist geschehn?" fragte Arthur.

„Der Herr Graf iſt geſtorben! Vor einer Stunde kam der Pfarrer von Bergenthal zu ihm, der ihm wichtige Mittheilungen zu machen ſchien, der Herr Graf ließ ſich ſeine Schatulle reichen, um einige Dokumente herauszunehmen, die Papiere fehlten, wahrſcheinlich ſind ſie geſtohlen, und der Herr Graf fiel vor Schreck entſelt nieder, der Schlag hat ihn gerührt!“ —

Corona ſtürzte mit einem Schrei zu Boden, Bernhard ſtand mit trotzig untergeſchlagenen Armen da, die Mienen bleich und krampfhaft verzerrt. Eine minutenlange Stille folgte, während welcher Arthur und der Kammerdiener ſich um Corona beſchäftigten, und als ein Blick Erichs auf das Gemälde an der Wand fiel, bemerkte er eine fürchterliche Aehnlichkeit Bernhards mit jener Geſtalt, die das Schwert auf den Nacken der Tochter fallen laſſen will.

Entſetzt wandte er ſich ab und eilte, verfolgt von einem dämoniſchen Blicke des Malers, aus dem Sale, die Treppen hinab, aus dem Hauſe des Schreckens in's Freie.

15.

Ein letzter Lichtstrahl vor dem Gewitter.

In derselben Nacht stand im Walde, wo auf der Höhe der Kreuzweg sich theilte, ein leichter Wagen, und daneben ging Johannes unruhig wartend hin und her, bald rechts bald links aufhorchend und in die finsteren Gebüsche spähend, wenn sich ein Rauschen vernehmen ließ, bald wieder einige Schritte vorwärts gehend bis zu einem hohen Granitblock, von wo aus der Weg ins Thal deutlicher zu erkennen war.

Endlich hörte er Tritte und Erich kam mit Sabinen den Bergpfad herauf.

„Endlich! Endlich!" rief Johannes; „steiget schnell ein, wir haben Eile!"

Die drei Flüchtlinge reichten einander schweigend die Hand. Sabine hatte nichts bei sich, als ihr Gesangbuch und ein weißes Tüchlein, das sie an den Zipfeln angefaßt hatte, und worin sie Etwas eingeschlagen zu haben schien."

„Was trägst Du da in dem Tuche, Sabine?" fragte Erich.

„Das sind Zweige von der Grita, die Du mir einst geschenkt hast," antwortete sie, „daraus mache

ich hernach meinen Brautkranz, wenn der Pfarrer in Hohenfichten uns zu Nacht traut.“

„Sabine!“ rief Erich, indem er ihre Hand ergriff, „noch haſt Du den Wagen nicht beſtiegen, der uns fortführen ſoll, ich frage Dich nochmals auf Herz und Gewiſſen: „Gehſt Du gern mit mir in die Welt?“

„Erich, ich habe Alles verlaſſen, um Dir zu folgen, ich gehe gern und freudig mit Dir, ich laſſe nicht ab von Dir, und läge wenige Schritte vor uns das Grab!“

Alle Hingebung innigſter Liebe und Unſchuld lag in dem Tone ihrer Stimme, als ſie ſo ſprach. Erich umarmte die Geliebte und ſagte dann: „Nun denn, ſo ſei Gott mein Zeuge, daß auch ich niemals von Dir laſſen, daß ich in ewiger, heiligſter Treue Dein bleiben will!“

Johannes trieb zum Einſteigen, er ſelbſt hatte ſich bereits auf den Bock geſchwungen, und eben wollte Erich Sabinen in den Wagen heben, als Jemand aus dem Gebüſch trat, den Pferden in die Zügel griff und den Flüchtlingen ein: „Halt!“ zurief.

„Wer da?“ rief Erich, indem er hinzu ſprang. Sabine aber hatte die Stimme erkannt und rief zitternd vor Furcht: „Ach Gott — das iſt der Mathes!“

„Ja, ich bin der Mathes," sagte Jener.

„Was willst Du hier?" fuhr Erich ihn heftig an.

„Ich will mit Ihnen. Ich weiß, daß Sie mit Sabinen davongehen, und da ich auch nicht mehr drunten leben mag, lassen Sie mich mit Ihnen reisen in die Welt!"

„Das geht nicht, Mathes, wir können Dich nicht brauchen. Geh zurück, und wenn Du schweigen kannst —"

„Sie können mich schon brauchen, Keiner kennt den Weg so gut wie ich, wenn ich Sie fahre, soll mal Einer kommen, der Ihnen auflauern will!"

„Laß ihn mitfahren, bat Sabine Erich, er wird uns nicht verraten, er ist nicht schlecht."

Erich aber wollte sich nicht dazu verstehen, er sah überall Spione und Netze des Malers.

„Gut," sagte Mathes, „nehmen Sie mich nicht mit, so laufe ich nebenher, aber zurück gehe ich nicht mehr, ich geh in die Welt. Aber, Herr Helldorf, ich geb' Ihnen mein Wort, ich hab' kein Arges im Sinne, ich will Sie bedienen, ich will Alles thun, nehmen Sie mich nur mit!"

Sabine bat, Johannes trieb. — „Nun, so setz' Dich auf," rief Erich, „und nun mit Gott hinaus!"

Der Mathes ſprang auf den Wagen, ergriff die Zügel, und fort gings durch die finſteren Waldwege und Schluchten.

Während die Flüchtlinge dahinfahren, wollen wir noch Einiges nachholen, um im Zuſammenhange zu bleiben. Wie die Freunde es am geſtrigen Abend beſprochen hatten, ging Johannes früh Morgens nach der Stadt zu Sabinen, und händigte ihr einen Brief von Erich ein, in welchem dieſer ihr ſeine geſtrige Scene mit dem Weinbauern — die ſie indeſſen ſelber von der Küche aus mit angehört hatte — mittheilte, und ſie beſchwor mit ihm zu entfliehen. Sabine wär ſehr beſtürzt über dieſen Brief, denn ſo ſchmerzlich ſie auch die hartnäckige Weigerung ihres Vaters empfand, ſo war doch der Gedanke zu entfliehen, dem einfachen, ſtillen Kinde der Natur ſo etwas Schreckhaftes und Fremdes, daß ſie den Vorſchlag mit Entſchiedenheit von ſich wies. Johannes' Vorſtellungen und Bitten fruchteten nichts, ſie blieb dabei: „Ich entfliehe nicht." — Johannes trat betrübt den Rückweg an, und Erich wurde durch ſeine Botſchaft in noch größere Betrübniß verſetzt. Noch ſaßen die Freunde troſtlos beiſammen, als der Mathes hereintrat und Erich einen Zettel übergab, er war von Sabinens Hand. Mit blaſſer Tinte und auf grobem Papier ſchrieb ſie die flüch-

tigen Zeilen: „Erich, ich habe überwunden, ich verlasse den Vater und Alles, und gehe mit Dir! Erzürne Dich nicht, daß ich mich erst weigerte — ach Gott, ich erzähle Dir später Alles. Heut Abend um elf Uhr verlasse ich das Haus, und komme zu der großen Tanne im Walde, von wo Du mich abholen wolltest. Deine Sabine.“ —

Erich jubelte laut auf, und Johannes eilte in einem benachbarten Dorfe, um in Heimbach Aufsehen zu vermeiden, einen Wagen aufzutreiben. Abends war Erich noch einmal in Johannes' Wohnung gegangen, um ihn zu ermahnen, daß er ja mit dem Wagen früher auf dem Kreuzwege im Walde wäre. Hier hatte ihn Bernhard getroffen, und er war auf diese Weise Theilnehmer jener nächtlichen Begebenheit im Schlosse geworden. Johannes hatte sich längst schon auf den Weg gemacht.

Erich hatte in Wechseln eine hinreichende Summe zu sich gesteckt, er war in der besten Hoffnung, daß der Pfarrer in Hohenfichte ihn mit Sabinen trauen werde. Wären sie dann unauflöslich mit einander verbunden, dann sollte Johannes die neu Vermählten bis zu dem drei Stunden von Hohenfichte entfernten Anhaltepunkte der Eisenbahn fahren, und mit dem Wagen zurückkehren. Von dort war es, wenn man

den Dampfwagen benutzte, noch eine halbe Tagereise bis zu der Universitätsstadt G., daselbst lebte ein Freund Erichs, ein junger Professor der Naturwissenschaften, dessen Frau er als liebenswürdig und wohlwollend kannte, und in dieser Familie hoffte er für Sabinen ein augenblickliches Asyl zu finden. Er selbst wollte dann nach der Stadt zurückkehren, mit dem Weinbauern, der gegen diesen einmal geschlossnen Bund nichts mehr würde thun können, Alles ins Reine bringen, und alles Uebrige mußte, da er in zwei Monaten mündig und Herr seines sehr bedeutenden Vermögens werden sollte, sich von selbst ergeben. So war der Plan gemacht worden.

Schweigend fuhren sie nun dahin durch die Nacht, Sabine lehnte sich an Erichs Brust, er hatte sie fest umschlungen, kein Wort wurde auf dem ganzen Wege gewechselt.

Sabinens Herz pochte lauter, als der Wagen nun vor dem Pfarrhause zu Hohenfichte hielt. Der Pfarrer wurde mit Mühe aus dem Schlafe gepocht, endlich öffnete er und ließ verwundert über den nächtlichen Ueberfall, die Gesellschaft eintreten, und Erich trug ihm ohne Weiteres seine Bitte vor, ihn auf der Stelle mit Sabinen zu trauen. Der Pfarrer glaubte, die Gesellschaft habe den Verstand verloren, und setzte

allen Bitten und Vorstellungen eine starre Weigerung entgegen. Johannes bat, Sabine fiel auf die Knie vor ihm — vergeblich! Er nannte ihre Flucht ein Verbrechen, eine Thorheit, einen kindischen Streich, und blieb bei seiner Weigerung.

„Komm," sagte endlich Sabine zu Erich, da sie sah, daß keine Bitten halfen; „komm Erich, ich gehe auch so mit Dir. Andre Menschen werden gütiger gegen uns sein, wenn auch diejenigen, welche die Liebe auf Erden predigen, verstockt werden, da sie sie an ihren Mitbrüdern ausüben sollen. Komm, ich frage nach nichts mehr, gehen wir weiter, die Welt ist groß!"

„Ja, meine Sabine," rief Erich, die Geliebte umschlingend, „wir hatten zu viel von den Menschen gehofft, aber komm, laß uns nicht länger hier verweilen, wo man die ächte Liebe, die Gott den Menschen ins Herz gepflanzt hat, eine Thorheit nennt. Sie, Herr Pfarrer, hätten ein Glück begründen können, jetzt, wenn wir nicht so glücklich werden, als wir gehofft hatten, haben Sie Ihr Theil mit an dem Unheil. Und nun Gott befohlen!"

Er faßte Sabinen bei der Hand, um mit ihr das Zimmer zu verlassen, der Pfarrer aber, der, alle Folgen und Umstände bei der Sache überlegend, im

Zimmer auf und ab gegangen war, trat jetzt zu ihnen und hieß sie verziehen.

„Ich habe meinen Entschluß gefaßt," sagte er; „ich will Euch trauen, aber unter der Bedingung, daß Sie, junger Mann, noch in dieser Nacht zurückgehen nach der Stadt, morgen früh komme ich selber dann mit Sabinen dahin, um der Sache eine möglichst wenig anstößige Seite abzugewinnen, und mit beiderseitigen Verwandten zu konferiren. Das ist die Bedingung."

Erich schwieg einen Augenblick, sein ganzer Plan wurde hierdurch auseinander gerissen, er versprach sich wenig von der Vermittlung des Pfarrers, und hätte Sabinen nicht gern wieder nach der Stadt zurück gewünscht. — „Wenn dies die unumgängliche Bedingung ist," sagte er dann, „nun wohl, Herr Pfarrer, so geben Sie uns zusammen. Was sagst Du dazu, Sabine?"

„In Gottes Namen!"

In aller Geschwindigkeit wurden nun die nötigsten Zurüstungen gemacht, die Pfarrerin flocht noch einige Myrtenzweige in Sabinens Kranz, und Johannes überreichte dem Par zum Hochzeitsgeschenk ein par Ringe, die einst seine Großeltern bei ihrer Verlobung getragen hatten. Der Pfarrer erschien jetzt im Talar

und forderte die Gesellschaft auf, ihm zur Kirche zu folgen. Erich und Sabine folgten schweigend Hand in Hand, dann folgten Johannes und die Pfarrerin mit ihrem Gesangbuche, der Mathes schloß den Zug. So schritten sie durch den Garten, über den dunklen Kirchhof, dessen Fichten über den Gräbern leise rauschten. Johannes warf einen Blick seitwärts nach einem Bänkchen unter einem Hollunderstrauch, eine Erinnerung durchzuckte ihn — rasch wandte er die Blicke wieder ab.

Im Kirchlein war es still und dunkel, nur zwei Kerzen, die auf dem Altar brannten, verbreiteten ein magisches Dämmerlicht, der Küster stand, noch ganz verschlafen, daneben, die ganze Geschichte kam ihm vor, wie ein höchst sündhafter Traum, den er ganz gegen alle Kirchenordnung zu träumen sich unterstand. Jetzt stand der Pfarrer vor dem Altar und segnete bewegt mit kurzen Worten die jungen Flüchtlinge ein. Durch ihre Herzen ging ein heiliger Gottesodem der Liebe, sie wähnten, der Himmel theile sich über ihnen und gieße in leuchtenden Strahlen seinen Segen über sie aus.

Johannes war im Hintergrunde auf die Knie gesunken, und suchte seinen unaufhaltsam hervorquellen-

den Thränenſtrom zu hemmen, neben ihm ſtand der Mathes mit ſtill gefaltenen Händen.

Die Ringe wurden gewechſelt, die Cermonie war vorüber, Erich und Sabine waren vermält. Noch ſtanden ſie in ſeligſter Umarmung vor dem Altare, ihre Lippen ſchienen in einander gewachſen, ihre Selen in einander zu rinnen, wie zwei perlende Thautropfen ſich einen im Kelche der Blume. Johannes flog auf ſie zu und umarmte Beide, ebenſo die Pfarrerin, und in ſtiller Andacht verließen Alle wieder die Kirche. —

Die immer geſchäftige und ſorgende Pfarrerin beſorgte, um doch auch ihr Theil bei der Sache zu haben, ſchnell den Kaffeetiſch, während deſſen ſtanden die Neuverbundenen in der Nebenſtube am offnen Fenſter. Das Pfarrhaus lag auf einer Anhöhe und gewährte ſo eine herrliche Ausſicht. Nächtliches Dunkel lag jetzt über das Land ausgebreitet, der Nachtwind ſpielte mit den Weinranken am Fenſter, und fern über den ſchroffen Umriſſen der Berge ſtieg jetzt der ſpäte volle Oktobermond, ein dunkler, glühender Rieſenball, empor, während von Oſten her ein leiſes Grollen ein heraufziehendes Gewitter ankündigte, das ſchon ſein warnendes Wetterleuchten vorausſchickte. Aber die Glücklichen waren nicht geſtimmt darauf zu achten, mochte um ſie her alle Schönheit der Welt

aufblühen, oder ihr Einſturz drohen, ſie ſahen nichts, ſie hingen feſt an einander und empfanden nur ihr eignes aufblühendes Glück.

Nach einer Stunde ermahnte der Pfarrer Erich zum Aufbruch. Der Abſchied von Sabinen dauerte lange, ſie konnten ſich nicht trennen, und immer noch einmal umſchlangen ſie einander. Endlich riß Erich ſich los, er dankte dem Pfarrer und fragte nach Johannes. Dieſer aber war verſchwunden, auch der Mathes war nicht zu finden. Dann grüßte er noch einmal zurück und machte ſich auf den Weg nach der Stadt.

Der Pfarrer legte ſich wieder zu Bett, die Pfarrerin ſchraubte die Lampe herab, daß ſie dunkler brannte, und ſetzte ſich ſchweigend in eine Sofaecke, Sabine aber ſaß im Brautkranze ſtill am Fenſter, dachte des Geliebten und blickte unverwandt hinaus in die Nacht. Wunderbarer Zufall! In dieſes Haus war ſie vor kaum drei Monaten ſchon einmal im blühenden Kranze eingetreten, damals, als ſie mit Erich und Johannes jene ſo fröhlich begonnene Fahrt machte, und heut ſaß ſie nun hier, den Brautkranz in den blonden Flechten ihres Hauptes. Sie ließ alle die kleinen, und für ſie ſo großen Begebenheiten, die die Geſchichte ihrer Liebe bildeten, an ihrer Sele vorüber-

ziehn, und ließ ihre Blicke hinausſchweifen in die Zukunft, in ſo holde Träumereien verſenkt, als nur immer eine Braut, die vom Altare kommt, zu träumen vermag.

16.

Der Sturm bricht los.

Erich befand ſich auf dem Wege nach der Stadt. Der Wald empfing ihn, die Wipfel rauſchten ihm entgegen, und als er zu jener Eiche kam, unter welcher er einſt am Morgen mit Sabinen und Johannes geraſtet hatte, wo ſie geſungen und Kränze gewunden hatten, ruhte er auch heut hier aus, und überließ ſich ſeinen Gedanken. Ach, ſie flogen alle nach dem Hügel, wo die Geliebte am Fenſter ſaß, wo der Nachtthau die Blumen ihres Kranzes befeuchtete, wo auch ihr ſchönes Auge von dem Thau einer ſtillen Thräne feucht wurde. Gegenwart und Vergangenheit, wie eng hingen ſie zuſammen! Und die Zukunft? Auch ſie ſtand bekränzt vor Erichs Seele, und doch ſtahl ſich ein Seufzer aus ſeiner Seele. Das höchſte Glück, das

wir Menschen empfinden, schließt jeden Nebengedanken aus, alle unsre Empfindung ist auf einen Punkt konzentrirt, und, indem wir mit den Strahlen unsrer eignen Seligkeit den uns beglückenden Gegenstand umgeben, fühlen wir in seinem Besitze uns selber gehoben, denn wir haben jenen Lichtglanz in uns selber gesehn, vor den zwar das Leben gewöhnlich seine grauen Gewölke zieht, den wir aber trotz alledem dennoch zu besitzen uns versichert haben. Aber grade auf dem Gipfel unseres Glückes müssen wir oft sehen, wie schwach wir sind. Was wir mit Sehnsucht gehofft, um was wir gekämpft und gerungen — wir stehen nur noch einen Schritt davor, daß wir sie erfassen können, die Fülle des Errungenen, da überkommt uns ein Schauer, wie ein Reif auf die zarten Blüten des Frühlings. Wir müssen uns mitten im Glücke erst ermannen, um es zu ertragen, ebenso wie im Sturme eines plötzlich hereinbrechenden Unheils.

Erich verließ den Mooshügel unter der Eiche. Das ferne wetterleuchtende Gewölk am Horizonte war näher und näher gekommen, jetzt schien der ganze Himmel voll von Gewittern zu sein, die Luft war dick und schwefelig, und tief herab in die Berge senkten sich graubraune Wolken, wie ausgestreckte Hände, mit denen die unheimliche Gewalt des lichtverhüllenden

Wetterdämonen hinabgreifen wolle in den Frieden der schlummernden Thäler. Schon fielen einzelne dicke schwere Tropfen, Erich eilte seine Herberge in Heimbach zu erreichen, schon sah er den Gipfel der Weilburg, er glaubte einen roten Fackelschein auf den Trümmern zu bemerken, welcher dann wieder verschwand. Da mit einem Male kam eine Windeswoge dahergestürmt, reißend und wild, ein auf schnaubendem Sturmrosse dahersagender Herold, der das Zeichen zur tollen, brausenden Gewitterschlacht gab. Im Nu krachte ein Donnerschlag, ein blendender Blitzstrahl fuhr zuckend und zackig nieder, und die feindlichen Wolkenheere stürzten mit wildem Getümmel über einander her. Der Zugwind pfiff schrillende Schlachtlieder durch die Schluchten, der Sturm heulte und zauste die Bäume bei den Haren, Aeste und Stämme krachten in jähem Sturze zerspellt und zersplittert zu Boden, das abgerissene Laub flog, wie um Gnade bittende Abgesandten der Erde, im Winde hinauf zu den Wolken. Die aber wälzten ihre Riesenleiber über einander, schleuderten einander Strahlenbündel von Blitzen zu, die Sieger schritten im Donnerschritt mit brausenden Sturmgesängen über die Scharen der Unterliegenden hinüber, die geborsten und mit gesenkten Häuptern herabhängend, unendliche

Regenfluten niederströmten. Nun peitschten Wassergüsse und tobende Stürme die Bergesrücken, alle Schluchten waren in Ströme verwandelt, auf denen mit der Wurzel ausgerissene Bäume, Steingeröll und Felsstücke, krachend und sich über einander wälzend, dahinschwammen. Die Berge schienen in der schwarzen Finsterniß in den Himmel zu wachsen, auf ihren Gipfeln tanzten die Wolkenhorden mit ihren sprühenden Blitzen den Fackeltanz ihres wilden Sieges, während in der Ferne immer neue Gewitter kampfdurstig heranbrausten und mit einander rangen und sich überstürzten. Eine schreckliche Nacht! Alle ausschweifenden Kräfte der Natur schienen entfesselt, um einander heut, als hätten sie feindselig längst auf diese Stunde geharrt, zu vernichten.

Erich hatte in der Finsterniß Weg und Steg verloren. Von stürzenden Aesten vielfach gequetscht, getrieben von Sturm und den improvisirten Gießbächen des Gebirges, kam er endlich spät, triefend, ermattet, mit verlornem Hute und zerrissnen Kleidern im Wirtshause zu Heimbach an. Der Wirt leuchtete ihm auf sein Zimmer, wo der Regen die Fenster aufgerissen hatte, so daß die Stube schwamm, und eilte dann hinab um, während Erich sich umkleidete, ihm einen erwärmenden Nachttrunk am Feuer zu bereiten.

Draußen ziſchten noch immer die Blitze und krachten die Donner, der Wind ſchlug den Regen an die Fenſter, und im Thale ſtrömte es in Sturzbächen, Lachen und Seeen. Erich ging hinab in die Wirtsſtube, wo im Kamin ein behagliches Feuer loderte, es war fünf Uhr Morgens, dennoch aber noch vollkommen finſtre Nacht. Am Tiſche ſah Erich Jemand ſitzen, den er nicht ſogleich erkannte, der Wirt aber deutete nach ihm hin und flüſterte: „Da ſitzt der Herr Maler, er hat nun ſchon den ſechſten Schoppen hinuntergeſtürzt, und führt ſonderbare Reden.“

Jetzt drehte ſich der in Rede ſtehende um, und als er Erich erblickte, fuhr er mit einem gräßlichen Schrei in die Höhe, alle ſeine Glieder bebten und ſchlotterten am Leibe, ſein Har war verwirrt und hing ihm über die Stirn, das Geſicht fahlgrau mit bleichen Lippen und blutunterlaufenen, blau umrandeten und weit hervorſtehenden Augen. Er hielt ſich mit aller Anſtrengung am Tiſche feſt. Erich überlief ein Grauen, er wollte ſich ihm nähern, der Maler aber taumelte zurück, drückte ſich an die Wand, und ſchrie, mit weit wie zur Abwehr vorgeſtreckten Armen: „Sein Geiſt! Sein Geiſt! Was willſt Du —? Laß mich — ich will beten Dich zu verſöhnen! Oh — oh — oh! Iſt der Andre auch da —?“

„Was haſt Du, Bernhard?“ fragte Erich ruhig, indem er auf ihn zuging.

Bernhard aber ſprang bei Seite, ſchreiend und ächzend, drückte ſich die Wände entlang, hinter vorgehaltenen Tiſchen und Stühlen: „Laß mich — laß mich, ruheloſer Geiſt!“ rief er fortwährend in gräßlicher Verzweiflung. Jetzt war er an der Thür, Erich ergriff ihn am Arme, der Unglückliche aber ſtürzte zu Boden und ächzte: „Willſt Du mich fortſchleppen und mich morden? Du findeſt den Dolch nicht mehr, — ich hab ihn ins Waſſer geworfen, Dein Blut klebte daran — ſie kommen mich zu holen! Immer mehr und mehr — rächende Geiſter!“

Mit letzter Kraftanſtrengung raffte er ſich empor und ſtürzte hinaus. Erich folgte ihm, der Andre aber war ſchon verſchwunden im Gewittertoben der Nacht, er rief Bernhards Namen, aber nur die Winde heulten ihm Antwort, wie rächende Scharen, die einem geächteten Haupte auf der Spur ſind. Eine ſchreckliche Ahnung durchflog Erichs Seele, er fragte den Wirt nach Johannes, ohne etwas über ihn erfahren zu können. Der Wirt erzählte, vor ungefähr zwei Stunden ſei der Maler in dieſem Zuſtande bei ihm eingetreten und habe Wein verlangt. Dann habe er fortwährend Selbſtgeſpräche geführt, aus denen man

nicht habe klug werden können, und einen Schoppen nach dem andern hinuntergestürzt, endlich sei er mit dem Kopfe auf den Tisch gefallen, als wäre er eingeschlafen.

In Erich stieg die Vermutung auf, Bernhard habe ein Verbrechen verübt, und indem seine Gedanken dieses mit Johannes in Verbindung brachten, erstanden fürchterliche Bilder vor seiner Seele.

Der Regen hatte jetzt nachgelassen, die Wolken theilten sich und nur einzelne Haufen flogen noch durch die Luft, wie düstere Nachtpatrouillen, die das Schlachtfeld untersuchen. Erich eilte nach dem Schlosse, drang in Bernhards Zimmer, sein Bett war unberührt, Niemand konnte Auskunft über ihn geben, denn im Schlosse waren in dieser Nacht traurige Dinge geschehen, nach welchen allein sich die Aufmerksamkeit Aller gerichtet hatte. Er eilte durch das Dorf, fragte überall nach Johannes, und überall vergeblich. Da entsann er sich des Fackelscheines, den er in der Nacht auf den Trümmern der Weilburg bemerkt zu haben glaubte, und sogleich wandte er dorthin seine Schritte.

Die Sonne stieg empor, ihr Antlitz noch hinter dunklen Gewölken verbergend, als wolle sie die ganze Verwüstung der Nacht nicht mit einem Male über-

sehen, aber blau und heiter erglänzte schon der Morgenhimmel.

Alle Bergwege waren schlüpfrig und durch rieselnde Bäche fast unwegsam, überall lagen Baumäste umher und erschlagene Vögel zu hunderten, der Fichtenbäume langes Haar triefte, und dazwischen blitzten silberne Tropfen auf, wenn ein zuckender Sonnenstrahl hindurchschoß. Erich ließ den Ruf seiner Stimme hinaustönen, so weit die Luft den Namen des Freundes tragen wollte, er durchsuchte die Trümmer — keine Spur von Johannes. Er durchforschte alle Wege, fragte immer wieder laut rufend alle Schluchten und Thäler — die Winde brachten nur den Widerhall zurück. Jetzt stand er auf der Felsenplatte, der Todessprung genannt, da vernahm er antwortende Stimmen in der Tiefe. Schnell ergriff er die schmiegsamen Zweige eines niederhangenden Baumes, ließ sich an ihnen zu einem tieferen Felsen herab, gleitete, sprang immer weiter hinunter, immer am Gestrüpp sich haltend und vielfach verwundet, endlich konnte er die Rufenden sehen, und er sah den Mathes und den Gemeindehirt — neben einer Leiche knieend. Mit einem Angstruf sprang er zu ihnen hinunter, sie waren um den todten Körper Johannes' beschäftigt. Er hatte zwei tiefe Stichwunden in der Brust, das Regenwasser

hatte ſie ausgewaſchen, blutlos lag er da auf dem kalten, durchrieſelten Moosboden des Waldes. Auch der Mathes war verwundet und hatte den Kopf mit einem Tuche verbunden.

Erich fühlte ſein Blut zu Eis erſtarren, die Stimme verſagte ihm faſt vor Jammer, und indem er ſich über die Leiche des geliebteſten Freundes warf, ächzte er nur mühſam die Worte: „O mein Johannes, mein Johannes! Wer hat mir das gethan? Weh — weh über die gottverfluchte Hand — ich kenne den Mörder!“

Eilig befühlte er die Bruſt, die Stirn, die Hände des Todten — Alles war kalt, die Sele ſchien längſt entflohen. — „Fliege zur Stadt,“ rief er dem Mathes zu, „rufe den Doktor Ulrich, er ſoll gleich kommen, erzähle ihm Alles!“

Der Mathes eilte davon, Erich nahm die Leiche auf den Arm, und ſtürzte mit der geliebten Laſt hinunter nach Heimbach, der Gemeindehirt konnte nicht ſo ſchnell folgen, ſein Hund rannte winſelnd hinterher.

Nach Verlauf einer Stunde erſchien der Doktor Ulrich, und nachdem er den Todten unterſucht hatte, ſagte er achſelzuckend: „Ich komme leider viel zu ſpät, ſelbſt wenn ich gleich nach der entſetzlichen That gekommen wäre — ich hätte kaum etwas ausrichten

können, die beiden Stiche in die Bruſt mußten den Tod herbeiführen. — Ich gehe übrigens ſogleich fort und biete die Gerichte auf," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher Erich am Bette des Entſelten kniete und ſein Antlitz an der Bruſt deſſelben barg —; „ich glaube dem Verbrecher auf der Spur zu ſein, heut früh in der Morgendämmerung hat jener Fremde, der ſeit einiger Zeit in der Stadt wohnt, plötzlich Poſtpferde beſtellt und iſt mit dem Maler Bernhard eiligſt davongereiſ't.

Schnell verband er noch des Mathes leichte Kopfwunde, die durch einen Fall auf einen Stein entſtanden, und durchaus ungefährlich war, und während dem erzählte dieſer Folgendes: „Ja ja," ſagte er, „der Maler muß es geweſen ſein! Ich war geſtern Nacht dem Herrn Johannes nachgegangen, da es denn doch nun 'mal nicht weiter hinausgehen ſollte in die Welt, denn er ſah mir aus, als habe er nichts Gutes mit ſich im Sinne, und ich konnte mir ſchon denken, wie es um ihn beſtellt ſei, denn — — alſo ich ging ihm nach, und ſprach ihm zu, er ſollt' ſich nur kein Leides anthun. Da nahm er mich bei der Hand und ſprach, ich ſollt' da ganz ruhig ſein, er würd' keine Dummheit begehen, er würd' ſchon wiſſen, ſich zu überwinden. Da ging ich weiter, denn das Wetter

bub schon an sich zu rühren. Jetzt mein' ich einen grausigen Schrei zu hören, ich geh schnell zurück und komm' noch zurecht, wie grad Jemand den Herrn Johannes angefaßt hat und drauf stürzt' Der den Abgrund nieder, daß die Aeste unten krachten. Ich geh' auf den Kerl los, der will nach mir stechen, ich faß ihn aber um den Leib — und der vom Wasser glatt gewordne Boden giebt nach, ich fall nieder, und der verdammte Maler, denn ich schwör drauf, daß er's gewesen ist, verschwindet mir im Finstern. Ich lauf 'nauf nach der Burg, mach eine Fackel an, aber der Regen löscht sie aus, ich geh wieder 'nunter, ich find nichts, und blieb drauf die Nacht oben auf der Burg. Erst wie's Tag wurde, da — hab ich Alles gefunden!"

Erschüttert eilte der Doktor nach der Stadt zurück, und kurz darauf erschien der Pfarrer von Hohenfichte, Sabinen an der Hand. Es war ein entsetzliches, trübseliges Wiedersehn.. „Da," rief Erich ihr entgegen, „da liegt Johannes todt, er ist für mich gestorben, ihn hat der Todesstreich getroffen, den eine verruchte Mörderhand mir zugedacht hatte! Ach, Sabine, wehe, wenn sein Blut über uns kommt!"

Sabine hatte keine Worte, ihr Gesicht bedeckend, kniete sie neben Erich an der Leiche nieder.

Bald darauf fuhr ein Wagen vor, der Doktor kam mit Beaten, zugleich mit ihnen im Sturmschritte der Weinbauer. Wüthend fuhr dieser auf Sabinen los: „Wo haſt Du die Nacht geſteckt, nichtsnutzige Dirne? Und Er da, ehrloſer Musje — heda, Rechenſchaft abgelegt, oder Euch ſoll gleich das Kreuzdonnerwetter —!“

Erich ſprang mit rollenden Augen auf, Sabine aber ſagte gefaßt: „Gott iſt mein Zeuge, Vater, ich konnte nicht anders! Du wirſt uns nun nichts mehr anhaben, Erich iſt mein Gemal.“

Der Weinbauer wollte ſie anfaſſen, ſchon erhob er ſeine geballte Fauſt, da ſprang Erich ein und hielt ihn zurück. Der Pfarrer von Hohenfichte erzählte jetzt die Begebenheiten der Nacht, er ſuchte ſeine Handlungsweiſe zu rechtfertigen und den Alten zu begütigen, der aber ſteigerte ſeine Wut mit jeder Minute, er war außer ſich vor Zorn.

Jetzt ſchlug ſich auch Beate ins Mittel. „Nach dem, was vorgefallen iſt,“ ſagte ſie, „machen wir durch thörichte Starrköpfigkeit Alles ſchlimmer. Ich bekenne, auch ich war gegen Erichs Wahl eingenommen, das iſt vorbei, ich billige ſie jetzt von Herzen. Zerreißen Sie Erichs Herz nicht noch mehr, Weinbauer, er hat dieſe Nacht einen ſchrecklichen Verluſt

gehabt, und Ihr armes Kind hat mit ihr Theil daran zu tragen. Die jungen Leute sind vermält, ein achtbarer Mann hat ihren Bund eingesegnet, mit Eurer Weigerung richtet Ihr nichts mehr aus, also seid vernünftig und gebt Eure Einwilligung.“

„Oho, Madam!“ schrie der wütende Alte; „das wär mir ein Spaß! Ich richt' nichts mehr aus? Das wollen wir sehn! Zwingen hat man mich wollen, ich bin ein dummer Bauer, da hat man mir was vormachen wollen. Da ist das liederliche Volk durchgegangen mit einander — holla! ich richt' nichts mehr aus? So geb ich Euch meinen Fluch in die Ehe, da seht, wie Ihr mit zurechte kommt!“

Wüthend, mit geballt erhobener Faust hatte er die Worte gerufen, dann schritt er aus dem Zimmer und warf die Thür krachend hinter sich zu.

Der Doktor ging ihm nach, der Pfarrer von Hohenfichte schritt erschüttert im Zimmer auf und ab, Beate umarmte die weinende Sabine, Erich setzte sich bleich und sprachlos auf die Bettkante des Lagers, wo der todte Freund lag, und stützte erschöpft die Stirn auf die Hand.

Jetzt erschien auch der Vater des Johannes. — —

Was sollen wir die noch folgenden Scenen des Jammers weiter schildern? Uebergehen wir Stunden

und Tage voller Schmerz und Pein, in denen die ganze Gewalt menschlichen Elends durch die Herzen einer kleinen Schar von Menschen ging, gehen wir zu Tagen über, wo der folternde Schmerz sich in lindernde Thränen gelöst hat, und auf dem Rasen des Kirchhofs die frisch gepflanzten Blumen schon die ersten Blätter treiben.

Die Stärke des Gemüts und der Sele zeigt sich erst im Schmerze, wenn das Geschick seine vernichtenden Blize in unseren Kreis geschleudert hat. Nur die Gewalt des natürlichen Todes liegt außer uns, was wir sonst Geschick nennen, ist ein Werk der Menschen. Ihre Thaten mit ihren unabsehbaren Folgen, oft aus dem kleinsten Gedankensprudel, auf dem fruchtbarsten, schönsten Boden entstanden, bilden die vielverzweigte, unzerreißbare Verkettung, die wir Schicksal nennen. Leidenschaft ist die Triebfeder, die im großen All, in der Geschichte der Völker, die Erscheinung und Entwickelung des absoluten Gottesgeistes treibt oder hemmt; Leidenschaft ist, wie im großen, so auch im kleinen Kreise der Menschen die lodernde Flamme, die, sorglich gepflegt, die Sele mit läuternder Glut erfüllt, und die, vernachlässigt, zur vernichtenden Lohe emporraset und ihre Todesfackel schleudert in den kühnen Bau unsrer Hoffnungen.

17.

Der müde Wandrer.

Drei Wochen nach diesen Begebenheiten schritt ein einsamer Wandrer auf der Landstraße hin, mit Stab und Ledertasche, sein Antlitz war bleich, die Wangen eingefallen, und tiefster Gram blickte aus den tiefliegenden, trocken dahinstarrenden Augen. Er hat den Bart unordentlich und buschig wachsen lassen, das Haar hängt wirr um die Schultern, sein ganzes Wesen ist starre Gleichgültigkeit, nur ein hin und wieder tief hervorgezogener Seufzer und ein bittres Lächeln, bringt Kunde von einer schmerzlichen Vergangenheit und von inneren Qualen, die noch der Gegenwart angehören. Wir erkennen in ihm Erich, er hat sich sehr verändert!

Gleichgültig überläuft sein Auge die Gegend um ihn her, obgleich diese wol wert ist, genauer betrachtet zu werden, denn er befindet sich auf dem westlichen Abhange des Odenwaldes, auf der Bergstraße.

Der Odenwald, ein waldiges dunkles Gebirge, bestehend aus Granitblöcken und Sandsteinkegeln, zerklüfteten Schluchtenthälern und fichtenbewachsenen

Höhen, zieht sich zwischen dem Neckar und Main dahin, in einer Entfernung von drei Stunden vom Rhein, östlich reicht es bis zur Tauber und Jart, der Main trennt es im Norden vom Spessart. Als es noch keine Eisenbahnen gab, war dies die Fahrstraße nach dem Süden, hier zog die Schar der Reisenden hinab, wenn sie die Gletscher der Alpen, oder Italiens blauen Himmel begrüßen wollten. Damals war die Bergstraße berühmter als jetzt, sie ist vereinsamt, man sieht sie von der Eisenbahn aus dunkelgrün herdämmern, diese aber bringt den Reisenden im Fluge nach Heidelberg, wohin auch die Bergstraße führt. Wer aber nun so mit einem Male in Heidelberg ist, der besteigt wol die äußersten Hügel des Odenwaldes, über die der bequeme, schöne „Philosophenweg" führt, der Stadt grade gegenüber, die Bergstraße aber läßt er liegen. Heidelberg —! Doch so weit sind wir noch lange nicht.

Die Bergstraße also ist jetzt ein einsamer Weg, wenigstens kein völkerverbindender mehr. Dorf an Dorf reiht sie an einander, über jedes derselben hebt der Odenwald die Reste einer alten Burg. Da ist der Melibokus, der höchste Gipfel des Odenwaldes, da ist die Zwingenburg, da ist über Weinheim ein altes Thurmgemäuer, da ist auch, über Schriesheim, die

alte Strahlenburg, wohin Graf Wetter von Strahl das schöne Käthchen von Heilbronn als seine Gemalin einführte, da sind noch hundert andre.

Erich hatte diese stillere Straße gewählt, weil er nicht zu eilen hatte, weil er dem beflügelnden Ungethüm des Dampfes gern aus dem Wege ging, und den lauten Verkehr der Menschen, der sein todesmüdes Herz zu Boden drückte, vermied.

Bist Du jemals in einer Lage gewesen, lieber Leser, wo Du an Gott und Menschen, wo Du an Dir selbst verzweifeltest, wol, dann wirst Du Erichs Gemütsleiden verstehen. Aller Zauber der purpurn untergehenden Sonne — was scheint er ihn anzugehen? Aller Violenduft und Dämmer, der jetzt die Schluchten des Odenwaldes durchwebt — was ist er für ihn? Kalt und trübe blickt er vor sich hin, als suche sein Blick in dem aufwirbelnden Staubwölkchen, die sein Fuß aufwirft, einen verlornen und begrabnen Sonnengedanken, und das bittre Lächeln seines Mundes scheint eine traurige Selbstverhöhnung zu sein, die rechte Hand führt den Wanderstab, die Linke fährt zuweilen über Stirn und Augen, sie will vielleicht einen vergessenen Ton des Glückes hervordrängen, aber sie kann es nicht, denn das Auge blickt noch eben so starr und finster als zuvor.

Es ist Abend, er ist sehr ermüdet, seine bestaubte Kleidung zeugt von einer langen Wandrung, da biegt er links vom Wege ein, nach dem freundlich ladenden Dörfchen Zwingenberg, das im Grün versteckt, sich im Dunkel an die Berge lehnt, wie ein schläferndes Kind, das müde lächelnd in die Kissen sinkt. Vor Erich her ging ein ebenfalls bestäubter müder Handwerksbursch, der war gegen Erich doch noch glücklich, er konnte noch singen, wenn auch mit schlechter Stimme, und Erich hörte folgendes traurig dahinklingende Lied:

Was soll aus mir werden,
Das sag' mir nur Eins?
Das Wandern währt lange,
Und Geld hab' ich keins.

Und trocken ist die Kehle,
Und müd bin ich auch,
Ach hätt' ich ein Nestlein,
Wie's Vöglein im Strauch!

Da wär's gar behaglich,
Da hätt' ich meine Sie,
Und wenn ich traut denke,
Mir wird, ich weiß nicht wie!

Da hätt' ich mein' Herberg
Die liebe lange Nacht,
Da hätt' ich die Sorgen
Den Herzen ausgelacht.

Kein Geld, keine Herberg,
Und auch keine Sie —
Ach, Wandern, ach Wandern,
Was machst mir für Müh!

Erich hatte den Handwerksburschen bald erreicht, dieser zog den Hut tief vor ihm ab, und bettelte ihn an.

Der Glückliche! dachte Erich, er kann doch betteln! Er hat doch eine bestimmte kleine Sorge, um die sich seine Gedanken drehen, und der er durch Betteln abhelfen kann, dann kann er die ganze Nacht, wenn auch auf harter Streu, gesund und erquicklich schlafen. O, wer doch auch betteln könnte!

Das unerwartet große Geldstück, welches der Bursch von Erich erhalten hatte, machte ihn gesprächig, er erzählte Erich von schlechten Herbergen, wie man ihm oft so übel mitgespielt, wie die Meister ihn oft so schlecht behandelt und ihm den mühsam erarbeiteten Lohn vorenthalten hätten. Seine Hauptklage aber erging sich über seine Armut. Erich hörte ihm schweigend zu, nahm ihn in Zwingenberg mit in das Wirtshaus, wo er zu Nacht einkehrte, ließ ihm Wein geben und schenkte ihm einen Thaler. Der arme Bursche war ganz glückselig, konnte nicht aufhören zu danken, und behauptete seit lange keinen so guten Men-

schen gesehn, und keinen so guten Abend erlebt zu haben. Er ließ sich Essen und Wein schmecken und Erich konnte ihn nicht ohne stillen Neid betrachten. Wie leicht war es ihm geworden, diesen Menschen zu beglücken, ihm, der sich so wenig beglückt fühlte!

Plötzlich sprang der Handwerksbursche auf und rief: „Halt, bald hätte ich was vergessen!“ Er öffnete sein Ränzel, langte eine sauber gestickte Brieftasche heraus und wies sie Erich vor, mit der Frage, ob er sie vielleicht verloren habe, er selbst habe sie gestern gefunden. Erich betrachtete sie gleichgültig, ohne sie in die Hand zu nehmen, sie gehörte ihm nicht. Eine Visitenkarte fiel heraus, auch dieser widmete er keine Aufmerksamkeit, der Wirt aber betrachtete sie, schien sich zu besinnen und langte das Fremdenbuch hervor, dann suchte er mit dem Finger unter den eingeschriebenen Namen und sagte: „Richtig, hier steht's, es ist derselbe ausländische Name, vorgestern war der Herr die Nacht hier — Arthur Mac Kenneth, las er, langsam buchstabirend.

Wie das Zucken eines elektrischen Schlages, so fühlte Erich die Nennung dieses Namens auf sich wirken. „Wo steht der Name?“ rief er aufspringend; „wann war der Mann hier? War noch Jemand mit ihm?“ —

Der Wirt starrte ihn erstaunt an und sagte: der fremde Herr sei vorgestern Nacht hier gewesen und zwar allein, am andern Morgen aber sei er nach dem Odenwalde aufgebrochen, er habe einen Führer über den Melibokus und Burg Auerbach nach Reichenbach genommen.

„Schafft mir einen Führer, der mich noch in dieser Nacht nach Reichenbach bringt!" sagte Erich hastig.

Der Wirt sah ihn groß an, dann stellte er ihm vor, daß das ganz unmöglich wäre, die Wege durch den Odenwald wären Nachts zu gefährlich, kein Führer ließe sich dazu her. Erich bot doppelten und dreifachen Lohn. Dem Wirt war natürlich daran gelegen, einen so splendiden Reisenden, der sein Geld sogar an einen lumpigen Handwerksburschen verschwendete, zu Nacht unter seinem Dache zu behalten, er fuhr daher fort, das Ansinnen Erichs als gar nicht ausführbar darzustellen. „Was denken Sie denn auch," sagte er, „der Herr ist vorgestern früh von hier weggegangen, bis Reichenbach sind's nur sechs Stunden, da konnte er zu Mittag gut da sein, und nun ist er gewiß über alle Berge, denn er sah nicht aus, als wolle er lange an einem Orte verweilen." Dann erzählte er, wie schön und luftig das Zimmerchen sei,

das er für Erich habe einrichten lassen, und mehr dergleichen, während Erich nach jener Brieftasche gegriffen hatte und sie nun durchsuchte. Es lagen Briefe drin aus England, Edinburg und Paris, sie konnten nichts für ihn Wichtiges enthalten, er legte sie ungelesen wieder hinein.

Er mußte sich in die Unmöglichkeit schicken, heute der Spur des Schotten zu folgen — oh, wie brannte er darauf, seiner habhaft werden zu können; denn auf ihn mußte ein großer Theil der Schuld jener schrecklichen That fallen, die an Johannes ausgeübt worden war, die plötzliche Abreise in jener Schreckensnacht schien dies nur zu bestätigen. Erich begab sich auf sein Zimmer, aber der Schlaf floh ihn, er durchwachte eine ruhelose, ihm ewig dünkende Nacht, gegen Morgen sank er in einen Schlummer, aus dem er durch die Nachricht geweckt wurde, daß der Führer, den er auf Sonnenaufgang bestellt hätte, seiner bereits harre.

Er machte sich alsbald auf den Weg, und schärfte dem Führer ein, ihn auf gradem Wege nach Reichenbach zu bringen. Er hatte Not demselben glaublich zu machen, daß er nicht gekommen sei, um Berge zu besteigen und Aussichten zu betrachten, ja er verbat sich von dem Führer jegliche Unterhaltung mit welcher dieser ihm bereits den Weg zu würzen begann, so

daß derselbe für sich den Kopf schüttelte und dachte, das müsse wol ein Engländer sein, der einen Sparren im Kopfe habe. So wurde denn der Melibokus und das Auerbacher Schloß, ein altes Gemäuer, das Karl der Große gebaut haben soll, liegen gelassen, ebenso alles Uebrige, was der Reisende sonst mit Aufmerksamkeit hier zu betrachten pflegt.

Eine Stunde vom Melibokus entfernt ist der Felsberg, von dessen Gipfel herab, bis gegen Reichenbach hin, sich das sogenannte Felsenmeer hinzieht. Es ist dies eine ungeheure Masse von Granitblöcken und Felsen, wild durcheinander geworfen, kahl und unzugänglich für die kräftigere Vegetation. Es wird von den Einen für eine herabgestürzte und zerschellte Felsenlawine gehalten, von Andern für einen ausgebrannten, und später von Wasserströmungen ausgewaschenen Krater. Es ist dies nicht unwahrscheinlich, denn die vulkanische Natur des Odenwaldes tritt überall hervor, die Bewohner bilden sich noch heut ein, daß von gewissen Bergkegeln zu gewissen Zeiten Rauch aufsteige, was freilich nur dann heutzutage noch wahrscheinlich ist, wenn man oben ein Feuer anzündet. Wir Heidelberger Studenten haben vor Jahren oft genug auf diesen Bergen die Nächte hindurch kampirt, ein Esel trug ein Fäßchen Bier

hinauf, die Trinkhörner trugen wir an der Seite, und so um ein Reisigfeuer gelagert, waren wir dann selber junge Vulkane, deren Köpfe vor innerer Glut rauchten. —

Das Felsenmeer nun hat seinen Namen nicht vom Wasser, denn dies wird im Odenwald nur durch sehr kleine, aber sehr lebendige und kristallhelle Bäche vertreten, sondern von den wogenhaft übereinander und nebeneinander geschichteten Granitmassen, als sei ein vom Sturme aufgewühltes Meer durch ein Zauberwort hier plötzlich versteint, um in ewiger Ruhe kalt und starr da zu liegen. Ein Weg führt durch dieses Felsenmeer nicht, nur elastisch geschmeidigen Jugendfüßen ist es vergönnt hier umherzuklettern. Legt man aber sein Ohr an die überall klaffenden Felsenspalten, so vernimmt man aus der Tiefe das dumpfe Rauschen und Plätschern verborgener Gießbäche, als läge da unten noch eine dunkle unzugängliche Welt, aus welcher hier und dort eine Sumpfpflanze langhalsig, schlangengleich und verwundert über das ungewohnte Sonnenlicht, hervorguckt. —

Erich stand jetzt auf der nördlichen Spitze, wo der Weg vorüber führt, da gewahrte er einen Mann, der langsam, aber mit sicherem Fuße, zwischen dem Ge-

ſtein umherſchritt — mit einem jauchzenden Racheſchrei erkannte er den Schotten.

Dieſer hatte den Ruf gehört, erblickte jetzt auch ſeinerſeits Erich, und beflügelte ſeine Schritte ihm entgegen. Erich ſtürzte mit wilden Blicken auf ihn zu, packte ihn bei der Bruſt, und ſchrie: „Treffe ich Dich, Mörder? Wo haſt Du Deinen Schandgenoſſen? Steh mir Rede, Böſewicht, Du entfliehſt mir jetzt nicht!“

Arthur ſah ihn mit einem feſten, ruhigen Blicke an, machte Erichs Hand von ſeiner Bruſt los, und ſagte: „Ich habe kein Theil an jener entſetzlichen That, ſie fällt ganz allein auf jenen unglücklichen Maler Bernhard. Beruhigen Sie ſich. Ich war ſelbſt in Heimbach und in der Stadt; die über jene That eingeleitete gerichtliche Unterſuchung hat mich auch äußerlich von jedem Verdacht der Theilnahme daran freigeſprochen, ich habe jene ganze Nacht im Schloſſe Weilburg neben der Leiche des Grafen und dem Krankenbette Coronas zugebracht.

Die Ruhe des Schotten und der zuverſichtliche Ton ſeiner Stimme wirkten beſänftigend auf Erich. „Wo iſt Bernhard?“ fragte er.

„Im Irrenhauſe.“

Erich ſchauderte. „Können Sie ſich ſo weit be-

ruhigen," fuhr der Schotte fort, „eine Erzählung von mir anzuhören, so sollen Sie in kurzen Worten eine Geschichte erfahren, die, obgleich an sich entsetzlich genug, Sie doch mit mir versöhnen wird. Es ist mir lieb, daß ich Sie doch noch gefunden habe, ehe ich Deutschland für immer verlasse, ich habe Sie vergeblich gesucht, da ich Ihnen noch Manches mitzutheilen habe, und nicht gern in Unfrieden von Ihnen scheiden möchte."

Indem Beide vorwärts schritten, verließen sie das Felsenmeer und schlugen den Pfad ein nach dem Felsberge. Auf dem Felsberge steht ein Försterhaus, das zugleich Wirtshaus ist, dort hatte Arthur die letzte Nacht zugebracht, sein geringes Reisegepäck befand sich noch daselbst. Erichs Führer wurde zurückgeschickt, und Arthur fuhr fort zu sprechen:

„Hören Sie mich an, Sie werden mir dann nicht länger zürnen."

„Als ich Sie einst in der Schweiz kennen lernte, und Sie damals störend in mein Verhältniß zu Corona eintraten, hatte ich doch keinen Groll gegen Sie, denn ich hatte von Anfang an gesehen, daß das ganze Bemühen unseren Kreis durch Sie zu erweitern, allein von Corona ausging. Jene Scene in Zürich, auf dem Balkone, will ich übergehen, ich hatte sie wol

beobachtet. Corona löſte darauf ſelbſt unſer Verhältniß, ich war ſehr unglücklich darüber, ich reiſte Ihnen nach, denn ich glaubte durch Sie vielleicht die Sache wieder in's Gleiche bringen zu können, in Bingen war ich Ihnen auf der Spur, dann waren Sie wieder verſchwunden. Ich reiſte nach Paris, wohin der Graf Weilburg mit Corona gegangen war, ſie blieb feſt in ihrer Weigerung. Dennoch gab ich die Hoffnung nicht auf, ſie wieder zu gewinnen, ich näherte mich dem Weilburgſchen Stammſchloſſe, und wohnte in derſelben Stadt, die auch Ihnen kurze Zeit zum Aufenthalt gedient hat. Doch wollte ich es vermeiden gleich erkannt zu werden, ich blieb daher am Tage zu Haus und ging nur Nachts aus, wo mich dann meine Schritte meiſt zu jener alten Ruine Weilburg führten. Von Ihrer Anweſenheit erfuhr ich leider zu ſpät, ſonſt würde ich ſie mir mehr zu Nutze gemacht haben, auch wurde ich auf Sie erſt durch eine Perſon aufmerkſam gemacht, deren Bekanntſchaft ich vielfach zu beklagen Urſache hatte. Es war der Maler Bernhard. Dieſer verläumdete Sie bei mir auf jede Weiſe, er ſchilderte mir Ihren Charakter von der abſchreckendſten Seite. In jener Schreckensnacht kam er zu mir geſtürzt, Corona laſſe mich rufen, ſagte er. Sie waren bei jener Scene im Ahnenſal des Schloſſes gegenwär-

tig, als der Kammerdiener uns die Nachricht vom Tode des Grafen brachte. Dieser war auf ganz plötzliche Weise herbeigeführt worden. Ich eilte hinunter und fand den Pfarrer von Bergenthal noch bei der Leiche. Dieser erzählte mir, er sei gekommen, um dem Grafen einige Papiere seines Vorgängers im Amte, bei dem er sich schon lange als Adjunkt aufgehalten habe, zu überreichen. In diesen Papieren sei die Nachricht enthalten gewesen, daß der Maler Bernhard — des Grafen natürlicher Sohn sei. Ich rede die Wahrheit! Der verstorbene Pfarrer habe hier einige Notizen über das Schicksal der Mutter des Malers, die längst gestorben sei, aufgezeichnet, sie sei ein Mädchen gewesen, das der Graf wahrhaft geliebt, endlich aber doch habe aufgeben müssen. Jetzt nun, erzählte der Pfarrer von Bergendorf weiter, da er gehört habe, daß der Graf seinen Sohn zu sich genommen habe, wollte er ihm auch diese Papiere nicht mehr vorenthalten. Hierauf habe der Graf ein langes Gespräch mit ihm gehabt und ihm am Schlusse desselben einige alte Pergamente vorweisen wollen. Die Pergamente waren nicht an ihrem bewußten Platze, den Grafen rührte der Schlag vor Schreck. O ich weiß, wer sie fortgenommen hatte, lassen Sie mich nur weiter erzählen!“

Arthur athmete tief auf, und fuhr fort: „Ein Diener erſchien und meldete mir, ich müſſe augenblicklich nach der Stadt, der Maler Bernhard laſſe mich rufen. Ich war unſchlüſſig, was ich thun ſollte, denn auch Corona rang mit dem Tode, da ich ihr aber durchaus nichts helfen konnte, und die Perſon des Malers ein neues Intereſſe für mich gewonnen hatte, empfahl ich Corona der Sorge des Hausarztes, und folgte dem Rufe Bernhards. Ich war entſetzt über ſeine Verwandlung, als ich ihn erblickte. Vor der Thür ſtand ein Wagen mit Poſtpferden, er ſtürzte auf mich zu, ſchilderte mir eine ſchreckliche Gefahr, in welcher wir uns befänden, wenn wir nicht die Flucht ergriffen, er drängte mich in den Wagen, und fort ging es, indem der Morgen eben anbrechen wollte. Im Wagen brach ſich ein entſetzliches Geſtändniß Bahn über ſeine Lippen, er erzählte mir, er habe Sie und Ihren Freund Johannes ermordet, man ſetze ihm nach und auch mir, denn man glaube auch mich dabei betheiligt. Ich wollte halten und den Poſtillon umkehren laſſen, Bernhard ſchrie und eiferte dagegen, ſchon aber nahm ich noch Schlimmeres an ihm wahr, ich bemerkte die Anzeichen ausbrechenden Wahnſinns. Bald war ich meiner Sache gewiß, in einem Städtchen, durch welches unſer Wagen eben rollte, ließ ich

ſchnell einen Arzt rufen, dieſer beſtätigte meine Vermutung, ich übergab ihn ſeiner Obhut und er brachte ihn, mit gehörigen Mitteln von mir verſehen, in eine Irrenanſtalt.

Ich ſelber kehrte um nach Weilburg. Dort erfuhr ich, daß Bernhards That nur zur Hälfte wahr ſei, Corona fand ich in wilden Phantaſien eines Nervenfiebers. Nach einigen Tagen ließ ſie mich zu ſich rufen. Sie war ruhiger geworden und ſagte mir, ſie fühle, daß ſie dem Tode entgegen gehe. Sie bat mich, ihr all ihr Unrecht zu verzeihen — ſie war ſo ſanft und hingebend! Nur der Gedanke, an dem Tode ihres Vaters ſchuld zu ſein, da ſie die Pergamente habe entwenden laſſen, machte ihr ſchreckliche Pein. Ich wich nun nicht mehr von ihrem Krankenlager, ſie wollte auch ſonſt Niemand um ſich leiden, nach wenigen Tagen war ſie hin, ſie ſtarb in meinen Armen.“

Große Tropfen ſtanden an Arthurs Stirn, als Beide jetzt vor dem Förſterhauſe auf dem Felsberge angelangt waren. „Ich bin noch nicht ganz fertig,“ fuhr er fort, „warten Sie einen Augenblick“. Er ging in das Haus, und bald darauf wieder kommend, ſagte er: „Nehmen Sie dies hier, Corona hat es mir wenige Stunden vor ihrem Tode für Sie überreicht,

ſie hat viel von Ihnen geſprochen, dieſe Kleinigkeit hat ſie in früheren Tagen für Sie gearbeitet, ſie will Ihnen jetzt dadurch ein verſöhnendes Lebewohl ſagen.“

Erich beſah das ihm von Arthur Eingehändigte. Es war ein kleines Etui zu Viſitenkarten, auf der einen Seite war auf dunkelblauem Sammt das Sternbild des Orion in Gold geſtickt, auf der andern Seite ebenſo auf blauem Grunde der Buchſtabe C. Inwendig lag ein kleiner Zettel von Coronas Hand. — „Leben Sie wohl, Orion,“ ſo ſchrieb ſie, „und verzeihen Sie einer Sterbenden, die Sie ſehr geliebt hat. Ihnen ſoll das, was wir zuſammen erlebten, keine Minute verbittern, und geht es Ihnen einſt wohl, ſo denken Sie mein, ich nehme Ihr Bild unverlöſchlich mit hinüber. Corona Weilburg.“ — — —

Schweigend ſaßen Arthur und Erich lange gegenüber, Beide ließen ſtumm die Bilder der Vergangenheit an ihrer Sele vorüberziehen. Und wie bunt, wie vielfältig waren dieſe Bilder! Ein ſtiller Frieden umgab die erſten, ihr Glanz ſteigerte ſich durch ſtufenweis errungenes Glück zum Gipfel aller Wonne, dann legte ſich dämmerndes Gewölk auf die nächſten, um endlich allem Todesſchmerze durch einen tiefen Seufzer Luft zu machen.

Nach einer Stunde ſtand Arthur auf und fragte: „Wohin führt Sie Ihr Weg?“

„Nach Italien.“

„Wohl, ſo trennen ſich unſre Wege. Sie gehen der Sonne des Südens entgegen, mag ſie Ihre Schmerzen lindern! Ich gehe nach Schottland zurück, wo ich meine Stammgüter wieder habe ankaufen laſſen; dort in den Bergen des Nordens will ich durch reges Wirken und Schaffen zu übertäuben ſuchen, was ich nicht vergeſſen kann. Nur noch bis Heidelberg gehe ich heut, dort habe ich Briefe aus meinem Vaterlande in Empfang zu nehmen, dann wende ich mich zurück nach Norden. Werden wir uns in dieſem Leben wiederſehn? Es iſt nicht wahrſcheinlich. Laſſen Sie uns denn als Freunde ſcheiden! Waren wir doch beide, wenn auch mit ungleich ſtarken Banden, an ein Weſen geknüpft, das unvergeßlich in unſre Zukunft hinüber ragen wird, haben wir doch zuſammen gute und trübe Tage geſehn, die Epoche machen in unſrem Leben. Leben Sie denn wohl, Orion — ich nenne Sie bei dieſem Namen, der ſo bedeutendes Gewicht für mein Leben gehabt hat — leben Sie wohl, und denken Sie mein ohne Groll, wie ich Sie denn ſtets zu den Menſchen rechnen werde, die mir

vorzüglich nahe ſtehen, trotz der Entfernung, die Länder und Meer bald zwiſchen uns legen werden!“

„Gebe Ihnen der Himmel noch viel gute Tage,“ entgegnete Erich, indem er ſeine Hand in die Arthurs legte, ich werde oft an Sie denken. Leben Sie wohl!“

Arthur Mac Kenneth rief nach ſeinem Führer, und verſchwand mit dieſem bald darauf im Dunkel der Tannen. —

Erich war wieder allein. Er überdachte von Neuem ſeine Vergangenheit, denn nur hier fand er Punkte, wo er anknüpfen konnte, Gegenwart und Zukunft zeigten ihm eben nur eine öde nebelhafte Ferne, eine unfruchtbare Fläche, er mußte, wie ein verbannter Auswandrer in ein wüſtes Land, mitnehmen was er irgend beſaß, denn da draußen glaubte er nichts als Oede und Wüſtenei zu finden. Als ein fröhlicher junger Wandrer war er in jenes Thal gekommen, wo er ſo viel Beglückendes und Erſchütterndes erleben ſollte, und jetzt war er ein Mann geworden, und mußte ruhelos wieder hinaus in die weite Welt. Der Freund war ihm geſtorben, ach wie viel hatte er mit ihm zu Grabe getragen! Auch die Geliebte hatte er verlaſſen müſſen. Alle hatten den Weinbauer mit Bitten und Vorſtellungen beſtürmt, er war ſtarr und

unzugänglich geblieben, ja alle Bitten hatten ihn noch mehr verhärtet, er war bei seinem Fluch geblieben, er hatte seine Tochter verstößen. Beate hatte sich sogleich erboten, Sabinen als eine Schwester gänzlich zu sich zu nehmen, da es aber nicht ratsam war, daß Vater und Tochter in diesem Augenblick unter solchen Verhältnissen in Einer Stadt miteinander wohnten, so gewann der Vorschlag des Pfarrers von Hohenfichte die Oberhand, daß Sabine in seinem Hause bis auf Weiteres ein freundliches Asyl finden solle. Dorthin war sie bereits abgereist, Erich war ihr gefolgt und beschwor sie mit ihm zu gehen, wohin es auch sei.

„Nein," sagte Sabine, „wir würden dem Unglück entgegen gehen, Erich. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häusern, uns wird es nicht so gut, auf unsrer Liebe lastet des Vaters Fluch. Gute Menschen haben mir ihr Haus geöffnet, ich will für sie arbeiten, da mich mein Vater verstoßen hat. Geh Du in die Welt, Erich! Ich bin Dein Weib, vor Gott und Menschen bin ich Dir angetraut, ich werde ewig Deine treue Sabine bleiben, und von der Liebe zu Dir nicht ablassen, aber folgen darf ich Dir jetzt nicht. Geh in die Welt Erich, die Zeit kann meines Vaters Zorn vielleicht besänftigen, und kommst Du nach Jahren

einſt zurück, und er will ſeinen Fluch in Segen verwandeln, dann findeſt Du mich, wie ich von Dir geſchieden war, Dein treues Weib. Bis dahin, Erich, müſſen wir uns trennen. Du haſt ja ſelbſt einſt geſagt, man müſſe auch alle Traurigkeit zu ertragen wiſſen, ertrage ſie nun, Erich, es iſt unſre Prüfungszeit!"

Sabine blieb feſt, ſie hatte etwas von dem ſtarken Charakter ihres Vaters, wenn auch gemildert und auf das ächt Weibliche übertragen.

Beate und Ulrich redeten Erich zu, er ſolle ſeine Reiſe nach Italien antreten, die er lange ſchon im Sinne gehabt habe, und ſo mußte er ſich denn entſchließen, er nahm vom Grabe des Freundes und von der Geliebten Abſchied und ging fort. Vom nächſten Hügel blickte er noch Einmal zurück nach dem Pfarrhauſe zu Hohenfichte, er ſah im Giebelfenſter Sabinen ſtehn, ſie winkte mit dem Tuche. Aber ſie winkte ihm nicht zurück, ſie hieß ihn weiter ziehn, und ein Traum kam ihm in den Sinn, den er einſt in jener Nacht auf der Felſenplatte des „Todesſprungs" gehabt hatte. Auch damals ſah er Sabinen mit einem Tuche wehen, während das Bild Coronas nach dem über ihr ſtehenden Sternbilde des Orion zeigte.

Drei Wochen waren ſeit dem Tage des Abſchieds

von Sabinen vergangen, drei Monate seit seinem Eintritt in das Haus seiner Schwester, wie hatte ihn die kurze Zeit verwandelt! Die Kapelle, die er hatte bauen sollen, war nicht fertig geworden — nicht fertig! Es war ja nicht einmal der Grundstein dazu gelegt, nur der Schutt der Vergangenheit war bei Seite geräumt worden.

Jetzt war es Spätherbst, nur wenig gelbes Laub hing noch an den Bäumen, das dünne Moos an den Stämmen schillerte in nassem Grün, gepart mit weißen Baumflechten, als wollte es sagen: Das Laub ist hin, die Frucht ist gefallen, nun kommen wir heran, das Geschlecht der kriechenden Sorgen, die mit ihrer Farbe an den Frühling erinnern, aber mit ihren Wurzeln dem entblößten Stamme die Lebenskraft aussaugen! Es ist ein trauriger Anblick, wenn man, nachdem das letzte Laub herabgefallen ist, nun der Natur gleichsam hinter die Coulissen sieht. Auf der lichtstrahlenden Naturbühne des Sommers leuchtet aus jedem Winkel des grünen Gezweigs die Ahnung phantastischen Märchenspiels hervor, ist aber die Zeit des Glanzes vorüber, werden die Lichter ausgelöscht, dann liegt alle die strahlende bunte Kleidung da, als abgenutzte, zerrissne, ekelhafte Fetzen. — —

Da stand nun Erich, ein müder, trübseliger

Wandrer, dem Sorge und Kummer verzehrend am Herzen nagte. Sein Schmerz äußerte ſich nicht in jener ſchlaffen, thränenreichen Verſchwommenheit, thränenlos hatte er den Freund begraben, thränenlos die Geliebte verlaſſen; was ihn erfüllte, war jener bittre Trotz und Hohn, der dem Himmel wild entgegenruft: Jetzt verſuche Deine Gewalt an mir, Du kannſt mir nicht mehr nehmen, als Du mir ſchon genommen haſt! Konnte er doch an Sabinen nicht ohne einen leiſen Groll denken, da ſie ſich geweigert hatte, ihm zu folgen.

Allein und ohne Freund ſchritt er dahin, Italiens Himmel lockte ihn nicht, er wanderte langſam, um ſo lange als möglich die dunklen Fichtenwälder Deutſchlands um ſich zu ſehen, die einſamſten, menſchenleerſten Wege waren ihm die liebſten, wo er ungeſtört mit ſeinen dunklen, nicht zu bannenden Gedanken verkehren konnte. Sein Weg iſt weit, ſeine Tage reizlos und trübe — wie wird ſeine Heimkehr ins Vaterland ſein? —

18.

Die letzten Ereigniſſe.

Wie ſehr hat ſich der Kreis von Menſchen zerſtreut, in welchem ſich unſre Erzählung bewegte. Nach Norden und Süden ſind die Einen geflohen, die Andern haben gänzlich dieſe Welt verlaſſen, und zwiſchen Trauer um den Verluſt und ſtiller Hoffnung, ſind die Daheimgebliebenen doch weder alle vereint in ihrer Sehnſucht, noch in ihrem Umgang.

Wir haben den Leſer ſeit dem vorigen Capitel ſchon daran gewöhnt, Sprünge zu machen, und ſo führen wir ihn denn jetzt über einen noch viel größeren Zeitabſchnitt hinweg, während deſſen wir ihm die verſchiedne Lage unſrer Freunde gleichſam aus der Vogelperſpektive zeigen. Denn ein Jahr iſt vergangen, und dann noch ein halbes, was in dieſen anderthalb Jahren geſchehen iſt, will ich mit kurzen Worten erzählen, und dann führe ich Euch nach — Heidelberg. Wenn Ihr alſo begierig ſeid, bald nach Heidelberg zu kommen, ſo leſet dieſes Capitel ſchnell durch, dann aber iſt auch das Buch zu Ende, und was Ihr Euch dann ſonſt noch Schönes wünſcht, das muß Eure Phantaſie ergänzen. —

Wie verſchieden iſt nun der Schauplatz! Da un-

ten im Süden liegt die Weltstadt, der blaue Himmel Italiens breitet sich über die Siebenhügelstadt, glühend liegt die Sonne über den Orangenwäldern und glänzenden, in Rosen versteckten Villen; über den bedeutungsvollen Trümmern der Vergangenheit und über den kahlen Bergrücken, wo mit goldbraunen Stämmen die Fichte emporragt, und durch das melancholische Rauschen, das durch ihre dürren Zweige geht, einen fremden Wandrer an das ferne Deutschland mahnt.

Und dann sehen wir wieder das schattige Pfarrhaus zu Hohenfichte, auf dem Hügel, zwischen Wald und Wiesenthälern, still und friedlich daliegen. Eine liebliche Mädchengestalt geht durch den Garten, schaut über die Hecke nach dem Kirchhof hinüber, öffnet das Pförtchen und setzt sich auf eine Bank unter einem Holunderstrauch. Dort schlägt sie ein Buch auf und fängt an zu lesen. Es ist Sabine — aber wir staunen über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist. Sie scheint höher und schlanker geworden zu sein, ihre Bewegungen sind von einer Anmut und Leichtigkeit, daß man glauben könnte, hier habe die Alles verändernde Cultur sich als Lehrerin erwiesen, und doch, es ist nichts geschehn, es ist Alles an ihr reine, vollkommne Natur. Eine sanfte Röte liegt auf

ihren Wangen, die Augen blicken groß und schön hinaus, ein stiller, ruhiger Ernst, ohne Schwermut, liegt über die reinen Züge ausgegossen.

Sabine waltet, von Allen geliebt, ja verehrt, im Pfarrhause zu Hohenfichte. Sie hilft der Pfarrerin in allen häuslichen Geschäften, aber nicht mit dem Gefühle einer Dienerin, sondern mit dem einer Freundin. Sie beschäftigt sich gern und viel mit den Kindern, geht mit ihnen aus, lehrt sie, spielt mit ihnen, sie beten Sabinen an. Am liebsten aber beschäftigt sie sich mit dem Pfarrer. Er ist entzückt über des Kindes Gelehrigkeit und sucht ihrer Wißbegierde gern zu genügen und ihr entgegen zu kommen. Als er einst von einem Spaziergange nach Hause kommt, trifft er sie in seinem Arbeitszimmer am geöffneten Bücherschrank, in ein Buch vertieft, stehen. Lächelnd besieht er das Buch, es ist Goethes Hermann und Dorothea. Sie lies't es, und kann nun nicht mehr aufhören zu lesen. Der Pfarrer giebt ihr die Iphigenie, sie drückt ihm dankbar die Hand, als sie es gelesen und sagt: „Ich gebe es Ihnen noch nicht wieder, ich muß es von Neuem lesen.“ — Oft geht der Pfarrer allein mit ihr spazieren, und dann öffnet sich die ganze Flut ihrer reinen Empfindung, sie vertraut ihm wie einem Vater, denn ihr leiblicher Vater

lebt ja nicht mehr für sie. Mit Liebe und Schmerz spricht sie von ihm, der sie verstoßen hat. Von Erich spricht sie mit aller Hingebung und Sehnsucht, sie hat die feste Ueberzeugung, er werde einst wiederkommen, obgleich seine seltnen Briefe noch keinen Zeitpunkt dafür festsetzen. Dabei ist sie bemüht, sich allerlei Kenntnisse anzueignen; „denn," sagt sie, „er will zwar, daß ich bleibe wie ich bin, und wie er es meint, so will ich es auch bleiben, aber ich will so werden, daß ich Alles verstehe, was er sagt, und daß er sich meiner vor Niemand zu schämen braucht!" —

Oft geht sie auf den Kirchhof nach Heimbach. Sie begießt die Blumen auf Johannes' Grabe und bringt frische Kränze dahin, und wenn sie dann an dem Grabe steht und an den fernen Geliebten denkt, ist es ihr, als wehte ein dankbarer, liebevoller Gruß zu ihr herüber. Zuweilen besucht sie auch das Haus des Doktor Ulrich in der Stadt, wo sie stets mit offnen Armen empfangen wird, aber stets kommt sie mit klopfendem Herzen und in Thränen daselbst an, denn sie muß am Hause des Weinbauern vorüber, zu welchem ihr der Eintritt verboten ist. Einige Mal hat sie Versuche gemacht, ihn zu versöhnen, stets aber ist sie hart zurückgestoßen worden.

Der Weinbauer seinerseits sitzt wie der Tiger in

seiner Höhle, starrköpfig, verbissen, vom Morgen bis zum Abend scheltend und hadernd mit seinen Dienstboten. Er scheint ordentlich darauf zu lauern, daß sein Fluch in Erfüllung gehe. Der Pfarrer und der Doktor haben das Ihrige gethan, um seinen Groll zu besänftigen, sie haben nichts ausgerichtet. Aber dieser innere Grimm, der ihn verzehrte, blieb nicht ohne Einwirkung auf seinen sonst so festen Körper, er wurde in kurzer Zeit hinfälliger, ja kränklich, ohne daß sich Jemand unterstehen durfte, darüber ein Wort zu verlieren, und sein bittrer Groll ging mit der Zeit mehr in ein knitterisch mürrisches Wesen über.

Der Mathes ist der Einzige, der die Verbindung Sabinens mit dem Hause des Weinbauern aufrecht erhält, er hinterbringt ihr Alles, was im Hause vorgeht, und obgleich sein Dienst beim Weinbauern kein durchaus angenehmer ist, und er schon oft nach Hohenfichte sich hat verdingen wollen, so bleibt er doch Sabinens wegen in der Stadt, und kommt nur von Zeit zu Zeit zu ihr, um ihr ausführlichen Bericht zu erstatten über den Weinbauern. Er verehrt sie nach wie vor als seine Gebieterin, spricht oft mit ihr von Erichs Wiederkunft, und wie er dann mit ihm zu gehen gedenke in die Welt, auch besucht er oft Johannes Grab in

Heimbach, und begießt die Blumen, die Sabine darauf gepflanzt hat. —

Sehen wir uns im Schlosse Weilburg um, so erhalten wir einen trüben und unbehaglichen Eindruck. Die Familie Weilburg ist ausgestorben, nur eine sehr entfernte Seitenlinie existirt noch, diese lebt in Paris, sie lassen das Schloß, den Park, die ganzen Güter verkaufen, ein reicher Fabrikherr bringt das Schloß an sich. Der Ahnensal wird zu einer großen Rumpelkammer eingerichtet, Familienbilder, altes Mobiliar, Gerätschaften aller Art, mit dem gräflichen Wappen versehen, liegen darin aufgespeichert, dem Staub und den Motten anheim gegeben, während in den einstigen Prachtzimmern die Räder eines großen Maschinenwerks knarren und rasseln. Die betreßten Diener sind verschwunden, Arbeiter mit schwieligen Händen gehen dafür aus und ein, der Park verwildert, nur die Gewächshäuser sind noch in vollem Flor, der einstige gräfliche Gärtner hat sich selbstständig etablirt. — — —

Werfen wir noch einige Blicke hinüber über die Alpen, um auch Erichs Leben zu betrachten. Er lebt still und einsam, ganz in seine Studien vertieft. Sein Zimmer ist schmucklos, ja ärmlich, er könnte sich jede Bequemlichkeit verschaffen, er verschmäht es.

Er vermeidet gern neue Bekanntſchaften, und obgleich ſich viele Künſtler in Rom aufhalten, die er zum Theil auch kennen gelernt hat, geht er doch ihren geſelligen Kreiſen, wie überhaupt ihrem Umgange aus dem Wege. Er iſt Allen ein Rätſel, ſie ſprechen viel von ihm, die Reſultate ſeiner Studien machen vielfaches Aufſehen unter ihnen, ſein Perſon bleibt ihnen unzugänglich. Man zeigt Zeichnungen und Entwürfe von ihm umher, man bewundert ſein Talent, ſeine großartige Auffaſſung, und doch gelingt es Keinem, ein näheres Verhältniß mit ihm anzuknüpfen. Den ganzen Tag über ſitzt er emſig über ſeine Studien, erſt wenn der Abend kommt, verläßt er das Haus, durchwandert die Trümmer einſtiger Prachtwerke, am liebſten ſteigt er auf die Hügel und ſchaut hinüber nach den Apenninen, und ſchickt ſeine Gedanken weit fort in ſein fernes Deutſchland. Zuweilen macht er größere Ausflüge, wo er dann auch wieder fleißig zeichnet. Auf dieſen Wanderungen begleitet ihn meiſt ein Knabe, in deſſen Zügen er eine flüchtige Aehnlichkeit mit Johannes wahrzunehmen glaubt, und dem er den Namen Giovanni gegeben hat. Giovanni trägt ihm dann die Mappe, oder was ſonſt mitgenommen worden iſt. Ruhen ſie dann Abends auf einem Hügel unter einer Pinie oder einem wilden

Lorbeergebüsch aus und sehen die Sonne purpurn verglühen, dann erzählt Erich dem Knaben von den frischen, dämmernden Eichenwäldern Deutschlands, von seinen grünen Wiesenteppichen, von all dem holden Zauber seiner fernen Heimat. Aber Giovanni glaubt ihm nicht, er denkt sich jenseits der Alpen eine wüste, eisige Wildniß, wo in ewiger Nacht nur Bären und Wölfe hausen. Die schwarzäugigen Römerinnen aus jener Straße, in welcher Erich wohnt, und aus den Gegenden, die er zu durchwandern pflegt, beneiden den Knaben Giovanni, sie befragen ihn vielfach, was sein Gebieter treibe, und schütteln die dunkeln Lockenköpfe über den schönen und doch so eiskalten und störrischen Deutschen, der gar kein Gefühl für wahre Schönheit habe.

Erich hatte an Zeichnungen, Plänen, Entwürfen und schriftlichen Aufsätzen Mancherlei an eine deutsche Akademie geschickt. Man war darüber erstaunt und überrascht und schrieb ihm, man erwarte ihn mit Freuden zurück, man habe bereits Mancherlei für ihn zu thun, es werde nur von ihm abhängen, auf ihre Anerbietungen einzugehn.

Einen Monat hatte Erich beschlossen, noch in Rom zu bleiben, da erhielt er eines Tages ein Packet Briefe aus Deutschland. Es waren Briefe von Bea-

ten, dem Pfarrer von Hohenfichte und von Sabinen. Erich küßte die geliebten Schriftzüge, die ihm allen Zauberduft der Heimat herüberbrachten. Wie liebevoll schrieben sie Alle! Als er aber an eine Stelle in Sabinens Briefe kam, jauchzte er laut auf.

„Komm zu uns zurück, Erich, schrieb sie, es wird Alles gut werden. Der Vater ist von einer schweren Krankheit genesen, Dein Schwager hat ihn dem Tode entrissen, ich selbst bin, trotz alles Sträubens von seiner Seite, nicht von seinem Lager gewichen. Als die Krisis vorüber war und er mich an seinem Bette sitzen sah, hieß er mich niederknieen, er legte seine Hand auf mein Haupt und segnete mich und sprach: Ich vergebe Dir Alles, und wenn Dein Gemal wiederkehrt, will ich der Erste sein, der ihm entgegen geht und Dich ihm zuführt. Ach, Erich, mir ist so leicht und beglückt zu Mute, ich möchte die Sonnenstrahlen küssen, die mir in das Zimmer fallen, wo ich dies schreibe! Es ist dieselbe Sonne, die Dir leuchtet, könnte sie auch Dir Freude und Trost ins Herz hinein scheinen. Und nun komm zurück, komm bald zurück, ich sehe Dir mit unnennbarer Sehnsucht entgegen, es fängt ein neues Leben für mich an, und bist Du erst wieder bei mir, ach, Erich, wie soll mein Herz all das Glück fassen!“

Was hielt unsern Freund nun noch in Italien zurück? Eilig packte er auf und verließ die Siebenhügelstadt, in wenigen Tagen hatte er die Alpen wieder überschritten. — — —

Der Frühling ist gekommen über Deutschland. Die Lerchen singen wieder, die grünen Knospenperlen an den Zweigen brechen duftend auf, rotbäckige Kinder reichen am Wege Veilchen und Primelsträußer umher, und in den Büschen des Thals läßt die Nachtigall ihre ersten Töne erklingen. Die Kirschbäume stehen schon in vollem, duftendem Blütenschnee, und die summenden Bienen prüfen die rötlich dämmernden Zweige der Apfelbäume, ob sie nicht bald die Rosenzeit verkünden wollen. Es dringt ein Odem allumfassender Wonne durch die erwachende Welt, an alle Herzen klopft mit Blumenaugen die Natur und spricht tröstend: Lüftet das dumpfe Haus, lüftet die Herzen, der Winter ist ja vorüber und die goldnen Tage sind wieder gekommen! — —

Auf der Höhe des Heidelberger Schlosses, wo aus den epheuumrankten Nischen des riesigen dicken Thurms die steinernen Standbilder Friedrichs V. und Ludwigs V. von der Pfalz in ewiger Ruhe trauern, und die hohen

Linden des Elisabethgartens von viel tausend grünen Flocken übersät, sich im Abendsonnenstrahle baden, hier auf der Höhe steht ein jugendliches Menschenpar, frisch und blühend wie der duftende Frühling rings umher, und schaut wonnetrunken hinab auf das wundervolle weite Land.

Wir sind in Heidelberg! Wißt Ihr, was das heißt: Wir sind in Heidelberg?

Da hebt es sich empor, das Alhambra der Deutschen, der Riesenbau begrabener Geschlechter, die Heidelberger Schloßruine. Gesprengt sind die Thurmkolosse, vom Blitze zerschlagen die stolzen Zinnen, durch alle Fugen drängt sich blühend der Epheu und schlingt sich in immergrünen Gewinden von Baum zu Baum, von Mauer zu Mauer, legt flatternde Laubteppiche in die öden Fensterbogen, umrankt alle Gallerien, hält die morschen, steinernen Götterbilder und Statuen von Kaisern und Pfalzgrafen mit kräftiger Hand zusammen, umwindet die granitnen Säulen, die einst Karls des Großen Palast geschmückt haben, und macht die einstige Fürstenstadt von Palästen zu einem großen, herrlich blühenden Garten. Im Rücken halten die Berge Wacht, von ihrem höchsten Gipfel schaut die Warte des Kaiserstuhls weit in die Länder hinaus. Blickst Du aber ins Thal hinab — o weide

Deine Augen-, Wandrer, kein schöneres Bild tritt so leicht Deinen Blicken entgegen. Da kommt zwischen den Bergen des Odenwalds und den letzten Bergrücken der schwäbischen Alb, der grüne Neckar durch die Felsen getanzt und gesprungen, er ist wie berauscht vom goldnen Licht und Duft des Frühlings, er mag die Berge nicht verlassen, und windet sich, immer neu zögernd, in silbernen Schlangenlinien durch die weite Ebne dem Rheinstrom entgegen. Der dämmert aus weiter Ferne, fast verschwimmend her, und hinter ihm, in violenblauer, rosiger Nebelferne, umschließen den Horizont die Höhenzüge des Haardtgebirges.

Welch ein Meer von Sonnenlicht und Duft webt über diese Trümmer hin! Hierher schickt die ganze Welt ihre Abgesandten. Da ist der grämliche, kümmerliche Krämer von der Themse mit seinem Reisebuche; da ist der genußsüchtige Franzose aus der Maisen d'or, da der transatlantische Republikaner, der bärtige Slave, der Abkömmling der Hellenen und des Ostens gebräunte Söhne. Und Alle stehen hier entzückt beschauend und horchen auf die Gesänge der jungen Musenwelt, die, buntfarbig angethan, über den Trümmern ihre Wonne erklingen läßt.

Und haben wir staunend und sinnend jene Bergstadt zerfallener Paläste durchwandert, wo jeder Thurm

seine thatenreiche Geschichte, jede zerbröckelnde Statue und jeder Pfeiler seine Erinnerungen hat, wo jede Säule sich aus einer sagenreichen Vergangenheit hervorhebt — dann immer aufs Neue treibt es uns hinunter zu blicken auf die sonnigen Gebreite des herrlichen Landes. Wenn hier die Dämmrung ihre Flügel über die Gegend breitet, der Abendhimmel, hell glänzend ausgespannt, die ersten blassen Sternenfunken zeigt, dann ist's, als stiege mit dem Rauschen des Neckars die Poesie lebendig aus der Tiefe, wandelte still von Hügel zu Hügel, stiege hinauf zu den Mauerzinnen des Schlosses, zum lang hingebreiteten Altane und hierher zum Vorsprung der Mauer, wo die Linde ihr Frühlingslaub in den Abendlüften badet. Da ist's, als breitete sie die Arme aus und spräche: Laßt die Zeiten kommen und gehen, ernst oder heiter, mit Schwertergeklirr oder mit Freudengesängen, diese Gegend ist dennoch mein, und meine Jünger finden mich stets hier, ihnen zeige ich mein Eigenthum am schönsten. —

Hier auf der Höhe stehen Erich und Sabine, selig umschlungen schauen sie sich an, und schauen sie hinaus, sie fühlen ganz ihr Glück.

Holen wir kurz noch Einiges aus der jüngsten Vergangenheit nach. Das Wiedersehen übergehen

wir. Der Weinbauer, Ulrich und Beate, der Pfarrer und der Mathes, alle waren zugegen, als Erich und Sabine einander entgegenflogen. Der Weinbauer war nicht nur besänftigt, er war zufrieden. In Hohenfichte war eines Tages eine kleine Gesellschaft versammelt, welche auch durch den Regenwurm und die Hambutte verherrlicht wurde. Die Pfarrerin wollte, Sabine solle noch einmal den Myrtenkranz aufsetzen, sie war nicht dazu zu bewegen, aber noch während des Streites erschien der Gärtner von Weilburg und brachte den, wie er sagte, bestellten Blumenstrauß. Niemand wußte darum, und auf die Frage, wer die Bestellung gemacht habe? nannte er den Mathes. Von ihm kamen die Blumen. Sabine nahm eine weiße Camellie aus dem prachtvollen Strauße und befestigte sie in ihrem blonden Har, vor der Brust hatte sie nur eine Rosenknospe von Johannes' Grabe tragen wollen, jetzt aber mischte sie diese unter eine Auswahl aus jenen übersandten Blumen, schmückte sich, und trat so mit Erich zur Gesellschaft. —

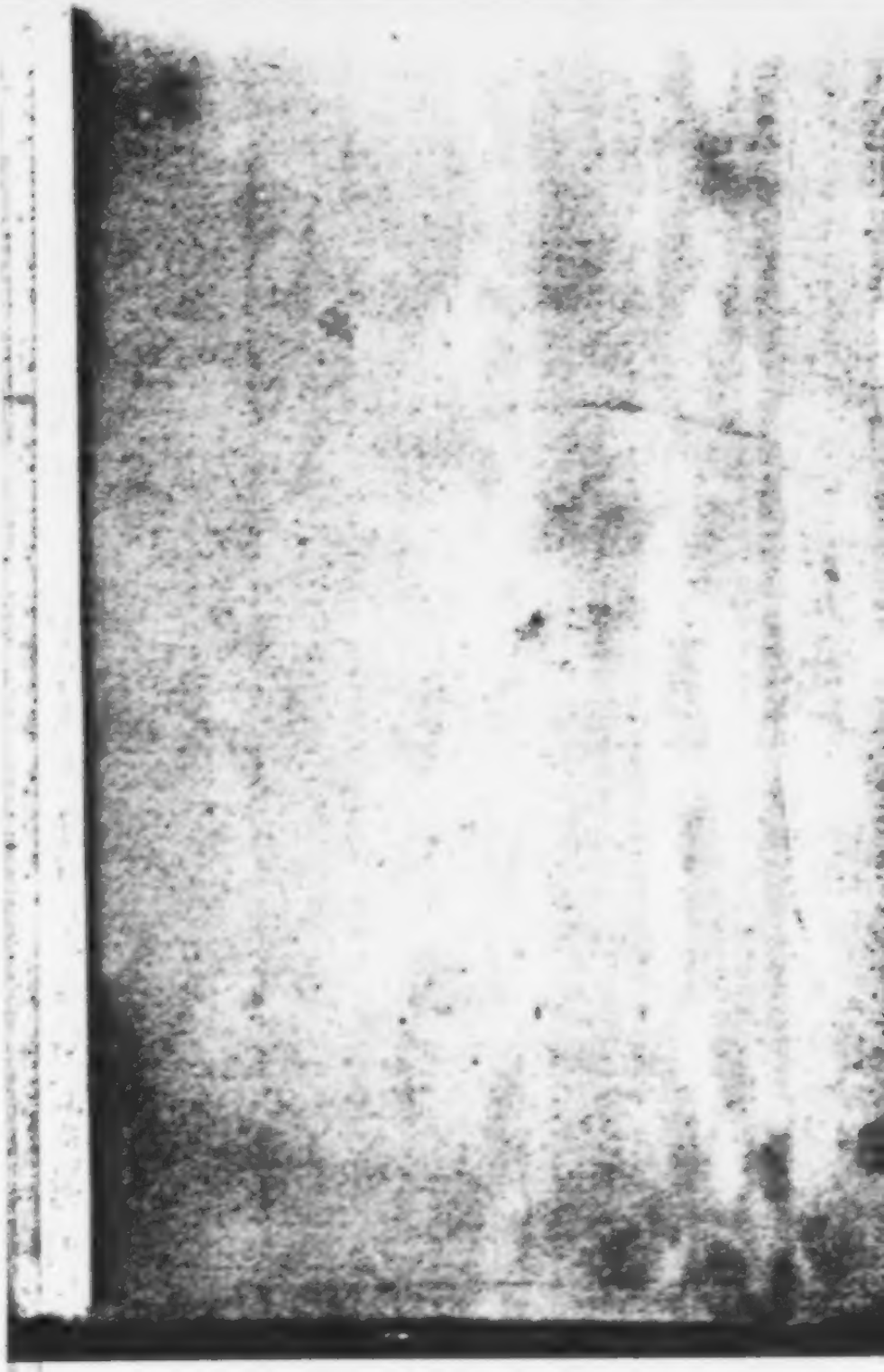
Erich war eine Professur der Kunstgeschichte an einer Akademie angeboten worden, er hatte sie ausgeschlagen und es vorgezogen als Baumeister selbstständig zu wirken, wir kennen ihn darin schon, eine praktische Thätigkeit geht ihm über Alles. Er besitzt ein

reizend gelegenes Landhaus im Rheingau, dem Mathes hat er daneben einen Weinberg und ein Häuschen gekauft, und dieser ist jetzt, da Erich seine Sabine zum ersten Mal in die Welt führt, bereits an seinem neuen Bestimmungsorte, und richtet Alles zum Empfang ein. Mögen sie glücklich in ihrer neuen Heimat anlangen. —

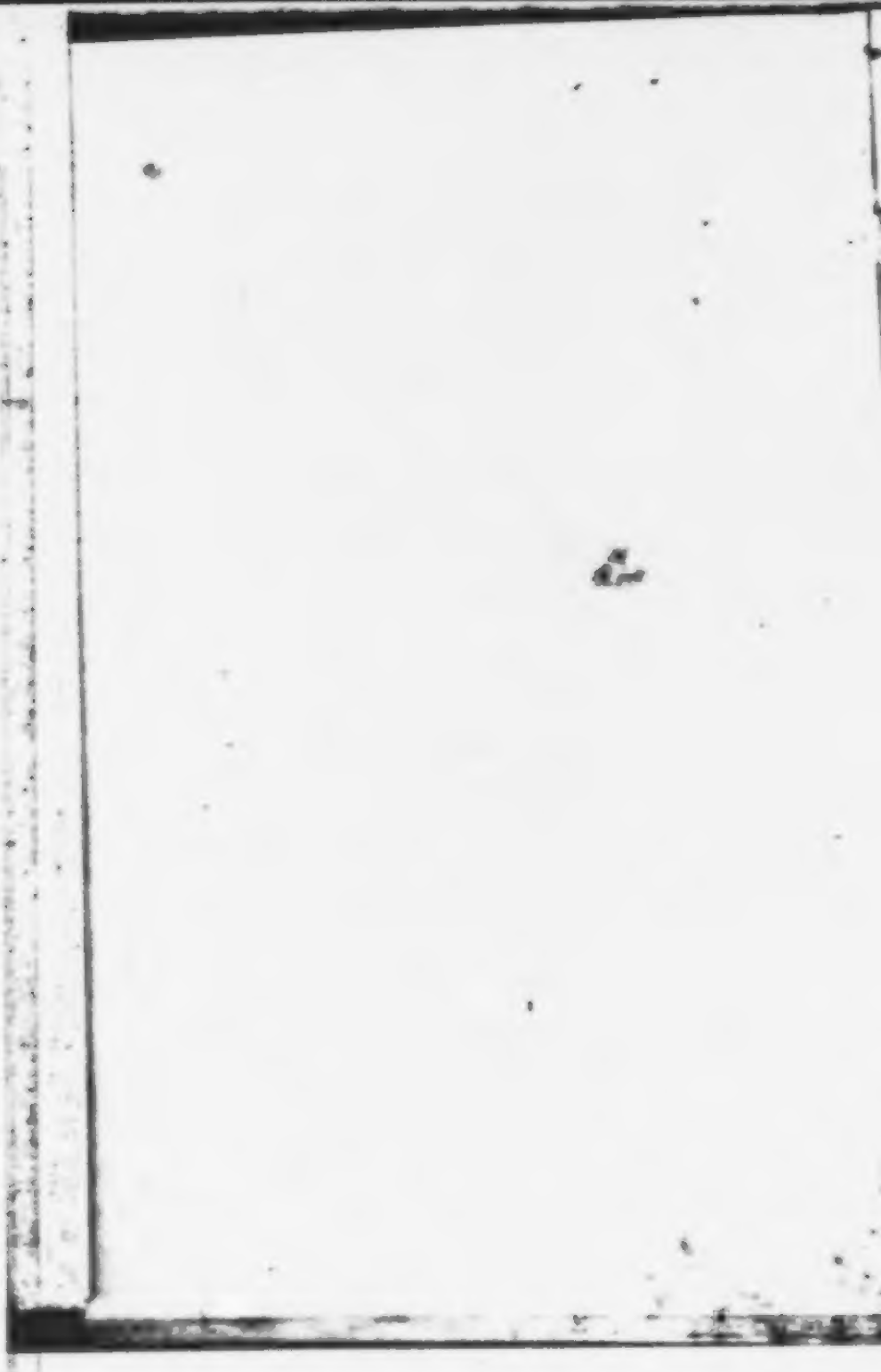
Von dem Gemäuer zerfallner Burgen sehen wir hinab, wie ringsum aus thaufrischen Thälern der Frühlingsduft mit goldnen Schwingen emporweht. Dort oben hat eine Welt ausgelebt, der Wandrer träumt über Trümmern von der Pracht einer fernen Vergangenheit, während drunten die geschäftige Gegenwart mit ihren Dampfkolossen über Ströme und Eisenschienen dahinbraust. Der lebendige Ruf der Gegenwart ist das Gebieterwort, das mit unbedingter Gewalt die Kräfte der Natur aus dem Schlummer rüttelt, das auch aus der Menschenbrust Kraft und Schaffensdrang hervorlockt. Um zerfallene Burgen drängt sich eine sprossende junge Pflanzenwelt; neben dahinsinkenden Geschlechtern der Vorzeit, deren einstige Kraft aufgerieben ist im Kampfe der Leidenschaften, vermodert im Wahn und Aberglauben, steigt das junge Leben der Gegenwart empor, frisch, kräftig, von der Natur erzogen, wie ein Handschlag des

Himmels, für kommende kräftige Geſchlechter. Auf den grünen Raſen geliebter Gräber fällt eine Thräne, der lebendigen Welt aber gehört die Lebenskraft, die im Kampfe ſich losringen ſoll aus den Feſſeln des Wahns, und mit Selbſtvertrauen wirken ſoll am großen Werke: der Wahrheit näher zu kommen und der Natur.

Druck von Otto Wigand in Leipzig



Liederbuch.



Liederbuch

von

Otto Roquette.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stuttgart, bei J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Widmung.

Wem ſoll ich dieſe Liederernte bringen,
Vergangner Himmelstage goldne Spur?
Aus Zeiten, da mit jugendlichen Schwingen
Das Herz geträumt von ſeel'gem Glücke nur:
Aus Stunden, deren wild verwerrnes Ringen
Mit ſtarker Kraft gelöſet die Natur;
Den Schmerz, den Jubelruf aus fernen Tagen,
Wem bring' ich beides nun? So muß ich fragen.

Wir Alle wohl, wenn unſre Seele trunken
Bedeutungsvoller Sterne Macht empfand,
Und wir in Wunſch und Hoffnungstraum verſunken,
So riefen wir, vom Drange übermannt:

O ew'ge Nacht, nur einen Sternenfunken
Gieb mir zu hoher Zukunft Unterpfand! —
Und freundlich hell in Jugendträumen tagte',
Was streng, doch gut, die Wirklichkeit versagte.

Wir nahmen Traum für Leben, nahmen Blüten
Für Frucht, in goldner Unbefangenheit,
Es brachte, da die Blüten welk verglühten,
Entsagung uns das erste bittre Leid.
Wir sahn in ungemessnen Schmerzes Wüten
Den Lindrungsbecher nicht, der schon bereit,
Und fühlten spät erst nach verrauschtem Toben
Den Trostesbimmel über uns gewoben.

Gern fühl' ich mich von jener Zeit umwittert,
Und wie in klarer Sommerabendluft
Der Zweige Schattenspiel im Mondlicht zittert,
Umrehn mich Bilder voller Jugendduft.

Ob manch Gebilde, das mich einſt erſchüttert,
Die Zeit mir mahnend vor die Seele ruft:
Was wir erlebten, wird uns lieb und lieber,
Gleichſchön zieht Luſt und Schmerz an uns vorüber.

Und wie dem Wandrer, der mit hurt'gem Fuße
Den wohlbekannten Pfad zum Hügel ſteigt,
Die Morgenſonne mit Willkommensgruße
Die goldnen Thürme ſeiner Heimat zeigt,
So ſtrömt mir zu in klingendem Erguſſe
Was zu Vergangnem längſt ſich mir geneigt,
Was wahr und überreich die Bruſt empfunden,
Mag wahr und hell im Liede ſich bekunden.

Die in der Lebensurne bunte Looſe
Mit Jugendübermut ihr lachend greift;
Euch, denen glühend noch die Purpurroſe
Im duft'gen Kranz die blühnden Locken ſtreift;

Euch, die ihr noch in seel'gen Wahns Gelese
Jedwede Blüte seht zur Frucht gereift,
Euch, die ihr selbst noch ringt, will ich sie bringen
Die Lieder, denn nur ihr versteht zu singen.

Nehmt hin denn ihr mit jugendg...nen Locken
Die Liederernte, euch ist sie geweiht!
Von Wanderlust, von tausend Blütenflocken,
Von Tagen, die in Seeligkeit gemait,
Von Sanglust, von der Liebe Morgenglocken
Ist sie zu künden freudig euch bereit.
Und kann's dem Lied zu fesseln euch gelingen,
Mit froher Brust will ich es mit euch singen!

Inhalt.

	Seite
Widmung	V

Erster Theil.

Das eigne Lied	3
Vom Berg ergeht ein Rufen	5
Da schmälen sie das Leben aus'	7
Herbstahnung	9
Zauberschloß	12
Margret am Thore	14
Schönes Land	16
Der gescheite Wirt	18
Beim Wein	20
Schweizerblut	23
Fröhliche Gesellen	26
Unkenlied	28
Vergebliche Fesseln	30
Am Neckar, am Rhein!	32
Und hätt' ich des Frühlings gewinnenden Blick	34
Brockenfahrt. (7. August 1849.)	36
Die Waldkapelle	42
Waldruhe	45
Veilchenluft	47
Ein Jubelruf des Lebens	49
Tanzlied	51

	Seite
	33
Das alte Wort	34
Im Sturm bin ich gangen	37
Weißt du noch?	39
Perlenfischer	60
Wenn die ersten Veilchen blühn	61
Frühmorgens	63
Sterne sind schweigende Siegel	65
Zu deinen Füßen will ich ruhn	67
Ein Wort von deinem Munde	68
O laß dich halten, goldne Stunde!	69
Abendglocken	71
Märzveilchen	73
Das erste Stelldichein	75
Abschiedestrauß	
Käthchen.	77
1. Käthchens Freier	80
2. Unruhe	81
3. Schöne Einrichtung	83
4. Herzensbeklemmung	85
5. Des Morgens in dem Thore	86
6. Hinüber, herüber!	87
7. Sprühregen und Märzenstaub	
Lieder vom Schwarzathal.	89
1. Frau Nachtigall	90
2. Nehlein im Schwarzathal	93
3. Chorierrast	95
4. Nächtliche Wanderung	98
5. Der blaue Schleier	100
6. Paulinzelle	102
7. Station Kahle	104
8. Leuchtenburg	106
9. Das Haus am Hügel	

	Seite
Das Fräulein und der Schuster	109
Scheiden ohne Leiden	112
Lauf der Welt	114
Du willst nicht mit zum Tanze gehn?	116
Der Handwerksbursch	118
Gleich und gleich	120
Decembernacht	121
Weihnachtslied	123

Balladen und Schwänke

als Zwischenspiel.

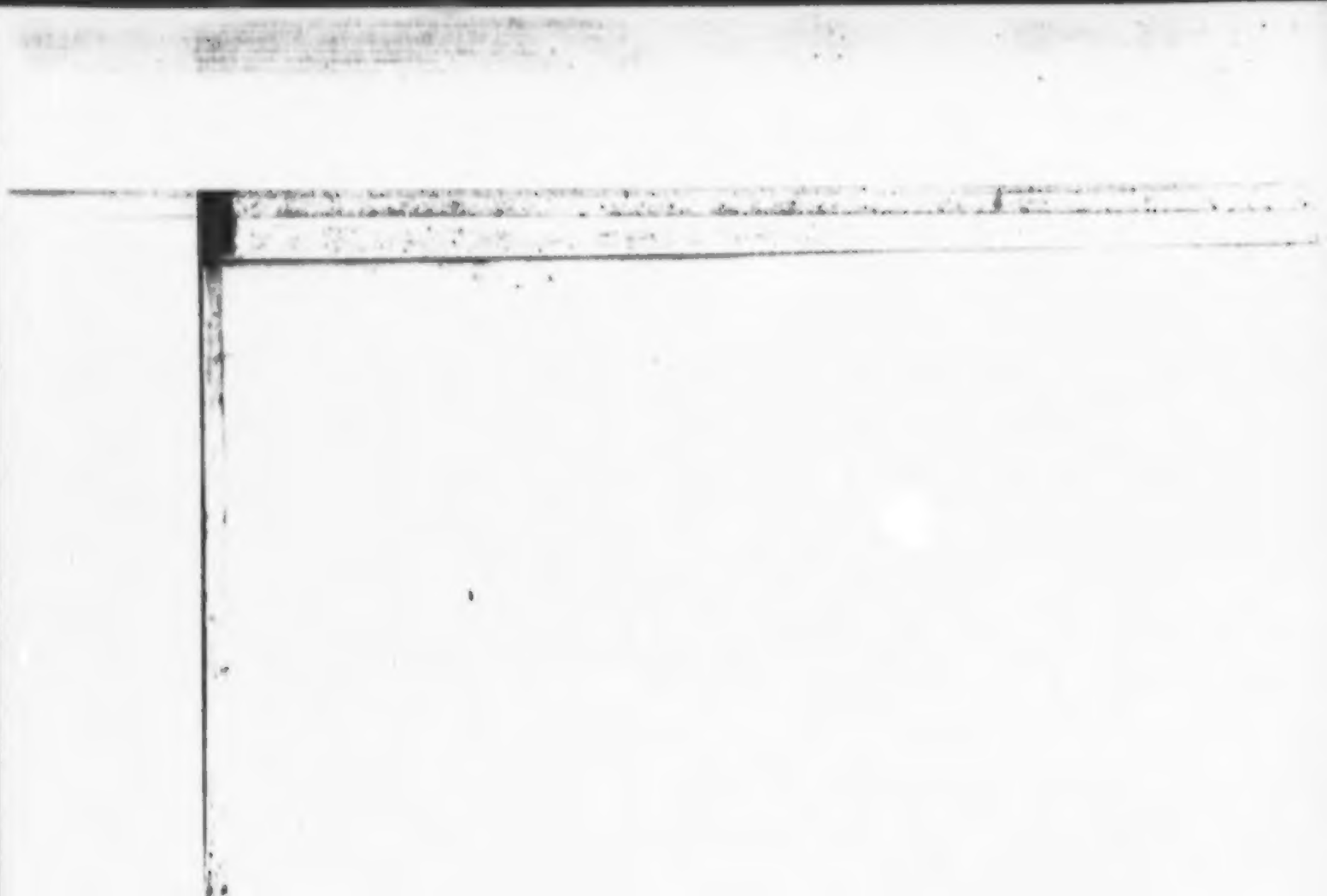
Der Bohnenkönig	129
Das Doktordiplom	136
Die sieben Niren	146
Lohengrin	150
Der Todtenlec	157

Zweiter Theil.

Ich fahr dahin!	163
Du mein einzig Licht. (Zu einer Volksmelodie)	165
Hol' über!	167
Das macht das dunkelgrüne Laub	169
Warum daß ich so traurig bin?	170
Aufenthalt	172
Gesang des Märchens	174
Der Greis am Wege singt	177
Der Fischer	179
Der böse Stein	181
Glockentöne	183
Holunderbaum	185
Es muß vereinet werden	187
Schöne Tage sind gewesen	194

Aus deinem Auge
Thau der Nacht liegt auf den Wiesen
Die Stadt
Die liebe Stelle
In der Fremde
Will die Flamme wieder lodern
Alte Sehnsucht, junges Hoffen
Aus der Tiefe. 1—4.
Weihe der Nacht
Die alte Linde
Neuer Frühling
Wer ein Herz treueigen hält
Wanderlied
Siehst du die Spitzen der Alpen erglänzen
Wandergruß
Das alte Liederbuch
Der vergessene Traum
Abschiedslied
Recensent und Poet
Sendschreiben an einige gute Freunde

Erster Theil.



Das eigne Lied.

Wenn dir ein Lied gelungen
So recht aus tiefſter Bruſt,
Dann hat's in dir geklungen
Mit mächtig ſüßer Luſt.
So klingt es dir doch nimmermehr,
Du magſt auch horchen hin und her,
Und ſingen ſie's auch dort und hier
So iſt's ein andres dir.

Sie ſingen und ſie ſagen
Von innigem Verſtehn,
Doch hab in allen Tagen
Ich nichts davon geſehn.
Sie ſingen nur die eigne Luſt,
Sie kennen nur die eigne Bruſt,
Und wo du ganz an ſie geglaubt,
Da ſchütteln ſie das Haupt.

Was Allen wonnig klinget
Das wär ein schöner Sang!
Doch so ein Lied gelinget
Dir nicht dein Leben lang.
Hat sich doch jede Blum' im Feld
Auch einen andern Duft gesellt,
So trifft jedwedes andre Lied
Ein anderes Gemüt.

Doch wenn von Freundes Munde
Das Lied dir einst erklang,
Das Aug' in treuem Bunde
Dir kündet stummen Dank:
Dann klingt es wieder voll und reich,
Dann ist es wieder dein zugleich.
Wenn solch ein Ton an's Herz dir schlug,
Das sei dir schon genug!

Vom Berg ergeht ein Rufen.

Vom Berg ergeht ein Rufen,
Und Antwort ſchallt im Thal,
Da ſpringen von grünen Stufen
Die Quellen allzumal.
Und Eines ruft's dem Andern,
Es klinget fern und nah:
Die rechte Zeit zum Wandern,
Die Frühlingszeit iſt da!

O du holdſelig Weben
In Wald und Thal und Höhn!
Neu athmet Alles Leben
Und findet's gut und ſchön.
Nun mit der Lerche ſteige,
Mein Wanderſang, empor
Und ſchmücke dich und zeige,
So friſch dich wie zuvor!

Durch all die Frühlingswellen,
Durch all die schöne Zeit
Nun wandern, wie die Quellen,
Will ich mit Freudigkeit.
Wie jene rieselnd schweifen
Durch Schlucht und Halden viel,
Verirren sich und streifen,
Sie kommen doch an's Ziel.

Wählst du dir zum Begleiter
Den schönen Lebensmut,
Wie findest du so heiter
Die Welt, wie schön und gut.
Und wagst du kühn zu irren,
So drückst du einst mit Lust,
Mag auch der Weg sich wirren,
Erfüllung an die Brust.

Da schmälen sie das Leben aus!

Da schmälen sie das Leben aus,
Da schmähen sie die Welt,
Das ist ein Jammer und ein Graus,
Wenn Zwei sich so gesellt:
Das Herz ist todt, das Herz ist todt,
Das Leben ist voll Gram und Not!
Ich aber find' das Leben schön
So recht von Herzen schön!

Es fällt wohl in die Rosenpracht
Ein Schauer schwer und kalt,
Doch ob es wettert über Nacht,
So kommt der Morgen bald.
Dann glänzt in Tropfen ohne Zahl
Des Segens lichter Freudestrahl,
Die Welt, sie wird nur doppelt schön,
So recht von Herzen schön!

Es blüht noch Jugend auf der Welt,
Und Frühling auf der Erd',
Und wem die Jugend nicht gefällt,
Ist nicht des Frühlings wert.
Drum wer das Leben kann verschrein,
Das muß ein Pfaff und Träumer sein.
Ich aber find' das Leben schön,
So recht von Herzen schön!

Herbstahnung.

Still verborgen unterm Laube
Hat die Rebe abgeblüht,
Bald nun schwillt die Purpurtraube
Tief vom Sommertag durchglüht.
Athmend lauscht sie durch's Geranke,
Ahnungswonnevoll durchbebt,
Wie zum Liede der Gedanke
In des Sängers Brust sich webt.

Sprüht der Herbst in tausend Farben,
Frisches Leben würzt die Luft,
Ob auch Frühlingsblüten starben:
Doch noch Blumen, doch noch Duft!
Wohl der Mai hat seine Wonne,
Stiller Knospen Seligkeit,
Doch der Herbst ist meine Sonne,
Und der Herbst ist meine Zeit!

Das ist ächtes Jugendfeuer,
Das ist ächte Frühlingsluft,
Wenn der Herbst zu ewig neuer
Wonne dehnt und hebt die Brust.
Wenn mit Rebenlaub gekrönet
Rings uns winkt der Feuersaft,
Nachtigallen übertönet
Goldner Lieder freie Kraft!

Greif zum leichten Wanderstabe,
Geh entlang den schönen Rhein:
Schönster Berge schönste Gabe
Goldne Last ist's, goldner Wein.
Schau die Höhen, schau die Tiefen,
Wie es glühet überall,
Schau die Ufer blitzend triefen
Wie von flüssigem Kristall!

Ha, Kristall von ächtem Flusse,
Lauter wie der Berge Gold,
Angeglüht vom Sonnenkusse,
Gruß und Sang sei dir gezollt!

Schlürft ihn, Brüder! Schaum und Neige!
Daß aus frisch lebend'gem Trunk
Uns in goldnen Bildern steige
Zukunft und Erinnerung!

Zauberschloß.

Dort auf des Berges Höhe
Da steht ein Zauberschloß,
Die Mauern sind zerfallen
Verschollen der Rittertroß.

Doch wer am Abend schauet
Von dort in's schöne Land,
Der fühlt zu jenen Mauern
Sich ewig hingebannt.

Des Zauberschlosses Trümmer
Entrollten von der Höh,
Draus baute sich der Fischer
Sein kleines Haus am See.

Dort ſitzt ein ſchlanker Burſche
Beim blonden Fiſcherkind;
Ob ſie von jenen Trümmern
Wohl auch gebannet ſind?

Manch müder Wandrer ſteiget
Am Abend zur Höh hinauf,
Sie aber dann im Thale
Das Schloß ſich ſchöner auf.

Margret am Thore.

Das beſte Bier im ganzen Neſt
Das ſchenkt Margret am Thore,
Derweil das friſch den Gaumen näßt
Spricht hold Margret zum Ohre.
Steht vor der Thür ein Lindenbaum,
Da ſchenkt ſie mir den kühlen Schaum,
Margret, Margret am Thore.

Jüngſt nächtens hatt ich keine Ruh,
Mir war ſo weh, ſo bange,
Da wandert ich der Linde zu,
Mein Leiden währt' nicht lange.
Der Mond ging auf ſo wunderſam —
Margret, ſteh auf! Margret ſie kam,
Margret, Margret am Thore!

Und wandr' ich einſtens wiedrum aus,
Das ganze Neſt vergeß ich,
Margretlein hold im Lindenhaus,
Dein denk ich unabläſſig!
Der Mond, dazu die goldnen Stern',
Ach könnten ſie's, ſie ſagten's gern,
Margret, Margret am Thore!

Schönes Land.

Hei! das iſt ein ſchönes Land,
Lauter Hopfengärten!
Daß ſich all die Zapfen doch
Lieblich ſchnell verklärten!
Dürfte ich doch waidlich ſchon
Im Vorübergehen,
Iſt der Segen all gebraun,
Wie wird's dann mir geben?

Hei! das Land wird ſchöner noch,
Lauter goldne Gerſte!
Ach, von allem Ungemach
Iſt der Durſt das ſchwerſte!
Hopfen rechts und Gerſte links,
Staub'ger Weg dazwiſchen,
O da muß ſich in die Luſt
Wohl auch Wehmut miſchen!

Sei getroſt, mein durſtig Herz,
Dir auch ſchlägt die Stunde,
Wo mit edlem Quell du ſtillſt
Deine tiefe Wunde!
Noch ſtehn Gerſt' und Hopfen hier
Kindlich unbefangen,
Bald als Bräutigam und Bram
Sollu ſie ſich umfangen.

Hopfenbräutgam, Gerſtenbram,
Sind die zwei vermälet,
Ja, das giebt ein brav Geſchlecht,
Stark und auserwählet!
Hurtig, Brüder, laßt es ſtets
Wohnung bei euch machen,
Und es wird ein brav Geſchlecht
Auch in euch erwachen!

Der geſcheite Wirt.

Herr Wirt, Herr Wirt, ſein Schoppen hier
Sein Schoppen hat ein Loch,
Und fließt nicht unten aus das Bier,
So fließt es oben doch.

Einen Schoppen, dem niemals ausging
Nicht Bier und nicht der Wein,
So einen Schoppen er mir bring,
Ich wollt' zufrieden ſein! —

Ei ja, Herr Geſell, das iſt die Geſchicht':
Sein Beutel hat ein Loch,
Und rolln die Batzen unten nicht,
So rolln ſie oben doch.

Herr Gesell, einen Beutel er mir bring
Der niemals würde leer,
So wünscht' ich mir kein ander Ding
Und hätte kein Begehr!

Beim Wein.

Singt, singt, singt und singt,
Aus tiefstem Herzensgrund!
Klingt, klingt, klingt und klingt,
Wer fröhlich und gesund!
Was ihr nicht heute trinkt und singt,
Wer weiß obs euch das Morgen bringt,
Der Tag hat goldne Flügel,
Ja Flügel!

Rauscht, rauscht, rauscht und rauscht,
Ihr Lieder, wohlgemut!
Lauscht, lauscht, lauscht und lauscht,
Ihr Stimmen aus der Flut,
Ihr Zauberstimmen aus dem Wein,
O bringt uns recht in's Herz hinein,
Und wogt durch alle Tiefen,
Ja Tiefen!

Tön', tön', tön' und tön,
Und mach das Herz uns weit!
Schön, ſchön, ſchön und ſchön
Iſt's in der Jugendzeit!
Vergangenheit hat goldnen Schein,
Die Zukunft ſoll noch ſchöner ſein,
Das Sterben wird verboten,
Verboten!

Klug, klug, klug und klug
Iſt wer ſein Leben liebt,
Zug, Zug, Zug um Zug
Den Wein, der Leben giebt!
Den Wein, den hat uns Gott beſcheert,
Duckmäuſer, wer ſein Glas nicht leert!
Hinab mit einem Zuge,
Ja Zuge!

Singt, ſingt, ſingt und ſingt
Aus tiefſtem Herzensgrund!
Klingt, klingt, klingt und klingt,
Wer fröhlich und geſund!

Nun geht's zu Ende, daß ihr's wißt.
Und wem zu kurz das Liedel ist,
Der sing's noch mal von vorn.
Ja vorne!

Schweizerblut.

Wo in alten Tagen
Bei St. Jakob dort
Ward die Schlacht geschlagen
Für der Freiheit Hort:
Trank die Erde Schweizerblut,
Sog sie ein die Purpurflut,
Und der Quell der Klagen
Still geborgen ruht.

Und auf jenen Stellen,
Wo die Freiheit groß
Blutge Thränenquellen
Siegend noch vergoß,
Sieh, da sproßt im Sonnenbrand
Rot ein Wein im Alpenland,
Seine Purpurwellen
Schweizerblut genannt.

Zu den Eisessternen
Stieg von blutgem Grund,
Schloß durch Thal und Firnen
Freiheit heilgen Bund.
Erde auch mit goldner Hand
Gab im Wein ihr Unterpfand,
Schlingt um Siegerstirnen
Ein Erinnrungsband.

Was zur Erd' geflossen,
Purpurn stieg's empor,
Schickt aus grünen Spressen
Glühnde Flut empor,
Das ist heilger Freiheitswein,
Mahnt euch stark und frei zu sein,
Mahnt euch, ihr Genossen,
Männerkühn zu sein!

Auf, dies Glas den Todten
Aus der Freiheitschlacht!
Dies dem purpurroten
Quell aus Todesschacht!

Und die dritte mit Gesang
Jeder Kraft, die mutig rang.
Allen, die da lobten
Kühn im Thatendrang!

Fröhliche Geſellen.

Hier im Kruge, wo das roſ'ge
Mägdlein freundlich nickt,
Hier im Kruge laß uns raſten,
Bis wir neu erquickt.
Bring, mein Kind, uns volle Becher
Hurtig her zur Stell,
Stoß nun an und trink, mein lieber
Fröhlicher Geſell!

Wenn zwei rechte Freunde wandern
Das giebt Freud und Mut,
Und es klingen alle Lieder
Zwiefach, doppelt gut.
Ja das Wandern das ſoll leben!
Laß es klingen hell,
Reiche mir die Hand, mein lieber
Fröhlicher Geſell!

Luſtges Mägdlein, laß dich küſſen,
Hat's doch keine Not,
Denk', wir müſſen heut zum Städtchen
Noch vor Abendrot.
Schau, mein Kind, und willſt du freien —
Wirſt du rot ſo ſchnell?
Sei es ein ſo ſchmucker, lieber
Fröhlicher Geſell.

Habt ihr euch ſchon lieb gewonnen?
Hab ich's doch gedacht!
Mir entlaufen alle Mädchen,
Du biſt wohl bedacht!
Luſtig, luſtig! wie das Schickſal
Trenne ich euch ſchnell,
Lebe wohl! Nun fort, mein lieber
Fröhlicher Geſell!

Unkenlied.

Das geht bei Tag, das geht bei Nacht,
Da hat kein Blühn, kein Frühling Macht,
Sie können nur den einen Ton,
Und sprechen Lieb und Weisen Hohn.
Unk! Unk! Unk!
Ihr Schlammphilister allesam,
Wie bin ich euch von Herzen gram,
In Sumpf und Moder tief versteckt,
Wer weiß was ihr da heckt?

Wir sind die Aechten, denken sie,
Kein Leben gleicht dem Unsern nie,
Wir trauern ob der bösen Welt,
Daß es so schlimm darum bestellt.
Unk! Unk! Unk!

Die Jugend iſt von Grund verderbt,
Und Schmach um Schmach auf ſie vererbt,
Die Tugend die iſt unſre Bubl
Im ſtillen Teichespfuhl!

Und jede Luſt im Erdenrund
Verachten wir aus Herzensgrund,
Wir wollen nichts an Glück noch Lohn
Als unſern tief gefühlten Ton:
Unk! Unk! Unk! —
So gehts bei Tag, ſo gehts bei Nacht,
Da hat kein Blühn, kein Frühling Macht,
Sie ſitzen dumpf im Sumpf geſellt,
Und dünken ſich die Welt!

Vergebliche Feſſeln.

Und wollt ihr meinen Liederquell
Verdämmen und bezwingen,
So kam der Frühling über Nacht,
Und Damm und Riegel ſpringen.

Gebeut der Quelle, wenn das Eis
Des Winters ſich zertheilet:
Halt ein! Schau, wie mit friſchem Trotz
Sie durch die Wieſen eilet!

Gebeut dem tauſendfachen Grün,
Daß ſichs hervor nicht dränge;
Dem Funken, der vom Stahl geweckt,
Daß er zurück ſich zwänge;

Verbeut der Lerche ihren Sang
In blauer Himmelsnähe;
Dem Segel, daß im Frühlingswind
Es ſich nicht freudig bläh'e;

Kannſt halten in der Berge Schlucht
Das Echo du gefangen,
So feſſle auch mein Lied, an das
Des Frühlings Ruf ergangen!

Am Neckar, am Rhein!

O wär ich am Neckar, o wär ich am Rhein,
Im blühenden Rebenland, da möcht ich sein!
Wo das Leben ein sprudelnder Becher der Lust,
Wo ich wandert' und wohnte an Freundesbrust,
Am Neckar, am Rhein,
Im blühenden Rebenland, da möcht ich sein!

Ihr Mädchen, ihr Städtchen am Ufer hinab,
Ihr des Herzens Lust und des Herzens Lab,
Ihr singenden klingenden Wellen des Rheins,
Ihr Lüfte des Lebens, ihr Düfte des Weins,
Durch die jubelnde Brust
Gebt mir alle das Leben und alle die Lust!

Laßt mich wandern und ſingen wohl durch die Welt,
Laßt mich wohnen und weilen da wo mir's gefällt:
Dann zieh ich zum Neckar, dann zieh ich zum Rhein,
Aus den Thälern zu Berg, von den Bergen thalein,
Und ich jauchz' es hinaus:
Wo mein Herz und mein Lied iſt, da bin ich zu Haus!

Und hätt' ich des Frühlings gewinnenden Blick.

Und hätt' ich des Frühlings gewinnenden Blick,
Mit all seinem Glanz und Schein,
Und göß ich auch tausendfältiges Glück
In tausend Herzen hinein:
Ich gäb' es dahin,
Denn mein ganzer Sinn
Hegt ein süßeres holderes Glück!

Und hätt' ich der Wolke geflügelten Schritt,
Und flög' über Land und Meer,
Und brächt' auf der Stürme gewaltigem Ritt
Die Schauer des Segens daher:
Ach wie lang, wie lang
Ist der Wolke Gang,
Ich fliege voraus ihrem Schritt!

Was Frühlingsglanz und was Welkenflug!
Was hab' ich an euch für Gewinn?
Ihr rauſcht durch die Welten wie eitel Trug,
Kaum gekommen, ſo ſeid ihr dahin!
Ich weiß ein Gut,
Das giebt ſel'geren Mut,
Und ſchöneren Segens Gewinn!

Im fernen Land des Gebirges weit
Denk ich an eine Reſe zurück,
Meine Lieb ihre Luſt, mein Sehnen ihr Leid,
Mein Gedanke ihr ſüßeſtes Glück!
Fliege hin, mein Herz,
Mein jubelndes Herz,
Zu der lieben, der holdeſten Maid!

Brockenfahrt.

(28. August 1849.)

Das war eine wilde Reiſe,
Da wir froh nach Burſchenweiſe
Stiegen auf zum Brockenhaupt.
Ueberall in deutſchen Landen
Ward ein hohes Feſt gefeiert:
Goethefeſt — geſpielt, gefeiert.
Aber wir aus jenen Banden
Zogen fröhlich, und wir fanden
Uns ein Feſt, ſo recht romantiſch,
Nicht voll Reden, nicht pedantiſch,
Nicht ſo profeſſoriſch kühl,
Nein, ſo recht im Blocksbergſtyl.

Luſtig ſchien die Herbſtesſonne
Ueber unſre Wanderwonne,
Welch ein Singen, welche Schar!
Freudig hallten Wanderſänge
Durch des Harzgebirges Maſſen,
Durch die ſteilen Wanderſtraßen.
Doch die ſchroffen Bergeshänge
Stuften ſich im Felsgedränge
Immer dunkler, immer grauer,
Und ein kühler Nebelſchauer
Zog durch Fichten, mürriſch ſchwarz,
Ja, das war der ächte Harz!

Denn des Blocksbergs wilde Troſſe
Wollten heut zu Fuß und Roſſe
Feiern auch ihr Goethefeſt.
Bang die Sonne ſich verſtecket,
Und ſchon läßt der Sturm ſich hören
Dumpf in des Gebirges Föhren,
Und ſein Brauſen ruft und wecket
Schnell das Heer. Und kreiſchend recket,

Sich begrüßend, aus der Laner
All der wilde Hexenſchauer,
Springt und tanzet mit Geſang,
Bild vom Fels zu Felſengang.

Und nun weiter, immer weiter
Auf des Brockens Felſenleiter
Schrillt und brüllt und jauchzt und ſtürmt's.
Angſtvoll fliehn der Vögel Scharen.
Das Gewild im ſchwarzen Forſte
Flieht herab vom Felſenhorſte.
Tannen mit zerzauſten Haren
Stürzen krachend hin zu Paren.
Schwarz umwölket droht der Himmel
Ueber dem Naturgetümmel,
Und vom Donner mit Getos
Reißt der Wiederhall ſich los.

Halt! Wo iſt der Weg? Verloren!
Auf die Luſt der Erdenthoren
Legt der Teufel ſeinen Schwanz.
Welch ein Schrecken, welch ein Grauſen!

Hußah! heißa! ſchall'n die Lüfte,
Juhn! hall'n die Felſenſchlüfte,
Und wir ſtehn im Sturmesbrauſen
In des Feſtes wildſtem Hauſen.
Und auf Beſen, Ziegenböcken,
Hexentanz in allen Ecken,
Regenguß und Nebelnacht —
Weh, wir ſind im Höllenſchacht!

Wohin wenden? Wohin ſchreiten?
Denn kein Weg mehr will uns leiten!
Hurtig, mutig, grade aus!
Aber jäher nur verdichten
Sich die Felſen. Auf, und klettert,
Ob auch Erd' und Himmel wettert!
Seht, ſchon hellen ſich die Fichten,
Nieder gehn die Felſenſchichten.
Aber, weh! da ſtarren Sümpfe,
Und es bleiben Schuh und Strümpfe
Stecken in dem Teufelsſchlamm,
Jedem Schritt ein Pfuhl und Damm!

Zaubermeiſter, Vater Goethe,
Hilf uns bannen unſre Nöte!
Ach, ſo flehten wir im Chor.
Willſt du, daß wir ſterben ſollen?
Kamen ja zu deinem Feſte,
Weihn dir unſrer Lieder beſte! —
Horch, da ſchwieg des Sturmes Grollen,
Und die Nebel ſeitwärts quollen,
Und ein Tageblick gab Rettung
Uns aus unſrer Sumpfesbettung.
Jubelruf: das Leid iſt aus,
Droben winkt das Brockenhaus!

Rechts und links, und tief und oben
Ließen wir den Sturm nun toben,
Heimlich warm war Stub und Haus.
Hei! wie perlte neues Feuer
Nun der Wein uns durch die Glieder,
Weckte tauſend Jubellieder!
Aber draußen neu und neuer
Walzt' und tobt es ungeheuer. —

Vater Goethe, du Befreier,
Sahst du unsre lustge Feier?
Warst ja niemals starr und kühl
Für ein Fest im Blocksbergstyl!

Die Waldkapelle.

Steht ein Kirchlein tief im Wald
Mit ergrauter Mauer,
Das getrotzet der Gewalt
Aller Zeitenschauer.
Stürmend manch Jahrhundert zog
Hast'gen Schritts vorüber,
Doch auch Blütenzweige bog
Jeder Lenz darüber.

Wer bestanden einst Gefahr
Treu mit den Genossen,
Hält zusammen fest und wahr,
Stark und unverdrossen:
Also ringsum auch der Wald
Breitet seine Zweige,
Daß das Kirchlein nicht so bald
Sich zum Falle neige.

Die geborſtne Schwelle mag
Manch Geheimniß wiſſen,
Drauf manch Knie gebenget lag,
Manch ein Herz zerriſſen.
Das bemooste Kreuz von Stein
Bei Mariens Bilde
Linderte ſo manche Pein
Durch des Glaubens Milde.

Ob im härenen Gewand
Hier der Pilger kniete,
Flehend daß ihm Gottes Land
Eine Freiſtatt biete?
Ob zur Morgenandacht hier
Fromm der Meßner ſchellte?
Lange ſchweigt das Glöcklein ſchier,
Das ſo lieblich gellte.

Kränzte hier ein Mägdelein
Hold mit Maienglocken
Das Marienbild von Stein
Und die eignen Locken:

Ihr, der Heil'gen, ward es kund,
Was kein Blick geſehen,
Ihr geſtand der ſüße Mund
Liebliche Vergehen.

Trafen hier des Jägers Ohr
Ferne Waldhornklänge;
Aus dem grünen Thal empor
Frohe Wanderſänge;
War's ein wildes Taubenpar,
Das hier niſtend girrte;
War's ein Reh, das vor Gefahr
Flüchtend hier verirrte:

Kirchlein, immer gabſt du Schutz,
Immer Troſt und Segen,
Immer tratſt mit heil'gem Trutz
Du dem Sturm entgegen.
Und die Hoffnung grünt und blüht
Noch in deinem Mooſe,
Durch den Epheu, nimmer müd,
Nickt die Waldesroſe.

Waldruhe.

Willkommen, mein Wald,
Grünſchattiges Haus!
Durch die Wipfel ſchon hallt
Mir dein grüßend Gebraus.
Wie trink ich in Zügen
Mich friſch und geſu..d,
Hier athm' ich Genügen
Aus Herzensgrund!

Zum graſigen Hang,
Aufſteigend vom Thal,
Dringt der Glocken Klang
Und des Abends Strahl.
Und es rauſcht in der Eiche
Hochſtrebendem Baum
Im grünen Bereiche
Ein Liebestraum.

Den Blumen gesellt
Auf Rasen und Moos,
Tief schau ich die Welt
Und den Himmel, wie groß!
Und ich träume im Schweigen
Waldschattiger Ruh
Den Himmel mein eigen,
Die Erde dazu!

Veilchenluft.

Was weckt aus den Tiefen,
Was weckt auf den Höhn
Die Lieder, die ſchliefen,
Zu hellem Getön?
Das war mir ein Ringen,
Ein Stürmen zu Nacht!
Nun raſten die Schwingen,
Zur Ruh iſt's gebracht.
Nun wirket und webet
Mit ſonnigem Duft
Blaue beſeel'gende Veilchenluft!

Nun öffne die Laden,
Du träumendes Kind,
Die Sele zu baden
In Wonne geſchwind!

Heraus, du mein Leben,
Und öffne die Bruſt
Zu liebendem Streben,
Zu blühender Luſt!
Laß wogen im Herzen
Mit ſonnigem Duft
Blaue beſeel'gende Veilchenluft!

Ein Jubelruf des Lebens.

Ein Jubelruf des Lebens
Dringt hell durch Herz und Sinn,
Er fragt mich nicht vergebens
Ob ich gerüſtet bin.
Und wen es ſonſt gelüſtet,
Den grüß ich freudiglich,
Biſt du für mich gerüſtet,
So bin ich's auch für dich.

Auf allen Waſſern wogen
Lebendge Strahlen Lichts,
Die Blumen Leben ſogen
Erglühnden Angeſichts.
Ob jene welkten, ſtarben —
Weg mit dem welken Hauf!
Blühn in lebendgen Farben
Doch tauſend' andre auf!

O Leben, goldnes Leben!
Sprecht nicht von Ruh und Tod,
Die Schale sollt ihr heben,
Die euch das Leben bot.
Was modern will, das modre,
Doch kannst du kräftig blühn,
So blüh mit Lust, und fodre
Des Lebens Früchte kühn!

Tanzlied.

Muſikanten im Dorfe mit Fidel und Horn,
Spielt mir das Liedel, und ſpielt mirs von vorn!
Kommt alle, kommt alle, ihr Mädchen heraus,
Zum Tanze im Freien, zu eng iſt das Haus!

Unſer Herr Pfarrer mit ſeim dicken Bauch,
Dazu auch der Küſter, ſo dünn wie ein Schlauch,
Unſer Herr Pfarrer, der ſagt ich ſei ſchlecht,
Sagt es der Pfarrer, dem Küſter iſt's recht.

Am Sonntag zu Abend im luſtigen Mai,
Zum Kuckuk Pfarr, Küſter und die ganze Litanei!
Der ein' iſt zu dünn, und der andre zu dick,
Sie haben zum Tanzen allebeid' kein Geſchick!

Es wiegt ſich das Vöglein auf blühendem Aſt,
So wieg' ich mein Schätzchen im ſonnigen Glaſt,
Wenn der ſchnurrende Brummbaß recht wettert darein,
Tönt die luſtige Fidel noch Einmal ſo fein!

Das alte Wort.

Du ſchönes Herz, dir möcht ein Wort ich ſagen
Das Alles ſpricht,
Das all mein goldnes Glück ſollt' in ſich tragen —
Und find' es nicht!
Ein alter Ton, ein altes Wort,
Der liebe Spruch an jedem Ort
Er bleibt auch meiner Seele Hort:
Ich liebe dich!

Es giebt kein Klang dir all den Himmelsſegen
In ſüßerm Ton,
Er iſt ein Maienblick, ein Sonnenregen,
Der Lipp entflohn!
Du ſchönes Herz, ſieh lächelnd her,
Mein Mund hegt fremden Wunſch nicht mehr,
Es ſagt's das Herz, drum ſpricht auch er:
Ich liebe dich!

Im Sturm bin ich gangen.

Nun rauſchet, nun brauſet,
Ihr Stürme durchs Feld,
Durchflutet, durchſauſet
Des Waldes Gezelt!
Im Sturm bin ich gangen
Von der Liebſten hinaus,
Im Sturmesumfangen
Einſt kehr ich nach Haus!

Ihr Stürme wart Zeugen
Am ſeligen Ort,
Ihr tragt noch im Reigen
Ihr liebendes Wort,
Das Wort iſt das meine,
Ihr trugt es mir fort,
Das Wort, ach das eine
Das ſelige Wort!

Auf ſauſender Haide,
Auf zitterndem Steg,
Mit flatterndem Kleide
Auf felſigem Weg:
Im Sturm bin ich gangen,
Im Sturm will ich gehn,
O ſtürm' um die Wangen
Mir ſauſendes Wehn!

Ihr Blätter der Runde,
In wirbelndem Wehn,
Die goldene Stunde
Ihr habt ſie geſehn.
Das Wort, ja ihr hegt es,
Ihr könnt ja nicht ruhn,
Ihr wiegt es, bewegt es,
Wie lieb ich euch nun!

In brauſenden Wogen
Umfing ich mein Glück,
Gezogen, geflogen
Einſt kehr ich zurück.

Im Sturm bin ich gangen
Von der Liebſten hinaus,
O ſtürmiſch Umfangen
Im Jubelgebraus!

Weißt du noch?

Weißt du noch, wie ich am Felſen
Bei den Veilchen dich belauſchte?
Weißt du noch den Fliederſtrauch,
Wo der Strom vorüber rauſchte?
Weißt du noch den Bergespfad,
Wo ich um den Strauß dich bat,
Weißt du noch?

Ach es war ein ſüßes Bild,
Als du da errötend ſtandeſt,
Und zur Erde all die Blumen
Fielen, die zum Strauß du wandeſt!.
Deine liebe kleine Hand
Spielte mit dem blauen Band,
Weißt du noch?

Und es ſahen Fels und Strom
Dein Erröten und dein Beben,
Sahen auch den erſten Kuß,
Halb genommen, halb gegeben!
Und des Himmels goldner Strahl
Ueberflog Gebirg und Thal,
Weißt du noch?

Perlenfiſcher.

Du liebes Auge willſt dich tauchen
In meines Augs geheimſte Tiefe,
Zu ſpähen, wo in blauen Gründen
Verborgen eine Perle ſchliefe?

Du liebes Auge, tauche nieder,
Und in die klare Tiefe dringe,
Und lächle, wenn ich dir dein Bildniß
Als ſchönſte Perle wiederbringe.

Wenn die erſten Veilchen blühn.

Wenn die erſten Veilchen blühn
Iſt die Roſenzeit nicht fern.
Mädchenwangen roſig glühn,
Trifft ſie ein geliebter Stern.

Scheitert an der Blicke Klippen
Nicht der Mund zu bittrem Leid,
Von den Augen zu den Lippen
Iſt es dann nicht allzuweit.

Frühmorgens.

In den Tannen da funkelt
Frühmorgens der Thau,
Und im Thale da dunkelt
Die Nacht noch ſo blau.

Mein Schatz liegt umwoben
Noch drunten vom Traum,
Bis der Traum ihr zerſtoben
Kann erwarten ich kaum.

Herztauſiges Leben,
Dein Traum iſt mein Leid!
Er darf dich umweben,
Und das macht mir Neid.

Wer im Herzen noch Platz hat,
Ach, träumen nur mag,
Doch wer einen Schatz hat
Für den ist's bald Tag.

Wer sein' Schatz küßt frühmorgens
Im funkelnden Thau,
Die Gedanken besorgen's
Daß dem Tag er vertrau!

Sterne ſind ſchweigende Siegel.

Mondenſchein
Klettert heimlich übers Dach
In die Tannenzweige,
Schaut in Liebchens Schlafgemach,
Ob ſich ihm nichts zeige?
Dämmernd nur ſchimmert
Schwindend das Lichtlein,
Traumduft umflimmert
Schon das Geſichtlein.
Schlaft ihr ſchon, ſchlaft ihr ſchon,
Aeuglein, wie Veilchen?
Roſen und Schnee,
Schlankeſtes Reh,
Oeffne ein Weilchen
Liebchen den Riegel,
Sterne ſind ſchweigende Siegel!

Liebchen fein,
Thu mir auf, dem Mond zur Straf',
Laß uns für sein Spähen
Diesem alten Lauscher brav
Eine Nase drehen!
Dämmernd nur schimmert
Schwindend das Lichtlein,
Traumduft umflimmert
Schon das Gesichtlein.
Schlaft ihr schon, schlaft ihr schon,
Aeuglein, wie Veilchen?
Rosen und Schnee,
Schlankestes Reh,
Oeffne ein Weilchen
Liebchen den Riegel,
Sterne sind schweigende Siegel!

Zu deinen Füßen will ich ruhn.

Zu deinen Füßen will ich ruhn
Und dir in's Auge ſchaun,
Die blaue Nacht mag leiſe nun
Auf uns herniederthaun.
Schon tauchet aus dem ſtillen See
Des Mondes Bild empor,
Und kühner ſtreift das ſcheue Reh
Durch Wald und Wieſenmoor.

Mein Haupt laß ruhn auf deinem Schooß,
Da ruht es ſanft und weich.
Wie iſt der Himmel weit und groß,
Wie iſt die Erde reich!
Der ſchönſte Stern in blauer Nacht,
Der ſchönſte Stern biſt du,
In deines Lichtes ſanfter Pracht
O gönne mir die Ruh!

An deinem Herzen laß mich ruhn
Nur kurze, seelge Zeit!
Kein Lauscher kündet unser Thun.
Die Welt ist traumgefeit.
An deinen Lippen laß mich ruhn,
Eh noch die Nacht verglimmt,
Bis unsre Seele träumend nun
In Seeligkeit verschwimmt!

Ein Wort von deinem Munde.

Ein Wort von deinem Munde,
Das mir herüber klang,
Tönt mir wie eine Kunde
Von goldnem Märchensang.
Durch meine Seele rauschen
Die goldnen Klänge all,
Und alle Tiefen lauschen
Dem süßen Wiederhall.

Ein Blick von deinem Auge,
Mein ganzer Himmel du!
Bringt mit Versöhnungshauche
Mein ganzes Herz zur Ruh.
So schicken seelge Mächte
Vom blauen Himmelsthor
Durch warme Sommernächte
Ein leuchtend Meteor.

O laß dich halten, goldne Stunde!

O laß dich halten, goldne Stunde,
Die nie ſo ſchön ſich wieder beut!
Schau, wie die Mondnacht in die Runde
All ihre weißen Roſen ſtreut.
Des Tages Stimmen fern verhallten,
Nicht Worte ſtören, nicht Geſang
Des ſtillſten Glückes innig Walten,
Nach dem die ganze Seele drang.

So Bruſt an Bruſt, ſo ganz mein eigen,
So halt ich dich, geliebtes Bild!
Es rauſcht die Nacht, die Lippen ſchweigen,
Und Seele tief in Seele quillt.
Ich bin dein Glück, du meine Wonne,
Ich bin dein Leben, du mein Licht;
Was ſoll uns Tag, was ſoll uns Sonne?
Du ſchöne Nacht, entflieh uns nicht!

Abendglocken.

Wie ein Grüßen, wie ein Singen
Geht mir's innig durch's Gemüt,
Nah und fern die Glocken klingen,
Und der Tag iſt nun verblüht.
Doch in meiner Bruſt tief innen
Blühet weiter Duft und Glanz,
Daß ich dein mit allen Sinnen,
Dein nur bin, ich fühl es ganz.

Fühl' es ganz, geliebte Seele,
Wie dein Odem mich erfüllt,
Und der Schmerz ob manchem Fehle
Tief in goldne Ruh ſich hüllt.
Schlafen gangen ſind die Triebe,
Raſtlos wilden Schaffens Drang.
Nur die Sehnſucht und die Liebe
Wecken koſend meinen Sang.

Wecken meines Herzens Glocken
All zu seeligem Geläut,
Und sie tönen, und sie locken,
Bald verhallend, bald erneut.
Ach daß sie ein Echo fänden,
Drüben über Strom und Wald,
Klingend mir's zurück zu senden,
Daß mein Singen nicht verhallt!

Abendglocken in der Seele,
Abendglocken rings im All —
Nun zur Ruh! Mein Sang erzähle
Dir von mir mit leisem Hall.
Meiner Töne Nachen bringe
Schaukelnd dich zum Traumesport,
Ach, dann träumst du seelge Dinge,
Träume, träume seelig fort!

Märzveilchen.

Könntet reden ihr, ihr zarten
Blauen Veilchen, die ich brach
Früh in meinem ſtillen Garten,
Da noch kaum der Morgen wach!

In des Nebels kühlem Weben
Sucht' ich ſchauernd euren Duft,
Und die erſte Lerche ſchweben
Sah ich in der blauen Luft.

Hoch im Blau, bis weit und weiter
Stieg und ſchwand ihr lieber Ton,
Bis durch Wolken hell und heiter
In den Aether ſie entflohn.

Könntet reden ihr, ihr blauen
Zarten Veilchen, die ich, ach
Für die seeligste der Frauen
Früh in meinem Garten brach!

Seht ihr lächeln sie so milde,
Hält sie euch in ihrer Hand,
Seht empor zu ihrem Bilde,
Wie ihr Aug euch so verwandt!

Alle Lieb' und alle Güte
Liegt in ihrem reinen Blick,
Einer Himmelsseele Blüte
Spiegelt euch eur Bild zurück.

Könntet reden ihr, ihr Veilchen,
Die ich früh im Nebel brach,
All der Wonne nur ein Theilchen,
Die in meiner Seele sprach!

Das erſte Stelldichein.

So viel Laub an der Linden iſt,
So viel Blüten in Düften ſie treibt,
So viel Holdes zu finden iſt,
Als der Mai auf die Roſen ſchreibt,
Ach ſo viel hunderttauſendmal
Jauchz' ich und ſchau ich hinab ins Thal,
Denn auf dem Platz bei der Linden
Will mich mein Schatz heut finden!

Ach warum bin ich nicht ſchön und reich,
Ach warum hab ich nicht Pracht und Gold?
Daß ich mein' Schatz, an Schönheit ihr gleich,
Schmücken mir könnte, ſo wie ich wollt!
Sag mir, du Linde, o ſag mir an,
Was ihr an mir nur gefallen kann?
Weiß ja nichts Schönes zu finden
Nicht an mir, noch an der Linden!

Drunten im Thal, wo der Waldweg geht,
Wo durch die Felsen der Wildbach bricht,
Seh ich sie kommen vom Wind umweht,
O du mein Lieben, mein Leben, mein Licht!
Ach wie bin ich so reich, so reich,
Ach wie weiß ich nichts Schönres zugleich
Als auf dem Platz bei der Linden
An Herrlichkeit zu finden!

Abſchiedsſtrauß.

Den Strauß, den mir mein Schatz geſchenkt
Beim Abſchied für den Hut,
Hab ich mit einem Stein verſenkt
Wohl in die tiefe Flut.

Die welken Blumen mag ich nicht,
Mein Schatz denkt ebenſo,
Viel lieber pflück ich voll und licht,
Mir andre irgendwo.

Und ſeh ich all die Blumen klar
An Wegen ein und aus,
Da denk ich, die und jene war
Auch mit in meinem Strauß.

Durch alle Welt, von Ort zu Ort,
Blüht es von Blumen licht,
In meiner Bruſt der Liebſten Wort
Verfehlt die rechten nicht.

Käthchen.

1.

Käthchens Freier.

Es kam mir ein luſtiger Freier in's Haus,
Er bot mir Felder und Alles was ſein.
Ich wies ihn ab und ich trieb ihn hinaus,
Ich mag nicht ſo gröblich geworben ſein!
Er ſprach: Ueberleg' es dir noch, mein Kind! —
Und ich bin gar kein Kind, und er ſprach's in den Wind,
Und ich weiß doch, daß ich ihn nicht nehme!

Er iſt juſt nicht häßlich, viel eher noch ſchön,
Hat blaue Augen, iſt flink und jung,
Und tanzt er des Sonntags zum Fidelgetön,
Kein Anderer gleicht ihm in luſtigem Schwung.

Doch ärgert's mich, daß er mir naht so keck,
Und seh ich ihn, giebt es mir gleich einen Schreck,
Und ich weiß doch, daß ich ihn nicht nehme!

Und ich ging zur Muhme und klagt' es ihr all.
Ach Gott, wie schlimm ist der Muhme Sinn!
Sie sprach: Kind, nimm ihn in jedem Fall,
Bald welket der Schönheit Blume dahin.
Und sie wußt' es schon lang, daß er mir nachging,
Und sie pries mir an ihm jedwedes Ding —
Und ich weiß doch, daß ich ihn nicht nehme!

Er schickt mir ein Mieder von schwarzem Sammt,
Er schickt mir Bänder, ein Kettlein dazu,
Dran hing ein Herzlein, das war geflammt,
Was soll ich nun machen? Mir läßts keine Ruh!
Und am Sonntag, ich hab grad nichts Andres gewußt,
Da band ich das Kettlein um Hals und Brust,
Doch ich weiß wohl, daß ich ihn nicht nehme!

Und als ich zur Kirmes zum Tanze kam,
Da ſtand er ſchon lang an der Hinterthür,
Ich wollte vergehen vor Aerger und Scham,
Was müſſen die Leute nun denken von mir!
Ach, mitten im Tanze da küßt' er mich gar,
Und nun bin ich verlacht und verhöhnt fürwahr,
Wenn ich ihn nicht dennoch nun nehme!

2.

Unruhe.

Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften ſteht,
Da will mein Schatz auf mich warten,
Wenn die Sonne zu Rüſte geht.
Da ſummen die Bienlein im goldenen Schein,
Und ſie ſummen heraus, und ſie ſummen herein,
Bei den Bienenkörben im Garten,
Wo der Flieder in Düften ſteht.

Nun ſind die Gedanken alle
Mir ſchon auf dem fröhlichen Flug,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde ſchlug!
Und ſie ſummen herein, und ſie ſummen heraus,
Und mein Kopf iſt ſchier wie ein Bienenhaus,
Bis der lange Tag mir verhalle,
Bis daß mir die Stunde ſchlug!

3.

Schöne Einrichtung.

Das iſt doch ſchön eingericht',
Daß Baum und Mondenlicht
Nicht dann und wann
Ausplaudern kann!

Schätzelein, ſchau einmal
Dort in das tiefe Thal,
Geſtern, ja, ja,
Waren wir da!

Meinſt du, die Sommernacht,
Habe nicht auch gewacht?
Das ganze Thal
Lauſchte zumal.

Dich hat der Bach gesehn,
Dich sah das Mondlicht gehn,
Weit in die Rund
Ward es schon kund.

Und an des Baches Saum,
Da steht ein Lindenbaum,
Der aber — der,
Der sah noch mehr!

Das ist doch schön eingericht',
Daß Baum und Mondenlicht
Nicht dann und wann
Ausplaudern kann!

1.

Herzensbeklemmung.

Ach Gott, das druckt das Herz mir ab,
Daß ich meim Schatz valet geb'n hab,
Wo ich auch geh, wo ich auch steh,
Das druckt das Herz mir ab!
Druck nit so, druck nit so,
Kommt 'ne Zeit, bist wiedrum froh,
Druck nit so, druck nit so,
Kommt 'ne Zeit, bist froh!

Er kam zu Nacht vor meine Thür,
Da lag ein Schloß und Riegel für,
Er rief wohl ein, er rief wohl zwei,
Er rief dreimal nach mir.

„Geh du nur hin, geh du nur hin,
Bin ich nimmermehr nach deinem Sinn,
So nehm ich mir ein' andern Schatz!"
So ging mein Schatz dahin.

Und nimmt er ſich ein' andern Schatz,
So ſpring ich gleich mit einem Satz
Wohl in den Bach, wohl in den Fluß,
Wohl in das tiefe Meer!

Ein' andern Schatz den nimmt er nicht,
Und in das Meer da ſpring ich nicht,
Ruft er zu Nacht nur Einmal noch,
So braucht er dreimal nicht.
Druck nit ſo, druck nit ſo,
Kommt 'ne Zeit, biſt wiedrum froh,
Druck nit ſo, druck nit ſo,
Kommt 'ne Zeit, biſt froh!

5.

Des Morgens in dem Thaue.

Des Morgens in dem Thaue,
Da iſt die Wieſe ſchön,
Da glänzen Wald und Aue
Und alle Bergeshöhn.

Des Morgens in dem Thaue,
Da geh ich weit hinaus,
Und von dem Hügel ſchaue
Ich in das Thal hinaus.

Des Morgens in dem Thaue
Da zog mein Schatz in's Thal,
Ach Gott, nun glänzt die Aue,
Als wären's Thränlein all!

6.

Hinüber, herüber!

Es giebt ja keine zwei Berge
Daß nicht ein Thal dazwischen wär,
Es giebt ja keine zwei Herzen,
Die sich geschieden nimmermehr.

Es schwirrt das Thal hinüber,
Was sich auf luftgen Flüglein wiegt,
Und von zwei Herzen das Grüßen
Auf luftger Liebesbrücke fliegt.

7.

Sprühregen und Märzenstaub.

Sprühregen und Märzenstaub
Fallen herab auf das grüne Laub.
Auf das junge Laub und die Blümlein bunt,
Und sie bleiben frisch, und sie bleiben gesund,
Denn es stirbt sich nicht so gleich.

Trag du in der Jugendzeit
Immer getrost dein junges Leid.
Und meinst du, daß dir das Herze bricht?
Junge Leiden die tödten noch nicht,
Denn es stirbt sich nicht so gleich!

Lieder vom Schwarzathal.

1.

Frau Nachtigall.

Frau Nachtigall, kleins Waldvöglein,
Flieg durch den Sonnenstrahl,
Und ſing recht in die Welt hinein
Ein Lied vom Schwarzathal!
Und grüßen ſollſt du von mir ſchön
Gar manches liebe Herz,
Und denken ſoll's an jene Höhn,
An Wanderluſt und Scherz.

Frau Nachtigall, nun flieg hinaus,
Und gelt, verſtehſt mich ſchon,
Richt gar den Gruß recht luſtig aus,
So recht im Wanderton!

Die Zeit iſt hin, der Duft entflob,
Der bunte Strauß iſt fahl,
Im Herzen aber klinget froh
Das Lied vom Schwarzathal.

2.

Kehlein im Schwarzathal

Kehlein im Schwarzathal,
Hörst du's noch rauschen?
Fröhlicher Wiederhall
Magst du noch lauschen?
All im Gefieder ihr,
Klingende Kehlen,
Mögt es im Waldrevier
Tausend erzählen.

Denn ihr habt auch gehört
All unsre Lieder,
Schautet rings aufgestört
Vom Zweige nieder.
Lieder im Schwarzathal,
Wandernde Wonne!
Seid gegrüßt tausendmal,
Tage der Sonne!

Rauſchend das Bächlein ſchoß
Durch die Geſteine,
Aus ſeinem Felſenſchloß
Im Funkenſcheine.
Bächlein iſt eine Fee,
Nahm uns gefangen,
Daß Lied und Luſt zur Höh
Des Himmels drangen.

Rings in des dunklen Walds
Rieſigen Hallen
Rauſchend von Klängen ſchallt's,
Wo wir auch wallen.
Und all der Märchenwelt
Blühendes Leben
Hatte ſich bunt geſellt
Uns zu umgeben.

Kränze und duftger Strauß
Blühender Glocken
Durchflochten voll und kraus
Der Mädchen Locken.

Eichenlaub freundlich wand
Und Bergesblüten
Manche gar liebe Hand
Den Burschenhüten.

Fröhlich so zogen wir
Durch Thal und Hügel,
Singend so flogen wir
Mit Wanderflügel.
Nehlein im Schwarzathal
Hörst du's noch singen?
Kann der glückseel'ge Schall
Jemals verklingen?

3.

Chryſopras.

Steht ein Haus im engen Thal,
Wo die Bergesſchatten
Wehrend jedem Sonnenſtrahl
Dunkelgrün ſich gatten.
Und das Haus heißt Chryſopras,
Lockend winkt es an der Straß.
Denn das Haus iſt eine Schenke,
Darin ſchenket man ein Bier —
O wie wohl, wie wohl wird mir
Wenn ich daran denke!

Und vorbei die Schwarza rauſcht
Luſtigen Sprungs und ſchäumend,
Und am Fels ein Plätzchen lauſcht
Dämmergrün und träumend.
Weils im Schatten ganz verſinkt,
Sieht man nicht, wie viel man trinkt,

Doch geschmeidig und gelenke
Möcht man springen mit dem Bach,
O wie wird die Sehnsucht wach,
Wenn ich daran denke!

Und sie sind's der Bäche zwei,
Und man hat zu wählen,
Jener fließet nur vorbei,
Dieser in die Kehlen.
Stiegen Engel selbst vom Licht,
O gewiß, sie schwankten nicht,
Trabten flugs zur grünen Schenke,
Schlürften Chrysoprasser Bier —
O wie wohl wird gar erst mir
Wenn ich daran denke!

1.

Nächtliche Wanderung.

Wie weit, wie weit im Nebel
Liegt noch das Ziel!
Harre nur aus, dich erfreut einſt die Mühe!

Durch Fichtennacht aufſteigender Weg,
Gewunden durch granitne Klippen,
Des ergrauten Berges ſteinerne Rippen,
Neben uns am ſchwindelnden Steg
Des Abhangs gähnende Tiefe,
So ging die Wandrung. Tief unten der Bach
Rauſchte empor, aufbrauſend und wach,
Als ob er hinunter uns riefe.
Schaurige Schatten huſchten,
Des Edelgewildes geſcheuchte Schar,
Unheimlich rufend, Par um Par,
Und rauſchten zurück in den finſtern Tann,
Wo des Thales Geſträuche ſich buichten.

Und höher, immer höher hinan.
Stieg tief umdunkelt des Weges Windung,
Und immer noch nicht willkommene Mündung
Im behaglichen Ruheporte!
Hoch durch der Wipfel schwarze Pforte
Dringt der kristallne Himmel der Nacht.
Doch schaut, auf träumenden Schwingen sacht
Steiget der Vollmond, und grüßet nieder,
Und wieder grüßen ihn unsre Lieder,
Lieder der Sehnsucht nach sanfter Ruh.
Er hört uns ruhig lächelnd zu.

Ach, will der Weg denn nimmer enden!
Und doch, wie schön ist so die Nacht!
Auf steil sich hebenden Felsenwänden
Liegt Silberströmung und thauige Pracht.
Und fern ertönt ein dumpfes Grollen,
Ein Wetterleuchten sprüht hervor,
Und Wolkengebirge, lichtumquollen,
Zur Mondesfülle schweben empor.

Seht ihr drunten, links in der Schlucht,
Durchs Meer des Nebels ein ſchimmernd Licht?
Und Punkt um Punkt die Tiefe durchbricht,
Willkommen, o freundliche Ruhebucht!
Der Schlag der Uhr vom Thale dringt
Behaglich empor zu uns, und bringt
Uns neue Kraft für des Weges Ziel.
Wir ſind im Thal, es winkt das Haus,
Erleuchtet, wohnlich ſchaut es aus.
Und nun Erquickung, goldne Ruh!
Wir preiſen der wilden Wandrung Schöne,
Und dann verhallen die letzten Töne,
Und ſeelig deckt uns der Schlummer zu.

Wie weit, wie weit im Nebel
Lag unſer Ziel!
Harre nur aus, dich erfreut einſt die Rühe!

3.

Der blaue Schleier.

Ein Jungfräulein aus unſrer Schar
Trug einen blauen Schleier,
Der tanzt' im Wind ſo wunderbar,
Als hielt er Kirmeßfeier.

Als ſpräch' er ſo in ſeinem Blau:
Schau her, du Himmel ſonnig,
Ich trage deine Farbe genau,
Drum iſt mir wohl und wennig!

Und wie er ſo im Tanz ſich ſchlingt,
O weh, er geht in Fetzen!
Und Jeder greift und reißt und ſpringt
Mit ausgelaſſnem Hetzen.

Und Jeder ließ ein Streiflein ſein
Vom Wanderhute weben,
Nicht zürn' uns drüber, Jungfräulein,
Du mußt's nur recht verſtehen:

Ein Stückchen Himmel trug zur Schau
Ein Jeder nun am Hute,
Derweil in jeder Seele blau
Der ganze Himmel ruhte.

6

Paulinzelle.

Zwischen Bäumen steht das Kloster
Eingeschlossen im Gebirg,
Weit umschattet von bemooster
Bäume grünendem Bezirk.
Nieder fielen Dach und Thürme
Wilder Raub der Zeitenstürme,
Noch die Säulen überdacht
Noch der Bogen stolze Pracht.

Luft und Wind scheint hier zu schweigen,
Gleich als ob Vergangenheit
Träumte hier bei Blütenzweigen
In verborgner Einsamkeit.
Träumte hier aus ihren Tagen
Still von euch, ihr schönen Sagen,
Da sich Säul' an Säule schlang,
Die noch kaum ein Lied besang.

Da vom hoch gewölbten Chore
Nieder rauschte Orgelklang,
Da der Glocken Klang zur Hore
Rief der Nonnen Bußgesang.
Da gebrochnen Herzens Kunde,
Drang aus manchem holden Munde,
Und verlorner Wonnen Leid,
Längst verweht in ferner Zeit.

Aber kommst du hergezogen,
Wandrer, mit dem leichten Stab,
Schau die Säulen, schau die Bogen,
Schau der Vorwelt schönes Grab.
Leg' auch dir an's Herz die Frage
Nach den Wonnen deiner Tage,
Ob, was du gebaut mit Lust,
Schön noch sei, selbst im Verlust?

7.

Station Kahle.

Juchhei, nun geht's nach Kahle ein,
Mit Sang und Klang und Fähndelein!
Die Kehle ward uns trocken,
Hier giebts was einzubrocken —
Meint ihr, hier gäb's was Wunder?
Ja Plunder!

Ja Kahle ist 'ne schöne Stadt,
Man sieht und sieht sich nicht dran satt.
Die Weibsleut an dem Fenster,
Ich meint' es wär'n Gespenster,
Ich meint' ich säh was Wunder,
Ja Plunder!

Im luftgen Thale ist's gebaut,
Doch wenn man nur zum Thor 'nein schaut

Die Pflaſterſteine ſprechen:
Wollt ihr's Genick euch brechen?
Das wär bei uns kein Wunder!
O Plunder!

Dem Herrn, dem Kable iſt beſcheert,
Dem iſt's in ſeiner Krone wert.
Der altenburgſche König,
Ach Gott, der hat doch wenig!
Er meint er hätt was Wunder,
Ja Plunder!

Leb wohl, du wertes Kable nun
„Ho! ſchreit der Wirt, bezahle nun!
Bleib Er von unſerm Grunde,
Und meint Er, Vagabunde,
Sein Lied das wär was Wunder?
Ja Plunder!“

8.

Leuchtenburg.

Leuchtenburg! Ein hoch Gebäu,
Noch nicht morsch die hohen Hallen:
Ob auch stolz dein Gipfel sei,
Schöner wär's du wärst zerfallen!
Denn du birgst in deinen Mauern,
Da ringsum die Welt so schön,
Herzen, die gefangen trauern,
Und die schöne Welt nicht sehn.

Ein gefangen trauernd Herz!
Wer kann seine Nacht ermessen?
Grauwell liegts in Stein und Erz,
Drunten rauscht die Welt indessen.
Drunten blüht des Lebens Kranz,
Blüht, vergeht, und knospet wieder,
Und kein Ton, kein Blütenglanz
Dringt hinauf, kein Gruß der Brüder.

Droben, hier im Raum des Lichts,
Ach verdammt zu ſein zur Trauer
Schrecklich Loos! Ein leeres Nichts
Wird das Leben, Grabesſchauer.
Uns umfängt nicht Schloß, nicht Riegel,
Doch wir gehn am Thor vorbei,
Und es ſinkt gelähmt der Flügel,
Hängt am Körper, ſchwer wie Blei.

Seht das Thal, dort kommt hinab,
Andre Burgen laßt uns ſuchen,
Wo am rüſtigen Wanderſtab
Uns umrauſchen Eich' und Buchen.
Was auch dort zerfallen ſei,
Gegenwart hat's grün umſponnen,
Wir ſind jung und wir ſind frei,
Freuen uns im Licht der Sonnen!

9.

Das Haus am Hügel.

Sey gegrüßt, du traulich Dach,
Seid gegrüßt, ihr trauten Räume!
Iſt denn ewger Frühling wach?
Blühn denn ewig dieſe Bäume?
Draußen wills doch herbſtlich werden,
Blätter fallen ſchon zur Erden,
Doch ich mein', in deinem Raum
Wogte noch des Frühlings Traum.

Und ſo iſt's, es ſproßt und blüht
Seelenmai und Jugendfülle,
Jener Lenz, der nie verglüht,
Edle Frucht in edler Hülle.
Jenes ächte Jugendleben,
Jenes freie friſche Streben,
Das da trotzt dem Sturm der Zeit,
Thätig, freudig, allbereit.

Ach und draußen rings umher
Welch ein freundlich grün Umgeben!
Dort das Hölzchen, ſchattge Wehr
Vor der Sonne glühndem Weben.
Dort der Blick auf Berg und Thale
Und das Silberband der Saale,
Dort das Plätzchen, ſtill und traut,
Hat man Liebres je erſchaut?

Edler Menſchen theurer Kreis,
Mir ſo wert in kurzen Tagen,
O wie bald empfand ich leis
Heimatlich ein ſüß Behagen!
Und ſo blieb mir's ohne Wanken,
Soll ſich's durch das Herz mir ranken,
Wanderwonne, Heimatluſt,
Beides füllt bei euch die Bruſt.

Sei gegrüßt, du gaſtlich Haus,
Das mich freundlich aufgenommen,
Wo dem Fremdling ein und aus
Goldne Tage ſind geglommen!

Wo erklangen seine Lieder,
Wo verwandt sie tönten wieder,
Stets verschönt und neu geschmückt;
Sei gegrüßet, sei beglückt!

Muß ich scheiden? Muß ich fort?
Eines wüßt ich dann zu fragen,
Inhaltreich, ein gutes Wort,
Und dann zieh ich ohne Klagen.
Wolltet ihr mir nicht verwehren
Daß ich dürfte wiederkehren,
Und willkommen wär auch da —?
Bitt euch, bitt euch, saget ja!

Das Fräulein und der Schuſter.

„Ach Schuſter, lieber Schuſter,
Wo magſt du heute ſein?
Die Nacht iſt ſtill und duſter,
Da denk ich ſehnend dein!

Und hör' ich nur dein Jodeln,
Und ſeh ich dich auch nicht,
Im Herzen thut mir's brodeln
Als kocht' ein Leibgericht.

O Schuſterlein, komm wieder,
Und jodle vor dem Haus,
Ich wink dir für die Lieder
Viel ſchöne Grüß' heraus! —"

Und hörst du auf mein Jodeln,
Feins Fräulein, mit Vergunst,
So laß des Herzleins Brodeln,
Dieweil es kocht umsunst!

Dein Händlein ist von Seiden,
Das meine ist gewichst,
Ich thu dir deins nicht neiden,
Weil du dich mir nicht schickst.

Es schau' sich um Jedweder
Und schau nach seinem Platz,
Ich mache nur in Leder,
Und so solls auch mein Schatz!

Daß er sich thät erdreisten,
Das thut kein Schuster gut,
Und was auf seinen Leisten
Nicht paßt, beiseit er thut.

Ich bin ein richtger Schuſter,
Mein Schatz, der ſteht am Herd,
Iſt alltags noch berußter
Als ich, gepicht, betheert.

Doch Sonntags — Stern und Bändel!
Da ſchau ſie einer an,
Da prangt ſie wie Lavendel
Und Reſ' und Thymian!

Und nimmt das Ding dich wunder,
Feins Fräulein, hör mir zu:
Was erſt noch ſieht wie Plunder
Wird umgedreht ein Schuh!

Drum, wenn du hörſt mein Jodeln,
Feins Fräulein, mit Vergunſt,
So laß des Herzleins Bredeln,
Dieweil es kocht umſunſt!

Scheiden ohne Leiden.

Liebſter Schatz, nun ſei getroſt,
Traure nicht um's Scheiden,
Hab das Wandern nun erloſt,
Und du mußt es leiden.
Schau, es iſt die ganze Welt,
Sonne, Mond und Sterne,
Auf das Wandern ja geſtellt,
Auf die weite Ferne.

Und das Meer hat Ebb' und Fluth,
Wind und Wolken ziehen,
Winterſchnee und Sommergluth
Kommen und entfliehen.
Wird die Welt nun alt und neu,
Sei du auch nicht ſtrenger,
Lange Zeit blieb ich dir treu,
Aber nun nicht länger.

Weil mein Herz nicht mehr verlangt,
Daß ich bei dir bliebe,
Liebſter Schatz, ſo ſei bedankt
Für die ſchöne Liebe.
Schau, der Mai iſt vor der Thür,
Laß die Augen wandern!
Komm ich einſt zurück zu dir,
Haſt du längſt 'nen Andern.

Lauf der Welt.

Da ſteht von meinem erſten Schatz
Ein leiblich's Konterfei,
Ich ſchau wohl tauſendmal hinaus
Ob's nicht derſelbe ſei.

Er lugt ſo freundlich zu mir auf,
Sein Aug' iſt blau und hell,
Das iſt, mein Treu, ein ſchmucker Burſch,
Ein friſcher, flinker Geſell!

Von meinem Schatz war das nicht fein,
Daß er mir ging davon!
Das iſt nun bald ein halbes Jahr,
Wie langſam das verronn!

Was guckſt du, Burſch, da zu mir auf,
Mit deinem Augenſtern?
Iſt das mein Schatz, der drunten ſteht —
Das wüßt' ich gar zu gern.

Und geh ich nun zu ihm hinab
Und grüß ihn fein — wie dann?
Mit dem erſten iſt's nun doch vorbei,
So kommt der zweite dran!

Du willst nicht mit zum Tanze gehn?

Du willst nicht mit zum Tanze gehn,
Du Röslein hold und heilig?
So bleib ich dir am Fenster stehn,
So ist der Tanz nicht eilig.
Wie blickt dein Auge tief und klar,
Und dringt ins Herz so wunderbar,
Als wie die Frühlingssonne,
Ja Sonne!

In meinem Garten, blau und weiß
Erstehn der Blümlein viele,
Da brech' ich Laub und Blüthenreis,
Die flecht ich, wie zum Spiele.
Zu all den Blümlein weiß und blau,
Wohin ich geh, wohin ich schau,
Fehlt mir nur noch die Rose,
Ja Rose.

Und willſt du mir das Röslein ſein,
Wie ſüß will ich dich hegen,
Zum Garten dir mein Herze weihn,
Mit Liebesthau dich pflegen!
Nimm hier den Strauß, nimm hier den Kranz,
Komm, Schönſte, komm mit mir zum Tanz,
Und ſei fortan die Meine,
Ja Meine!

Der Handwerksburſch.

Was ſoll aus mir werden,
Das ſag mir nur Eins!
Das Wandern währt lange,
Doch Geld hab ich keins.

Und trocken iſt die Kehle,
Und müd bin ich auch,
Ach hätt ich ein Neſtlein,
Wie's Vöglein im Strauch!

Da wär's gar behaglich,
Da hätt ich meine Sie,
Und wenn ich dran denke,
Mir wird, ich weiß nicht wie!

Da hätt' ich mein' Herberg
Die liebe lange Nacht,
Da hätt' ich die Sorgen
Von Herzen ausgelacht.

Kein Geld, keine Herberg,
Und auch keine Sie!
Ach Wandern, ach Wandern,
Was machst mir für Müh!

Gleich und gleich.

Du kleines blitzendes Sternelein,
Nun sag mir, was willst du,
Du kannst da oben ja seelig sein,
Was blinzelst du mir denn zu?

Such du dir dein Liebstes im Sternenreihn,
Und laß mich mit Blinzeln in Ruh,
Ich hab auf Erden ein Sternelein,
Das ist viel schöner als du!

Decembernacht.

Schimmernde Decembernacht,
In der Schnee- und Sternenpracht,
Dich will ich begrüßen!
Blickſt ſo ſtill herab, ſie blüht,
Wie die Mädchenwangen,
Denen, ach, der Liebesmai
Gar ſo ſchnell vergangen.

Und es fiel das letzte Blatt,
Und die letzte Thräne hat
Sich hervorgeſtohlen.
Ewig liegt kein Winterſchnee,
Mädchenwangen lächeln
Wieder roſig, wenn auf's Neu
Maienlüfte fächeln.

Schimmernde Decembernacht,
In der Schnee- und Sternenpracht,
Dich will ich begrüßen!
Weiß ich doch, daß Lieb und Mai
Stets sich noch erneuten,
Und schon hör ich unterm Schnee
Frühlingsglocken läuten.

Weihnachtslied.

O du Weihnachtsmann
Wir erwarten dich kaum,
Kommſt bald du heran
Mit dem Weihnachtsbaum?
Ich komm', ich komme zum freudigen Feſt,
Die Kinder ſind meine liebſten Gäſt,
Ich bringe den ſtrahlenden Weihnachtsbaum,
Beladen mit Früchten und goldnem Schaum,
Mit bunten Lichtern überſät,
Und bunte Gaben und bunt Gerät;
Und ſoll ich auch dir ſein wohlgeſinnt,
Mußt werden ſtill ſeelig als wie ein Kind!
So kommt er heran,
So kommt er heran,
O du holdſeeliger Weihnachtsmann!

Wo bringst du denn her
Deinen Weihnachtsbaum?
Und wo wächst denn der
So viel Flimmer und Schaum? —
Aus dem grünen Walde da bring ich ihn her,
Der liegt von Schnee bedeckt und schwer.
Er denkt an die fröhliche Sommerzeit,
An all seine Vöglein, die sind nun weit!
Da holt' ich das Bäumlein wohl aus dem Holz,
Die Weihnachtsfreude auch kosten sollt's,
Und ich putzt' es aus in strahlender Pracht,
Nun freut euch, ihr Kinder, und jubelt und lacht! —
So kommt er heran,
So kommt er heran,
O du holdseeliger Weihnachtsmann!

Doch tut nicht Gefahr
Das Bäumlein, sag an,
Nun stirbts wohl gar,
Lieber Weihnachtsmann?
Sei ruhig, lieb Kindlein, und freu dich getrost
So lange die Rose dein Wänglein umkost!

Hernach, wenn dein Auge einſt heller wird ſehn,
Dein Herz auch des Bäumleins Loos wird verſtehn,
Dann giebſt auch du wohl dein Leben und Glück
Für einen glückſeeligen Augenblick.
Bis dahin, lieb Kind, ſind der Tage noch viel,
Drum freu dich und juble bei Flimmer und Spiel! —
So kommt er heran,
So kommt er heran,
O du beldſeeliger Weihnachtsmann!

Balladen und Schwänke

als

Zwischenspiel.

Der Bohnenkönig.

Dreikönigsabend war lange verbei,
Da hatten gebacken ſie Kuchen,
Und hinein eine Bohne; in bunter Reih
Nun wollten das Glück ſie verſuchen.
Und welchem die Bohne beſchieden wär,
Der ſei König im Kreis und beglückt ſei der,
Und ſieh, in dem Bohnenerben
War Gretchen Königin werden.

Nun drängten ſich Alle zum Hofſtaat hin,
Der ſchönen Kön'gin zu dienen,
Da wählt ſich Marſchälle die Königin
Und Diener mit fröhlichen Mienen.
Doch wer wird König an ihrer Seit'?
Ein Jeder war zu dem Amte bereit,
Doch wie auch die Baſen gepredigt,
Die Stelle die blieb erledigt.

Nun war es im fröhlichen blühenden Mai,
Die Bohnen die blühten im Garten.
Die einen auf Beeten in langer Reih,
Die andern des Schattens zu warten,
Die deckten die Laube an kühliger Statt,
Mit purpurner Blüte und grünendem Blatt,
Und drinnen saß Gretchen so gerne
Und dacht' in die weite Ferne.

Doch in dem Geranke grünsprossend und weit
— Ich bin' euch, ihr müßt es mir glauben —
Da herrschte ein König zur Sommerzeit,
Sein Häuslein war hier auf der Lauben.
Ein winziges Völkchen, mutwillig und fein,
Das diente dem winzigen Königlein,
Der Bohnenkönig, der Aechte,
Der wohnt hier mit seinem Geschlechte.

Und es höret der König mit staunendem Sinn,
Von seinen Dienern und Treffen,
Schön Gretchen sei Bohnenkönigin
Gebeißen von ihren Genossen.

Und er denkt: in der nächſten Mitternacht,
Wenn der Maienmond ſteiget in voller Pracht,
Und die Blüten duften und thauen,
Will ich mir die Holde beſchauen.

Schön Gretchen ſchläft auf dem weichen Pfühl
Und träumet in ſeligem Heſſen,
Und ins Kämmerlein weben die Lüfte kühl,
Das Fenſterlein ließ ſie offen.
Da ſteiget herein mit Scepter und Kron'
Der Bohnenkönig, und ſchlägt ſeinen Thron
Leis auf vor dem ſchimmernden Bette
Mit ſeines Geſolges Kette.

Das war auch ein langer ſchnurriger Zug,
Und Bohnen von allen Sorten
Durchſchnüffeln in neubegierigem Flug
Die Kammer an allen Orten.
Die einen weiß, und die andern bunt,
Die einen lang, und die andern rund,
Die blühenden Bohnenmamſellen
Mit ihren durchtriebnen Geſellen.

Doch der Bohnenkönig der steht verzückt
Vor dem Lager der träumenden Holden,
Und zieht einen Kreis, der den Traum entrückt,
Mit seinem Scepter golden.
Ach wärst du, ruft er, nicht gar so groß,
So wär' mir geworfen ein glückliches Loos,
Ach wär' ich nicht gar so kleine,
So würdest du heut' noch die Meine!

Schön Gretchen bewegt sich in tiefem Traum,
Ihr ist's, als säh' sie Gestalten,
Die winzig klein in der Kammer Raum
Rings klettern und stolpern und schalten.
Und der König spricht: Nun sage mir an,
Du bist jetzt in meinem Zauberbann,
Meine Macht muß ich benützen,
Wie kann ich vor euch mich schützen?

Sie nennen dich: Bohnenkönigin,
Wie sind deine Reiche gebeißen?
Ein Bohnenkönig ich selber bin,
Willst du meine Macht mir entreißen?

Denn du biſt groß und ich bin klein,
Drum muß auf meiner Hut ich ſein,
Laß einen Vertrag uns bereden,
Einander nicht zu befehden.

Schön Gretchen lallt, vom Traum beſchwert:
Wohl weiß ich ein Reich der Wunnen,
Doch laß ich das deine dir unverſehrt,
Kein Streit ſei mit dir begonnen!
Im Herzen des fernen Geliebten mein
Da will ich allmächtige Königin ſein,
Und kann ich ſo mächtig werden,
Will ich ſonſt nichts auf der Erden!

Sie murmelt noch halb einen Namen leis,
Der Bohnenkönig der lauſchet.
Doch horch, was hat da verſtohlenerweis
Vor dem offenen Fenſter gerauſchet?
Und es fliegt herein eine duftende Laſt,
Den König erdrückt und erſticket ſie faſt,
Die Diener die können's kaum zwingen
Ihn wieder hervor zu bringen.

Und der Bohnenkönig den Scepter ſchwingt,
Und flugs über Tiſche und Stühle
Hinpurzelt und holpert und ſtolpert und ſpringt
Das Geſelge hinaus in die Kühle.
Und als ſchön Gretchen vom Traum erwacht,
Die Maienſonn' in die Kammer lacht,
Durch's Fenſter nicken und ſchwanken
Die duftenden Geisblattranken.

Doch was iſt das? ruft Gretchen aus,
Wo iſt mir das hergekommen?
Gebunden an einen Blumenſtrauß
Ein Brief und ein freudig Willkommen!
Mein Liebſter, mein Liebſter kam über Nacht,
Er hat mir's zum Morgengruße gebracht,
Ich träumte ſo wirr und verſunken,
Nun wach' ich ſo wonnetrunken!

Und der Bohnenkönig ſteht wundernd von fern
Und denkt: Wenn ſie mir nichts rauben,
So will ich den großen Kindern ja gern
Den Königsnamen erlauben.

Doch kam mir da ſo ein Gedank' über Nacht:
Es wäre gar lieblich und wohlbedacht,
Wenn ich auch eine auserwählte
Herzkönigin mir vermälte!

Das Doktordiplom.

Vielen zum Anſtoß, Wenigen zur Luſt,
Aber zum Hohn allem Staub und Wuſt,
Allen zum Trotz, die mich drüber ſchmälen,
Will ich euch eine wahre Geſchichte erzählen.

Wollt einſt der liebe Gott probiren
Auf einer Univerſität zu promoviren.
Weil er hört' ſo viel geiſtlos Geſchwätz
Von Katheedern und Kanzeln, und ſah die Plätz'
Der Hörſäle ſich tagtäglich leeren,
Thät ihm das am Herzen zehren.
Hätte den friſchen lebendigen Jungen
Gern mal was Extra-Lebend'ges geſungen.
Und da ihn das ergriff mit Gewalt,
Thät er beſchließen, in Menſchengeſtalt
Sich zum Doktor kreiren zu laſſen,
Und die Sache mit Ernſt zu erfaſſen.

Setzte ſich alſo nieder und ſchrieb
So recht mit voller Begeiſt'rung und Lieb'
Eine gar herrliche Diſſertation,
Gar nicht im alten Styl und Ton,
Die lautre Wahrheit, das lautre Recht,
Ihr könnt euch denken, ſie war nicht ſchlecht.
War ja das Beſt', was er konnte bieten,
War damit ſelbſt auch gar wohl zufrieden.

Geht nun alſo getroſt und munter
Von ſeinem Himmel zur Erde hinunter,
Wie ein Jüngling blondlockig und glatt,
Mit Augen, ſo recht wie das Himmelblau,
Und kommt in ſeiner Menſchengeſtalt
Zu einer deutſchen Univerſitätſtadt bald.
Fragt gleich nach dem philoſoph'ſchen Dekan,
Klopft bei dem Gelehrten beſcheiden an,
Thät ihm ſein Skriptum offeriren,
Meld't ſich bei ihm zum Promoviren.

Kriegt der Profeſſor das Ding zur Hand,
Betrachtet ihn lange unverwandt,

Fängt dann an zu blättern und zu lesen,
Nimmt gar bald an ein besonder Wesen.
Betrachtet 's Heft und wieder den Autor lange,
Dem lieben Gott wird dabei fast bange.
Der Gelehrt' nimmt an immer schwierigere Mienen,
Hat ihm das Ding wohl schnurrig geschienen.
Bald zieht er herauf die Augenbraun,
Die Sache wird immer bedenklicher traun,
Bald schüttelt er 's Haupt, bald lächelt er gar,
Bald sträubt sich ihm vor Befremdung das Haar,
Bald meint er: „hm! hm!" und räuspert sich viel
Mit sehr verwundertem Mienenspiel.
Dann schlägt er die letzte Seit' herum,
Giebt von sich ein unverständlich Gebrumm,
Schlägt 's Heft zusammen und setzt sich nieder,
Betracht sich den Kandidaten wieder,
Rückt drauf die Brill von der Nas' in die Höh —
Dem lieben Gott wird übel und weh.

Mein Herr Kandidat, der Professor spricht,
Eine Dissertation ist das gar nicht!

Iſt eine Arbeit, zwar nicht ohne Geiſt,
Aber Dilettantenwerk zumeiſt.
Wer bei uns hier will promoviren,
Muß ſich zum Gelehrten einexerciren.
Kann Etwas noch ſo geiſtreich ſein,
Geht aber doch bei uns nicht ein.
Mit Geiſt und Scharfſinn können wir nichts machen,
Können nur brauchen gelehrte Sachen.
Davon iſt bei Ihnen nun gar nichts zu finden,
Weiß da nirgends anzubinden,
Find' keine Noten und keine Zitate,
Und Extravaganzen auf jedem Blatte?
War Ihr Studium wohl ſehr unregelmäßig?
Kann das annehmen zuverläſſig,
Habt auch nicht gethan, wie ſich's gehört,
Bei mir kein einz'ges Kollegium gehört!
Was Euer Skriptum nun weiter betrifft,
So thätet Ihr wohl, wenn Ihr begrifft,
Daß man ſo höchſt gewagte Dinge,
Wie Ihr ſie da in Menge behauptet,
Und hoch und höher die Kühnheit ſchraubtet,
In keiner Diſſertation verbringe.

Was stehen mir da für Sachen drin!
Wo kommt das her? Wo soll das hin?
Erfrecht Ihr Euch doch Dinge zu sagen,
Die streng — verboten in unsern Tagen!
Welcher Dämen kennt', es ist zum Erstaunen,
Einem Kandidaten das in die Ohren raunen,
Denn staatsgefährlich, polizeiwidrig gar,
Bietet Ihr Eure Wort' und Behauptungen dar,
Unkritisch vor Allem, mir schaudert die Haut,
Und also verbrecherisch, daß mir graut!
Nehm Er also Seinen Wisch zurück,
Und schätze Er es noch für ein Glück,
Wenn ich Ihn nicht bei der Polizei denunzire!
Drauf weist der Professor auf die Thüre,
Dreht dem Kandidaten verächtlich den Rücken,
Thut wieder die Brill' auf die Nase rücken,
Und setzt sich grimmig und brummend wieder
Zu seinen schweinsledernen Scharteken nieder.

Der liebe Gott steht da wie begossen
Vor seiner eignen Kreatur,

Aber von himmliſcher Langmut umfloſſen
Schweigt er, und ſchüttelt die Locken nur,
Verläßt das Haus, und denkt drüber nach,
Ob er bei einem Andern verſuche ſein Sach.
Wurde ſich aber bald darüber klar:
Denn da dieſer Profeſſor ſo gar gelehrt war,
So würden's noch ſchlimmer machen die andern.
Thät alſo ruhig zum Himmel wandern
In ſeiner Lieb' und himmliſchen Demut,
Und denkt ſeiner Sache mit ſtiller Wehmut.

Kriegt da der Satan das Ding zu hören.
Denkt: Wart du, Alter, dich will ich bethören,
Was du da nicht kennteſt zu Stande bringen,
Das ſoll mir beim erſten Wurf gelingen! —
Läßt flugs durch die Höll' ein Aufgebot gehn,
Nach allen alten Diſſertationen ſpähn,
Läßt ſchreiben, copiren und thut diktiren,
Ein dickes Volumen zuſammen ſchmieren.
Die ganze Höll' muß zuſammen ſitzen,
Die Teufel bei der Arbeit ſchwitzen.

Da that er manchen erwünschten Fund!
Der Satan lacht sich fast ungesund,
Was da ward geschmaddert und geklext,
Und wie das Volumen wächst und wächst.
Und Alles freut sich ganz ungeberdig,
Wie endlich das Meisterstück ist fertig.
War ein gut Stück Arbeit, das mögt ihr glauben,
Was thät man da nicht zusammen klauben!
Müßigen Kram, antike Trummen,
Und Zeugs zum Vergrübeln und zum Verdummen,
Unsinn, Sophismen und — ungelogen,
Bloßer Zitat' an die hundert Bogen!

Verläßt drauf der Satan sein höllisches Reich,
Geht zu besagtem Professor sogleich.
Nimmt sein dickes Skriptum untern Arm,
Und mit einer Gestalt, daß sich Gott erbarm,
Recht eckig und mit krummem Rücken,
Mit gelehrtem Ungeschick thät er sich bücken,
Ueberreicht dem Professor sein' Dissertation,
Und flebt mit gar befangnem Ton,

Daß an hieſiger Univerſitas
Seine hochgelahrte Gnaden ihn promoviren laß.
Habe zwar leider — das Herz thät's ihm verbrennen —
Kein Kollegium bei ihm hören können,
Sei das ſein größtes Unglück geweſen!
Habe aber alle Bücher geleſen,
Die ſeine hochgelahrte Gnaden geſchrieben,
Sei ihm der Verſtand faſt ſtehen geblieben
Vor ſolcher ungeheuren Gelehrſamkeit,
Verdanke das Beſte an ſeiner Arbeit
Allein dieſen allervortrefflichſten Werken,
Der Herr werd's im Skriptum ſelber wohl merken.

Kriegt der Profeſſor das Ding zur Hand,
Betracht ſich den Kandidaten unverwandt,
Neigt ſein Haupt und wiegt's im Genicke
Mit gar befriedigt billigendem Blicke,
Macht ein gar freundlich und gütig Weſen,
Fängt drauf an zu blättern und zu leſen.
Lieſt immer weiter und nickt auf das Blatt,
Wenn er unten find't an die zehen Zitat',

Find't auch Tobaks- und Oelflecken, wie sich's gehört,
Und das Ganze äußerst gelehrt.
Find't auch wieder, was er selbst schon geschrieben,
Fängt schon an seinen Kandidaten zu lieben,
Dünkt ihm derselbige äußerst verständig.
Der Teufel lacht sich halb todt inwendig,
Aber äußerlich schaut er aus,
Als wüßt er vor Demut nicht ein noch aus.
Klappt endlich der Professor zu das Volumen,
Blüht sein Gesicht als wie Frühlingsblumen.
Rückt die Brill' von der Nas' in die Höh,
Daß er seinen Kandidaten besser seh',
Schaut ihn achtungsvoll, gütig an,
Reicht ihm die Hand, ein freundlicher Mann,
Und spricht: Mein Herr Kandidat, freut mich sehr,
Schätz es mir zur ganz besondren Ehr',
Ihnen den Doktorhut zu verleihen!
Allerdings nun freilich — Sie müssen verzeihen —
Sind in dem Skriptum noch manche Sachen —
Doch seid ja noch jung, wird sich Alles schon machen.
Seid zum Gelehrten überaus anstellig!
Insonderheit freut mich — Prise gefällig?

Insonderheit freut mich der große Fleiß,
Daß ich's kaum auszudrücken weiß!
Thu also von Herzen gratuliren,
Wollen Euch mit Freuden promoviren.

Wie der Satan so hört die Sachen,
Will er grad innerlich platzen vor Lachen.
Hat denn gar bald sich herumdisputirt,
Die gelehrten Herrn waren kontentirt.
„Haben lange, ihr rühmendes Wort erscholl,
Keinen Jüngling gesehen so hoffnungsvoll!"
Und als er in Händen hielt sein Diplom,
Da blickt er höhnisch zum Himmelsdom
Und spricht: Guck, Alter, was sagst du nun?
Kann doch Mancherlei, was du nicht kannst thun! —
Hernach war ein großer Doktorschmaus,
Die ganze Fakultät ging beispitzt nach Haus,
Und ist hinfort daran kein Zweifel,
Daß alle Gelehrten reitet der Teufel.

Die sieben Nixen.

Es waren sieben Nixen fein,
Die saßen im schlanken Kahn,
Und ruderten im Mondenschein
Auf des Sees Spiegelbahn.
Sie schlugen den Takt und sangen dazu,
Und weckten des Wiederhalls träumende Ruh,
Die Nixen alle sieben.

Nur das jüngste Nixlein schweigsam blieb,
In des Nachens Ecke geduckt,
Und zum Ufer lauscht sie bald freudig, bald trüb,
Wenn der Mond durch die Zweige gezuckt.
Und die andern die meinten, sie sei noch ein Kind,
Und noch gar nichts verständig, wie Nixen sind,
Sechse von ihrer sieben.

Und die erſte ſang, was die Liebe ſei,
Das bleibe uns unbewußt,
Ach, das Menſchenherz pocht ungetreu
In der falſchen betrüglichen Bruſt!
Die Liebe, die Liebe, die ſei verbannt!
Das ſchwuren ſie feſt ſich in die Hand,
Sechſe von ihrer ſieben.

Und die zweite ſang: O du Menſchenbruſt,
O du ſterbliches Menſchenherz!
Und haſt du ausgekoſtet die Luſt,
So bleibt dir zurück nur der Schmerz!
Und die andern riefen: Was tief ſich regt
Im Menſchenherzen, uns nicht bewegt!
Sechſe von ihrer ſieben.

Und die dritte ſang: Was iſt ein Kuß?
Ein kurzer, vergänglicher Scherz!
O kurze Luſt, o ſchlechter Genuß,
Du bringſt nur Thränen und Schmerz!
Ja, das Küſſen, das Küſſen, das ſei verbannt!
Das ſchwuren ſie feſt ſich in die Hand,
Sechſe von ihrer ſieben.

Die andern ſangen jedwede noch was,
Die jüngſte allein war ſtumm,
Die ſchmückt ſich mit Blumen, und ſchaut in's Naß
Der Wellen, wer weiß, warum?
Mit leichtem Wiegen das Schifflein glitt.
Die Wellen tanzten und ſangen mit,
Mit ſechſen von ihrer ſieben.

Und als ſie gelangt zu des Ufers Bug,
Wo im Schilfe die Erlen ſtehn,
Die Lüfte der Nacht mit leiſem Zug
Von den Bergen zu Thale wehn:
Da, ſchau, was feſſelt der Nixen Haſt,
Sie ſtehen erſtaunt und machen Raſt
Die Nixen alle ſieben.

Und die jüngſte, mit Waſſerroſen bekränzt,
An das blühende Ufer ſprang.
Und der blonde Fiſcher mondbeglänzt
Sein luſtiges Nixlein umſchlang.
Und die Zwei die küſſen ſich bald zu Tod,
Und die andern ſtehen ſeufzend im Boot,
Sechſe von ihrer ſieben.

Ihr Nixen, liebe Nixen mein,
Ihr hättet nicht ſollen ſchwören!
Denn harrten der Fiſcher noch ſechſe am Rain,
Was gilt's, ihr ließt euch bethören!
Nun ſprechen ſie nichts, und nun ſingen ſie nichts,
Nun rudern trübſeeligen Angeſichts
Sechſe von ihrer ſieben.

Lohengrin.

Hinab des Rheines Wogen
Ein golden Schifflein geht,
Von Schwänen hingezogen,
Darin ein Jüngling ſteht.
Er ſchauet mit leuchtendem Angeſicht
Wie das Sonnengold tanzend die Ufer umflicht,
Er ſchauet die Burgen und Schlöſſer zumal,
Und lauſcht dem Geläute im Thal.

Schon hat die ſieben Berge
Zurückgelegt der Schwan,
Da hebt der junge Ferge
Sich hoch in ſeinem Kahn.
Nun raſt' ich im Land der Verheißung bald,
Wo mir Seeligkeit blüht, wo der Schmerzen Gewalt
Umfangen mich ſoll, wenn die Wonne zerſtäubt,
Und zurücke den Trauernden treibt!

Und weiter ſchwimmt der Nachen,
Und breiter wird der Strand,
Die Ufer ſchon verflachen
Sich weit zu ebnem Land.
Da hebt ſich auf herrlich gebreitetem Plan
Ein gethürmtes Schloß und es raſtet der Kahn,
Es tauchen die Schwäne in's wogende Spiel,
Und der Jüngling er iſt nun am Ziel.

Und ſiehe, vor dem Schloſſe,
Da iſt ein Treiben bunt,
Ein Reiter hoch zu Roſſe,
Viel Volkes in die Rund'.
Ein Dienſtmann, ſtark und mächtig bewehrt,
Hat die Erbin des Landes von Cleve begehrt,
Kein Ritter iſt mehr, der zu ſchirmen ſie weiß,
Und der Starke nun fordert den Preis.

Da läßt der Jüngling melden
Der Jungfrau ſeinen Arm,
Es fehlt an einem Helden
In dieſer Ritter Schwarm?

Ein Schwert iſt mein eigen, gebt Roß mir und Schild,
Daß ich kämpfe mit Luſt für die Herrin mild,
Daß ich führe des Landes Krone auf's Beſt',
So Gott mir die Ehre läßt!

Die Kämpfer nun ſich wenden
Und fliegen in die Bahn,
Und mit gefaltnen Händen
Die Jungfrau zum Altan.

Es tönt die Fanfare. Hinraſſelt der Speer,
Laut ſchallen die Schläge von blitzender Wehr,
Es wanket der Starke, er ſtürzet, er liegt,
Und der blühende Jüngling er ſiegt.

Vom Jubelruf umtönet
Bringt man ihn zum Altan,
Von Thränenglück verſchönet
Sieht ihn die Jungfrau nahn.

Sie zwingt nicht des Herzens erquellende Luſt,
Und willenlos liegt ſie ihm ſchon an der Bruſt:
Nimm hin nun, mein Retter, mich ſelbſt und mein Land,
Dich hat mir der Himmel geſandt!

Erathmend ſchaut der Knabe
Die ihm am Buſen hing:
Mein Herz iſt meine Habe,
Iſt das dir nicht gering?
Nicht darf ich dir künden, ob rein mein Geſchlecht,
Ob gekrönt meine Ahnen, mein Blut, ob es ächt,
Und fragſt du darnach mich, ſo muß ich zurück,
Ein Hauch zerſtiebt unſer Glück!

Sie taucht die Blicke ruhig
In's Aug' ihm blau und tief:
Mein Herz gebeut, ſo thu ich,
Wozu es ſehnend rief!
Was eignet denn mir, als das ſchlagende Herz?
Dahin gab ich Kronen und gleißendes Erz.
Nie will ich dich fragen nach Land und Geſchlecht,
Und gehſt du — wer ſchützet mein Recht?

Er küßt mit ſüßen Schauern
Den jungfräulichen Mund,
Da jubelt's durch die Mauern:
Geſegnet ſei der Bund!

In Seeligkeit ſchwindet nun, Jahre, dahin,
Jedwedes Verluſt iſt beglückter Gewinn.
Drei Sommer ſchenkten dem blühenden Bund
Drei Sproſſen, gar ſchön und geſund.

Doch drohend, wie die Wolke,
Die Wetterſtrahl gebiert,
Erhub ſich's da im Volke:
Wer iſt's, der uns regiert?
Wer ſind ſeine Ahnen, wo iſt ſein Geſchlecht?
Sind des Thrones Erben gezeuget mit Recht?
Sie ſoll uns verkünden, zur Fürſtin nun kommt,
Ob Schimpf ihm, ob Segen ihm frommt!

Zum Fürſten kommt mit Zagen
Die blühende Geſtalt:
O Herr, ich muß dich fragen,
Sie fordern's mit Gewalt!
Zum Heile des Lands, nicht aus niedrem Gelüſt
So fragen ſie, wer du gekommen uns biſt?
O weh meines Kampfes in Lieb' und in Not —
Ich ſeh dir im Antlitz den Tod!

Und ſeufzend dieſer Kunde,
Küßt er der Theuren Haupt:
Gekommen iſt die Stunde,
Die dir den Gatten raubt!
Zum Throne dann ſchreitet er herrlich dahin:
Bin des Grales Erbe, bin Lohengrin,
Geſendet zu gründen unendliches Glück,
Doch das eigene — laß ich zurück!

Es kommt in goldnem Nachen
Das Glück in euer Thal,
Mit freudigem Erwachen
Empfangt ihr's ohne Wahl.
Doch ſtrebet ihr weiter mit forſchendem Sinn,
Nach dem holden Genügen, um mächt'gen Gewinn,
Seid wach, daß eh' euch das neue entflieht,
Das alte nicht mit ihm verglüht!

Mit freudigem Entzücken
Grüßt ihn der Edlen Kreis,
Doch mit umflorten Blicken
Spricht er zur Fürſtin leis!

Nicht zürn' ich der Frage, es mußte nun sein,
Glückseelige Tage, ja, nannt' ich dich mein!
Mich ruft mein Geschick. In gesichertem Gleis
Bleib' der Söhne erblühender Kreis!

In stiller Wehmut breitet
Die Arm' er segnend aus,
Und wendet sich, und schreitet
Stumm aus dem hohen Haus.
Die Fürstin, erbebend fliegt zum Alten —
Da grüßt schon in schwanengezogenem Kahn
Der Jüngling noch Einmal sein schwindendes Glück,
Und seufzet und kehrt nicht zurück.

Der Todtenſee.

„Drei Tag' und drei Nächte wo warſt du, mein Kind?
Dein Haar hat zerflattert der ſauſende Wind,
Ich hab' dich gerufen, ich hab' dich geſucht
Drei Tag' und drei Nächte durch Wälder und Schlucht!
Ach, kommſt du zurück,
Wie wirr iſt dein Blick!
Was haſt du, mein Kind, du mein einziges Glück?"

Und bin ich bei dir denn, und bin ich zu Hauſe?
O Mutter, mich faßt es mit Schauder und Grauſe?
Drei Tag' und drei Nächt' iſt's, da ward er gebracht,
Geſtürzt von der Alpe in ſelbigen Schacht,
Zum Tode verwund't!
Nun liegt er im Grund,
Mein Herz wird ach nimmer und nimmer geſund!

Und weinend da lag ich in Nacht und in Weh,
Da rief mir's: Komm aufwärts zum Totensee!
Das war seine Stimme, das war sein Gebet,
O Mutter, das trieb mich, und wär's in den Tod!
Und fort nur und fort
Nach zog ich dem Wort,
Bis ich käme hinauf zu dem grausigen Ort.

Und über die Felsen durch Abgrund und Nacht
Da ragte die Jungfrau in eisiger Pracht,
Die zackigen Hörner sie träuten so kalt,
Es erbebte von fern der Lawinen Gewalt.
Und ich stand auf der Höh',
Wo umlagert von Schnee
Sich senkt in die Alpe der dämmernde See.

Da stand ich und bebte, und atmete kaum.
Wie einsam ist's droben! da grünet kein Baum,
Nur Felsen und Eis dort in starrendem Bund,
Es spiegelt der Mond sich im nebligen Grund.
Und da blick' ich hinein
In den zitternden Schein —
O Mutter, mir schaudert's durch Seel' und Gebein!

Ich ſah meinen Liebſten, die Stirne voll Blut,
Er ſtieg zu mir auf aus der ruhenden Flut,
Und ringsum in Kreiſen ein ſchweigendes Heer
Durchwallte den Nebel weit weit um ihn her.
Und er winkt mir und winkt,
Doch das Herze mir ſinkt,
Und Angſt und Entſetzen die Bruſt mir durchdringt.

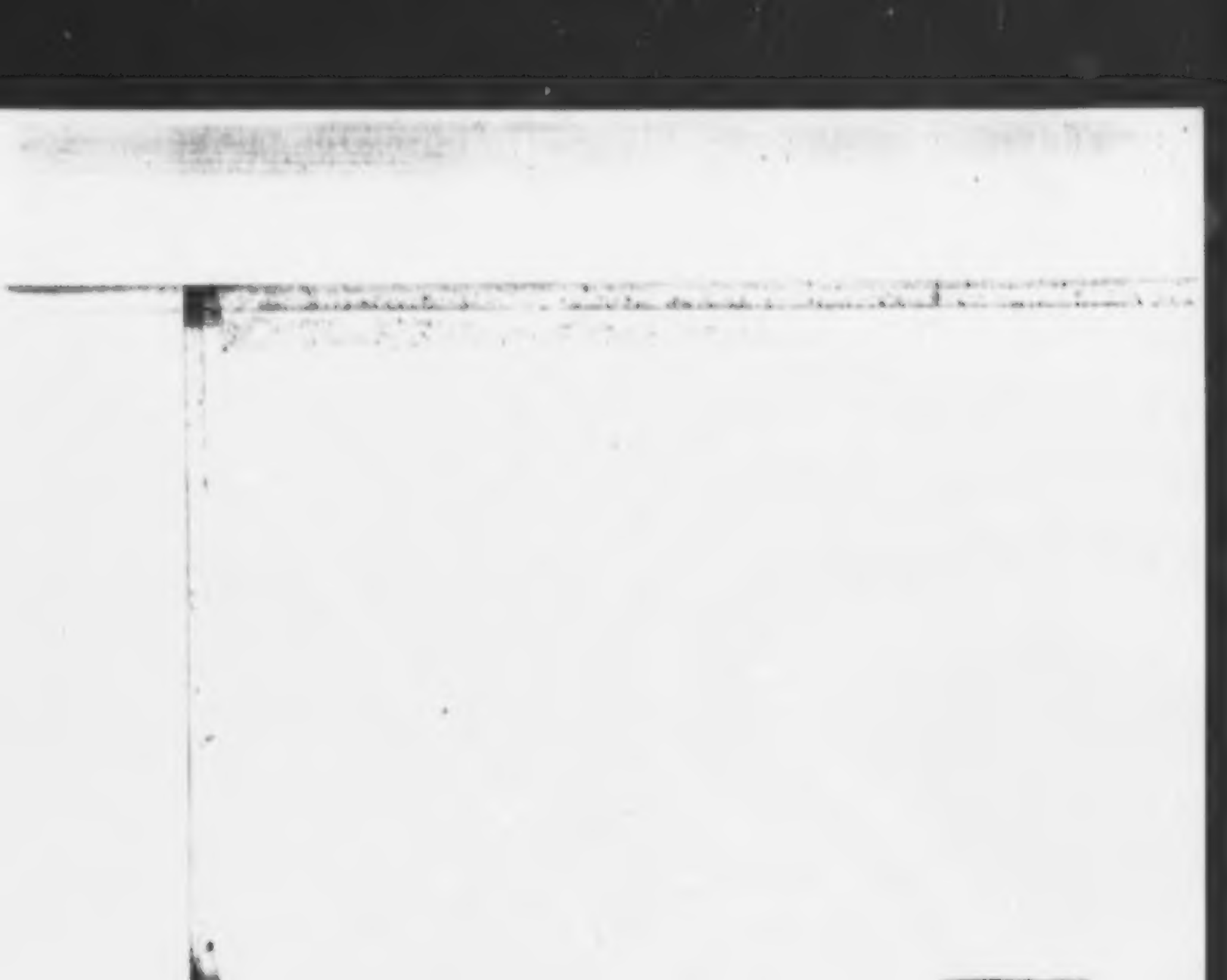
Da ſchrie ich, und floh von der eiſigen Höh,
Es brauſte und ſchäumte der Todtenſee,
Mir folgte ein webendes nebliges Heer,
Und ſauſte und witterte hinter mir her.
Und wieder zum Grund
Hin flog ich zur Stund,
Es huſchten die Schatten im eiſigen Rund.

Es ſtürzten die [illegible] der Gletſcher herab,
Es gähnten die [illegible], ein endloſes Grab,
Ich flog und ich ſtürzte und eilte auf's Neu —
O wär' ich zu Hauſe, o wär' es vorbei!
Und bin ich zu Haus?
Und ſchweigt das Gebraus?
Zurück muß ich dennoch durch Nebel und Graus! —

„Hilf Himmel, mein Leben, mein einziges Kind,
Drei Tag' und drei Nächte in Wetter und Wind!
Ich richte dein Bettlein, ich trockne dein Kleid,
Ich will mit dir weinen, und theilen dein Leid!"
— O Mütterlein, weh,
Mich umhüllt es wie Schnee,
Er hat mir gewinkt aus dem Todtensee! —

Die Mutter sie führet zum Kamine die Maid,
Sie richtet ihr Bettlein, sie trocknet ihr Kleid,
Sie redet ihr Trost und sie thut sich Gewalt,
Sie siehet erstarren die blühende Gestalt.
— Nun Mutter, ade,
Im Leid nicht vergeh',
Schon führet er mich aufwärts zum Todtensee!

Zweiter Theil.



Ich fahr dahin!

Ich fahr dahin, mein Leben,
Es muß, es muß ja sein!
Kann Eins mir Kindrung geben,
So stell die Thränen ein.
Kannst hemmen nicht die Quellen?
Mein Herz will überschwellen,
Ich fahr dahin, dahin!

Gott wolle uns bewahren —
Nein, sag mir keinen Schwur!
Daß nicht verwebt nach Jahren
All unsrer Knospen Spur!
Noch lebt nur Eins im Andern,
Du bleibst, und ich muß wandern,
Ich fahr dahin, dahin!

Die welken Blätter fliegen,
Wir sehn sie jung im Wald,
Und an den Bergen liegen
Die Wolken schwer und kalt.
Ich frag', ob ich dich wiedersieh —
Und auf mich fällt's wie Winterschnee,
Ich fahr dahin, dahin!

Du mein einzig Licht!

(Zu einer Volksmelodie.)

Du mein einzig Licht,
Die Lil' und Ros' hat nicht
Was an Glanz und Schein
Dir könnt' ähnlich sein.
Nur daß dein stolzer Mut
Der Schönheit Unrecht thut.

All mein Glück entschwand,
Ich zieh durchs weite Land,
Wo ich schau umher
Giebt's nicht Tröstung mehr.
Doch du kennst nicht mein Leid
Und kennst nicht Traurigkeit.

Geb der Himmel dir,
Daß noch auf Erden hier
Dich dein Thun gereu
Wider meine Treu!
Doch ob's auch also sei,
Die Lieb' ist doch vorbei.

Hol' über!

Hol' über, lieber Fährmann mein
Hol' über!
Laß bald mich in der Herberg sein,
Hol' über!
Wohl dem, der seine Stätte fand,
Wohl Jedem, dem mit sanfter Hand
Ein stiller Traum die Stirn umwand!
O komm', du lieber Fährmann mein,
Hol' über!

In manches Städtchen wandr' ich ein
Mit Singen,
Und Jedem mag es hell und rein
Erklingen.

Dem gebt ein Leiden wohl nicht tief,
Kein Kummer, den der nicht verſchlief!
So hört ich eſt, daß man mir rief.
O Fährmann, lieber Fährmann mein,
Hol' über!

Was ſie erfreut, das künd' ich gern
Im Sange,
Iſt eſt auch meine Seie fern
Dem Klange.
Doch was ich ſelber mit erſchaut
In banger Nacht, wird nimmer laut,
Und mit den Sternen iſt's zerbaut.
O kennt, du lieber Fährmann mein,
Hol' über!

Das macht das dunkelgrüne Laub.

Das macht das dunkelgrüne Laub
Daß der Wald so schattig ist,
Das macht die liebe Maienzeit,
Daß so rot das Röslein ist.

Mein's Schatzes Lieb war das Röslein rot,
Das blüht am Waldesrain,
Und das grüne Laub, und das grüne Laub
Als wie die Gedanken mein.

Nun ging die schöne Maienzeit
Und die schöne Liebe zur Ruh,
Nun fallen die Läublein all herab
Und decken das Röslein zu.

Warum daß ich so traurig bin?

Warum daß ich so traurig bin?
Das will ich dir wohl sagen,
Mir gehn Gedanken her und hin,
Die trüben mir den leichten Sinn
In diesen Herbsttagen.

Ein Auge, das uns einst erfreut,
Und dann sich kalt gewendet,
Ob es sein Lächeln auch erneut,
Es weckt nicht vergang'ne Freud,
Das Lieben hat geendet.

Nun will des Herbstes Sonnenschein
Den Mai herbei uns lügen,
Wie er auch glänzt ins Herz hinein,
Die alte Lust wirds nicht mehr sein,
Wer glaubte seinem Trügen?

Die Flamme leich im Windesbauch,
Die Wenne ward zum Leide,
Nun steiget Dunst und Höhenrauch,
Das letzte Blumenglöcklein auch
Ging schlafen auf der Haide.

Aufenthalt.

Ach an die Scholle gebunden,
Ach in die Oede gebannt!
Ferne, wohl tausend Stunden,
Fern das geliebteste Land!
Sonne, du goldene Sonne,
Wende erneuten Verlust,
Send' aus erquickendem Bronne,
Sonne, du goldene Sonne,
Nur einen Strahl in die Brust!

Will sich die Matte entfärben,
Steig ich hinauf zu den Höhn,
Hör ich die Klänge ersterben,
Klänge, wie wart ihr so schön!
Ach mit dem prüfenden Flügel
Folget die Seele dem Blick
Weit über Wälder und Hügel:

Ach mit dem prüfenden Flügel
Kehret ſie zagend zurück!

Goldene Ströme durchfließen
Ferne ein blühendes Land,
Flatternde Wimpel grüßen
Froh zu den Ufern gewandt.
Feurige Herzen ſchlagen
Laut bei lebendigem Wein,
Ewige Berge ragen —
Feurige Herzen ſchlagen
Hoch in den Himmel hinein!

Und es verklangen die Lieder,
Schwand die beſeelte Zeit,
Stieg ſtatt der Töne hernieder
Träumendes, ſehnendes Leid.
Zögernd gehen die Stunden,
Einſam durchblick ich das Land,
Wonnen und Sonnen verſchwunden!
Ach an die Schelle gebunden,
Ach in die Oede gebannt!

Gesang des Mädchens.

Ich stand am Rebgelände
Und sah hinaus in's Land,
Ob ich den Weg wohl fände
Wo er sich hingewandt.
Durch sonnige Gebreite
Ziehn sich die Straßen hin,
Bis Berg und Thalesweite
Dem Auge sich entziehn.

Einst war es Mai, die Reben
Erblühten wonniglich,
Da blühte auch das Leben
So hold um mich und dich.
Wir wußten, Liebster, beide
Noch nicht wie Scheiden thut,
Von Thränen nichts, noch Leide,
Wir hatten seel'gen Mut.

Zum Letztenmale wallten
Wir dort in's Thal hinaus,
Mit letztem Klange hallten
Die Abendglocken aus.
Ihr Klanggefieder ſchlugen
Sie fern hinauf, hinab,
Ich ahnte nichts, ſie trugen
Mein ganzes Glück in's Grab.

Nun weiß ich, was in Gluten
Dein Herz ſo mächtig ſchlug,
Als wollte es verbluten
Im letzten Kuß und Zug.
O daß ich dich nicht ſchaute
Bei deiner Worte Ton,
Ach, als der Morgen graute,
Da warſt du mir entflohn!

Hin iſt die Zeit der Blüte,
Der Rebenblüte Zeit,
Der Sommer kam, verſprühte
Die Gluten weit und breit.

Der Herbst ist da, er rüstet
Die Gold- und Purpurlast;
Wie oft, wie oft, ach schweifte
Mein Blick hinaus in Hast!

Ich trat in allen Früh'n
Vor meines Vaters Haus,
Und sah die Berge glüh'n
In's weite Land hinaus.
Ich sah die Sternenflocken
Die Nacht durchdringen all,
Und hört die Abendglocken,
Wie sie verklingen all.

Und wenn der Schall verschwommen
So war's ein Gruß von dir,
Und wenn ein Tag verglommen,
Ich weiß, du warst bei mir!
Ob der Erinnrung Wonne
Auch löst in Thränen sich,
Ich segne jene Sonne
Und bete still für dich!

Der Greis am Wege ſingt.

Hüben und drüben die Brunnen
Springen und rieſeln zumal,
Wollen ſich alle geſellen
Drunten im tiefen Thal.

Hüben und drüben die Herzen
Hoch auf der Alme ſteil
Möchten nur nieder zu Thale,
Haben doch keine Eil!

Hüben und drüben die Brunnen,
Stürzen den Bächen zu,
Schäumend dann geht's in die Seen,
Da haben ſie alle Ruh.

Hüben und drüben die Herzen
Finden im Thal sich bereit,
Da wohnt die schöne Liebe
Und die lange, lange Zeit.

Die Zeit verweht und verrauschet,
Das leichte Herz wird schwer,
Es seufzt: Wär ich noch droben!
Was eilt' ich doch so sehr!

Der Fiſcher.

Er kam vom See herüber,
Der Fiſcher, im Sternenlicht,
Zum Strand fuhr er hinüber
Mit träumendem Angeſicht.

Er hatte ein Lieb erkoren,
Sie kannt' ihn nicht verſtehn,
Sein Lieben war verloren,
Sein Hoffen mußte vergehn!

Da droben auf jenen Bergen
Da liegt ein tiefer Schnee,
Da droben wollt' er verbergen
Sein Leiden und ſein Weh.

Er zog von Abend zu Morgen,
Er zog wohl ein und aus,
Er fand die alten Sorgen
So hier wie dort zu Haus.

Er thät zu Thale fahren,
Er lenkte das Ruder betrübt —
Gott wolle die bewahren,
Die gar zu heiß geliebt!

Der böſe Stein.

Geh nicht, geh nicht zum Berge,
Da liegt der böſe Stein,
Da faßt die Geiſterhand dich an,
Und ſchließet feſt dich ein.

Und kannſt da da nicht ſprechen
Das rechte Zauberwort,
Liegſt du dreihundert Jahre lang
Im dunklen Todesort!

Mußt weinen alle Thränen,
Draus wird ein bitrer Quell,
Geh nicht, geh nicht zum Berg hinauf,
Du blühender Geſell!

„Laß geben mich zum Berge,
Der Berg nicht ſchadet mir,
Der Todesſtein dort unten liegt
Vor meiner Liebſten Thür.

Ich hab den Tod geſiegen,
Die Augen drückt' ich ein,
Und kommſt du heim zu deinem Schatz,
Wohl dir wenn er noch dein!

Laß geben mich zu Berge,
Der Stein macht mir kein Graus,
Ich wollt' er ſchlöſſe feſt mich ein
Und dann wär' Alles aus!"

Glockentöne.

Rote Rosen streute man ihr,
Die da ging in der Myrte Zier,
Doch der Liebste, so überreich,
Blicket um, wird stumm und bleich.
Glocken, klinget und tönet!

Bleiche weiße Rosen stehn
Auf zwei Wangen dort, einst so schön!
Fern am Baum erstirbt ein Ach,
Weil ein trostlos Herze brach.
Glocken, klinget und tönet!

Rote Rosen schon am Altar
Sind verblüht und zerflattert gar,
Und die Myrte schon welket hin,
Laub und Knospen, wie bald dahin!
Glocken, klinget und tönet!

Bleiche Rosen die Wange nun beut,
Der man die roten Rosen gestreut,
Rote Rosen nun blühen am Grab,
Wo man die weißen senkte hinab.
Glocken, klinget und tönet!

Holunderbaum.

Da droben auf jenem Berge ſteht
Ein Holunderbaum vom Wind umweht,
Gewieget zu der Erden.

Die Nacht iſt hell und die Luft iſt kühl,
Zwei Buhlen die weinen der Thränen ſo viel,
Sie müſſen ſcheiden, ja ſcheiden.

Sie riſſen mit Thränen, mit Thränen ſich los,
Der Schmerz war tief, und der Schmerz war groß,
Sie ſahen ſich niemals wieder.

Er zog wohl über's weite Meer,
Sie hört eine ſchaurige Todesmähr',
Und ging weit über die Berge.

Verſchollen iſt ihr Nam' im Land,
Der Mond nur ihre Gräber fand,
Drauf ſpielen die Lüfte des Maien!

Der grüne Baum ſteht droben noch,
Mit tauſend Blüten ſproſſend hoch,
Gewieget zu der Erden.

Es muß vereinet werden.

Es muß vereinet werden
Was ſtrenge ſchied der Menſchen Brauch,
All Lieb und Luſt der Erden,
Dazu die Thränen auch.

Kein Tröpflein geht verloren,
Das Meer die Waſſer all vereint,
Die Sonn' an Himmelsthoren
Die weiß wer ſie geweint.

Schöne Tage ſind geweſen.

Schöne Tage ſind geweſen,
Flüchtig, wie ein Schmetterling.
Da an dir mein ganzes Weſen,
Nur an dir, an dir nur hing.
Da wir noch in ſtiller Wenne
Unter blühendem Jasmin
Saßen, und die Abendſonne
Sahn zur goldnen Ferne ziehn.

Jene Tage ſind vorüber,
Jene Flammen ſind verglüht,
Jene Sonne zog hinüber
Zu den Bergen ſtill und müd.
Und nur der Erinnrung Flügel
Tragen ſie der Seele zu,
Wie ein Ruf zu Thal und Hügel
Weckt des Wiederhalles Ruh.

Aus deinem Auge.

Aus deinem Auge lächelt
Die blaue Sommernacht,
Die ſtill vom Duft durchfächelt,
Der Sterne Traum bewacht.

Du blickſt in klarer Bläue,
Die ſanft das Herz durchdringt,
Und weißt nicht, was aufs Neue
Sie meiner Seele bringt.

Du weckſt mit deinem Koſen
Die Holden die ich mied,
Die Geiſter meiner Roſen,
Die mir im Lenz verblüht.

Thau der Nacht liegt auf den Wiesen.

Thau der Nacht liegt auf den Wiesen,
Mondesfülle wogt im Thal,
Und um jene Bergesriesen
Schweifen Nebel, grau und fahl.

Alles will in Eins verschwimmen,
All des Tages bunte Lust,
Ahnungsvolle ferne Stimmen
Rufen leise in der Brust.

Und aus fernen stillen Tagen,
Und aus Nächten hold und mild
Geht mir durch die Brust ein Klagen,
Und um dich geliebtes Bild.

Eine Welt war uns erſchloſſen,
Halb im Ernſt und halb ein Spiel,
Und ich ließ ſie, feſt entſchloſſen,
Weiter, weiter ging mein Ziel.

Dämmernd liegt ſie in der Weite,
Wie ein thauig Nachtgebild,
Und die Zeit, die ſtets bereite,
Hat den erſten Schmerz geſtillt.

Mag ſie mich vergeſſen lehren
In des Tags geſchäft'ger Macht,
Nimmer, nimmer kann ſie wehren
Jenem Thaugebild der Nacht!

Die Stadt.

In dem Thal zu meinen Füßen
Liegt die Stadt in Abendrub,
Bis zu ihrer Thürme Spitzen
Deckt ſie Dunſt und Nebel zu.

Jene trüben Nebel ſchieden
Lange hin vor meinem Blick,
Anders iſt ſie nun geworden,
Anders kehr' auch ich zurück.

Fremde Augen, fremde Herzen,
Und das eigne Herz ſo voll!
Jener Duft er iſt verflogen,
Der aus tauſend Knospen quoll.

Darum wieder in die Ferne
Lenk ich meinen Wanderſtab,
Blicke nur nach einem Giebel
Grüßend noch einmal hinab.

Theure, die ihr mich geliebet,
Lebet wohl und denket mein,
Fern auf weiter Wanderſtraße
Werd' ich oft bei euch doch ſein!

Die liebe Stelle.

Ja, das iſt die liebe Stelle,
Wo ich ſie zuerſt geſehn!
Wie ſo ſanft erklingt die Welle,
Wie ſo leis die Lüfte wehn!

Jene Felſen, jene Büſche,
Jener Schatten Einſamkeit,
Jener Grotten duft'ge Friſche
Mahnt mich an vergangne Zeit.

Alles mahnt mich, Alles zeiget
Mir auf's Neu ein theures Bild,
Und die Seele ſtill ſich neiget,
Und der ſtumme Seufzer quillt.

Jene Felſen ſtehn gegründet
In der Erde tiefſtem Schooß,
Doch der Sonnenglanz entſchwindet,
Der mit Roſen ſie umfloß.

Und ſo geht die Blüte nieder,
Im Geſange nur erneut,
Ach, kein Sehnen bringt ſie wieder,
Erſte Liebe, ſeel'ge Zeit!

In der Fremde.

Nun ſteigt der Rebenblüte Duft
Von allen Hügeln nieder,
Nun rauſchen durch die blaue Luft
Die goldnen Klänge wieder,
Die Klänge aus der ſchönen Zeit —
Das iſt ein Weh und Herzeleid,
Daß ich nun ferne bin!

O Neckarſtrom, o blühndes Thal,
Du wandernde Frühlingsſonne,
Gieb mir nur noch ein Einzigmal
Den Becher jener Wonne!
Die ganze Seele dürſtet hier,
Und jede Stunde kündet mir,
Daß ich nun ferne bin!

Will die Flamme wieder lodern.

Will die Flamme wieder lodern,
Die erloſchen ich geglaubt?
Nun gewelkt die Kränze modern,
Die einſt blühten um das Haupt.
Fern in ſonnigen Gebreiten,
Ueber Strömen, Berg und Wald,
Seh ich zu dem Hügel ſchreiten
Deine leuchtende Geſtalt.

Zu dem Felſen überm Hügel,
Wo du winkteſt mit der Hand,
Bis in grauer Dämmrung Flügel
Mir dein wehend Tuch entſchwand.
Bis die Thräne ſchmerzgeboren
Bricht die hemmende Gewalt,
Daß ich ewig nun verloren
Deine leuchtende Geſtalt!

Alte Sehnsucht, junges Hoffen.

Alte Sehnsucht, junges Hoffen,
Alte Lust und neue Qual!
Und da liegen all sie offen
Bittre Wunden ohne Zahl.
Daß der Funke nicht verglimme,
Unbewußt entfachst du ihn,
Wie soll ich vor deiner Stimme,
Wohin vor mir selber fliehn?

Heut unbändig wildes Glühen,
Heute still wie ein Gebet,
Heut ein schmerzlich banges Mühen,
Und ein Ringen früh und spät!
Schuld ist Hoffen, Schmerz Verzichten,
Und Besitzen bittrer Wahn,
Peinvoll so in Gleichgewichten
Schwankt der Sehnsucht eitle Bahn.

Senke tief die Schwinge nieder,
Laß mich ruhn, geſchäft'ger Tag!
Doch die ſchlummerdurſt'ge Lider
Auch die Nacht nicht tröſten mag.
Und aufs Neue ſtets getroffen
Folgt der Flucht in's Ruhethal
Alte Sehnſucht, junges Hoffen,
Alte Luſt und neue Qual!

Aus der Tiefe.

1.

Erbebt euch auf rauſchenden Flügeln der Nacht,
Ihr flutenden Abendwinde!
Wegt um die Bruſt mir und kühlet die Stirn',
Die glühende kühlet mit eiſigem Hauch,
Webet und rauſchet, ich fleh' euch!
Sieh nicht ſo milde, du Frühlingsnacht,
Webet nicht, Düfte, um Baum und Zweig!
Ach; nicht dies weiche, dies koſende Licht,
Mondennacht, die mir gelogen,
Die mich mit trügenden Düften umſtrickt,
Seeligkeit heuchelte, Hölle mir gab,
Wehe, ach, brennendes Wehe!

Mußt' es nicht dein ſein, jugendlich Herz,
Dein ſein, das höchſte, entzückendſte Glück,

Das dir Natur geſchaffen?
Dein war ja die ganze Seeligkeit
Von Lieben und Leben und Hoffnungsluſt!
Was Leidenſchaft, was jeder Himmelstraum,
Was jeder kühnſte, glühendſte Gedanke
Als dein dir zeigte, war's nicht dein?
Nicht dein der höchſten Wonnen Ueberfluß,
Nicht dein, nicht dein?

Da liegſt du nun, verglühend Herz,
Der Flügel Schwungkraft tödtlich gebrochen,
Vom brennenden Pfeil getroffen!
Und ſiehſt den Vorhang ſchaudernd aufgeriſſen,
Den Vorhang, den dir Wahn und Irrthum webten!
Und ſiehſt ein ewiges Geſetz,
Das kalt und drohend dir in's Auge ſchaut,
Das deinen Himmel dir verwehrt,
Das kälter, fürchterlicher noch
Die Trauerſtätte dir zeigt, wo du
Den Himmel, deinen Himmel wähnteſt!
O ew'ge Mächte! Nein, kein Himmel war's!
Ein Trugbild, das dich nur verhöhnt,

Und dem in bittrer, todesbittrer Qual
Vernichtet du weichen mußt!

Da liegt dein Himmel, ach,
Da liegen sie, die Trümmer deiner Welt!
Greif in dich selbst hinein,
Reiße jedweden Glückes Keim,
Reiße jede Hoffnungsknospe aus,
Und fühle ganz das Toben eignen Hohns,
Und fühle ganz die Schauer der Vernichtung!
Was du gehofft, es ist dahin!
Was du geliebt, du liebst es nicht mehr!
Was du gestrebt, war Wahn und Traum!
Was du gewesen, du bist's nicht mehr!
Da liegen deine Welten,
Von wilden Fluten überspült,
Darauf jedweder Hoffnungskiel
Trostlos zerschellt!

Ruhelos, rastlos, friedenlos, wild
Mag toben der Schmerz, mag brennen die Pein!
Euch klag' ich an, ihr Himmelsleuchten,

Ihr lächeltet Irrthum und jedem Wahn!
Euch klag' ich an, ihr Mächte des Lebens,
Ihr riefet mit kosendem seeligem Ruf!
Euch klag' ich an, ihr des Herzens Triebe,
Ihr folgtet dem Ruf, er klang euch so süß,
Sirenengesänge, verklungen, verrauscht,
Und Trug nun, und endloses Wehe!

2.

Ach, wenn ein Menſchenherz
Aus tauſend Wunden blutet,
Und jede Wunde kündet eine Stunde
Vergangner und verwehter Seeligkeit,
Und jede Wunde mahnt an jene Zeit —
Was fragt es nach dem Lindrungsbalſam
Des kalten Troſtes?
Es reißt wohl die vernarbten wieder auf,
Und jeder Tropfen, der einſt jubelnd floß,
Iſt ſchmerzlich ſüßrer Troſt
Und peinvoll beißgeliebter Schmerz!

Da träumſt du nun,
Vollglühend Herz,
Mit banger Luſt
Dich in die Zeit zurück,
Da du mit himmelanſtrebendem Drang
Mit brauſendem Lebensjubel

Griffſt nach dem goldnen Kranze,
Den auf der Stirn der göttlichſten Geſtalt
Du prangen ſahſt!
Ein himmliſch Diadem,
Auf welcher Stirn'!

Ein Ringen war's
Voll ſeel'gem Wahn!
Vollglühend Herz,
So ſtürmteſt du fort
Auf deines Singens klingendem Gefieder,
Auf deiner Liebe raſtloſen Schwingen,
Und wähnteſt, dein ſei das hohe Ziel!
Ach welch ein Ziel!
Mit welcher Kraft!
Der Kraft des Geſanges, der Liebe!

Für dich nicht war der goldne Kranz,
Die Stirne nicht dein, die den Herrlichen trug,
Verſtoßen biſt du aus jenem Gefild,
Wo ſeel'ge Geſtalten wandeln!
Wohin, wohin biſt du verbannt,

Du einſt ſo glühend Herz!
Wohin iſt der klar hinwallende Strom,
Der Strom deines Lebens, der ſeeligen Ruh,
Darinnen des Himmels Morgengewölke
Sich rein und tief geſpiegelt?

Schwellende Natur,
O lege mit ſegnender gütiger Hand
Dich um dies Herz,
Gieb Ruh, gieb Balſam und Leben,
Gieb neuen Strom
Der erſtarrten Kraft
Bebend zuckender Pulſe!

3.

O ſeel'ger Augenblick, da ſich
Das wilde Ringen nur beſänftigt löst,
Und nur die letzten ſchweren Tropfen leiſe
Wie aus verſiegter Wetterwolke fallen!
Sein grauſiges Gorgonenauge,
In das du tief geſchaut, verſchließt der Schmerz.
Erinn'rung alter Himmelstage
Bricht dämmernd durch die Dunkelheit,
Und blickt mit freundlichen
Mit ſtumm verſtehenden Geſchwiſterangen
Tief in die Seele dir!

Nicht trauernde Bilder wollen ſie,
Nicht verklungene Töne dir wecken,
Sie ſehn dich an, du fühlſt den reinen Blick,
Du lieſeſt, daß ſie heimlich ſtill
Mit dir geweint,
Mit dir gerungen.

Da sie nicht trösten konnten, mit gelitten,
Und nun das erste seel'ge Lächeln bringen.
O kommt und schaut mir in die Seele,
Und lächelt auch die letzte Wolke fort,
Ihr seeligen Geschwisteraugen!

4.

Du wirkſt, du webſt, ich fühle deine Hand,
Schwellende Natur!
Ich ſeh' den Himmel wieder über mir,
Ich ſeh' verjüngt das Thal zu meinen Füßen,
Und nach der Wetternacht, erquickt
Den Blumenkranz der Erde,
Ueberwölbt
Von der Verſöhnung holdem Regenbogen.

Was wir durchlebt,
Was wir durchrungen, ſchmerzlich überwunden,
Bring' uns Erinnerung dem Mondlicht gleich,
Dem ſanften Abglanz nur der Sonne,
Die leuchtend wärmt, die ſengend brennt.
Gemildert bringt das Licht es über uns,
Zu ſtillem Frieden hat die wilde Glut,
Der ſengende Brand ſich ſanft gewandelt,
Und alle Thränen bringt Erinnerung

Gleich jenen Sternen her,
Die mahnend wohl, doch fern,
Die Schatten unsrer Erdennacht durchzittern,
Doch nicht mehr rieseln,
Nicht mehr neu sich bilden,
Und nicht mehr brennend auf die Seele fallen.

Weihe der Nacht.

Aus der Thäler blauen Schatten
Hügelauf den Firnen zu,
Geht mit träumendem Ermatten
Nun der schöne Tag zur Ruh.
Dunkle Nacht auf Bergeshaiden
Kommt entgegen ihm sogleich,
Und sie küssen sich und scheiden,
Und die Nacht behält das Reich.

Allumfangend ausgegossen
Ist der Dämmrung dunkle Flut,
Daß in eigner Brust erschlossen
Dich begrüße eigne Glut.
Und wie Alles will sich einen
Ruhig groß, was sonst getrennt,
Dein Empfinden und dein Meinen
Schaffe, daß es Eins sich nennt.

Schöne Ruh ſoll wägend lenken
Das Gefühl in deiner Bruſt,
Lichtentquellen ſei dein Denken,
Biſt du dir der Kraft bewußt.
Was du wahr und ſchön empfunden,
Laß es frei aus dunkler Haft,
Tief im Denken muß bekunden
Sich die Schönheit und die Kraft.

Nacht wird läuternd Alles wandeln,
Wo der Tag dir Irrthum weist,
Dann vom Denken raſch zum Handeln
Schreit' erfüllungskühn der Geiſt.
Blühn und Knospen iſt nur Schale,
Ob auch ſchön, doch längſt in Flucht,
Wenn im glühnden Sonnenſtrahle
Badet ſich die goldne Frucht.

Flor der Nacht mag ruhig hüllen
Nun die Welt, vom Traum gehegt,
Dir auch wird ſie läuternd ſtillen
Was der Tag dir wild erregt.

Schwindet dann vom Sterngewölbe
Ausgelöscht das Lichterspiel,
Sei du morgen noch derselbe,
Aber näher deinem Ziel.

Die alte Linde.

Schau wie mit ihrer grünen Kraft
Die alte Linde ſpielet,
Von Frühlingswinden wogenhaft
Durchrauſchet und durchwühlet.
Sie ſah ſchon oft das weite Thal
Am Morgen ſich verſchönen,
Und hört im letzten Abendſtrahl
Die letzten Lieder tönen.

So ſollſt auch du in ſtiller Kraft,
O Herz, die Welt beſchauen,
Und nach des Winters öder Haft
Dem Frühlingslicht vertrauen.
Es blühn auch dir, ſie blühen all,
In Duft die Knospen wieder,
Und durch die Bruſt mit Klang und Schall
Ziehn tauſend neue Lieder.

Neuer Frühling.

Neuer Frühling iſt gekommen,
Neues Laub und Sonnenſchein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,
Jedes Auge ſaugt ihn ein.
Und das iſt ein Blühn und Sprießen,
Waldesduften, Quellenfließen,
Und die Bruſt wird wieder weit;
Frühling, Frühling, goldne Zeit!

Von dem Felſen in die Weite
Fliege hin, mein Frühlingsſang,
Ueber Ströme und Gebreite,
Durch Gebirg und Blüthenhang!
Darf nicht wandern, muß ja bleiben,
Ob's mich ziehn auch will und treiben,
Doch ſo weit der Himmel blaut
Singen, ſingen will ich laut!

Wie die Welt auch wechſelnd gehe,
Wie das Schickſal auch mich treibt,
Komme Glück und komme Wehe,
Feſt doch weiß ich was mir bleibt:
Feſter Mut der freien Seele
Und die freudge Liederkehle,
Lebensluſt und Lebensdrang,
Goldnes Leben im Geſang!

Wer ein Herz treueigen hält.

Wer ein Herz treueigen hält,
Dem er ſtill vertrauet,
Hat auf dieſer ſchönen Welt
Schönſtes Glück erſchauet.
Bleib er nah und bleib er weit,
Weiß er doppelt ſeine Freud,
Weiß er, daß auch ſeinem Leid
Still ein Auge thauet.

Das iſt wie der Sonnenſchein,
Der die blühnden Triebe
Lächelnd weckt zu goldnem Sein,
Und die ſchöne Liebe.
Spielend küßt er Alles wach,
Lockt und treibet allgemach,
Gleich als ob es vor und nach
All ſein eigen bliebe.

Brauchen doch die Menschen nicht
Gleich dein Glück zu kennen,
Die mit höhnischem Gesicht
Spottend gern entbrennen.
Draußen oft verhallt ein Wort,
Eigne Brust ist einzger Ort
Wo du deiner Seele Hort
Darfst bei Namen nennen.

Lieb' und Knospen treibt die Zeit,
Daß sie sich entblatten.
Reif und Schauer stehn bereit,
Kalter Nächte Schatten.
Der da hütend still gewacht,
Weil es blüht in Duft und Pracht,
Wird auch seiner kaum gedacht,
Nie wird er ermatten.

Schau in's Aug', das dir erfreut
Grüßend so begegnet,
Draus auf all dein Glück und Leid
Thau der Liebe regnet.

Freundesliebʼ iſt heilges Gut,
Das dich ſtärkt mit Kraft und Mut!
Wenn dir das im Buſen ruht,
Biſt du gottgeſegnet.

Wanderlied.

Die Straßen füllen ſich auf's Neue
Mit Wanderſchritt und Wanderdrang,
Hoch durch des Himmels klare Bläue
Webt Frühlingsluft und Frühlingsſang.
O ſcheltet nicht, wenn mir auch wieder
Ein neues Wanderlied ſich hebt,
Vom Himmel ſtammt die Luſt der Lieder
Die ſonnig hell das Herz belebt!

Ergründen kann ich's nicht, noch ſagen,
Woher mir dieſes Drängen ſtammt,
Das mit vollblühendem Behagen
Die ganze Seele mir entflammt.
Das, in die Weite raſtlos ſtrebend,
Von tauſend Wundern mir erzählt,
Verhüllt und in einander webend,
Die mir die Ferne noch verhehlt.

Ich ſeh es knospen allenthalben
Ein Lebensdrang auf Schritt und Tritt!
Im luftgetragnen Flug der Schwalben
Hör ich den Ruf: Komm mit, komm mit!
Das Lied der Lerche, die in Wogen
Der Lüfte taucht die Klanggeſtalt,
Die Wolken hoch am Himmelsbogen
Sie fragen mich: Folgſt du uns bald?

Der Handwerksburſch, der dort mit Singen
Die Straße ziehet zum Gebirg —
Der Anblick will mich gar bezwingen!
Ein König iſt er! Sein Bezirk:
Wo er die Bruſt in Lüften badet,
Wo ihm ſich wölbt das Himmelszelt,
Wo Fels und Wald und Thal ihn ladet,
Die ganze freie Gotteswelt!

Was ich geſucht, ich habs gefunden
Stets auf der freien Wanderſchaft,
Sie wird auch fürder mir bekunden
Die ganze Fülle ihrer Kraft.

Die ganze Fülle ihrer Schöne
Erschließet sie der Lebensluft,
Und eine Welt beglückter Töne
Läßt sie erstehen in der Bruft.

Aus deiner Schale laß mich trinken,
Du Frühlingsbote, Zug um Zug!
Nie soll mir schlaff die Schwinge sinken
Vom lebensdurstigen Sonnenflug.
Nicht aus der Welt mich zu entfernen,
Mich dünkt die Welt kein Trauerhaus!
Nein, mit errungnen Himmelssternen
Schmück' ich die Wirklichkeit mir aus.

Siehſt du die Spitzen der Alpen erglänzen.

Siehſt du die Spitzen der Alpen erglänzen
Schimmernd umlagert von ewigem Schnee?
Siehſt du die dunkelnden Tannen umkränzen
Dort in der Tiefe den ruhenden See?
Droben in nächtlicher Ferne,
Ewige Sterne?

Ueber die Gletſcher und über die Matten
Zogen wir hoch in der Wolken Gefild,
Sahen die Sonne den Nebel entblatten,
Kommen und gehen ihr purpurnes Bild,
Daß wir zu träumen gemeinet
Seelig vereinet!

Sahen die Bäche aus Himmelsräumen
Ueber die Felſen durch Gründe und Schlucht
Nieder zu Thal in die Seeen entſchäumen,
Stäubend und ſtrahlend in donnernder Flucht,

Sahn die Lawinen im schnellen
Sturze zerschellen.

Kränzten mit Alpenrosen die Locken
Jugendlich, glücklich, mit schwellendem Sang,
Hörten aus hundert Kirchen die Glocken
Wenn uns der goldene Abend umschlang,
Hallend mit tausend süßen
Seeligen Grüßen!

Ach, wer sich jener Firnen Gefilde
Tief in der Seele Verborgenstes schrieb,
Schimmernd als Rahmen zum glücklichsten Bilde,
Das ihm vor allen das heiligste blieb,
Dem ach sind sie ein Brunnen
Ewiger Wonnen!

Denkst du der seeligen Tage? Sie schwanden
Schnell, wie die Rosen der Alpe verblühn!
Doch wenn die Blicke in goldenen Landen
Still der Erinnerung Buchten durchziehn,
Schimmern sie her aus der Ferne:
Ewige Sterne!

Wandergruß.

Ach in dieſer Sonntagsfrühe,
Ach in dieſer Morgenluft,
Blüh im Herzen mir, erblühe,
Sangesluſt in Thau und Duft!
Wie vom Thal die Glocken klingen
Aus dem goldnen Nebelrauch,
Muß ich jubeln, muß ich ſingen,
Angeweht von Liebeshauch!

Und als ob ein Gott mir riefe
Von der Firnen Silberſchnee,
Von der blauen Himmelstiefe
Feuchtem Wiederſpiel im See:
Muß ich rufen, muß ich grüßen,
Ob der Ruf auch hier verklingt,
Oder mit beſchwingten Füßen
Ueber See und Firnen dringt!

Die ihr euren fernen Wandrer
Singen hört der Ferne Glück,
Ach er kehrt ja nicht ein Andrer
Niemals, niemals euch zurück!
Ist's ja doch der Jugendlieder
Seeligkeit, die hin ihn trägt,
Und mit tönendem Gefieder
Um ihn ihre Flügel schlägt.

Alle Musen im Geleite,
Frisch der Sinn, das Herze fest.
Ist die Erde ein Gebreite
Wo sich's eben wandern läßt.
Der verliert nicht im Gewimmel,
Der zum Leben frisch sich hält.
Ach, die Erde ist der Himmel,
Und im Busen ist die Welt!

Das alte Liederbuch.

Ein Büchlein nehm ich oft zur Hand,
Zerlesen und zersungen,
Draus ist in vieles ferne Land
Manch frohes Lied erklungen.
Die Lieder stehn noch alle drin,
Wie sie voreinst gestanden,
Und klingen hell und ziehn mich hin
Nach jenen theuren Landen.

Zu Heidelberg am Neckarfluß
Da stehn viel Berg und Hügel,
Da klangen frisch aus einem Guß
Die Lieder ohne Zügel.
Zu Heidelberg im Neckarthal —
O goldne Jugendwonnen!
Da rauschten Wellen ohne Zahl
Im frischen Lebensbronnen!

Da loderten in heißem Drang
Der Jugend helle Flammen
Und alle Luſt und Liebe klang
In einen Ton zuſammen.
Das war die überſeel'ge Zeit!
Wer kann das Glück ermeſſen?
Sind auch die Freunde nun ſo weit,
Ward keiner doch vergeſſen.

Ja, Alle fröhlich einſt vereint,
Sind von einander gangen,
Es ward beim Abſchied nicht geweint,
Wir ſahn uns an und — ſangen.
Jedweder zog dann weit hinaus,
Daß er das Glück verſuche,
Das Wanderlied von ein und aus
Steht auch mit in dem Buche.

Schlag ich das Büchlein wieder auf,
Mir wird halb weh, halb wonnig,
Es klingt um mich, es klingt hinauf
Zum Himmel, blau und ſonnig.

Und Alles hat ſich neu geſellt,
Und blühen will's und ſproſſen,
Als hielte ich die ganze Welt
Im kleinen Buch umfloſſen!

Der vergeſſene Traum.

Die kalte Nacht iſt kommen,
Ein Stern vom Himmel fällt,
Iſt auf dem Weg verglommen,
Iſt nicht herab gekommen,
Herab nicht auf die Welt.

Es iſt ein Lied erklungen
In kühlem Herbſtesthau,
Iſt auf dem Weg verklungen,
Iſt nicht hinauf gedrungen,
Hinauf nicht in das Blau.

Der Traum auf dunkeln Schwingen
Steigt leis herab und webt
Vom Stern, der thät zerſpringen,
Vom Lied, das thät verklingen,
Ein Netz dir, und entſchwebt.

Du ſchlummerſt tief indeſſen,
Und küßt der Tag dich wach:
Du haſt den Traum vergeſſen
Und kannſt es nicht ermeſſen
Was ſtill noch klinget nach.

Abschiedslied.

(Mel: Sind wir vereint zur guten Stunde. Gesungen am 24. Februar 1848 in J. bei Heidelberg.)

Wie soll ich diese Stunde nennen,
So heiter und so ernst zugleich?
Es gilt ein Scheiden, gilt ein Trennen,
Es blüht ein Leben voll und reich.
So lasset uns den Ernst versenken
In unsre Brust; der Gegenwart,
Der heitern Tage laßt uns denken,
Die uns an diesen Ort geschart.

Es wird manch ernstes Wort gesprochen,
Manch schweres Wort von leichter Zung',
Es wird so mancher Stab gebrochen,
Manch Schwert erblitzt in raschem Schwung.

Gegrüßet ſeid in eurem Zorne,
Die ihr der Nacht Geburten haßt,
Und aus des Tages goldnem Borne
Kriſtalline Lebensflut erfaßt.

Doch nicht den Zorn allein, das Leben
Es fordert eine kühne That,
Ihr Brüder, das ſei euer Streben,
Das euer Dichten früh und ſpat!
Ihr Brüder, werdet ihr es halten,
Was oft beherzt die Zunge ſprach?
O nimmer laßt die Glut erkalten,
Seid ewig friſch und ewig wach!

Im blütenreichen Jugendkranze
So tritt das Leben vor uns hin,
Es ladet uns zu frohem Tanze,
Und lacht und winkt dem friſchen Sinn.
Fort denn mit nachtgebornen Träumen,
Den Becher her! wer zaudert noch?
Und ob die Becher überſchäumen,
Das friſche Leben lebe hoch!

Seht ihr die ewgen Berge ragen,
Und hört ihr, wie der Neckar rauscht?
Er mahne uns in künftgen Tagen
An das, was er uns abgelauscht.
Erinnrung ströme dann auf's Neue,
Mach uns verklungne Töne kund,
Von Freiheit, Freundesglück und Treue,
Was wir geliebt, gedacht allstund!

Recenſent und Poet.

„Die Lieder wären ſo übel nicht,
Doch thatſt du zu ſehr auf die Form verzicht,
Die Form empfehle ich dir vor allen,
Der bloße Gedanke kann nicht gefallen.

Hinwiederum bei den andern dort
Schließt wohl geformt ſich Wort an Wort,
Auch merkt man, was du dir vorgenommen,
Doch iſt es nicht recht heraus gekommen.

Von demſelben Gedanken, ſchlag ich dir vor,
Mach zehn verſchiedne Gedichte zuvor,
Beim zehnten iſt's dann gewiß gelungen,
Daß Form und Inhalt innig durchdrungen!“ —

Das wär mir ein Frohndienſt der Poeſie!
Ein lyriſch Gedicht gelinget dir nie,

Wenns nicht gleich fertig mit einem Sprunge
Springt aus der Seele in klingendem Sprunge.

Nimmst du dasselbe noch Einmal auf,
So wirds zwar anders, doch besser nicht drauf,
Das einmal Entstandne hat fertig Gefieder,
Dieselbe Stimmung kehrt niemals wieder.

Es ist mit den Liedern wie mit der Natur,
Die ihre Blüten streut auf die Flur:
Die Einen prangen in prächtigen Farben,
Doch aber keinen Duft erwarben.

Die andern, einfach und unscheinbar
Durchdüften die ganze Halde gar.
Die Natur hat auch nicht zehnmal probirt,
Giebt her was sie hat, und den Mut nicht verliert.

Pflückst du dir aber im Felde draußen
Von allen recht voll einen blühenden Strauß,
Wirst du das Ganze mit Freude besehen.
So muß man's auch mit den Liedern verstehen!

Sendschreiben an einige gute Freunde.

„Sag an, wie lange willst du noch
Ein fahrender Schüller bleiben?
Solch fahrend Wesen soll man doch
Nicht gar so lange treiben.
Ins ernst gemeßne Leben mußt
Du dich beizeiten senken
Und Jugendsinn und Wanderlust
Allmälig nun beschränken.

Wir haben unsre Zeit ja auch
Uns lustig gehen lassen,
Doch wußten wir nach gutem Brauch
Gesittet uns zu fassen.
Wir stiegen ein par Stufen schon
Der hohen Lebensleiter,
Wir harren aus, man hilft zum Lohn
Uns stufenweise weiter.

So gehen wir geſetzten Gang
Und haben wenig Sorgen,
Zu Anfang galt's ein wenig Zwang,
Doch dann ſitzt man geborgen.
Doch du? wozu willſt du es nur
In deinem Leben bringen?
Wir ſehen weder Ziel noch Spur
Beim Schweifen und beim Singen!" —

So, ihr mit welkem Jugendlaub,
So hör ich euch mich meiſtern.
Ihr Werten, nein, für euren Staub
Kann ich mich nicht begeiſtern!
Und könnt ihr gar mich nicht verſtehn,
Meß ich mit gleichem Maße,
Ich mag ſie nicht, kann ſie nicht gehn,
Die breitgefahrne Straße.

Ihr freilich wohl ſeht ſchmuck und fein,
Seht fürnehm nun bei Seite,
Ihr gabt dem lichten Sonnenſchein
Für ewig das Geleite.

Der frische Sinn, die freie Glut,
Vorbei des Herzens Lodern,
Vorbei der schöne Lebensmut,
Das Leben ist ein Modern.

Habt ihr ein Fünkchen nur bewahrt
Von ächtem Jugendleben,
So kann euch solche Lebensfahrt
Nicht Trost, nicht Freude geben.
Und ist's nicht treulos, ist nicht Hohn,
So kalt: Vorbei! zu rufen?
Der Wahrheit, der Natur entflohn,
Auf staubgen Würdenstufen?

Geht hin, ich laß euch euer Glück,
Behaltet eure Götzen,
Behagt euch mit zufriednem Blick
In aufgeputzten Fetzen!
Ich achte nicht was ihr bestaunt,
Bin nicht von euren Betern,
Die hohlen Augs, stets schlecht gelaunt,
Nur schelten und nur zetern!

Noch lang' will ich ein Schüler ſein,
Und wandern, ſingen, lernen,
Nicht ſuch ich, bildet's euch nicht ein,
Das Glück in blauen Fernen.
Mein Lehrbuch iſt mir die Natur,
Das ſuch' ich zu verſtehen,
Das meiſte Andre, glaubt es nur,
Laß ich zum Teufel gehen.

Ihr Werten, wie ihr ſteht und ſeid,
Mögt ſtets denn ſo verharren,
Doch geb' ich hiermit euch Beſcheid:
Ich halt' euch all' für Narren!
Und gebt ihr mir das Wort zurück,
Nun ſo, ganz unverhohlen,
Hat das Verhältniß Recht und Schick,
Und ſomit Gott befohlen!

In demselben Verlage sind in gleichem Formate und gleicher Ausstattung wie gegenwärtige Ausgabe folgende Werke erschienen:

Freiligrath's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibel's Juniuslieder.
Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Goethe's Egmont.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Faust.
Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethe's Gedichte.
Zwei Theile.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Goethe's
Hermann und Dorothea.
broschirt 15 Ngr. oder — 54 kr.
gebunden 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's
Iphigenie auf Tauris.
27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethe's
Torquato Tasso.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Goethe's Erlinde.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Herder's Cid.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Homer's Ilias
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Homer's Odyſſee
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Hölderlin's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Juſtinus Kerner's lyriſche Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfried Kinkel's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfr. Kinkel's
Otto der Schütz.
Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abenteuern.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Lenau's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6.

Das Nibelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Oehlenſchläger's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Platen's Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Otto Roquette's
Waldmeiſters Brautfahrt.
Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen.
15 Ngr. oder 48 kr.

Otto Roquette's
Der Tag von St. Jakob.
24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Schiller's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 2. oder fl. 3 12 kr.

Schiller's
Braut von Meſſina.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Don Carlos.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Maria Stuart.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schiller's Wilhelm Tell.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Wallenſtein.
Zwei Theile in Einem Band.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schwab's Gedichte.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Tegnér's Frithiofs-Sage.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Amalie von Helwig, geb. Arelin von Imhoff.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Uhland's Gedichte.

Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Wieland der Schmied.

Heldengedicht

von

Karl Simrock.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Zedlitz's Gedichte.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Zedlitz's Soldatenbüchlein.

Dritte Auflage.

15 Ngr. oder 48 kr.

Zedlitz's Waldfräulein.

Ein Mährchen in achtzehn Abenteuern.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Annette von Droste-Hülshoff,

Das geistliche Jahr.

Nebst einem Anhang vermischter Gedichte.

Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2.

Liederbuch

von

Otto Roquette.

Stuttgart und Tübingen.
Cotta'scher Verlag.
1852.

Der Tag von St. Jakob.

Ein Gedicht

von

Otto Roquette.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Prolog.

Im ew'gen Kreislauf geht der Menſchheit Ringen
Nach Freiheit, nach des Lebens höchſtem Hort,
Und drüber hin mit ruheloſen Schwingen
Hinſtürmt die Zeit, und weht Geſchlechter fort,
Und ſpült Vernichtungsſtrömung durch die Welt.
Doch neu beginnt um ihre höchſten Güter
Der Menſchheit Kampf. Es ſtirbt des Kampfes Held,
Doch dem Gedanken, der ihn kühn beſeelte,
Ob er auch tauſendmal ſein Ziel verfehlte,
Erweckt ein neu Geſchlecht auch neue Hüter.

Ihr hört im weiten Reiche der Geschichte
Von Thaten, die in ihrem engen Kreis
Gewogen schwer als des Geschicks Gewichte,
Gestaltend ihrer kleinen Welt Geleis.
Doch übertönt vom großen Sturm der Zeit
Verhüllt Vergessen sie mit Trauerfloren,
Denn wo an Großes Größeres sich reiht
Läßt immer gerne sich die Nachwelt blenden,
Das Frühere bleibt arm an Beifallsspenden,
Bis einst es im Gesang wird neu geboren.

Seht da die Alpen stehn in Morgengluten!
In ihnen lebt ein kühnes Volk der Kraft,
Oft sah die Welt es siegesjubelnd bluten,
Im blutigsten der Kämpfe unerschlafft.
Ein enger Kreis ist's, der dieß Volk umschließt,
Denn Großes wählt sich gern die engsten Schranken,
Eh es, ein mächt'ger Strom, die Welt durchfließt.
Und gern in engen Kreis ziehn uns die Schritte,

Denn menſchlich fühlten wir in freier Mitte
Verwandtes an Geſinnung und Gedanken.

Und ſo auch hier. Wir, die wir Alle ringen
Um den Gedanken, der die Welt bewegt,
Ob wir auch weit und fern noch vom Gelingen,
Wir hören gern wie Gleiches ſich geregt,
Sind auch dem Gleichen lange wir nicht gleich.
Ich führ' euch in ein Land der alten Sitte,
Wo an dem Heiligen die Bruſt noch reich.
Beſchrieben oft, und hundertmal beſungen.
Doch iſt's ja ſtets von neuem Glanz umſchlungen,
Wenn ſchön das Edle tritt in unſre Mitte.

So folgt mir denn zur Alpe und zu Thale.
Ihr ſeht die weißen Firnen glänzend ſtehn,
Die Matten, überglänzt vom Herbſtesſtrahle,
Gießbäche ſchäumen rauſchend in die Seen.

Auf allen Höhn der Herden hell Geläut,
Durch alle Tiefen Alphornklänge hallen,
Die Alpenrose purpurrot sich beut.
Des Herbstes Farbenpracht seht ihr entfaltet
Im Thal und hoch, wo hehr die Jungfrau waltet.
Kommt, lauscht den Liedern, die von fern erschallen!

Alphornklänge

als Präludium.

Hirtenknabe.

Auf hoher Alp, auf hoher Alp
Beim frühſten Morgenſtrahl
Sing ich mein Lied wohl übern Wald,
Wohl über Berg und Thal.
Der Gießbach ſingt und tanzt mit mir,
Wenn er mein Lied vernommen,
So tanzen wir, ſo ſingen wir:
O Sonne, gottwillkommen!

Die Berge ragen ſilberhell,
Der Himmel iſt ſo blau,
Ich weiß auf dieſer ganzen Welt
Mir keine liebre Schau.
Mein ganzes liebes Heimaththal,
Von Farbenpracht umſchwemmen,
Es ruft und hallet allzumal:
O Sonne, gottwillkommen!

Ich bin ein jung frisch Hirtenblut
Und weiß nichts von der Welt,
Ist's dort im Denken und im Thun
Wohl auch so treu bestellt?
Von Herz zu Herz, von Hand zu Hand
Wird freud'ger Gruß vernommen,
Von Oberland zu Niederland:
Willkommen, gottwillkommen!

Ich drück mein Hütlein auf ein Ohr,
Die Mädchen sehn mich an,
Noch halten sie mich nicht für voll,
Doch bald werd ich ein Mann.
Ich such die Allerschönste mir,
Die Schönste muß mir frommen,
Dann tanzen wir, dann singen wir:
O Sonne, gottwillkommen!

Kuhreigen.

Auf der Alme ſind verblühet
Alpenroſen rot und ſchön,
Herbſtesſonne überglühet
Schneegebirg und grüne Höhn:
Herdenglöcklein auf der Matte,
Lied und Alphorn klingt zu Thal,
Heia tönet, heia tönet,
Tauſendſtimmig allzumal!
Matte, Matte, grüne Matte,
Hall' es wieder tiefes Thal!

Morgen ſteigt die Sennin nieder
Von der Alm ins Thal hinab,
Scheidend ſingen ihre Lieder
Nun die Sommerzeit ins Grab:

Hüttlein ſchatte, Hüttlein ſchatte
Heute mich zum letztenmal!
Heia töne, heia töne,
Liedlein hell im Abendſtrahl!
Matte, Matte, grüne Matte,
Hall es wieder tiefes Thal!

Mit dem letzten Blumenkranze,
Kühlein, ſchmück ich euch noch heut,
Daß ſich an dem friſchen Glanze
Unſer ganzes Thal erfreut.
Kühlein, weidet bis wir ſcheiden,
Weidet ſtill im Abendſtrahl,
Heia töne, heia töne,
Liedlein heut zum letztenmal!
Matte, Matte, muß dich meiden,
Muß hinab ins tiefe Thal!

Antwort giebt der Senne drüben:
Abgeweidet iſt's auch hier!
Sennin, laß dich's nicht betrüben,
Winterzeit verplaudern wir.

Füßlein, das geruhet hatte,
Tanzt dann flink im Abendſtrahl:
Heia töne, heia töne,
Alphorn heut zum letztenmal!
Matte, Matte, grüne Matte,
Hall es wieder tiefes Thal!

Wenn die Sonne wieder ſcheinet
Fliegen wir zum Maientanz,
Und zu Berge dann vereinet
Steigen wir mit Strauß und Kranz.
Eine Hütte ſtill beſchatte
Uns in Mond- und Sonnenſtrahl.
Heia töne, heia töne,
Alphorn heut zum letztenmal!
Matte, Matte, grüne Matte,
Hall es wieder tiefes Thal!

Der Großvater.

Großvater am Kamine sitzt,
Die Enkel kauern um ihn her,
Im Feuerglanz am Nagel blitzt
Die alte Waffenwehr.
Das alte Schwert, das er geführt
In seinen Jugendtagen,
Die Hand, die jetzt das Feuer schürt,
Die kann es nicht mehr tragen.

Nun hört mir zu, ihr Buben gut,
Großvater spricht: Seht ihr das Schwert?
Das schwang ich einst mit keckem Mut
Für Freiheit, Haus und Herd.
Bei Sempach in der Freiheitschlacht,
Hei, das war auch ein Schlagen!
Haus Oestreichs goldne Ritterpracht
Die weiß davon zu sagen!

Wir waren nur ein Häuflein klein,
Und mächtig war der Feinde Schar,
Verloren mußten All' wir sein,
Dazu die Freiheit gar.
Da stürzt sich Arnold Winkelried
Kühn in die Feindesmasse,
Und ruft sein wildes Schwanenlied:
Der Freiheit eine Gasse!

Er faßt die Feindeslanzen all
Und führt sie auf die eigne Brust,
Durchbrochen war der Feinde Schwall,
Wir stürmten nach mit Lust!
Nun drangen wir, nun stritten wir,
Bis Oestreichs Banner flohen!
Sie haben lang vergessen schier
Uns wieder zu bedrohen.

Ihr Buben, aber kommt ein Tag —
Da hängt die alte Waffenwehr,
Sie ist noch gut zu Hieb und Schlag
Für feindliche Begehr.

Roquette, der Tag von St. Jakob.

Und werdet mir ein brav Geſchlecht,
Wie eure Väter waren,
Die alte Kraft, das alte Recht
Dem Feind zu offenbaren!

Die Buben ſpringen haſtig auf,
Mit Augen, groß und tief und klar,
Als ging' es gleich in vollem Lauf
Los auf die Feindesſchar.
Großvater lächelt ſtumm und ſtill,
Und denkt der alten Zeiten,
Und Glück und neue Hoffnung will
Das alte Herz ihm weiten.

Lied des Jägers.

Die Jungfrau ſitzet in ſtrahlender Pracht
Auf ſchneeumlagertem Throne,
Der Gießbach ſtäubt, die Lawine kracht
Mit hallendem, donnerndem Tone.
Und die Gemſe ſpringt, und die Gemſe ſpringt,
Ueber Bäche und Felſengeklüfte,
Und der Jäger er ſteiget und klettert und dringt
Ihr nach durch die Nebel und Düfte.

Durch die eiſ'gen Gefilde, erſtarret und kahl,
Erſchalle, mein Jagdhorn, und dröhne,
Unwittre in abendlich purpurnem Strahl
Die Alpenjungfrau, die ſchöne:
Sie ſchweiget und ſtarret in ewigem Schnee,
Doch drunten da tief ihr zu Füßen
Die roſigen Dirnen am wogenden See
Die laſſen ſich lieben und küſſen.

Durch den Hochwald zu Thal, durch den Hochwald zu Thal!
Laß uns ziehen, mein Jagdhorn, und klingen,
Die Sennin zieht heim, und die Matten sind kahl,
Und im Dorfe nun hebt sich ein Springen!
Wenn der Alpenfalke die Lüfte durchschießt,
Entfliehen die Vöglein zum Walde,
Wenn der Jäger die rosige Dirne umschließt,
Dann küßt sie von selber ihn balde!

Und droht auch dem Jäger der Berge Gefahr
In Klippen und nebligem Grunde,
Er liebt seine Gipfel, so schneeig und klar,
Und die Thäler in prangender Runde.
Ja käm einst der Feind ihm mit wagendem Mut —
Kein Feind, den wir keck nicht verscheuchten!
Dann sollen die Gipfel in flammender Glut
Zum Kampf für die Freiheit ihm leuchten!

Auf der Kirchweih zu Schwyz.

Wackre Burſchen, Schwyzer Burſchen,
Kommt herbei, und laßt den Tanz!
Der Feldhauptmann hat gerufen
Laßt die Dirnen ſtehn im Kranz!
Ferne Beten ſind gekommen,
An der Gränze ſteht der Feind,
Wackre Burſchen, Schwyzer Burſchen,
Greift zum Schwert und kommt vereint!

Herr Jeſt Reding unſer Hauptmann
Soll uns führen in die Schlacht,
Wider Oeſtreichs, wider Frankreichs
Tauſendfache Kriegesmacht.
Seht, das Banner rauſcht im Winde,
Mächt'ger ruft als Geigenklang,
Wackre Burſchen, Schwyzer Burſchen,
Stimmet an den Schlachtgeſang!

Unſre Väter waren Helden,
Stark im Feld, zu Hauſe ſchlicht,
Hei, der Feind der ſoll's bekennen:
Schlechter ſind die Söhne nicht!
Unſre Thäler, unſre Berge
Laßt uns ſchützen treu geſellt,
Wackre Burſchen, Schwyzer Burſchen,
Greift zum Schwert und kommt ins Feld!

Der Tag von St. Jakob.

Erſter Geſang.

Am Vierwaldſtädter See.

„Wir ſolln uns beugen unter Oeſtreichs Joch?
Wir ſollen fremder Herrſchaft Ketten tragen?
Gemach, Herr Kaiſer! Wir gedenken noch
Der alten Kraft aus jenen Heldentagen,
Da unſre Väter über Oeſtreichs Fahnen
Den Sieg errangen, jener Zeit des Ruhms!
Will's dich, du Mächt'ger, ſchrecklich nicht gemahnen,
Wie ſie ob ihres höchſten Heiligthums,
Für ihrer Thäler Freiheit, ihre Hütten,
Ein Häuflein, wider deine Heere ſtritten?
Sie waren ſtark, der Mächtige war ſchwach,
Trotz ſeiner Tauſende, die er entſandte!
Die in der Väter Herzen einſt entbrannte,

Dieſelbe freie Kraft wird uns auch leiten.
Schick deine Heere, ganz in Gold und Erz,
Erkaufte Söldner, laß ſie für dich ſtreiten,
Und fühl' auf's Neue wie des Schweizers Herz
Für ſeine Freiheit kämpft mit heil'gem Mut,
Wie er auf's Neu zurückwirft deine Schergen;
Und fühl' auf's Neue, daß in ſeinen Bergen
Die alte Siegeskraft noch heute ruht!
Und ihr, ihr Freunde, treue Eidgenoſſen,
Der Tage denket, da der Väter Blut
Bei Sempach, bei Morgarten ward vergoſſen
Für Freiheit, Recht, für jedes höchſte Gut!
Und weiter denkt zurück, denkt jener Nacht,
Da die drei Männer auf dem Rütli ſchwuren;
Des Tell gedenkt, der der Tyrannen Macht,
Der Oeſtreichs Vögte trieb aus unſern Fluren!
Noch ſtehn, wie einſt, die ew'gen Berge da,
Noch leuchten mahnend ſie in ew'gem Schnee,
Mit dunklen Wogen ruft der Alpenſee
Zu gleichen Thaten, wie er einſt ſie ſah!
Auf, langt die alten Schwerter von den Wänden,
Die ſchartigen Waffen, lange unbenutzt,
Nicht wartet bis ſie blank und neu geputzt,
Nein, Jeder kriege ſeine Wehr zu Händen,

Und ſchleifen mag er ſie an Feindes Stahl!
Wer treu und bieder hängt am Heimatthal —
Was ſein, befehl er des Allmächtigen Segen,
Dem Feind, dem drohenden, zieh er entgegen!“

So ſprach ein Jüngling, feurig, heldenkühn,
Jedwede Fiber ſtraff und kampfgerüſtet;
Das Auge, lohernd auf in wildem Glühn,
Gibt Kunde ſprühnden Zorns, den es gelüſtet
Ein Racheblitz, ein tödtlich Schwert der Wut,
Mit Haſſesjauchzen in ſein Ziel zu wettern,
Und müßt's, erliegend auch dem eignen Mut,
Im Todesſturm an ſeinem Ziel zerſchmettern.

Zu Alpnach iſt's. In dunkelnder Geſtalt
Ragt des Pilatus mächt'ger Felſenkegel
Aus dunkelgrünen Alpenſee umwallt,
Es kehret von der Flut das letzte Segel.
Voll iſt die Schenke. Kopf an Kopf gedrängt
Stehn Jünglinge und Männer. Aus und ein
Wogt es und wimmelt's. Dumpfig und beengt
Iſt's unterm Dach. Die Lichter brennen ein
Und ſchwelen dunkel fort, doch brennend flammt
Jedwedes Auge, klopft jedwede Bruſt,

Und einzeln fühlen sie und insgesammt
Den alten Ruhm, die alte Kampfeslust.
Geschrei, verworrnes Rufen, wilde Worte —
Es ballt sich jede Faust, und Spott und Hohn,
Den Feind verlachend, tönt in Liedern schon.
Bis draußen weit umdrängt es rings die Pforte,
Und ringsum tönt's: sprich weiter was geschehn!
Du kamst heut durch's Gebirg, du sprachst die Boten,
Wo steht der Feind? Wo wird uns Kampf geboten?
Sprich, Valentin, schnell laß uns Alles sehn! —
Gespannt ist jedes Ohr im Hörerrund,
Gehalten jeder Odem; jedes Auge
Als ob es gierig von des Jünglings Mund
Mit durst'gem Zug den Strom der Worte sauge,
Der also sprechend thut die Botschaft kund:
„Ihr wißt es, auf den deutschen Königsthron
Stieg Oestreichs Herzog, Friedrich, nun der [illegible].
Und ihn gemahnt's, daß in der Alpen Mitte
Die alten Güter noch, die Habsburgs Sohn
Verloren längst durch unsrer Väter Siege,
Und wähnt ein Recht auf sie, und wähnt, es liege
Ihm ob, sie seinem Stamm neu zu erringen.
Ein Recht! Was für ein Recht? Als die Tyrannen
Von ihren Burgen dieses Land bedrückt,

Da griff es kühn zum Schwert. Es flohn von dannen
Die Schergen der Gewalt, es ward entrückt,
Vernichtet ward der Zwingherrn Willkürmacht,
Verjagt die Vögte, die sie uns gebracht.
Denn nicht die Burgen von Habsburgs Geschlecht,
Nicht nur besitzen, was sie einst verloren,
Nein, unser Erbe, unser heilges Recht,
Das hätten gern zum Eigen sie erkoren.
Das wollten sie uns schmälern und entreißen,
Sie wollten, daß wir Oestreichs Knechte heißen.
Was uns mit ihrem Blute einst erwarben
Die Väter, freies Erbtheil und Besitz,
Das halten heilig wir. Es soll der Freiheit Sitz
Auch bleiben, wenn einst unsre Enkel starben.
Doch anders denkt ein König, stets vergessend
Der Thaten eines Volks, nur auf Gewinn,
Auf neue Macht nur richtend seinen Sinn,
Sein Thun nach eigner Willkür nur ermessend.
Nicht fallen läßt der Kaiser seinen Plan,
Und seinen Trotz vermag es nur zu steigern,
Daß ihm die eignen Stände Hülfe weigern.
Verrat bricht seinem Ehrgeiz nun die Bahn.
Die Veste Zürich, mit den Eidgenossen
In Hader längst, gewinnt er seinen Willen.

Hier läßt sich wirken offen und im Stillen,
Und seinem Streben wird die Stadt erschlossen.
Da brach der Unmut aus. Der Schweizer sah
Im Herzen seines eignen Lands Verrat,
Gerüstet war man schnell zu kühner That,
Und eh die Fürstenbuhlin sich's versah,
Stand kampfbereit ein Heer schon vor ihr da.
Der Schweizer starken Arm hat sie gefühlt,
Und unser Sieg hat ihren Mut gekühlt.
Ihr Stillstand fiel, ihr droht noch schlimmres Weh!
Von unsern Siegen in den jüngsten Tagen
Bei Rapperschwyl, bei Brugk und Greifensee —
Ihr kennt sie all — was brauch ich's euch zu sagen!
So sah der Kaiser nirgends noch Gewinn.
Da wendet er den Blick nach Frankreich hin.
Ein fränkisch Heer erkauft er, uns im Rücken,
Das Schwert im Nacken, meuchlings uns zu zücken.
Was er mit eigner Macht nicht kann erringen,
Das soll der Fremde nun für ihn erzwingen?
Schon nahet der Dauphin mit einem Heer,
Wer zögert noch? Wer greift nicht kühn zur Wehr?"

Wut, Rache, wild Geschrei in lautem Toben
Wirrt durcheinander. Was, ein fränkisch Heer?

Doch Valentin, das Lockenhaupt erhoben,
Ruft: „Hört mich, Freunde, denn ich künde mehr,
Vernehmt das Ende, Freunde, Eidgenossen!
Ihr wißt, es wimmelt noch von wilden Trossen
Das Frankenland. Vom Krieg mit England her
Durchschwärmt zahllos Gesindel die Provinzen,
Der Städte Plag', ein Schrecken für das Land.
Der Name Armagnacs ist auch bekannt.
Gesammelt nur von königlichen Prinzen
(Denn ledig wäre ihrer Frankreich gerne,
Willkommen längst ein Krieg, der sie entferne),
Gesammelt ziehn die Horden nun herbei.
Genommen hat der Dauphin Mümpelgard
Und schaarenweis, in Zügen, immer neu,
Gesellt sich ihm des Adels Waffenfahrt.
Die Willkür waltet frei mit Raub und Brand,
Ruchlose Thaten bäumen auf den Osten,
Der Boden mußte warmes Blut schon kosten,
Vergossen von verruchter Söldnerhand.
Von jenen Horden, die herbeigelaufen,
Die Heimat bindet nicht, noch Vaterland,
Die Sitte kennen nicht, noch Freundesband,
Die sich verwildert jedem Zweck verkaufen!
Heut englisch, morgen fränkisch. Zahlst du gut,

Verſpritzen ſie für gleißend Gold ihr Blut.
Das iſt der Feind, der uns entgegenrückt:
Schon geht's auf Baſel hin und wenn es glückt —
Doch Baſel hält ſich. Freunde, die Gefahr
Iſt drohend. Denn es ſtreiten dort im Bunde
Nicht Alpenpäſſe, Gletſcher ſchroff und ſtarr,
Nein, auseinander, groß in weiter Runde
Ausbreiten ſich des Jura grüne Rücken,
Und weite Thäler kann man überblicken.
Leicht iſt der Eingang. — Zwar, wie ich gehört,
So kam ſchon drüben eine Schar zuſammen,
Neunhundert ſtehn bei Farnsburg, ſchnell bewehrt,
Dem Feind den weitern Fortſchritt zu verrammen.
Beſetzt iſt dort die Burg, denn ihr Geſchlecht,
Das mit dem Adel Aargaus zog zum Streite,
Hinüber auf des fränk'ſchen Feindes Seite,
Verwirkt hat in der Heimat es ſein Recht.
Doch, was ſind dort Neunhundert? Mächtig brauſend
Naht drüben der Dauphin mit vierzig Tauſend!
Drum auf! Schon rüſten drüben überm See
Die Männer ſich von Schwyz. Joſt Redings Name —
Ha, ſchlägt das Herz euch? Der gibt guten Klang!
Er rief zum Kampf und Alt' und Junge kamen.
Wie unſre Brüder drüben überm See

Laßt uns auch thun und keiner zögre lang.
Auf denn! noch eh des nächt'gen Schleiers bar
Die Firnen glühn, ſei rüſtig hier am Ort
Wer kampfbereit. Ob groß, ob klein die Schar,
Noch eh die Nacht verronnen, ziehn wir fort." —

Nun lauter Beifallsruf: wir folgen All!
Und eilig, brauſend wild, zerſtiebt der Schwall.
Das iſt ein Rufen, Fragen, Wirren, Drängen,
Man möchte Jeden halten, Jeden treiben.
Dort Weiber, Kinder zitternd bei den Klängen
Der Freiheitstöne. Solln ſie fliehen, bleiben?
Dort Männer, Greiſe, Alles aufgeregt:
Manch Mutterherz klopft ängſtlich und bewegt,
Dort lodern Greiſe auf, bei ferner Tage
Erinnrung, die ſie plötzlich neu belebt;
Dort flüſtern Mädchenlippen Trauerklage
Im ſtillen Schatten und die Bruſt erbebt.

Auf zu den Bergen fliegen eilge Boten,
Schon flammen Feuerzeichen auf den Höhn,
Die bald in fernſter Reih weit mahnend lohten.
Das Alphorn wandelt ſein Schalmeigetön,

Mit wildem Schlachtruf dröhnt's vom Berge nieder,
Und alle Thale geben's hallend wieder.

Und jubelnd heimwärts eilt mit glühnden Wangen
Die kräftig blühnde Jugend. Freudig langen
Die Waffen sie herab, zum Kampf bereit,
Die alten Waffen aus Urväterzeit,
Die auf die blühenden Enkel sich vererbten,
Drein Heldenkämpfe, Beul' und Scharten kerbten.
Mit spitzen Zacken hier ein Morgenstern,
Die Streitaxt dort, die Armbrust hier und Pfeil.
Auch manch erbeutet Prachtstück, das zu Theil
Den Siegern ward, dient nun dem neuen Herrn.
Ein köstlich Schwert am Gurt von Purpursammt,
Mit Perlenstickwerk, krauses Gold die Scheide;
Bei Sempach hat's im Sonnenlicht geflammt,
Heut ist's des Siegers helle Augenweide.
Der's einst geführt auf österreich'schem Roß,
Vermodert ist er längst mit seinem Troß.
Ein Panzer hier: ihn trug einst bei Morgarten
Ein Ritter. Eine Lanze rafft ihn hin.
Ein blanker Helm: an seiner Stirne starrten
Zwei goldne Wappenschilder. Fremder Sinn

Riß ſie herab, behielt allein den Stahl,
Auch ohne Wappen giebt er Schutz und Strahl.
Und Jeder findet ſo in ſeinem Haus
In ſchneller Wahl für ſich das Beſte aus.
Schon grüßt die Jugend ſingend ſich in Waffen,
Sie haben nun daheim nichts mehr zu ſchaffen.
Doch ernſter blickt der Männer Auge drein,
Und manche Sorge trübt den mut'gen Schein.

Es war ein fruchtbar reich geſegnet Jahr,
Der Weinſtock ſtand in üppig bunter Fülle,
Das Kornfeld bot in wogend goldner Hülle
Zehnfache Frucht, die nah der Ernte war.
Wer ſoll nun ernten, da zum Kampf ſie eilen
Und Greiſe, Weib und Kind daheim nur weilen?
Der Fiſcher läßt am Strande ſeinen Kahn:
Fiſcht nun, ihr Mädchen, auf der Wogenbahn!
Der Hirt läßt ſeine Herde auf den Matten,
Wirft hin das Alphorn und ergreift das Schwerdt:
Geh auch daheim die Hütung wohl von ſtatten,
Mein jubelnd Herz nach Kampfgefilden begehrt!
So tönt es aller Orten. Aller Denken
Strebt nun hinaus — wer ſoll das Haus nun lenken?

Wer soll zur Wintrung, wenn die Matten kahl,
Die Herden kundig führen nun zu Thal?
Wer soll des Weinstocks Reichthum überwachen,
Das Heu, das duftende, nun unterdachen?
Des Obstbaums goldne Frucht, wer soll sie ernten?
Das waren Sorgen, die den Freudenklang
Mit tausend Fragen aus der Brust entfernten.
Fast zürnten sie dem jubelnden Gesang,
Doch nicht verklang der Ruf an ihrer Brust,
Sie folgten, wenn auch nicht in Jugendlust.

Auch Valentin ging heim auf Augenblicke.
Ihm lebte eine alte Mutter noch,
Und ob gesegnet gleich von blühndem Glücke,
War er ihr Trost, war ihre Stütze doch,
Ein Bruder auch, doch der war fortgezogen.
Der war ein leichter Bursch. In wilder Nacht
Ward Summ' auf Summe von ihm durchgebracht.
Dem Spiel, dem Wein, den buntsten Lüsten fröhnend,
Hatt' er mit falschem Schwur manch Herz betrogen.
Doch seiner Schönheit immer neu gewogen,
Fand stets er Mädchen, und verließ sie höhnend.
Er trieb es arg. Auch gab ihm die Natur
Nicht Lust und Liebe zu der Heimatflur,

Und endlich trieb's ihn fort, weit in die Welt.
„Gieb mir mein Erbtheil, Mutter, nichts mehr hält
Mich hier im einſam öden Alpenthal,
So ſprach er, neue Länder will ich ſehn,
Nach fremder Völker Sitt' und Leben ſpähn,
Gieb mir mein Erbtheil, länger weil ich nicht."
Die Mutter gab's mit thränendem Geſicht
Und ſprach: Gott beſſre deinen Sinn! Fahr wohl!
So zog er fort. Er ſei nach Frankreich gangen,
So ging die Mähr, bis endlich er verſcholl.

Nicht ſchweifend ſo ging Valentins Verlangen.
Ihm lag die Sorge ob für's eigne Haus,
Da gab's zu ſchaffen, ging es ein und aus.
Im Thale lag es wohnlich prangend da.
Sein waren Herden, die der Senne trieb:
Auf Wieſen, Matten, Feldern, reichlich ſah
Beſitz er ſproſſen, und er war ihm lieb.
Doch nicht zu lange mocht' im Haus er weilen.
Der Winter lockte ihn in's Schneegefild.
Er zog, ein Gemſenjäger, durch die ſteilen
Felspäſſe, tief in Schnee und Eis gehüllt.
Von Kindheit auf bekannt mit allen Pfaden
Von Berg zu Berg, bis wo in eiſiger Pracht

Die Schneegebirge sich im Aether baden,
Bekannt mit jeder Schlucht, mit jedem Schacht,
Zog er in Schnee und Sturm oft tagelang
Dem Gemsbock nach, und muthig übersprang
Die Bäche er, die donnernd niederstürzten,
Wenn kühne Sprünge ihm die Pfade kürzten.
Und kam er heim, gönnt er sich Ruhe kaum.
Begierig forscht er in des Land's Geschichten,
Er sah die nächt'gen Stunden oft sich flüchten
Wenn es aus alten Schriften, wie ein Baum
Mit Blüth' und Früchten, herrlich vor ihm sproßte;
Wenn er von Helden las des Alterthums,
Durchgährt's ihn, wie die Kraft im jungen Moste.
Ein kluger Mönch lehrt ihn mit freud'gem Eifer
Die Thaten Roms und Hellas, voll des Ruhms,
Und blieb sein Freund, als schon sein Schüler reifer.
Nach großen Thaten drängte es ihn hin.
So war nun Valentin an klugem Sinn
Geachtet, wie an feurig reger Kraft.
Sein Wort, erquellend aus des Herzens Tiefe,
Stets hatt' es kühn die Herzen fortgerafft,
Als ob ein Zauberklang die Jugend riefe.
Und wie ein Gießbach rauscht von Felsenklippen
Und Bach um Bach im Laufe sich gesellt,

Und kühner, mächt'ger, ſeine Woge ſchwellt,
So riß dahin das Wort von ſeinen Lippen.
Begeiſtert hatt' er heut auch ſchnell gewonnen
Die Herzen Aller zu beeiltem Thun.
Mit glühndem Antlitz eilt er heimwärts nun.
Und wie im Morgen ſich die Gipfel ſonnen,
Und auf vom höchſten Fels der Adler ſchwebt,
So ſchwingt ſich mutig ſeiner Seele Flügel;
Gelöſet iſt des Jugenddranges Zügel
Vom Morgenhauch des Freiheitstags durchwebt.

Zweiter Gesang.

Verschmähte Rosen.

Der volle Mond steht träumend übern See,
In tiefer Ruhe liegt die Flut und spiegelt
Zurück der Alpenhäupter Silberschnee;
Als ob zu ew'gem Bunde sie besiegelt
Das Mahnungsaug' der Nacht, als ob es thauend
Den Segen träufle still geschloßnem Bund,
Und Höhn und Tiefen grüßen sich im Rund
Erkennungsselig sich umfangen schauend.

Nicht achtet Valentin der holden Pracht,
Die hoch und tief um ihn gebreitet liegt;
Denn lauterer Gedanken hat er Acht,
Von denen aufgeregt die Brust ihm fliegt.

Mit hurt'gem Fuße eilt er hin den Weg,
Dort überm Bache liegt das Haus am Hügel,
Nur hier am Felsen noch den ſchmalen Steg —
Doch halt — was hemmet ſeiner Eile Flügel?
Er hört ein Athmen, eine Hand faßt warm
Die ſeine, hält ihn kräftig feſt am Arm.
Ein Mädchen iſt's in athemloſer Eile.
Sie bebt, ſie ſucht nach Worten, eine Weile
Stehn beide ſtumm. Des Mondes Dämmerlicht
Verhüllt das Rot auf beider Angeſicht.
Und Valentin beginnt: Verena — du?

„Ich bin es, Valentin! Vergönne Ruh
Mir einen Augenblick! Doch — wenn du glaubſt,
Daß, läßt du dich mit mir im Mondlicht ſehen,
Du deiner ſtolzen Glorie dich beraubſt,
Als wär es um dein Heldenthum geſchehen,
Der Schatten dort wird, Stolzer, dich verſtecken,
Kein Späherblick wird's dort am Fels entdecken,
Daß du mit einem Mädchen ſprachſt am Ort!"

Der Jüngling trotzig wirft zurück die Locken,
Des Blutes Wallung ſchürt das bittre Wort,
Und bittre Antwort muß es ihm entlocken.

„Ins Dunkle ſuchteſt ſtets du mich zu zwingen,
Mich mit Sirenenarmen zu umſchlingen
Und Jeder weiß, wie ich dir Antwort bot!
Laß uns im Hellen ſtehn, es hat nicht Not
Mit üppiger Dämmerung uns zu umſchleiern,
Da keine Roſenſtunde hier wir feiern!“

Und aus Verenas Zügen zuckt hervor
Ein höhniſch Lächeln. Stolz hebt ſie das Haupt
Doch tief erbebend ſpricht ſie: „Eitler Thor,
Der jedes Herz an ſich gefeſſelt glaubt!
Der immer träumt und ſpricht von Liebesbanden
Die ihn, den Prahler, niemals doch umwanden!“

Mit Hohn geſprochen, ward mit Groll vernommen
Das Wort, und zeugte in des Herzens Grund
Erneuten Hohn, der, wenn auch jäh erglommen,
Verletzter Seele Sträuben doch gab kund.
Der eigenen Erregung zu gebieten
Preßt er die Lippen, ballt er feſt die Fauſt,
Zwingt ſich in einen Ton, vor dem ihm grauſt,
Den innre Stimmen bittend widerrieten.
Des Unmuts dunkle Blüthe war erſchloſſen,
Die giftgen Düfte ihres Kelchs ergoſſen.

Und spöttisch lachend spricht er: „Ei für wahr,
Dein Mund verhöhnt, was deine Hand mir bringt!
Ob je ein Herz an mich gefesselt war,
Ob es zu fesseln fürder mir gelingt,
Ich weiß es nicht. Allein unmöglich scheint
Es mir nicht so wie dir in gleichem Maße.
Man stellt mir nach auf nächtig dunkler Straße,
Daß ich den Druck zu fühlen schon gemeint
Der warmen Lippen heimlich auf den meinen!
Ich bin zum Küssen jetzt nicht aufgelegt,
Ich will ins Feld. Doch mußt du küssen Einen,
Such Einen dir, ders jetzt noch feig verträgt
Bei oft geküßten Lippen heim zu bleiben.
Viel Freude denn an euren Zeitvertreiben!

Fort will er schreiten, doch des Mädchens Brust
Erbebt in grauenvollem Seelenkampfe.
Ergebung, Zorn, und Abscheu und Verlust
Bekämpfen sich wie im Vernichtungskampfe.
Muß so ein Wort ihr Herz nicht tief empören?
Doch Schmerz und Groll, mit Kraft bezwingt sie ihn.
Ein Wort nur spricht sie drohend: „Valentin!“
Sie ruft es, wie ein mahnendes Beschwören.

Doch — welch ein Zwiegeſpräch! ſagt ihr erſtaunt:
Iſt's Lieb'! iſt's Haß? Was trennt, was bindet beide?
Nicht iſt es Haß. Doch oft in ſeinem Kleide
Kommt Liebe, die nicht immer hold gelaunt.
Sie waren aufgewachſen mit einander,
Verena ſchön, und Valentin voll Kraft.
Von frühſter Jugend theilten ſie ſelbander
Was kindiſch Leid, was Jugendfreude ſchafft.
Sie ward zur Jungfrau, und zum Jüngling er.
Man ward gewohnt, vereint ſie zu betrachten,
Und dennoch ſchien's, als wollten mehr und mehr
Die Lebenswege trennen ſich mitſachten.
Entfremdung ſchienen beide zu begehren,
Sie mieden ſich, ſie ſtrebten mit Gewalt
Den Rückweg der Vereinung zu erſchweren,
Und fühlten das Unmögliche doch bald.
Denn hier erging Natur ſich wunderbar:
Sie legte Liebe in zwei junge Selen,
Und gab den Stolz dazu, der trotzig ſtarr
Den Weg der Herzen immer ließ verfehlen.
Verena wuchs in herrlicher Geſtalt,
Wie eine Königskerze ſchlank und hoch,
Ihr Blick ergriff die Herzen mit Gewalt,
Und ſcheuchte ſtreng und ſtolz Jedweden doch.

Nur einem Blick vermocht' er ſich zu ſenken,
Vor Valentin allein erbebt' ihr Herz,
Und dennoch mußte ſie, ſie mußt' ihn kränken,
That ſie ſich ſelbſt dadurch auch bittern Schmerz.
Schon früh war ſie verwaiſt. Es hatte früh
Der Vater Valentin's ſie aufgenommen,
Daß froh mit ſeinen Söhnen ſie erblüh'.
Was die genoſſen, ſollte ihr auch frommen.
Sie aber fühlte ſich als Waiſe gern,
Sie rief ſich ihre Armut gern zurück,
Den Alten ſah ſie an als ihren Herrn.
Er ſtarb. Verena blieb in jedem Stück
Des Hauſes Tochter. Valentin war reich
Geſegnet an des Lebens blühnder Habe.
Sucht eine Braut er, war's gewiß ihm gleich,
Ob viel, ob nichts ſie brächt' als Morgengabe.
Doch ſo nicht dachte ſie, Verena wollte
Ihm nichts verdanken, was das Leben ſchmückt,
Ob ſie ſichs oft auch malte hoch beglückt,
Ihr Stolz erwachte wieder und ſie grollte.
Ja, wer die tiefſten, innerſten Gedanken
In beider Herzen ſpähend hätt' erlauſcht,
Geſehn hätt' er, wie heimlich ohne Wanken
Der Liebe Flügelſchlag entzückt gerauſcht;

Wie Beid' im Stillen selber sich gepeinigt,
Sich angeklagt, sich freudig aufgerafft,
Und sich doch nie und niemals noch vereinigt.
Wie zwei Magnete gehen hin selbander,
Die Pole umgekehrt — hier jetzo ziehn
Sie mächtig sich, zu haften an einander,
Und eh' sie fassen sich, da plötzlich fliehn
Sie sich erschreckt, um dort das Spiel des Fliehens
Aufs Neu zu spielen und des Sichentfliehens.
In ewgem Nahn und Streiten wechselnd ging
So unsrer Liebenden bewegter Ring.
Da endlich mischte fremde Hand sich ein.
„Ihr Thoren, hieß es, seid ihr erst beisammen,
Gibt eure Liebe schnell beglückten Schein,
Und läutern wird sie eure wilden Flammen,
Das haben wir im Leben oft erprobt."
Sie athmeten erwachend, wie aus Träumen,
Verena, Valentin — und ohne Säumen,
Noch staunten sie — so waren sie verlobt.
Doch war in beider Herzen jetzt nun Friede?
Ihr irrt. Es ward nur fortgesetzt der Streit.
Es drängte ein sich eifersüchtig Leid,
Sich selbst zu quälen wurden sie nicht müde.
Heut war Verena freudig, morgen stumm;

Heut ſchweigend Valentin und ſtürmiſch morgen;
So ſchufen ſie ſich täglich neue Sorgen,
Und fragten ſelbſt ſich ſcheltend dann, warum?
Heut heftiger Zwiſt, dann innigſtes Verſöhnen,
Dann neuer Eiferſucht Beſchuldigung —
Dem Jüngling widerſtrebt der Launen Fröhnen
Und endlich hatt' er nun des Spiels genung.
Nachläſſig ward er, er vermied die Braut,
Der Ruf des Trotzes tönt im Herzen laut.

Beleidigt iſt Verena, und ſinnt ſchnell
Auf eine Rache, den ſie liebt zu kränken.
Noch lebt am Ort der Bruder Valentins,
Lorenz genannt, ein lockerer Geſell,
Verrufner Sitten, übermütgen Sinns —
Dem ſchien ſie plötzlich ihre Gunſt zu ſchenken.
Man ſtaunte. Valentin durchzuckt es wild,
Und bittrer Groll ihm auf zum Herzen quillt.
Doch ſchweigt er höhniſch lächelnd, und mit Ruh
Vernimmt Verena, was ihr neuer Freier
Ihr laut und leiſe ſpricht mit Liebesfeuer.
Sie lacht und winkt ihm lachend Beifall zu.
Im Herzen aber fühlt ſie faſt den Tod,
Und was ſie Valentin als Rache bot,

Sie fühlt es bitterer wohl noch als er!
Den Pfeil, den sie nach seiner Brust geschnellt,
In eigner Brust fühlt sie ihn haften schwer.
Der neue Freier, den sie sich gesellt
In übermütgem Trotz, ist ihr ein Grauen,
Sie hat in ihrem stolzen Selbstvertrauen
Gehofft gemessen ihn entfernt zu halten,
Jetzt sieht sie wild und rücksichtslos ihn schalten.
Was sie begangen, fühlt sie nun entsetzt!
Sie weist gebieterisch ihn von sich jetzt,
Doch Lorenz spottet öffentlich des Tons,
Den sie ihm bietet, rühmt voll kalten Hohns
Sich einer Liebe, die sie nie gewährt.
Verena hörts, und sieht sich tief entehrt.
Und Valentin, zwar glaubt er nicht den Worten
Des Bruders, den er kennt als frech und wüst,
Der zügellos erzählet aller Orten
Von wildem Thun, durch Gunst um Gunst versüßt.
Doch daß er überall Verenas Namen
Vermehrt sieht und hört, das schmerzt ihn tief,
Es sieht, ob auch sein Glauben widerrief,
Die Welt ihr Bild nur in der Lästrung Rahmen.

Doch Lorenz hatte nun genug des Treibens,
Er fühlt, es sei am Ort nicht seines Bleibens.

Die Weite lockt ihn, niemand hielt ihn auf,
So nahm er in die Fremde ſeinen Lauf.
Der letzte Grund des Zwieſpalts war gewichen,
Doch ſchien es mit den Liebenden vorbei.
Für ewig nun gebrochen ſchien die Treu,
Und was ſich in die Herzen eingeſchlichen,
Gewachſen war's zum zürnenden Dämonen,
Er griff in's Herz mit eiſig kalter Hand.
Wo ſolche Geiſter tödtlich waltend wohnen
Hat letzte Luſt ſich flüchtig bald gewandt.
Verachtend läßt der Jüngling es entgelten,
Was er gelitten durch des Mädchens Thun,
Verena ſelber muß ſich ſchuldig ſchelten,
Getrennt, geſchieden ſind die Pfade nun.
Und dennoch jetzt, durch Leiden ohn' Ermeſſen,
Bricht quälend immer neu die alte Glut,
Sie können ſich's nicht hehlen, nicht vergeſſen,
Welch ſchmerzlich Lieben noch im Herzen ruht.
Ob ſcheinbar Trotz auch obgeſiegt dem Leide,
Unglücklich durch ſich ſelber ſind ſie Beide.

So war's ſeit Monden ſchon. Sie ſprachen nie
Ein Wort mehr, mieden Eins des Andern Wege.

Doch heut, sie weiß es nicht, warum und wie,
Verena fühlt ein heißes Drängen rege,
Sie hat gelauscht — er sprach so kühne Worte,
Die noch begeistert hallen rings am Orte,
Fort will er ziehn zum Streit für's Vaterland,
Vielleicht zum Tod! — Sie fühlt sich übermannt,
Sie muß ihn sprechen! Eilt ihm fliegend nach,
Faßt seine Hand — allein sein kalter Blick,
Ach, das Versöhnungswort drängt er zurück!
Und welch ein bittres Wort zum Gruß sie sprach
Kaum weiß sie's selbst und ahnt es erst mit Beben,
Als bittre Antwort er zurückgegeben.

„Nun denn," spricht Valentin, „was hältst du mich?
Du siehst, ich habe Eil, geschwind drum, sprich!" —
Was sie gewollt, Verena weiß es kaum.
Wohl gab sie sanfteren Gefühlen Raum,
Da war zurückgekehrt der harte Ton.
Was zur Versöhnung rief, es war entflohn.
Und kalt spricht sie: „Ich weiß es, daß ein Wort
Von meinen Lippen dich läßt ungerührt,
Doch sprech ich's aus, da es mich hergeführt:
Du willst von hinnen, Valentin, willst fort?

Du darſt es nicht, der alten Mutter denke!
Verlaſſen willſt du ſie? Dein Bruder ſchon
Gab ihr des Grams genug, da er entflohn.
Willſt du, daß ſie in Gram ihr Leben ſenke,
Und ohne Tröſtung, mit gebrochnem Herzen,
Auf beide Söhne blicke voller Schmerzen?“

Daß ſie des Bruders Namen hier erwähnte
War wenig gut gethan, und Valentin,
Der neuen Hohn in ihren Worten wähnte,
Er fühlte nicht gewandelt ſeinen Sinn.
„Haſt du mir, Mädchen, weiter nichts zu ſagen,
So halte mich nicht auf. Ich darf nicht zaudern.
Der Augenblick iſt nicht gemacht zum Plaudern.
Die Mutter kenne ich, ſie wird nicht zagen.
Ich thue wie ich muß.“ — Schnell abgewandt,
Verfolgt er ſeinen Weg und ſchreitet fort.

Verena ſteht erbebend noch am Ort,
Ihr iſt's als wäre hier ſie feſtgebannt.
Erſchüttert fühlt ſie ſich, fühlt ſich vernichtet.
Verſchwunden iſt ihr Stolz, ſie preßt die Hand
Vor's laute Herz, von Thränen übermannt.
Dort ſteht ein Muttergottesbild. Sie richtet

Dahin die Schritte, ſinkt zu Boden nieder,
Und ſchluchzend hüllt ſie ein das Angeſicht,
Und Thrän' auf Thräne perlet von der Lider,
Als wär die letzte Hoffnung nun entflohn.
Doch ſie kann weinen, das iſt Lindrung ſchon.
So liegt ſie knieend da. Vom Roſenſtrauch,
Der hoch ſich wölbt im lauen Nachtgekoſe,
Entblättert fällt hernieder eine Roſe,
Und überſtreut ihr Haupt im Windeshauch.
Des Thaues Flimmerſpiele ſtill beginnen,
Und Thau und Thränen in einander rinnen.

Doch Valentin eilt heim. Auch er bereut
Sein hartes Wort. Doch iſt die ernſte Stunde
Jetzt ernſterm Werk, als Liebesthun geweiht.
Das Band des Willens preßt er um die Wunde,
Sie ſoll nicht bluten, ſoll nicht mahnen mehr.
Was Dirnen jetzt und Liebe! Weg damit!
Es ruft das Vaterland, die Pflicht, die Ehr!
So denkend lenkt zum Hauſe er den Schritt.
Schon weiß die Mutter Alles. Weine nicht,
O Mutter, ſpricht er, unſrer Väter Geiſt
Späht nieder jetzt vom ew'gen Himmelslicht,
Zu ſchaun, wie ſich der Söhne Kraft erweiſt.

Schon zogen wackre Männer, deren Namen
Von gutem Klang sind für des Schweizers Ohr.
Es droht der Feind, und Alt' und Junge kamen,
Zu wehren seinem Zug der Alpen Thor.
Es drängt die Gefahr. In wenig Tagen
Kann unsrer Thäler Heil verloren sein,
Wenn wir in Eile nicht das Kühnste wagen,
Wenn wir nicht ziehn vorm ersten Morgenschein.
Gib deinen Segen mir, und laß mich ziehn,
Von Siegesfreude siehst du einst mich glühn!

Die Mutter segnet ihn mit stillem Beten,
Sie betet für den Sohn, für's Vaterland.
Was heilge Mutterbitten je erflehten,
Das bittet sie, den Blick emporgewandt.
Er gürtet um des Vaters rost'ges Schwert,
Die Büchse nimmt er, wenig in Gebrauch
Ist diese Waffe noch, ob viel begehrt,
Ob viel bewundert, viel gefürchtet auch,
Mit reichem Gold wird sie noch aufgewogen.
Auch mag man ungern nur von Pfeil und Bogen
Sich hier im Land der alten Sitte trennen.
Gerüstet so zum Marsch ist Valentin,
Zum Abschied neigt er sich zur Mutter hin.

„Nur Eins noch, spricht die Mutter: willst du nicht
Ein Wort des Abschieds noch Verena gönnen?“
Er hört's mit hoch erglühendem Gesicht:
„Wir sahn uns, Mutter, aber ach wir können
Das Wort nicht finden, das uns neu vereint!
Begonnen kaum, so ward es abgebrochen,
Das Wort auf warmen Lippen schien versteint,
Und das Versöhnungswort ward nicht gesprochen.
Doch Eines, Mutter, Eins bitt' ich von dir:
Ich zieh zum Kampf — sei mutig! — doch wenn mir
Das Licht des Tages, das ich froh noch trinke,
Der Gott der Schlachten löscht, wenn hin ich sinke,
Dann, Mutter, sei mein heimatliches Erbe
Verenas Eigen. Hier in diese Hand
Leg diesen Wunsch ich. O nicht kalt und herbe
Sei dir das Wort! Doch wenn dem Vaterland
Ich athmend darf die Freiheit wiederbringen,
Sei mit Verena jeder Streit verbannt,
Und um ihr Haupt sollst du die Myrte schlingen!“
Noch einen Kuß, noch einen heißen Segen,
Dann eilt er fort mit lauten Herzensschlägen.

Da draußen wirrt schon lautestes Gedränge.
Die Waffen klirren, hallende Gesänge

Ertönen rings. Das Banner rauſcht im Wind.
Geſammelt iſt man, und der Zug beginnt.
Es führt ihn Valentin, denn Niemand kennt
Wie er die Schluchten und die Felſenſteige,
Wo Berggewäſſer wild die Felſen trennt,
Wie kürzend durch's Gebirg den Weg man beuge.
Noch einen Jubelruf, ein Abſchiedswort —
Und ſingend ziehn ſie durch die Mondnacht fort.
Vom Hügel ſchauen noch in ſtillen Gruppen
Die Greiſe, Weiber, Mädchen ihnen nach,
Das Lied verklingt, verhallet allgemach,
Der Zug verſchwindet hinter Bergeskuppen.

Verena auch ſteht dort, doch fern von ihnen,
Und ſchaut in ſtummem Schmerz dem Zuge nach,
Und was im Herzen je von Liebe ſprach,
Liegt gramvoll ausgeprägt in ihren Mienen.
Iſt er von hinnen? Kehrt er jemals wieder?
So fragt ſie bang erathmend, und ſie bebt.
Die Andern ſteigen all' zu Thale nieder,
Und mancher Seufzer von den Lippen ſchwebt.
Doch ſie kann heimwärts nicht die Schritte wenden,
Und weiter führt ſie unbewußt der Fuß,
Von jenem Berg möcht ſie die Blicke ſenden

Ihm nach, wo er verſchwunden ohne Gruß.
Sie ſteigt und ſteigt im kalten Licht der Nacht
Durch unwegſame dunkle Felſenpfade,
Gießbäche ſtürzen rings mit wilder Macht,
Es wankt der Fels in ſchäumend kaltem Bade.
Die Bäche fliehn, es fliehn der Bäume Schatten,
Es flieht das Thal, es fliehet Trift um Trift,
Die Alpenroſ' auf duftig grünen Matten
Liegt fern ſchon hinter dunkelndem Geklüft.
Da iſt kein Baum mehr, Fels und Klippen drohn,
Kalt weht der Nachtwind um ihr Angeſicht,
Sie ſteigt und ſteigt, es ſieht ihr Auge nicht
Wie weit der Menſchen Hütten ſie entflohn.
Es ſtarrt das Eisfeld, ewger Schnee umthürmt
Der Berge Zinken, die Lavine kracht,
Aus tiefer Traumesſtille aufgeſtürmt,
Durchzuckt ihr Donnerton die Erdennacht.
Wie der Gebirgsſtrom brauſend niedergeht,
Der Fels und Fichten reißt aus ihrem Grunde,
So trägt der Wiederhall die Donnerkunde,
Bis murrend ſie in fernſter Schlucht verweht.

Warſt je du eine Nacht auf Alpenhöhn?
O rieſengroß iſt ſolch ein Nachtgebild!

In Luft und Tiefen iſt's ein dumpf Getön,
Du hörſt es, wie der Erde Athem quillt,
Der ſchlummernden, aus tiefſtem Grund empor.
Die Nebeldünſte ſiehſt du dämmrig brauen,
Sie ziehn und wallen wie ein Geiſterflor;
Du wähnſt der Erde Rieſentraum zu ſchauen.
Es ruhen die Geſtirne groß und rein,
In tauſend Welten blickſt du hoch hinein.
Durch alle Tiefen und durch alle Höhn
Mit breiten Flügeln ſchwebt der Alpenföhn,
Beruhigt ſtimmt er hoch im Himmelsſaal
Mit Geiſtern an den ew'gen Weltchoral.
Die Stunden fliehn, ſchon röten ſich die Firnen,
Der Morgenwind umſchauert eiſig kalt
Im Alpenglühn der Schneegebirge Stirnen.
Tief liegt der Nebel, der im Thale wallt.
Das Schreckhorn ragt in hehrer Majeſtät,
Im Purpur ſteht der Wetterhörner Glanz,
Des Finſteraarhorns ſchlanke Säule ſpäht
Ob ſchon die Jungfrau glüh' im Roſenkranz.
Wie ſtumme Götterbilder ſchaun gereiht
Die hohen Alpenhäupter in den Morgen,
Unkundig jener Welt, die drunten weit
Und tief ſich müht mit ihren kleinen Sorgen.

Da ſteht Verena auf dem Eisgefild,
Aus jener tiefen Welt ein klagend Bild.
Ein Adler ſteigt empor und ſonnt die Schwingen,
Ihm nach ſtreckt ſeufzend ſie die Arm' empor,
Gedanken fühlt ſie mit Gedanken ringen,
Bis ſich Entſchließung mächtig drängt hervor.
Vorüber ſcheint der Kampf — noch einen Segen
Von ihr, die ihm ſein Heldenleben gab,
Und dann? — Auf morgenhellen Alpenwegen
Steigt die Verlaſſene ins Thal hinab.

Dritter Gesang.

Der Dauphin.

Nun von den Bergen, wo um Gletscherpracht
Im Purpur blühn des Herbstes Alpenrosen,
Führ ich euch fort bis in die nächste Nacht,
Ins lang gestreckte Lager der Franzosen.
Hier in der Ebene bei Mönchenstein
Hinziehn die Zelte sich in langen Reihn.
Wachtfeuer brennen, Lärm und wilde Lieder
Erschallen rings, der Becher geht im Kreise.
Gelag, Gesang, Geschrei, nach Biwachtsweise
Durchrauscht die Tausend buntgemischten Glieder
Des wilden fränk'schen Heeresungeheuers.
Gestalten, wilder noch im Glanz des Feuers,
Gesindel jeder Art. Hier bärt'ge Krieger,
Ins Handwerk eingeübt durch hundert Schlachten,

Dort glatte Wangen dünken schon sich Sieger,
Ob sie auch sonst nichts zu den Waffen brachten
Als ein verlornes Leben, wilde Sitten,
Daheim verachtet, hier gar wohl gelitten.
Denn diese Schar dient keinem Vaterlande,
Nicht binden sie der Treue starke Bande,
Die Macht, der sie gehorchet, ist das Gold,
Dem dienet sie, der dieses ihr entrollt.
Franzosen, Deutsche, Wälschlands Söhn' und Britten,
Mit Büchse, Spieß, behelmt, zu Fuß, beritten,
Mit Müh' in Ordnung, nie in Zucht gehalten,
Sind hier zur Schau in buntestem Entfalten.
Einst sammelte Graf Bernhard Armagnac
Zum Krieg mit England sie für Frankreichs Fahnen.
Geendet ist der Krieg, doch nicht mehr mag
Zurück die Schar zu alter Ordnung Bahnen.
Willkommen ist des deutschen Kaisers Ruf,
Und jene bunte, zügellose Bande,
Die Frankreichs Gauen schon Gefahren schuf,
Schafft gern man aus dem ausgesognen Lande.
Der König Karl der Siebente, bereit
Dem Hause Oestreich zu willfahren, sandte
Seinen Dauphin mit einem Heer Er kannte
Den Prinzen, der in kalter Ruhe Kleid

Sich ſchweigend trug mit ſtolzen Herrſcherplanen.
Er zog. Schon flattern Frankreichs Kriegesfahnen
Am Thor der Alpen, wo der Jura weit
Um grüne Thäler ſeine Berge reiht.

Des Lagers rechten Flügel hat der Adel
Von Frankreich inne. Hei, das rauſcht und klingt!
Aus jedem Zelt Pokalgeläute dringt,
Jedweder nennt ſich ohne Furcht und Tadel,
Jedweder ſchwört beim Namen ſeiner Dame,
Sein Streithengſt ſei der herrlichſte von allen,
Und gleich darauf muß ſeines Hengſtes Name,
Den hohen Schwur bekräftigend, erſchallen,
Daß ſeine Dame weit die ſchönſte wäre,
Und einzig würdig ſeiner Ritterehre.
Manch Liedchen tönet, das zur Mandoline
Erſt jüngſt geklungen zu der Herrin Preis,
Die winkend lauſchte hinter der Gardine.
Von Frankreichs Herzen ſchmilzt ſo bald das Eis!
Es ſtrömet von Burgund der rote Wein,
Und Jubelklänge rauſchen aus und ein.

Da drüben auf dem linken Flügel geht
Es ähnlich zu. Dort hauſen jene Scharen

Des deutſchen Adels, die gekommen waren
Zur Ehre römiſch-deutſcher Majeſtät.
Es perlt des Rheinweins Gold, man ſingt, man prahlt,
Man träumt von Ruhm, von Ehre und von Beute,
Wenn den Rebellen man den Lohn gezahlt,
Indeß — man iſt doch erſt vor Baſel heute.

Im ſeidnen Prunkgezelt, reich überſät
Mit Frankreichs Lilien, ſitzet der Dauphin
Am Tiſch, genüber ihm Graf Dammartin.
Die Kerzen brennen tief, ſchon iſt es ſpät,
Und werfen bleiche Lichter auf die Züge
Des Prinzen, der die Karte überfliegt
Der Schweiz, die vor ihm ausgebreitet liegt.
Wer möcht ergründen ſeines Geiſtes Flüge!
Verachtung, Ehrgeiz, ſtolze Herrſchensluſt,
Und Habgier gehet bunt durch ſeine Bruſt.
Und dennoch mochten niemals Menſchenmienen
Wie hier dem kalten Herrſcherwillen dienen.
Du ſiehſt in dieſem ruhigen Angeſichte
Trotz früher Falten nichts von Leidenſchaft,
Siehſt trotz der Jugend keine Jugendkraft,
Und doch, wenn ich den Namen dir berichte,
Kennſt du ſein Weſen, drohend, geiſterhaft,

Ahnſt du Gedanken tief in dunkler Haft,
Ludwig den Elften nennt ihn die Geſchichte.

Hier auf der Karte haften ſeine Blicke.
Sein Haupt, nachläſſig auf des Armes Stütze,
Wägt ſinnend ſtumm des Alpenlands Geſchicke,
Wägt, wie der Angriff ihm am meiſten nütze.
Das Feld iſt weit und günſtig einer Schlacht,
So zeigt's die Karte ihm von Baſels Feldern.
Doch nicht auf offne Schlacht iſt er bedacht,
Dem kleinen Krieg in Bergen, Hecken, Wäldern,
Iſt mehr er hold. Gefecht, Geplänkel, Schlappen,
Wo der Verluſt ſich leicht und bald erſetzt,
Um neu den Feind zu drängen, zu ertappen,
Bis man erſchöpft ihn und zu Tod gehetzt.
So iſt ſein Plan und Vorſicht giebt ihn ein.
Zwar dehnen jetzt ſich noch in weiten Reihn
Auf freiem Feld des Lagers Zelte hier,
Doch bald erhofft er ſich ein Hauptquartier.
Iſt Baſel erſt erſtürmt, ſieht er in Ruh
Dem langen Kampf aus ſeiner Veſte zu.
Er hebt das Haupt, darinnen eine Welt
Verborgener Gedanken kreuzt und webt,

Und ſpricht zu Dammartin, indem er's hebt:
Ruft mir Herrn Hans von Rechberg in mein Zelt!

Herr Hans von Rechberg war des Kaiſers Vogt
Zu Laufenburg einſt, wo der grüne Rhein
Mit ſchäumender Welle wild vorüber wogt.
Mit Willkür griff er in die Rechte ein
Der Schweizer, und vom Platz ward er vertrieben.
Doch war er noch in Kaiſers Dienſt geblieben,
Ob auch ſein abenteuerliches Leben
Ihm nirgend lange Ruhe mochte geben.
Da ſchuf der Kaiſer neuen Dienſt für ihn.
Er ſollte dem Dauphin entgegen ziehn,
Und durch das Suntgau ihn gen Baſel leiten.
So war's geſchehn. Auch ferner war beſchloſſen,
Daß aus des Jura lachenden Gebreiten
Herr Hans von Rechberg mit den Feindestroſſen
Als Führer zieh den Schweizer Bergen zu.

Es winket der Dauphin. Der Graf im Nu
Eröffnet des Gezeltes Thürbehänge
Und führt Herrn Rechberg dem Dauphin herein.
Ihm folgen ſtumm in ſtrahlendem Gepränge
Zehn Ritter, ſich verneigend tritt man ein.

Die Führer ſind's der Züge, die vor Stunden
Erſt eingetroffen, ihre Ritterpflicht
Im Dienſte ihres Kaiſers zu bekunden.
Es grüßt ſie ſchweigend der Dauphin und ſpricht
Zu Hans von Rechberg: „Unſer wackres Heer
Seh ich auf's Neu gewachſen heut. Wie viel
Der Reiſigen zogen heute zu uns her?
Ich hörte ſie mit klingend hellem Spiel?“

„Es waren fünfzig Fähnlein, edler Prinz,
Vom Elſaß und vom Aargau, wackres Blut,
Der edelſten Geſchlechter Söhne ſind's,
Beſeelt von Ehre und von Kampfesmut.
Die Ritter dann von St. Georgenſchild,
Die jüngſt geſtifteten. Des Drachen Bild
Nebſt dem Vertilger prangt auf ihren Fahnen.
Der Adel Schwabens kam die gleichen Bahnen,
Für Habsburgs Recht mit tapfrem Schwert zu kämpfen.
So zogen Schar um Schar uns heut heran,
Wir zählen jetzt auf vierzigtauſend Mann.
Es wird des Schweizers tolle Kühnheit dämpfen.
Der bloße Anblick dieſer Waffenpracht
Schreckt dieſes Hirtenvolk vom Feld der Schlacht.“

Spricht Dammartin mit lächelnd ſtolzem Hohn:
„Es muß ein eigenthümlich Ding doch ſein
Um eines römiſch deutſchen Kaiſers Macht,
Daß dieſe Handvoll Land, dieß Volk, ſo klein,
Sich ſtark genug erweist, der ſchmucken Pracht
Der deutſchen Ritterſchaft zu widerſtreben;
Daß Frankreichs Lilien erſt erkämpfen müſſen,
Was Hirten dort dem deutſchen Aar entriſſen!“ —
Durch Rechbergs Adern zuckt ein Zornesbeben,
Ein plötzlich Klirren gehet durch den Kreis,
Denn jede Hand fährt plötzlich an das Schwert,
Und jedes Auge lodert brennend heiß:
Iſt ſolch ein Hohn dem fränk'ſchen Mund gewährt?
Der Prinz bemerkt die plötzliche Erregung,
Wirft in den Kreis gebietend einen Blick,
Und winkt mit ſtumm entlaſſender Bewegung.
Die Ritter gehn, der Graf nur bleibt zurück.

Es ſchweiget der Dauphin und denkt: ja wohl,
Ein eigen Ding! Zwar glänzend, aber — hohl!
Da zieht ſie her, des deutſchen Landes Blüte,
Um Recht und Freiheit ſorglos im Gemüte!
Da weiß es beſſer, jenes Volk der Berge,
Daß es für Gut und Blut und Freiheit kämpft!

Zum Krieger wird der Hirt, der Jäger, Ferge —
Ein Volk, gefährlich durch der Freiheit Geiſt,
Wenn man den Mut bei Zeiten ihm nicht dämpft.
Geduld! Bald pflanz' ich auf der Gletſcher Warten
Auf jenen Firnen, ſtarrend und beeist,
Des Lilienbanners flatternde Standarten,
Und ruf' dem Kaiſer: mein iſt dieſes Land!
Du warſt zu ſchwach, nach mir haſt du geſandt,
Und ich bin ſtark genug, es zu behalten!
Sollt ich um nichts mein Banner hier entfalten?

So denket der Dauphin, doch ſagt er nichts,
Und blicket ſchweigend ruhigen Angeſichts
Die Karte an. Verrätriſch reiſt die Hand
Auf dem Papier, dem Rheinſtrom zugewandt,
Und ſo, am linken Rheinesufer fort,
Nach Norden, bis zu Flanderns letztem Ort.
Da bleibt ſie ſtehn. Doch ſchnell zuckt ſie zurück,
Als lauert' eines Feindes Späherblick.
Hier, denkt der Prinz, in dieſem grünen Strome
Laß ich als Sieger tränken meine Pferde,
Und ihre Hufe ſtampfen — Frankreichs Erde!
Horch, es ſchlägt Mitternacht auf Baſels Dome.

Recht, daß du mich erinnerſt, flücht'ge Zeit,
Daß ich vor Baſel noch, das Ziel noch weit!

Er ſchiebt die Karte weg, ſteht auf vom Tiſche,
Oeffnet das Zelt und athmet nächt'ge Friſche,
Und ſpricht, indem er rückkehrt, leis und ſacht:
Schlaft wohl, Graf Dammartin, 's iſt ſpäte Nacht.

Der Graf verläßt des Fürſtenzeltes Schranken
Und ſeinen Herrn, voll dämmernden Gedanken.
Er ſchreitet fort. Der Mond ſteht hoch am Himmel.
Verſtummt iſt rings das lärmende Getümmel.
Um's Feuer kauern einzelne Geſtalten,
Den kalten Nachtwind von ſich abzuhalten,
In halbem Traum, und ſtieren in die Glut,
Und ringsum liegt das Heer und ſchläft und ruht.
Rings Alles ſtill und ſtumm. Nur hier und dort
Ertönt der fernen Wachten Zurufswort,
Und hallet dumpf im weiten Raum der Sterne.

In ſeinem Mantel ſchreitet fort der Graf
Zu einem lichten Platz in weiter Ferne.
Dort wohnt noch nicht der nächtig weiche Schlaf.

Es iſt ein Marketenderzelt, von Bäumen
Umgeben. Lebhaft lodern hier die Flammen,
Durch die Geſträuche, die den Platz umſäumen.
Hier ſitzen noch beim Würfelſpiel beiſammen
Geſellen wilder Nacht, mit vollen Taſchen:
Ein Heer von vollen und geleerten Flaſchen,
Und leichter Dirnen jubelndes Gemiſch
Umrauſcht das Feuer und umſchwirrt den Tiſch.
Auch hier Vertreter aller Nationen,
Die nicht in Eintracht ſtets beiſammen wohnen.
Denn Wein und Würfel wecken oft hier Streit,
Und Eiferſucht macht oft das Schwert bereit.
Gedeckt vom Schatten hemmt der Graf die Schritte,
Nicht tritt er ein in des Gelages Mitte.
Er ſcheint erwartungsvoll. Bald hier, bald dort
Durchſpäht er ſuchend den erhellten Ort.
Er zieht den Mantel feſter um ſich her,
Und ſieh, im Dunkel, auch bemäntelt, naht
Ein Mann dem Platze ſich auf nächt'gem Pfad.
Zu lauſchen, ſcheint es, hat auch er Begehr.
Er faßt ins Aug' ihn, doch er muß die Blicke
Jetzt zwiſchen ihm und andern Dingen theilen,
Die in der Näh begaben ſich derweilen.
Er lauſcht, was ihm die Nacht für Kunde ſchicke.

Ein Jüngling unbemerkt ſchlich ſich herein
Er meidet, wie es ſcheint, des Feuers Schein,
Und nahet ſich der Marketenderin.
Sie reicht ihm lächelnd einen Becher hin,
Und halblaut ſpricht ſie: „Iſt das Wild erſpürt?
Und klingt dir bald das Gold, das dir gebührt?“
— Bald, bald, Georgette! du mußt dich nur gedulden;
Dann, Schatz, bezahl' ich dir auch meine Schulden!
Denn darum, Schlange, iſt dir's doch zu thun —
Ja küſſe nur und ſpiel' in meinen Locken,
Mit dieſer Ausſicht bin ich hold dir nun!
Doch gieb mir Wein, die Kehle iſt mir trocken,
Mich ſchauert's. Müd bin ich. Mach warm den Trank,
Und Küſſe ſeien vor der Hand mein Dank! —
— „Da, warm und kräftig! Nun ſollſt du mir künden,
Du Schelm, was du erſpäht. Wo ſteht der Feind?“
— Was gehts dich an, Georgette? Das wird ſich finden.
Laß mich in Ruh. Noch eh der Morgen ſcheint,
Weißt du, wohin ich meine Schritte richte,
Bis dahin laß die Staatsgeſchäfte ſchweigen.
Was man geplagt doch iſt! Still, Schelmgeſichte!
Ja lache nur, mein Einfluß wird ſich zeigen! —
— „Nur bald! Nur ſchnell! Inzwiſchen gratulir' ich!
Doch geh, ſag an, warum denn ſandte man

Juſt dich nach Zürch? Nun, nun, was ficht dich an?“
— Schweig, ſchweig, Georgette! Und biſt du nun begierig,
Erzähl' ich, deine Eiferſucht zu ſtrafen,
Von Liebesabenteuern, die mich trafen!
— „Ho! Meine Eiferſucht? Mach mich nicht lachen!
Nein, Lorenz, komm, erzähl' mir deine Sachen,
Du warſt in Zürch, dich ſchickte der Dauphin —“

Gehaltnen Odems lauſcht Graf Dammartin,
Ein nächt'ger Wind verweht der Beiden Flüſtern.
Doch halt — Da ſchreitet auf ihn zu im Düſtern
Im Mantel jener dunkle Mann und ſpricht?
„Ihr ſeid's, Graf Dammartin?

— Ich bin's, doch wie?
Ha, Ihr, mein Prinz? — „Nur ſtill, erkennt mich nicht!
Geht, macht Euch dort an den geſchwätz'gen Wicht.
Georgettens Stimm' hat Zaubermelodie,
Sie fragt ihm ſonſt die ganze Botſchaft ab.
Der Späher iſt's, dem jüngſt ich Auftrag gab.
Geht, eh ſie ihn in feſtern Banden hält,
Entreißt ihn ihr, und bringt ihn in mein Zelt.“

Schon iſt der Graf in des Gewühles Mitte,
Und fort eilt der Dauphin mit haſt'gem Schritte.
Die Wachen kennen ſein geheimes Zeichen,
Unangerufen ſchreitet er im bleichen
Weitſchattenden Licht des Mondes ſchweigend hin.
Regt ſich, ſo denkt er, erſt des Thieres Sinn,
Gelöſet wird dann ſelbſt des Schlauſten Zunge!
Verſtand und Liſt, dahin mit einem Sprunge!
Selbſt Gold verliert die Kraft. Und dennoch bleibt
Es ſtets die Kraft, die alle Räder treibt.
Verworfen iſt der Burſch, doch kühn und ſchlau;
Geſchmeidig, nicht wie ſeine Berge rauh.
Es iſt ſein Vaterland, das er verrät —
Wenn das ihm eines Tags zu Herzen ginge —
Wenn plötzlich gegen mich — zu ſpät, zu ſpät!
An einen Baum knüpft bald man eine Schlinge. —
Er tritt ins Zelt, wirft Hut und Mantel hin,
Und harret mit erwartungsvollem Sinn.

Bald kommt der Graf, mit ihm des Prinzen Späher.
Nun endlich! ſpricht der Prinz. Komm, Freund, tritt näher.
„Hier dieſe Briefe ſind vom Zürcher Rat,
Spricht der Spion, indem er keck ſich naht:

Dieß andre gab der Pater Ignaz mir,
Und ſprach: mein Sohn, der Himmel ſchenke dir
All ſeinen Segen! Wahre dieß Papier!
Er kam vom Hof des Kaiſers, im Geleite
Des Grafen Helfenſtein, der auf die Seite
Der Zürcher jüngſt ſechshundert Reiſige führte.
Dem Pater dankt' ich, wie es ſich gebührte,
Er ſparte nichts an Segen. Wie man ſagt,
Wird er nicht lang von Hofe bleiben."
— Still, ruft der Prinz, und überfliegt das Schreiben,
Und denkt: Zu viel? Zu viel hätt' ich gewagt?
Die Scharen ſoll ich mäßigen? Raub und Brand
Dem Heer verſagen? Schreibſt du ſo mir vor,
Mir, dem Dauphin von Frankreich? Schwacher Thor!
Wähnſt du, wir kamen her zu Scherz und Spiel?
Erſtarren wirſt du, kennſt du unſer Ziel!
Und weiter ſpricht der Prinz: Was haſt du mehr?
Das letzte Schreiben reichet Lorenz her.

. . . .

„Vom kaiſerlichen Hauptmann dieſes Schreiben.
Ich braucht' es nicht zu eilig zu betreiben,
's iſt nichts von Wichtigkeit? — Wie weißt du das? —
„Ich merkt' es an der ruhigen Geberde,

Mit der man's gab. Der Markgraf Wilhelm saß
Sorglos am Tisch, bei Gütern dieser Erde,
Und aß und trank, und schrieb dabei dieß Blatt,
Da wußt' ich, daß es nicht viel auf sich hat."
— Gut denn. Was weiter? — „Schriftlich ist's zu Ende,
Doch mündlich bring ich reichre Zeitungsspende.
Als von der Staffelegg die letzte Nacht
Vorbei ich zog am Alabasterschacht,
Hört' ich das Glöcklein von der Gislifluh,
Und rings von den Kapellen hört' ichs klingen,
Die klare Nachtluft trug den Schall mir zu.
Und aus dem Thal Schlachtlieder hört' ich singen.
Da drunten zog's mit dumpfem Schritt herauf,
Es war ein stark bewehrter Männerhauf,
Und wo sie ziehn, sehn ihre Zahl sie schwellen,
Von allen Seiten strömt es ihnen zu,
In allen Kirchen, allen Waldkapellen
Erwachen alle Glocken aus der Ruh;
Der Landsturm in den Bergen hat begonnen.
Ich eilte fort, ich sah das Licht der Sonnen,
Als auf den Höhen ich der Rotenfluh
Verborgne Pfade ging auf Farnsburg zu.
Dort ist die Burg besetzt. Neunhundert stehn
Gewärtig da, entgegen euch zu gehn.

Mit Müh kam ich davon. Ich traf es schlimm,
Man witterte an mir geheimes Wesen,
Man schoß nach mir in wilderregtem Grimm.
Hätt' ich nicht eine Felsschlucht mir erlesen,
Stünd' ich gesunden Leibs nicht hier am Ort.
Aus dem Versteck schlich ich mich endlich fort,
Und sah sie ziehn. Neunhundert sind's an Zahl.
Von Farnsburg weg, auf Pratteln ging's zu Thal.
Dort treffen sie nicht ein vor Morgengrauen,
Wollt Ihr entgegen, könnt Ihr dort sie schauen."

Spricht der Dauphin: Warum nicht brachtest du
Die Botschaft mir sogleich? Du nahmst den Weg
Zuerst zur Schenke, pflegtest dort der Ruh —
Ich weiß es, schweig — du wirst im Dienste träg! —
„Verzeiht, mein Prinz, der Vorsprung, den ich hatte,
Gab mir drei Stunden Ruh. Kaum eine ist
Verstrichen, und ich gönnte mir die Frist,
Da wichtig nichts von dem, was ich erstatte.
Ein Häuflein von Neunhundert zieht heran,
Doch ihrer harren vierzigtausend Mann."
— Und jene Scharen, die der Landsturm rief,
Von denen, wie du sagst, die Wege starrten? —
— „Sind vor sechs Stunden schwerlich zu erwarten,

Auch glaub' ich, daß die Schar der ſchnell Bewehrten
Vielleicht ſich auf dreihundert kaum belief,
Nicht fürcht' ich, daß ſie auf dem Weg ſich mehrten."
— Es ſei für dießmal. Da, nimm deinen Lohn,
Doch künftig zögre nicht im Dienſt, mein Sohn.
Leih keinen Schmeichelworten je dein Ohr,
Glaub' uns, daß wir zu Großem dich erlaſen.
Genug. — Der Tag pocht an des Jura Thor,
Graf Dammartin, laßt zur Reveille blaſen.

Jetzt wirbeln Trommeln durch der Zelte Reihn,
Erweckende Trompeten ſchmettern drein.
Flugs vom verkohlten Biwachtsfeuer ſpringt
Der Lanzknecht auf aus nächtlichen Vigilien.
Die Banner wehn. Vom Morgenwind beſchwingt,
Begrüßt der deutſche Adler Frankreichs Lilien.
Des Heeres Schlange hat ſich aufgerollt,
Hell glänzt ihr Panzerkleid im Morgengold.
Schlachtroſſe wiehern, buntes Lagerleben
Macht nah und fern die Morgenlüfte beben.
Zum Aufbruch laden gellende Fanfaren,
Und ſieh, da nahn in prächtig bunten Scharen
Des deutſchen Adels ſtrahlende Reitertroſſe.
Es bäumen ſich im Eiſenkleid die Roſſe,

Geſchmückt mit Decken, Federn aller Farben.
Des Helmgefieders flatternd lange Garben
Umwehn der Kettenpanzer goldne Ringe.
In ſammtner Scheide ruht die Schlachtenklinge,
Und ſeidner Schärpen zärtlich Angebind
Bewegt ſich buhlend mit dem Morgenwind.
Ein prahlend ſtolzer Zug! Manch junges Blut,
Begierig, ſich die Sporen zu verdienen,
Dazwiſchen roſt'ger Krieger barſche Mienen,
Vernichtet ſehn ſie ſchon die Schweizerbrut.

Dann folgen Frankreichs Kinder, keck und leicht,
Das wirbelt, rauſcht und fliegt, als ging's zum Tanz,
Und Abenteuer, kühn und unerreicht,
Verkündet mancher Fant ſchon in Gedanken
Mit Jubeln dem Pariſer Damenkreis,
Und träumt von ſchöner Augen Minnepreis.
Auch hier als Helmzier weiße Federn ſchwanken,
Und Wappenröcke, purpurrot und blau,
Trägt bunt der laut bewegte Zug zur Schau.
Ins Feld zieht dieß Geſchlecht, als ging's zum Ball;
Wem gilt der Kampf? Iſt er zu Frankreichs Ehre?
Iſt er berechtigt? Müß'ger Fragenſchwall
Iſt's doch der Prinz, der hergeführt die Heere,

Gleichviel, ob Ernſt, ob Scherz ſie finden hier,
Ein Kampf iſt Ehr, das Leben ein Turnier!

Voran den Zügen dröhnt der Armagnaken
Gemiſchtes Fußvolk durch die Ebne fort,
Mit Büchſen, Spießen, Fahnen, Aexten, Haken,
Nicht Kampf im Sinne, ſondern Raub und Mord.
Nur Beute, Gold, Genuß für Kehl' und Magen,
Dann mögen ſie ſich mit dem Teufel ſchlagen!
Die Fahnen fliegen, wilde Lieder tönen,
Trompeten ſchmettern, Keſſelpauken dröhnen,
So ziehen Vierzigtauſend mit Gebraus
Im erſten Morgenſtrahl ins Land hinaus.

Vierter Gesang.

Der Spion.

Von Farnsburg her nach Pratteln sieht man's wogen,
Neunhundert Schweizer kommen hergezogen.
Nicht Helm, nicht Harnisch decket Haupt und Brust,
Frei pocht das Herz in glühnder Kampfeslust.
Armbrust und Streitaxt, Morgenstern und Schwert
Ist das Gewaffen, das die Zahl bewehrt.
Doch ihre beste Waffe ist der Mut,
Ist für das Vaterland die heil'ge Glut.
Wie einst die Väter bös Gelüst vergalten,
So wollen sie auch mit dem Feinde schalten;
Die Freiheit ist der Odem ihres Lebens. —
Komm Oestreich, komm Franzos, ihr kommt vergebens!
Und müssen euren Tausenden wir weichen,
Verbauen euch den Weg noch unsre Leichen!

Von Pratteln aus erſehn ſie, wie im Feld
Ein Heer heranzieht und in Ordnung hält.
Der Feind iſt da, die Armagnaken nahn,
Nun auf, nach Schweizerart ſie zu empfahn!

Wie ſich der Raben Zug am Herbſtestag
Mit wildem Schrei erhebt vom Fichtenhag,
Und weithin ſchweifend, bald getrennt, geſellt,
In breitem Flug ſchwebt über's Stoppelfeld:
So ſtrömen brauſend fort die Schweizerſcharen,
Den Kampfesdurſt dem Feind zu offenbaren.
Nicht in Kolonnen, wie's die Heere pflegen,
Nicht auf Kommando rücken ſie heran,
Geſchart und einzeln, wild und feſſellos,
Sieht her ſie ſchwärmen ſtaunend der Franzos.
Das Ungewohnte ſolcher Kampfesweiſe
Bringt den beſtürzten Feind faſt aus dem Gleiſe.
Sind es Dämonen, die herniederſtürmen
Von jenen Bergen, die mit Schnee ſich thürmen?
Es fliegt der Morgenſtern mit ſcharfen Zacken,
Hinſtürzen, fortgedrängt, die Armagnaken;
Die Streitaxt kracht, es flieget Pfeil um Pfeil,
Jedwede Waffe trifft ihr Ziel in Eil.

Nur kurz der Kampf, zurück ſchon drängt es ſich,
Der Armagnaken Heereswoge wich,
Beengt, gezwängt, bedrängt von kräft'ger Wucht,
Entrollt beſinnungslos ſich wilde Flucht.
Mit Jauchzen und mit Stürmen fliegt den Reihn
Die Schweizerſchar verfolgend hinterdrein.
Kein Widerſtand, und Roß und Reiter müſſen
Mit fort, vom Strom des Fußvolks fortgeriſſen.

Nach Muttenz taumelt hin das flücht'ge Heer,
Dort in den Schanzen ſetzt es ſich zur Wehr.
Nachſtürmt im Flug auf die Muttenzer Schanzen
Das Schweizervolk, ſein Banner dort zu pflanzen.
Zweimal ein Sturmlauf, und beim dritten Laufen
Umwendet ſich der Armagnakenhaufen.
Aus den erſtürmten Schanzen mit Getos
Fliegt Oeſtreichs Banner, Landsknecht und Franzos.
Und weiter rauſcht die wilde Flucht zurück,
Des Schweizers Andrang immer im Genick.
Jetzt aber will die Flucht ein Waſſer hemmen.
Umſonſt, da hilft kein Halten und kein Stemmen!

Das Flüßchen Birs mit reißend ſchneller Welle
Strömt über Felſengrund in Gießbachſchnelle.

Hinein, du fränkisch Heer! Willst du dich retten,
Willst du zum Tod dich in den Fluten betten —
Du mußt hindurch! Es bäumen sich die Rosse.
Des Flusses Felsgrund hemmt die Reitertrosse.
Ein Gleiten, Taumeln, Stürzen in den Wogen!
Schon aber kommt der Schweizer nachgeflogen.
Nun in den Fluten hebt sich ein Getümmel,
Flucht, Angriff, Kampf, im tobendsten Gewimmel,
Vom Rosse stürzen schwere Eisenreiter,
Indeß das Thier erleichtert klettert weiter.
Der Fall, der Harnisch hemmt den rüst'gen Arm,
Die kalte Flut trinkt Quellen rot und warm.
Gestürzte Rosse, Schild und Panzerstücke
Schon dienen sie dem Schweizervolk zur Brücke. —

„Wo ist Frankreichs Marschall, Graf Dammartin?"
Ruft, mit den Augen suchend, der Dauphin,
Und sucht zornbebend in der Flucht sein Heil.
Ihm nach zum Lager fliegt das Heer in Eil,
Mit Brausen und Geschrei die Luft erfüllend.
Staubwolken wirbeln hoch, die Flucht verhüllend.

Besiegt im ersten Angriff ist der Feind,
Im Jubel steht die Schweizerschar vereint.

Ha, welche Kriegesbeute! Volle Kassen,
Und reiche Wagen, voll von Munition,
Im Fliehn verwirrt, verwirrt zurückgelassen;
Lastthiere und Gepäck, des Siegers Lohn.
Und was an Fahnen hier der Feind vergaß,
Und seidnen Bannern! Ha, du Lilienglanz,
Wie bleich nun nach verrauschtem Schlachtentanz!
Das ist ein Siegesjubel ohne Maß!
Hoch Schweizerland! Schmückt euch mit grünen Zweigen,
Den Siegesschmuck, den dürfen kühn wir zeigen!

Doch schaut, was zieht da von den Hügeln her?
Sind's Feinde, die uns nahn in Kampfbegehr? —
Und näher kommt's und durch die Ebne zieht's;
Jost Rebin, ist's, der Feldhauptmann von Schwyz!
Willkommen, Freunde ihr von nah und fern!
Doch drüben kommt vom Hügel mit Gesang
Noch eine Schar das grüne Feld entlang;
Ha, seht, der Valentin von Alpnach naht,
Der jüngst beim Schießen auf dem Tag zu Bern,
Ein wackrer Schütz, die besten Schüsse that!
O, solche Schützen sieht im Feld man gern!
Willkommen Valentin, willkommen Brüder!
Willkommen! tönt's von allen Seiten wieder;

Ja, seht die Arbeit, die wir schon gemacht,
Seht nur die hingemähte Ritterpracht!
Wie viel bringt Valentin?

„Zählt ihr den Mann,
Bring' ich dreihundert Tapfere euch heran,
Doch seht den tapfern Kampfesmut ihr an,
So stehen wir für hunderttausend Mann!"
Brav Eidgenossen! Herr Jost Reding hält
Auch mit Dreihunderten zu uns im Feld,
Und Fünfzehnhundert zählt nun unsre Schar.
Die Führer reichen sich die Hände dar
Und ordnen ihre Züge. Die von Bern
Führt Heinrich Matter, der Feldhauptmann, vor,
Im Eilschritt geht es durch das Wiesenmoor,
Und hält im Feld, vom Feinde nicht gar fern.
Hemman Seevogel führt den zweiten Zug.
Derweil sie rüsten ihren mut'gen Flug,
Bleibt Anton Rüß, Jost Reding, Arnold Schick
Jedweder mit den Seinen noch zurück,
Begehn noch muß man eine ernste Pflicht,
Versammelt schnell wird hier ein Kriegsgericht. —

Auf moos'gem Hügel steht ein Lindenbaum,
Die Scharen kränzen ihn in weitem Raum,

Und ſchweigend unterm kühlen Schattenflügel
Verſammeln ſich die Aeltſten auf dem Hügel.
Entwaffnet führt man drei Gefangne ſtumm,
Lautloſes Schweigen geht im Kreis herum.
Der erſte iſt ein edles junges Blut,
Bleich ſeine Wangen, es entſchwand ſein Mut,
Verwundet, und mit trübem Angeſicht.
„Wie iſt dein Name?“ ernſt der Ritter ſpricht.
— Vom edlen Hauſe Farnsburg Ritter Kurt. —
„Unglücklicher, ein Schweizer von Geburt
Biſt du, ein Feind dem eignen Vaterlande?“
— Und trage jetzt der Knechtſchaft harte Bande!
Ein Schweizer war ich ſtets mit Leib und Sele!
Daß ich's in ernſter Stund auch nicht verhehle:
Wohl trieb's mich mächtig, für die Schweizergauen
Dem fremden Eindringling ins Aug zu ſchauen,
Ich war zu ſchwach, zu kämpfen für das Recht,
Es mahnte mich mein Stand und mein Geſchlecht,
Es trieb mich an um falſchen Ruhm zu werben.
Ich bitt euch, thut mich ab, ich muß nun ſterben,
Machts kurz, ich trage länger nicht die Schmach,
Ich weiß, was ich an meinem Volk verbrach,
Führt mich zum Tode! —

— Milde ſchaut der Richter
Im Kreis, und fragt der Aeltſten Angeſichter.
Verdammen muß er ihn und möcht ihn retten.
Die Aeltſten ſehn die Wunden, ſehn die Ketten,
Beratend flüſtern ſie im engen Kreis.
Dann tritt aus ihrer Mitte ernſt ein Greis,
Und ſpricht: „Gefolgt biſt du des Ruhms Bethören,
Uns jammert deiner Jugend. Willſt du ſchwören
Vom Kampfe abzuſtehn mit deinem Lande,
Sind wir bereit zu löſen deine Bande.
Frei in die Berge magſt zurück du kehren,
Und Niemand ſoll den Heimweg dir verwehren."
Der Ritter athmet auf: — Wie gern beſchwört
Mein Herz ein Thun, wonach es längſt begehrt!
So laßt mich denn in meiner Brüder Reihen
Gleich meinen Arm dem Vaterlande weihen! —
Ein froh Gemurmel geht im Kreis. — „Mit nichten!
So ſpricht der Greis. Darauf mußt du verzichten,
Mein Junker. Dieſer Spruch ſei deine Buße.
Auch biſt verwundet du. Auf freiem Fuße
Zieh heim gen Farnsburg, heile deine Wunden,
Für künft'gen Streit biſt du mit uns verbunden."
Der Ritter ſchwört, man führt herbei ſein Roß,
In Freiheit reitet heim er auf ſein Schloß.

Der zweite der Gefangnen wird gebracht.
Es strahlt um ihn der Rüstung goldne Pracht,
Die weißen Lilien auf dem Purpurwamms
Bekunden einen Ritter fränk'schen Stamms.
Mit stolzem Blick, die Arme unterschlagen,
Erwartet er nicht erst des Richters Fragen.
Verachtung auf den Lippen, Zorn im Blick
Ruft er, erbittert über sein Geschick:
„Ich bin Graf Dammartin! Wagt's mich zu richten,
Und donnernd ob euch bäurisch rohen Wichten
Wird Frankreichs Krone, Frankreichs Ritterschaft
Zerschmettern eures ganzen Volkes Kraft!
Aus einem Fürstenhaus bin ich entsprossen,
Und Prinzen, Könige sind mir Genossen.
Wagst du, tollkühnes Volk, mich zu berühren,
Die ganze Rache Frankreichs sollst du spüren!"

Gelächter, Zorngemurmel tönt im Kreise.
Zur Ruhe aber mahnen ernst die Greise.
Der Aeltste spricht: Hochmüthiger Franzos!
Nach Kriegsrecht ist der Tod am Strick dein Loos!
Gleich Räubern seid ihr uns ins Land gedrungen,
Drum wen von euren Horden wir bezwungen,

Der ſtirbt, wie's ihm gebührt, Banditentod.
Die Rache Frankreichs, die dein Mund uns droht,
Erwarten wir. Wir werden nicht erzittern,
Doch eh ſie kommt, ſoll ſie auch uns noch wittern.
Und daß du ſiehſt, wie wenig dein wir achten,
Entflieh! erzähle, wie wir dich verlachten!
Dein Schwert bleibt uns, nimm mit dir deine Kette,
Verkünd' im Heer, wie man an dieſer Stätte
Von euren feilen Vierzigtauſend denkt,
Erzähl', daß wir am Strick dich faſt gehenkt!
Dein Pferd liegt todt, mach deinen Weg zu Fuß,
Beſtelle deinem Prinzen unſern Gruß.
Auf Wiederſehen dann, Herr Graf, im Feld! —
Vom Zorne iſt des Grafen Bruſt geſchwellt,
Vernichtet faſt, die Ketten an den Händen,
Eilt er, dem Lagerplatz ſich zuzuwenden.
Wohl mancher will zu mild das Urtheil halten,
Doch ſchweigend achtet man den Spruch der Alten.

Man bringt den dritten der Gefangnen her,
Ihm droht ein Todesurtheil ſtreng und ſchwer.
Von allen Seiten tönt's: 's iſt der Spion,
Der uns mit Müh bei Farnsburg noch entflohn!

Ein Schweizer iſt's, er dient dem Feinde jetzt!
Da drängt ſich Valentin hervor, entſetzt,
Es ſtarrt ſein Blut, und laut ruft er ihm zu:
„Um aller Heil'gen — Lorenz! Bruder — Du?"
Lorenz blickt auf, durchzuckt von Furcht und Schmach.
Dein Bruder? hallt's im Kreiſe fragend nach.
Der Richter ſpricht: Weißt du ein rettend Wort,
Sprich's zur Vertheid'gung ihm, du biſt am Ort,
Wir wollen's hören, und gewähren Friſt.

„Nichts, nichts, als nur — daß er mein Bruder iſt!"
Ruft Valentin, nicht mehr kann er bezwingen
Abſcheu und Schmerz, die ſeine Bruſt durchdringen.
Ein Blick noch gibt dem Bruder das Geleite,
Dann ſchleicht verhüllten Auges er bei Seite. —
Das Todesurtheil ſpricht man dem Spion,
An ſeinem Hals fühlt er die Schlinge ſchon.
Da ſtürzt herbei in athemloſem Laufen
Ein Bote: „Auf! ſie nahn in hellen Haufen.
Es führt der Prinz aufs Neu von Mönchenſtein
Geſammelt her der Armagnaken Reihn,
Heinz Matter ſchlägt mit wackrem Mut ſchon drein!"
Elektriſch zuckt das Wort durch all die Scharen.
Mit Kriegsgeſchrei, kampfdurſtigem Gebahren,

Stürzt alles fort und auf die Feindesglieder.
Lorenz mit raſchem Stoß drängt fort und nieder
Die Nächſten an dem ſchauerlichen Ort,
Unaufgehalten, bebend eilt er fort.
Er flieht, ſo lang ihn ſeine Füße tragen,
Er wähnt, daß ihn Dämonen rächend jagen,
Bis er, zum Tod ermattet, hemmt den Lauf.
Ein wogend Kornfeld nimmt ihn bergend auf.
Ein Fieberfroſt durchſchüttelt ſein Gebein,
Es wärmt ihn nicht der glühnde Sonnenſchein.
Die Schlinge fühlt er immer noch mit Grauen,
Und Todesbilder wähnt er rings zu ſchauen.
So liegt er eine Stunde. Schmach und Schande
Fühlt er, und den Verrat am Vaterlande.
Vernichtet, ſtumpf und ſtarr blickt er umher.
Und wie ſein ſchweifend Aug' von ungefähr
Zum Hügel blickt, erſcheint auf fernem Pfad
Ihm eine ſchimmernde Geſtalt. Sie naht,
Sie ſchreitet nieder dort am Waldesſaum,
Ihn überkommt es wie ein alter Traum,
Ein Mahnungsruf aus fernen beſſern Tagen.
Durch ſein verhärtet Herz ergeht ein Klagen,
Er weiß, daß Schand' und Schmach ihn ewig binden.
Er rafft ſich auf, das ferne Bild zu finden,

Das ſchon am Hügel wieder ihm entſchwand:
Er ſucht im Thal, er ſucht am Waldesrand,
Er ſeufzt, es war ein Traum, er iſt dahin!
Verworrnes Brüten geht durch ſeinen Sinn,
Er denkt des Bruders, denkt der Kampfgenoſſen,
Die für die Freiheit hier ſo kühn entſchloſſen.
Und, zögernd, weiß er nicht den Schritt zu lenken,
Die Heimat kann ihm kein Aſyl mehr ſchenken,
Geächtet iſt er da, dem Tod geweiht.
Und ob auch Fels und Schlucht ein Dach ihm leiht,
Er iſt daheim nicht, iſt im Todesbann.
Und doch ans Leben klammert er ſich an,
Das findet er nur noch in fremder Welt,
Der ein verlornes Leben ihm geſellt.
Ein bittrer Zug durchzuckt ſein Angeſicht,
Gedanken kündend, hundertſtimmig rege.
So ſchreitet langſam fort er auf dem Wege,
Wohin? Noch kennt das Ziel er ſelber nicht.

Schon war entbrannt des heißen Kampfs Getoſe,
Der Gott der Schlachten ſchüttelte die Looſe.
Des Herbſtes Mittagsſonne, brennend ſchwül,
Lag regungslos auf Staub und Schlachtgewühl.

Mit kaltem Antlitz ging der Tod herum,
Und zählte seine Ernte still und stumm.
Zuweilen gellte schaudernd wild Geschrei,
Und schallte weit, und hallte fern vorbei.
Zuweilen lautlos rang die Kraft der Schlacht,
Bis Sieg, bis Tod ihr neuen Laut gebracht.

Auf freiem Felde drang mit Sturmesschritte
Der Schweizer in der Feindesscharen Mitte.
Allein zu kühn, zu wild und ordnungslos,
Gab er der heft'gen Uebermacht sich bloß.
Umzingelt rings, galt es jetzt Tod und Leben.
Sich Bahn zu brechen, war das erste Streben.
Würgengeln gleich an fürchterlicher Kraft
Zu Boden rissen sie in ihrer Haft
Der stolzen Ritter übermüt'ge Reihen,
Gefahr schien immer neue Kraft zu leihen.
Im Todessturz die Reiter niederrasseln,
Schild, Panzer, unterm Kolbenschlag zerprasseln.
Geschwungne Morgensterne rings zerschmettern
Helmzier und Haupt in krachend wildem Wettern.
Das Schwert zerbricht, geschwungne Lanzen splittern,
Es ist ein Toben, Rasen und Erbittern,

Als wenn die Meeresflut vom Sturm gehoben,
Läßt ihre Wellen durcheinander toben.

Da endlich bricht die Schweizerschar sich Bahn.
Die Reiter sind zersprengt. Auf freiem Plan
Geht über Leichen nun der Rückzug fort,
Doch kämpfend, langsam weichend nur vom Ort.
Noch fliegen Lanzen, fliegen Pfeil und Bolzen,
Doch traurig sind die Scharen schon geschmolzen.
Der Eidgenossen Kraft ist halb verzehrt.
Vielhundert schon, von enger Nacht beschwert,
Mit hundert Wunden stumm zu Boden sanken,
Vernichtet ist die Hälfte auch der Franken.
Doch noch nicht ruhen will nicht Mut nicht Waffe,
Ob auch der Tod aus tausend Wunden klaffe,
Es wälzt die Schlacht, im Rückzug ungestillt,
Sich langsam weiter auf ein neu Gefild.

Fünfter Geſang.

Die Pilgerin.

Wenn ſich der Wandrer in des Gotthard Schluchten
Verirrt und müd den Felſen überläßt,
Und trüb' in jähen Schlünden rings und Buchten
Nicht ſieht des ſchroffen Wegs erwünſchten Reſt:
Dann hemmt er wohl den Fuß in ſtillem Brüten,
Der Alpenwildniß einſam wildes Grauen
Trotz der Gefahr betrachtend zu beſchauen.
Da lachen nicht der Matten holde Blüten,
Nur Tannen, wild zerfetzt und geiſterhaft,
Wie dunkle Schatten hingeſtorbner Kraft,
Verbreiten ſich in ſchneegefülltem Grunde,
Im letzten Kampf mit der Lawine Lauf.
Zerriſſne Schlünde thun ſich gähnend auf,
Und Gletſcherbäche ſtäuben in die Runde.
Und wenn das Aug beängſtigt ſchweift umher
Durch ſchwarze Felſen, ſtarr und blütenleer,

Da haftet es mit überraſchtem Blick
An einem Glanz, der durch das Felſendunkel
Emporblitzt gleich des Edelſteins Gefunkel,
Und an des Bergs granitner kalter Bruſt
Sieht es Kryſtalle tauſendſtrahlig ſprießen,
Es blüht der ſtarre Fels und läßt mit Luſt
Vom Glanz der eignen Blüte ſich umfließen.

Und ſo auch ihr, ermüdet von den Klängen
Des Schlachtenlieds, das euer Ohr umrauſcht,
Schaut ſuchend um nach milderen Geſängen,
Wie das gewohnte Herz ſie gern erlauſcht.
Ihr folgtet mir bis hier, und wählt ihr weiter
Dieß ſtarre, ſpröde Lied euch zum Begleiter,
So zeig' ich euch des rauhen Wegs Kryſtalle,
Wie ſie ſich bieten. Blüten ſind es nicht,
Allein vielleicht, daß von dem Blütenlicht
Euch doch noch der verlorne Strahl gefalle.

Vom Hügel ſteigt auf ſtaub'gem Mittagswege
Ein Mädchen nieder in der Sonne Glut.
Die Stirn beſchattet tief ein runder Hut.
Ermüdet iſt der Fuß, der ſonſt ſo rege

Die Bergespfad' erſtieg und niederflog.
Auf einen Rain am Weg ſetzt ſie ſich nieder.
Das Auge nur, das brennend heiße, trog
Die Mattigkeit der überreizten Glieder,
Es ſchaute ſehnend in die Mittagsferne.
Wohl wär' der Fuß gefolgt ihm gar zu gerne,
Er kann nicht weiter, er gebeut zu raſten.
Ach, Schmerz und ſchwere Sorgen, ſcheint es, laſten
Auf dieſem Herzen! Tauſend Seufzer ſteigen
Bedrängend aus des ſchönen Mädchens Bruſt,
Das holde Haupt in kummervollem Neigen
Verkündet Gram, vielleicht ſogar Verluſt.
Das leichte Bündel wirft ſie neben ſich
Auf das beſtäubte Gras, und lauſcht dem Tönen,
Das bald ſich fernher hob, bald fernhin wich.
Den Boden fühlt zuweilen ſie erdröhnen,
Auf möchte ſie in Angſt und bangem Ahnen,
Vergebens! die erſchöpften Glieder mahnen
Zur Ruh, ob auch die Stätte heiß und kahl.
Der Wille ſchweigt, ihm bleibet keine Wahl.

Verena iſt's, die hier ermüdet ruht,
Ihr wißt es längſt. Sie hat das Thal verlaſſen,

Wo sie erblühte unter treuer Hut,
Hat überstiegen jene Felsenmassen,
Die, Mauern gleich, ihr Heimatthal umgeben.
Wie eine Scheide zwischen Gegenwart
Und ihrem frühern einsam stillen Leben,
So stehn sie hinter ihr nun streng und hart.
Zum erstenmal hat sie sie überschritten,
Und mit dem ersten Schritt scheint ihr die Bahn
Des Rückwegs nun für ewig abgeschnitten.
Von neuer Welt sieht sie sich rings umfahn,
Die weite Ebne ängstigt ihren Blick,
Ein Zug von Heimweh geht durch ihr Gemüt,
Ein Schmerzenszug um Tage, die verblüht,
Ein Ahnen für ihr künftiges Geschick:
Zerrissen sieht sie manches theure Band,
Wie soll sie die zerrißnen wieder binden,
In fremdem Lande, öd und unbekannt?
Wie soll sie, was sie schmerzlich suchet, finden?
Wo führt der Weg zu dem, der ihr entflohen?
Und wenn sie ihn nun fand — kann er vergessen
Des alten Streites mißgestimmten Ton?
Kann ihre Reue er, den Schmerz ermessen,
Verzeihn die Schatten, die das Licht verdrangen?
Ach, schied er doch im Groll! — Und kann er's nicht,

Trägt nach der alten Luſt er kein Verlangen —
Durch dieſe Nacht wo dämmert dann ein Licht?
Zurück dann ſoll ſie? Nimmer, nimmermehr!
Sie überſchritt einmal der Heimat Gränze,
Die eiſ'gen Gipfel ſtehen da zur Wehr,
Es blühen nicht auf's Neu' gewelkte Kränze.

Drum auf und weiter! Haſtig ſteht ſie auf,
Ergreift ihr Bündel, ſchüttelt mit der Hand
Den glühnden Staub vom ſchimmernden Gewand,
Und fördert eilend ihren Pilgerlauf.
Und weiter kommt ſie, ſieht zerſtampft die Fluren,
Sieht all des wilden Kampfes drohnde Spuren:
Verbrannte Hütten, rauchend noch in Trümmern,
Zerbrochne Waffenſtücke ſieht ſie ſchimmern,
Laut ſchlägt ihr Herz. Das iſt des Kampfes Feld!
Fern hört ſie's dröhnen — dort umtobet ihn
Der Schlacht Gewühle! Schreckensbilder ziehn
Durch ihr Gemüt: O welche grauſe Welt!
Sie hemmt den Schritt. Da lauſchet aus den Tannen,
Die niedrig, buſchig an dem Wege ſtehn,
Ein Antlitz — ſie erſchrickt, will weiter gehn,
Doch der beſtürzte Fuß will nicht von dannen.

Noch einmal ſchaut ſie um. Das waren Züge,
Die ſie einſt kannte — ferner Zeiten Mahnung!
Und ob ſie auch erbebt in Schreckensahnung,
Sie ſchaut ſich um, ob ſie das Aug' betrüge?
Doch Wahrheit wird das Schreckbild, das ſie ſah:
Verfinſtert, wild, ſteht Lorenz vor ihr da.

Er ſpricht: Und biſt du's wirklich? Du — und hier?
Berena, was hat dich hierhergeführt?
Entflieh! Der Boden, den dein Fuß berührt,
Weißt du es nicht? Er bringt Gefahren dir!
Geh, Mädchen, dieſer Ort bringt dir kein Glück,
Zur Heimat lenke deinen Schritt zurück! —
Er ſpricht es mild, doch düſter, und er ahnt
Das Endziel, das des Mädchens Weg gebahnt.

Zurück mehr keinen Schritt! ſo ſpricht ſie leiſe,
Die Heimat iſt für ewig mir verloren! —
Er hört's — er kennet nun des Mädchens Gleiſe,
Verſtehend tönt das Wort ihm in die Ohren:
Verloren! Ihr Verluſt iſt auch der ſeine.
Sie ſtehn einander ſchweigend gegenüber.
Berena in der Wangen glühndem Scheine,
Vom Scham gerötet. Trüb der Blick, und trüber

Die Seele, bang erfüllt von Furcht und Gram.
Erinnrung ſchmerzlich bittrer Tage kam,
Und legte ſich ans Herz ihr kummervoll,
Und mit ihr kam aus ferner Zeit der Groll
Um Schmerzen, die einſt Lorenz ihr bereitet.

Doch anders Lorenz. Leiſe Wünſche gehn
Durch ſein Gemüt. Er ſieht ſie zagend ſtehn,
Und wie ſein Blick an ihr vorüber gleitet,
Dringt ihre Schönheit mächtig ſich ihm ein.
Ja, denkt er, ſchönes Bild, ja wärſt du mein,
Und wollteſt, meinen Pfaden treu geſellt,
Verſcheuchen meines Lebens bittre Sorgen,
O beſſer würd' ich wohl und wär' geborgen!
Vergeſſen wollte ich die fremde Welt,
In die mein wilder Sinn ſich ſelbſt verbannt,
Des Herzens Frieden dankt' ich deiner Hand!
Auch du kannſt nicht zurück ins Heimatthal?
So komm, auf meinem Weg mich zu begleiten!
Noch lebt von früherm Licht in mir ein Strahl,
Ein ſchönes Glück uns beiden zu bereiten!
So denkt er. Da ertönt ein ernſtes Wort:

Was willſt du? ſpricht Berena, laß mich fort,
Geh hin, ich habe nichts mit dir gemein! —
Dem hurt'gen Fuße will ſie Flügel leihn,
Vorüber will ſie, er hält ſie zurück.
Nicht weiter! ruft er, laß den zorn'gen Blick,
Ich darf dich der Gefahr nicht überlaſſen!
Dieß Feld gehört des Krieges wilden Maſſen,
Erſchreckt dich nicht dieß Dröhnen fern und nah?
Dein Aug', das nie das blut'ge Schauſpiel ſah
Des Schlachtgewühls, ermißt nicht die Gefahren,
Die rings dir drohn von wilden Kriegerſcharen! —
„Nicht fürcht' ich die Gefahr auf meinen Wegen,
Und nicht des Schlachtengottes blut'ges Spiel;
Denn ſuchend geh' ich der Gefahr entgegen,
Im Feld der Schlacht iſt meines Suchens Ziel."
Sie ſprichts und will vorbei. Er aber hält
Sie dennoch feſt, und vor ſie hingeſtellt
Beſtürmt er ſie und fleht mit tauſend Bitten,
Mit Ernſt, mit Liebe, ſich zurückzuwenden,
Die ganze Seele ſcheint er auszuſchütten,
Der Strom beredter Worte will nicht enden.
Berena widerſtrebt, ſie hört ihn kaum,
Nicht Bitten, Mahnungsworten giebt ſie Raum,
Sie kann ſein glühend Bitten nicht verſtehn.

Nur dahin will ihr heißes Streben gehn,
Dahin, wohin er ihr den Weg verwehrt,
Dort iſt der Held, nach dem ihr Herz begehrt.
In Lorenz hört ſie nur des Feindes Wort,
Der ihr entziehen will des Lebens Hort.
Entflieh, Verruchter! ruft ſie endlich laut,
Verbirg dein Angeſicht, vor dem mir graut,
Ich haſſe dich, wie Valentin ich liebe!
Ja, wenn mir auf der Welt nichts übrig bliebe
Als Rettung, die dein Frevlermund mir bot,
Verſchmäht ich ſie, und gäbe mir den Tod!

Da lodert Lorenz auf in Grimm und Glut,
Halb Schmerz erfüllt ihn, halb gereizte Wut.
Er faßt am Arm ſie feſt. — Blick flammt in Blick:
„Du ſagſt, ſo ruft er, du willſt nicht zurück?
Wohlan, ſo folgſt du mir, wie ich dich führe,
Den Weg, den ich für dich und mich erküre,
Du wirſt ihn gehen, Mädchen, denn du mußt!“
Ein Bangen gehet durch Verenas Bruſt,
Erbleichend fühlt ſie ſich am Arm gefaßt,
Geführt, dahingezogen ſchon mit Haſt,
Da ſprengt ein Reiter auf dem Wege her.
Verena ſchreiet auf und ruft und winkt —

Der Reiter hört's, er richtet ſich zur Wehr,
Und fliegt herbei.

Durch Lorenz's Seele dringt
Ein Ton, als wär's des Lebens Abſchiedsruf.
Verena wirft er einen Blick noch zu,
Schon in der Nähe dröhnt des Roſſes Huf,
Und plötzlich dann verſchwindet er im Nu
Im Buſchwerk ſtauberfüllter junger Tannen.
So, waffenlos, eilt er zum Wald von dannen.
An einen Stamm ſtützt er das glühnde Haupt,
Preßt vor die Augen die geballten Hände;
Er ſeufzt, er ſieht des Elends nun kein Ende,
Der letzte Ton des Glücks iſt ihm geraubt.
Er fühlt's, der Fluch für ein verwirktes Leben
Hängt an der Sele Schwingen ein Gewicht,
Das, wenn ſie ſehend will zum Lichte ſtreben,
Mit ſeiner Wucht des Flügels Kraft zerbricht.
Sie möcht' im reinen Kreis der Liebe wohnen,
Und iſt gekettet an der Nacht Dämonen.
Auch Lorenz fühlt des Fluches Bleigewicht,
Ein Zucken blitzet durch ſein Angeſicht:
„So ſei's, wie's war! Der Rückweg iſt verwirkt,
Unlösbar ſind die Pfade mir bezirkt!“

So denkt er, drängt zurück der Reue Zeichen,
Und sucht das fränk'sche Lager zu erreichen.

Wir aber kehren jetzt zum Weg zurück,
Wo noch Verena zitternd steht. Der Reiter,
Dem sie verdankte ihrer Rettung Glück,
War Ritter Kurt von Farnsburg. Als am Morgen
Vom Platze des Gerichtes weit und weiter
Sein Roß er lenkte, sicher und geborgen,
Da trat was er erlebt mit neuer Macht
Vor seine Seele. Darfst du heim dich wenden?
So denkt er; während in der heißen Schlacht
Die Brüder kühn ihr Blut der Freiheit spenden?
Ja deine Brüder sind's! Hast du nicht oft
Auf einen großen Lebenstag gehofft,
Da du mit ihnen Eins, und Hand in Hand,
Als Ihresgleichen du dich könntest zeigen?
Hast du nicht stets gefühlt: dem Vaterland
Gehörst auch du mit Lieb und Treu zu eigen?
Beneidet hast du oft im stillen Thal
Des Landmanns einfach reg' bewegtes Leben,
Indeß auf deiner Burg, so hoch und kahl,
Du fröhntest deinem Stand mit Widerstreben!

Unſel'ge Schwäche, die mich band! Verlockt,
Gezwungen faſt von meines Stands Genoſſen,
Geſellt' ich mich des Adels Rittertroſſen,
Verblendet war ich, aber nicht verſtockt!
Nein, keine Heimkehr! Will der Schweizer nicht
Mein gutes Schwert dem ſeinigen geſellen,
Gebietet's mir die Ehre und die Pflicht,
Dem Feinde kühn entgegen mich zu ſtellen!
Und zeigen will ich es dem Feind mit Hohn,
Daß ich des Schweizerlandes treuer Sohn.
Zurück, mein Roß! Ob ſie mir's auch verwehrt,
Den Brüdern weih ich dennoch dieſes Schwert!
Gedacht, gethan; er hat ſich umgewandt,
Sein Roß, als kennt es ſeines Herrn Begehr,
Sprengt ſauſend durch die weite Ebne her.
So kam es, daß Verenas Ruf ihn fand.

Noch ſteht Verena bleich und zitternd da,
Sie fühlt ſich drohender Gefahr entgangen,
Doch nun ſie ihren Retter vor ſich ſah
Nimmt neue Furcht die Sele ihr gefangen.
Ein Ritter iſt's, wird er ſie fürder ſchützen?
Wird er die Rettung frevelhaft nicht nützen?

Ein Fremder, wohl des Vaterlandes Feind,
Hat ihrem Pilgerpfade sich vereint —
Soll sie ihm ihre Dankbarkeit bezeigen?
Sie weiß nicht soll sie reden, soll sie schweigen?

Der Ritter nimmt zuerst das Wort und spricht:
Täuscht' ich mich nicht, so kannt' ich jenen Wicht,
Ich sah ihn heut, er ist des Feinds Spion,
Mich wundert, wie dem Tode er entflohn.
Doch was beginnst du, Mädchen, hier am Ort,
Dieß ist kein Platz für Weiber, schnell drum fort!
Wie wenig er für deinesgleichen tauge,
Du weißt's, du sahest der Gefahr ins Auge. —
„Ich dank euch, edler Herr, Verena spricht,
Für eure Hülfe, für das Warnungswort,
Doch bitt' ich, hemmt nun meine Pfade nicht
Und reitet eure Straße weiter fort." —
Der Ritter sieht betrachtend jetzt sie an,
Die herrliche Gestalt, das Antlitz rein
Von holder jungfräulicher Scham umfahn,
Der runde Hut, der wie ein Heiligenschein
Das Haupt umgibt — er fühlt sich tief gerührt:
Er sieht in ihr nicht eine niedre Maid,

Und wähnt, daß gröſsre Ehre ihr gebührt,
Wähnt eine Fürſtin im beſcheidnen Kleid.
Er ſteigt vom Roß: Erlaubt mir, edle Maid,
So ſpricht er, daß ich euch zum Schutz bereit,
Daß ich euch Führer ſei. Ihr ſeht mich fragend
Und zweifelnd an?

Verena zagend
Nur ſchüttelt ſtumm das Haupt. Doch plötzlich ſieht
Von Blut gerötet ſie des Ritters Hand,
Sieht wie es von der Stirn ihm tropfend flieht,
Schnell hat der Anblick ihr Gemüt gewandt.
„Ihr ſeid verwundet, Herr!“ ruft ſie beſtürzt. —
Laß rinnen! ſpricht der Ritter; dieſe Quellen,
Sie laſſen meine Kraft mir unverkürzt.
Will's neu hervor aus den verborgnen Zellen?
Geöffnet ſind ſie neu vom ſcharfen Ritte.“ —
Gedanken gehen durch Verenas Sinn:
Wenn Valentin in ſeiner Feinde Mitte
Auch auf ſein ſtrömend Blut ſo blickte hin!
Und Niemand wäre da, den Quell zu ſtillen,
Und Niemand pflegte ſein und ſeiner Wunden!
Wenn er auch ſo in kühnem Heldenwillen
Es ſtrömen ließ, die Stärke zu bekunden!

O Gott, so rücksichtslos ist Heldensinn?
Beratend, zögernd denkt sie her und hin.
Und schüchtern spricht sie: Edler Herr verzeiht,
Ihr war't zu meiner Rettung schnell bereit,
Erlaubt, daß dankbar ich mich für euch finde,
Erlaubt, daß — eure Wunden ich verbinde.

Ihr leichtes Bündel eilig öffnet sie,
Der Ritter lächelnd läßt sich auf ein Knie,
Und sorglich, doch mit sehr befangner Hand,
Legt sie um seine Stirn ein leichtes Band;
Und während so sie still geschäftig waltet
Spricht jener: Edle Jungfrau, wofür haltet
Ihr mich? Und wär' ich nun des Landes Feind,
Wär't ihr auch dann noch gütig mir gemeint?
Berena spricht: ob Freund, ob Feind ihr seid,
Erzeig' ich gern euch meine Dankbarkeit,
Dann aber, bitt' ich nochmals, laßt mich gehn!
Der Ritter sieht sie schüchtern vor sich stehn,
Ihr Auge spricht von tiefen Kümmernissen,
Des Mädchens Schicksal strebet er zu wissen.
Er spricht zu ihr mit freundlichgutem Wort,
Er bietet Hülfe ihr für jeden Ort,

Und wie ein Bruder dringt er in ihr Herz.
Verena zaudert, soll sie ihren Schmerz,
Ihr Heiligthum dem fremden Mann vertrauen?
Und doch, des jungen Ritters Augen schauen
So treu und gut, so freundlich klingt die Rede,
Beschützet hat er sie, und trägt er doch
Ein Menschenantlitz wie sie keines noch
Gesehn hier in der weiten fremden Oede!
Es fließen ihre Thränen, sie vertraut
Ihm ihr Geheimniß, ihre Liebe an.
Noch bebt und zagt sie und ihr Herz schlägt laut,
Doch mut'ger, ruhiger wird sie sodann:
Daß dem Geliebten kühn sie nachgezogen,
Ihn aufzusuchen in des Kampfes Wogen,
Verkündet sie. Verzeihung zu erwerben,
Das sei der heiße Wunsch, der sie geleite;
Ihn sehen nur — und müss' an seiner Seite,
Und müsse sie mit ihm im Kampfe sterben!

Hochherzig Mädchen! ruft der Ritter aus,
Bewundernd, staunend steh' ich neben dir,
So ließest du zurück das Vaterhaus,
Ein Heldenweib, in goldner Anmut Zier,

Des Freundes Dornenpfade hold zu ſchmücken!
Wer ſolch ein Herz beſitzt, o glücklich der!
Ihm blüht aus jeder Not ein ſtill Entzücken,
Und ſolch ein Schatz iſt aller Sorgen Wehr!
Du haſt dein ſtill Geheimniß mir vertraut,
Laß dir von mir nun auch ein Wort gefallen.
Auf ſteiler Höh' ſtehn meiner Väter Hallen,
Vom Staub des Alters dunkel übergraut.
Ein Schweizer bin ich, Farnsburg iſt mein Namen;
Die Freiheit liebt' ich und mein Vaterland,
Doch Vorurtheil, Verblendung überkamen
Mein Herz, gemahnten mich an meinen Stand.
Du kennſt nicht, Mädchen, jener Feſſel Schwere,
Mit der Geburt und Vorurtheil uns drückt!
Ob auch das Herz nach freierm Hauch begehre,
Durch äußern Glanz wird oft es neu berückt.
Zerreißen wir das Band, das uns gebunden,
Und ſtreben wir heraus durch That und Rede,
Das Ziel der Sehnſucht, ſelten wird's gefunden,
Und mit den Unſern bleibt uns ew'ge Fehde!
So ließ auch ich mein ſtrebend Herz beſchwichten
Von Glanz und Ehrgeiz, blieb in meinen Schranken,
Verbannte all des alten Glücks Gedanken,
Und ließ bereden mich zu falſchen Pflichten.

Dem Feind geſellt' ich mich — ſieh dieſe Wunden,
Der Schweizer ſchlug ſie mir, der Brüder Hand!
Doch hat mein Herz den rechten Weg gefunden,
Dem Vaterland hat es ſich zugewandt.
O denke, Mädchen, darum von mir nicht kleiner,
Der treuen Eidgenoſſen bin ich Einer,
Ein Bruder deines Freunds! An ſeiner Seite
Zieh für das Vaterland ich jetzt zum Streite.
Vergeſſen will ich meiner Väter Haus,
Ein neues, ſchönres Leben fand ich aus.
Vertrau auf meinen Arm, ich will dich ſchützen!
Doch horch — ſchon näher tönt des Kampfs Gebraus —
Auf, laß den Weg und laß die Zeit uns nützen!
Siehſt du das altergraue Bauwerk dort?
Das Hoſpital St. Jakobs iſt's, ich bringe
Dahin dich, Kind, es iſt ein ſichrer Ort.
Horch! Näher rauſcht des Kampfes dumpf'ge Schwinge,
Wir müſſen eilen, daß wir hingelangen!

Sie fliehn. Der Ritter führt ſein Roß am Zügel,
Verena ſchreitet hin mit glühnden Wangen,
Indeß des Schlachtgebrauſes wilder Flügel
Sich rauſchend nähernd wälzt. Sie langen an.

Hospiz und Kloster still und friedlich liegt,
Zur Seite die Kapelle hingeschmiegt.
Ein schattiger Kirchhof schließet sich daran.
Hier ist es still und traulich. In den Zweigen
Und Blättern spielt der Hauch der lauen Luft,
Auf den begrasten Gräbern leise neigen
Gepflegte Blumen sich im Herbstesduft.
Und an die Mauerpforte klopft der Ritter.
Ein greiser Mönch eröffnet ihm das Gitter,
Nimmt auf den Ritter und die stumme Maid.
Sie treten in die Zellen. Gern bereit
Ist man, die holde Jungfrau zu bewahren.

Doch kaum ist überschritten noch die Schwelle,
Da stürzt ein Bote her mit Windesschnelle,
Zu künden neue drohende Gefahren:
„Die Schweizer fliehn, der Kampf zieht sich hierher,
In diesen Mauern werden sie zur Wehr
Sich setzen, eine Festung wird das Haus!“
Und Mönch und Ritter eilen flugs hinaus —
Schon wälzt herbei sich brausendes Getümmel,
Schon naht der ersten Flüchtigen Gewimmel,
Dann Schar um Schar. Man schlägt die Pforten ein,
Die Eidgenossen stürzen sich herein.

Zur Schanze wird die ſtille Kirchhofsmauer,
Und über Gräbern toben Kampfesſchauer.
Wie Furien, blutgebadet, raſend wild,
Beginnen ſie die Gegenwehr. Geſtalten
Der Rachegötter, wütend, ungeſtillt
Vom roten Feindesblut, ſiehſt du hier walten.
Zum Angriff ſchmettern gellende Fanfaren,
Der Boden dröhnt, den Sturm beginnt der Feind,
Und Sturm erwiedern kühn die Schweizerſcharen,
Zum Rachekampf, zu mut'gem Tod vereint.

Sechster Geſang.

Der Kirchhof von St. Jakob.

Von allen Thürmen Baſels hallt Geläut,
Sturmglockentöne durch die Lüfte ſchauern,
Die Bürger ſtehn mit Beben auf den Mauern,
Und ſehn das Schlachtgewühl, das fern ſich beut.
Wie auf den Waſſern, leicht vom Wind bewegt,
Das Sonnenlicht in tauſend Funken zittert,
So auf dem Schlachtfeld, ſtrahlend, funkelnd regt
Der Glanz von Helm und Harniſch ſich, und trägt
Fernhin den Anblick, wie die Schlacht erbittert
Bald hier ſich drängt, bald dort in Gruppen ſplittert.
Zertreten ſind die Aehrenfelder. Reich
Noch wogten ſie, als heut der Morgen graute.
Zerſtampft der Wieſen Teppich, duftig weich,
Dort tönen jetzt verworrne Schlachtenlaute.

Es wirbelt Staub und Dampf, es tönt Geſchrei.
Verfolgung, Flucht und Angriff ſtürmt vorbei.
Zuweilen jaget ein verſprengtes Roß,
Des Reiters ledig, bis zur Stadt herbei,
Bis es im Blut, das ſeiner Stirn entfloß,
Zu Boden ſtürzt mit jähem Todesſchrei.

Und durch die Stadt geht wirrendes Gedränge,
Zur Kathedrale ſtrömt die Volksmenge.
Die Orgel rauſchet mächtiges Getön,
Geſang weht ſchwellend durch die Säulenhöhn.
Ein Weihrauchwirbel ſpielt vom Hochaltar,
Der Biſchof ſtehet ſegnend auf den Stufen
Und auf den Knien liegt eine Männerſchar,
Um Siegeskraft den Himmel anzurufen.
Noch zwar iſt Baſel nicht im Schweizerbunde,
Doch längſt befreundet mit den Eidgenoſſen,
Und jetzt in ſo verhängnißvoller Stunde
Iſt es zur Freundeshülfe ſchnell entſchloſſen.
Schnell trat zuſammen eine kühne Schar,
Den Söhnen des Gebirgs in der Gefahr
Zu helfen mit beherzten Kampfgelüſten.
Der Bürger reich beſcherter Wohlſtand hat

Kein Gold gespart, sie bestens auszurüsten.
Der Bischof weiht das Banner seiner Stadt,
Noch einmal dröhnt des Orgelchors Gebraus,
Die Schar der Kämpfer zieht zum Dom hinaus.
Das Stadtthor öffnet sich, und mutig schreiten
Sie zu des Schlachtfelds dröhnenden Gebreiten.

Doch zu St. Jakob an geweihter Stätte
Liegt Mancher stumm schon auf dem Schlachtenbette.
Sturm trifft auf Sturm. Es schleudert der Franzos
Geschoß jedweder Art. Jetzt mit Getos
Erdröhnen Donnerbüchsen, ein noch selten
Und fürchterlich Gewaffen. Pfeifend reißt
Die Kugel fort, die sich zur Wehre stellten.
Es sauset Pfeil und Wurfgeschoß, und gleißt
Im Sonnenlicht. Nun krachen Schleudersteine,
Und stürzen hin mit fürchterlichem Walten.
Sturmböcke rennen an, und im Vereine
Mit Feuerschlünden braust es auf die Mauer.
Noch aber steht sie. Ihre Quadern halten
Zweimal des Sturmlaufs Krachen, Graus und Schauer.
Und oben stehn mit grimmem Todesmut
Die Eidgenossen, schleudernd, hauend, stechend;

Wo Einer niederſtürzt in ſeinem Blut,
Tritt ſchon der Andre ein, den Tod ihm rächend.
Es ſtürzen ſcharenweis vor ihren Streichen,
Vor ihrer Waffen kaltem Todesgruß
Die Armagnaken. Gräßlich hebt von Leichen
Sich ſchon ein Wall auf von der Mauer Fuß.
Und ſo wie drüben, hier auch. Rings den Raſen
Des Kirchhofs deckt ein Teppich purpurrot,
Sie, die ſchon Tauſende dem Tod erlaſen,
Zu hundert liegen hier auch ſie nun todt.
Jetzt eine Weile ruht der Schlachtenreigen,
Durch's Leichenfeld geht grauſes, dumpfes Schweigen.
Des Krieges Furien ruhn die müden Glieder,
Zu neuem Flug zu kräft'gen ihr Gefieder.
Die Eidgenoſſen ſchauen ſtarr und ſtumm
Mit Seufzen und mit Grimm im Kreis herum.
Jedwedes Auge, jede Mannesbruſt
Sieht Jammerſchau, fühlt ſchmerzlichen Verluſt.
Der Ungewißheit Dunkel auch geſellt
Sich bang hinzu. Denn als die Schweizerſcharen
Sich hierher warfen, kämpfte noch im Feld
Ein Theil von ihnen. Dieſe in Gefahren,
Die kleine Schar, und weit entfernt zu wiſſen,
Füllt jedes Herz mit tauſend Kümmerniſſen.

Doch siegt die Hoffnung noch, es werde Mut
Sie schirmen und fürs Vaterland die Glut,
Es werden Jene kühn den Feind durchbrechen,
Vereint mit ihnen dann die Brüder rächen.
O armes Hoffen! draußen auf der Au
Ein furchtbar Schauspiel breitet sich zur Schau:
Sie fochten kühn, sie starben ohne Zagen,
Bis auf den letzten Mann sind sie erschlagen.

Da tönet aus der Eidgenossen Mitte
Ein plötzlich wilder Ruf: Ein Ritter hier?
Wie schlichst du dich herein in unsre Mitte?
Reißt ihn zu Boden! fort, zum Tod mit dir!
Schon packt den Ritter manche grimmige Faust,
Er muß erliegen, trotz der Gegenwehr.
Da, durch den Wirrwarr schnell herangebraust,
Kommt Valentin: Halt! Kennt ihr ihn nicht mehr?
Ruft er; der Ritter Kurt von Farnsburg ist's,
Der sich mit wackerm Sinn zu uns gewandt,
Zu seinen Brüdern und zum Vaterland!
Was er versprach, das hielt er schon, denn wißt's,
Er kämpft seit Stunden schon an unsrer Seite,
Ihr sahtt ihn nicht, des Kampfes Wahnsinnsglut

Hat hingeriſſen euren Sinn zum Streite.
Ich ſah ihn fechten, und er focht mit Mut.
Der Ritter ſpricht: Ich danke dir dein Wort,
Und du haſt Recht. Ich ſuch' des Lebens Hort
Bei euch, bei meinen Brüdern. Ihre Pflichten
Sind auch die meinen. Wähnt ihr mich ſo tief,
So feig, daß, da das Vaterland mich rief,
Den Weg ich müßig ſollte heimwärts richten?
Nein, denket von mir beſſer; ich bin euer!
O wollt mir wohl, ihr ſeid mir wert und theuer!
Und daß ihr ſeht, wie ich mein früher Leben
Vernichte, werf ich ohne Widerſtreben
Die Rüſtung von mir, Helm und Schild und Sporen,
Dieß Schwert nur ſei als Waffe mir erkoren!
Er thut's, wirft von ſich ſeine Ritterzeichen,
Und leicht, mit offner Bruſt, die Locken bar,
Steht ſchlank er da und reicht die Rechte dar:
Wollt ihr als Brüder eure Hand mir reichen?
Willkommen denn! ſo geht in Wort und Hand
Der Gruß im Kreis: Sei treu dem Vaterland!

Und jetzt, da Harnsburg nun und Valentin
Sich gegenüber ſtehn, meint ihr vielleicht,

Der Ritter habe nun sein Ziel erreicht,
Geheimnißvoll werd' er ihn mit sich ziehn,
Verenas holde Näh' ihm zu vertraun?
Ihr irrt. Sie stehn sich gegenüber schweigend,
Zwei Jünglinge in schlanker Hochgestalt.
Ob auch die Augen in einander schaun,
Dem andern jedes seine Tiefe zeigend,
Kein Wort, kein Ton von ihren Lippen hallt,
Sie kennen Einer noch den Andern nicht.
Die Hand zwar ist zum Drucke schnell bereit,
Doch ist zu Liebeswort hier keine Zeit,
Es waltet groß das Mahnungswort der Pflicht.

Und schon erneut sich Kampfesgrimm vereint,
Den dritten, wildsten Sturm beginnt der Feind.
Mit letzter Kraft wälzt auf die Mauerwehr
Sich tobend, brausend, das Franzosenheer.
Habt ihr gehört die schauerliche Kunde
Vom Bergsturz, da in seinem Felsengrunde
Der Berg gewankt, und krachend rollte nieder?
Mit Donnertone lösen sich die Glieder
Des Bergs, und stürzen taumelnd ohne Zahl
Als Felslawine nieder in das Thal.

Vorm wilden Andrang bäumt ſich auf der See
In eing'ger ungeheurer Rieſenwelle,
Und braust den Berg genüber in die Höh,
Und ſtürzt zurück in ſchäumend reißender Schnelle,
Und überflutet das geraubte Bette,
Und eh er ſelbſt noch weiß, wohin ſich winden,
Kann er durch des gewühlten Thales Stätte
In tauſend Bächen erſt ſich wiederfinden.

So tobt des Feindes Andrang brauſend her.
Die Mauer ſtürzt, und über Schutt und Leichen
Hinüber ſtrömet das Franzoſenheer.
Nun Siegesgeſchrei! Die Eidgenoſſen weichen.
Nach ſprengt die Reiterei. Doch ihr entgegen
Schwirrt ſauſender Geſchoſſe Hagelregen.
Mit jeder Ordnung iſt es jetzt vorbei,
Und Wut und Mord und Rache walten frei.
Nicht hoff' auf Mäßigung, wo Leidenſchaft
Die Lebensgeiſter wild zuſammenrafft,
Wo all' des Leibs, der Sele Fibern beben,
Auf's Eine Ziel vernichtend hinzuſtreben.
Bald hier, bald dort in Gruppen wirrt die Schlacht,
Und über Gräbern allumher erwacht
Der Einzelkampf. Die Armagnaken ſind

Des Tages Beute. Blut'gen Anblick beut
Das Feld, von ihren Leichen überſtreut.
Die Stund iſt da, in der mit Waffenpracht
Die Reiterei den Reigen führt der Schlacht.
Doch hier auf hüglig unterbrochnem Plan
Kann ſie entfalten nicht die blanken Flügel,
Man ſpringt vom Pferd, das flieht mit freiem Zügel,
Man drängt von neuem ſich auf ebne Bahn.

Doch wo iſt Valentin? — Seht ihr die Reſte
Der Mauer dort in Staub und Schutt ſich häufen?
Dort ſteht er kühn. Der Platz iſt ſeine Veſte.
Er kämpft; von ſeiner Stirne glühend träufen
Der Sonnenglut, der Waffenarbeit Tropfen,
Du hörſt ſein Herz in lauten Schlägen klopfen.
Ein köſtlich Bild iſt's, wenn die Jugendkraft
Im Kampfe feurig brauſend ſich bewegt,
Wenn in den Adern ſtrotzt der Lebensſaft,
Und angeſtrengt ſich jede Muskel regt.
Dann tritt hervor in herrlichſter Entfaltung
Der Jünglingsſchönheit edelſte Geſtaltung,
Das Leben blüht in wilder Anmut Fülle,
Und Glut durchzuckt des Lebensmarkes Hülle.

Gewohnte Uebung ſchwellt und ſtrafft die Glieder,
Geſpannt dringt Kraft in Kraft. Bald wuchtig ringend,
Bald ſchmeidig ihres Gegners Leib umſchlingend,
Bis er bewältigt ſtürzt zu Boden nieder.
So kämpfet Valentin. Es flattert wild
Sein braun Gelock um Stirn ihm und Genick,
Jedwede Fiber kampfesdurſtig ſchwillt,
Und dunkle Flammen ſprühn aus ſeinem Blick.
Es iſt, als ob jedweder Hieb und Streich
Ihm zeugte neue Kraft und neue Glut,
Die wie ein Wildbach, ſchäumend überreich,
Mit Lebensſtrömung tränkte ſeinen Mut.
Hoch ſteht er da — ein König! Nicht an Macht,
Nein, wie ein Königsbild an Jugendpracht.
Der einſt'gen Schutzwehr Trümmer ſind ſein Thron,
Es tritt ſein Fuß auf ſie in mut'gem Trutz,
Die eigne Kraft gibt Kühnheit, Wehr und Schutz,
Der Alpenberge kraftgenährtem Sohn.

Rechts, linkshin ſtürzt von ſeines Arms Gewalt
Zu Boden nieder deutſch und fränk'ſcher Reiter.
Mit Grauſen ſieht der Feind ihn ohne Halt
Und ohne Raſt hinſtürmen weit und weiter.

Hier iſt's ein Ringen, Bruſt an Bruſt. Zur Erde
Hinſtürzt der Feind. Dort ſchwirret Kling' an Klinge:
Ein Purpurſpringquell! Raſſelnd ſtürzt vom Pferde
Der Ritter. Seines Helmbuſchs weiße Schwinge
Liegt blutgetränkt, zerſtampft in Sand und Staub.
Wer auch dem Jüngling naht, iſt Todes Raub,
Man weicht vor ihm, er aber dringet weiter.

Da ſprengt heran auf weißem Roß ein Reiter.
Auf ihn fliegt Valentin. Der Reiter ſtutzt,
Faſt zaudert er, doch greift er ſchnell zur Wehr.
Und keinen Augenblick läßt unbenutzt
Verſtreichen Valentin. Die Waffe ſchwinget er —
Da tönt der Ruf: Schaut, der Dauphin in Not!
„Ha, der Dauphin biſt du? ruft Valentin;
So ſchau auch du ins Angeſicht dem Tod!"
Da ſprangen Reiſige herbei, den Herrn
Zu retten. Und zu Valentin von fern
Und nah, herſtürmen mut'ge Schweizerſcharen,
Und um den Prinzen hebt ſich blut'ger Streit.
Doch hundert Arme ſind für ihn bereit,
Er wird entführt, entriſſen den Gefahren.
Da bäumt in ſeiner Schar ſich hoch ein Roß,
Verwundet folgt es nicht dem Reitertroß,

Und ſtürzt zu Boden. Hans von Rechberg war
Sein Reiter. Rings umgeben von Gefahr
Steht er jetzt da. Da drängt ſich Farnsburg an
Und ruft: Ha, Rechberg komm, biſt du ein Mann,
Und kämpfe auf dem Plan mit mir zu Zwei'n!
„Mit dir? Stehſt du auf der Rebellen Seite?“
Schon ſprühn die Klingen blitzend hellen Schein,
Die Andern flogen ſchon zu neuem Streite,
Nur Valentin kehrt eilig an den Ort,
Die Forderung hört' er und das Gegenwort.

Farnsburg und Rechberg dringen an mit Wucht,
Von Rechbergs Panzer prallen ab die Streiche —
Durchbohrt ſtürzt Farnsburg auf die Ebne hin,
Und Todesdämmrung webt durch ſeinen Sinn.
Da auf den Sieger ſtürzt ſich Valentin.
Der aber wirft ſich eilig in die Flucht,
Und ſucht, daß er ein ledig Roß erreiche.
Flieh hin! ruft Valentin; wir ſehn uns wieder! —
Zu Farnsburgs Leiche blickt er dann ſich nieder:
Leb' wohl! der todeswunde Ritter ſpricht,
Der Himmel ſchütz euch und das Vaterland!
Nur ſchwach noch drückt er Valentin die Hand,
Still wird ſein Antlitz, und ſein Auge bricht.

„Fahr wohl! ſpricht Valentin; du haſt erworben
Dein Theil, und deine Schuld haſt du gebüßt!
Wen in der Schlacht der Freiheitstod begrüßt,
Iſt einen ſchönen, guten Tod geſtorben.“
Kalt liegt ſie da, des Todes frühe Maht,
Doch der Lebend'ge fliegt zu neuer That.

Jetzt auf dem Gipfel ſtand die Todesſchlacht
Und alle Gräuel brachen los mit Macht.
Nicht galt der Kampf jetzt mehr dem Vaterland,
Für's eigne Leben rächend ficht die Hand.
Muß es verſtrömen denn in Purpurtropfen,
Soll an die Bruſt der Feind umſonſt nicht klopfen.
Noch ſterbend greift zur Wehr die matte Hand,
Schon ſinkend wird noch Streich um Streich entſandt.
Mit Waffen, ſchon zertrümmert und zerbrochen,
Wird noch der Brüder bittrer Tod gerochen.
Aus ihren Wunden reißen ſie den Pfeil,
Der ſchon die Bruſt durchbrach als Todesteil,
Getaucht ins Blut, das eben er erſchloſſen,
Wird auf den Feind er jach zurückgeſchoſſen.
Die letzte Burg jetzt wird das Hoſpital.
Beſetzt ſind Thür und Fenſter allzumal.

Wie ſich der Löwe wehrt in ſeinem Hauſe,
So kämpft die letzte Schar in Zell und Klauſe.
Doch auch die letzte Schar ſoll hier verderben,
Sie ſoll, ſo will's der Feind, in Flammen ſterben.
Pechkränze fliegen flammend auf das Dach,
Die Flamme zündet, züngelt, lodert jach
Mit Glutenarmen über Dach und Mauer.
Die Männerherzen packt ein Todesſchauer!
In Flammenqualm, in Trümmern hier verderben?
Nein, laßt uns draußen kühn und mutig ſterben!
Dem Wort folgt ſchnelle That. Es ſprengt das Thor
Mit Kolbenſchlägen herzhaft Valentin,
Als Erſter ſtürzt er aus der Thür hervor,
Verwundet auch als Erſter ſtürzt er hin.
Auf rafft er ſich noch Einmal. Blutend ſpringt
Er in der Feinde Schar, und ficht und dringt
Schon taumelnd in der Panzer eherne Kette,
Die raſſelnd rings umrauſcht die Todesſtätte.

Da plötzlich tönen nah und fern Fanfaren,
Zum Rückzug. Stutzend ſtehn die Feindesſcharen —
Zurück denn! — Ha, ob neu die Schlacht begann?
Da drüben tobt's, die Basler rücken an. —

Gelichtet iſt vom Feind das blut'ge Feld,
Doch welchen Anblick bietet rings der Plan!
Wende dich, Auge! Stumm von Graun umfahn
Liegt hier zerſchmettert eine ſchöne Welt!

Und ſieh, wie ſchon in Flammen ſteht das Haus,
Stürzt eine Schar von Mönchen flugs heraus,
Ein Mädchen, angſterfüllt, in ihrer Mitte.
Auf, rette dich, komm mit, der Weg iſt frei!
So rufen ſie. Sie ſchaut mit dumpfem Schrei
Auf's blutgedüngte grauſe Feld der Schlacht.
Man faßt ſie an. Sie reißt ſich los mit Macht.
— Du biſt des Todes — komm! Sie ſpricht kein Wort.
Man faßt am Arm ſie, reißt ſie fliehend fort,
Ein Schrei noch tönet fern. Er tönt, verhallt
Im wilden Schlachtlärm, der von ferne ſchallt. —
Zwei Mönche nur verbleiben an der Stätte,
Zwei Greiſe ſtehn am großen Todesbette.
Dem Ort, wo ſie gewallt ihr halbes Leben,
Dem bleiben treu ſie, ob die Knie auch beben,
Ob auch vor Schmerz die Bruſt faſt will zerſpringen,
Und Jammerthränen aus den Augen dringen.
Und zitternd, mit dem Sakrament in Händen,
Still ſchreiten ſie mit naſſem Blick umher,

Den Sterbenden den letzten Troſt zu ſpenden.
O niemals noch ward dieſes Amt ſo ſchwer!

Da liegt jedweder Führer bei den Seinen,
Als Brüder, die ſich noch im Tod vereinen.
Dort liegt Joſt Reding, der vom Schwyzer Land
Mit tapfrer Schar hier ſeine Stätte fand.
Hemman Seevogel dort, von Lieſtal waren
Und Wallenburg, die er geführt, die Scharen.
Und dort Heinz Matter, Feldhauptmann von Bern,
Und drüben all die Blüte von Luzern.
Von Uri Arnold Schick, der werte Greis,
In ſeiner Alpenſöhne wackrem Kreis.
Sechshundert dort von Solothurn. Es kamen
Und fielen die von Glaris, Unterwalden,
Verwaist daheim ſind ihre grünen Halden.
Verblüht die Merian, Falkner, edle Namen!
Wer zählt ſie auf? Sie ſtarben alle gleich,
An Mut, an Tapferkeit, an Ehren reich.

Noch zwanzig Männer ſtehen ſchweigend da,
Die letzten, die ringsum das Auge ſah.
Sie ſollen heimgehn, lebend und beſiegt?
Nein, konnten wir den Sieg uns nicht erwerben,

So kommt, ihr Brüder, laßt vereint uns ſterben!
So geht das Wort, und auf den Knieen liegt
Die letzte Schar, und fleht um kurzen Tod,
Und betet kurze, athmende Minuten.
Mit goldnem Flügel weht das Abendrot,
Und überfließt ſie ſtill mit Roſengluten.
Sie ſtehen auf, ſie drücken ſich die Hand,
Und dann zum letzten großen Schritt ermannt
Sieht man im Sturmeslauf den Weg ſie kürzen,
Und ins Gewühl des letzten Kampfs ſich ſtürzen.

Siebenter Geſang.

Am Hochaltar.

Der Todesengel ſchwebt mit dunklen Flügeln
Beſänftigend über's blut'ge Feld der Schlacht,
Der Tag ſteigt weinend zu des Jura Hügeln,
Und nieder ſteigt mit düſterem Blick die Nacht.
Noch ſchwebt das Abendrot auf Buſch und Thal,
Und Todesſeufzer ſteigen ohne Zahl
Vom Kirchhof dem verblühnden Glanze nach,
Und manches Auge, eh's im Tode brach,
Saugt einmal noch den glühnden Lebensbronnen,
Und mit dem Glanz iſt auch ſein Licht zerronnen.

Auf einem Grabe im Hollunderſchatten
Liegt Valentin, ermüdet, todeswund,
Das Haupt geſenkt in traurigem Ermatten,
Es zuckt der Schmerz um ſeinen bleichen Mund.

Aus sieben Wunden küßt sein Heldenblut
Die weißen Blumen und das grüne Gras,
Nicht beugten sieben Wunden seinen Mut,
Doch bittrer Schmerz erfüllt ihn ohne Maß.
Rings um sich her sah er die Freunde fallen,
Und Schar um Schar vom Tod gebändigt liegt.
Des Lebens Fackel, ist gelöscht sie Allen?
Ist all die kühne Jugendkraft besiegt?
O Vaterland, bist du des Siegers Beute?
Sollst du in fremdem Joch nun trostlos schmachten!
Ist's also — wohl mir, wenn ich hingeh' heute,
Den Anblick soll der Tod mir still umnachten,
Strömt hin, mein Blut! Zerbrich, zerbrich mein Herz!

Er ruft's in fürchterlichem Seelenschmerz,
Ein Thränenstrom empor zum Auge quillt,
Er preßt zurück die Flut, zum Herzen nieder,
Aufraffen will die Kraft er, trotzeswild,
Umsonst, den Dienst versagen ihm die Glieder.
Und seufzend blickt zum Himmel er empor,
Und lehnt sein Haupt an einen Leichenstein:
„Nun führe, Tod, mich still zum Lichte ein,
Zur Freiheit, die ich kämpfend hier verlor."

Verlaſſen liegt er da, die Pulſe ſtocken.
O Kühlung, Kühlung für des Durſtes Pein!
Umſonſt der Wunſch, es wartet Niemand ſein,
Das Gras nur weht um ſeine blut'gen Locken.

Doch ſieh, wer flieget dort mit ſchnellem Schritt
Von Grab zu Grab? Ein ſchimmernd Kleid umwallt
Des Mädchens wunderherrliche Geſtalt.
Ihr unſtät Auge ſpäht auf Schritt und Tritt,
Sie ſteht erſchüttert. Da liegt hingemäht
Die Todesernte auf dem Feld der Schlacht!
Sie wankt, ſie bebt; wohin das Auge ſpäht,
Geſtalten, hingeglüht in ew'ge Nacht.
Jetzt hält ſie inne — bückt ſich haſtig nieder —
Hat ſie die ſtillen Züge wohl erkannt?
Auch du? ſo ſeufzt ſie. Schnell dann abgewandt
Durchforſcht auf's Neue ſie die Reihen wieder.
Auch du? Auch du? ſo ruft noch öfter ſie,
So Manchen kannte ſie, der kalt hier ruht.
Sie kann nicht weiter, es erſtarrt ihr Blut,
Und überwältigt wanken ihre Knie.
Vielhundert Herzen, die in Gluten lohten,
Da liegen ſie nun ausgelöſcht und ſtill!

Sie iſt, ſo weit das Auge ſchauen will,
Die einz'ge Lebende hier unter Todten.
Ein Schauder faßt ſie an, es packt ſie kalt
Wie ſie die ſtummen Züge überfliegt,
Mit überwältigender Allgewalt
Empfindet ſie, was hier geopfert liegt.
Doch fort! Sie rafft ſich auf, ſie wähnt erbebend
Auf jedem Antlitz hier ein Mahnungszeichen,
Und haſtig, ruheles den Blick erhebend
Durchforſcht auf's Neue ſie die Jünglingsleichen.
Horch! horch! war das ein Seufzer dort am Stein,
Den jener Buſch in Schatten hüllet?
Sie wendet ſich, ſie ſtürzt zum Grabe hin,
Und ſchreit entſetzt: Er iſt es, Valentin!

Nur einen Augenblick denkt ſie an ſich,
Nur einen Augenblick gönnt ſie dem Schmerz,
Der, ein Geſchoß des Todes, fürchterlich
Sich wühlt in ihr gepeinigt liebend Herz.
Doch dann iſt jeder Lebensnerv geweiht
Des Heißgeliebten ſtill verglühndem Leben.
Sie kniet zu ihm, mit ſorgendem Beſtreben
Iſt ihre Hand zur Rettung ſchnell bereit.

Aus ihrem Bündel nimmt ſie kräft'gen Wein,
Bringt an die Lippen ihn des Sterbenden,
Und ſieh, die fahl ſich ſchon entfärbenden
Sie ſaugen ihn begierig, durſtig ein.
Sie netzt die Schläfen ihm, ſie netzt die Wunden,
Verbindet ſie mit vielgeſchäft'ger Hand,
Und ehe noch Minuten ſind verſchwunden,
Sieht ſie, wie neu das Leben ſich ermannt.
Und Valentin erwacht aus Todesruh;
Erathmend blickt er auf. Sein Auge lichtet
In mildem Glanze ſich, auf ſie gerichtet,
Und matten Tons ſpricht er: Verena — du?

Sie hört der theuren Stimme Himmelston,
Der Nacht Gewölke ſind vor ihm entflohn.
Ich bin's, ſpricht ſie mit holdem Freudebeben,
Ich bin's, und dir gehört von nun mein Leben!
Doch ſtill, nein, rede nicht! hier iſt noch Wein!
Nimm meinen Arm, er ſoll dir Stütze ſein,
Das Gras iſt feucht, du darfſt nicht liegen bleiben!
Iſt hier kein Haus? Ha, die Kapelle dort! —
Sie hilft ihm auf, er folgt ihr ohne Sträuben,
Mit feſter Kraft hilft ſie ihm mutig fort.

Und wie er ſchwankt dahin an ihrer Seite,
Läßt er die Blicke ſchweifen in die Weite,
Er ſieht ringsum die Bilder hingeſtreut —
Ein Bild, das grauſam ſeinen Schmerz erneut.
O Gott, ruft er, iſt Alles denn verloren?
Beſiegt und todt! mein armes Vaterland!
Und ich der Letzte bin dazu erkoren,
Zu ſchauen deinen Fall! — Weg deine Hand,
Geh, Mädchen, laß mich ſterben!

— Faſſung, Ruhe!
So ſpricht ſie, ſchone dein, ſieh rückwärts nicht,
Wie das Geſchick gebeut, ſo ſchaff' und thue,
Du lebſt, zu leben iſt dir nun auch Pflicht!
Sie führt ihn fort zur dämmernden Kapelle,
Und auf des Hochaltares Marmorſchwelle
Läßt ſie ihn nieder, fühlt des Glückes Luſt,
Da ſie ſein Haupt beſchützt an ihrer Bruſt.
Und matt, doch dankbar, drückt er ihre Hand:
Vergelte dir's der Himmel, ſpricht er leiſe,
Wie aber machteſt du hierher die Reiſe,
O ſprich, wie ging es, daß dein Fuß mich fand?
O Mädchen, hätt' ich je dich ſo erkannt,

So treu wie jetzt an meinem Leben hangen,
Ich wär' im Unmut nicht von dir gegangen!
Kannst du verzeihn? Bleibt mir des Lebens Licht,
Sei Treue gegen dich mir heilge Pflicht.

— Nicht dein, o Valentin, mein ist die Schuld,
Was ich gefehlt, ich hab's bereut, gebüßt,
Nun will ich Alles tragen mit Geduld,
Da dich auf's Neu der Strahl des Lebens grüßt!
Als ich dich scheiden sah, ach unversöhnt,
Da war die Welt vor meinem Blick verschwunden,
Mein Unrecht sah ich, sah mich kalt verhöhnt,
Es blutete mein Herz aus tausend Wunden!
Ich liebte dich — o Gott! — so glühend heiß,
Da warst du fort! Mich überkam ein Beben,
Ich floh der Menschen still bewegten Kreis,
Und trostlos schweift ich über Schnee und Eis,
Bis ein Entschluß mir wiedergab das Leben.
Nichts fesselte mich mehr im Heimatthal,
Ich eilt' hinab im ersten Morgenstrahl,
Erflehte heiß mir deiner Mutter Segen —
O Valentin, was gab sie mir für Kunde!
Dein Lieben hörte ich von ihrem Munde,

Nun war ich fest, nun fort auf jenen Wegen,
Die dich geleitet, eilt ich schnell dir nach.
Mit leichtem Bündel flog ich hin die Straßen,
Wohl ahnte ich Gefahr und Ungemach.
Nicht schreckte mich das Feld, wo schaurig wild
Des Krieges Furien zu Gerichte saßen.
Allmächtig zog mich nach dein theures Bild!
Wie ich dich fand? — Genug, daß ich dich fand!

„Ja, gute Engel haben dich gesandt!
Verena, hier, in großer ernster Stunde,
Hier will ich's künden dir mit treuem Munde,
Ich habe dich geliebt mein Leben lang,
Und werd' es bis zu seinem Niedergang.
Denn wie kein Weib bist edel du und groß,
An dich gekettet segne ich mein Loos!
Wir werden einer Zeit entgegengehen,
Wo's Not thut, treu vereinet festzustehen.
Hin ist die Freiheit, die bei uns gethront
Auf grünen Matten zwischen Alphornklängen,
Wir waren nie der Knechtschaft noch gewohnt,
Die jetzt in unsre Thäler sich wird drängen.
Da gilt's, sich an einander festzuhalten!
Mag eine Weile auch das Fremde walten,

Still im Verborgnen nähren wir die Kraft,
Und brechen dennoch einſt der Willkür Haft!
So lange laß uns harren, treu und bieder,
Wir ſind vereint, wir trennen uns nicht wieder!“
Er ſpricht's und ſchließet ſeine Augen ſtill,
Er fühlt, daß milder Schlaf ihn feſſeln will.
Und wie nach ausgeſtürmtem Wettertoben
Ein Frühlingshauch vom Veilchenthale webt,
Fühlt er die Sele träumeriſch durchwoben,
Und ſieht mit Lächeln wie der Schmerz entſchwebt.

Verena aber hebt empor den Blick:
Ich ſchwör's, an dich geknüpft ſei mein Geſchick!
Ja, hier am Hochaltar, an heil'ger Stätte
Schwör ich's, daß ich mit ewig feſter Treu
Des Lebens Pfade an die deinen kette!
Dein war ich ſtets, dir geb' ich mich auf's Neu,
Dein Wille ſei mein heiligſtes Gebot,
Und dienen will ich dir bis in den Tod!

Sie ruft's. Das Abendrot ſtrahlt bunt herein
Durch die gemalten Scheiben der Kapelle —
Doch wie? iſt das des Abendrotes Schein?
Erglüht es noch einmal in Strahlenhelle?

Längſt hat der Tag ſein Auge abgewandt,
So greller Schein iſt ird'ſcher Flammen Brand!
Und horch, Getümmel! Iſt die Todesſchlacht
Mit ihrem Grauen noch einmal erwacht?
Und näher kommt's, und Stimmen werden laut,
Dann wild Geſchrei — ein plötzlich donnernd Krachen,
Als ſollten alle Todten neu erwachen —
Und wie Verena angſtvoll um ſich ſchaut,
Sieht ſie die Flammen um die Fenſter züngeln,
Die Scheiben ſpringen, Rauchgewölke ringeln
Sich durch die Fugen zur Kapell' hinein.
Das Siechenhaus in Flammen ſtürzte ein,
Und all' die Lohe praſſelnd ſchlägt empor,
Nun wild umzüngelnd der Kapelle Chor.

„Auf, laß uns fliehn, die Nacht mög' uns beſchirmen!"
Verena ruft's und neue Schrecken ſtürmen
Aus dem Aſyl der Ruhe ſie hervor.
Doch Valentin liegt ſtill und unbeweglich.
Sie faßt ſein Haupt, ſie richtet es empor —
Ein Schauder faßt ſie, eine Angſt unſäglich —
Kalt, ſtarr und todt iſt des Geliebten Haupt.
Noch glaubt ſie nicht, daß Alles ihr geraubt,

Und doch, ſie muß es glauben, er iſt hin!
Da dunkelt Todesnacht um ihren Sinn.
Mit ſtarren Augen, lautlos bleichem Munde,
Erwartet ſie, daß ihr auch ſchlüg' die Stunde.

Da tönen Stimmen, wilde Worte fallen,
Und näher kommt es den geweihten Hallen.
Ha, eine Schar Geſindel, wild von Mienen!
Ein Jüngling gier'gen Blicks iſt Führer ihnen.
Schwarz ſein Gelock und rauchgeſchwärzt ſein Kleid,
Das Antlitz kündet ein verwildert Leben
Und eine Hand zum Frevel ſtets bereit.
Vorüber eilen will der Haufen eben,
Da ſieht der Führer an des Altars Schwelle
Das Mädchen knien. Halt! ruft er. Schöne Beute!
Und Alles drängt ſich tobend zur Kapelle,
Wie auf ein Wild die losgelaſſne Meute.
Der Jüngling ſtutzt. Ha, ſchönes Wiederſehn!
Willkommen mir, Verena, meine Braut!
Verena hebt den Blick, ſie will vergehn,
Und: Lorenz! ruft ſie, da ſie ihn erſchaut.
Hinweg, Verruchter, ſtöre nicht die Ruh
Des Todten, der dem Vaterland gefallen,

Und ſtöre nicht den Frieden dieſer Hallen!
Hier liegt dein Bruder — Frevler, ſchauderſt du?

Er ſieht erkaltet auf den Altarſtufen
Des Bruders ſtill verblichnes Angeſicht,
Und ſchaudernd wähnet er, er hör' ihn rufen
Denſelben Ruf, wie jüngſt noch vorm Gericht.
Er wendet ab den Blick. Verwildert iſt
Sein Herz, erfüllt von gierigem Gelüſt.
— Weg, weg, ſo ſpricht er, ruhen laß die Todten,
Doch du, die Lebende, biſt meine Beute!
Komm, ſtolze Schönheit, 's iſt ein Glückstag heute,
Ich nehme, was dem Sieger wird geboten!
Komm, komm, ein luſtig Leben iſt's im Heere,
Und Geld vollauf! Gefällt dir's, ſo begehre!
Was? ſoll'n wir hier in dieſem Loch verbrennen?
Hinaus, mein Schatz, ſchon wanket das Gemäuer,
In Rauch und Flammen iſt es nicht geheuer,
Das lernt' ich zur Genüge heute kennen.
Ha, nicht ſo ſpröde, meine holde Schöne,
Haſt du vergeſſen unſre alten Töne?

„Fort, Bube! Faſſe mich nicht an, Verräter,
Der du abtrünnig, ein verlorner Sohn,

Verrat begingſt am Lande deiner Väter!
Verachtung, Schande dir und ew'ger Hohn!"
Entſchloßne Blitze durch die Züge ſprühen
Des tief geſunknen Jünglings. Her zu mir!
Ruft er gebietend aus in Wut und Gier.

Und auf rafft ſie ſich, ihre Wangen glühen:
Fort, ſag' ich, wage nicht mich zu berühren,
Bei dieſer theuren Leiche will ich ſterben!
Und wagſt du's dennoch? Willſt du dein Verderben,
So wag's — ein Gott ſoll dieſe Waffe führen!
Sie ſagt's, und reißt dem Nächſten mit Gewalt
Den Morgenſtern, den ſcharfen, aus den Händen,
Und ſchwingt ihn hoch, die herrliche Geſtalt,
Den Todesſtreich dem frechen Haupt zu ſenden.
Am Hochaltar, mit rollend wildem Blick,
Des Angriffs kühn gewärtig, ſteht ſie da.
Die wilde Schar mit Staunen weicht zurück,
Ein Racheengel, wähnen ſie, iſt nah.

Doch Lorenz ruft: ha, ſchöner warſt du nie,
Und mein biſt du! Er will umſchlingen ſie,
Da rüttelt der Verzweiflung grauſe Regung
All ihre Lebenspulſe in Bewegung,

Daß ſie durch eigne That ſich Rettung ſchaffe.
Mit heldenkühner Kraft ſchwingt ſie die Waffe,
Und trifft den Feind in fürchterlichem Mut,
Und — Lorenz taumelnd liegt in ſeinem Blut.

Doch ſie auch wankt, und ſinkt ohnmächt'gen Sinns
Zu Boden auf die Leiche Valentins.
Ein Augenblick iſt Alles. Rette, rette
Sich, wer noch kann, von dieſer Grauenſtätte!
Rot malt die Glut der brennenden Kapelle
Die Gruppe auf des Altars Marmorſchwelle,
Noch Einmal durch die Nacht erglüht's wie Tag,
Und dann ein Krachen wie ein Donnerſchlag.
Es wanket das Gebälk und ſtürzt in Flammen
Mit Praſſeln überm Hochaltar zuſammen,
Rauchwolken wirbeln ſchwarz, die Lohe ſteigt,
Ein Trümmerhaufen noch verglimmend zeigt,
Wo der Kapelle ſchlanke Säulen ſtanden,
Wo Lieb und Haß die Grabesſtätte fanden.

Achter Geſang.

Das Schlachtfeld.

Was jagt dort durch die Nacht auf weißem Roß
Durch Nebeldunſt und feuchtes Wieſenmoor?
Was dröhnt ihm nach, wie wenn den nächt'gen Troß
Der wilde Jäger führt vom Wald hervor?
Die Roſſe ſauſen, wie von Geiſterruf
Geſchreckt, zur grauſen mitternächt'gen Stunde,
Kaum rührt den Boden der geſcheuchte Huf,
Beängſtigt Mann und Roß. In weiter Runde
Liegt nächt'ges Grauen. Die Geſtirne hüllen
Ihr Angeſicht tief in den Flor der Nacht,
Und wetterleuchtende Wolken rings erfüllen
Den Horizont mit drohend nahnder Pracht.

Zum fränk'ſchen Lager ſauſt der Reiterzug.
Bald ſtöhnen Seufzer an dem Troß vorbei,

Bald hemmen Leichen ſeinen haſt'gen Flug,
Bis endlich winkt der Zelte lange Reih.
Man iſt am Ziel. Von ſeinem weißen Roß
Springt der Dauphin und ſtürzet in ſein Zelt,
Und ſeiner Generale düſtrer Troß
Steht draußen ſchweigend, ſtarr und dumpf geſellt.
In einen Seſſel wirft der Prinz ſich bebend,
Das Angeſicht verhüllt er auf Minuten —
Was er empfand — dießmal könnt ihr's vermuten!
Dann faßt er ſich. Und eilig ſich erhebend
Ergreift die Feder er, ſchreibt nach Paris:
Der Feldzug, der ſo Großes uns verhieß,
Ward uns zur Schmach. Der Adel Frankreichs liegt
Erſchlagen auf dem Feld, wir ſind — — beſiegt!
Beſiegt? Beſiegt! Nein, nein, er kann's nicht ſchreiben,
Eh will er ſelbſt des Todes Raub hier bleiben!
Beſiegt, beſiegt! Die Blüte Frankreichs nieder
Geſchmettert! All ſein Heer zu Grund gerichtet!
Ein Todesſchauer ſchüttelt ſeine Glieder —
Stolz, Größe, Hoffnung, Ehre, Ruhm vernichtet,
Hin ſeine Freunde! In dieß kalte Herz,
Das mit Verachtung blickte auf die Welt,
Dringt kälter jetzt ein fürchterlicher Schmerz:
Er iſt ein Nichts, und dünkte ſich ein Held!

Beſiegt! Iſt's möglich denn? Beſiegt! Erſchüttert
Durchſchreitet er ſein Zelt. Doch wie umwittert
Vom Leichenmoder ſeiner Ruhmesgruft
Bebt ſeiner Sele Grund. Ihn drückt die Luft.
Er muß hinaus. Er ſchlägt den Mantel um
Und tritt hinaus in's ſtöhnende Geſumm
Des Lagers.

— Welch verändert, traurig Bild!
Ums Lagerfeuer kauern ſchmerzerfüllt,
Verwundet Officiere, Generale.
Verſtörte Mienen ſchaun im Flammenſtrahle
Fühllos und dumpf aufs Bette der Vernichtung.
Kaum nimmt der Blick, der ſtumpfe, andre Richtung,
Wenn hier und dort man eine Leiche bringt,
Mit goldnem Wappenſchild, vom Blut verwiſcht.
Der Flamme ſieht man zu, wie ſie erliſcht,
Und hört das Wetter, das von ferne dringt.
Man ſieht ihn nicht, den königlichen Gaſt,
Der eingehüllt hier ſteht in ihrer Mitte.
„Auf, zündet Fackeln!“ ruft der Prinz in Haſt.
Man thut's und folgt ihm nach mit eil'gem Schritte.
Zum Schlachtfeld geht er, ſelber will er ſchauen,
Die Einzlen ſuchen, die er heut verloren.

Da liegt das Leichenfeld, bedeckt mit Grauen,
Das heut zum Opfer Tausende erkoren!
Zerschlagne Rüstungen, zerbrochne Waffen,
Und Rosse, blutgetränkt. Die Wunden klaffen,
Es ist, als zucke noch die todte Faust
Des Schweizers, der auf seiner Feinde Leichen,
Die er erschlug, nun selbst liegt hingestreckt.
Es ist, als säßen athemlos die bleichen
Erinnyen des Hasses, halb bedeckt
Vom Tuch der Nacht, die Hare wild verzaust,
Auf der erschlagnen Ritter Leichengarben,
Die Ernte hütend, die sie heut erwarben.
Hohläugig schaun sie durch die Finsterniß
Und grinsend, ihrer Beute nun gewiß.
Es schaudern die Lebend'gen, die im Glanz
Der Fackeln schweigend stehen hier im Kranz.
„Wo seid ihr hin? ruft seufzend der Dauphin,
Wo such' ich dich, mein Marschall Dammartin?
Dich Perdriac, mit dem ich ward erzogen,
Wohin hat euch gespült des Kampfes Wogen?
Euch, Beaujeu von Bourbon, Jean Armagnac,
Cabannes, Beuil, Amauri d'Estissac!
Den feurigen La Hire, und dich Dorval!
Clermont, Salazar, wo find' ich euch all?

Wer mir, wer Frankreich ſo viel Größe raubte,
O größer iſt er, größer als ich glaubte!
Du kleines Volk, biſt du ſo furchtbar ſtark,
Frankreich zu rauben all ſein beſtes Mark?
Iſt deine Freiheit ein ſo hohes Gut,
Daß du für ſie verſtrömteſt dieſes Blut?
Dein Blut und unſres! Steigt aus dieſer Nacht
Mit blutgem Flügelpar die Freiheit auf,
Die wir bekämpften — dann nimm deinen Lauf,
Vernichtung! Weh dann unſrer Erdenmacht!
Und dennoch ſtaunen muß ich und verehren.
Wär ich nicht, was ich bin, ich möchte faſt
Aus jenem Land entſtammt zu ſein begehren!"
So denkend ſteht er da, ein düſtrer Gaſt,
Verſenkt in tiefer ſtummer Träume Raſt.

Und wie er ſteht, in Brüten bang und ſchwer,
Ein leiſes Klirren tönt von ferne her.
Die Fackelträger, das Gefolge ſtarrt,
Unheimlicher Gebilde Gegenwart
Scheint dieſes Kettenklirren zu verkünden.
Und ſieh, ein Schatten langſam ſchwankt daher
Als könne er den dunklen Weg nicht finden,
Bald hemmt den Schritt, bald wieder nahet er

Stumm durch die Nacht. Unhörbar iſt ſein Tritt,
Der Kette Klirren nur kündet ſeinen Schritt. —
Auf! Leuchtet, leuchtet! donnert der Dauphin,
Und prallt zurück und ſchreit: Mein Dammartin! —
Geſenkten Blickes, elend, todesmatt,
Steht Dammartin hier an der Leichenſtatt.
An ſeinen Händen noch die Kette klirrt,
Gebrochen iſt ſein Leib, ſein Geiſt verwirrt.
„Ich bin's! ſo ſpricht er matt: Der Knechtſchaft Zeichen
Bring' ich zurück aus der Gefangenſchaft!
Zückt mir ein Schwert, das mich zu Boden rafft,
Gebt mir ein Bett bei meiner Brüder Leichen!"

Ihr Heil'gen! ruft der Prinz, welch Volk iſt dieß!
Das ſiegend meiner Helden Blut verſchwendet,
Und, die es, ſelber ſterbend, übrig ließ,
Mir die Lebend'gen noch in Ketten ſendet!
Die Ketten ab! O Dammartin, wir haben
An dieſem Tage Frankreichs Ruhm begraben! — —

Und langſam ſchweift der Zug dem Lager zu.
Schon krachen Donnerſchläge durch die Ruh
Der Nacht, die fern am Jura wiederhallen.
Doch will die Wolke nicht ſich niedergießen,

Nur einzeln große schwere Tropfen fallen,
Wie Thränen, die dem Himmelsaug' entfließen.
Noch ehe der Dauphin sein Zelt erreicht,
Kreuzt Hans von Rechberg bebend seine Schritte,
Wirft sich zu Füßen ihm und spricht: „Es weicht
Mein Fuß nicht eh, als bis Ihr meine Bitte,
Die Bitte Eures ganzen Heers gewährt!
O Herr, geht weiter nicht! Es hat der Sieg
Euch Ströme Bluts gekostet. Ja, es ehrt
Mein Herz dieß Volk der Berge! Dieser Krieg
Ist ein Gemetzel, bringt uns Allen Tod,
Ob er auch diesen Schreckenssieg uns bot! —
„Sieg? Ich gesiegt? Ihr fabelt, Ritter — wie!
Zugleich gesiegt, zugleich zu Grund gerichtet?
Ein Sieg? So gab es solchen Sieg noch nie!"
— So ist's! mein Prinz! Wir wurden fast vernichtet,
Die Schweizer starben bis zum letzten Mann!
Ja, führten sie ein zweites Heer heran,
So deckten wir das Feld bis auf den Letzten! —
„Gestorben Alle! ruft der Prinz, gestorben
Fürs Vaterland! Für ihre Freiheit setzten
Den letzten Tropfen ihres Bluts sie dran —
Ein neu Thermopylä! — Wer solches kann,
Ist groß! — Und was hab' ich erworben?

„Den Sieg? — Die Kühnheit hat den Sieg verscherzt,
Und waren Jene weniger beherzt
Den Tod zu sterben — weh dann aller Größe,
Die wir uns dünken! — Hat vor dieser Blöße
Der Himmel uns bewahrt, laßt vor dem Zeichen
Das er uns gab, in Dankbarkeit uns weichen.
Mit diesem Volke kämpf' ich länger nicht!" —
Spricht Rechberg mit beruhigtem Gesicht:
Wohl Euch und uns! Schon aus den Alpengauen
Hat rings der Landsturm neue Schweizerscharen
Gerufen! Schon sind drüben sie zu schauen,
Mag Friede uns vor neuem Sieg bewahren!

Fort geht's ins Zelt. Der Prinz mit eil'ger Hand
Schreibt nach Paris: Wir haben zwar gesiegt,
Doch diesem Volk halt' ich nicht länger Stand,
Denn solch ein Sieg ist eine Niederlage.
„Fort, Bote, nach Paris!" — Der Bote fliegt.
Und an den Kaiser schreibt der Prinz: Entsage,
Wo du mit eigner Macht nichts kannst erreichen.
Dieß Volk und seine Kraft hab' ich erkannt,
Und seiner Größe muß ich staunend weichen.
Gelüstet's dich, versuch's auf eigne Hand

Zu ringen um dein unerreichbar Ziel,
Doch laſſe künftig Frankreich aus dem Spiel!
„Fort, Rechberg, an den Hof!“ — Der Ritter fliegt.
Es ſchreibt der Dauphin an die Eidgenoſſen:
Genug des Bluts, ihr Männer, iſt gefloſſen!
Ob unterlegen, habt ihr doch geſiegt.
Ich ehre eurer Söhne Heldentod,
Den tapfern Feind zu achten iſt Gebot.
Den Siegeskranz wird euch die Nachwelt ſchenken.
Seid wacker, daß die Kraft euch nicht verſiegt.
Seid ihr wie ich zum Friedensbund entſchloſſen,
Setzt einen Tag denn, daß wir ihn bedenken. —
„Fort! an den Vorort dieß der Eidgenoſſen!“
Dem Boten ruft's der Prinz. Der Bote fliegt.

Mit haſt'gem Schritt durchmißt der Prinz ſein Zelt.
Aufathmend, ruhig, dann tritt er hinaus.
Die Friedensboten fliegen in die Welt,
Die Wetternacht, der blut'ge Zwiſt iſt aus.
Wie ein verweintes Aug' von Thränen rot,
So ſteigt die Sonne zögernd zu den Hügeln,
Und küßt die Ernte, die der kalte Tod
Verbarg mit dunklen mitternächt'gen Flügeln.

In dumpfem Brüten ſchaun die Generale
Vom Königszelt auf ihren ernſten Herrn,
Der aber ſteht, umweht vom Morgenſtrahle,
Im Frühhauch kühl wie ein verblaßter Stern.

Nun zu der Alpenberge Labyrinth,
Aus dem ſich hoch die weißen Firnen heben,
Laßt uns noch werfen einen Blick geſchwind,
Dann mag des Liedes letzter Ton entſchweben.
Von allen Matten, allen Thälern tief,
Bewaffnet kommen mutig hergezogen
Die Scharen alle, die der Landſturm rief.
Doch ſind beruhigt ſchon des Kampfes Wogen.
Sie ſehn das Feld von blut'gen Roſen rot,
Sie hören von der Brüder Heldentod,
Sie hören rufen rings die Friedensworte,
Und Friedensboten ziehn von Ort zu Orte.
Zum Schlachtfeld ſteigen ſtill die Scharen nieder,
Beſtattend die gefall'nen Heldenbrüder.
In alle Gauen fliegt die Todeskunde,
Durch alle Thäler macht das Wort die Runde.
Wohl fließen tauſend Thränen dem Verluſt,
Doch füllt ein groß Gefühl jedwede Bruſt.

Denn aus dem Heldenblut im Siegeslauf
Steigt goldenflüg'lig, hehr, die Freiheit auf,
Und pflanzt ihr Banner auf in jedem Thal.
Weinender Siegesjubel, Glockenklänge,
Grablieder, jauchzend feiernde Gesänge
Durchrauschen Berg und Thäler allzumal.
Frei ist das theure, schöne Vaterland!
Fort zieht der Feind. Des Friedens holdes Band
Schlingt sich versöhnend über Heldenbahren,
Es geht der Bundesschwur von Mund zu Mund,
Von Herz zu Herz, den treuen Sinn allstund,
Die starke Kraft und Kühnheit zu bewahren.
Die Sonne golden strahlt auf alle Firnen,
Im Purpur glühn der Schneegebirge Stirnen,
Die Bäche jubeln tausendstrahlig nieder,
Des Friedens Alphorn tönt zu Thale wieder
Und hallet jauchzend durch die Alpenluft,
Bis es aufs Neu zum Freiheitskampfe ruft.

Von demſelben Verfaſſer iſt in Unterzeichnetem erſchienen:

Waldmeiſters Brautfahrt.

Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen.

Miniatur-Ausgabe.

Elegant cartonnirt mit Goldſchnitt.

Fünfte unveränderte Auflage.

Preis 48 kr. oder 15 Ngr.

Ein reizendes kleines Epos, welches eben ſo ſehr durch eine tief poetiſche ſinnige Anlage als durch Eleganz und Gewandtheit der Form ſich auszeichnet, wie außerdem mit den lieblichſten und klangvollſten Liedern durchwebt den ganzen Märchenduft des geprieſenen Rheinlandes, die zarteſte Romantik der Blumen- und Elfenwelt athmet, wie wir ſie in dieſer Innigkeit und Anmuth bei keinem der producirenden Dichter gefunden haben.

Die geſchmackvolle Ausſtattung der Miniatur-Ausgabe entſpricht dem Inhalt, ſo daß wir dieß Büchlein, welches gegen die Verſchwommenheit des Weltſchmerzes unſerer Tage ebenſo energiſch Front macht, als es die vergötterte Amaranth von Redwitz gegen den Unglauben unſerer Zeit will, — allen Gemüthern als ein wahres erquickendes Troſtwort wahrer Naturpoeſie empfehlen, welchen noch friſcher Lebensmuth für Rhein und Wein und Wanderluſt im offenen Buſen blüht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

In demſelben Verlage ſind in gleichem Formate und gleicher Ausſtattung wie gegenwärtige Ausgabe folgende Werke erſchienen:

Freiligrath's Gedichte.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibel's Juniuslieder.

Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Goethe's Egmont.

26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Fauſt.

Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethe's Gedichte.

Zwei Theile.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Goethe's

Hermann und Dorothea.

brochirt 15 Ngr. oder — 54 kr.
gebunden 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's

Iphigenie auf Tauris.

27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethe's

Torquato Taſſo.

Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Goethe's Erlinde.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Herder's Cid.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Homer's Ilias
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Homer's Odyſſee
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Hölderlin's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Juſtinus Kerner's lyriſche Gedichte.
Rthlr. 2 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfried Kinkel's Gedichte.
Rthlr. 2 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfr. Kinkel's
Otto der Schütz.
Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abenteuern.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Lenau's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6.

Das Nibelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Oehlenschläger's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Platen's Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Otto Roquette's
Waldmeisters Brautfahrt.
Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen.
15 Ngr. oder 48 kr.

Schiller's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 2. oder fl. 3 12 kr.

Schiller's
Braut von Messina.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Don Carlos.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Maria Stuart.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schiller's Wilhelm Tell.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Wallenstein.
Zwei Theile in Einem Band.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schwab's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Tegnérs Frithiofs-Sage.
Aus dem Schwedischen übersetzt
von
Amalie von Helwig, geb. Freiin von Imhoff.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Uhland's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Wieland der Schmied.
Heldengedicht
von
Karl Simrock.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Zedlitz's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Zedlitz's Waldfräulein.
Ein Mährchen in achtzehn Abenteuern.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Annette von Droste-Hülshoff,
Das geistliche Jahr.
Nebst einem Anhang religiöser Gedichte.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2.

Herr Heinrich.

Eine deutsche Sage

von

Otto Roquette.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1854.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Die Jagd.

O ſchön biſt du, mein Vaterland,
Du deutſche Erde, weit und blühend!
Es glänzt der Ströme goldnes Band
Um deine Gipfel, ſonnig glühend:
Es liegt, vom höchſten Alpenſchnee,
Von jedem Zauberreiz begleitet,
Bis zu des Nordens grüner See
Ein ſegenſtrahlend Netz gebreitet.
Und freudig denk' ich aller Tage,
Da ich durchſchweift mein Heimatland,
Und mit beſchwingtem Herzenſchlage
Stets neue Schönheit bei dir fand.

In deinen Bergen webnt die Sage,
Sie steiget gern hinab in's Thal,
Und kündet gern vergangne Tage,
Und giebt dem Wandrer bunte Wahl.
Zwei Schwestern hat sie. Streng die eine,
Mit ernstem, ruhigem Gesichte,
Sie schreitet hehr und gern alleine,
Die herrliche heißt: die Geschichte.
Die andre Schwester ist ein Kind,
Ein blühend Kind, bekränzt mit Reien.
Mit Jedem weiß es süß und lind,
Selbst mit dem Ernsten bald zu losen.
Das Märchen ist's. Es schmücket stille
Den Weg sich mit der Blumen Fülle.
Und suchst bei ihm du beide Rast,
Und willst nicht mehr als Spiel und Scherzen,
So bist willkommen du von Herzen,
Und bist ein gerngesehner Gast.
Doch fremd dem Spiele, flieht die strenge,
Die ernste Schwester, gern die Beiden,
Weist kalt sie in der Thäler Enge,
In Berge, Schluchten, Wald und Haiden.

Sie selber schreitet königlich
Im Sturmesschritt durch alle Lande,
Ergötzt an Riesenkämpfen sich,
Löst aller Leidenschaften Bande,
Und schmiedet Ketten, bricht sie wieder,
Schnellt neuer Kämpfe ersten Bogen,
Und läßt Geschlechter auf und nieder
In wildem Thatensturme wogen.
Die Sage aber schleichet erst
Der ernsten Schwester leise nach,
Folgt ihren Fersen unverdrossen,
Küßt ihre Opfer liebend wach,
Und was gesunken in Verödung,
Was hoffnungslos dahin geraubt,
Dem drückt sie freundlich auf das Haupt
Den Kranz der Liebe und Versöhnung.
Was groß und schön, sie schmückts mit Zweigen,
Was furchtbar ernst, verhüllt sie nicht,
Doch auch zu ihm pflegt sie zu neigen
Noch einen Strahl von sanftem Licht.
Doch sank ein Held im Siegeskranze,
Dem bringt das herrlichste sie gerne,

Und flicht die ſtrahlendſten der Sterne
Zu ſeines Diademes Glanze.

Die Sage ſoll uns heut geleiten
Ins Harzgebirge, rauh und wild.
Sie weiß in jenen Felsgebreiten
Aus ferner Zeit gar manches Bild.
Vereint der Bilder bunte Menge
In Eines Rahmens enges Rund,
Und macht dem wirrenden Gedränge
Das Ordnungswort gebietend kund.

Da liegt der Harz in breiten Maſſen,
Der deutſchen Berge ächter Kern.
Vieltauſend Rieſenarme faſſen
Und einen ſich von nah und fern.
Die Eiche rauſcht, es rauſcht die Fichte,
Viel tauſend Bäche ſprüdn zu Thal,
Es drängen ſich zum Sonnenlichte
Die Felſenhäupter, ſtarr und kahl.

Mit Waldhornruf und Wiederhall
Erfüllt ſind des Gebirges Hänge,

Von fern und nah erdröhnt der Schall
Aufjauchzend wilder Jägerklänge.
Weit durch den Bergwald dringts zu Thal,
Vom Thal hinauf durch Felsenbuchten,
Die Höhen glühn im Abendstrahl
Doch Nacht durchschleichet schon die Schluchten.
In seinen Schleier nächtlich hüllt
Das Harzgebirge dann sich tief
Und lauter dröhnend wogt und schwillt
Das Echo, das zur Heimkehr rief.
Zum schwellend grünen Wiesenplan
Hinbrauset mit Gebell die Meute,
Und bringt von bergig wilder Bahn
Zum Sammelplatz des Tages Beute.
Vom schweißgen Roß in prächtgem Kleid
Absteigen all die edlen Jäger,
Und ringsher nahn beschwert die Träger.
Die Wagen stehen schon bereit
Das Edelwild zur Burg zu fahren.
Da nahen sich den Jägerscharen
Die Herrn des Zugs, zwei hohe Männer.
Der ein' auf goldgezäumtem Renner

Iſt Kaiſer Konrad. Deutſchlands Marken
Beherrſcht ſein Scepter und ſein Schwerdt.
Geſellt dem Freund, dem mächtig ſtarken.
Der heut als Gaſt den Kaiſer ehrt.
Er reitet ſeinem Herrn zur Seite,
Dem Kaiſer gleich, ein hoher Greis,
Ihm war in manchem heißen Streite
Gebleicht die Locke ſilberweiß.
Zwei deutſche Lande ſind ſein eigen:
Das Sachſenland, dem einſt entſtammt
Sein altes Herzogshaus, zuſammt
Den Gaun, wo friſch in Laub und Zweigen
Thüringens grüne Berge ſteigen.
Der Kaiſer ſtieg durch ihn zum Throne,
Und ſeiner Weisheit kundge Blicke,
Die in den Kern der Dinge tauchten,
Und ratend ſtützten Deutſchlands Krone,
Sie fügten ſeinem blühnden Glücke
Hinzu den Namen des Erlauchten.

Der Kaiſer jagt heut im Gebirg,
Zürs Waidwerk luſtig kühn gegürtet,

Mit seinem Gastfreund, deß Bezirk
Den königlichen Gast bewirtet.
Den Kaiser trägt ein schwarzes Roß,
Der Herzog zügelt seinen Falben,
Dann folgt ein langer reicher Troß,
Sich sammelnd, mehrend allenthalben,
Dem prächtgen Jagdzug sich gesellend.
Waldhörner jubeln auf im Chor,
Der Rüden Schar erhebt sich bellend,
Und springet hoch am Roß empor.
Der Kaiser schickt im Kreis die Blicke
Und spricht zum Freund: Versammelt schon
Sind wir, nur Einer blieb zurücke.
Ich schau mich um nach Eurem Sohn,
Doch Heinrich fehlt. Ob er verloren
Die Spur in fern entlegnem Grund?
Drang ihm der Heimruf nicht zu Ohren,
Der weit durchrauscht der Berge Rund?

Der Herzog drauf: der Jüngling liebt's
Bis in die fernste Schlucht zu schweifen,

Und wenig Berg' und Thäler giebt's
Für seinen Wunsch noch zu durchstreifen.
In Fels und Schlucht ist er bekannt
Durch all sein waldig Heimatland,
Gönnt er sich jetzt noch keine Rast,
Wird er den Heimweg spät auch finden.
Drum kommt, mein königlicher Gast,
Daß ich aus diesen dunklen Gründen
Zu meinem Schloß Euch freudig leite,
Und Mahl und Ruhe Euch bereite.

Der reiche Zug bewegt sich fort,
Durch Grund und Schlucht und Bergeshänge,
Es heben wechselnd hier und dort
Sich immer neue Jägersänge.
So geht es durch die Mondesnacht,
Bis endlich hoch, in dunkler Pracht
Die Harzburg grüßt vom Berg herunter.
Hier ist das Ziel. Der Kaiser zieht
Zum Schloß hinauf, und bunt und bunter
Wird Fest und Mahl, bei Wein und Lied,
Indessen Stund um Stund entflieht.

2.

Der Ilſenſtein.

Das Kloſterglöcklein hat verhallend
Zu Grab geläutet einem Tag,
Es ſteigt der Nebel, weit umwallend
Des Harzgebirges dunklen Hag.
Ein Heer von weißen Dunſtgeſtalten
Mit langer Schleppe ſchwebt empor,
Stets weiter webend im Entfalten
Aus Wieſengrund und Erlenmoor.
Und zu des Berges Rieſenkuppe
Erhebt ſich langſam ſtill der Zug,
Bis ſpät der nächtge Föhn die Gruppe
Zerreißt und jagt in wildem Flug.

Die Finſterniß will tief bedecken
Die Thäler all mit dunklem Flor,
Nur die granitnen Felſen recken
Sich hoch zum Sternenlicht empor.
Doch drunten gähnet Bucht an Bucht,
Es ſtarren nachtbedeckt die Föhren
In wilder, kluftzerriſſner Schlucht.
Nur ſelten läßt ein Ton ſich hören,
Verhallend, wie ein dumpf Beſchwören,
Ein Athemzug, wenn in der Nacht
Das Urgebirg vom Traum erwacht.
Das liegt in rieſiger Geſtalt,
Und dehnet die granitnen Rippen,
Sein buſchig Haupt ein dunkler Wald
Von Nadelholz und ſtarren Klippen.
Das Rotwild ſchlummert längſt im Forſte,
Der Aar in ſeinem Felſenhorſte,
Der Uhu nur ruft dumpf Getön
Erkennungsbang dem Käuzlein zu,
Und prüft die tagesflüchtigen Höhn,
Ein Kind der Nacht, ein Feind der Ruh.
Noch Einmal tönt es ſchaurig ſchrill,

Dann herrscht er — Alles öd' und still.
Doch sieh, was leuchtet durch das Dunkel
Tief in der mitternächtigen Schlucht,
Aufglimmend hell, ein wild Gefunkel?
Des Wolfes Augen sind's, er sucht
Zur Beute sich den jungen Hirsch
Mit hungerwildem Zahngeknirsch.
Der aber wittert schon den Feind,
Springt auf mit angstgedehnten Nüstern,
Und lauscht — dann jagt er hin, und meint
Der graufe Feind folg' ihm im Düstern.
Bald hemmt ihn dorniges Gestrüppe,
Bald stürzt er von Geblöck' und Klippe.
Der Todesangst wild banges Drehn
Giebt Flügel seinen schlanken Läufen,
Er jagt, ob von der Stirn ihm schon
Des Schweißes rote Perlen träufen.
Im fernen Thale sinkt er nieder
Mit letztem todesmüdem Sprunge,
Am Waldbach kühlet er die Zunge,
Und schließt erschöpft die Augenlider.

Hier ist es minder schroff und finster,
Durch Eichen blinkt das Sternenlicht,
Der Mond durch dunkle Schatten bricht,
Es duften Haidekraut und Ginster.
Das Mühlrad schweigt im Thalesgrunde,
Der Müller hat's zu Nacht gestellt,
Und auf des Baches Glitzern fällt
Das volle Mondenlicht zur Stunde.
Die Mühle in grünmoos'ger Hülle
Steht ruhig da in nächtiger Stille,
Vom aufgestuften Baumgedränge
Verborgen in der Thalesenge.

Da schreitet durch der Dämmrung Bann
Ein nächtiger Wandrer durch den Tann.
Er ist verirrt im Schluchtenthale,
Und er erblickt im Mondesstrahle
Hier Mühl' und Bach: Gottlob, ein Haus!
So ruft er freher athmend aus,
Und schreitet übern Steg, zur Seiten
Des Mühlrads, dessen helle Tropfen

Zum Bach des Waldes niedergleiten,
Und weckt mit wiederholtem Klopfen
Die Schläfer in der Mühle drinnen,
Zu Nacht ein Lager zu gewinnen.

Wer pocht da? fraget durch die Thür
Der Müller. — Gebt mir ein Quartier!
Ruft ihm entgegen drauf der Andre.
Die Nacht hat schnell mich überkommen,
Drum bis ich morgen weiter wandre
Soll mir bei Euch ein Lager frommen.
Nur ohne Einwand, laßt mich ein,
Es soll nicht Euer Schade seyn! —
Gebietrisch spricht er aus das Wort.
Der Müller öffnet ihm den Port,
Und sieht erstaunt beim Lampenlichte
Vor sich ein edles Jünglingsbild,
Mit jugendblühndem Angesichte,
Das Lockenbar verwirrt und wild.
Ein dunkelgrünes Sammtgewand
Legt knapp sich um die schlanke Hüfte,

Die Feder an des Hutes Rand
Bewegen ſpielend wehnde Lüfte.
Der Müller ehrfurchtsvoll ſich neigt,
Der ſtolze Wuchs, die Kleidung zeigt,
Bei mattem Licht, aus edlem Hauſe
Ihm einen Herrn vor ſeiner Klauſe.
Dienſtfertig will er gern ſich zeigen.
Er ſpricht: Mein Haus, Herr, iſt Eur eigen,
Wenn Ihr im Sinn nicht Uebles tragt!
Der Andre drauf: Seid unverzagt,
Ein Bündel Streh gebt mir zu Nacht,
Mehr brauch ich nicht zu Ruh und Raſt,
Laßt ſchwinden Argwohn und Verdacht,
Nichts Böſes bringt der ſpäte Gaſt. —
Der Müller fühlt in ſeiner Hand
Mit ſüßem Schauer gleißend Geld,
Und, ſchnell dem edlen Fremdling held,
Iſt er der Arbeit zugewandt.
Am Boden iſt die Streu bereitet,
Der Jüngling dankt, der Müller ſchreitet
Hinaus: Herr, nehmt das Licht in acht!
So ruft er noch, und: Gute Nacht!

Herrn Heinrich aber will nicht Ruh
Mit lindernd weichem Flaum bedecken,
Schließt er die müde Wimper zu,
Kommt stets ein Traum ihn aufzuwecken.
Er ist ein Jüngling eigner Art.
Im Lager war er aufgezogen,
Geworfen, als ein Knabe zart,
Schon früh in wilde Kriegeswogen.
Die Kindheit ging ihm bunt dahin.
Von rauhen Kriegsgesellen ward
Gewartet sein von Anbeginn.
Sie waren gern um ihn geschart,
Und kosten ihn, wenn mit den Waffen
Er hatt' als Knabe schon zu schaffen. —

Es waren grause, wilde Zeiten
Gekommen über's deutsche Land,
In allen Gauen und Gebreiten
War Kampf und Zwietracht heiß entbrannt.
Vom mächtgen Karolingerhause
Der letzte Sproß saß auf dem Throne,

Ein Kind trug Deutschlands Königskrone.
Nicht konnt es steuern dem Gebrause
Des Aufruhrs, den Vasallenkämpfen,
Nicht Krieg, nicht Willkür war zu dämpfen
In den Provinzen, wo erbittert
Bald Stammesfeindschaft brennend lohte,
Bald Fürstenfehde grausam drohte.
Der Thron, das Reich war tief erschüttert.
Und Jene, die zu Rat und That
Man an des Königskindes Seite
Gesetzt, sie nährten selbst die Saat
Der Nacht, in frevelvollem Streite.
Obgleich der Kirche Diener, zogen
In Habgier wild sie auf einander,
Und schleuderten des Hasses Brander
In die empörten Völkerwogen.
Den Bamberg Bischof Adelbert,
Als Haupt des Stammes der Ostfranken,
Lag hadernd mit dem Bruderstamme
Rheinfrankens; heiß und lange währt
Die angeschürte Kriegesflamme,
Bis Haß und Hader nieder sanken,

Von Gift und Dolch geheim bezwungen.
Dann jener Hatto, der den Stuhl,
Von Mainz besaß! Ein Frevelpfuhl
Sein wildes Herz, von tausend Zungen
Verflucht bis auf die fernsten Tage,
Gebrandmarkt von Geschicht' und Sage.
Die Wen'gen, die in treuem Herzen
Des Vaterlandes Elend fühlten,
Sie sahen ratlos und mit Schmerzen
Die Fluten, die das Reich zerwühlten,
Und konnten nicht das Elend wenden.
Es sollte lange noch nicht enden.
Denn schlimmer noch brach nun ein Feind,
Der Ungarn fürchterliche Herden,
Mit rohem Slavenheer vereint
In's Land, mit Sengen, Plündern, Morden.
Durch Baiern, Schwaben, und zum Rhein,
Wie Furien, zog die wilde Meute,
Hinauf dann gings zum fränkschen Norden,
In's blühnde Thüringen hinein,
Und jeder Gau ward ihre Beute.
Die Städte flammten durch das Land,

Die Klöſter hoch zum Himmel rauchten,
Und Glück und Hoffnung troſtlos tauchten,
Hinab in's Todesmeer der Thränen. —
In ſolcher grauenerfüllten Stunde,
Verfolgt, mit jedem Schmerz im Bunde,
Starb hin das junge Königskind.
Ludwig, der letzte Enkelſohn
Des großen Karl, er ſank vom Thron.
„Kein König iſt auf deutſcher Erden,
So ſprach geſchart man um den Todten:
Wer wagt's, wer will ein König werden?
Die Krone ſei nun ausgeboten!
Der Weiſeſte, der Stärkſte ſey's,
Des Sachſenlandes Fürſtengreis!“ —
Der aber trat vor die Vaſallen,
Und führte Konrad von Rheinfranken,
Hervor als würdigſten von Allen.
Der greiſe Konrad ohne Wanken
Nahm von dem Freunde hin die Krone.
Jüngſt war ein Kind auf deutſchem Throne,
Nun trug das Diadem ein Greis.
Ein Mann, ein ſtarker Mann that Not!

Doch ob auch Konrads Scheitel weiß,
Noch war die Kraft in ihm nicht todt.
Des Sachsenherzogs hohe Macht
Gesellt er sich zu rüstigem Wirken,
Und konnte bald in mancher Schlacht
Der fremden Feinde Weg bezirken.
Im Innern aber tobt' und gährte
Der Wirrwarr fort. Kaum war die Fährte
Des einen Feinds entdeckt, vernichtet,
Hat schon der andre hoch empor
Sein kampfgerüstet Haupt gerichtet,
Und Kampf aus Kämpfen ging hervor.

So gab's noch Krieg an allen Ecken,
Und so durch weite Länderstrecken,
Von Roß zu Roß, von Zelt zu Zelt,
Ging es durch jahrelange Kriege.
Der Kriegesschild war Heinrichs Wiege,
Das Lager wurde seine Welt.
Und wie es ging von Jahr zu Jahr,
Herr Heinrich ist herangereift.

Der Knabensinn ist abgestreift,
Die Jünglingskraft ward offenbar.
Schon gegen Ungarn, gegen Slaven,
Hat er gekämpft mit Ruhm und Ehre,
Bestanden manches Strauſses Schwere,
Und unter Rittern, unter Grafen
Stand er geliebt an Kaisers Seite,
Gleich einem Sohn, in jedem Streite.
Es ahnt der Kaiser mächtge Dinge
In dieses Jünglings junger Kraft,
Die oft mit ungezähmter Schwinge
Zersprengt der innren Regung Haft.
„Wär ich ein Kaiser dieser Gauen,
(So hört der Kaiser oft ihn sagen)
Ihr solltet bald vernichtet schauen
Was mit des Schwertes keckem Wagen
Das Vaterland, den Thron erschüttert!
Was im verborgnen gährt und wittert,
Was trotzend kühn zu Tage tritt,
Ich wollte hemmen seinen Schritt!“
Nicht zürnt der Kaiser solcher Rede.
Muß er erdulden, daß das Reich

Zerriſſen wird von innrer Fehde,
Erträgt den Vorwurf er zugleich
Von ſeines Lieblings kühnem Munde:
Begehret oftmals ſeinen Rat,
Und fehlt ihm ſelbſt zu groſzer That
Die Stärke, daſz das Reich geſunde,
Hält er ſich junge Kraft im Bunde
Für ferner Zukunft Hoffnungsſaat.

Noch liegt in Heinrichs kühnen Zügen
Der Jugend Schönheit offenbart.
Dies glühnde Auge ſpricht von Siegen,
Die braune Wang' von mancher Fahrt
Bei Sonnenglut in Heereszügen,
Und dunkel hält, und tief verſchwiegen
Die Bruſt ein mächtig Glühn verwahrt.
Noch hat er nie ein Weib erſchaut,
Deſz Anblick mächtig ihn erfaßt,
Doch längſt ſchon ward es in ihm laut
Von Stimmen, rufend ohne Raſt.
Denn oft in Träumen wunderbar

Sieht ein Gebild' er hold erſcheinen.
Doch will das Bild, ſo himmelsklar,
Dem lichten Tage ſich nicht einen.
Und wie er kühn war auferzogen,
Ein Sohn des Lagers, frei und wild,
Von keinem kühnen Wunſch betrogen,
Ergreift nach dieſem Zauberbild
Ein Drang ihn, ewig ungeſtillt.
Und nicht gewohnt noch zu entſagen
Faßt bald ihn Glut, bald Grimmes Wucht.
Wie ſoll er zu erkämpfen wagen,
Und wie verbannen, was er ſucht.
Dann ſtürmt hinaus er in die Schluchten,
Ins Waidwerk kühn und weit verloren,
Und ſo auch heut in fernen Buchten
Drang ihm kein Hornruf mehr zu Ohren.
Schon lange zog er durch die Nacht,
Verirrt im Wald fand er die Mühle.
Ihn flieht der Schlaf. Da draußen lacht
Die ſternenflimmernd weiche Kühle,
Durchs offne Fenſter ſchaut er aus,
Es duften rings die Geisblattranken,

Durch Wies' und Busch und Waldeshaus
Des Nebels Lichtgestalten schwanken.
Es scheint ein Meer von Dämmerduft
Vom Waldgebirge sich zu senken,
Es scheint ein Weben durch die Luft
Unwiderstehlich fortzulenken.
Und Heinrich, mit gehaltnem Odem
Erwartungsvoll starrt er hinaus,
Aus tausend Blumen strömt ein Brodem
Zu ihm ins schattendunkle Haus.
Der Bach in seinen Ufertiefen
Rollt glitzernd seine Wellen fort,
Es ist, als ob sie singend riefen
Mit schmeichelndem Verlockungswort.
Horch, welch ein Rufen aus der Ferne?
Horch, welch ein Ton durchklingt die Höhn?
Horch, welch ein Wehn im Kreis der Sterne,
Wie leises Weh, wie Lustgetön?
Und all das Tönen, Locken, Rufen,
Eint sich zum Harmonienkranz,
Als ob des Mondlichts Silberstufen
Hintrügen nächter Geister Tanz.

Und ſieh, was ſchleichet dort zur Linde?
Der Lieb' iſt jener Platz geweiht.
Dort lehrt ein Burſch des Müllers Kinde
Verſtohlner Küſſe Süßigkeit.
Die Linde deckt mit leiſem Rauſchen
Die Luſt, die ſtreng der Tag verbeut,
Verſchwiegne Veilchen nur belauſchen
Das Glück, das ſüße Dämmrung beut.

Und Heinrich horcht. Die Blicke ſchweifen
Nach jenem Ort in heißer Glut.
Sehnſucht und Wonnedrang ergreifen
Und locken ihn, es wallt ſein Blut,
Ein ſelig Weh, ein ſüß Verlangen
Durchwoget ihn mit Luſt und Bangen.
Er bebt von nie gefühltem Schauer,
Nicht hält's ihn mehr im dunklen Haus,
Durch's Fenſter ſteigt er flugs hinaus,
Und klimmt hinab die feuchte Mauer,
Bis ihn der Wald auf's Neu umfängt.
Doch immer weiter treibt und drängt

Ihn überwältgend ein Gefühl.
Er raſtet nicht, ſchweift ohne Ziel,
Und ſpähend, ſuchend, rings im Dunkeln.
Ihm iſt's, als ob mit hellem Funkeln
Ein Stern umtanze ſeinen Weg.
Er muß ihm folgen durch's Gehege,
Er ſteigt, er folgt ihm felſenan,
Durch wilde Schlucht, durch dornge Bahn,
Doch immer weiter tanzt ſein Stern,
Er iſt ihm nah, er iſt ihm fern.
Ermüdet wanket ſchon ſein Schritt,
Gehemmt von ſteinigem Gerölle,
Und nun, unwegſam weitrem Tritt,
Starrt des Gebirges wildſte Stelle.
Tief unter ſich ſieht er den Grund,
Rings gähnen ſchwarze, nackte Klüfte,
Im Dämmerlicht im weiten Rund
Liegt's da, wie alte Rieſengrüfte.
Ein Schwindel faſt die Sinne raubt.
Und hochauf ragt ein Felſenhaupt,
Das Mondlicht liegt auf ſeiner Spitze,
Es drängt durch Spalt und Fug' und Ritze

Sich breit und wuchernd Farrenkraut.
Die Erlen stehen aufgebaut,
Gezwängt die Wurzeln in die Spalten.
Und wunderliche Baumgestalten
Umsprühen tausend Wasserfälle.
Bald blitzen sie in Funkenhelle,
Und sind versiegt, verschwunden wieder.
Und horcht das Ohr dann lauschend nieder,
Dann hört es unter Felsenzacken,
Die Riesenwurzeln klafternd packen,
Fern unter Stein und feuchten Moosen
Die tief verborgnen Wasser tosen.
Und schon sinkt Heinrich hin ermattet
Am Riesenfels auf harten Stein —
Da, wie ein Blütenkelch, entblattet
Ein Bild sich ihm voll Zauberschein.

Er sieht die Felsenwand sich theilen,
Ein Meer von Strahlen strömt hervor,
Es bilden die granitnen, steilen
Felsmauern ein gewölbtes Thor.

Drin ſpielt in tauſend hellen Farben
Ein Lichtgewirr, der Springquell ſteigt,
Und fällt in leuchtenden Strahlengarben
Ins Marmorbecken vielverzweigt.
Der Blick dringt in ein Zauberreich.
Wo düftetrunkne Blumen lauſchen,
Und ſelige Geſänge weich
Von allen Zweigen niederrauſchen.
Und — blendend Bild! — Dort durch die Helle
Tritt eine leuchtende Geſtalt,
Mit Lächeln ſteht ſie auf der Schwelle,
Ein Blick von ihr iſt ſchon Gewalt.
Um ihre göttergleichen Glieder
In wonnevoller blühnder Fülle,
Fließt leicht ein ſchimmerndes Gewand
— Mehr lieblicher Verrat, als Hülle —
Vom Buſen zu den Füßen nieder.
Das hält ein glänzend Perlenband,
Geſchmeid' umwindet Arm und Hand.
Zum Nacken fließt das goldne Har,
Weich, feſſellos, der Flechten bar,
Und aus dem Kranz der Glutkorallen

Sprühn duftge Veilchen, dunkelblau,
In ihren Kelchen spielt der Thau,
Und Demanttropfen sprühn kristallen
Ein tausendfarbges Strahlenlicht
Rings um das göttliche Gesicht.
Doch diese Augenlichter höhnen
Jedwedes Schmuckes glänzend Fröhnen,
Der Demant muß beschämt erbleichen,
Die Erde hat nicht ihresgleichen.
Und sieh, die weißen Arme breitet
Sie nach ihm hin, und winket lang',
Und zu dem Erdensohne gleitet
Hinüber zaubrisch ihr Gesang:

Kannst du träumen, kannst du schlafen?
Schöner Jüngling, komm, sei mein!
In der Liebe goldnen Hafen
Führ ich den Beglückten ein.
Kennst du sie, verträumter Knabe,
Diese blühende Gestalt,
Die im Traum mit holder Gabe
Liebend schon zu dir gewallt?

Willſt du fragen nach dem Namen
Meines Reichs voll Strahlenſchein?
Dieſer Fluren dunkler Rahmen
Iſt der graue Ilſenſtein.
Offen ſtehn dir meine Reiche,
Komm, Prinzeſſin Ilſe winkt!
Komm, du biſt der Ohnegleiche,
Dem ſie ihre Liebe bringt!

In den blauen Silberwogen
Stehet mein demantnes Schloß,
Fröhlich um die Säulenbogen
Tanzet mein geſchäftger Troß.
Meine Blumen duften ſingend,
Sterne ſprühn in buntem Schein,
Meine Brunnen ſpringen klingend,
Zögre nicht, o komm, ſei mein!

Sinds des Erdenglücks Minuten,
Die dein irdiſch Herz begehrt,
Sie auch blühn in meinen Fluten,
Tauſendfach verſchönt, verklärt.

Was du jemals noch genossen
War des Bechers leichter Schaum,
Doch was meine Hand erschlossen,
Himmelsluft ermißt es kaum.

Weiße Lilien, glühnde Rosen
Flecht ich um dein blühend Haupt,
In der Tiefe läßt sich kosen
Schöner als die Erde glaubt.
Willst du Sonne, willst du Kühlung,
Alles sei dir gern gewährt,
Jeder Wonne süße Fühlung
Sei dir, holder Freund, beschcert!

Warst du nie vom Glück gerühret,
Einer schönen Liebesnacht?
O so sei, von mir geführet,
Nun zu ewgem Glück erwacht!
Bist in Wonnen du ermattet,
Wachst du auf zu neuem Scherz,
Und mit Seligkeiten gattet
Stets auf's Neue sich dein Herz!

Willſt du welken, wie die Blüten,
Die der Erdenfrühling bringt?
Willſt du zählen die verglühten
Sonnen, die die Nacht verſchlingt?
Ach, bei mir im blauen Grunde
Lächeln Tag' und Nächte gleich,
Du vergißſt den Lauf der Stunde
In der Liebe ſeelgem Reich!

Und Heinrich, bebend vor Entzücken,
Fährt auf in Luſt und Wonneglut,
Sie iſts, mit deren Himmelsblicken
Jedweder Traum geſchürt ſein Blut.
„Wer du auch ſeiſt, holdſelig Weſen,
Mein mußt du ſein, und ewig mein!" —
Er ruft's, und ohne Auserleſen
Des Pfades fliegt er hin zum Stein.
Da baut ſich eine Felſenbrücke
Im Bogen über Schlucht und Duft,
Er fliegt entgegen ſeinem Glücke,
Und liegt entzückt an Ilſens Bruſt.

Und wie er einmal eingedrungen
Durch's hohe ſchwarze Felſenthor,
Hat hinter ihm es ſich verſchlungen
Mit Felsgethürm und nächtgem Flor.
Und wieder dunkeln tiefe Buchten,
Die Föhre murmelt ſtarr und ſchwarz.
Und wieder liegt auf allen Schluchten
Einſame Nacht im wilden Harz.

3.

Der Gefangene.

Auf eines Sees blauen Wogen,
Worauf der Himmel wiederglänzt,
Ein Silbernachen kommt gezogen,
Von Waſſerroſen rings umkränzt.
Er trägt in flüchtigem Weiterſchweben
Herrn Heinrich an ſchön Ilſe's Seite,
Um ſeine Nähe ſieht er ſtreben
Ein langes jubelndes Geleite.
Von ferne ſteigt aus blauen Wellen
Ein Eiland bunt im Sonnenduft,
Die Gipfel trinken Himmelsluft,
Die Woge kühlet ſeine Schwellen.

Und Melodieen rauſchend klingen,
Wie ſich der Zug dem Eiland naht,
Und bunte Fahnen ſieht man ſchwingen,
Ein Blumenregen will verdringen
Den dunkelblauen Wogenpfad.
Der Nachen landet. Jubelklänge
Umrauſchen ſchwellend nun das Ohr.
In ſchönheitſtrahlendem Gedränge,
Das aus den Hallen ſtrömt hervor,
Sind hundert Jünglinge zu ſchauen,
Sie huldgen ihrem neuen Herrn,
Und hundert jugendblühnde Frauen
Umkränzen ihn, wie Stern an Stern.

Spricht Ilſe: Sieh, dies iſt mein Schloß,
Sieh um dich her, dies iſt mein Reich.
Du biſt mein fürſtlicher Genoß,
Mein König und mein Herr zugleich.
Zum Throne komm, zum Silberſaal,
Daß golden deine Stirn ich kröne,
Und ſtolz dich ſeh im Königsſtrahl,
Du herrlichſter der Erdenſöhne!

Und durch ſaphirne Grotten gehts
Mit Pauken und Trompetendröhnen,
Durch alle Räume kühlig wehts,
Und alle Hallen wiedertönen.
Und nun durchs prangende Portal
Hinrauſcht der Zug zum Königsſaal.
Vom weißen Marmorboden ſteigen
Gewölb und Pfeiler von Kriſtall,
Umſtrickt von ſilbernen Gezweigen,
Durchkühlt von ſpringender Waſſer Fall.
Herr Heinrich ſitzet auf dem Throne,
Geſchmückt mit goldner Lilienkrone,
Es huldigt ſeiner Königsmacht
Prinzeſſin Ilſe und ihr Reich,
Das Höchſte was ſein Herz erdacht
An Lieb' und Ehr', ihm wird's zugleich.

Nun rauſcht das Feſt im Kerzenſtrahl,
Es ſchlingt der Tanz ſich durch den Saal,
Bankett und Tanz und Luſtgelage
Sie fragen nicht nach Nacht und Tage.

Die Stunden fliehn. Vor Heinrichs Blicken
Entſchwindet all die bunte Luſt,
Er hält mit glühendem Entzücken
Die Heißgeliebte an der Bruſt.

Doch plötzlich reißt mit holdem Lächeln
Schön Ilſe ſich aus Heinrichs Arm,
Und eilt hinaus, wo duftig warm
Die ſommernächtgen Lüfte fächeln.
Er eilt ihr nach, ſie fliegt, ſie ſchwebt,
Die Welle ſtaut, die Büſche weichen,
Wie er auch eilt, wie er auch ſtrebt,
Er kann die Flüchtge nicht erreichen.
Jetzt ſteht ſie lachend auf dem Hügel,
Er giebt dem hurtgen Fuße Flügel,
Er haſcht ſie, will ſie feſt umſchlingen,
Sie wehrt ihm lachend. Er erfaßt
Sie wild, beginnt mit ihr zu ringen
In glühndem Kampf, in Liebeshaft —
Und plötzlich huſcht ſie lachend wieder
Aus ſeinem Arm vom Hügel nieder,

Und fliegt dahin in Windeseile.
Und gleich des Bogens schnellstem Pfeile
Verfolgt er sie durch blühnde Gänge,
Durch Gärten, drin das Mondlicht zittert,
Ein Hauch verhallender Gesänge
Durch reine Aetherbläue zittert.
Und dann zu Grotten, die sich breiten
Mit freien Säulen hin zur Flut,
Wo Sternenlichter leise gleiten,
Und üppig süße Dämmrung ruht.
Wo sich entfesselt Kuß um Kuß,
Der Lieb' Erfüllung sich entschleiert,
Und aller Wonnen Ueberfluß
Die goldensten der Stunden feiert.

In diesem blühnden Zauberlande
Wird jeder Tag zum Freudefest,
Sind abgestreift die Erdenbande.
Der Wonnekelch, gefüllt zum Rande,
Giebt süß den Schaum, giebt süß den Rest.
Ein Paradies umduftet blühend
Der Liebe hold erfüllten Drang.

Und jede Frucht erbietet glühend
Am goldnen Zweig sich ohne Zwang.

Entrückt ist Heinrich längst der Erde
Mit ihrem wechselvollen Thun.
Was einst ihm war, was einst ihm werde,
Sind längst verschwundne Fragen nun.
Er fühlt ein seliges Vergessen
In der Geliebten Zauberblick,
Ein süß Verlieren alles dessen
Was in der Heimat blieb zurück.
Und Stund' um Stund', und Tag um Tage
Gehn unbeachtet vor ihm hin,
Nach keiner Zeit ist mehr die Frage,
In seinem Glück nur lebt der Sinn.
Und sieht schön Ilse, wie von Tänzen
Und Festen Ueberdruß ihn scheucht,
Bringt sie zu neuen Freudekränzen
Ihm dar, was unerreicht ihn däucht.

Doch endlich will das bunte Weben
Herrn Heinrichs Sinn nicht mehr erfreun

An ihrer Bruſt nur ſcheint das Leben
Des Glücks Geſchenke ihm zu ſtreun.
Und ſelbſt auf ſeiner Seligkeiten
Erfüllungsreichem Throne zieht
Ein fremder Ton mit leiſem Gleiten,
Wie aus vergeßnen fernen Weiten
Durch Ohr und Herz ihm. Doch er flieht,
Wenn Heinrich lieſt in Ilſens Blicken,
Die ewge Wonnen ihm verheißt,
Wenn's ihn zu glühendem Entzücken
Mit allen ſeinen Sinnen reißt.
Und dennoch oftmals kommt ein Träumen
Aufdämmernder Erinnerungen,
Wie aus verlornen fernen Räumen,
Die ihm die Gegenwart verdrungen.
In ihren Armen ſelbſt das Glühen,
Das ihm durch Nerv und Adern bebt,
Scheint Ueberdruß bald zu verſprühen.
Ein fremd Gefühl durchwogt, durchbebt,
Den Buſen ihm, wie Ruf und Mahnung:
Die Seele, aufgeſchreckt, belebt
Verlorner Tage bittre Ahnung.

Wie lange —? komm zuerſt die Frage,
Wie lange weil' ich hier am Ort? —
Ihn dünken es drei bunte Tage.
Und dann: Iſt das der Ruheport
In dem mein Leben ſich ſoll dehnen?
Ihn füllt ein plötzlich banges Sehnen.
Und ſchnell dann ziehn zum Erſtenmale
Die alten Bilder ihm vorbei,
Die heim'ſche Burg im Sonnenſtrahle,
Das Lagerleben wild und frei,
Die Jagd, der Wald, Gebirg und Thal,
Sie kommen, reih'n ſich Zahl um Zahl —
Und ihn durchgährt's: Wie iſt's geſchehen?
Wo bin ich? Wie kehr' ich zurück? —
Gedanken bunt vorüber gehen,
Verſchwunden ſcheint das ganze Glück.
Und wie ſo Bild um Bild ſich zieht
Und ſchlingt vorüber durch die Seele,
Taucht ihm ein alt vergeßnes Lied,
Das oft er hörte, dämmernd auf.
Solch Lied, wie es mit heller Kehle
Der Mädchen Schar am Brunnen ſingt,

Wie es von Jägers Munde klingt,
Wie oft es drang zur Burg hinauf:

Prinzeſſin Ilſe im Ilſenſtein,
Sie tanzet bei Nebel und Mondenſchein,
Sie tanzet in ihrem goldnen Har,
Mit ihren Blauveilchenaugen klar,
Prinzeſſin Ilſe, die feine.

Sie trägt Geſchmeide, ſie trägt einen Kranz,
Dazu ein Gewand von ſchimmerndem Glanz.
Die Nixlein ſpringen wohl um ſie her,
Als ob ſie die mächtigſte Königin wär,
Prinzeſſin Ilſe, die feine.

Prinzeſſin Ilſe, biſt ſchön und hold,
Viel ſchöner biſt du als Perlen und Gold,
Du haſt dein hell kriſtallnes Schloß,
Wohnt mit dir auch drin ein herzlieber Genoß?
Prinzeſſin Ilſe, du feine!

Manch ſtelzer Knab', der dich ſah zu Nacht,
Ward ſchon um ſein jung friſch Herze gebracht,
Bis daß nach der Freude kam Traurigkeit,
Bis daß er vergangen in Jammer und Leid.
Prinzeſſin Ilſe, du feine!

Und fängſt du ſie Alle mit Zauberblick,
Schön Ilſe, ich neide dir nicht dein Glück,
Kannſt nimmer gelangen zum himmliſchen Licht,
Haſt doch keine ewige Seele nicht,
Prinzeſſin Ilſe, du feine!

So füget Heinrich in Gedanken
Zuſammen ſich das alte Lied.
Da wähnet er, die Säulen wanken,
Der Glanz vor ſeinem Blick entflieht.
Er wähnt im Kelch der Glutenroſe
Den Wurm, der tief verborgen nage,
Er wähnt, wie in der Lilie Schooße
Ein Bündel giftger Pfeile rage;
Er ſieht, wie auf geſchwelltem Mooſe
Sich ſonnt die Schlange, aufgerollt,

Wie ſie aus ihrem Schuppengeld
Mit liſtgem Aug gefährlich blitzt,
Und keck die giftge Zunge ſpitzt.
Er hört in der ſteigenden Brunnen Rauſchen
Den Murmelton: Entflieh! Entflieh!
Vom Blütenzweig ein Säuſeln lauſchen
Mit Seufzerlaut: Entflieh! Entflieh!

In der Gedanken buntem Streite
Steht Heinrich da. Da legt ein Arm
Sich um ihn, drängt den Buſen warm
Schön Ilſe hold an ſeine Seite.
Ein Blitz durchzuckt ihn, er will fliehen —
Und preßt ſie wild an ſeine Bruſt,
All ſeine Stirne brauſend glühen
In tobend todestrotzger Luſt.
Er ſenkt den Blick tief in ihr Auge,
Und ſchweigt, als ob mit ſtummer Frage
Er tief die ſtumme Antwort ſauge,
Eh ihm das laute Wort ſie ſage.
Doch Ilſe lächelnd ſpricht: O reiche
Mir deine Hand! Liebſt du mich nicht?

O du mein König und mein Licht!
Komm, daß dein sinnend Brüten weiche,
Und folge mir zu heitrer Bahn.
Das Mondlicht liegt auf blauen Wogen,
Die uns so oft dahingezogen,
O komm zur kühlen Wellenbahn!

Zum Nachen führt sie ihn mit Rosen,
Und zeigt im Aug' ihm eine Thräne,
Rings blühn im Duft die Wasserrosen,
Den See durchziehen ferne Schwäne. —
„Sag mir, du wonniges Gebild,
Aus dem mir Lust und Leiden quillt,
Sag mir, spricht Heinrich, treu und wahr,
Bist du ein Wesen, göttlich klar?
Denn nicht von Erden ist dein Walten.
Wie, oder bist du aus der Schar
Ewig unseliger Gewalten?
O du Geliebte, die mir Leben,
Entzückung, Wonne, Glück gegeben,
An der mein Herz noch schmerzbedrängt
Mit tausend klopfenden Pulsen hängt —

Nein, keine Wahrheit mir verhehle,
Sprich, haſt du eine ewge Seele?"

Schön Ilſe blickt ihn an mit Lächeln,
Und legt ihr Haupt an ſeine Bruſt:
O laß, Geliebter, dich umfächeln
Vom holden Flügelſchlag der Luſt!
Wer fragt nach Urſprung und nach Weſen,
Wenn er ſein Glück umſchlungen hält,
Was du erſehnt, erlangt, erleſen,
Es ſei dein Himmel, deine Welt.
Des Zweifels dämmerndes Gewebe
Soll unſre Liebe nicht entweihn.
Laß Wonne ſich an Wonne reihn,
Empfinde ganz, vergiß und lebe,
Ich bin ja dein, und du biſt mein!

„Wenn ich dir tief ins Auge ſchaue,
Du blendend Licht, ſpricht Heinrich drauf,
Glüht all mein Weſen lodernd auf,
Daß ich der Kraft nicht mehr vertraue
Dem Blick zu geben andern Lauf!

Und im Entzücken aller Sinne
Das brausend meinen Leib durchgährt,
Wähn ich zu goldnem Hochgewinne
Der Willenskraft Verlust verklärt.
Und dieser Augen Himmelsflammen,
Aus denen all mein Leben quillt,
Sie sollten nicht dem Licht entstammen,
Nicht Seele wär in sie gehüllt?
All dies Gefühl, all dieses Lodern
Wär seelenloser Täuschung Spiel,
Und müßte schwinden, müßte modern,
Wenn jeder Sinn erreicht sein Ziel?
Gieb mir ein Pfand, laß mich erfahren
Ob Zweifel sei die Spur des Wahren,
Ob ich am Ende meines Glücks,
Ob sich's als Trug müß' offenbaren
Des sinnberauschten Augenblicks!"

— Welch bang Gefühl, welch bittres Regen!
Geliebter, wirf des Argwohns Last,
Wirf ab des Zweifels wilde Hast,
Und folge deinen Herzensschlägen!

Ein Theil noch iſt es jener Erde
Die du für mich vertauſchet haſt.
Daß ewges Wonneglück dir werde
O Heinrich, fandeſt hier du Raſt!

„O komm zu meiner Erde! ſpricht
Der Erdenſohn: dort ſei die Meine!
Sie prangt in hellem Sonnenſcheine,
Dein Wunderland iſt ſchöner nicht.
Dort laß den Erdentag uns grüßen,
Dort will ich ſchaffen, Thaten thun,
Das Schönſte leg ich dir zu Füßen,
In deinem Anblick auszuruhn!“

— Hör auf, o Heinrich, mich zu drängen,
Hier biſt du mein, hier bin ich dein!
In jener Erde dunkeln Engen
Iſt Wirrwarr groß, iſt Wonne klein.
Dort welkt die Blüte, fällt die Frucht,
Ein Raub von ſturmbewegten Stunden,
Bei mir iſt Frühling ohne Flucht,
Und Frucht und Blüte ſtehn verbunden.

Hier laß uns leben, Heinrich, lieben,
Gebiete was dein Herz begehrt,
Was meine Liebe dir beſcheert,
Vor keinem Sturm ſoll es zerſtieben! —

„Nein, nein, laß ab mich zu umkoſen!
Ruft Heinrich: Zauberhaft Gebild,
Sprich, welches von des Schickſals Looſen
In dieſe Schönheit dich gehüllt?
Wenn eine Seele dir gegeben
Von dem, deß Weſen iſt die Liebe,
Der Zeit vernichtendem Getriebe —
In Ewigkeit zu widerſtreben —
Weh, du erbleichſt —! Laß von mir ab,
Du blickſt, als ſchickte dich das Grab!“

— Laß dieſe Fragen! ſpricht erbleichend
Schön Ilſe: Komm zum Silberſaal! —
Und ihre Arme nach ihm reichend
Sieht er ſie ſtarr im Mondesſtrahl.
— Weh, jenes Felſenufer dort!
Weg, weg! der Nachen lenke fort!

Was ſtarrſt du, Heinrich, dort hinaus?
Fort, komm in mein kriſtallnes Haus!

Ein Beben geht durch die Minuten
Von fernher dringt ein Glockenton,
Und wehet zitternd auf den Fluten,
Und nah und näher wittert's ſchon.
Herr Heinrich fährt empor mit Grauen,
Er wähnt ſein Heimatſchloß zu ſchauen,
Ihm dämmert, was der Ton bedeute:
Das iſt des Vaters Grabgeläute!
Und durch den dumpfen Glockenklang,
Der fern, gedämpft herüber drang,
Wähnt er Geſchrei, Trompetenſchmettern,
Und Schlachtenlärm in wildem Wettern.
„Weh, weh mir! ruft er zornig aus,
Ja ich erkenne dieſe Töne!
Verworfenſter der Erdenſöhne,
Der ich entfloh dem Kampfgebraus!
Mein Vaterland! Mein Vaterhaus!
Ich konnte ſchwelgen, konnte träumen,
Und draußen tobt in bittrem Ringen

Der Kampf noch fort in allen Räumen!
Ich fühl den Ton in's Herz mir dringen.
Mit Ruh und Lieben iſt's nun aus.
Fort! Zauberin! Laß mich hinaus.
Dort iſt der Strand, du ſollſt mich nicht
Zurück in deine Kreiſe zwingen!"

Schön Ilſe will ihn feſt umſchlingen,
Kalt wird und bleich ihr Angeſicht,
Sie ſieht ihn in die Flut ſich ſchwingen,
Sie fühlt wie all ihr Zauber bricht.
Die Welle rauſcht, ſchön Ilſens Stimme
Umtönt mit Rufen Heinrichs Ohr.
Er horcht, will ſinken, reißt empor
Die Arme, daß zum Strand er ſchwimme.
Und, alle Glieder angeſtrengt,
Mit kräftgem Arm theilt er die Wellen,
Die um ihn raſen, um ihn ſchwellen,
Bis ihn der Felſenſtrand umfängt.
Da gellt ein letzter Klageſchrei,
Ein Jammerruf von Ilſe's Munde.

Ein Donnerſchlag. In nächtger Runde
Auf ſchwarzem Fels ſteht Heinrich frei.

Wohin den Fuß nun richten? Grauen
Liegt übern ſchwarzen Felsgeklüfte.
In finſtrer Nacht kein Pfad zu ſchauen
Durch ſtarrende Gebirgesſchlüfte.
Kein Stern am Himmel. Lange braucht
Das Auge, um zu unterſcheiden.
Wie ſoll der Fuß den Abgrund meiden,
Der ſchroff in Tiefen niedertaucht?
Allmählig nur erſcheinen braun
Im Umriß die granitnen Rücken,
Und Blöcke auf einander drücken,
Und Felſen auf und ab ſich baun.
Der Nachtwind läßt ſich tiefer hören
Im Wipfel der Gebirgesföhren,
Und Heinrich ſpäht durch all die Nacht,
Und athmet, wie vom Traum erwacht.

4.

Die Heimkehr.

Am Kohlenmeiler tief im Wald
Der nächtlich dunklen Harzesklüfte,
Geschützt vorm Zug der eisgen Lüfte,
Sitzt mit dem Förster, grau und alt,
Des Köhlers rustige Gestalt.
Das waldgewohnte Brüderpar
Wärmt an der Glut die starren Glieder,
Indeß des Rauches braun Gefieder
Durchwebt der Fichten dunkles Har.
„Horch, horch, war das ein Donnerschlag?“
Der Köhler rufts und schrickt zusammen.
Ein Blitz geht lodernd durch den Hag.

Als ſtünd' der ganze Wald in Flammen.
Es bricht ein tobender Orkan
Mit Heulen und mit wildem Raſen
Durch den Gebirgswald ſchnell ſich Bahn,
Als wollt er teſend niederblaſen
Der Eichen hundertjährge Wipfel.
Doch nur Minuten währt ſein Drohn,
Und plötzlich, wie es kam, iſt ſchon
Das Sturmroß über Höhn und Gipfel
Hoch in den Kreis der Nacht entflohn.
Und finſtre, ſchauerliche Stille
Geht wie Erſtarrung durch den Wald,
Als ob von drohender Gewalt
Gefeſſelt läg' in dunkler Hülle
Jedweder Ton, jedweder Laut.
Der Köhler athmet tief, und ſchaut
Erſchreckt umher. Der eigne Ton
Der bebend ſeiner Bruſt entflohn,
Schien ihm faſt fremd und Grauen bringend.
Der Förſter ſchweigend ſitzt am Ort,
Das Feuer kniſtert ruhig fort,
Den dunklen Rauch in Kreiſen ſchlingend.

Dann ſpricht der Förſter: Sieh die Birke,
Die hier im Nadelholzbezirke
Mit weißem Stamm verloren glänzt.
Ein grünes Laub hat ſie bekränzt —
Das liegt nun welk, das friſche Laub,
Des Herbſtes kalt verblichner Raub!
Und eh im nächſten Frühjahr wieder
Das Laub will knospen friſch und kraus,
Steigt zu der Gruft der Väter nieder
Der Sachſen altes Herzogshaus!
Drei Jahre ſind bereits vergangen,
Seitdem Herr Heinrich uns entſchwand!
Drei Jahre! Ach ich ſah ihn prangen,
Wie hab' ich doch an ihm gehangen!
Vor Allen war er mir bekannt.
Ich war im Lager und im Kriege
An ſeiner Seite, zog ihn auf,
Ich kannt ihn frühauf, von der Wiege,
Sein ganzes Herz ſchloß mir ſich auf.
Von mir empfing der kühne Knabe
Den erſten Waffenunterricht,
Ich ſah ihn ſpornen noch im Trabe

Den Rappen, Glut im Angeſicht.
Im Ritterſpiel ſah ich ihn ſiegen,
Ich ſah ihn in die Feinde fliegen.
O glaub mir, ſolcher giebts nicht Viel',
Wie mein Herr Heinrich war! Ich kannte
Des kühnen Jünglings hohes Ziel,
Nach dem ſein ganzes Herz entbrannte.
Einſt war ein Tag, da kams zu Tage,
Ein Tag, den ich im Herzen trage!
Hör' an: Mein Prinz, der junge Heinz,
Er zählte eben ſechzehn Jahre,
Als unſre Reiſe ging nach Mainz.
Dort lag ein Kaiſer auf der Bahre.
Ein junges Kind, der Feinde Hohn,
Des Reiches Jammer, ſank vom Thron.
Da legte man den Herrſcherſtab
In meines Herzogs greiſe Hand.
Der aber lehnte ernſt ihn ab,
Und führte die, ſo man geſandt,
Zu Konrad unſrem jetzgen Herrn
Der nahm dann Kron und Scepter gern. —
Nun gings in Mainz von Feſt zu Feſten

Es wimmelte von hohen Gästen,
Das Elend, tief im Mark verſteckt,
Ward prächtig kurze Zeit verdeckt.
Doch jenes Tags, von dem ich ſprach,
Sah einſam in dem Feſtgemach
Ich meinen Heinz am Fenſter lehnen.
Mit glühndem Angeſichte ſtarrt' er
Hinaus; ſein Herz, ich hört' es klopfen,
Bei Gott, ich ſah zwei helle Thränen
Aus ſeinen Augen niedertropfen!
Das hatt' ich nie geſehn. Ein harter
Und bittrer Schmerz wohl muſst' es ſein!
Ich trat zu ihm, ich fragt' ihn leiſe,
Er wandte ſich, ein glühnder Schein
Durchfuhr ſein Aug! In wilder Weiſe
Faßt er am Arm mich bebend an:
„Haſt du's vernommen, alter Mann?
Mein Vater ſchlug ihn aus, den Thron!
Vertraute nicht der eignen Kraft,
Zu brechen all des Elends Haft —
Ich hätt's gekonnt, ja ich, ſein Sohn!
Und weſſen Macht im ganzen Reich

Iſt größer, iſt der unſern gleich?
Wir hätten all die Not bezwungen
Das frech entrißne neu errungen!
Und konnteſt du's, o Vater, nimmer,
Ha, dies mein Schwerdt iſt ſtark genug,
Es hätte kühn im Siegesflug
Mir neu erbaut des Reiches Trümmer!
Der alte Konrad! Seine Hand
Kann ſchirmen nicht das Vaterland.
O Hubert, ſollen wir, Vaſallen,
In unſre engen Herzogsballen
Zurück nun gehn? Nichts iſt gewonnen,
All meine Hoffnung iſt zerronnen:"
— So ſprach mein Heinz. Und was er ſagte
Nur allzubald mit Schrecken tagte.

Der neue Kaiſer, ohne Macht,
Vor Allem war darauf bedacht
Sich unſerm Herzog zu verbinden,
Ihm, dem die Krone er verdankte.
Er ſah es, wie der Thron ihm wankte,
Er ſah der Krone Glanz erblinden,

Als endlich Feſt um Feſt verrauſcht,
Und Sorge dafür ward getauſcht.
Herrn Heinrich, den er längſt ſchon kannte,
Und gerne ſeinen Sohn ihn nannte,
Zog er mit Lieb' in ſeine Nähe.
Und ſelbſt mein Heinz vergaß ſein Wehe,
Als Ehr und Ruhm ſein Herz entfachten,
Er lernt' ihn lieben, lernt' ihn achten.
Die Fehde ſtarb nicht aus. Wir blieben
Auf Kaiſers Seit', umhergetrieben
Von Krieg zu Krieg, von Feld zu Feld.
Ich ſchlief zu Nacht in Heinrichs Zelt,
Da hört' ich oft im Traum ihn reden
Von ſeinem Thron, von ſeiner Krone,
Bald murmelnd, bald in heftgem Tone,
Als wollt' ein Andrer ihn befehden.
Er war mein Stolz! Er iſt verloren!
Soll mich der Jammer nicht durchbohren?
Da ſitz ich nun in meinem Walde,
Den mir der Herzog überwies,
Mir iſt, als müßt' auf Berg und Halde
Ich ſuchen ihn, der uns verließ.

Und unſer Herzog! Bruder, ach,
Es ſind gezählt auch ſeine Stunden!
Ich war nach ihm mich zu erkunden
Heut auf der Burg, war im Gemach —
O Gott, das Laub iſt bald gefallen,
Verödet bald ſind jene Hallen!
O läg' ich doch im Feld erſchlagen,
Eh ich den Jammer ſoll ertragen!

Der alte Kriegsmann knickt zuſammen,
Als wär ſein beſſer Theil geraubt,
Der Köhler ſchüttelt ſtumm das Haupt,
Und ſtarret ſeufzend in die Flammen.
So ſitzen beide lang' und ſchweigen.
Da ſpricht der Förſter: Hörſt du nichts?
Es raſchelt drüben in den Zweigen,
Im dürren Reiſig knackt und bricht's.
Es wird ein Wolf ſein. Nimm die Waffe,
Die Stange hier ſei mir zur Wehr,
Laß ſchaun uns, was im Strauch da ſchaffe?
Horch da, ſchon näher kommt es her!

Sie ſpringen auf, und durch die Dichte
Des Waldes tritt ein Menſchenbild,
Geblendet von dem Flammenlichte.
— Wer ſeid Ihr? rufen beide wild.
Der Förſter ſchreitet auf den nächtgen
Verirrten Wandrer, faßt ihn an,
Da will ſich Schauder ſein bemächtgen.
Es ſteht vor ſeinem Blick ein Mann
Mit tiefen, geiſterbleichen Zügen,
Das Auge dunkel, ohne Glanz,
Als ſei's der Grabesruh entſtiegen.
Der langen Locken goldner Kranz
Hängt um die Schläfen, feucht, in Strängen,
Ein Seufzer kommt mit bangem Drängen
Aus tiefſter Bruſt. Befremdet ſchaut
Der Fremde in des Meilers Kreiſe,
Und ſchauernd läßt der Förſter leiſe
Die Hand von ihm. Dem Mutgen graut,
Er möchte fliehn des Fremden Blick,
Der tief ihm in die Seele dringt,
Und rätſelhaft doch ſtets zurück
Das Aug' in ſeine Züge zwingt.

Und wie er tiefer forſcht und länger
In dieſes Auges dunklen Bann,
Kommt's über ihn bald fragend bänger,
Erinnrungsſchauer faßt ihn an,
Entſetzen — Jubelſchrei ſodann:
„Herr Heinrich! Großer Gott, Ihr ſeid es!
Betrügt mich nicht mein wirrer Sinn,
Iſt heut der letzte Tag des Leides!"
Dem Herrn zu Füßen ſinkt er hin.

Ich bin's, ſpricht Heinrich. Welch ein Ort?
Biſt du's, mein alter Hubert? Ja!
Mir iſt, ich war drei Tage fort,
Drei Tage, daß ich dich nicht ſah!

„Drei Tage, Herr — mein edler Prinz!
Drei lange, lange Jahre ſind's;
Ach, alle Welt mag's Euch bekunden,
Drei Jahr, drei Jahr' wart Ihr verſchwunden!"

— Drei Jahre? Nein —! Ich war nur droben
Drei goldne Tag' auf blauem See!

Hält mich ein Traumbild hier umwoben?
Ich glaub' an nichts noch was ich seh.
O bist du's, Hubert? Mein Gesicht
Ist wie umflort! Wo sind die Bogen
Des Schlosses? Wo die klaren Wogen?
Und wo ist Sie? Weh, halt' mich nicht!
Weg, weg von dir, wenn's Herz auch bricht!

Der Köhler spricht vor Schrecken bleich:
O Herr, kein See ist hier im Grunde,
Nur droben hoch im Felsenrunde
Liegt schwarz der böse Hexenteich,
(Man sprichts nicht aus mit sicherem Munde!)
Denn dort —! Wie kämt Ihr da hernieder?
Wer diesen sah, der kommt nicht wieder!

Doch Heinrich, tief in sich versunken,
Hört nichts, und zuckt wie wahnsinnstrunken.
Der Förster aber nimmt das Wort:
O Herr, nun eilig laßt den Ort,
Ich weiß den Weg, drum ohne Weilen
Zu Eurem Schlosse laßt uns eilen!

Spricht Heinrich: Laß mich! Weiter nicht!
Ich fühl's, mein Leib zuſammenbricht,
Mein Auge fällt ermattet zu —
Gieb mir den Mantel. Eile du
Zur Burg, und bringe mir ein Roß. —
Noch ſtammelt er's, als ſchon die Ruh
Mit tiefſtem Schlaf ihn übergoß.
Der Förſter mit bewegtem Sinn
Eilt dunkle Bergespfade hin.
Der Köhler mit geſchäftgen Händen
Bewacht des Feuers helle Glut,
Und bei der Flamme warmen Spenden
Liegt Heinrich eingehüllt und ruht.

So fliehn die eiſig kalten Stunden
Der ſtürmenden Novembernacht.
Da fühlet Heinrich ſich entwunden
Des Schlafs gefällig ſanfter Macht.
Am Arme fühlt er ſich gefaßt,
Er höret dumpfer Stimmen Haſt.
Er ſpäht umher. Im Fackelſchein
Erglühn die Tannen. Vom Geſtein

Blinkt Waffenglanz. Es ſcharrt der Rappe
Das Moos mit ungeduldgem Huf,
Mit Mühe hält ihn nur der Knappe,
Und ringsum hallet Hörnerruf.

Er lebt! Er lebt! tönt in die Runde
Der Jubelſchrei von jedem Munde.
Der Förſter ruft: Auf, auf zum Schloſſe,
Der Tag bricht an, geſpornt die Roſſe!

Herr Heinrich ſtaunt. Kaum ſieht und hört
Er was man will, noch ganz verſtört.
Er ſteigt zu Roß und ſprengt im Fluge
Mit Reiſigen durch Moor und Fichten,
Durch Schluchtennacht, durch Felſenſchichten,
Umrauſcht von ſeinem freudgen Zuge.
Horch! Dumpf Gebraus! Die Mühl' im Grunde
Erinnert ihn an nächtge Stunde,
Wie dumpf erdröhnet ihr Gehämmer!
Die Linde dort —! Der Morgen graut,
Er athmet tief und athmet laut,
Und ſprengt dahin im Waldesdämmer.

Aus gelblich grauen Dünſten ringt
Vergeblich ſich der Sonnenſtrahl,
Ein feuchter Nebelflor umſchlingt
Mit trübem Schimmer Berg und Thal.
Von naſſen Zweigen, kahl und braun
Fliegt gelbes Laub in Wirbelkreiſen,
Durch blaſſgehauchte Wieſenaun
Novemberwinde ſchauernd reiſen,
Der Rieſeneiche Stamm und Aeſte
Bewegen ſich mit leiſem Aechzen,
Und ſchon von Waldgebirg mit Krächzen
Herſchweben ſie, des Winters Gäſte,
Der Krähen Scharen, ſchwarzgefiedert,
Wie Leichenzüge, die das Leben
Des Jahrs der Ruh anheimgegeben,
Und nun im öden Todtenhaus
Zu giergem Mahle ſich verbrüdert,
Den Trauernden ein Leid und Graus.
Und hoch im Umriß dämmergrau,
Die Harzburg ragt aus Nebelfloren,
Der Thürm' und Erker prächtge Schau
Iſt all in feuchten Dunſt verloren.

So durch der Morgenschauer Weben
Jagt windesschnell der Reitertroß,
Daß vom Gestampf die Lüfte beben,
Empor zum hochgethürmten Schloß.
Die Brücke fällt, der Burghof dröhnt,
Willkommensruf von hundert Zungen,
Von hundert Lippen hundert Fragen,
Um einen Sterbenden das Zagen
Von Lebensgrüßen wirds verdrungen.
Herr Heinrich springt vom Roß am Thor
Und eilt zum Thurmgemach empor.

Eng, hochgewölbt ist das Gemach.
Das Morgenlicht durchdämmert schwach
Des engen Fensters runde Scheiben,
Fern liegt des Hofes lautes Treiben.
Der Herzog stumm im Sessel liegt,
Schon von des Todesengels Grüßen
Leis überwebt, die Kraft versiegt.
Da lauscht er, und Herr Heinrich fliegt
Herein und zu des Vaters Füßen.

Der Greis noch Einmal ſtrebt empor:
Mein Heinrich, ach, den ich verlor!
So iſt die letzte meiner Stunden
Doch noch von Freudigkeit umwunden.
Wo warſt du Heinrich — ach, drei Jahr?
Du ſeiſt nach Rom gepilgert, hieß es.
Ich ſchickte ſuchend Schar um Schar,
Mein Vaterherz nicht ruhen ließ es.
Doch gleichviel wo du warſt! du biſt
Aufs neue in der Väter Hallen
Darin mein Tritt nun ſoll verhallen —
Laß nützen uns die kurze Friſt.
Mein Heinrich, ſieh es geht zum Sterben,
Fährt fort der Herzog matten Tones
Und faßt die Hände ſeines Sohnes:
Ich laſſe dich als meinen Erben.
Du biſt im Herzogshaus der Sachſen
Der letzte Sproß. Es hat ſich ſtrebend
Auf ſeiner Kraft gewaltgen Achſen,
Sich immer durch ſich ſelbſt belebend,
Gehalten, ſtark wie ſeine Berge.
Zerſtreut iſt's nun im Reich der Särge!

Du biſt der Letzte nun im Hauſe,
Biſt ſelbſt dein Haus, biſt dein Geſchlecht.
Wie auch dich Sturm und Kampf umbrauſe,
Sei unſrer wert, ſei treu und ächt!
Dem Kaiſer ſteh mit Macht zur Seite,
Er war mein Freund in Fried' und Streite,
Er iſt dein Freund, wenn du das Reich
Beſchirmſt mit Rat und That zugleich.
Doch niemals ſchmälern laß dein Recht,
Mit deinem Schwerdt ſollſt du's behaupten.
Aus jedem Kampfe ungeſchwächt
Bring deinen Kranz, den ſiegbelaubten,
Sei wacker, wenn es gilt im Lande,
Die Fehden ſterben niemals aus.
Dein Schwerdt ſey Schlüſſel aller Bande,
So bleib es ſtets in deinem Haus.
Leb' wohl, mein Wort im Herzen trage!
Leb wohl — ich ſegne deine Tage! —
Der Tod mit leiſer kühler Hand
Hat ſchnell des Lebens Kampf geſchlichtet,
Und Heinrich, an des Lagers Rand
Verbirgt ſein Antlitz ſchmerzvernichtet.

Nun wird es ſtill im alten Schloſſe,
Auf leiſen Sohlen ſchleicht umher
Der Fuß, entleidet blanker Wehr,
Als ob allein des Tods Genoſſe,
Der linde Schlaf ſich hier gebettet,
Und ewge Ruh noch nicht gekettet
Des Herzogs ſilberweiße Locken.
Drei Tage herrſcht ein dumpfes Schweigen,
Und Kleid und Antlitz trauernd zeigen
Verluſt und Schmerz. Und dann der Glocken
Verhallend Dröhnen und Verklingen,
Der Mönche Zug und Hymnenſingen,
Und Orgelton und Weihrauchduft,
Dann ſchließet ſich die Fürſtengruft.
Erloſchen iſt ein alter Stern,
Gehuldigt wird dem neuen Herrn.

5.

Der Fehdebrief.

Die Wintermonde haben ſtürmend
Verſchneit des Harzgebirges Schluchten,
Mit weißer Laſt erhebt ſich thürmend
Die ſchwarze Föhre aus den Buchten.
Die Märzenſonn' vergeblich ſtrebt
In das Gebirge einzudringen,
Zu mild umwehen ihre Schwingen,
Den Feind, der Wald und Thal vergräbt.
Der Schnee noch trotzig haften bleibt,
Ob ihn April auch drängt und treibt,
Und wie April mit ſeinem Drängen
Von dannen jagen will den Feind,

Hat er in Thal und Bergeshängen
Mit jedem Grauſen ſich vereint.
Seht da die Harzburg hochauf ragen,
Gepeitſcht von Regenguß und Wind,
Die Wetterfahnen ſchrillend klagen,
Die Nacht bei Tage ſchon beginnt.
Geſtöber fliegt, mit wildem Sauſen
Am Thurm und Erker hörſt du's Brauſen.
Doch ſuchſt in dieſen Wetterſchauern
Des Schloſſes Herrn du in den Mauern,
Verödet findeſt du den Sal,
Vereinſamt der Gemächer Zahl.
Hinausgeſtoben wie im Fluge
Mit Schwerdtgeklirr ſind Herr und Knechte,
Nach Goslar gings im Waffenzuge,
Es gilt des Hauſes Ruhm und Rechte.

Zu Goslar in der alten Stadt
Geht laut Gewimmel durch die Gaſſen,
Und Markt und Herberg luſtig hat
Sich angefüllt mit Kriegermaſſen.

Hier aus dem Wirtshaus klingen hell
Die Becher zu der Kriegerweise,
Dort jagen neue Scharen schnell
Im Schneewind durch die Straßengleise.
Hier auf dem Markt am Brunnenrand
Stehn angebunden mutge Rosse,
Ringsum in Waffen Männertrosse
Von jedem Rang, von jedem Stand.
Aus Thür und Fenstern giebts ein Schauen
Von braunen Augen und von blauen.
Handwerker, Bürger, Ratsherr lassen
Der alten Häuser schwarze Massen,
Aus ihren giebelhohen Dächern,
Aus Erkern, Löchern und Gemächern
Ruft Nachbar sich um Nachbar ab.
Und so in neubegiergem Trab
Geht's durch die Stadt mit tausend Fragen,
Wo andre schon in dichten Haufen
Des eifrigsten Gespräches pflagen.

— Gevattern, seht, wie ich Euch sage,
Der Schneider rufend kommt gelaufen:

Ich wittre heuer große Tage.
Der junge Herzog, sapperment,
Wer's nicht beim ersten Blick erkennt,
Hat's Herz auf seiner richtgen Stelle!
Wär ich wie er, ich säumte nicht,
Und liefe dem Kaiser ins Gesicht:
Herr Kaiser, laßt mein Erb' in Ruh,
(Der Schneider ruft's und schwingt die Elle)
Nicht einen Lappen geb ich her!
Und wollt Ihr's stehlen, so seht zu,
Daß Euch der Wunsch nicht reue schwer!
Ich hab ein Schwerdt, das ist 'ne Nadel
Die thut durch alle Zeuge stechen,
Und ist vom allerältsten Adel!
Seht, Nachbarn, seht, so würd' ich sprechen! —

Brav, Nachbar Schneider! tönt's im Kreise,
Indeß bei solcher Beifallsspende
Der Sprecher, halb erstarrt zu Eise,
Mit Heldenstolz sich reibt die Hände. —
— Ach Gott! spricht drauf der Krämer leise,
Auf dessen Nas' und Veilchenwangen

Der Winterfroſt ſein Siegel drückte:
Ach Gott, man ſäh es doch mit Bangen,
Wenn ſolch ein Spiel dem Herrn mißglückte!
Nur nichts mit Kaiſer und mit Reich,
Nur damit hab' er nichts zu ſchaffen,
Denn ſind einmal entblößt die Waffen
So wollen ſie nicht ruhn ſogleich.
Gevatter, ſeht, wenn meine Frau —

„Einmal gelöſt hat ihre Zunge,
So bleibt ſie wochenlang im Schwunge,
Gevatter, das wißt Ihr genau!"
So fällt der Metzger ihm in's Wort,
Und Lachen ſchallet rings am Ort.
— Was giebts, ihr Herrn? Man lacht, man lauft?
So kommt in weiß beſtäubtem Kleide
Der dicke Bäcker angeſchnauft:
Was ſoll das Rennen und die Freude? —
Ein Dutzend Stimmen ſchnell umrauſcht
Mit zwölf verſchiedenen Berichten
Des Fragers Ohr, der ſtaunend lauſcht,
Beſtrebt das Wortgewirr zu ſchlichten.

„Im Irrthum ſeid ihr all, Gevattern!
Schreit eine Kehle hell dazwiſchen:
Ich ſeh euch All' im Trüben fiſchen,
Hört, hört nur, was ich thät ergattern!
Dem Bürgermeiſter hatt' ich eben
Hals, Kinn und Backen eingeſeift,
Das Meſſer thät ich ſchon erheben,
Als er mich flugs am Arm ergreift.
Springt an das Fenſter, ſchaut hinaus,
„Der junge Herzog!“ ruft er aus,
Nimmt Hut und Stock, wiſcht ab 's Geſicht
— Ich ſteh verſteinert und verſtiert —
Stürzt aus dem Hauſe unraſirt!
Ich folg' ihm auf den Hacken dicht,
Und hol' ihn ein am Rathausthor.

„Und nun? Und nun?“ ertönt's im Chor.
Und nun, fährt fort mit wichtgem Ton
Der Bader: war er mir entflohn!
Schnell trat ich einen Reiſigen an,
Doch mürriſch ſprach der bärtge Mann:

„Der Kaiſer will mit Schaum und Liſt
Den jungen Herzog Heinz barbieren,
Doch ſo lang' noch ein Sachſe iſt,
Soll er kein Härchen nicht verlieren!"
Da habt ihr's nun, ihr Herrn! Ich hab's
Euch ſtets geſagt, und ſag's euch wieder,
Niemals kein höher Handwerk gab's,
Als meine edle Baderei.
Denn ſteigt ein Kaiſer ſelbſt hernieder
Die Herrn und Fürſten zu barbieren,
So iſt was ganz Apart's dabei!
Doch ehe das wird zünftger Brauch
Will ich für meinen Theil doch auch
Die alte Kundſchaft nicht verlieren! —

Er ſpricht's und ſchießt dahin die Gaſſen,
Ein laut Gelächter ſchallt ihm nach,
Indeſſen hier und da die Maſſen
Sich neu gruppiren allgemach,
Trotz Schneegeſtöber, Wind und Regen,
Die durch die alten Straßen fegen.

Zum Waffenſchmidt der Schneider ſpricht:
Das iſt ein Wetter, he? Gewatter,
Viel beſſer wär's man ſäumte nicht
Und kröche hinter Thor und Gatter.
Es geht heut auf Walpurgisnacht,
Da auf dem Blocksberg mag's heut toben!
Und von dem Koboldſpuk da droben
Ward uns ſogar was zugedacht.
Seht nur, da durch die Gaſſe fegt
Ein neuer Reitertroß herein!
Viel Waffenzeug und Stahl! Das trägt
Dem Herrn Gevatter auch was ein.
Potz Regen, Schloßen und kein Ende!
Ich mach mich endlich auf die Sohlen,
Vor Froſt erſtarren mir die Hände,
Ich will mir meinen Mantel holen!

Der Waffenſchmidt, ein ernſter Mann,
Sucht eilig ſeine Werkſtatt auf.
Da faßt ein fremder Arm ihn an
Und hält in ſeinem Gang ihn auf.

— Herr Hubert! Ei! auch Ihr in Waffen? —
„Kommt, Meiſter, ich bring' Euch zu ſchaffen,
Spricht Hubert; hier das alte Schwerdt
Ein ſtärker Griffgefäß begehrt,
Die lange Ruh bekam ihm ſchlecht,
Setzt ihm den alten Kopf zurecht!“ —
Zur Waffenwerkſtatt ſchreiten beide.
Der Meiſter bringt dem alten Degen,
Den gern er ſieht im Waffenkleide,
Den Becher klingend hell entgegen,
Und bei des Hammers rüſtgen Schlägen
Spricht er zu Hubert: Nun verkündet
Mir endlich, was dies all bedeute,
Warum ſich all dies Schwirren heute
In unſrer Stadt zuſammen findet.

Ja ſeht, ſpricht Hubert, kaum noch war
Der alte Herzog beigeſetzt,
Als ſchon von ſeiner Feinde Schar
Dem Prinzen ward das Schwerdt gewetzt.
Herr Heinrich zeigt des Vaters Tod
Dem Kaiſer an, und bietet treu

Jedweden Dienſt dem Reich auf's Neu,
Wie ihn ſein edler Vater bot.
Der Kaiſer aber iſt umſtellt
Von Ohrenbläſern, Schmeichlern, Laffen,
Vor Allen hat er ſich geſellt
Den ſchlimmſten Feind, den ſchlauen Pfaffen,
Den Hatto, Erzbiſchof von Mainz,
Dem jede Schandthat zuzutrauen,
Deß Ratſchluß gleich des böſen Feinds,
Nicht ſchlimmern giebts in deutſchen Gauen.
Von ihm verläumdet und verklagt,
Bei Nacht, bei Tage, ſtets geſchäftig,
Wird unſer Herzog, der ſo kräftig
Hoch in des Kaiſers Gunſt geragt.
Der Kaiſer mit bethörtem Sinn
Neigt ſich zu dem Verläumder hin,
Und meldet kurz: Es ſei genug
Wenn Sachſen unſerm Herrn verbleibe,
Daß ſeiner Jugend kühner Flug
Nicht ſeine Macht noch höher treibe.
Thüringen, das des Kaiſers Hand
Dem ſelgen Herzog einſt verlieben,

Woll' er Herrn Heinrich nun entziehen.
Des Kaisers Eidam sei ernannt,
Graf Burkhard, Thüringen sogleich
Als Lehen in Besitz zu nehmen.
Was? Meister! Er soll sich bequemen,
Der Mächtigste im ganzen Reich,
Herr Heinrich sollte stumm sich neigen,
Sich solchem Wort gehorsam zeigen?
Sein blühndes Thüringen gelassen
Sich aus den Händen nehmen lassen?
Das that er nicht, und das war brav!
Nein! rief, als ihn die Meldung traf,
Herr Heinrich: keinen Fußbreit weiche
Aus meinem Recht ich, meinem Erbe!
Und kämst du mit dem ganzen Reiche!
Herr Kaiser, sieh wie dein Herr Graf
Sich um mein Eigenthum bewerbe!
Mein Schwerdt erweckst du aus dem Schlaf,
Und wach soll's bleiben bis ich sterbe! —
Das war ein Wort! Gleich ging's zu Roß.
Graf Burkhard stand mit seinem Troß
Im Lande schon. In wenig Tagen

Ward er beſiegt, hinausgeſchlagen.
War kurze Arbeit! Noch iſt's nicht
Ein Monat, ja da ſaß ich ſchlicht
Als Förſter noch bei meinen Bäumen,
Und ließ mir nichts von Schlachten träumen,
Jetzt werden jung mir Kopf und Glieder,
Die alten Tage kehren wieder!
Doch hört: Thüringen iſt beſetzt.
Graf Dietmar iſt dahin geſtellt,
Des Herzogs Freund, der's wacker hält.
So iſt das Kriegsſchwerdt denn gewetzt.
Doch wohl bedacht, daß ſolch ein Thun
Der Kaiſer nicht verzeihen könne,
Die Waffen nicht mehr können ruhn,
Die Fehde heiß vielleicht entbrenne:
Hat Herzog Heinrich alle Macht
Im Sachſenland hierher entboten.
Vor einer Stunde haben Boten
Dem Herrn die Nachricht ſchon gebracht:,
Des Kaiſers Bruder Eberhard
Mit einem Heere komm' gezogen,
Und nun in hellen Waffenwogen

Gebt ihm entgegen unsre Fahrt.
Das Herz im Leibe springt mir auf,
Seh meinen jungen Herrn ich an,
Der wird Euch noch ein ganzer Mann,
Und nimmt Euch wohl noch höhern Lauf!

Ich sah ihn, spricht der Waffenschmidt,
Ich sah ihn oft in frühern Tagen.
Doch Eines noch müßt Ihr mir sagen:
Drei Jahre lang war er verschlagen,
Wo war er da? Wie ist's damit?
Man raunt sich Mancherlei ins Ohr.
Der Eine ließ in Rom ihn knieen,
Der Andre mit dem Kaiser ziehen,
Noch Andre ziehen gar den Flor
Geheimnißvoller Kräfte drüber,
Man rät hinüber und herüber.
Und jüngst, als er am Weihnachtsfest
Bei uns in Goslar ist gewesen,
Stand ihm im Antlitz viel zu lesen,
Das Schauerliches ahnen läßt.

Die Stirn umwölkt, das Auge tief,
Und finſter die ſonſt heitren Züge,
Als ob er Böſes in ſich trüge,
Daß kalt es Einen überlief!

Der Schmerz war's um den ſelgen Herrn:
Spricht Hubert drauf. Doch die drei Jahr
Da er verſchollen weit und fern —
Wie er verſchwunden? Wo er war?
Das, Meiſter, wüßt ich ſelber gern.
Als wir ihn fanden — heilger Geiſt!
Das war ein Antlitz zum Entſetzen!
Starr, marmorkalt und wie vereiſt,
Das Lockenhar in naſſen Fetzen,
Und gar das Auge —! Laßt Euch ſagen,
Er war halb irre, denn drei Jahr,
Drei Jahr war weg er offenbar,
Und wußte doch nur von drei Tagen!
Hernach ward's beſſer. Zwar ihm blieb
Noch immer ein gefährlich Weſen,
Das oft zu mir zum Wald ihn trieb.
Die Jagd ward dann von ihm erleſen.

Wir ſchweiften oft im Schnee umher,
Dann blieb er Nachts in meinem Haus,
Zum Schloſſe mocht er bald nicht mehr.
Nur Eine Gegend gab's im Wald
Vor der er floh mit Scheu und Graus.
Wir jagten einſt. Der Wind blies kalt,
Die Krähen lärmten in den Fichten,
Hoch lag der Schnee in harten Schichten,
Es war die Schlucht am Ilſenſtein.
Da iſt's, als käm aus tiefer Kluft
Ein leiſes Rufen und ein Schein —
Herr Heinrich fährt herum und ruft
Mit grauſ'ger Stimme: Nein, nein, nein!
Ein Aechzen gehet durch die Luft,
Ich ſeh ihn an — Herr Gott, welch Bild!
Kein Falkenauge glüht ſo wild.
Ich war erſtarrt — Ihr wißt, ich bin
Sonſt eben nicht von ſcheuem Sinn.
Wir eilten heimwärts. Doch die Nacht
Hat er gar elend zugebracht.
Er klagte wild, er hab' allein
Verſchuldet ſeines Vaters Tod.

Was ich ihm auch entgegen bot
Es ging ihm nicht zu Herzen ein.
Das ging so hin, bis endlich wir
Zum Weihnachtsfest nach Goslar kamen.
Da ward es besser, und von hier
Erwuchsen wieder ihm die Schwingen.
Die Harzburg ward auf's Neu bezogen,
Mit Kraft schien's in ihn einzudringen,
Sein schaurig Wesen war verflogen.
Jetzt' blüht' er wieder herrlich auf,
Mit Freuden folgt ich seinem Lauf.
Ein lustig Schlößlein ließ er bauen,
Schloß Ilsenburg im Ilsethal,
Wir ritten oftmals hin zu schauen
Durch's weiße winterliche Thal.
Vor Allem gab er der Kapelle
Im neuen Haus die beste Stelle.
Ich hoffte nun für ihn das Beste,
Und so auch kam's. Der Fehdebrief
Des Kaisers kam zu uns und rief,
Und jetzo sind wir Eure Gäste.
Seht, Eure Arbeit ist vollendet,

Recht ſo, nun ſitzt es feſt. Und nun
Mögt Ihr wohl von der Arbeit ruhn,
Und wenn Ihr dran Gefallen fändet
Wollt ich Euch mit aufs Rathaus nehmen.
Da geht's heut hoch her. Dieſe Nacht
Wird von den Herrn zum Tag gemacht.
Man muß ſich dem Moment bequemen.
Erſt gab's zu ordnen und zu ſprechen,
Jetzt ſitzt man wohl ſchon feſt beim Zechen.
Dann morgen frühe geht's in's Feld,
Und bald erfährt von uns die Welt!

Die Beiden gehn. Der Regen hat
Und Schneegeſtöber nachgelaſſen,
Der Sturmwind nur durchheult der Stadt
Hochaufgemäuert finſtre Gaſſen.
Das laute Leben iſt vorbei
In all der dunklen Straßen Zahl,
Nur dort der Fenſter lange Reih
Zeigt den erhellten Rathausſaal.
Seht nur, ſpricht Hubert, wie ſo mächtig
Die alte Kaiſerpfalz dort dunkelt,

Indeß hier oben bunt und prächtig
Das neue Leben sprüht und funkelt!
Ja träumt, ihr alten Kaisermauern,
Ihr mögt nun immerhin vertrauern,
Was ausgeht einst aus diesen Räumen,
Das laßt ihr euch wohl nimmer träumen!

„Da habt Ihr recht!“ ertönet neben
Den Beiden eine Stimme helle:
„Ich denk, wir werden was erleben,
Nicht alles mißt sich mit der Elle!
Der Herzog Heinz ist von Gestalt
Für's Kaiserwamms wie zugeschnitten!“ —
Die Beiden sehn sich an den Dritten,
Deß Stimme hier so keck erschallt,
Und bei dem hellen Fackellicht
Das aus der Rathausthüre bricht,
Grüßt sie des Schneiders Zungenspiel,
Den Neugier trieb von Hause wieder.
Ein dürftig Mäntelchen fliegt kühl
Im Sturmwind um die magern Glieder.

Des Auges blitzend helles Grau
Lebendgen Antheil trägt zur Schau.
„Ihr Herrn, fährt fort er, lenkt die Schritte
Zum Saal? Ei nehmt mich mit, ich bitte,
Laßt mich den jungen Herzog sehn,
Für den ich für mein Leben gerne
— Wer weiß, vielleicht liegt das nicht ferne —
Den Kaisermantel möchte nähn!“

Des Sprechers reger Antheil freut
Herrn Hubert. — Kommt denn mit! so spricht er.
Und durch den Hof, wo bunt zerstreut
Sich bärtger Knappen Anblick beut,
Und Roßgewirr und Kriegsgesichter
Im roten Glanz der Fackellichter,
Hinauf ein Treppchen steigen sie
Hoch zu des Saales Gallerie.
Hier überschaun sie weit das Feld,
Der Pauke nachbarlich gesellt,
Die sie umrauscht mit Donners Dröhnen,
Zu Pfeifen und Trompetentönen.

Mit Fahnen iſt geſchmückt der Saal,
Mit Lanzen, Rüſtungen, Trophäen.
Beendet ſcheinet ſchon das Mahl,
Und bunte Gruppen ſieht man ſtehen.
Gelärm, Geſpräch und Becherklang
Durch die gewölbte Halle drang.

Seht da, ſpricht Hubert, meinen Herrn!
Strahlt er nicht königlich vor Allen?
Schon beugen ſich vor dieſem Stern
Die Herrn und Grafen als Vaſallen.
Der Schneider ſpricht: Sein Auge blitzt,
Als wär es pures Demantfeuer
Und ſeht nur, wie das Wamms ihm ſitzt,
Glaubt mir, der Stoff iſt grauſam theuer!
Wenn ich ſo einen Stoff nur ſeh
Wird mir im Herzen wohl und weh!
Könnt' ich an ſo ein koſtbar Stück
Einmal mit Nadel und mit Scheeren,
Das wär ein Jubel und ein Glück,
Mein Lebtag hätt' ich dran zu zehren!
Herr Hubert, braucht der Herzog mal

Was Rechts — ich mach's vom beſten Schnitt.
Ich bitt Euch, werft auf mich die Wahl! —
Das Wort drauf nimmt der Waffenſchmidt:
Der junge Herzog trägt ein Schwerdt,
Das iſt mit Gurt, Gehäng und Schnallen,
Weit über tauſend Kronen wert.
Es iſt das ſchönſte Schwerdt von allen
Die je mein Auge hat erblickt,
Was ſo ein Anblick doch erquickt! —
Seht da, ſpricht Hubert, da wird's bunt.
Es tritt ein Ritter in den Saal
Und thut dem Herzog etwas kund.
Ein Bote ſcheint's. Und allzumal
Umdrängen ſie ihn, Schar um Schar.
Seht doch, das ſcheint was Wichtges gar!
Der Herzog giebt das Zeichen! Still,
Ihr Fiedler, ruhig ihr Trompeter,
Still, laßt das Schmettern und Gezeter,
Der Herzog Heinrich ſprechen will!

Und Heinrich ſpricht: Ihr Herrn, auf's Pferd!
Krieg, Ehre, Ruhm iſt uns beſcheert.

Graf Dietmar thut mir Botſchaft kund
Der Kaiſer ſchicke ſeine Heere,
Sein Bruder Eberhard begehre
Gehorſam. Räumen ſoll zur Stund
Ich Thüringen. Die Macht ſei ſein.
Mein Recht ſei Aufruhr und Empörung.
Doch ließ' ich ab von der Bethörung,
So ſolle ſeiner Gnade Schein
Durchbrechen meines Frevels Nacht.
Wo nicht, ſo drohe Bann und Acht!
Ihr Herrn, ſo iſt des Kaiſers Wort.
Gen Eresburg ziehn ſeine Heere,
Graf Eberhard vereint ſie dort,
Und eines Kaiſerzornes Schwere
Kommt hergewälzt mit ſeinen Waffen.
Ihr Herrn, nicht einen Fuß breit Land
Laß ich vom Kaiſer mir entraffen,
Und ob geächtet, ob gebannt!
Mein Erb' iſt mein, mein Recht iſt Recht,
Und Niemand raubt mir's ungerächt.
Zu Roß, ihr Herrn, der Krieg beginnt.
Eh eine Stunde noch verrinnt

Ziehn wir in hellem Waffenglanz
Gen Eresburg zum Schlachtentanz!

Hoch unser Herzog Heinrich! hallt
Der Beifallsruf von tausend Zungen.
Trompetenschall dazwischen schallt,
Von Tönen ist der Saal durchdrungen.
Der Schneider mit Fanfarenstimme
Begeistert in den höchsten Tönen
Des Paukenschlägers wildes Dröhnen
Zu hochgeschwungnem Heldengrimme.
Nun tönt das Haus. Die Gänge klirren
Und rasseln vom Gelärm der Eisen.
In Höfen Roßgewieher, Wirren,
Gemischt mit wilden Kriegerweisen.
Noch ist es Nacht. Die Sterne lauschen
Aus jagenden Wolken. Aufgeschreckt
Erwachen Goslars dunkle Gassen.
Was all im Finstern sich versteckt,
Fährt auf bei all dem wilden Rauschen.
Im Fackelglanze durch die Straßen
Hinfliegen blinkend Reitermassen.

Hinaus zum Thor sauſt Zug um Zug
Mit lautem Kriegslärm sich bewegend.
Und eh noch eine Stunde schlug
Ist in der dunklen Berge Gegend,
Weit hinter Felsen, Schlucht und Wald
All das Geräusch verweht, verhallt.

6.

Die erſte Mainacht.

„Was jagt durch die Nacht mit geſcheuchtem Huf
Da hinauf, da hinauf?
Sind Sterbliche, lockt ſie mit Geiſterru.
Haltet auf, haltet auf!
Es bäumt ſich das Roß,
Es wirrt ſich der Troß,
Kann am ſchwarzen Grund nicht vorüber,
Laßt ſie bäumen und ſtehn,
Laßt ſie wirbeln und drehn —
Hußah! da ſauſt es hinüber!

Herr Heinrich brauſt in die Kaiſerſchlacht
Mit Troß und Geſind.

Es glühn ſeine Locken durch Nebel und Nacht
Und flattern im Wind!
Iſt von unſerer Schar,
Hat gewohnt drei Jahr
Bei ſchön Ilſe im Steine gefangen,
Ließ ſie ſitzen im Stein
Mit Sehnen allein,
Irdiſch war all ſein Verlangen!

Und ſeht ihr die Krone, die bläulich glüht
In der felſigen Schlucht?
Sie ſchwebet herauf, und ſie lodert und glüht
Ihm nach auf der Flucht.
Jetzt rührt ſie ſein Haupt,
Und die Meute die ſchnaubt,
Es ſtarret der Troß vor Entſetzen!
Hält den Zauber nicht aus —
Hei, lachet ſie aus!
Und will ſich an Blut doch ergötzen!“

So klingt zum wilden Hexentanze
Um's Feuer der Dämonenchor.

Es glimmt und glüht in buntem Kranz
Aus allen Tiefen hoch empor.
Die erſte Mainacht iſt's, es wittert
Das Harzgebirg von Geiſtertroſſen,
Es raſt der Sturm, die Eiche ſplittert,
Von Wolkenbrüchen übergoſſen.
Es dröhnt die Schlucht, der Fels erzittert
Im Toben, das ſich heut erſchloſſen.
Die Lüfte beben, wie hinauf
Zum Blocksberg jagen wilde Scharen,
Entfeſſelt: mit gelösten Haren,
Im ſturmgetragnen Jubellauf.
Was ſterblich heut den Bergesſchlüften
Sich naht, wird jählings fortgeriſſen,
Und kann's nicht ſchweben in den Lüften,
Und ſehen nicht in Finſterniſſen,
So läutet ihm aus Moor und Luft
Ein Hohngelächter in die Gruft.
Hinauf zum Blocksberg! Tanzt im Kreis!
Da hält den Hof der Berggeiſt eben,
Und wer was Rechts zu bitten weiß,
Dem wird Gewährung heut gegeben! —

Fernab am rieſgen Ilſenſtein,
Verſunken tief in dumpfe Trauer,
Schön Ilſe ſitzet ſtill allein
Umweht von mitternächtgem Schauer.
„Er hörte nicht der Stimme Ruf,
So klagt ſie, floh durch Felſengründe,
Es trug ihn hin des Roſſes Huf,
Mein Liebesruf verhallt' im Winde!
Ich rief ſo laut, ich rief mit Klagen,
O Heinrich, komm zu mir zurück!
Ich ſah ihn fliehen, ſah ihn jagen,
Und mit ihm floh dahin das Glück!"
So klagt ſie unterm Eibenbaum,
In Sehnen und in Leid verloren.
Und ſieh, da ſchlüpfen durch den Raum
Aus Büſchen und aus Felſenthoren,
Aus Gründen und vom Erlenhügel,
Getragen wie von luftgem Flügel,
Viel ſchadenfrohe Nixlein leis,
Und ſchlingen um ſie her den Kreis.
Die Eine ruft: Sag an, ſag an,
Wo iſt nun hin dein Zauberbann?

Wo iſt dein herzgeliebter Schatz,
Und wo der zauberhelle Platz,
Wo du ihn küßteſt halb zu Tod?
Thut ihm dein Herzen nicht mehr Not?
Die Andre ruft: Sag deinem Süßen,
Herrn Heinrich ſag, ich ließ' ihn grüßen,
Ich wüßt auch gar ein Plätzchen hold,
Wenn wieder Scherz er ſuchen ſollt!
Die Dritte ruft: Geh, ſei ſein klug,
Was willſt du auch vom Erdenſohne?
Der findt dich gar nicht ſchön genug,
Langweilig war's auf deinem Throne!
Geh, ſuch dir auf dem Blocksberg heute
Recht einen derben Jungen aus,
Sind droben heut gar wackre Leute,
Dem bau du wieder neu ein Haus! —
Und ſo in lichtem Wirbelkreiſe
Verhöhnend tönt der Nixen Weiſe.
Der volle Mond erhellt den Plan.
Da tritt ein Nixlein wieder an:
Ei ſieh, ſchön Ilſe, ruft's mit Lachen,
Dein Schatz begehrt gar ſeine Sachen!

Kannſt du ihn nicht von Neuem zwingen,
Ihm ein unſterblich Seelchen bringen?
Geh hin zum Blocksberg, wer begehrt,
Dem wird ja Gnade heut beſcheert,
Begehr ein Seelchen, klein und fein,
Und bring' es zu dem Liebſten dein,
Biſt wie ein Mägdlein dann der Erden,
Kannſt auch Frau Herzogin noch werden: —
Und wieder tanzt der Kreis und ſchwebt
Rings um den Plan mit leichten Sohlen,
Wo in der Maiennacht verſtohlen
Die erſte Primel ſchon ſich hebt.
Denn wo ſie kreiſen, wo ſie ſchweben
Geht leiſes Wirken durch die Nacht,
Und ſtill geheimnißvolles Weben
Bewegt und rührt die Keime ſacht.
Schon lauſcht am feuchten Fuß der Erlen
Das Veilchen aus dem moosgen Pfühl,
Und in der Mainacht nebelkühl
Bekrönt mit tauſend Knospenperlen
Erwachend ſich die Uferweide,
Und grünlich klärt ſich ſchon die Haide.

So ſchaffen ſie im luftgen Reigen,
Und höhnen ihrer Schweſter Not.
Schön Ilſe hört's mit dumpfem Schweigen,
Und was man ſpottend ihr auch bot,
Still will ihr tiefes Leid ſie tragen,
Sie läßt ſich höhnen ohne Zagen.
Bis endlich lachend iſt nach oben
Der Nixenreigen all zerſtoben. —
Und wie verklungen iſt der Chor,
Schön Ilſe ſeufzend ſchaut empor
Und ruft: Was ihr mit Hohn geſungen
Iſt mir wie Hoffnungsruf erklungen.
Zum Berggeiſt will ich wandern drüben,
Ob er die Bitte mir gewähre,
Mir eine ewge Seel' beſcheere,
Die mir erneue Heinrichs Lieben! —

Und mit der Liebe raſchem Flügel
Eilt ſie den Felſenweg empor,
Von ferne ſchon hört ſie den Chor,
Der heut gelöſt der Wildheit Zügel.

Es ſauſt ein wilder Ringelreihn
Um's windumwehte Brockenhaupt,
Des Mondes Licht, der Sterne Schein
Wird all von Dampf und Qualm geraubt.
Es raſet über Berg und Fichten,
Es brauſet über Felſenſchichten,
Es tanzt die ganze Höllenmeute
An ihrem hohen Feſttag heute.
Ein Heulen, Jubeln, Winſeln, Krächzen,
Der Eule Schrei, des Uhu's Aechzen,
Und auf dem Blocksberg ſieht mit Ruh
Der Schattenfürſt dem Weſen zu.

Schön Ilſe ſteht, ein fremder Gaſt,
Von Graus und Schauer angefaßt.
Wie ſoll durch dieſen wilden Strudel
Zum ungewohnten Ziel ſie dringen?
Schon ſinken ihrer Hoffnung Schwingen.
Doch ſieh, da kommt ein ganzes Rudel
Von Hexen hüpfend ſchon heran,
Blickt ſie mit ſüßem Grinſen an,

Und tänzelt um sie her im Kreise,
Liebkosend so nach Hexenweise:

Willkommen, schön Ilse, Schwesterlein?
Warum so allein?
Was stehst du entfernt!
Hast's Tanzen verlernt?
Willst ein Teufelchen, willst einen Schatz?
Sind genug auf dem Platz,
Können tanzen und springen,
Haben Fledermausschwingen,
Sind so leicht wie der Wind,
Wie man bessre nicht findt.

Willst dich zu uns an's Feuer setzen,
Dich an unserm Schwätzen ergötzen?
Willst lernen und schauen
Was wir brauen,
In Kesseln und Töpfen
In Gläsern und Näpfen?
Ist Alles noch nicht nach dem Köpfchen dein?
Ei du verwöhntes Prinzeßchen sein!

Da ſieh nur die Jungen,
Sie kommen geſprungen,
Sind heut etwas wild, du mußt dich bequemen
Ein Räuſchchen mit in den Kauf zu nehmen
Sind auch zu Zeiten gar ſtille zu kriegen —
Ruhig, mein Püppchen, wir ſind verſchwiegen!
Auch noch nicht recht?
Auch noch zu ſchlecht?
Was für ein fürnehm Weſen, wie ſpröde!
Solch einen Jungen nähme Jedwede!

Oder haſt noch im Sinne
Herrn Heinrichs Minne?
Vergiß, iſt vorbei!
Iſt ihm einerlei
Wer bei dir ſitzet im Ilſenſtein.
Brauſte wild in die Schlacht hinein.
Blutige Aehren wird treten der Held
Bei Eresburg auf dem Schlachtenfeld,
Bei Eresburg mit dem Sachſenheer,
Heißa, wer auch dabei wär!

Ruhig, ihr Andern, und ſchweiget ſtill,
Ich weiß, was unſer Prinzeßchen will.
Möchteſt 'ne köſtliche Gabe gern
Vom Brockenherrn?
Iſt zu will? das Gewühl,
Kannſt nicht zum Ziel?
Hab ich recht, hab ich recht? da nickt ſie gleich!
Komm, will dich leiten,
Dir Platz bereiten.
Soll er dich machen an Golde reich?
Willſt du neue Macht,
Neuer Schönheit Pracht?
Haſt ja Alles vollauf und mehr!
Was iſt dein Begehr?

„O laßt mich, ſoll ich nicht verzagen!
Nach Gold noch Macht nicht will ich fragen,
Nach Einem, ach, nur will ich ſtreben.
Es ſoll der Geiſt, der Allen heute
Erfüllung eines Wunſchs erneute,
Mir eine ew'ge Seele geben!"

Vom Meiſter — o Luſt!
Eine Seel' in die Bruſt?
Eine Seel', eine Seele!
Aus voller Kehle
Lacht es aus, das närriſche Ding!
Keinen Zauberring,
Nicht Schönheit noch Macht,
Wer hätt es gedacht,
Eine ewige Seele!

Iſt das närriſchſte Wort
Das heut hier am Ort
Gedrungen zu des Meiſters Ohr!
Das giebt einen Spaß
Ganz ohne Maaß,
Heißah, tragt ſie, tragt ſie empor!
Die ihr da ſiedet und brauet,
Laßt die Keſſel und Töpfe, und ſchauet,
Wollt ihr lachen, wollt ihr euch laben!
Wir tragen ſchön Ilſe zum Meiſter hinauf
Ueber den ſauſenden brauſenden Hauf,
Eine Seel', eine Seel' will ſie haben!

Und durch die Luft in wildem Flug
Schön Ilse wird dahin getragen,
Und vor dem Berggeist hält der Zug.
Sie sieht ihn thronen, sieht ihn ragen
Im Kreise finstrer Nachtgestalten,
Die dunkel wirrend sich entfalten.
„Du trittst, ein ungewohnter Gast,
So spricht der Fürst, zu meinem Throne!
Was scheuchte dich aus deiner Rast,
Wo unumschränkt du trägst die Krone?
Kommst du zu fragen und zu bitten?
Laß dir genügen was du hast!
Wer seine Gränze überschritten
Verlieret Rückkehr oft und Rast,
Und nach den allzuweiten Kreisen
Ist fremd er in den alten Gleisen.
Doch Niemand ist, dem heut ich wehre,
Wohlan denn, fordre und begehre."

— Da du, o Fürst, heut Allen Fülle
Ertheilst aus dunkler Geistermacht,

Nah ich auch mich dem Thron der Nacht,
Ob gnädig mir dein mächtger Wille.
Nicht Gaben fordr' ich von dem Fürſten,
Wonach die Deinen gierig dürſten.
Ich lieb ein edles Menſchenbild.
All meine Macht hab ich enthüllt,
Ich hielt ihn nicht, und mir iſt, ach,
Nur Eine Hoffnung noch geblieben,
Die alte Luſt zu rufen wach,
Mir zu erneuen Heinrichs Lieben.
Von allen Gaben deiner Hand
Die kleinſte leichteſte ich wähle:
Gieb mir der Liebe Unterpfand,
Gieb, Herr, mir eine ewge Seele!

„Ein fremd Gelüſt haſt du erleſen!
Haſt du die Bitte wohl bedacht?
Geh hin zu dem, bethörtes Weſen,
Der uns gebannt in finſtre Nacht!
Geh hin zu dem, dem ewge Kriege
Seit Ureſchaffung ich geſchworen,

Mit dem um Alles was geboren
In Hader ich und Kämpfen liege.
Dem ich, wieviel ich auch bezwinge,
Doch nicht die alte Macht entringe.
Wohl weiß ich, wie ich dem Gehaßten
Ein Seelchen nach dem andern stehle,
Und mir bewahre die erfaßten,
Doch schenken kann ich keine Seele!
Doch nein, zu ihm nicht sollst du gehn!
Kann ich nicht Seele dir verleihn,
Sollst ungetröstet du allein
Doch nicht vor meinem Throne stehen.
Der dir entfloh ist mir bekannt,
Er zieht des Ruhmes stolze Bahnen.
Halb war er unser, da entwand
Er sich, erfüllt von dunklem Ahnen.
Und unser soll er dennoch werden!
Du seist erlesen, ihn zu zwingen,
Durch dich will ich ihn mir erringen.
Dein sei der alme Sohn der Erden,
So lange fest dein Felsen steht,
Behalt' ihn dir im Zauberscheine!

Wenn dieſe Welt in Stücken geht
Dann biſt du Nichts, er ſei der Meine!
Willſt du, ſoll dieſer Ausſpruch gelten?“

Schön Ilſe ſpricht: Wenn dieſe Welten
In Nichts verſchwinden, ohne Spur,
Was dann dem Flüchtling zugemeſſen,
Ob dein die Seele, oder weſſen,
Die Sorge, mächtger Fürſt der Schatten,
Soll meinem Herzen ſich nicht gatten.
Ich bin kein Kind aus jenem Licht,
Das leuchtend ſtrahlt in Ewigkeiten,
Und auch zu ew'gem Dunkel nicht
Wird je mein Fuß hinunter gleiten.
Mein Daſein hängt an der Natur,
Sie ſchwindet, und ich bin verſchwunden.
Ich bins zufrieden, bleibt mir nur
Der Heißgeliebte hier verbunden!

„Wohlan, ſo geh das Werk von ſtatten,
Mein Wille ſoll dir nicht ermatten.

Er zog ins Kampfgefild hinaus,
Bald kehrt der kühne Held nach Haus.
Der Thor! Er hat mit eigner Hand
Geschäftig sich an uns gebannt.
Er ließ in deines Kreises Auen
Ein Schlößlein auf dem Hügel bauen,
Schloß Ilsenburg hat er's genannt.
Sobald er dorthin wiederkehrt
Bestrick ihn, wie dein Sinn begehrt.
Ich will dir größre Macht verleihn,
Als jemals wohnt' im Ilsenstein.
Ihr finstren Scharen, nächtge Geister,
Der Hölle Kinder, schließt den Kreis,
Hört, was gebietet euer Meister,
Gehorsam leistet dem Geheiß!
Seht hier schön Ilse vor mir stehen,
In ihrem Dienste sollt ihr gehen.
Welch Thun sie immer auch begehrt,
Wie sie euch fordert, euch beschwört,
Ob draußen, ob im Ilsensteine,
Vollführt's! Ihr Wille ist der meine,
Ihr Thun, mein Werk!

Hinaufgeſchaut!
Der ſpäte Stern im Oſten thaut,
Seid All' bereit, wir müſſen ſcheiden.
Zurück in eure nächt'gen Klüfte,
Auf Windesböhn, in Meer und Haiden,
In Höhlen und in finſtre Grüfte!
Ihr dort, die ihr auf Erden gebt
In Menſchenbildung, Menſchenthun,
Die Welt zu treiben, zu verwirren,
Zurück auch ihr! Und früh und ſpät'
Jagt ſie durch tauſendfaches Irren,
Nicht eine Stunde ſollt ihr ruhn!
Und ihr, die ihr in ew'gem Werden
Erfindriſch neue Sünden prägt,
Hinab, wo tief im Grund der Erden
Der Urfels ſeine Wurzeln ſchlägt!
Was ihr erfindet, bringt's zu Tage,
Daß es mit burtgem Flügelſchlage
Verlockend fliege durch die Welt.
Ein Jahr verrauſcht. Es raſt das All
Mit ihm zum ewgen Niederfall
Hintaumelnd eine neue Stufe.

Seid ſtets gewärtig meinem Rufe!
Der Morgen wittert. Oeſtlich hellt
Das feindliche Geſtirn die Stunden.
Entfliebt, und Alles ſei verſchwunden!"

7.

Der Kloſtergarten.

„Herein, du Bote, ſchnell herein!
Wie ſteht der Krieg? Was bringſt du, melde
Ob Gott dem Kaiſer thät verleihn
Den Siegeskranz im Waffenfelde?“
So tönt's im Kloſter unſrer Frauen,
Das im Gebirg verborgen liegt,
Ehrwürdig einſam anzuſchauen,
Von Eichenrauſchen eingewiegt.
„Sprich, Bote, iſt die Schlacht gewonnen?“
So hallt das Wort der dunklen Nonnen.
Der Bote ſpricht: Heiß war die Schlacht,
Die man bei Eresburg geſchlagen,

Doch hat des Kaisers heilge Macht
Den Lorbeer nicht davongetragen.
Mit seinem Heer vernichtet ward
Des Kaisers Bruder Eberhard.
Der Sachsenherzog groß und kühn
Zog aus dem Felde siegbekrönt,
Durch alle Lande rauschend tönt
Sein Name. Alle Herzen glühn,
Und preisen hoch den jungen Helden!
O muß ich solche Botschaft melden!
Es wachsen täglich seine Heere,
Die ganze Jugend sucht sich Ehre
Und Ruhm im Flattern seiner Fahnen,
Und folget seinen Siegesbahnen.
Der Kaiser, überall bedrängt,
Hört, was das Schicksal ihm verhängt,
Rasch sammelt neu er seine Scharen
Und zieht dem kühnen Feind entgegen.
Doch auch der Kaiser mußt' erfahren,
Daß nur auf Heinrichs kühnen Wegen
Des Glückes goldne Fülle floß.
Der Kaiser zog vor Grona-Schloß,

Schon war die Feſte faſt genommen,
Da plötzlich zum Entſatze kommen
An dreißig Sachſenlegionen!
Es gab ein Treffen, heiß und ſchwer.
Der Kaiſer floh mit ſeinem Heer,
Es gab kein Halten und kein Schonen.
Der Kaiſer iſt in Sicherheit,
Doch krank an Körper, krank vor Leid!
Der Sachſenherzog iſt verſchwunden,
So hört ich juſt. Ihn zu erkunden
Durchziehn Geſchwader unſern Wald.
Durch's ganze Reich ſein Wort erſchallt,
Schon in zwei Lager iſt's geſpalten.
Wie ſoll es ſich von außen halten
Wenn's innen von Empörung hallt?

Mit Trauern hört es und mit Klagen
Die Schar der frommen Kloſterfrauen.
„O Himmelsherr! Beſiegt! Geſchlagen!
Ruft die Aebtiſſin: Soll ich wagen
Das unſrem Pflegling zu vertrauen?
Das holde Kind, es ſchaut nur eben

Erſt in des Lebens blühnden Morgen,
Und ſoll ich ihm den Schleier heben
Und zeigen ihm der Hoheit Sorgen?
Eilt, gute Schweſtern, zur Kapelle,
Und laßt auf des Geſanges Schwingen
Gebete zu den Heilgen dringen,
Fleht um des Himmels Gnadenhelle
Für unſern Kaiſer, für den Frieden,
Und für das Glück, das ihn gemieden!
Indeſſen ich, das Leid zu theilen,
Will zagend zur Prinzeſſin eilen!“ —

Fern in das Kloſtergartens Schatten
Geht eine hohe Jungfrau ſtill,
Der Lilie gleich, die ſich entblatten,
Sich ſilberweiß erſchließen will.
Der Frühling blüht in duftgen Kränzen,
Vieltauſend Farbenlichter glänzen,
Doch all das duft'ge Blumenreich
Verläßt ſie, majeſtätumfloſſen,
Und bricht nur einen Eichenzweig,
Der friſch ſein junges Laub erſchloſſen,

Und spielt damit in stillem Sinnen.
Was sinnt sie wohl, die hohe Maid?
Schweift wohl ihr Sinnen weit von hinnen?
Doch scheint's nicht trübe, nicht voll Leid.
Groß wird ihr Aug, sie blickt den Baum,
Der weit die Riesenäste breitet,
Sie blickt ihn an, ein Lächeln gleitet
Um ihre Lipp', als ob im Traum
Erfüllte Wünsche sich ihr böten,
Gepart mit lieblichem Erröten.
Doch mählich ernster wird ihr Sinnen,
Mit einem Seufzer stiehlt sich bange
Ihr eine Thräne auf die Wange,
Und schweigend blickt das Laub sie an.

Da plötzlich auf der Mauer Zinnen
Schwingt sich empor ein kühner Mann.
„Schnell, Hubert, spricht er: eile, eile!
Hier bin ich wohl in Sicherheit,
Die Unsern stehn von hier nicht weit.
Indeß ich kurze Zeit verweile,

Erklimm die Felſen, bring ein Roß,
Und hol' mich ab mit meinem Troß!"
Er ruft's, und ſchwingt ſich von der Mauer
Schnell in des Gartens ſichern Port.
Die Jungfrau faßt ein Schreckenſchauer,
Auf flüchtgen Sohlen eilt ſie fort.
Sie hört ihn folgen ihrem Tritte,
Da plötzlich hemmt ſie ihre Schritte.
„O eilet nicht, o fürchtet nichts!"
Ruft ihr der Fremdling ſchnell entgegen.
„Ich bringe nicht auf Frevelwegen
Ins Haus des ſtillen Himmelslichts."

— Ich fürcht' Euch nicht, ſo ſpricht ſie kühn,
Ein Schreck nur hieß mich bang entfliehn.
Doch wenn es Frevelweg nicht iſt,
Was brecht ſo ungewohnter Weiſe
Ihr in des Gartens ſtille Kreiſe?
Die Kloſterpforte, wie Ihr wißt,
Eröffnet gern ſich Eurem Fuße,
Sucht ihr Gebet hier oder Buße!
„Kannſt du, o Jungfrau mir verzeihn?

(Der Andre ſpricht) Wohl drang ich ein
In dies Aſyl, doch ſollte eben
Dies ſtill umfriedete Gebeg
Mir nichts als ein Aſyl nur geben.
Ich bin ein Flüchtling, abgeſchnitten
Von meinem Heer. In Feindesmitten
Sah ich gefährdet meinen Weg,
Ein Einzelner, wo Tauſend droben.
Doch ob vor'm Feinde auch geflohen,
Bin doch ich Sieger. Schon mit Brauſen
Floh hin das kaiſerliche Heer,
Nur hier im Umkreis liſtig hauſen
Verſprengte Feinde noch umher.
Sie wiſſen nicht, daß ſchon die Schlacht
In wilde Flucht ſich aufgelöſt.
Sobald mein Troß nur zu mir ſtößt
Erfahren ſie auch meine Macht."

Die Jungfrau ruft erſchreckt: Weh mir!
Du biſt der Herzog, der ſo wild
Dem armen Kaiſer macht zu ſchaffen,
Der, ach, das Reich erſchüttert ſchier

Und deſſen Macht im Ruhm der Waffen
Stets höher, übermütger ſchwillt?
Bei Grona haſt du auch geſiegt?
O armer Kaiſer! Troſtlos fliegt
Dein Banner durch die Heimatlüfte!
Kein Freund, der dir der Gramesnacht
Tiefdunklen Schleier tröſtend lüfte,
Der deinen Schmerzensſchlaf bewacht,
Der vor der Sorgen bangen Scharen
Mit holdem Wort dich möge wahren!
Auf's Neu beſiegt! Geflohen gar!
Das macht ihn ärmer, als er war! —
Herr Heinrich ſpricht: Du klagſt ſo hold,
So rein um den, der unterlegen?
Ob dieſe Lippe keinen Segen
Auch für den Sieger haben ſollt'?

Die Jungfrau ſenkt verwirrt den Blick:
Du biſt, ſpricht ſchmerzlich ſie, im Glück!
Was kann dem Glück ein Wort des Grußes
Aus klagereichem Mund genügen?

Es kommt umflort und ſchwanken Fuſſes,
Und ſtets nach der Geſchwiſter Flügen
Die lockend halb es nach ſich ziehn,
Schaut es zurück, und möchte fliehn,
Und bringt in einem Seufzerhauch
Mit ſeinem Gruß den Vorwurf auch!
O wie doch, Herzog Heinrich, konnteſt
Dem Kaiſer ſo viel Leid du bringen?
Einſt gab es eine Zeit, da ſonnteſt
In ſeiner Liebe du die Schwingen,
Du warſt ſein Sohn, den ihm Natur
Verweigert hatt! An deiner Seite
Sah gern er in der Zukunft Weite,
Denn blieb von ihm auch keine Spur,
So blieb von ihm in dir der Segen
Der Herrſcherkraft, die er mit Luſt
In deine Seele mochte legen,
Ein Herrſcherkeim in deiner Bruſt.
Wo ſind die Zeiten hingeſchwunden!
Undank und Wildheit füllt dein Weſen,
Du biſt nicht mehr was du geweſen,
Und er kann nimmer mehr geſunden!

„Du ſprichſt, o wunderbares Kind,
Gedanken, die durch meine Seele
Mit Schmerzen oft gezogen ſind.
Doch ob in meinem Thun ich fehle,
Ich mußte kämpfen, mußte thun,
Denn Schwäche wär' es, könnt' ich ruhn.
Mein Erb' hab ich beſchützt, mein Recht,
Mein gutes Recht hab ich gewahrt,
Was ich verfochten, es war ächt,
Die Aechtheit hat ſich offenbart.
Wie, oder willſt du das verkennen,
Mein Recht ein ſchnödes Unrecht nennen?"

— Du biſt ein Mann, die Jungfrau ſpricht,
Ich fühl's, du konnteſt anders nicht.
Dein Recht war Recht, du mußteſt ſiegen.
Die deutſchen Lande ſahn entzückt
Dein glückbegnadet Banner fliegen,
Den Lorbeer haſt du dir gepflückt.
Erhalte dir ihn friſch und grün!
Bleib, wie du biſt, ſo heldenkühn!

Es iſt ein allgewinnend Bild,
Wenn thatenfeurig wächſt ein Held,
Sein Kranz auf jedem Schlachtenfeld
Von tauſend neuen Knospen ſchwillt!
Ach, aber traurig, wenn die Kraft
Der Heldengröße all zerſtiebt,
Der Flügel kühner Schwung erſchlafft,
Ein Bild, wie's nun der Kaiſer giebt!
Sei thätig, laß es ſo nicht werden!
Sei ganz ein Held, beſiege kühn
Auch deiner eignen Wünſche Glühn,
Wenn deinen Lorbeer ſie gefährden!
Erhalte Aug' und Ohr dir frei,
Vor allem ſei auf deiner Hut —
O Gott, was ſprach ich —! Herr, verzeih —!
Was that ich! das iſt Frevelmut —!

Von der Verwirrung holder Röte
Umfloſſen, ſteht die Jungfrau da.
Ein Bild, das die Natur erhöhte
Zum Hochzeitsglanz, wie nie man ſah,

Und das in jungfräulicher Scheu
Den hohen Mut der eignen Seele
Unkundig rechnet ſich zum Fehle,
Da noch die Welt ihm fremd und neu.
Den Eichenzweig, der ihrer Hand
In der Verwirrung war entfallen,
Nimmt Heinrich auf. Er iſt vor allen
Den Ruhmeskränzen, die man wand,
So friſch und grün, wie nie er fand.
Der Thatenruf von ihrem Munde
Drang tief zu ſeines Herzens Grunde.
„Du hohe ſchöne Jungfrau, ſprich,
Ruft er erſtaunt, wie nenn' ich dich?
Du biſt im Kloſter, doch kein Mund
Der klöſterlich der Welt entſagte
Thut je ſo hohe Worte kund!“

Die Jungfrau, die verwirrt noch zagte,
Faßt neuen Mut: Dir zeigt mein Kleid,
Daß ich dem Kloſter nicht geweiht.
Ein Mädchen bin ich, das den Wogen

Der Welt entrückt, hier ward erzogen.
Fort, fort, o Herr! Sei auf der Hut,
In dieſen Mauern iſt nicht gut
Für dich zu weilen!

„Fliehen ſollt' ich?
Hier ein Aſyl mir ſuchen wollt' ich,
Und ſicher auch nicht dies Revier?"

— Nein Herr, des Kaiſers iſt man hier.
Die Kloſterleute ſind dir gram!
Wenn es zu ihren Ohren kam,
Daß du in dieſes Kloſters Thoren,
Sie hielten dich, du wärſt verloren!
Was thun? Umſchwärmt iſt noch der Ort
Von deinen Feinden. Fern im Wald
Liegt manche Schar im Hinterhalt.
Weh mir, man kommt! Das Pförtchen dort
Führt dich zur dunklen Krypte fort,
Dort biſt du ſicher. O verziehe
Nicht länger! Jene Thür — entfliehe,
Schon ſeh ich die Aebtiſſin kommen!

„Eh noch der Sonne Licht verglommen,
Spricht Heinrich ſchnell, kommt meine Schar —“

— Ich rufe dich, wenn die Gefahr
Vorüber, wenn den Troß der Deinen
Am Hügel dort ich ſeh erſcheinen.
Ich rufe dich! Die Pforte dort! —
Sie winkt, ſie bebt, ſie eilet fort.
Und Heinrich durch das Pförtchen ſchreitet
Durch finſtern Gang, der nieder leitet
Zur dunklen Krypte, dumpf und tief,
Im Moder ſich der Nacht vermählend,
Wo eine Lampe, bläulich ſchwelend
Ihr eignes Leuchten faſt verſchlief.
Und tief in des Gewölbes Grunde
In Staunen ſitzt er ſtill verſenkt,
Und wie er brütet, wie er denkt
Iſt flüchtig ihm der Lauf der Stunde.
O welch ein Bild der Majeſtät,
Der hohen Anmut ſah er ſtehen,
Wie wunderbar iſt ihm geſchehen!
Von Hochgenügen iſt durchweht

Sein Herz, wie noch nach keinem Siege.
Bewahr den Kranz dir frisch und grün,
Den Siegeskranz! So sprach sie kühn,
Und doch ging Wehmut durch die Züge?
Sei thätig, rief sie mahnend, groß,
Und doch um den Besiegten klagend?
Wer ist die Maid? So ringen fragend
Gedanken in der Brust sich los. —
Noch sitzt er stumm, da pocht es leise,
Das Pförtchen geht, es schwebt herein
Halb kühn, halb zag' nach Mädchenweise,
Die Jungfrau in der Lampe Schein.
Gerötet ist das Aug' vom Weinen,
Doch muntig spricht sie: Herr, nun flieh,
Die Scharen nahn, es sind die Deinen,
Vom Erker aus erspäht' ich sie.

„Wie nenn' ich dich, fragt Heinrich mild,
Wie nenn' ich meine Retterin?
O sprich, du gütig holdes Bild,
Läßt du mich ziehen so dahin?

Soll ich nicht deren Namen wissen,
Die hold mich der Gefahr entrissen?"
Sie schweigt. Er fasset ihre Hand,
Und beide stehen an der Schwelle,
Stumm an des dunklen Altars Rand
Der unterirdischen Kapelle.
Die Jungfrau bebend löst die Hand,
Und athmet auf und spricht ermannt:
Was soll mein Name? Zögre nicht,
Der Weg ist frei! Ich hab die Pflicht
Die klösterliche überschritten,
Ich weiß es wohl —! Es ist geschehn!
O Herzog Heinrich, hör mein Bitten,
Ich seh dich mächtig hoch einst stehn,
Doch schone sein, des Kaisers schone,
O laß das Letzte ihm, die Krone!
Dein Recht hast du beschützt, gewonnen
Den Siegeskranz, laß dir's genügen!
Ziehst du in neuen Adlerflügen
Entgegen ihm, so ist zerronnen
Sein letzter Trost, sein ganzes Glück.
Leb wohl! Und denke nicht zurück

An mich, doch denke meiner Worte.
Geh hin. Nimm dort denselben Weg
Auf dem du suchtest dies Gehege,
Die Deinen harren schon am Orte.
O zaudre nicht die Zeit zu nützen,
Die Heilgen mögen dich beschützen!

Sie reißt sich los, flieht hin die Stufen,
Sie hört nicht mehr des Herzogs Rufen,
Und windesschnell ist sie entflohn.
Der Herzog folgt, durchspäht den Garten,
Hört Huberts Stimme an der Mauer
Und Roßgestampf: die Seinen warten.
„Leb wohl, leb wohl, auf kurze Dauer!“
So ruft er, schwingt bebend sich auf,
Begrüßt von lauter Siegeskunde
Und seelge Wonne blüht ihm auf
Aus einer reinen großen Stunde.

8.

Die Verſuchung.

Du Sommerzeit, ihr Sommertage,
Nun kommt ihr wieder einzuweihn
Mit goldnem, warmem Flügelſchlage
Das blühnde Thal, den grünen Hain!
Die Blüte ahnet ſchon der Frucht
Geheimnißvolles inres Weben,
Und bei der Maienwonne Flucht
Durchdringet ſie erſtarktes Leben.
Es rührt das Leben frei und kräftig
In allen Pulſen ſich geſchäftig.

Schloß Ilſenburg ſchaut friſch und munter
In's abendgoldne Thal hinunter.
Es ſchallt und dröhnt das ganze Haus
Von ſiegesfrohem Feſtgebraus.
Von Gäſten, noch im Kriegeskleid,
Das neue Haus wird eingeweiht.
Es hat den Sieg Herrn Heinrichs Schwerdt,
Dazu das alte Recht errungen,
Sein Ruhm, ſein Name, hochgeehrt
Erklingt im Land von allen Zungen.
Selbſt der Beſiegte weilet gern
Bei dieſem neu erglühnden Stern.
Von Fürſten iſt erfüllt der Raum,
Das Schlößlein faßt die Gäſte kaum,
Doch will man gern auf Raum verzichten,
Man iſt gewöhnt ſich einzurichten.
Es hat der Wein das Feſt erhitzt,
Der wilde Strom der Unterredung
Erbrauſt wie donnernde Befehdung,
Scharf iſt die Zunge und geſpitzt.
Und all der Fürſtenworte Flut
Sie bricht ſich mahnend und begehrend

An Heinriche Willen, der, die Glut
Der Siegsbegeiſtrung freudig ehrend,
Der Lockung trotzt mit feſtem Mut.

— Ihr dürft nicht zaudern, dürft es nicht!
Mit greiſem Haupt Graf Dietmar ſpricht:
Meint Ihr, das Werk ſei abgethan?
Geſchlagen ſind des Kaiſers Heere,
Doch iſt vollendet nicht die Bahn,
Noch winkt des höchſten Zieles Ehre!
Habt Ihr nur um das eigne Recht
Des Vaterlandes Kraft geſchwächt,
So rufen jetzt, da Ihr's errungen,
Zu neuer That Euch tauſend Zungen.
In Eurer Hand iſt jetzt die Stärke,
Nun mögt Ihr auf das Recht verzichten.
Das Reich zu kräftgen, aufzurichten,
Das ſind des hohen Siegers Werke!
Zerfallen iſt das deutſche Reich,
Des Reiches Haupt entwürdigt kläglich,
Die Willkür herrſchet, blickt um Euch:
Und dieſes Elend, das unſäglich

In allen deutſchen Gauen waltet,
Könnt ihr, ein Held, dies Bild ertragen?
Schon hebt ſich tauſendfach geſtaltet,
Entfacht von Eurem kühnen Wagen,
Die Zwietracht und der Hader keck.
Nicht mehr das Recht der Waffen Zweck,
Der Habgier ſchamlos wilde Regung
Setzt alle Waffen in Bewegung.
Schon zwiſchen Sachſen, zwiſchen Franken
Stehn auf der alten Feindſchaft Geiſter.
Wer wird der Leidenſchaften Meiſter,
Wenn all des Reiches Pfeiler wanken?
Wer ſchützt die Völker, ſchützt die Städte,
Vor waffenkundgen Rauberbänden?
An wen ſoll ſich der Bürger wenden,
Wer iſt's, der Recht und Freiheit rette?
Des Reiches Haupt? Ein armer Schatten,
Gebeugt in kläglichem Ermatten!
In Eure Bruſt ſchlägt jetzt der Ruf
Von Millionen Sehnſuchtſtimmen.
Die Hand, die wider Willen ſchuf
Der Leidenſchaften wild Ergrimmen,

Sie soll sie bändgen, soll der Krone
Die Macht, dem Reich den Frieden schaffen,
Mit den gewohnten Siegeswaffen.
Ihr sollt, mein Fürst, Ihr müßt zum Throne! —

Soll ich, ruft Heinrich, mit dem Schwerdt
Des Reiches Haupt vom Throne jagen?
Daß in der fernsten Zukunft Tagen,
Verwünscht, mit einem Fluch beschwert,
Mein Name sei auf Aller Zungen?
Soll dem, der von der frühsten Zeit
Mit Freundesbanden mich umschlungen,
Die ich, zu meinem Schmerz, entweiht,
Der mich geliebt gleich einem Sohne,
Dem soll ich rauben seine Krone?

Graf Dietmar spricht: Es wird die That,
Von Eurer Hand vollbracht, gemildert.
Doch weh, wenn andre Hand sich naht,
Vom Hohn des Willkürthums verwildert,
Und sie vom Haupt des Kaisers reißt!
Der Tag wird kommen! Krieg dann heißt

Die Loſung: Elend und Verderben!
Doch wollt die Krone Ihr erwerben —
Ein Jubelruf geht durch die Welt,
Und jedes Auge ſieht erhellt
Die lange Nacht, und ſieht den Frieden,
Der lang das deutſche Land gemieden.
O Herr, mein Herzog, hört mein Flehen!
Ha, und gedenkt Ihr nicht der Blicke,
Die auf die Zwietracht ſchon mit Tücke
Von Oſt und Weſt herüber ſpähen?
Schon rührt ſich's an des Reiches Grenzen,
Schon rührt ſich's drüben überm Rhein,
Im Oſten ſieht man Waffen glänzen,
Der Slave wird nicht müßig ſein,
Und bricht auf's Neu in rohen Horden
In's unbeſchützte Land hinein!
Es rührt im Süden ſich, im Norden,
Kein Heer iſt da, kein Widerſtand,
Das Unheil bricht aus allen Zonen,
Zum Schlachtfeld fremder Nationen,
Zur Beute wird das Vaterland!

Ein fürchterliches Bild entrollt
Graf Dietmar Ihr! ſpricht Heinrich ſchaudernd:
So hört ein Wort denn, das ich zaudernd
Vor Euch verbergen noch gewollt:
Zum Kaiſer ſandt' ich Boten fort,
Verſöhnung bot ich ihm und Frieden.
Ihn, den mein Auge lang' gemieden,
Begrüß ich neu mit Freundeswort.
Zum Zwiegeſpräch iſt er geladen,
Beſtimmt verſöhnlich er den Ort,
Und können freundlich wir uns einen,
So bin ich wieder von den Seinen,
Mit ihm vereint ſoll dann mein Schwerdt
Des Vaterlandes Wunden heilen!
Doch wird Verſöhnung mir verwehrt,
Nun — ſo geſcheh, wie Ihr begehrt!
Die Boten hin und wieder eilen.
Den letzten, der mir Kunde beut,
Erwart' ich eh die Sonne heut
Sich ſenkt zu jenen waldgen Hügeln.
Laßt denn die Hoffnung Euch beflügeln!

Doch mir vergönnet eine Stunde
Beſinnung, bis zur letzten Kunde. —

Und aufgeregt, mit glühnden Wangen,
Verläßt Herr Heinrich ſchnell den Saal,
Wo hochaufrauſchend beim Pokal
Erwartung, Hoffnung ſich umſchlangen.
Und zu der Brüſtung hoher Linde,
Durchweht vom lauen Abendwinde,
Lenkt haſtig er den Schritt; den Buſen
Von tauſend Regungen erfüllt.
Der Hoffnung goldnes Strahlenbild,
Des Zwieſpalts drohende Meduſen,
Sie ringen mit einander wild.
Es pocht ſein Herz mit lautem Schlage
Des Hochgefühls, der Heldenkraft,
Als wollt es ſprengen ſeine Haft,
Wenn er entgegendenkt dem Tage,
Da ruhmgekrönt er rufen könne:
Mein iſt dies wundervolle Land,
Das ſtolz mein Vaterland ich nenne,
Mein, durch des Diademes Band!

Mein war das Schwerdt, das tiefe Wunden
Dir schlug, das schwer auf dir gelegen,
Mein sei nun auch der ganze Segen,
Der meine Liebe soll bekunden!
Und groß und mächtig sollst du schauen
Mit froher Kraft zu deinem Thron,
Mein Vaterland, wo mit Vertrauen
Dich grüßt dein Herr, dein treuster Sohn!
Halt ein mein Herz! willst du zerspringen?
Wie soll so Hohes mir gelingen?
Noch lebt ein Kaiser diesem Lande:
Weh mir, kann ich ihn nicht versöhnen,
Muß neuer Krieg das Land durchdröhnen!

So mit erregtem Herzen schreitet
Er von der Brüstung fort den Weg,
Der zu des Hügels Plan ihn leitet
Durch Buchennacht und Waldgeheg.
Des Boten harrend läßt er weit
Die Blicke in die Ferne tauchen.
Schon dämmert's fern, die Thäler rauchen,
Die Höhen stehn in duftgem Kleid.

Da, wie die Blicke ſpähn und gleiten,
Sieht zwiſchen Buchen, nah zur Seiten,
Er einen Vogelherd. In Schlingen
Gefangen, hängt mit ſchlaffen Schwingen
Des Waldes freie Vögelſchar.
Des Bildes nimmt er ſinnend wahr.
Bethörte! denkt er, wie verlockend
Schien auch die trügeriſche Frucht,
Bis dann die Lebenspulſe, ſtockend
Im Hochgenuß den ihr geſucht,
Verſiegten als des Truges Beute!
Wer ſagt mir, ob ich dieſes Bild
Als meines Strebens Warnungsſchild,
Ob als des Kaiſers Streben deute?

So ſteht er träumend. Golden ſchließt
Den Kelch des Tages Glutenreſe.
Gleich goldnen Faltern ſchweifen leſe
Im Purpurglanz der ſie umfließt,
Die leichten Wölkchen durch den Duft.
Die Kühle weht, die Schatten ſinken,

Die Nachtigall von ferne ruft
Und Berg und Thal Erquickung trinken.
Der letzte Bergesgipfel glüht
Noch unterm warmen Sonnenkusse,
Dann sinkt im letzten Lichtergusse
Des Tages goldne Wimper müd.
Die Dämmrung sinkt mit breitem Flügel
Auf Wiesenmoor und Erlenhügel,
Und westlich blüht es silbern auf,
Der volle Mond schwebt still herauf.
Und wie am Erlenhügel thauend
Sich Busch und Baum in Schatten senkt,
Erhebt der Nebel leise brauend
Sein wirres Spiel, und hebt und lenkt
Beim Thal sich zu der Burg Gemäuer.
Schon tanzen hüpfend Irrlichtfeuer
In dunkler Tiefe, und verglimmen,
Und leise hallend rufen Stimmen,
Und wie ein traumgebildet Wogen
Kommt's nah und näher hergezogen.
Ha, diese Stimmen, wie bekannt!
Wie rufen sie aus goldnem Land

Die alten Zaubermelodieen
Mit Einemmal vor Heinrichs Sinnen!
Er hört ihr ſchmeichelndes Gewinnen,
Ihr Locken, Flüſtern, Säuſeln, Ziehen,
Und wie in kreiſender Bewegung
Sie ſchweifen, kommt in buntem Kranz
Erinnerung wilder Jugendregung
Und ſchwingt um ihn den Reigentanz.
Er ſchauert, ſchwindelt, fährt empor,
Vor ſeinen Augen liegts wie Flor,
Er fühlt — um ſeinen Nacken legt
Ein Arm ſich leis. Sein Herz bewegt
Mit lautem Klopfen ſich. Die Hülle
Der Dämmrung weicht, das Mondlicht webt,
Und in der Schönheit ganzer Fülle
Prinzeſſin Ilſe vor ihm ſteht,
Und mit ihr zu ihm niedergleiten
Die Zauberbilder alter Zeiten.

„Hab ich, o Flüchtling, nun dich wieder?
So ſpricht ſie hold: der meiner Hand
Mit wildem ehernem Gefieder

Zu That und Kämpfen ſich entwand?
Du haſt geſtillt nun das Verlangen,
Das aus der Liebe Arm dich trieb,
Und ſieh, da komm ich hergegangen
Mit altem Glück, mit alter Lieb!
Den Siegeskranz, den prangend grünſten,
Ich wand ihn dir in meinem Reich,
Komm, daß der Erdenſöhne Kühnſten
Ich krönen, ſegnen darf zugleich!
Kennſt du es noch, mein Land der Liebe?
Kennſt du mein Eiland noch im See?
Ach, wo mit jedem Herzenstriebe
Ich dein geharrt in Leid und Weh!"
Durch Heinrichs Bruſt gehts wie ein Krampf,
Wie zweier Elemente Ringen.
Doch ſchnell vorüber iſt der Kampf,
Aufſteigt die Kraft mit Siegesſchwingen.
Und ernſt und ruhig ſagt ſein Blick:
Mein Wille bildet mein Geſchick!

Und Ilſe ſieht's mit bangem Ahnen:
„O Heinrich, ruft ſie, du warſt fern,

Du eilteſt kalte rauhe Bahnen —
O komm, ſie harren ſchon des Herrn,
Sie harren dein in meinem Hauſe,
Es winkt des Sieges Feſtgebrauſe!
O ſchöner ſollſt du Alles finden,
Und heißer meiner Liebe Glut,
Beglückender will ich dich binden!
Und was erheiſcht dein hoher Mut,
Und was entzücket deine Sinnen,
Sollſt Alles, Alles du gewinnen!
Du ſchweigſt? Nein, nein, der Strahl von Licht
Der durch dein dunkles Auge bricht,
Er iſt Erfüllung meinem Hoffen:
Komm denn, der Liebe Reich iſt offen!"

— Zurück von mir! ruft Heinrich wild:
Hinweg, und fliehe meine Nähe,
Entfliehe, du verlockend Bild:
Wenn ich dir tief ins Auge ſpähe,
Seh ich ein finſter ſchrecklich Walten
In deinem Buſen ſich entfalten!

Entflieh, du bannst mich nicht auf's Neue,
Vorbei ist jene Zeit, verloren!
Weh jener Glut, und Schmach und Reue,
Daß üppge Ruh ich je erkoren!
Nicht Ruhe soll mit weichem Kosen
Mich hemmen mehr, mein sei die That!
Geh hin, und schütte deine Rosen,
Dein Blumenhorn auf andern Pfad! —

Er rufts, sie hört ihn mit Erbeben,
Sie lockt noch Einmal, lockt so süß,
Der Liebe innigstes Ergeben
Verspricht ein zehnfach Paradies.
Es ist umsonst, sie hält ihn nimmer.
Da, wie gewandelt, sprüht und flammt
Dämonisch ihres Auges Schimmer,
Wie finsterm Schattenreich entstammt.
„Und ob du ewig widerstrebest,
So ruft sie, dennoch bist du mein!
Du drangst in meine Kreise ein,
Mein bist du nun, solang du lebst!

Dies Schloß, das du dir haſt gegründet
An meiner Welle Zauberflut,
Hat dich auf ewig mir verbündet!
Die ihr in nächtgen Tiefen lauert
Die ihr in feuchten Wogen ruht,
Die ihr die Abendluft durchſchauert,
Herbei du wilde mächtge Meute,
Tragt in mein Haus die Erdenbeute!"
Und wie ertönet ihre Stimme,
Ein Wogen und ein gährend Brauſen
Scheint in den Lüften da zu hauſen.
Doch Heinrich ruft mit mächtgem Grimme:
Erkenn' ich jetzt dich, Kind der Lüge?
Wohl ahnt ich, daß dein Weſen trüge!
Weh dir, und weh dem erſten Traume
Der lockend mir dein Bild gezeigt,
Weh jenem Tag, weh jenem Raume,
Da deinem Wort ich mich geneigt!
Fluch ihm, deß Blendwerk du erſchieneſt,
Dem Reich der Tiefe, dem du dieneſt!
Komm du, du fernes Bild der Milde,
Das in mir wohnt, das mich gerettet,

An das mein ganzes Herz gekettet,
Du Heilgenbild! In deinem Schutz,
Mit deiner Reinheit hellem Schilde
Biet' ich der Hölle Mächten Trutz! —

Horch, in der Tiefe welch ein Dröhnen,
Und in der Näh Fanfarenklang!
Vom Thurm erschallt der Glocken Tönen,
Und Menschenruf den Hof entlang!
Dann in der Luft ein banger Schrei,
Ein Seufzerlaut, ein Stöhnen droben,
Und Alles plötzlich iſt zerſtoben,
Und alles Blendwerk iſt vorbei.
Zur Himmelsklarheit blickt empor
Herr Heinrich, betend auf den Knien,
Ihm iſt, als ob vom Himmelsäther
Ein Rettungsengel ihm erſchien.
Und ſchnell zum Platze hergeſchritten
Kommt Hubert: Herr, ich ſuch euch lange,
Es kamen Boten hergeritten
Von Goslar mit Fanfarenklange.

Der Kaiſer krank in Goslar liegt,
Zu Euch verſöhnlich ging die Reiſe,
Da plötzlich liegt er nun beſiegt
Von Siechthum, von des Alters Eiſe.
Zu ihm ſeid eiligſt Ihr entboten!
Hört Ihr der Glockentöne Schwingen?
Schon läßt im Chor man Hymnen ſingen,
Als wär er ſchon im Reich der Todten.
Es harren Eurer ſchon die Troſſe,
Auf, auf, mein Herzog, ſchnell zu Roſſe!

9.

Der Kaiſer.

Vom Dom zu Goslar ſieht man's wogen
Von buntgemiſchter Volksmenge:
Des Kaiſers höfiſche Vaſallen,
In ſtolzem ſtrotzendem Gepränge;
Mit wehnden Federn Herrn und Grafen.
Das Hofgeſind' in buntem Staat,
Ergießt der heilge Friedenshafen
Heut auf gemeinſam ſtillem Pfad
Mit Goslars Bürgern, Töchtern, Frauen.
Ein wogend vielbewegtes Bild.
Manch blaues Auge ſieht man thauen
Von einer Thräne hold und mild.

Vom Hochamt kommen sie gezogen,
Vom Hochamt für den kranken Kaiser,
Noch hört den Orgelton in leiser
Verwehender Harmonie man wogen.
Und auf dem Platz vor dem Portal
In Gruppen steht der Menge Zahl.
Befürchtung, Hoffnung wird getauscht,
Man trägt herum was man erlauscht,
Man mustert all die fremden Gäste
Die seidnen Kleider, goldnen Quäste,
Die Federn, Fahnen, Bärte, Waffen,
Und lange Stunden giebts zu gaffen.

Der Waffenschmidt mit seiner Schar
Steht im Gewühl. „Seht, ruft er aus,
Da tritt just aus dem Gotteshaus
Die Kaisertochter: Ei fürwahr
Das nenn' ich Schönheit, nenn' ich Glanz!
In ihrer Frau'n geschmücktem Kranz
Geht wie die Lilie sie bescheiden.
Wohl mag sie einfach weiß sich kleiden,

Vom Kloſter her iſt ſies gewöhnt,
Und doch, ihr Nachbarn, will mich deuchten,
Daß dieſer Schmuck ſie mehr verſchönt
Als aller Edelſteine Leuchten!
Dies Auge mag von Thränen ſagen —
Wer wollte gern nicht mit ihr klagen?
Als ſie heut früh mit ihrem Zuge
Kam her zur Stadt in eilgem Fluge,
Da dacht' ich: Arme Fürſtin du!
Du gehſt aus dieſer Stadt als Waiſe!
Es war des Kaiſers letzte Reiſe,
Hier wird ihm aller Fehden Ruh!
Wißt ihr was Neues? Wie mags ſtehn
Dort in der Kaiſerpfalz? Da gehn
Zwei Diener, kommt, ich will es wagen
Sie um den kranken Herrn zu fragen.

Schlimm iſt die Nachricht. Rings im Kreis
Wird bald das Wort herumgetragen,
Und wer zu übertreiben weiß,
Hat Antwort auf vielhundert Fragen. —

Da durch den dichtſten Volkshaufen
Der Schneider keuchend kommt gelaufen:
„Gevattern, Platz! Ihr Herrn, bei Seite!
Nur nicht geſtoßen, nicht gedrängt!
Der Herzog Heinrich mit Geleite
Kommt durch das Thor hereingeſprengt!
Seht da, da ſind ſie! Hoch! Hurrah!
Pots Blitz, Herr Hubert! — Schaut nur da
Den Herzog! Hut ab! Vivat! Seht,
Seht, wie das grüne Wamms ihm ſteht!
Ich hab's gemacht ihm, dies Gewand,
Ich — hurrah! — ich mit eigner Hand!
Kommt mit zur Kaiſerpfalz, da hält
Der Herzog. Kommt nur ohne Zagen,
Mein Freund, Herr Hubert, ſoll mir ſagen
Was wieder vorgeht in der Welt.
Schreit Hurrah, hoch! Mir ahnt, ihr Leute,
Daß dieſer Tag was Rechts bedeute!“ —
Und heiſer ſchon vom Vivatrufen
Fliegt er dahin, die Menge nach.
Herr Heinrich aber eilt die Stufen
Empor zum Trauer-Prunkgemach.

Auf blendend ſeidnem Ruhebette
Mit goldgeſtickten Prachtbehängen,
Liegt ſtumm der Kaiſer. Leiſe drängen
Die Fürſten ſich um ſeine Stätte,
Und auf den Knieen birgt verzagend
Die Kaiſertochter ihre Thränen.
Ein Heilgenbild mußt du ſie wähnen,
Siehſt du ſie ſo im Schweigen klagen.
Den lichtverhüllten Saal durchweht
Der bangen Ahnung tiefes Schweigen,
Ein Seufzer nur zuweilen geht
Im Kreis, und ſchließt den Trauerreigen.
Der Kaiſer hebt die Wimper matt
Und ſpricht: Er zögert lange, lange!
Ich rief ihn doch zu dieſer Statt
In meines Herzens altem Drange,
Er war mir lieb, er war mein Sohn!
Wenn er nicht eilt — horch, welch ein Ton?
Er naht, ich höre ſeine Tritte,
O er willfahrte meiner Bitte!

Die Thür geht auf, und Heinrich fliegt
Bewegt herein, faßt ſeine Hand,

Von alter Liebe überwannt.
„Er iſt's, er iſt's, der mich beſiegt!
Ruft froh der Kaiſer: O ich wußt es!
Ich war ſein Lehrer, lehrt' ihn ſiegen,
Was ich geſät iſt aufgeſtiegen,
Und kräftge Früchte tragen mußt' es!
Dank, Heinrich, dir, daß du gekommen!
Mein Lebenslicht iſt bald verglommen.
Sieh dieſe matte, welke Hand,
Sie herrſchte einſt im deutſchen Land,
Sie hatte wenig gute Tage,
Sie durfte keine Stunde ruhn,
Und all ihr Walten, all ihr Thun
Schuf ſelten Glück ſich, ſtets nur Klage.
Die meines Scepters Stärke ſchwächten
Zog ich mit eigner Liebe groß —
Ich will mit dem Geſchick nicht rechten
Nicht Glück iſt ja des Herrſchers Loos!
Ich geh dahin. Wem ſoll ich's laſſen,
Dies Reich mit allen ſeinen Sorgen?
In wem iſt jene Kraft verborgen,
Das Scepter mächtig zu erfaſſen?

Dir, Heinrich, laß ich's, dir, mein Sohn!
Ich ſtrebte Hohes, irrte viel,
Und immer blieb ich fern dem Ziel.
Doch du ſei ſtärker, du ſei weiſer!
Sieh, die um ihren alten Kaiſer
Hier ſtehn, ſie ſtehn um deinen Thron.
Ich hab ihr Wort, das Wort von Allen.
Sie ſind nun deines Throns Vaſallen.
Wer ſo wie du mit Jugendkraft
Für's eigne Recht das Reich zerriſſen,
Den Sieg errungen heldenhaft,
Wird auch das Reich zu ſchützen wiſſen.
Nimms hin, und folge eigner Bahn,
Nimms hin. Mein Werk iſt abgethan!"

Er ſchweigt, und in der Edlen Kreiſe
Beſtätiget dem Fürſtengreiſe,
Beſtätiget dem neuen Herrn
Die Wahl jetwede Lippe gern.
Und Heinrich, rings im Kreiſe ſchauend,
Von hohem Mut die Bruſt geſchwellt,

Der eignen Kraft mit Luſt vertrauend,
Dem Eid auch ſeinen Schwur geſellt.
„Noch Eins! ſo ſpricht der Kaiſer dann:
Hier dieſes Kind, mein theures Gut,
Nimm dieſes Kind in deine Hut,
Und ſchütz' und ſchirm' es als ein Mann!“ —
Die Kaiſertochter hebt den Blick,
Und Heinrich ſieht in ſeelgem Schauen
Daſſelbe holde Auge thauen,
Das ihm ein günſtiges Geſchick
Im Kloſtergarten einſt gezeigt.
Sie ſieht ihn bebend an und ſchweigt,
Doch Heinrich ruft: O theures Bild,
Hab ich dich endlich nun gefunden!
Solang mein Leben webt und quillt,
Und ewig bin ich dir verbunden.
Du haſſeſt nicht, dem rein und groß
Du gönnteſt freundliches Verweilen,
O willſt du nun des Herrſchers Loos,
Und Glück und Sorgen mit mir theilen? —
Von ihren Knien erhebt ſich bebend
Die Maid, in Thränen und in Luſt,

Dem Herzen nicht mehr widerſtrebend
Sinkt weinend ſie an Heinrichs Bruſt.
Sie ſprechen nicht. Die Jungfrau findet
Das Wort nicht zwiſchen Schmerz und Glück,
Des Mannes Hochgefühl verkündet
Ein einzger wonnekundger Blick.
„Sieh her, o Herr, gieb deinen Segen!“
Spricht Heinrich, ſich zum Kaiſer wendend;
Doch der liegt ſtumm, die Lippen regen
Sich nicht mehr. Einen Segen ſpendend
Liegt auf dem Antlitz noch ein Lächeln.
In ſeines letzten Glücks Genuſſe
Hat ihn des Todesengels Fächeln
Entführet mit dem Friedenskuſſe.
Erſchüttert ſteht der Edlen Schar,
Und durch den Saal gehn bange Schauer,
Das neue junge Fürſtenpar
Steht ſtill verſenkt in ſtumme Trauer.

Wohlan, mein Fürſt, ſpricht ernſt und ruhig
Des Kaiſers Bruder, Eberhard:

Wie es beſchloſſen, alſo thu ich.
Ich zog in blutger Waffenfahrt
Zum Krieg einſt feindlich Euch entgegen,
Was ich verfocht iſt unterlegen.
So laßt mich denn den Erſten ſein,
Der Euch als Sieger anerkennend,
Euch ſeinen Herrn und Kaiſer nennend,
Zum Glanze führ' begrüßend ein.
Hier reich' ich Scepter Euch und Krone.
Kommt nun, und ſchreitet zum Balkone,
Daß wir dem Volk des Fürſten Tod
Zugleich mit neuem Morgenrot,
Mit neuen Hoffnungen verbünden,
Und ihm die neue Wahl verkünden! —

Der Glocken Ton vom hohen Dom
Umrauſcht mit brauſendem Gefieder
Den lautbewegten Menſchenſtrom,
Der von dem Schloſſe auf und nieder,
Und um der Pforten hohe Bogen
Sich drängt und treibt in buntem Wogen.

Herolde mit Fanfarenrauſchen
Gebieten Ruh. Die Wogen lauſchen.
Und zum Altane tritt mit allen
Des Reiches prangenden Vaſallen
Herr Eberhard, und in der Krone,
Des Purpurs Schmuck, führt an der Hand
Herrn Heinrich er. Und vom Balkone
Verkündet er mit lautem Tone
Den neuen Herrn im deutſchen Land.

Herr Heinrich, hoch die Bruſt erhoben
Von der Erfüllung Morgenglut,
Er hört der Menge Freudetoben,
Nicht enden will des Jubels Flut.
Und wie aus Kampf und Leidenſchaft,
Nach heißem, jugendwildem Ringen,
Sein Jünglingsherz auf ſtarken Schwingen
Empor ſich hob zur Heldenkraft:
So ſpricht er groß das Königswort,
Das laut, wie Auferſtehungsglocken
Hinrauſchet durch das Vaterland;
Daß eine Sonne neu erſtand,

Die aller Sorge Winterflocken
Verſprüht, ein goldner Segensbert.
Vor ſeiner Seele ſteht das Bild
Des Vaterlandes, wie es mächtig
Ihm aus der Zukunft Schoße quillt:
Ein Land, geſegnet, kräftig, prächtig.
Es fliehen wie Gewölk und Schatten
Aufruhr und Hader, aufgeſchreckt;
Der Nacht Geburten, aufgedeckt,
Sehn ſchaudernd ihre Kraft ermatten,
Und fliehn das Land, das ehn' Ermeſſen
Sie lang' zu grauſem Thun beſeſſen.
Ein Land erwacht zu neuer Stärke;
Gehemmt mit Macht der Zwietracht Werke,
Verſöhnt die Schwerdter, die vernichtend
Mit Ingrimm auf einander ſchlugen;
Sein blühend Haupt zur Sonne richtend,
Und ſtark und feſt in allen Fugen.
Ein Reich, der Nachbarn Furcht und Grauen,
In kühnem Mut, in Siegeswaffen,
Ein blühend Reich, voll Selbſtvertrauen —
Das deutſche Reich, das Er erſchaffen!

Und wie belebend, eine Sonne,
Der Zukunft Bild ihn warm durchweht,
Erweckt sein Wort des Jubels Wonne,
Der brausend durch die Länder geht.
Er blickt umher, verklärt vom Glanze
Des Glücks, der Kraft, der Schönheit Glut,
Ein Mann, auf dessen Lorbeerkranze
Des Himmels vollster Segen ruht.
So steht er da. Die Glocken tönen,
Halb Grabgeläut, halb Freudenklänge,
Ein milder Ernst durch Jubelsänge,
Dem Schmerz ein göttliches Versöhnen!

In demselben Verlage sind in gleichem Formate wie gegenwärtige Ausgabe folgende Werke erschienen:

Freiligrath's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibel's Juniuslieder.
Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Goethe's Egmont.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Faust.
Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethe's Gedichte.
Zwei Theile.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Goethe's
Hermann und Dorothea.
brochirt 15 Ngr. oder — 54 kr.
gebunden 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's
Iphigenie auf Tauris.
27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethe's
Torquato Tasso.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Goethe's Erlinde.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Herder's Cid.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Homer's Ilias
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Homer's Odyſſee
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Hölderlin's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Juſtinus Kerner's lyriſche Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Juſtinus Kerner's
letzter Blüthenſtrauß.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2. —

Gottfried Kinkel's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfr. Kinkel's
Otto der Schütz.
Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abenteuern.
26 Ngr. oder fl. 1. 21 kr.

Lenau's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6.

Wolfgang Müller von Königswinter,
Die Maikönigin.
Eine Dorfgeſchichte in Verſen.
26 Ngr. oder fl. 1. 21 kr.

Das Nibelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.
Rthlr. 2 oder fl. 3. 30 kr.

Oehlenschläger's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Platen's Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Otto Roquette's Liederbuch.
broschirt Rthlr. 1. — oder fl. 1. 15 kr.
gebunden Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Otto Roquette's
Waldmeisters Brautfahrt.
Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen.
15 Ngr. oder 48 kr.

Otto Roquette's
Der Tag von St. Jakob.
24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Schiller's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's
Braut von Messina.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Don Carlos.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Maria Stuart.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schiller's Wilhelm Tell.
Rthlr. 1. oder fl. 1 36 kr.

Schiller's Wallenstein.
Zwei Theile in Einem Band.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schwab's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Tegnér's Frithiofs-Sage.
Aus dem Schwedischen übersetzt
von
Amalie von Helwig, geb. **Freiin von Imhoff.**
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Uhland's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

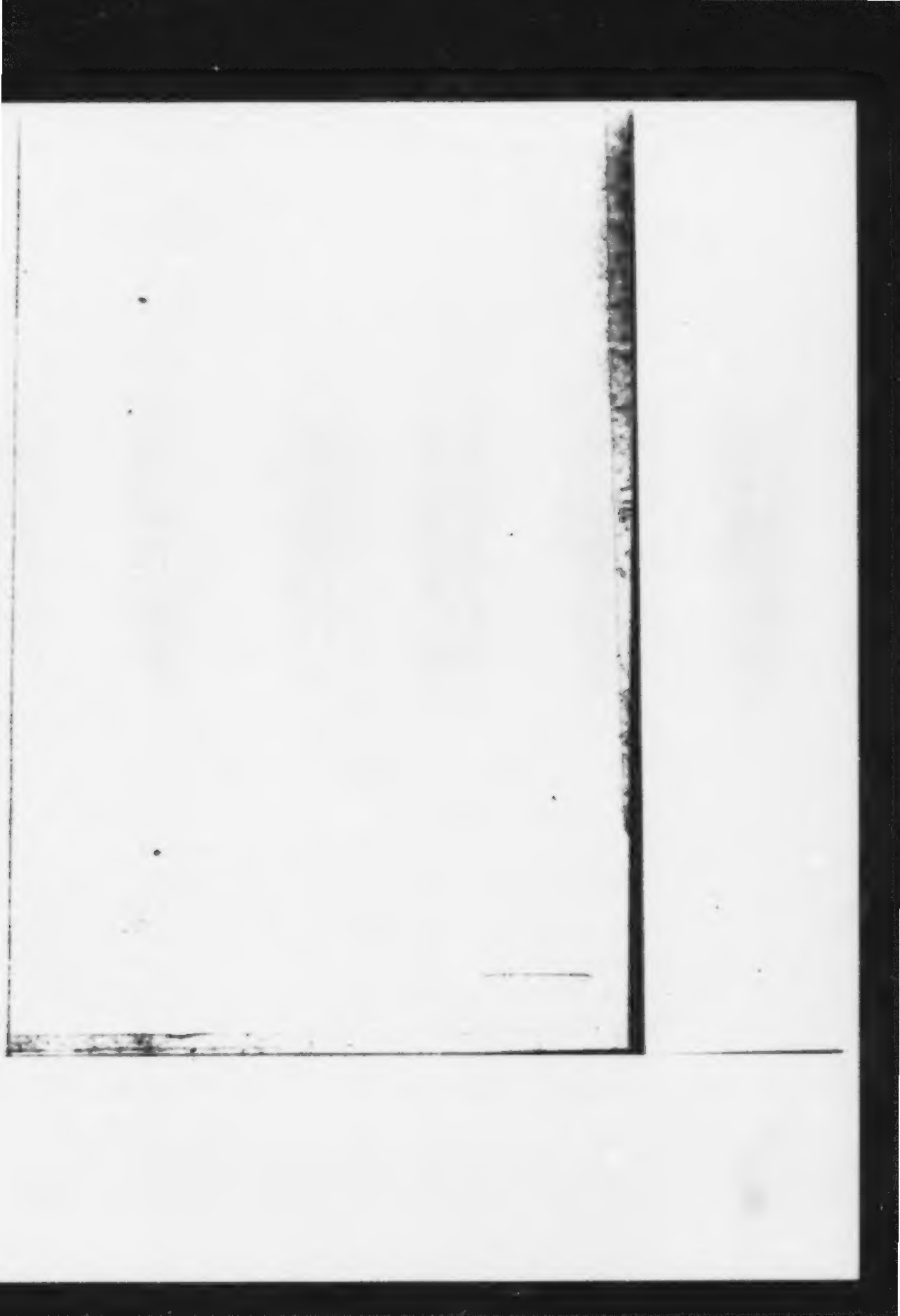
Wieland der Schmied.
Heldengedicht
von
Karl Simrock.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

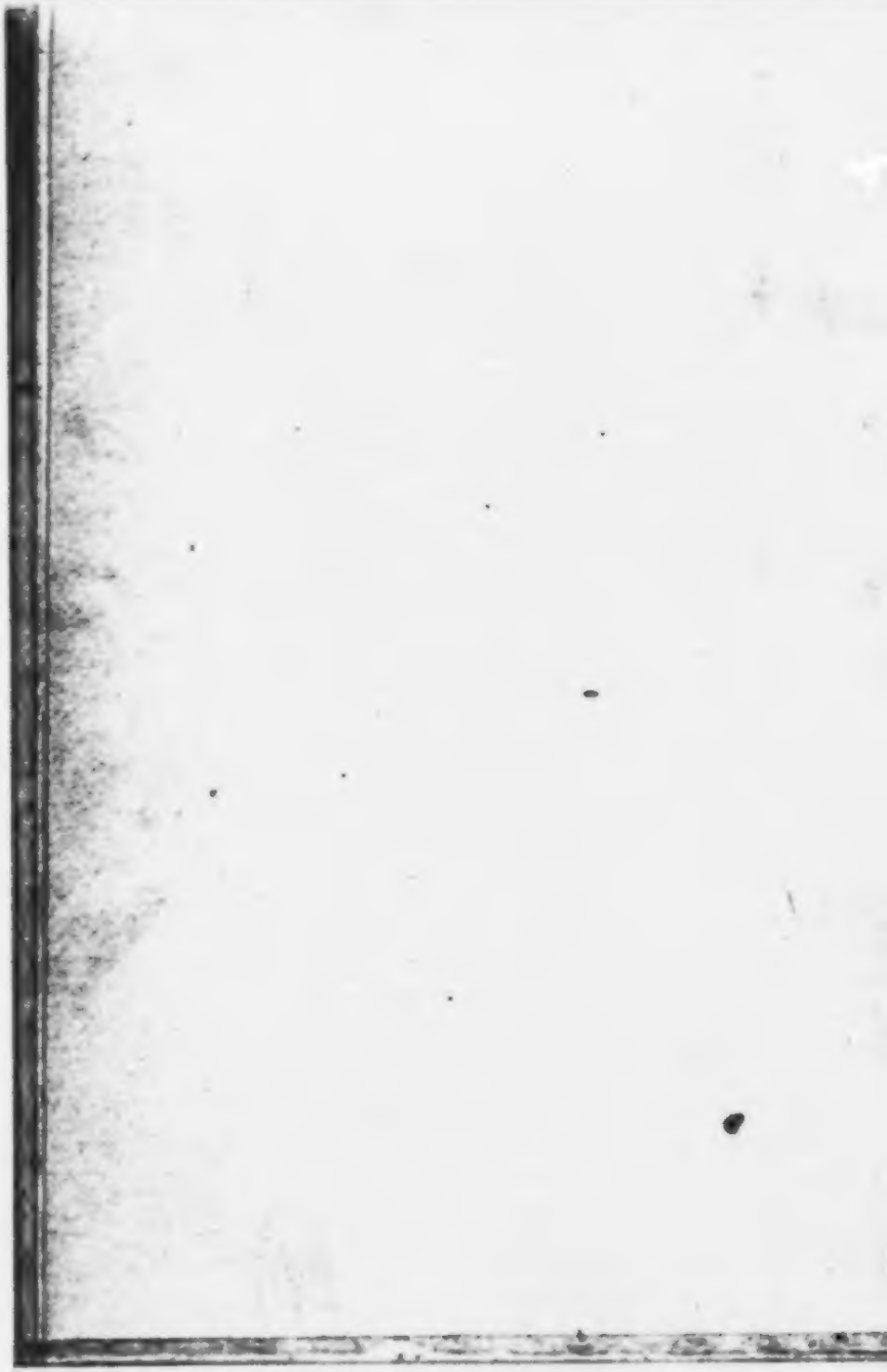
Zedlitz's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Zedlitz's Soldatenbüchlein.
Dritte Auflage.
15 Ngr. oder 48 kr.

Zedlitz's Waldfräulein.
Ein Mährchen in achtzehn Abenteuern.
Dritte Auflage.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Annette von Droste-Hülshoff,
Das geistliche Jahr.
Nebst einem Anhang religiöser Gedichte.
Rthlr. 1 6 Ngr. oder fl. 2





Das

Reich der Träume.

Ein dramatiſches Gedicht

in fünf Aufzügen

von

Otto Roquette.

Bühnen gegenüber Manuscript.

Berlin,
Verlag von Heinrich Schindler.

1853.

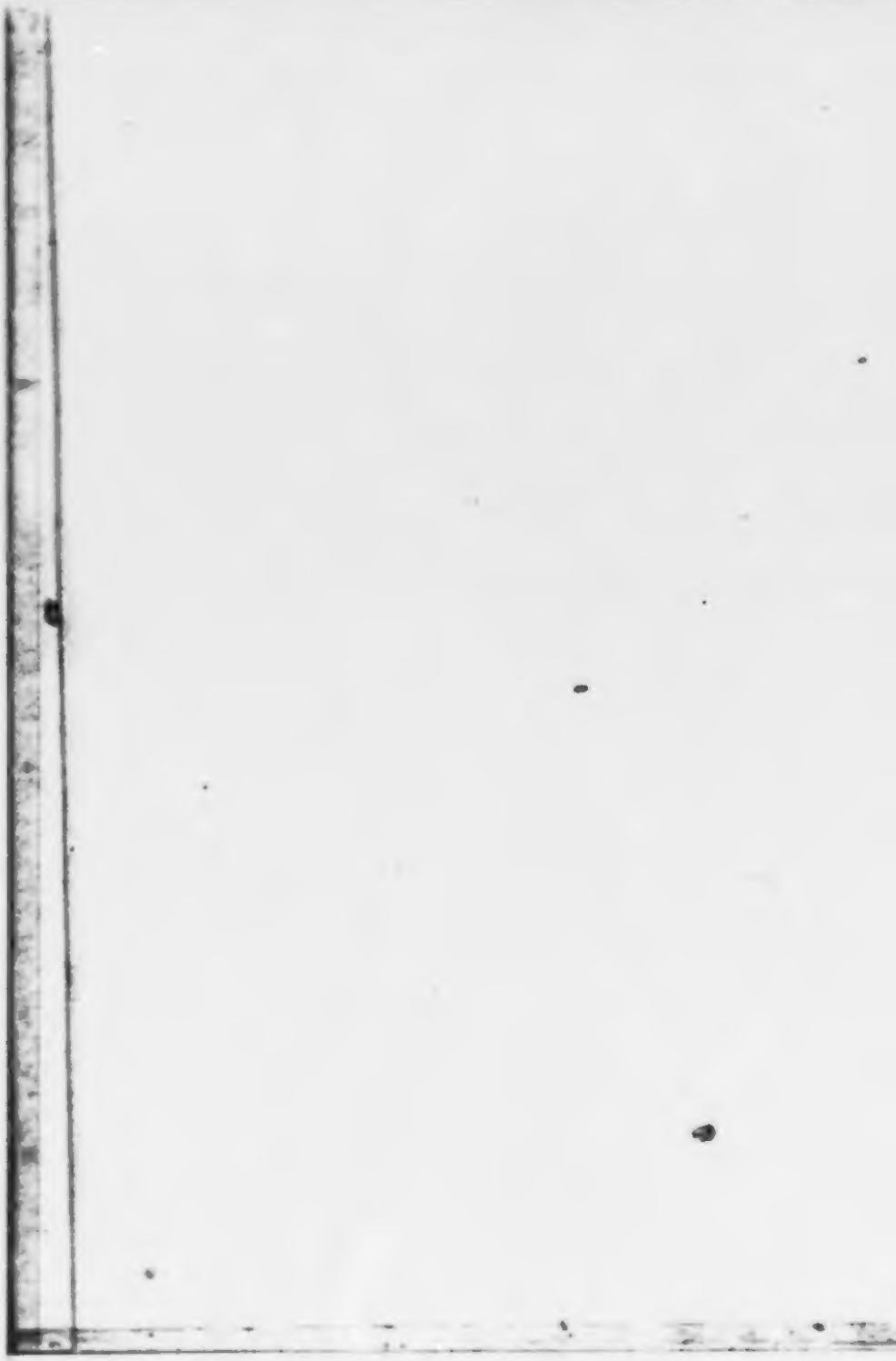
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Personen:

Gilamont, Herzog von Perouſe, (verbannt)
Medon, deſſen Begleiter.
Nymphea, Erbin von Ormonde.
Perpetua, Schaffnerin } auf dem Schloſſe Ormonde.
St. Alban, Arzt }
Anſaldo.
Celio.
Cyriakus, ein Scharlatan.
Der Wirt zur Lilie.
Jeanneton, ſeine Tochter.
Armand, deren Bräutigam.
Polykarp, Muſikant.
Aufwärterin.
Muſikanten.

Scene: Auf dem Schloſſe Ormonde an der Südküſte von Frankreich und vor dem Schloſſe.

Zeit und Koſtüm: Zu Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts.



Erster Aufzug.

Erste Scene.

Links das Wirtshaus zur Lilie, im Hintergrunde eine hohe alte Mauer, mit Bäumen dahinter. — Polykarp mit einer Schar herumziehender Muſikanten ſpielt einen Tanz. Armand tanzt mit Jeanneton, Celio mit der Aufwärterin. Der Wirt kommt aus dem Hauſe.

Wirt.

Was ſoll mir das? Muſik und Tanz am Morgen?
He, Jeanneton und Armand, ſeid ihr toll?
Was ſoll mir das Geſchnarr? Ihr Fiedler, ſchweigt!
Ihr bringt mein Haus mir in Verruf! Die Gäſte
So aus dem Schlaf zu lärmen! Alle tauſend —
Soll ich hier ewig ſchrein? He, Jeanneton!
Und ihr, wollt ihr wohl ſchweigen?

Jeanneton.

Ach der Vater!

(Muſik und Tanz hören auf.)

Wirt.

Was? Heißt das Ordnung? Heißt das Sittſamkeit?
Statt bei der Arbeit ſich zu tummeln, hier
Sich drehn zum Fiedelbogen? Jeanneton,
Fort in das Haus! Und Du, leichtfüß'ges Ding,
Denkſt du, ich hätte dich zum Tanz gedungen?

(Jeanneton und Aufwärterin ab.)

Celio.

Laßt ſie. Ihr Mädchen, bleibt, wir tanzen noch!

Wirt.

Die Dirnen ſoll'n ſich unterſteh'n! Wollt Ihr
Das Frühmahl nehmen, Herr? Es iſt bereit.

(Celio ab)

Du, Armand, haſt auch Beſſeres zu thun,
Als mir zum Tanz die Dirnen zu verleiten.

Armand.

Nun, Vater, ſeid nur gut. Erklingt Muſik,
Und wär' es mitten in der Nacht, ſo fährt ſie
Mir in die Beine. Und was hat's denn auf ſich?

(Sillamont kommt aus dem Hauſe.)

Wirt.

Auf Deiner Hochzeit magſt Du tanzen, doch
Bis dahin, ſapperment, geſtatt' ich's nicht,
Vor meiner Thür am frühen Morgen nicht.
Geh' heim an Deine Arbeit.

Armand.

Nun ich geh ſchon. (ab)

Silamont.

Dies iſt ein glücklich Land. Früh mit der erſten
Erwachten Lerche, die zum Himmel ſteigt,
Schwingt ſich beglückter Menſchen Fuß im Tanze,
Und mit Muſik erwecket man den Fremdling. —
Ihr ſcheint ein ſtrenger Hausherr?

Wirt.

Ja, wie ſoll
Man all' das junge Volk in Ordnung halten?

Polykarp (kommt mit dem Notenblatte).

Wir ſind noch nüchtern, guäd'ger Herr, die Lippen
Noch unberührt von ird'ſcher Nahrung. Zwar
Frau Muſika giebt Nahrung für die Seele,
Doch will der Seele Bruder auch ſein Recht.

Wirt.

Ei was, ſolch' Bettelvagabundenvolk! Wird nichts
Gegeben!

Silamont.

Sieh, ſind wir nicht ſchon Bekannte?
Du biſt derſelbe, der mit ſeiner Schar
Die Wanderſtunden geſtern mir gekürzt,
Durch Wort und frohe Klänge?

Polykarp.

Freilich, Herr!

Diamant.

Da nimm, erquickt euch.

Polykarp.

Ach viel tausend Dank!
Das reicht auf Tage für uns Alle. Kommt,
Heut halten wir 'nen Ruhetag. Herr Wirt,
Die Tafel aufgedeckt, und zugerichtet
Für fünf vergnügte Jünger Musika's!

Wirt.

Nun Herr, das heiß' ich dieses Volk verwöhnen!

Polykarp.

Und Euch, Herr Wanderschaftsgenosse, sei
Das erste Glas gebracht. Frau Musika
Geb' ihren Segen Euch! Halloh, ihr Leute
Zum Frühstück! (singt)
Singe Vög'lein, sing' im Laube
Durch den Morgensonnenschein,
Spüle nun vom Wanderstaube
Mir die Kehle, kühler Wein!

(Geht singend in's Haus, der Wirt und die Musikanten folgen ihm. Medon tritt auf.)

Eilamont.

Ich bin im Vaterlande! Wehe Wind
Des Glückes, der du über ferne Meere
Die Segel mir geschwellt! O treibe nun
Den sehnsuchtsvollen Kiel nicht mehr zurück
Vom Hafen der Versöhnung! — Medon, komm,
Sieh heiter! Dies ist heimatlicher Boden,
Und dieser Himmel ist der Heimathimmel,
Der seine Lüfte sendet, uns zu grüßen!

Medon.

Ich kann mein Herz noch nicht der Freude öffnen.

Eilamont.

O der Verbannte, der verstohlen sich
Der Heimatküste naht, er sollte zögern
Mit seinem Jubel — Freund, ich kann es nicht!
Vernunft mag gehn an der Besorgniß Hand,
Mein Herz erfüllt die lang entbehrte Lust,
Ich mag sie nicht verscheuchen. Nimm den Brief,
Bring' ihn auf's Schloß. Ich hörte, St. Alban
Verweile dort noch. Was wir beide hoffen,
Vielleicht gewährt er's.

Medon.

Herr, du hast die Nacht
Der Ruhe nicht gepflogen, denn ich sah dich. —

Clamant.

So war auch dir die Ruhe fern. Ja, Meden,
Mein aufgeregtes Herz ließ mich nicht schlafen,
Mich trieb's in's Freie. Dort vom Fenster her
Hört' ich die Bäume jenes Gartens rauschen,
Der meine Knabenspiele einst gesehn.
Ich schlich hinaus, ging zur bekannten Stelle
Des Thors, und über das verschloss'ne stieg ich
In jener Gänge dunkelgrüne Wölbung.
Mein Schritt trug weiter mich bis zu dem Brunnen,
Wo marmorn der Delphin im hohen Bogen
Mit Wasser füllt das Becken. Jetzt ist es
Versiegt und dunkles Moos umhüllt den Marmor.
Da saß ich lange. — Wunderbar!

Meden.

Du zögerst?
Was schien dir wunderbar?

Clamant.

Mein alter Freund,
Wenn ich geträumt, der Traum wär' hier verzeihlich,
Allein ich wachte, jede Fiber wachte
An mir — und dennoch muß mein Aug' ich schelten,
Daß es von rätselhafter Scheu geblendet,
Der Lösung nachzuforschen unterließ.
Ich sah den Gang herauf ein Wesen schreiten
Im weißen wehenden Gewand, das Har

Gelöst. Die Züge seines Angesichts
Stahl mir der Schatten. Langsam kam es her,
Und ich, gedeckt von duftendem Gebüsch,
Sah, wie die zarte, schmächtige Gestalt
Die Arme hob zum Himmel; hörte, wie
Sie sprach, bald laut, bald leiser. Aufmerksam
Vernahm mein Ohr die wunderbarsten Worte.
Sie sprach, so schien's mit Geistern. Leise Fragen
Gab sie der Nacht, und wehte dann ein Luftzug,
Schien er ihr Frage, und sie gab ihm Antwort.
Und endlich, sehnsuchtsvoll, gebroch'nen Tons
Sprach sie: Mein Genius, wirst du bald mir kommen?
Dann stand sie unbewegt. Mein Sinn war wirr,
Mir war's als müßt' ich Antwort geben. Dann
Zum Zweitenmal, nach langer Pause, that sie
Dieselbe Frage. Schweigsam blieb die Nacht,
Doch als zum Drittenmal mit langem Seufzer
Sie rief: Erlöse mich, mein Genius! Da —
Da war's, als risse unbekannte Macht
Das Wort mir aus der Brust, und bebend sprach ich:
Ich komme, sei getrost!

Weben.

Das thatest du?

Tillamont.

Wie es geschah, ist jetzt mir unbegreiflich.
Ich hörte noch ein leises: Oh! Dann bog ich

Pochenden Herzens der Gebüsche Zweige
Zur Seite, sah das schattenhafte Wesen,
Als trüge es die Luft, die dunklen Gänge
Hinunter schweben, bis es mir entschwand.

Medon.

Beim Himmel, dies ist wunderbar!

Silamont.

Doch nun
Genug. Wie sich das Rätsel löst, erfahre
Vielleicht ich, wenn in's Schloß ich aufgenommen.
Geh, bringe meinen Brief an St. Alban.

(Medon ab. Jeanneton tritt aus dem Hause.)

Jeanneton.

Nun, Herr, Ihr weilt noch immer vor der Thür?
Wollt Ihr auf länger in der Gegend bleiben?

Silamont.

Vielleicht. Sag' mir, wer wohnt auf jenem Schlosse?

Jeanneton.

Ei Herr, Ihr wollt doch nicht auf's Schloß? Das laßt
Euch nur vergehn. Wird Niemand eingelassen.
Ach, dort ist's schrecklich! Früher, ja, da soll's
Noch besser da gewesen sein, doch jetzt —
Denkt nur, 's ist Alles drin verzaubert und
Verhext, es wagt sich keiner in die Nähe.

Ein Einzigmal nur — ach, mich ſchaudert noch,
Fand ich das Gartenthor geöffnet, und
Mit Armand, meinem Bräut'gam, ſchlich ich mich
Hinein. Man iſt faſt wie im Walde. Tiefe
Und dunkle Gründe, wo die Waſſer brauſen,
Und Felſen, feuchte Grotten. Alles iſt
Verwildert, in den Wegen hohes Gras,
Von wildem Strauchwerk überwachſen. Graue
Verfallne Marmorbilder ſchau'n aus dorn'gen
Verſchlungnen Brombeerranken. Umgeſtürzt
Sind Säulen und Geſims von einem Tempel,
Der hart am Felsgeſtad des Meeres ragt.
Die Bäume rauſchen gar ſo ſchauerlich,
Und gar das alte Schloß, vergraut, vermooſt,
Schaut drein, ſo wie ein ſchuldbewußtes Antlitz,
Zu früh gealtert und Entſetzen kündend.
Da drinnen — o mir graut!

Silamont.

Nun denn, da drinnen?

Jeanneton.

Man ſpricht's nicht gerne aus. Der alte Graf
Von Ormonde war ein Zauberer und Beſchwörer,
Doch hat er nicht den Tod beſchwören können,
Vier Jahr iſt's, daß er ſtarb. Nur eine Tochter
Lebt noch von ihm, ſie iſt — Gott ſei uns gnädig —
Sie iſt 'ne Hexe, oder ein Geſpenſt!

Clitamont.

Die Tochter, sagst Du? Seine einz'ge Tochter?

Jeanneton.

Ja, sie, die Erbin dieses alten Schlosses.
Sie ist so reich, sie könnte prächtig leben,
Doch lebt sie gar nicht nach der Menschen Weise,
Und läßt sich niemals außerhalb des Schlosses
Erblicken. Sonst ist drin nur noch der Arzt
Des Fräuleins, St. Alban. Auch der ist schon
Halb angesteckt, ein schrecklich ernster Mann.
Und die Beschließerin. Die kommt zuweilen
Heraus, doch die hat auch wohl Grund zu schweigen,
Und immer seltner wird sie hier. Der Arzt
Ist Herr im Hause, läßt sie nicht heraus.

Clitamont.

Hast Du das Fräulein je gesehn?

Jeanneton.

Gesehen?
Ich sie gesehn? Dann hätt' ich sicherlich
Nicht eine gute Stunde mehr. Nein, nein,
Nur nicht Gespenster sehn! — Ach seht, was ist
Der Reichthum, den man nicht versteht zu nützen?
Mein Armand, der das Gartenwerk versteht,
Der sagt, der Garten ließe sich noch immer
In Ordnung bringen, dürft' er nur drin schalten,

So wie er wollte! Und nun drinnen gar
Die Säulenhallen und die Prunkgemächer,
Das soll ganz prächtig sonst gewesen sein,
Nun liegt es da, kein Mensch erfreut sich dran,
So bleibt's den Motten und dem Staub. Vor Zeiten
Hat die Gemalin des verstorbnen Grafen
Das alles eingerichtet, und so lange
Sie lebte durfte auch der Graf nicht hexen.
Kaum war sie todt, so nahm die Hexerei
Den Anfang, bis er starb. Doch wimmelt's drinnen
Noch von Gespenstern, denn hat man sie mal
Herbeigelockt, dann sind sie nicht zu bannen.

Der Wirt (ruft im Hause).

He, Jeanneton!

Jeanneton.

Ich komme! Herr, verzeiht! (ab.)

Silamont (allein.)

Mein Oheim von Ormonde — todt! — Nymphea,
Das zarte Kind, dies Wesen, das der Schönheit,
Der Anmut Königin zu werden einst
Versprach — hätt' ich sie selbst gesehn?

(St. Alban und Medon treten auf.)

St. Alban.

Ist's Wahrheit?

Du selber, Silamont!

Illamont.

O, St. Alban!

St. Alban.

Tollkühner junger Mann! Du kehrſt zurück
Aus der Verbannung?

Illamont.

Ach, fünf lange Jahre
Bin ich von Schiff zu Schiff, von fremder Küſte,
Von Strand zu Strande, über Meereswogen
Umhergeſchweift, doch nicht gebiet' ich mehr
Der Sehnſucht nach dem Vaterland! Ach, lebenslang,
Du weißt nicht was es heißt, ein Leben lang
Verbannt ſein!

St. Alban.

Mir zum Mindeſten ſollſt Du
Willkommen ſein, mein junger Freund! Ich will
Dich bergen, dir ein Obdach geben, treulich
Beglückung, Schmerzen mit dir theilen.

Illamont.

Ja,
Ich wußt' es, St. Alban iſt noch mein Freund,
Er wird als Freund auch an mir thun.

St. Alban.

So werd' ich!
Doch fort von hier, im Schloſſe alles Weitre.

(Illamont, St. Alban und Medon ab.)

(Cyriakus, Rinaldo, Celio treten auf.)

Rinaldo.

Es iſt genug, ich traute dir vergebens.

Cyriakus.

Und dennoch, Herr, bring' ich dich noch zum Ziele.

Rinaldo.

Du biſt ein weiſer Mann, dir ſtehen Dinge,
So ſagſt du, zu Gebote, die wie Wunder
Die Welt erſtaunen machen. Laß mich endlich
Nun deine Zauberkräfte ſehn. Iſt jenes
Verwünſchte Schloß an Macht dir überlegen?

Cyriakus.

Ein großes Werk bedarf der Zeit des Reifens;
Nicht unbekannt iſt das Geheimniß mir,
Das dieſes Schloß verbirgt. Gedulde dich,
Laß mich nur erſt der Kräfte Weſen kennen,
Eh' ich entſprechend ihm begegne. Herr
Du warſt zu ſchnell, verlangteſt Einlaß, wurdeſt
Zurückgewieſen, forderteſt von Neuem,
Auf's Neue wies man dich zurück. Natürlich!
So ſtürmend dringt man nicht in ein Geheimniß.
Laß mir nur Zeit. Bald dringe ich verſtohlen
Hinein, und bin ich einmal drinnen, bringe
Ich bald zum Ziele dich.

Unfalde.

Ich bin verſtimmt.
Wir ſitzen hier nun Tage ſchon verborgen,
Und mein Vertrauter ſchreibt mir nicht, wie ſich
Die Sachen in der Stadt geſtalten, meine
Erzürnten Gläub'ger handeln; ob man ahnt
Wohin ich meine Flucht genommen habe?
Unſeel'ge Lage! Warum überſchritten
Wir nicht die Grenze gleich? Du hältſt mich hier
Mit leerer Hoffnung auf, indeß man gar
Mich ſchon entdeckt hat.

Cello.

Wer ſoll Dich entdecken?
Wir ſind entfernt genug. Gieb Dich zufrieden.

Cyrtakus.

Erlangſt Du hier, was ich Dir zugeſagt,
Die Hand der zauberhaften, reichen Schönheit,
So ſtehn errötend und beſchämt die Gläub'ger.
Ja ſchon die Nachricht Deiner Werbung ſtimmt ſie,
Jetzt noch Hyänen, um zu Turteltauben.

Unfalde.

Ich bin nun dieſes Lebens überdrüſſig!
Könnt' ich ein neues, beſſeres beginnen,
Beherrſcht von Sitte und vernünft'gem Thun!

Celio.

Was fällt Dir ein? Ich sehe keinen Grund.
Was nennst Du Bess'rung? Langeweile haben!
Und ich — ich sollte wohl das Gleiche thun?
Wir haben beide dazu kein Talent.
Nun — oder meinetwegen, aber laß uns
Noch warten, denn noch halt' ich's nicht für nötig.
Was da! Kommt Zeit, kommt Rat, vielleicht auch Besserung,
Und bleibt sie aus, ist's eben auch kein Schaden.

Anfaldo.

Du hast nichts zu verlieren!

Celio.

Nun, und Du?

Anfaldo.

Die Ehre meines Namens, meines Hauses!

Celio.

Ach — guter Himmel! Daran denkst Du wohl
Zum Erstenmale heut!

Anfaldo.

O schlimm genug!
Und schlimmer noch, daß ich die Mahnung Dir
Verdanken muß!

Celio.

Du bist in bester Laune!
Wollt' ich in gleicher Stimmung Dir begegnen,

So blieben wir vielleicht auf ewig hier,
Und wären unbesorgt, entdeckt zu werden.
Doch laß die Thorheit. Komm, wir brauchen uns
Nicht todtzuschlagen, denn wir wissen Beide,
Daß es sich wirklich nicht der Mühe lohnt.

Anfaldo.

Ich habe dies Bewußtsein ganz von Dir!

Celio.

Und ich von Dir. O sieh, wie schön es ist,
Wenn Freunde so in ihrer Seele lesen!
Doch jetzt genug. Cyriakus, Du Weiser,
Treib Deine hohen Kräfte an zur Eile,
Indeß ich dieses Träumers Mut erwecke.

(Anfaldo und Celio ab.)

Cyriakus (allein).

O edles Par! Vortreffliches Gespann!
Braucht ich nicht deinen Rücken, über Dich
Zum eignen Vortheil leichter aufzuklimmen,
So würd' ich's lächelnd sehn, wenn Deine Gläub'ger
Dich wie Du bist verschmausten! Hänflingshirn!
Verschaff' ich Dir, wie Celio, Dein Genoß,
Es sich so trefflich für Dich ausgedacht,
Die Hand der reichen Erbin von Ormonde,
Die, wie es scheint, halb in Gefangenschaft
Hier sitzt, und die vielleicht durch Ueberredung

Sich bald entführen ließe — Dann, Du Edler,
Will ich umsonst auch nicht gehandelt haben.
Es soll mir eine Lust sein, Dich zu prellen!
— Wiewohl, mein Weg ist hier von Alters her
Gefährdet. Mein Kumpan im Geistersehen,
Der alte Graf, setzt nun in andern Welten
Das Geistersehen fort. Die Tochter, sagt man,
Befolg' in jedem Stück des Vaters Lehren,
In Studien sei sie eig'ner Art versunken.
Auf solche Dinge bin ich eingeübt,
Und selbst, geläng' es nicht, für meinen Gimpel
Ihr Gunst zu wecken, wäre viel gewonnen,
In ihrer Näh' mein Wesen zu entfalten.
Noch kenn' ich in dem Schlosse jeden Winkel
Und zaubern wollt' ich nach der besten Art!
Schwäng' ich mich auf, sie, wie den alten Herrn
Vor Zeiten, zu beherrschen, sollte mich
Kein St. Alban zum Zweitenmal verdrängen.
Zehn Jahre sinds. Mein Erzfeind ist noch hier.
Sei's, dieses Ziel ist der Gefahren wert.
Nur Vorsicht, Schlauheit und ein wenig Würde,
Und diese Welt, das große Narrenhaus,
Macht dich zum Weisen und zu ihrem Herrn!

(ab.)

Zweite Scene.

(Saal im Schloß Dunmore.)

(St. Alban, Silamont, Perpetua treten auf.)

Perpetua (leise zu St. Alban.)

Was thut Ihr, St. Alban! Ihr bringt den Fremden
Mit auf das Schloß?

St. Alban.

Mit diesem will ich's wagen.

Perpetua.

Allein wenn er entdeckte —

St. Alban.

Sei nur ruhig,
Perpetua. Es ist ein junger Arzt,
Den ich aus weiter Ferne kommen ließ,
Da seiner Kunst Gerücht zu mir gedrungen.
Er bleibt bei uns für kurze Zeit. Besorge
Für ihn und den Gehülfen, den er mitbringt,
Nebst einem Diener, die Gemächer. Geh'
Und laß mich deinem Schweigen nicht vergeblich
Vertrau'n.

(Perpetua ab.)

Und nun noch Einmal heiß ich dich
Willkommen! Du, mein Sohn! So will ich dich
Auch jetzt noch nennen, wie in alter Zeit.

Ellamont.

O St. Alban, du Redlicher! Wie köſtlich klingt
Ein Freundeswort, das lange wir vermißten!
Warum denn muß ich dieſes Glück entbehren?
Beging ich eine That, ſo ſtrafenswert,
Daß ich des Lebens beſte Zeit verbannt,
Ein Irrender, verurtheilt, ſchmachten müſſe?

St. Alban.

Die That war ſchlimm, mein Sohn, denn deine Hand
Vergoß das Blut des Grafen Malrepos.

Ellamont.

Ich büßt' es bitter! Aber ſoll ſich ewig
Die raſche Jugendthat an meine Ferſen
Gleich einem Fluche heften? Trieb man mich
Nicht ſelbſt dazu? War ſie nicht eher da,
Als ſie der Wille ruhig ausgedacht?
Betracht' es ſelbſt, hat nicht der Augenblick,
Der Dinge ſtill geſponnene Verkettung,
Mehr Antheil faſt an dieſer That, als ich?
Mein Vater ſtarb mir früh. Du brachteſt mich
Dem König, meines Vaters Freunde. Gütig
Nahm er mich auf. An ſeiner Seite wuchs ich
Heran, und meine Gunſt ſtieg mit den Jahren.
Doch bald ſollt' ich den glatten Pfad erkennen,
Der Manchen ſchon am Hofe ſtraucheln machte.
Des Königs Liebe weckte mir den Neid

Der Gleichgebornen. Bald entdeckte man
Ein ſelbſtgeſponnenes Komplott. Mein Name
Ward mit genannt. Ich ahnte nicht's davon,
Und wandelte beglückt im Sonnenſchein
Des Königshofs in heit'rer Jugend hin.
Da wagt' es eines Tages Malrepos,
Mein Feind von jeher, offen vor dem König
In einer Weiſe mich zu reizen, daß
Mein ganzes Weſen ſich empörte. Worte
Erzeugten Worte voll von bitt'rem Hohn,
Und endlich klagt er ſchamlos des Verrates
Am Könige mich an. Hin war die Faſſung.
Jung war ich, hitzig, ſchnell, und wie ich heiß
Das Blut durch meine Adern kochen fühlte,
War meine Hand auch ſchon am Schwerdte. Doch
Beſonnener noch zögert Malrepos
Sein Schwerdt vor ſeinem Könige zu ziehen,
Bis meine Wut, mein Drängen, Gegenwehr
Erheiſchte, und die Klingen blitzend durch
Den Königsſaal erklangen. Nicht des Königs,
Nicht des Gefolges Zuruf konnt' uns trennen,
Und eh' dem wilden Auftritt Aller Augen
Noch trauten, das Entſetzliche man faßte,
Lag Malrepos ſchon blutend mir zu Füßen!
Da erſt kam das Bewußtſein meiner That
Auch über mich. Ich ſtürzte in das Knie:
Doch wie ich gnädig ſonſt des Königs Antlitz

Geſehn, ſo flammte jetzt mir Zorn entgegen.
Gezückt hatt' ich in Gegenwart des Königs
Den Degen, vor dem Throne Blut vergoſſen —
Verbannung, lebenslang! So war der Spruch
Des einſt'gen Vaters, jetzt des ſtrengen Richters.

St. Alban.

Und jetzt? Wirſt du den Richter nicht auf's Neue
Erzürnen durch die Heimkehr?

Gilamont.

Treuer Freund,
Wenn Jene, die den Weg mir untergruben,
Noch jetzt des Königs weiches Herz beſtricken,
Dann iſt mein Tod gewiß. Doch Sehnſucht dünkt
Faſt ſchlimmer mich, als Tod. Der Schiffer, den
Nur ſeines eig'nen Herzens heißer Drang
Hinaus zu helleren Geſtirnen treibt,
Freiwillig in die Ferne ſchweifend,
Mit Segenstränen und Geleit entlaſſen,
Sieht aufgebaut vor den erſtaunten Augen
Die Schönheit fremder Küſten. Aber kehrt
Zurück er, dämmert ihm das Land der Seinen
Von fern entgegen, und betritt ſein Fuß
Aufs Neu' die heil'ge Muttererde — ach,
Da ſtrömt ihm die vergeßne Sehnſucht wieder
In's offne Herz, und lange währet ihm
Die Stunde, die ihn trennt noch von der Heimat!

Und soll nicht der Verbannte, unfreiwillig
Hinausgestoßne aus geliebten Landen,
Die Sehnsucht nähren? Ach, das Vaterland,
Treibt es auch hart uns von sich, bleibt uns
Doch stets das Ziel der sehnenden Gedanken,
Und böte uns ein Paradies die Fremde!
Und ich — noch fand ich auch kein Paradies.
Einst, als von Hellas Heldenkraft ich las,
Da dehnte weit sich mir die junge Seele,
Und jenes Land ersehnt' ich, dem Homer
Vom Sohn der Thetis sang, und Priams Fall:
Nun hab' ich es gesehn mit Augen des
Verbannten. Trümmerhaufen, Schutt und Asche,
Gestürzte Götter und zerbrochne Säulen:
Es trieb mich fort. Nach Indien ging die Bahn,
Dort nahm ich Waffen eines fremden Herrn.
Doch bald vertauschte ich das Schwerdt auf's Neue
Mit Steuer und mit Kiel. So ging es fort.
Fünf Jahre so durchirrt' ich ferne Meere,
Sah vieler Menschen Länder. Doch ich lernte
Vor Allem dieses eine Wort erkennen:
Was für uns war, blickt mild auf uns zurück,
Was für uns sein wird, schmeichelt unsrer Hoffnung
Doch täuschend giebt sich oft der Augenblick,
Den wir die Fülle der Gewährung wähnen.

St. Alban.

Du lerntest früh, wozu bei tausend Andern

Ein ganzes Leben kaum hinreichen will,
Du lernteſt: Weiſe ſein.

Silamont.

Ach, weiſe ſein!
Der Weg zum hohen Ruhm geht durch Paläſte
Und über Siegesfelder. Der zum Glück
Durch's drängende Gewühl des Lebensmarktes,
Doch der zur Weisheit: Durch die öde Wüſte.
Nein, gieb mir Thaten, Ruhm und Glück! Der Weisheit
Mag ſich erfreun, wem bleich die Scheitel glänzt;
Doch ich bin jung, und mag als Greis nicht fühlen!

St. Alban.

Die Jugend ſträubt ſich unbewußt, im Wachſen
Der Stunde ſchon der Blüte Blätterfallen
Zu ſehen, denn Gefühl des Augenblicks
Iſt ihr noch Alles. Doch allmälig dringt
Der Ernſt des Wachſens in den innern Kern,
Und reifer ſteht ſie da, als ſie es weiß. —
Doch nun, mein Silamont, was willſt Du thun?

Silamont.

Auf Dich, Du Guter, baut' ich meine Hoffnung.

St. Alban.

Auf mich? Du wirſt des mächt'gern Freunds bedürfen.

Silamont.

Die größte Macht ſind ſtarke Lieb' und Treue.

St. Alban.

Nur dieſes Haus iſt meiner Macht Bereich.

Gilamont.

Doch würdeſt Du's verlaſſen, mir zu dienen?

St. Alban.

Sag' Deine Abſicht mir, ich will's bedenken.

Gilamont.

Du warſt befreundet meinem Vater. Dir
Verdankte einſt der König ſeine Rettung
Von bittrem Krankenlager. Du auch warſt's,
Der mich, den Knaben, einſt dem König brachte.
Wer könnte nun mein beſſrer Anwalt ſein
Am Thron, als Du? Geh hin, und wird mir Gnade
Durch Deine Bitte, würd'ger St. Alban —

St. Alban.

Gemach! Laß uns mit Ruhe das bedenken.
Fragſt Du mein Herz, ſo ſagt es freudig: Ja!
Doch meine Pflicht trägt mancherlei Bedenken.
Du weißt, was mich an dieſe Räume feſſelt.

Gilamont.

Nicht ganz. Du warſt des Grafen von Ormonde
Gewiſſenhafter Helfer. Er, mein Oheim,
Lud mich als Knaben einſt auf dieſes Schloß,
Da ſah ich Dich, doch ſelten meinen Oheim.
Er ſtarb, ſo hört' ich ſchon. Ich kannt' ihn kaum.

Er war von je ein wunderlicher Träumer,
Und irr' ich nicht, ſucht' er den Stein der Weiſen.

Pl. Alban.

Nun, faſt ſo wenig und ſo viel als das.
Er war gelehrt, ihm kamen Wen'ge gleich.
Mathematik, und jene Wiſſenſchaft,
Die, am geſtirnten Abendhimmel forſchend,
Geſetze findet für den Weltenlauf;
Das Leben der Natur, vom engen Keime,
Durch Blüth' und Frucht zurück zum Samenkern;
Der Urwelt früheſte Bewegung, nun
Erſtarrt in Felſen und Geſtein; dies Alles
War ſein Bereich, in dem er Herr ſich fühlte.
Der Welt entfremdet' er ſich mehr und mehr,
Und — bald der Würde ſeines hohen Geiſtes.
Ein Scharlatan erſchien auf dieſem Schloſſe,
Er wußte ſich gelehrt und weiſe zu
Geberden, und beherrſchte bald den Herrn.
Nun kamen kabbaliſtiſch-wüſte Studien,
Man ſtieg zurück zu jenen Träumereien,
Die der Metalle flüſſige Verbindung
In Gold zu wandeln wähnen. Geiſter wurden
Beſchworen und befragt, und viel dergleichen.
Mir kam die Kunde dieſes wüſten Treibens,
So kam ich her, den alten Freund zu ſehen.
Gar bald ertappt' ich jenen weiſen Mann,
Den Scharlatan, auf einem Diebſtahl, und

Vertrieb ihn aus dem Schloſſe. Doch des Grafen
Gemüt war nun vollkommen eingenommen
Von dieſen Dingen. Oftmals hört' er Geiſter
In Chören ſingen, und was er erlauſchte
Vertraut' er folgſam Schrift und Pergamenten,
Muſik von hoher Schönheit, großem Wert!
Er war von je in dieſem Fach ein Künſtler.
Bald überkam ihn eine tiefe Schwermut,
Sein Geiſt verwirrte ſich, und endlich ſtarb er
In meinen Armen. Eine ſtille Schuld
Nahm er noch mit hinüber. Seine Tochter,
Du ſahſt als Knabe ſchon das ſchöne Kind,
Hat er in ſeiner Weiſe auferzogen,
Und ihr Gemüt in früher Jugend ſchon
Jedwedem jugendlichen Thun entriſſen.
Sie ſpricht mit Geiſtern, lebt in einer Welt,
Zu der ihr Niemand folgen kann. Sie iſt —

Dilamont.

Wahnſinnig?

St. Alban.

Faſt ſo ſchlimm als das. Ihr Weſen
Iſt hold und liebenswert, und darin nur
Verwirrt, daß ſie in Nächten zu den Geiſtern
Sich ſehnend wendet. Oft erſcheint ſie mir
Faſt ſelber als ein Weſen andrer Welt.
Sie mag ihr Kleid, ihr Haar nach Sitte nicht

Sich ordnen laſſen; lebt in jenen Zimmern,
Wo unter Studien einſt ihr Vater wohnte,
Dort träumt ſie ſinnend ſich in ihre Welt.
Sie wähnt, ihr Genius werde ihr erſcheinen,
Und ſie zu ihrem Vater führen. Oft
Hat ſie mir ihren Tod ſchon angeſagt,
Doch ſtets verſtrich der Tag, wo ſie ihn hoffte.

Ellamont.

Du hältſt ſie ſehr verborgen, wie ich höre?

St. Alban.

Und muß ich nicht? Denn wird die Kunde laut
Von ihres Geiſt's Verwirrung — was geſchähe,
O Gott, ich mag's nicht denken! Ihre Güter
Und all' der Reichthum — du zwar wärſt ihr Erbe,
Doch des Verbannten Eigenthum iſt nicht
Mehr ſein — ſo würde es dem König eigen.
Drum lebe ſie verborgen. Niemand wiſſe,
Warum man ſie verbirgt, bis mir der Himmel
Die Stunde ſendet, ſie geheilt zu ſehn.
Sieh', dieſem Kind gehöret meine Sorge.
Noch zög're ich, ſie länger zu verlaſſen,
Denn eine Reiſe, wie dein Wunſch ſie einſchließt,
Bedarf wohl eines Monats. Manches könnte
Geſchehn, was meine Hülfe hier erheiſchte.

Ellamont (in tiefes Sinnen verloren).

Nymphea! Deines Genius harreſt du?

O wunderbare Welt, die dieſe Räume.
Erfüllt! Ein Reich der Träume! Nah'ſt du
Der Zauberſtätte, biſt du mit gebannt.

St. Alban.

Ich ſeh' dich ſinnend ſtehn?

Dilamont.

Wie ſagteſt Du?
Du ſprachſt von meinem Oheim von Ormonde.
Ja wohl, ich ſah ihn kaum, er iſt nun todt.

St. Alban.

Du biſt zerſtreut, mein junger Freund. Ich glaub' es,
Denn dich umgiebt ſo viel des Ungewohnten.
Laß mir nur kurze Stunden Zeit, daß ich
Bedenke, was zu thun am beſten ſei.

(Perpetua tritt auf.)

Perpetua.

O St. Alban, das Fräulein kommt hierher,
Sie läßt ſich nicht mehr halten, will Euch ſprechen;
Sie iſt heut wieder — heißt den Fremden gehn!

Dilamont.

Laßt mich ſie ſehn!

Perpetua.

Nein, nein!

St. Alban.

Dein Anblick würde
Sie hier erſchrecken. Tritt in dies Gemach,
Die Thüre bleibe halb nur angelehnt,
Da magſt Du ſie betrachten. Hier, hinein!

(Sitament ab.)

(Nymphea tritt auf, mit langem ungeflochtenem Haar und in weißem phantaſtiſchem Gewande. Ihr Weſen iſt einfach, kindlich und feierlich, durchaus ohne krankhafte Spuren.)

St. Alban.

Du haſt zu Nacht der Ruhe nicht gepflegt,
Nymphea? Laß nun wenigſtens die Stunden
Des Morgens dich von mildem Schlaf erquicken.

Nymphea.

Ich werde nicht mehr ſchlafen, St. Alban.
Ich rief zu ihm Dreimal, da hört' ich nah'
Durch's Säuſeln der Gebüſche ſeine Stimme.
Er ſprach: Ich komme, ſei getroſt!

St. Alban.

Wer war es,
Der ſo Dir rief?

Nymphea.

Du fragſt? Mein Genius rief!
Ihn, den ich nächtlich längſt erwartete,
Den meine Geiſter immer mir verkündet,

Ihn hört' ich. Seine Stimme drang zu mir
Wie ein Erlöſungstroſt aus ferner Welt.
Die nächſte Nacht erwart' ich ihn. Er haucht
Mit leiſem Kuß mich in des Todes Thal,
Und trägt zu meinem Vater mich empor.
Ich weiß den Stern, zu dem auf breiten Flügeln
Er mich empor wird tragen. Auch ſein Bild
Sah ich im Traume ſchon. Er neigt ſein Haupt
Zu mir, und ſeine dunklen Locken fallen,
Auf mein Geſicht, bis wir im Lichte ſtehen!

St. Alban.

Du wirſt nicht ſterben, Kind. Haſt du nicht oft
Dem Tod dich nahe ſchon gewähnt? Dein Genius
Erſchien dir nicht, er wird auch jetzt nicht kommen.

Nymphea.

Er wird, o zweifle nicht! Wenn ich dem Tode
Mich oft ſchon nah' gewähnt, und doch noch athme,
So weiß ich, kommt er dieſe Nacht. Denn diesmal
Hört' ich mit ſüßem Schauer ſeine Stimme,
Er wird mich nicht vergeblich harren laſſen.
Die nächſte Nacht geh' ich von hinnen. Dich,
Perpetua, dich auch, St. Alban, werd' ich
Noch ſprechen, Lebewohl euch ſagen. Laßt mich
Bis dahin noch allein. (ab.)

Perpetua.

Was ſollen wir
Beginnen, St. Alban?

St. Alban.

Geh' ſtill ihr nach,
Bewache ſie. Ich fürchte nicht das Schlimmſte.
Bewege ſie von jenem Trank zu nehmen,
Den ich dir gab.

(Perpetua ab. Eliamont tritt wieder auf.)

Eliamont.

O St. Alban, dies iſt
Höchſt wunderbar! Was ging an ihr verloren!
Und doch, wie viel noch blieb zurück!

St. Alban.

Du ſahſt ſie
Wie immer ſie erſcheint. In ihren Worten
Iſt Kindeseinfalt mit der Jungfrau Sehnſucht
Und reifen Denkens Sprüchen oft gemiſcht.
In dieſer Kleidung, die du an ihr ſah'ſt,
Schweift ſie in nächt'ger Stunde oft hinaus
Zum Garten, ſpricht mit ihren nächt'gen Genien.

Eliamont.

Und laßt ihr ſie allein?

St. Alban.

Zu Anfang ließ
Ich Nachts ſie ſtreng bewachen, ſie vom Garten
Zurücke halten. Doch das Uebel wuchs,
Und da ihr Körper litt, wenn ich ſie hemmte,

Geſtattete ich ihr das nächt'ge Schweifen.
Es iſt kein Schlaf, in dem zu Nacht ſie wandelt,
Sie wacht und ſpricht mit uns, und heiterer
Als ſie am hellen Tage uns begegnet.
Ja, wie die Blume, die zu Nacht nur duftet,
Erſchließt ſie dann den Zauber ihres Weſens.
Und laſſen wir ſie unbehelligt ſchalten,
Scheint ſie hernach geheilt von ihrem Wahn,
Und iſt ein reizend, liebenswertes Kind.
So folgen wir ihr ſtill und ungeſehn,
Und hören ſie, wie ſie der leeren Luft
Mit ſanften Worten ihr Gefühl vertraut.

Ellamont.

Warſt Du die letzte Nacht wohl in der Nähe
Und hörteſt Du, wie ſie den Genius rief
Und wie er Antwort gab?

St. Alban.

Ihr Antwort gab?
Nur ihre eigne Seele gab ihr Antwort.
Doch was ſie ſprach, ich hört' es geſtern nicht,
Sie war zu weit entfernt.

Ellamont.

Du hörteſt nichts?

St. Alban.

Was ſollt' ich hören? Scheint es doch, als wollteſt
Du gar zu ihrem Glauben Dich bekennen.

Silamont.

Und ſchreckt Dich nicht, daß ſie zu ſterben wähnt?

St. Alban.

Ich bin daran gewöhnt, ſie ſo zu hören.

(Medon tritt auf.)

Medon.

Verzeiht, ihr Herrn —

St. Alban.

Was bringſt du? dich ergreift,
So ſcheint es, eine Botſchaft heftiger

Medon.

Du ſagſt es. Eben wird mir Nachricht kund,
Daß man den König heute noch vor Abend
Erwarte in der Hafenſtadt Marſeille,
Die Flotte zu beſicht'gen. Jene Stadt
Iſt kaum zehn Stunden weit von hier entfernt,
Und, St. Alban, der Augenblick iſt günſtig,
Wenn du des Herzogs Bitte willſt erfüllen.

St. Alban.

Iſt's ſo? Dann iſt auch mein Entſchluß gefaßt.
In wenig Tagen läßt ſich jetzt vollenden,
Wozu kaum Wochen hätten ausgereicht.
Noch heut' nehm ich die Straße nach Marſeille
Und geh' den König an.

Meton.

O ed'ler Mann!

St. Alban.

Nun, Silament? Sei mutig, junger Freund!

Silament (niedergeschlagen für sich.)

Und wenn sie dennoch stürbe?

Meton.

Herr, wo bist du?

Silament.

Was willst du?

Meton.

St. Alban geht an den Hof,
Der König kann nicht ewig auf dich zürnen.

Silament.

Der König? Gnade? Ach — ja, St. Alban,
Geh' an den Hof!

St. Alban.

Ruh aus, mein Silament.
Und was ein Freund dem Freund zu thun vermag,
Davon versäum' ich nichts. Vertrau' auf mich.

(Perpetua tritt auf.)

Perpetua.

Sie sank in Schlaf. Die Aufregung der Nacht
Hat sich gelöst in sanften Schlummer.

St. Alban.

Gut.

Perpetua, ich muß auf einge Tage
Verreisen.

Perpetua.

Jetzt? Wo sich das Allerschlimmste
Ereignen könnte? Nein, verschiebt es noch!

St. Alban.

Beruh'ge dich. Du siehst mich ruhig reisen,
Drum laß auch du die Furcht. Du hast inzwischen
Für unsre Gäste, für das Haus zu sorgen.
Ich kann in diesem Punkt auf dich vertrau'n.

Perpetua.

Ja, ja, von Herzen gern! Allein nur jetzt nicht.
Wenn mir das Fräulein stürbe! St. Alban,
Und ich wär' hier allein —

St. Alban.

Das bist du nicht,
Hier diese Freunde sind genug des Schutzes.

Perpetua.

O können sie verhindern, daß das Kind
Uns plötzlich stirbt?

St. Alban

Willst du mich denn durchaus
Anstecken mit Besorgniß? Was mich jetzt

Und heut' von hinnen ruft, iſt ein Geſchäft,
Das mächtig dringt, und darum werd' ich reiſen.
Du ſorge für das Haus!

(Perpetua ab.)

Und nun, ihr Freunde,
Macht's euch bequem bei uns. Ich zeig' euch noch
Den Bücherſaal des Grafen. Wollt Muſik
Ihr treiben, findet ihr von Inſtrumenten
Die beſte Auswahl. Auch was einſt der Graf
Dem Reich der Geiſter an Muſik entlockte,
Liegt aufgezeichnet da. Sei Herr im Hauſe,
Mein Silamont. Nur erſt noch einen Gang
Zu meinem Pflegling, dann ſteig' ich zu Roſſe,
Und möge Gott die Zunge mir berühren,
Daß meine Bitt' des Königs Herz erweiche
Und ich auf Gnadenſchwingen wiederkehre!

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Garten, in der Ferne das Schloß.

Silament. Medon.

Silamont.

Erleichtert iſt das Herz. Der Heimlichkeit
Gefahr und Bürde weicht dem freudigen
Gefühl der Sicherheit, und wär es auch
Auf kurze Tage nur. Mein alter Freund,
Der würd'ge St. Alban iſt fort, und trägt
Die Bitten des Verbannten mit den ſeinen
Vereint zum Throne. Medon, komm, ſei heiter,
Wirf dieſe trauervolle Miene von dir!

Medon.

Hält deine Jugend ihren Frohſinn feſt,
So laß der Ungewißheit bange Sorge
Mich für dich tragen.

Silamant.

Sei getroſt und mutig! —
Haſt du die Pilgerkleidung mir zurecht
Gelegt, und Muſchelhut und Stab?

Medon.

So that ich.
Auch jenen jungen Muſikanten hab' ich
Hierher beſtellt, ſo wie du es verlangteſt.
Doch nun geſtatte mir die Frage: Was
Willſt du mit dieſen Dingen. Ein Gefühl
Erwartungsvoller Freude leſ' ich in dir.
Du willſt doch nicht in jener Pilgerkleidung
Das Schloß verlaſſen?

Silamont.

Nein, ſo will ich nicht.
Medon, ein And'res iſt's, was mich erfüllt,
Mich ganz bezaubert. Wunderbare Welt,
In der ich hier mich finde. Schalten könnt' ich
In einem Kreiſe, der mich mächtig lockt,
Von dem zugleich noch warnend eine Stimme
Zurück mich ruft. Den erſten Schritt hab' ich,
Von unbekanntem Drang getrieben, ſchon
Gethan, nichts hindert mich, daß ich dem erſten
Den zweiten Schritt geſelle, und den letzten.
Du denkſt noch deſſen, was ich heute früh dir
Erzählte. Wie ich ungeſehn Nymphea

Im Garten Nachts belauſchte, wie ſie ſehnend
Zu ihrem Genius rief, und ich die Antwort
Ihr gab: Getroſt, ich werde kommen!

Arden.

Herr,
Laß mich nicht fürchten, daß du ſelber gar
In jener Maske ihr erſcheinen wolleſt!

Dilamont.

Du ſprichſt es aus. So iſt mein Plan.

Arden.

O Herr! —

Dilamont.

Ich kann dem Drange nicht mehr widerſtehn,
Zu mächtig iſt die Gunſt des Augenblicks.
In den Papieren des verſtorbnen Grafen
Fand ich den Geiſterreigen. Dieſen laſſe
Ich ſpielen in der Ferne, während ich
In Pilgerkleidung mich dem Fräulein nahe.

Arden.

Und wenn ſie dieſen Anblick nicht erträgt?
Wenn ſie von jähem Schreck zum Tod betroffen
Zu Boden ſinkt? Du weißt, ſie wähnt zu ſterben.

Dilamont.

Das Alles hab' ich reiflich ſchon bedacht.

Sie wähnt ſich ſtets vom Geiſterreich umgeben,
Sie hofft auf ihres Genius Erſcheinung,
Sie wird bei ſeinem Nahen nicht erſchrecken.
Und ſterben? Nein, ich ahne, ſie wird leben!
Es iſt nicht Freude an bethörtem Spiel,
Was mich zu dieſem Schritte lockt. Und — höre:
Geſetzt ein Bildner fänd' ein Marmorbild,
So ſchön, wie ſeine Seele je es träumte,
Allein verletzt, von unverſtänd'ger Hand
Ergänzt, zum Hohn der Schönheit. Und der Bildner
Erſäh mit ſeinem Sinn in ſeinem Geiſte
Die edle Form, die einſt hier walten mußte,
Und dürfte frei mit ſeinem Bilde ſchalten,
Würd' er nicht freudig an die Arbeit gehn,
Umzugeſtalten, was Verwirrung ſchuf?

Peter.

Und wird er ſelbſt vor Irrthum ſicher ſein?

Clarent.

Hingeben wird er ſich mit ganzer Seele,
Und lebt in ihm ein hoher Schaffenstrieb,
Dann iſt die Hand nicht müß'ger als der Blick.
O ſchönes Menſchenbild! Wie edle Gaben
Sind reich an dich verſchwendet, ſind an dir
Verloren durch des falſchen Künſtlers Hand!
Dich ſo zu ſehn, wie die Natur dich dachte,
O welch' ein Anblick müßt' es ſein, da noch

Verirrung von dem reinen edlen Ziele
So ſchön und reizend blieb! O Medon, Medon,
Wenn ich's vollbrächte und das holde Kind
Dem Leben wiedergäbe! Es bedünkt mich
Wie eine Pflicht.

Medon.

Verwechſelt dieſe Luſt,
Die abenteuerlich den Buſen dir
Bewegt, in dieſem Fall nicht Pflicht und Wunſch?
Bedenke deinen Schritt, er iſt gefährlich.
Dich ſelber ruft, du ſagſt es, eine Stimme
Noch mahnend von der That zurück, ſo höre
Auf ſie, auf ſie allein! Geſetzt, Nymphea
Sie ſtürbe plötzlich. Würde man nicht forſchen
Nach ihres ſchnellen Todes Grund? Du bliebeſt
Nicht länger hier verborgen, wärſt entdeckt!
Soll ich, deß ganzer Reſt an Lebensfreude
An deinem Leben hängt, ſoll ich es ſehn
Wie man geächtet dich zum Tode führt?

Sillamont.

Beruh'ge dich. Du denkſt allein an mich.

Medon.

Ich bin dein Diener, der nur will ich ſein.
Es mögen Andre zweien Herren dienen,
Ich denk' an dich allein. Dein Wohl allein

Liegt mir am Herzen. Alles Andre ſoll
Mich keinen Augenblick bekümmern!

Clament.

Medon!
Ich kenne dich, du biſt mir mehr als Diener,
Du möchteſt Alles für mich thun, bewach'ſt
Mit Eiferſucht die Hülfe andrer Freunde!

Medon.

Geſteh' ich's nur, kaum gönn' ich's St. Alban,
Daß er für dich ſoll handeln, und ich bin
Mißmütig über meine eig'ne Ohnmacht,
Dir kräftiger zu dienen.

Clament.

Treuer Alter!
In ſeinem Kreiſe ſei ein Jeder tüchtig,
Strebt er hinaus, verliert er meiſt ſich ſelber.
Dies tröſte dich. — Dort kommt der Muſikant,
Dem ich den Schlüſſel gab zum kleinen Pförtchen,
Ihn noch zu ſprechen hier.

Medon.

Gut, du brichſt ab,
Hörſt nicht auf meine Warnung. Ich will ſchweigen,
Doch ſei behutſam. Als vor Stunden ich
Die Oertlichkeit betrachtete, ſah ich
Drei Männer um die Gartenmauer ſchleichen,

Und ich erfuhr, daß sie schon zweimal Einlaß
In's Schloß begehrt und abgewiesen wurden.
Seit mehren Tagen leben sie schon hier.
Der Wirt, bei dem sie wohnen, scheint nicht eben
Erbaut von ihnen, denn sie können, scheint es,
Die Zeche nicht bezahlen. Allem Anschein nach
Sind's Leute, die sich höher geben, als
Ihr Ruf und innrer Wert vertreten kann.
Der Eine nennt sich einen Wunderthäter
Und Arzt. Er ist ein Scharlatan, kurirt
Auch Pferde.

Oliamont.

Wohl, vor diesem Arzte werden
Wir also uns zu hüten haben. Laß sie
Nur schleichen. Jeder Einlaß sei verwehrt.
Geh' an das Thor und hüte seinen Zugang.

(Medon ab. Polykary tritt auf.)

Oliamont.

Wie steht's? Hast du mit deinen Kunstgenossen
Auf die Musik dich eingeübt?

Polykary.

Ja Herr,
Wir können's jetzt. Es ist ein prächtig Stück!
Ein Geisterreigen! Solche Musika
Wie ich sie nie gehört! Da wo die Flöte

Ihr: Tü, tü, tü! beginnt, ach das iſt grade
Als ſängen alle Engel!

Eilamont.

Sieh, du ſcheinſt
Ein ächter Jünger deiner Kunſt, ſie iſt
Vielleicht dir mehr als nur ein dürftig Handwerk?

Polykarp.

Sie iſt mein Handwerk, daß ſich Gott erbarm!
Ich wünſcht' ich könnt' es zu was Beſſerm bringen.
Man zieht ſo hin, von Ort zu Ort, man ſpielt
Auf Märkten, Kirchweihfeſten, und man lernt
Nicht grade viel dabei. Doch hat es auch
Sein Gutes, Herr, ſo durch die Welt zu ziehen.
Da ſchweift man Morgens mit der Sonn' hinaus,
Die Berge leuchten und die Wieſen blitzen
Im Thau, und durch die Wälder jubelt friſch
Der Vögel Chor. Hei, wie das ganze Herz
Da luſtig mit ſingt in der Morgenkühle!
Und ſo durch Dörfer, Städte, geht die Straße.
Man ſieht doch Vielerlei. Doch wiederum
An manchem heißen Tage gehet mühſam
Die Wand'rung hin. Im Herzen iſt's nicht fröhlich,
Im Beutel und im Magen öde. Kommt
Man dann an einen Ort, ach Gott, dann will
Die luſt'ge Weiſe gar nicht luſtig klingen.
Ja, hätt' man nicht ſein Bischen guten Mutes,
So wär's ein traurig wüſtes Bettlerleben!

Silamont.

Nun, machſt du heute deine Sache gut,
Und weißt den Geiſterreigen gut zu ſpielen,
So lohn' ich dir's. Und ſtift' ich einſt mir eine
Kapelle, dann ſollſt du ihr Meiſter werden.

Polykarp.

Ach Gott, das wär' die ew'ge Seligkeit
Schon vor der Zeit begonnen! Ja, ich will
Aufſpielen! 'Ne Kapelle! Ich ihr Meiſter!
Und könnte lernen, und was Gutes ſpielen,
Nicht mehr das leid'ge Tanzgefiedel — Herr!

Silamont.

Gemach, erſt mußt du deine Probe machen.
Der Nachtwind weht im Laub. Friſch denn an's Werk!
Du ſchleichſt mit deinen Leuten durch das Pförtchen,
Und ſtille zieht ihr durch den Garten bis
Zu jener Hütte, die ich dir ſchon zeigte.
Dort harrt ihr meines Zeichens, und dann langſam,
Getragen, ſpielt ihr eure Geiſterweiſe.
Vor allem ſchweige! Laß auch deine Leute
Verſchwiegen und behutſam ſein. Nun fort!

(Polykarp ab.)

Medon (hinter der Scene.)

Ihr ſollt nicht hier herein! Fort, aus dem Garten!

(Medon und Gortakus treten auf.)

Cyriakus.

Ich will hinein, und ſomit bin ich drinnen.

Silamont.

Was giebt es da?

Medon (leiſe.)

Es iſt der Wunderdoctor,
Er drang durch's Pförtchen, das der Muſikant
Vergaß zu ſchließen.

Silamont.

Geh und ſchließ die Pforte.

(Medon ab.)

Cyriakus (für ſich).

Vor einer Stunde ſah ich St. Alban
Von dannen reiten, das iſt ſehr erwünſcht.
Hier nun zwei Fremde, die ſonſt nicht hier waren?
Jetzt gilt es Schlauheit.

Silamont.

Freund, was ſuchſt Du hier?

Cyriakus.

Für's Erſte, Jüngling, ſag' mir an, biſt Du
Der Herr des Schloſſes?

Silamont.

Nimm mich für den Herrn.

Cyriakus (für ſich.)

So, ſo. Der erſte Punkt!

Silamont.

In wenig Worten
Sag' Dein Begehr. Was drängteſt Du Dich ein?

Cyriakus.

Ich drängte mich nicht ein. Mir ſtand der Weg
Durch tauſend Mittel offen. Dieſes Schloß
Iſt eingeweiht, ſo hört' ich, von den Geiſtern,
Und hohe Kräfte walten in den Räumen.
Du ſiehſt in mir des großen Paracelſus
Gelehr'gen Schüler, jenes hohen Mannes,
Den ich im Leben zwar nicht mehr gekannt,
Doch deſſen Geiſt in meinem Geiſte lebt.
Ich bin ein Mann, der ſich dem ird'ſchen Thun
Enthob durch Wiſſensmacht, die von den Sternen
Durch ſtets erneuten Quell ſich nährt und tränkt,
Und kennen möcht' ich jene Wunderdinge,
Die, ſo verwandt mir, dieſes Schloß beleben.

Silamont.

Da biſt Du ſehr getäuſcht, o Wundermann,
Wir ſind ſo hoch nicht, als Du wähnſt. Wir ſind
In unſerm armen Denken Menſchen nur,
Und menſchlich unbedeutend unſre Werke.

Cyriakus.

Wie? Unbedeutend? Wolle nur erkennen,
Wie hoch bedeutend Du, und Du erkennſt es!
Es lebt in Dir, es lebt in jedem Menſchen

Des Mikrokosmos mächtige Bedeutung.
So wie Dein Bildniß Du im Spiegel ſiehſt,
Siehſt Du den Menſchen in den Elementen.
Das ganze All, es lebt und webt in Dir,
Und nicht im Himmel noch auf Erden iſt
Ein Ding, das nicht in Dir enthalten wäre.
Der Wille iſt's, der Alles Dir erklärt,
Der, wenn er ſtark iſt, Dich die Wechſelwirkung
Von hier und dort, von Himmel und von Erde,
Von dieſes Lebens viel beſchränktem Thun,
Und reinerer Geſchöpfe regem Weben,
Von ihres Schaffens Rätſel und Geheimniß:
Der Dich dies Alles klar erkennen lehrt,
Mit dem Du Erd' und Himmel Dir beſiegſt.
Der Wille iſt die Macht. Gebrauche ſie,
Dann ſtehſt Du da, bedeutender denn Alles!

Gillamont (für ſich).

Phantaſterei und Wahrheit! — (laut) Leider fühle
Ich mich beglückt in meinen Erdenſchranken,
Und muß Dich bitten, guter Freund —

Cyriakus.

Der Weg
Von dieſer Erde zu den hohen Sternen
Iſt freilich nicht ſo ganz bequem. Und doch
Iſt er unwandelbar ſchon vorgezeichnet.
Der Stern, zum Beiſpiel, den Du ſchimmern ſiehſt,

Er iſt ein geiſtiges Gewächs. Die Blume
Ein irdiſches. Der Stern iſt vorgebildet
In ihrem Kelch, der zum Verwandten ſtrebt,
Und wiederum den Stern zieht es herunter,
Daß er vom Himmel lichte Funken ſchleudert.

Ollamont.

Gelehrter Herr, ich ſtaune! Doch geſteh' ich,
Mir iſt das viel zu hoch.

Cyriakus.

Dann wiederum
Iſt Eins, das über Alles zeigt das Band
Von hier und dort. Dies nämlich iſt das Gold.
Der Stern, obgleich ein geiſtiges Gewächs,
Iſt Gold des Aethers. Doch das Gold der Erde
Hinwiederum iſt purer Sternengeiſt,
Mit dem die Erde ward begnadigt. Gold
— Das irdiſch geiſt'ge Band will ich es nennen —
Gold iſt der Wille, unbewußt noch ſchlummernd,
Und jener Wille zwar, der dich zum Herrn
Der Schöpfung macht. Ja, wer es ganz verſtünde,
Was Keinem ganz bisher noch glückte: Gold
Durch Miſchung zu geſtalten, der wär glücklich.
Denn Wille, Macht und Gold iſt jene Einheit,
Die in der Dreiheit Alles in ſich ſchließt!

Ollamont (für ſich.)

Wenn ich nicht irre, reicht die Weisheit hier

Den Bettlerhut um einen Pfennig dar.
Ich wag' es drauf. — (laut) Wie ich für deine Lehren
Von Herzen danke, nehm ich sie zu Herzen.
Ich hörte schon von dir. Mit zwei Gefährten
Umrundetest du oft schon diesen Garten.

Cyriakus.

Zwei Schüler sind es meiner Wissenschaft,
Zwei theure Knaben, die ich innig liebe,
Die ich mit Mühe nur zurücke halte,
Die Räume zu betreten, die so wichtig
Und hoch uns sind.

Silamont.

So wichtig? Weiser Mann,
Glaub' mir, ihr findet nichts von Wichtigkeit,
Und ihr verliert die guten Tage unnütz.
Und säßt ihr drüben gar noch Jahre lang,
Verschwendetet erwartend euer Gut,
Ihr fändet nichts. Und wirklich hört' ich schon,
Daß ihr da drüben beinah' Mangel leidet,
Drum, weiser Mann, sei so gefällig, nimm
Dies Gold, daß ihr euch stärkt nach euren Studien.
Verzeih' die Bitte, aber nimm das Gold.

Cyriakus.

Oh — doch ich nehm's für meine theuren Schüler.
Mich selber drückt kein irdisches Bedürfniß.

Silamont (für sich.)

Ich dacht' es wohl, dies Ende lag nicht fern.

(Laut).

Und da wir doch einmal auf dieſem Fuß
Nun ſind, mein weiſer Mann, ſo iſt wohl eine
Gefälligkeit der andern wert. Darum
Erſuch' ich dich, bleib du mit deinen Schülern
Von dieſem Schloß entfernt. Erſchrecke ſie
Durch ſchauerliche Sage und Erzählung
Aus dieſen Räumen. Es iſt beſſer ſo.
Und ſomit gute Nacht!

(Medon hilft auf.)

Laß dieſen Herrn
Durch's kleine Pförtchen, wo er hergekommen,

(leiſe zu Medon.)

Schaff' ihn hinaus. Verſchließe alle Thore.
Die Stund' iſt da, ich muß auf meinen Platz.

(Geht ab.)

Cyriakus (für ſich.)

Ein hübſches Sümmchen! Die Gelegenheit
War günſtig. Freilich, ſcheint es, hab' ich hier
Mehr zu befahren, als bei jenen Gimpeln,
Denn dieſer Burſch' iſt ſehr geſund von Sinnen.
Thut nichts. Ich bleib' in meiner Rolle, dringe
Von Neuem zu ihm, operir' mit Anſtand,
Denn Anſtand ſcheint mir hier die Hauptbedingung,
Und er ſoll mich ſo leicht nicht überwinden.

Medon.

Was ſäumſt du? Hörſt du nicht? Du biſt entlaſſen.

Cyriakus.

Schon gut. — (Für ſich). Ich ſoll den beiden Gimpeln Märchen
Erzählen, ſchauervoll und wüſt? Recht gut,
Das will ich, doch nur um ſie anzureizen.
Denn ſeit ich dieſen hier geſehn, iſt mir's
Nicht glaublich mehr, daß jener dort
Die Hand der Erbin je erlangen könne.
Und dennoch hetz' ich nun mein Par recht wacker,
Und hier mein Krösus muß mir wacker zahlen,
Will er befreit von ihnen ſein. Denn ſicher
Wünſcht er ſie nicht in ſeiner Nähe. Steckt
Auch was Geheimes noch vielleicht dahinter.

Medon.

Wie lange ſoll ich harren?

Cyriakus.

Bis ich gehe.

(Für ſich.)

Er ſoll des weiſen Spruches inne werden:
Erkaufte Treue muß man ſtets von Neuem
Erkaufen, mit geſteigert hohen Preiſen.
Und ich, ich will nicht gar zu wohlfeil ſein!

(Laut.)

Und jetzt bitt' ich mir das Geleite aus,
Da ich zu gehn entſchloſſen bin.

Medon.

Voran!

(Beide ab.)

Zweite Scene.

(Gartenwildniß, Durchsichten zwischen Hügeln und alten Bäumen. Bemooste Statuen. Helle Mondnacht. — Polykarp mit den Musikanten schleicht herein.)

Polykarp.

Da wären wir im Garten. Dort am Waſſer,
Nicht hundert Schritt von hier iſt jene Hütte
Von Moos und Rinde, wo wir unſer Geiſter-
Concert aufführen ſollen. Muſika,
Recht geiſterhafte, ſüße Muſika —
Denn ſeht, es ſtehet auf dem Notenblatte,
Dies ſei ein richt'ger Geiſterreigen. Ich
Will meine Flöte trillern laſſen, daß
Dem Mond ganz wirblicht wird da oben, daß
Er auf den Kopf ſich ſtellte, wenn er nicht
Schon darauf ſtünde; daß die Sterne ſich
Zum Tanz aufſtellen, und die goldnen Beinchen
Herüber und hinüber ſchwenken! O —
Nichts über's Geiſterhafte! — Höre du,
Du meine ſeelenvolle Klarinette,
Du mußt durch alle Fiſteln näſeln, die
Dir zu Gebote ſtehn. Und du, ehrſame
Poſaune — ach, was muß ich da erblicken!
Poſaune, allerliebſtes Herzpoſäunchen,
Was biſt du für ein dicker Wanſt! Wie willſt du

Das geiſterhafte Weſen fertig kriegen?
Nun, murmle, brumme nur, ſo gut du kannſt,
Doch falle nicht mit deinen ird'ſchen Wirtshaus-
Reminiszenzen in den Geiſterreigen,
Bedenk', hier gilt es Geiſt, Gemüt und Seele,
Vor Allem aber iſt Gefühl vonnöten! —
Und dir, rechtſchaff'nes Waldhorn, brauche ich
Gar nichts zu ſagen, denn auf die Gefühlswelt
Biſt du ja eingeübt. Zwar machen falſche Töne
Beim Einſatz keine Skrupel dir, allein
Auch der Gefühlswelt nicht, drum blaſe rüſtig
Wie Gott dir Odem gab. — Nun alſo kommt,
Die Stund' iſt da. Fühlt euch nur rechte Geiſter,
So hält man euch dafür. Fort, in die Hütte!

(Alle ab.)

(Kurze Pauſe, dann tritt Nymphea auf, gekleidet wie im erſten Aufzug. Sie kommt langſam und feierlich.)

Nymphea.

Willkommen, holde Nacht, die du mich oft
Mit mütterlichen Armen aufgenommen,
Du meine dunkle, ſchwermutsvolle Freundin,
Sei mir gegrüßt, gegrüßt zum Letztenmal!
Die Stunden ſind gezählt, die ich noch athme,
Und eh' der Mond von jenen Wipfeln ſcheidet
Sink' ich auf ewig hin in deinen Arm.
Die Menſchen nennen's Tod. Sie ſcheuen ihn.

Warum ihn ſcheuen? Iſt es denn nicht ſüß,
So hinzuſchweben aus der Erdenhülle
Zu jenen Sternen, wo nur freundliche
Geſtalten uns begegnen? Ueberwunden
Die enge Schranke! Was wir je geliebt
Tritt uns verklärt entgegen! Hergeführt
Von ſeinem Genius ſinkt es un° an's Herz
Und ſpricht befreit zu uns mit Geiſterzungen.
Komm, komm, mein Genius, denn ich bin bereit!

(Entfernte Muſik, ganz leiſe.)

Umwehe mich, du ſommernächt'ge Kühle,
Mit deinen Blütendüften, die berauſchend
Durch's Dämmerſchweigender Gebüſche weben!
Ihr Geiſter alle, Freunde meiner Seele,
Der Luft, der Erde Genien, ſchwebt um mich!
Und ihr, die von den Fluten ſchweifender Bäche
Mir liebend oft genaht, noch Einmal heut
Umſingt mein Ohr mit euren Schmeicheltönen.
Ihr auch, die ihr allnächtlich von den Sternen,
Gefilden meiner Sehnſucht, niederſteigt,
Nicht überſtrahlt euch mehr der wilde Strom
Der Sonnenglut, o kommt und netzt die Schwingen
Im Thau der Nacht! — Bald auch, ja bald erſcheint
Mein Genius. Höher iſt ſein Weſen, reiner
Als eures. Ach, ſchon ahn' ich ſeine Nähe,
Schon wähn' ich ſeinen Flügelſchlag zu hören,
Zu ſehen ſeiner Augen Liebesgruß!

Ihr Genien alle, zieht durch Luft und Laub,
Mit Melodieen, leiſen Geiſtertönen,
Ihn würdig zu empfangen!

(Die Klänge ſchwellen voller an.)

Ha! Ich hör' euch!
Und deutlicher als jemals! Habet Dank!
So klar drang nie der Melodieenſtrom
Aus eurer Welt an dieſes irdiſche
Gehör! Geklärt iſt ja der Aether für den Hohen,
Und jeder Ton zieht, eine luſt'ge Seele,
Geſellt dem andern, grüßend vor ihm her!
Er kommt! Er kommt! — Nun lebe ewig wohl,
Du arme Erde! Höh're Freuden bringt
Mein Genius mir mit ſeinem Todesgruß!

(Sie bleibt in bebender Erwartung ſtehn. Während die Muſik weiter ſpielt tritt Silament in Pilgerkleidung langſam auf.)

Nymphea

(bei ſeinem Anblick zuſammenſchreckend.)

Weh — wehe mir! — Biſt du's, mein Genius?

Silament.

Du fragſt? Und haſt mich doch erwartet, hörteſt
Die Melodien durch den Nachtwind weben,
Die mich zu dir geleitet?

Nymphea.

Weh — ſchon ſink' ich!

Silamont.

Nein, nein! Ermanne dich! Sei ohne Furcht!

Nymphea.

Ich glaubte feſt und ſtark mich, dich zu ſehen,
Doch du erſcheinſt, und mich erfaßt ein Beben —

Silamont.

O zitt're nicht! Getroſt, geliebtes Kind!

Nymphea.

Du kommſt — mich dünkt, in irdiſcher Geſtalt.
Auf Geiſterſchwingen, wähnt' ich, müßteſt du
Dich zu mir ſenken, in den Tod mich führen.

Silamont.

Käm' ich in Urgeſtalt, ſo wär's dein Tod.
Daß du nicht ſtürbeſt, wählt' ich dieſe Hülle.

Nymphea (erſtaunt).

Soll ich nicht ſterben?

Silamont.

Leben ſollſt du, leben!

Nymphea.

Nicht ſterben? Täuſcht mein Ohr ſich? Ich ſoll leben?
Muß ich nicht ſterben? War nicht ſo dein Wille?
O laß mich hingehn, führ' mich von der Erde!
Ich habe Allem Lebewohl geſagt,
Nur wenig war's, was mich an ſie gekettet.

Zum ſtillen Reiche meiner nächt'gen Genien,
Die mich der Erde eitlen Tand vergeſſen,
Verachten lehrten, und zu jenen Sternen,
Wo meines Vaters Genius meiner harrt,
Mich ſanft zu ihm zu tragen — o du Hoher,
Dahin nimm mich mit dir!

Silamont.

Du nennſt die Kreiſe
Des Erdenlebens eitel?

Nymphea.

Sind ſie's nicht?
Iſt nicht das Leben ein verächtlich Spiel?

Silamont.

Wer lehrte dich's? Haſt du es ſelbſt erkannt?

Nymphea.

Wer mich's gelehrt? — Ob ich — es ſelbſt erkannt?
Verzeih', mein Genius — du fragſt ſo ſeltſam!
Ich dachte dieſer Frage niemals nach.
Daß es ſo ſei, mir ſchien's gewiß. Ich fühlte
Befreit mich, wenn, von meinen ſtillen Genien
Umgeben, ich die Außenwelt vergaß.

Silamont.

Haſt du auch wohl die Außenwelt gekannt?

Nymphea.

Gekannt? Die Außenwelt? Ob ich — mein Sinn

Verwirrt ſich gänzlich! Ach, mein Genius,
Zu ſterben war bereit ich, doch du fragſt
Nach Dingen, die ſo fern ſchon hinter mir —
Das Wort verſagt mir! —

Silamont.

Zage nicht, Nymphea!
Sprich, kannſt du mir vertrau'n?

Nymphea.

O lehre mich,
Lehr' mich zu leben, denn ich faß es nicht,
Daß ich nicht ſterben ſoll! Ich kenne nichts,
Was mir die Erde wünſchenswert noch machte.

(Die Muſik iſt immer leiſer und leiſer geworden, und hört jetzt ganz auf).

Silamont.

Du kennſt ſie nicht die tauſend Segensſtröme,
Die reich des Lebens blühende Gefilde
Durchfluten? Kennſt nicht jene ſüßen Bande,
Die jedes Herz an's Erdenleben ketten?
O, einen Blick in dieſe Welt, und ewig
Fühlſt du an ſie dein junges Herz gefeſſelt!
Denn ſie iſt ſchön, und iſt des Lebens wert.
Thu' auf das Auge! Oeffne weit das Herz,
Und laß der Freude buntgeſchmückte Züge
Nicht fremd vorüber ziehn! Tief in die Seele
Laß dringen das Gefühl beglückter Jugend,
O dann bedarfſt du größern Glückes nicht,

Und jeden goldnen Traum der Phantaſie
Siehſt du zur Wahrheit werden! Geht die Sonne
Vergeblich auf und nieder? Blüht der Erde
Geſchmücktes Paradies nur darum dir,
Daß du beweineſt ihr vergänglich Sein?
Die Thräne zolle dem, was du verloren,
Doch was dir blieb, umfaß mit Liebesarmen.
Ach eine ſchöne, wonnevolle Welt
Liegt ſtill in deinem Herzen noch verborgen!
Nur eines Ruf's bedarf's um ſie zu wecken.
Und warſt du nie des Lebens dir bewußt,
Und fühlſt den Liebesruf an's Herz dir pochen,
So ſagen tauſend Stimmen in dir Antwort,
Und alle rufen: Lebe! Lebe! — Schöner
Iſt dieſe Welt, als dir mein Mund ſie kündet.
Willſt du ihr Glück empfinden, mußt du leben,
Und willſt du leben, wird es dir nicht fehlen,
Denn in der Tiefe birgt es jedes Herz.

Nymphea.

Du hebſt vor einer unbekannten Welt
Den Vorhang mir empor! So iſt das Leben?

Gilamont.

So iſt's, und ſchöner noch. Du ſollſt's erkennen.
Mit dieſem Kuſſe weih' ich dich dem Leben! (er küßt ſie.)

Nymphea.

Weh mir — dein Kuß durchſchauert mich! Ich ſinke —

O du haſt mich nur prüfen wollen! Dennoch
Muß ich nun ſterben — ja, ich fühl's!

(Sie wankt. Silamont, erſchrocken, fängt ſie in ſeinen Armen auf.)

Silamont.

Nymphea!

Nymphea.

Du rufſt? Ich lebe — blicke dir in's Auge! —
Es pocht mein Herz — gewaltig zieht mich's fort,
Daß ich in dieſes Meer von Licht mich ſtürze!
Der Schwinge Kraft gebricht — ich bin gefeſſelt —
Hilf mir! Befreie mich!

Silamont.

Getroſt, ſei mutig!
Die Feſſel wird ſich löſen. Willſt du meinem
Gebote überall und ſtets dich fügen?

Nymphea.

Ich fühl's, ich bin nun ganz dir hingegeben.

Silamont.

So ſieh der Außenwelt, die du verachtet,
Zuerſt in's Auge. Laß dies ſeid'ne Haar
In ſchönen Flechten deine Stirne kränzen.
Vertauſche dies Gewand, und kleide dich
In Farben, die den Frühling wiederſpiegeln,
Und wie ſie deiner blühnden Jugend ziemen.

Nymphea.

O laß mir dies Gewand, es war mir lieb!

Silamont.

Die neue Hülle wird dir lieber werden,
Siehſt du die Farbe erſt mit neuem Auge,
Wie deiner Schönheit Schimmer ſie erhöht.

Nymphea.

Du ſprichſt ſo fremd! —

Silamont.

Und dennoch voll Vertrauen.
Befreundeter ſoll meine Rede ſein,
Als jene Schmeichelzungen — ſtill, ſie lauſchen,
Die ſüß Beſtrickenden! Drum leiſe: Sahſt du
Der Genien Scharen jemals ſo wie mich?

Nymphea.

Ich ſah ſie, doch wie dich, ſo deutlich nicht.
An meinem innern Auge ſchwebten ſie
Mir ſtill vorüber, ahnungsvoll mich grüßend.
In dir zuerſt erblickt des Körpers Auge,
Was jene mild und gütig mir verhießen.

Silamont.

Du nennſt ſie mild und gütig! — Brachten ſie
Dir mehr als deine Sehnſucht ſchon dir gab?

Nymphea.

Wie wunderbar! Denk' ich der Frage nach,

So wähn' ich, ungestillt blieb meine Sehnsucht,
Aus meinen Wünschen keimten Wünsche nur.
Doch wie? — Dich, dich verkündeten sie mir!

Silamont.

Mich? Glaub' es nicht! Sie scheuen meine Nähe.
Trau ihnen nicht!

Nymphea.

Sie wären falsch?

Silamont.

Wohlan,
Ich will sie rufen. Nahen sie uns nicht,
Dann sind sie, wie du sagst, betrügerisch.
— Ihr Genien der Nacht, zieht eure Kreise
Rings um uns her! Und seid ihr nicht Dämonen
Der tiefsten Finsterniß, dann auf, erscheint!
— Siehst du sie kommen?

Nymphea.

Nichts — welch tödlich Schweigen!
Sie kommen nicht? Weh mir!

Silamont.

Sie kommen nicht!
Vertraue nicht auf sie. Ein Wort genügte
Die Falschen zu entlarven. Darum laß sie,
Denn sie bestricken gaukelnd dir das Herz,
Und sinnen Arges, wenn sie hold dir schmeicheln.

Das Menſchenherz, das ihnen ſich vertraut,
Erfüllen ſie mit jedem eitlen Wahn,
Bis es in bittrem Schmerz die Thorheit büßt.
Entflieh' der Nacht, wo ſie ihr Weſen treiben!
Das allgemeine Licht, des Tages Sonne,
Sei deine Leuchte, die dir Freud' und Luſt
Im Herzen wecke, wo bewußt du lebeſt.
Der Nächte dunkler Schleier breite ſich
Auf deinen Schlummer, über deine Ruh.

Nymphea.

Du reißeſt mich aus meiner ganzen Welt,
Mein ganzes Weſen muß ich umgeſtalten!

Silamont.

Daß ich dir's um ſo ſchöner wiedergebe!
Was du beſeſſen, mochte dir genügen,
Die Grenze ſchien dir weder eng noch hart:
Ein Blick hinüber! und du wirfſt verändert
Genügen und Beſitz, wie deinen Schatten
Mit Freuden hinter dich, und fliegſt frohlockend
Dem Lichte zu, das du beſeeligt trinkeſt!

Nymphea.

Mein Genius, noch bin ich ſo bewegt,
Noch weiß ich kaum — ich glaube deinen Worten,
Ob ſie auch Alles meiner Seele rauben,
Was ſie erfüllte. Aber du gebieteſt,
Ich will mich zwingen, mich zu zwingen ſtreben!

Silamont.

O thu's, und aller Segen ſei mit dir:
Bezieh des Schloſſes prächtigſte Gemächer,
Und ſei die Herrin drin. Verſchließe dich
Nicht ſtarr vor denen, die dir liebend nahen.
Das Leben hat und braucht der Liebe viel.
Sie iſt der Schatz, den Gott ins Herz uns legte,
So überreich, daß jeden bittren Schmerz,
Der uns gefoltert, ſie verzeihend ſegnet,
Und ſtarb er uns, mit Roſen ihn bekränzt.
Sieh nur die Menſchen an als deine Freunde,
Und deiner Freunde werden viele ſein.
Dein Herz ſei offen, wie dein Auge. Menſchlich
Empfind' und fühle, dann iſt dieſes Leben
Dir ſchön, ſo wie es ſoll. Und nun leb' wohl!

Nymphea.

Mußt du von hinnen? O verweile noch,
Denn freier ſchon empfind' ich deine Nähe.
Was mich befremdete fühl' ich entſchwinden,
Und gerne hört ich ewig ſo dir zu.

Silamont.

Die Ruhe iſt dir nötig.

Nymphea.

Kehrſt du wieder?

Silamont.

Bald kehr' ich wieder, hoffe dann zu ſchauen,

Daß du dich treulich meinen Worten fügteſt.
Doch ſtets in irdiſcher Geſtalt erſchein' ich,
Und ſtets am lichten Tage nah ich dir.
Glaub mir, dein treuer Genius will ich ſein!
Dort naht Perpetua. Folge ihr zum Hauſe,
Und dann zur Ruh. Der Himmel ſegne dich!
Leb wohl, Nymphea! (geht ab.)

Nymphea.

O mein Genius!
Leb wohl, und kehre wieder! — Welch ein Zittern
Ergreift mich! Weh — mir graut! So lang' er ſprach
War's licht in mir, nun iſt es dunkel. Falſch
Sind meine Geiſter? Sagt er's nicht? — Sie ſinds:
Angſt überkommt mich! Sterben? — Ha, ich lebe! —

(Sie bleibt in ſprachloſer Erſtarrung ſtehn. Perpetua tritt auf und naht ſich mit zögernden Schritten.)

Perpetua (leiſe.)

Ich kann der Angſt um ſie nicht widerſtehn.
Da iſt ſie! Starr und bleich — ſie ſieht mich nicht.
Wie ſoll das werden? Himmel, gieb mir Mut
Sie anzureden, denn mir ſelber graut!

Nymphea (erwachend.)

Ich leb', ich lebe!

Perpetua.

O Gott ſei's gedankt!

Nymphea.

Weh — weh! Wer biſt du? Ach, Perpetua — du?
Ich ſah ihn, ſprach ihn, meinen Genius!

Perpetua.

Nein, nein!

Nymphea.

Er kehret wieder, kehret bald!
Ich ſoll nicht ſterben, ich ſoll leben! — Komm,
Bring' mich zur Ruh. Er hat es mir geboten.
Ja, ſchlafen will ich — ſchlafen! Komm, zur Ruhe!

(Beide ab. Silamont tritt wieder auf.)

Silamont.

O deinen Segen, ew'ge Macht der Welt!
Gieb deinen Segen, daß das Werk gelinge!
Ein Strahl der Hoffnung blickte mir entgegen,
Laß auferſtehn der ganzen Klarheit Sonne!
Zerſtreu des Wahnes Nebel, deren Schleier
Mit kühner Hand zu löſen ich gewagt!
Wenn ich ſie rettete — für mich! Für mich!
Frohlocke nicht, mein Herz, nur jetzt noch nicht!
Erſticke jede Stimme in der Tiefe,
Die ſelig aufwärts ſtrebt. Denn Frevel wär's
Jetzt Anderes zu denken als das Eine:
Dem Leben dieſe Knospe zu erſchließen!

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Vor dem Wirthhause. Cyriakus und der Wirt kommen heraus.

Cyriakus.

Laßt ab am frühen Tag mich zu beläst'gen!

Wirt.

Nehmt's nicht für ungut, Herr —

Cyriakus.

Ich nehm's für ungu

Wirt.

Es sind nun schon acht Tage, daß Ihr hier seid,
Dürft' ich die Rechnung —

Cyriakus.

Hab' ich ihm sein Pferd
Nicht hergestellt zu wunderbarer Kraft?
Das lahme, magre Thier! Ist es nicht jetzt

Ein Pegaſus an Mut und hoher Schönheit?
Was will Er noch?

Wirt.

Ja ja, Ihr habt's kurirt.
Allein die Rechnung für drei edle Herren,
Die es ſich wohl ſein ließen, überſteigt
Denn doch in etwas —

Cyriakus.

Fort, iſt abgemacht!

Wirt.

Was? Abgemacht? O Herr, das wollt' ich ſehn!
Herr, nichts iſt abgemacht! Ich hätt' es lange
Schon merken können. Doch zu meinem Gelde
Will ich ſchon kommen! Hier, ſoviel beträgt's.
Man kann nicht zahlen, ſo? Sehr edle Herrn!
Es giebt noch Mittel, ſolcher werten Gäſte
Sich zu entled'gen!

Cyriakus.

Welch ein Worteſchwall!
Die Kleinigkeit von Summe — zeigt! Es lohnt ſich
Noch kaum der Mühe.
(Er zieht einen Beutel und läßt einige Geldſtücke durch die Finger gehn.)
Hab' ich wirklich doch
Auch keinen Vorrat kleiner Münze. Laßt es.
Ein Andermal. Laßt nur die Rechnung wachſen.
(Steckt das Geld wieder ein.)

Wirt.

Je nun — am Ende — wenn ich's recht bedenke,
Hat's wohl noch Zeit. Gewiß, ich will die Rechnung
Nur wachsen lassen. Die Bezahlung eilt nicht.
Ich habe keineswegs gezweifelt, Herr,
Allein ein armer Wirt — Ihr glaubt nicht, Herr,
Wie der auf seiner Hut sein muß. Vergebung:
Ja wohl, die lächerliche Kleinigkeit
Ist kaum der Rede wert. Gebietet, Herr,
Ich und mein Haus, wir sind zu Euren Diensten.'

Cyriakus.

Natürlich. So gebührt sich's.

Wirt.

War der Herr
Denn wirklich auf dem Schlosse? Denn so hört' ich.

Cyriakus.

Er hörte recht.

Wirt.

Ist's denn so ganz verzaubert?

Cyriakus.

Verzaubert ganz und gar.

Wirt.

Das hört' ich immer.
Sind wirklich Geister drinnen?

Cyriakus.

Nichts als Geiſter.

Wirt.

Doch, um Vergebung, ließ man Euch denn ein?

Cyriakus.

Hinein? Und mich hinein? Beſondre Frage:
Was gilt mir Schloß und Riegel? Ich berühre
Das Eiſen, ſeine Fugen ſpringen. Blick ich
Die Mauer an, und wär' es Chinas Mauer,
Vor meinem Blick weicht das Geſtein zur Seite,
Und ich ſpaziere mitten durch. Gebiet' ich,
So trägt die Luft mich, trägt die Wolke mich,
Und ſetzt mich nieder wo ich raſten will.
Wenn ich zu einem Sterne ſage: Freund,
Komm doch herunter, bringe dieſen Brief
An meinen Vetter, der im Monde wohnt —
Da, habt ihr ihn geſehn? Weg iſt er wieder,
Und fährt die Milchſtraß' aufwärts, wie der Wind,
Zum Monde mit dem Brief, zu meinem Vetter.
So ſah mein Blick von jenem Felſengipfel
Nach dieſem Garten, und mit eins, zwei, drei,
Kam Schloß und Garten zu mir hergewackelt,
Mit Mann und Maus. Da war ich mitten drin.

Wirt.

Erſtaunlich!

Syrakus.

Hatte dorten ein Geſchäft.
Ich trug mich viel mit ungemünztem Golde,
Es hat die Eigenheit, daß, wo es liegt,
Es täglich um das Zwanzigfache ſich
Vermehrt. Mir war die große Menge läſtig,
So tauſcht' ich's dort im Schloſſe für gemünztes.

Wirt.

Ach herrlich!

Polykarp (ſingt im Hauſe.)

Ei, was doch für ein luſt'ger Geiſt
Im kleinen Beerlein ſtecket!
Ei, wie der Schalk den Weg mir weiſ't,
Mir rechte Weisheit wecket!
Der weiſe König Salomo,
War der wohl auch — (tritt aus dem Hauſe.)

Wirt.

Still, ſingt hier nicht von Geiſtern!
Hört zu, der Herr iſt auf dem Schloß geweſen.
Er hat beſondre Kräfte, wißt Ihr wohl,
Er iſt ſo gut als wie der Zaubermeiſter.

Polykarp.

Nun, nun, wie man den Geiſtern drinnen aufſpielt,
Das weiß ich auch!

Cyriakus.

Was weiß Er denn? Nichts weiß Er!

Polykarp.

Sie tanzen gern. Ja wollte ich nur reden!

Wirt.

So redet doch!

Polykarp.

Und mit dem Zaubern hat es
Auch seine Seiten.

Cyriakus.

Was versteht denn Er?
Er schlechte Tonfigur, Er falschgegriffner
Unaufgelöster Septimenakord!

Wirt.

Ich glaub, das war ein Zauberspruch:

Polykarp.

Was? Ich —

Wirt.

Still, er verwandelt Euch!

Polykarp.

Verwandelt mich?

Wirt.

Merkt Ihr noch nichts? Ihr seid's am Ende schon!

Polykarp.

Verwandelt? Ach, mich kommt ein Schauer an!
Mir fährt der Schreck durch alle meine Glieder.
Das wär' entſetzlich — eine Tonfigur?
Nur dieſes noch: Moll oder Dur?

Cyriakus.

In Moll! (ab)

Wirt.

Ja, der verſteht's! (ab.)

Polykarp.

Iſt's denn nur wirklich wahr?
Mir wird ganz wirr im Kopf! Ich habe doch
Noch Arm' und Beine, kann ja doch noch reden!
Gleich will ich mich an meine Leute machen,
Und horchen, ob ſie etwas an mir merken.
Verzaubert ganz und gar! Ein falſchgegriffner,
Unaufgelöſter Septimenakkord
In Moll! — Was kann mir Schlimmres widerfahren!

(ab.)

(Cyriakus, Anſaldo, Celio, kommen aus dem Hauſe.)

Anſaldo.

Hör' auf mit Märchenwuſt mich hinzuhalten.
Gieb etwas Faßliches. Für Träumereien
Bin ich jetzt nicht empfänglich.

(Er ſetzt ſich mißmütig nieder und nimmt keinen Theil an dem Folgenden.)

Celio.

Laß ihn reden,
Sein Prahlen giebt doch eine Unterhaltung.
(Zu Cyriakus.) Du bringst uns sicher wunderbare Dinge.

Cyriakus.

Glaubt, oder glaubet nicht — ich kunde Wahrheit.
Säht ihr hinein in dieses Wunderwalten
Da drinnen, bliebt ihr ewig hold gebannt.
O, was hab' ich gesehn, Welch himmlisch Wesen!

Celio.

So ist sie schön? Doch hoffentlich auch reich?

Cyriakus.

Gleich sag' ich Alles euch, ihr werten Herrn.
Doch daß ihr besser mich begreift, so laßt mich
Erst etwas Allgemeines euch erklären.
(Für sich.)
Wie's nämlich für 'nen kranken Wiedehopf,
Und 'ne geschwätzig gier'ge Elster paßt.
(Laut.)
Nicht nur der Menschen wimmelndes Geschlecht,
Sagt Paracelsus, mein erhabner Meister,
Bewohnet diese Welt allein; die Luft,
Das Feuer und das Wasser sind belebt
Von Wesen. Diese nennt man die Saganen.
An Form sind meistens sie dem Menschen gleich,
Sie reden gern mit ihm, doch ist's gefährlich,

Denn ſie ſind äußerſt lügenhaft. Je weniger
Sie Hinterliſt bemerken, deſto leichter
Eröffnen ſie ſich, darum gehn ſie gern
Mit lieben Kindlein um, und ſegnen ſie.
Doch muß man ſie zu feſſeln ſuchen, denn
Laut Paracelſus, der dies aufgezeichnet,
Sind ſie erſchrecklich ſcheu. Vorzüglich iſt
Die Weiblichkeit bei ihnen ſtark vertreten,
Wie es denn Eigenheit bei jeder Gattung
Von Kreatur, das weibliche Geſchlecht
Ganz zum Verzweifeln reich hervorzubringen.
Von Herzen gern vermält ſich die Sagane
Dem Erdenſohne, dem ſie Kinder bringt,
Und lebt mit ihm, als wär ſie Seinesgleichen.
Nach ihrem Tod kehrt ſie zum Elemente.
Vor allen Elementen aber iſt —
Sagt Paracelſus weiter drauf im Texte,
Das Waſſer ſehr bevölkert. Seine Weſen
Nennt man Undinen, und den Ort, den ſie
Beherrſcht von einer Königin bewohnen,
Den heißt man einen Venusberg.

Cella.

Vortrefflich!
Vorzüglich dieſes Letzte find' ich lehrreich.
Doch komm zum Ziel, und zeig' es uns erreichbar.

Cyriakus.

Sogleich. Dies Schloß hier nämlich iſt nichts Andres

Als ſo ein Venusberg. Die Königin
Undine ſehnt ſich längſt nach einem Gatten.
Ihr Reichthum iſt unendlich, ihre Macht
Nicht minder. So iſt Alles für euch günſtig.

(Für ſich.)

Die Thür euch vor der Naſe zuzuſchlagen.

(Laut.)

Nur Eines iſt bedenklich. Welcher Menſch
Sich der Undine will vermählen, muß
Notwendig ohne ihren Willen ſie
Entführen. Dieſes iſt erſtaunlich ſchwierig.
Denn wider Willen ſind ſie ſehr geſchützt,
Und müſſen dulden, was ſie gerne thäten.
So weit, o Herr, hab' ich dir treu erzählt
Was ich erfuhr. Bedenken wir das Weitre.

Celio.

Haſt du gehört? Iſt das nicht höchſt verlockend?

Balthaſar.

Ich hörte nichts. Auf andern Pfaden ſchweiften
Mir die Gedanken alle. Immer noch
Nicht Nachricht aus der Stadt! Und unterdeſſen
Verſtreicht die Zeit, und müßig ſitzen wir.
Ich trag es nicht, ich muß Gewißheit haben.
Du ſollſt mir helfen, Celio. Reiſe heut noch
Zur Stadt, und ſieh wie unſre Sachen ſtehn.
Du biſt in nichts gefährdet, ich allein.
Verſuch es noch Einmal mit meinen Gläub'gern.

Tello.

Was fällt dir ein? Wir ſind ja ſicher hier.
Und dieſe Ausſicht — (Leiſer) höre, laß den Narren
Nur ſeinen Märchenunſinn faſeln. Etwas
Iſt doch daran. Dies nämlich, daß im Schloße
Ein ſchönes Weib verborgen wird gehalten.
Gewinne ſie, nnd dein ſind ihre Schätze,
Entführe ſie, ich ſtehe dir zur Seite.
(Laut.) Noch heute Nacht vollführen wir das Werk,
Die Königin Undine wird geraubt.

Cyriakus.

Gemach, gemach! Dies fordert manchen Tag.
Denn Eins vergaß ich noch euch zu verkünden.
Die Schöne iſt gebannt von einem Zaubrer,
Deß böſe Kräfte noch zu brechen wären.

Tello.

Ja ja, ich hörte ſeinen Namen ſchon
Von unſerm Wirt. Wie nannte er ihn doch?
Er iſt zugleich ein Arzt, und ziemlich menſchlich,
Sein Name, irr' ich nicht, iſt St. Alban.

Anſalde.

Wie? St. Alban?

Cyriakus.

Ihr wißt?

Anſalde.

Ha, St. Alban!

Wenn es derſelbe wäre — jener Arzt,
Der einſt den König heilte, jener Freund
Des Herzogs von Peronſe?

Celia.

Derſelbe, dünkt mich.

Unſalbe.

Derſelbe? O, ein neuer Hoffnungsſchimmer!
Dann auf, hinein in's Schloß! Nicht eher weiche
Ich von der Schwelle, eh' den edlen Mann
Dies Auge ſah. Wie ein Befreiungsodem
Dringt mir zum Herzen dieſes Edlen Nähe,
Und die gebundnen Schwingen beſſrer Tage
Sie löſen ſich, und wollen aufwärts dringen.
Er ſoll mir Kunde geben von dem Herzog! (will ab.)

Cyriakus.

Halt, halt! Nicht dieſe Eile! St. Alban,
Wie ihr zu nennen ihn beliebt, iſt jetzt
Verreiſt.

Celia.

Verreiſt? (für ſich) Der weiſe Mann verwirrt ſich!
(laut.) Dann haben wir den Zaubrer nicht zu fürchten,
Und dringen heute noch in's Schloß hinein.

Unſalbe.

Wohin nahm er den Weg?

Corinna.

Ihr Herrn, mit Ruhe!
Er ſelbſt iſt allerdings nicht in den Mauern
Des Schloſſes; doch iſt's darum noch nicht leichter
Hinein zu bringen —

Adelaide.

Sage mir, wohin
Er reiſte, alles Andre ſpare dir!

Corinna.

Man ſagt er nahm die Straße nach Marſeille.

Adelaide.

Auf, nach Marſeille! Noch heute folg' ich ihm.

Celia.

Was? Willſt du in die Arme des Verderbens?
Kaum noch entkommen aus Marſeille, willſt du,
Ein Thor, dich deinen Feinden überliefern?

Adelaide.

So reiſe du, denn etwas muß geſchehn,
Verſuch es dort bei meinen Widerſachern,
Indeß ich St. Alban hier will erwarten.

Celia.

Was ſtachelt dich? Was haſt du?

Adelaide.

Willſt du reiſen?

Tell.

Es wär vergeblich.

Ruffalbe.

Gut, ſo reiſ' ich ſelbſt.

Tell.

Du biſt von Sinnen!

Ruffalbe.

Ich bin mehr bei Sinnen,
Als ich mein Leben lang geweſen! Dieſe
Geringe Schuld, die jetzt zur Flucht mich trieb,
Gedrängt, verfolgt, ſie wirft auch nur geringes
Gewicht in meine Schale, die von Schmerzen,
Von Foltern, Reu' um ein vergeudet Leben,
Um dieſen bittren Fall des beſſern Menſchen
In meiner Bruſt, ſich allzutief ſchon ſenkte.
Mag man mich greifen, mich gefangen ſetzen,
Die Schmach iſt größer nicht, als die im Herzen
Ich ſchon empfinde. Anders muß es werden.
Seh' ich das Leben an, das ich geführt,
So rufen tauſend Stimmen mir im Herzen:
Kehr' um, es iſt genug!

Tell.

Welch eine Regung!

Anſelbe.

Du ſtaunſt, denn du biſt nichts, als nur mein Schatten.
An mich gekettet mußt du gehn, und zitterſt
Jetzt vor dem Pfade, den ich will betreten!

Cyriakus.

Ihr Herrn, ich bitt' euch, hemmet dieſe Flut —

Anſelbe.

Was mich an Schmach und Unheil auch beträfe,
Mir würde Recht, ſo glaub' ich, und ich glaube:
Auch dir!

Fritz.

Vielleicht. Du wirſt zum Bußepred'ger.
Die Rolle weiß nicht Jeder gut zu ſpielen,
Nur dem gelingt ſie, der ſein Leben lang
Recht viel der Buße Würdiges gethan.
Und dennoch iſt ſie kläglich. Wohl, du ſagſt
Ich ſei dein Schatten. Freilich leb' ich nun
Schon Jahre lang von dem was du — geborgt!
Geborgt, mein würd'ger Freund, auf deinen Namen
Geborgt, dein Eigenthum war's nicht. Und darum
Siehſt du mich ziemlich ruhig. Du vergiſſeſt
Dabei, daß ich dir ſtets zur Seite ſtand,
Aus tauſendfacher Not, die deine Thorheit
Dir ſchuf, dich ſtets herausgelogen. Dieſes
Verdiente Dankbarkeit. Doch ſei's darum.

Da ich in einem Zuſtand, einer Stimmung
Dich ſeh' ſeit Tagen ſchon, ſowohl zum Lachen
Als ſie zum Mitleid kläglich reizt, wohlan,
So reiſ' ich, deinen Mut dir zu beleben.
Hörſt du, ich reiſe, will das Letzte wagen,
Doch hoff' ich, bürdeſt du das Unheil mir
Nicht auf, das ſich dabei ereignen könnte.
Ich habe das Bewußtſein, daß vergeblich
Die Reiſe, unnütz meine Mühe bleibt.

Adelbe.

Du giebſt mir zu verſtehn, daß ich die That
Als eine Gnade dir verdanken ſoll.
Das war die Abſicht nicht. Bleib' du nur hier,
Ich ſelber mache heut mich auf den Weg.

Celio.

Was da — Empfindelei! Noch heute reiſ' ich. (ab.)

Adelbe.

Muß ich zu dieſes Menſchen Hülfe mich
Verſtehn! O St. Alban! Könnt ich im Augenblick
Zu ſeinen Füßen! Ob mir auch ſein Antlitz
Im flücht'gen Wechſel der Erſcheinungen
Aus dem Gedächtniß ſchwand, Erinnerung
Der allgemeinen Achtung, die ihn ehrt,
Und jenes Band, das ihn an — — Armer Flüchtling,
Wohin hat dich mein Frevelmut getrieben?

Cyriakus (ſich nähernd.)

Vertrau' dich mir, mein guter Herr. Du ſollſt
In mir den ächten Freund, den Helfer finden.
Du kennſt ihn nicht, den du ſo heiß erſehnſt,
Denn St. Alban — ich wüßte dir von Dingen
Zu ſagen —

Anſelm.

Schweig! Willſt du den Edlen ſchmähn?

Cyriakus.

Es wäre unbedacht, ein Vorurtheil,
Durch bittren Tadel, oder hohes Lob
Bekämpfen dir zu wollen. Kommt die Stunde
Wird auch der Schleier fallen. Nur verſprich mir
Thu ohne meine Hülfe nichts. Ich werde
Dir künden, wenn am beſten St. Alban
Du ſprechen kannſt. Dann magſt du's immerhin.
Doch vorher nicht, verſprich mir's, vorher nicht!

Anſelm.

Es ſcheint, du haſt das ſehr zu fürchten! Laß mich,
Ich ſuchte niemals dich, was heftest du
An meine Schritte dich mit deinen Poſſen?
Mein Weg geht grade aus. Von jener Straße
Will ich mein Auge nicht mehr wenden, die
Zurück ihn führt. Ihm will ich Alles künden! (ab.)

Cyriakus.

Sparſamer konnt' ich ſein mit meiner Mühe.
Auch du kommſt zu Verſtande? Armer Menſch! —
Allein, daß ich mich hier nur nicht verſtricke!
Aufgeben werd' ich nichts, doch zehnfach gilt's
Behutſam alle Wege zu beachten.
Die Welt wird ſo verdammt geſcheit, daß oft
Auch dem Geſcheitſten bange werden kann. (ab.)

Zweite Scene.

(Prächtiger Gartenſaal, deſſen offne Mittelthüren in den Garten führen. Rechts und links eine Thür.)

Silamont.

(aus dem Garten hereinkommend, er iſt fein und reich gekleidet.)

Ich ſah ſie! Langſam unter den Orangen
Des Gartens wandelte ſie hin. Befangen
Und zögernd prüft ihr Fuß den Kies der Gänge,
Denn Alles ſcheint ihr neu und ungewohnt.
O holdes Mädchen! Wie die Schönheit leuchtend
Mit Einemmal von ihrem Antlitz fließt!
Wie konnte ſich die Blüte auch erſchließen,
Gehüllt in Nacht? Da ſie dem Tag gehört.
Jetzt trinkt ſie ſtill das warme Licht der Sonne,

Und öffnet ſelig lächelnd ihre Bruſt.
O daß es ſo gelang, ſo wunderbar!
Doch ſtill — ich höre kommen. Lieg du hier
Und ſprich zu ihr, indeß ich ſie belauſche.

(Er legt einen Schmuck auf den Tiſch, und entfernt ſich durch die Seitenthür links. Es treten von der rechten Seite auf: Nymphea, geſchmackvoll gekleidet, und Perpetua.)

Perpetua.

Nun endlich, theures Kind, wird mir die Freude,
Als Gräfin dich zu ſehn, geſchmückt und ſtrahlend!
Das iſt ein hochbeglückter Tag für mich,
Und was wird St. Alban nun dazu ſagen?
Du willſt nicht mehr im Thau der Nächte ſchweifen,
Nicht mehr die alten hochgewölbten, ſtaub'gen
Gemächer des verſtorbnen Herrn bewohnen,
Willſt hier als Herrin leben, froh und heiter,
Wie hab' ich mich danach geſehnt! Und nun
Wird's bald im Schloſſe anders werden. Schon
Seh' ich die Säle hell von Kerzen ſchimmern,
Von hohen Gäſten voll das Haus. Trepp' auf,
Trepp' ab wird's nun lebendig wimmeln. Feſt,
Muſik und Tanz wird ſchallen durch das Schloß.
O glaube mir, ich hab's noch nicht verlernt
Für hundert Gäſte ſchnell zu ſorgen. Aber
Nun müſſen neue Diener her. Im Garten,
Im Haus muß Vielerlei erneuert werden.

Iſt dir's zu ungewohnt, laß mich nur ſchaffen,
Und ſorg' für deinen Putz und dein Vergnügen.

Nymphea.

Mir iſt's noch wie ein Traum! Ich wag' es kaum
Zu athmen, bin mir ſelbſt ſo fremd und neu.
Mit Widerſtreben nur beweg' ich mich
In dieſem Schmuck, und Alles um mich her
Blickt auf mich nieder ſo beängſtigend.
Die alten Räume, die ſo lieb mir waren,
Sie ſtoßen mich zurück, und dieſe neuen
Sind kalt und öde, denn es heftet ſich
An ſie noch nichts Befreundetes für mich.
Soll ich den Flitter lieben? — O ich will's,
Mein theurer Genius hat es mir geboten!

Perpetua.

Ach, laß doch jetzt die Geniuſſe, Kind!
Das iſt die pure Träumerei, vergiß das,
Du haſt dich ja ſo ſchön gewandelt!

Nymphea.

Laß mir
Dies Eine, Allem will ich ſonſt entſagen!
Mein Genius bleibt mir, ihm vertrau' ich mich,
Denn ohne ihn ſinkt Alles an mir hin.

Perpetua.

Nun, zürne nicht; der Tag wird auch noch kommen —

Doch was iſt dies? Ein Briefchen iſt's — an Dich?
Und hier dies Käſtchen? Ei wie kommt das her?

Nymphen.

An mich? — Von ihm, von meinem Genius!
Da ſteht's! Beglückte Stunde!

Perpetua.

Lies doch, lies!

Nymphen (lieſt).

„Die Gabe ſendet Dir Dein Genius.
Wie auch der Diamant ſein Licht verſchwende,
Du wirſt an Schönheit doch ihn überſtrahlen.
Eh' ſich die Stunde wandelt bin ich bei Dir."
— O, er wird kommen!

Perpetua (für ſich).

Dies iſt wahrlich ſeltſam!
Wenn ſie von ihrem Genius ſprach, ſo dacht' ich:
Es iſt ein Traum der Krankheit. Aber nun
Will ſie zur Nacht ihn gar geſehen haben —?
Mich ſchaudert's, wenn ich denke, wie ich Nachts
Sie fand! Und heute ſchreibt der Genius
Nun gar, und ſchickt ihr einen Demantſchmuck?
Es wird, es muß ein Mann geweſen ſein!
— Und dennoch, kann denn eine Erdenmacht
So ſchnell, ſo ganz ſie wandeln? St. Alban
Mit ſeiner Kunſt vermocht' in Jahren nichts,

Und jetzt iſt Alles gut, und wie ſie ſagt,
Auf ihres Genius Geheiß. Mir bangt,
Faſt ahn' ich ſelber überirdſche Macht.

Nymphea
(im Anſchauen des Schmuckes verloren.)

O dieſe Steine! Zarter Elfen Hand
Hat in der Erde Tiefen ſie gebildet,
Mit Geiſterflammen ſie durchleuchtet, blendend
Der Genienwelt beglücktes Wunderwalten
Der Erde zu verkünden. Dieſes Gold
Durchſchoß die Tiefe in Gezweig und Adern,
Wo Geiſterhände ſtreiften den Granit,
Der Demant wuchs empor, und, wie die Knospe
Am goldnen Zweig, ward er von Elfenhand
Gepflückt auf meines Genius Geheiß!

Perpetua.

Ja, gute Steine ſind's und ächtes Gold.
Doch mußt Du immer noch von Geiſtern ſprechen?
Verſprachſt Du doch, ſie nun in Ruh zu laſſen.

Nymphea.

Verzeih, Geliebter! Nein, ich will's nicht mehr,
Nicht denken mehr an die verlaſſ'ne Welt!
Dies kommt von Dir, und das ſei mir genug.
(ſie legt den Schmuck vor dem Spiegel an.)
Er nannte ſchön mich — ſchön? Perpetua, ſag' mir,
Bin ich denn ſchön?

Perpetua.

Ach um ſo ſchöner biſt Du,
Da Du es ſelbſt nicht merkſt! Ja, ja, mein Goldkind,
So wie des Frühlings erſte Roſenknospe.
Schön biſt Du, und wenn das Dein Genius ſagt,
Denkt er in dieſem Punkte recht natürlich.

Nymphea.

Und bin ich ſchön, ſo will ich's ſein für ihn!
Für ihn will ich mich ſchmücken, daß ſein Auge,
Sein mildes Aug' mit Wohlgefallen ruhe
Auf ſeinem Schützling! Ach daß er jetzt käme!
Mir iſt, er kommt! Perpetua, weile nicht,
Daß Deine Gegenwart ihn nicht erzürne.

Perpetua (für ſich).

Wer hier erſcheinen wird, ich muß es wiſſen.
Die Thür dort ſoll mich bergen. Dort belauſch' ich's,
Ob Wirklichkeit, ob Alles nur ein Traum.
(Laut.) Ich gehe, Kind. (ab.)

Nymphea.

Wie noch die Melodien
Mein Ohr umſäuſeln! Wie ſie ſo bekannt
Zum Herzen drangen! Meines Vaters Bild
Zieht auch vorüber, doch es iſt ſo ernſt.
Das meines Genius ſteht freundlich da,
Und ſeel'ge Ruhe kommt in mein Gemüt.

Wo weilt er noch? — Horch, leiſe zieht der Wind
Durch der Platanen Wipfel! — Leerer Hauch!
Er iſt es nicht. Doch ſtill, er muß ja kommen.

(Sie ſetzt ſich im Vordergrund auf eine Ruhebank nieder. Während des Folgenden tritt Silamont leiſe auf, und ſtellt ſich ſchweigend hinter ſie.)

Als er im Dämmerſchein der Sommernacht
So vor mich trat, wie anders war er da,
Als meine Seele ſich ihn vorgebildet!
Und nun er kam, entſchwand das frühre Bild,
Von ſeiner hohen Gegenwart verdrungen.
Und wie die nächt'ge Stund' ihn mir gebracht
Lebt er in meinem Traum, und mit dem Morgen
Steht er verſchönt, verklärt vor meiner Seele.
Er iſt mir nah', ich ſeh' ihn überall,
Und wo die Außenwelt noch fremd und neu
Mich anblickt, hör ich ſeiner Worte Ton,
Der mir befreundet alles Fremde deutet.

Silamont.

Nymphea!

Nymphea.

Ach! — Mein Genius, mein Gebieter!

Silamont.

Dein Freund, dein beſter Freund! Geſegnet ſei,
Daß meinem Wort du dich gefügt! Du ſtehſt
In Jugendſchönheit blühend vor mir da.

Was dir die gütige Natur geſchenkt
Sei deine Freud', und Derer die dich lieben.

Nymphea.

Mein Genius —

Silamont.

Der will ich ſein, doch tauſche
Den Namen, nenne jetzt mich Silamont.
Wie ich dir jetzt gegeben bin von jener
Erhabnen Macht, die über Alles waltet,
So will ſie nicht mehr, daß in Nacht du wandleſt
Mit kalten Weſen, die dir Arges ſinnen;
Mich ſandte ſie, den lebensvollen Pulsſchlag
Des Tages dir zu deuten, gab mir dieſe
Geſtalt der Menſchenbildung, und mit ihr
Den Namen, der mich dir als Menſchen nennt.
Und, ſprich, befremdet dies Gewand dich nicht?
Denn anders trat zum Erſtenmal ich vor dich.

Nymphea.

Wie du mir immer auch erſchieneſt, immer
Würd' ich aus Millionen dich erkennen,
Nur wo du fehlſt ſteh' ich noch oft befremdet.
Mein — Silamont, ich kenne mich nicht mehr!
Es ſtehet zwiſchen meinem frühern Leben
Und dieſem glückerfüllten Tage, trennend
Für ewig eine Scheidewand, und nirgend

Seh' ich die Pforte, die mich hergeleitet,
Noch die zurück mich leiten könnte. Niemals,
Ach, niemals laß zurück mich kehren! Blicke
So stets auf mich, und ewig fließt mein Leben
Ein klarer Quell dahin. Du sagteſt recht:
Es iſt ſo ſüß zu leben!

Clamant.

Fühl' es ſtets,
Auch dann noch, wenn ich einſt dir fehlen ſollte.

Nymphea.

Willſt du mich laſſen? Willſt du von mir fliehn?

Clamant.

O fragte das Geſchick nach meinem Willen,
So lebte Trennung nicht für uns. Allein
Des Schickſals Eigenſinn verwirft der Wünſche
Erſehnteſte, und zum Erſatz erfüllt es
Uns andre; gleich dem Sturm, der in den Blüten
Des Frühlings wühlt, im wilden Trotz der Macht
Die hoffnungsvollſten in die Lüfte ſtreuend,
Doch ſchonend der geringen. Dem Geſchick
Kannſt du den Weg durch eigne Thaten bahnen,
Allein dein Wille giebt ihm keine Schranken.
Doch ſei getroſt und mutig, theures Kind,
Noch bin ich bei dir, noch gehör' ich dir.

Nymphea.

Dann muß ich die Minuten nützen, daß ich

Aus deiner Augen Quellen satt mich trinke.
Und dennoch weiß ich, daß der Seele Durst
Nach dieser Labung nie erlöschen kann.
O Silamont, du gabst mir Alles, Alles,
So nimm dafür nun meine ganze Seele!

Silament.

Nymphea, theures Kind! Ja, laß uns tauschen,
Ja, Seel' um Seele tauschen! Ich bin dein,
Geliebte, risse mich das Schicksal gleich
Mit wilder Hand von deinem lieben Herzen!
— O Gott, du gabst mir diese höchste Wonne!
Mit zagem Fuß betritt der früh Verbannte
Des Vaterlandes Küste, die ihm golden
Nach langer Meeresfahrt entgegen winkte,
Und eh' sie den Verstoßnen noch erkannte,
Schenkt sie ihm eine Heimat, köstlicher
Als die, die er verließ! Nun mag sie den
Verbannten unwirtbar und rauh verstoßen,
Was kommen muß, mag kommen! Eine Stunde
Will ich beglückt sein und der Welt vergessen,
Denn niemals leb' ich eine schön're Stunde!

Nymphea.

Wie sprachst Du, Silamont? Ich faß es nicht —
Es blickt ein bittrer Schmerz durch Deine Freude!
Ach, Silamont, mußt Du mich, mußt Du fliehen?

Silamont (für ſich).

Halt ein, mein Herz, Du darfſt Dich nicht vergeſſen!

(laut)

Nein, nein, Geliebte! Treuer, güt'ger waltet
Als wir es ahnen, das Geſchick für uns.
Nein, glaub' es nicht, es iſt nicht eigenſinnig,
Es giebt uns dieſe Wonne, die ſo hoch,
Daß eiferſüchtig wir darüber wachen,
Uns Zweifel der Gewißheit überkommt.
Ich bin bei Dir, und ſo ſoll ungehemmt
Des reinen Glücks Genuß uns ganz erfüllen.
Die goldne Gabe, die ein Gott uns bot,
Iſt göttlich, iſt des Segens Unterpfand!

Nymphea.

Sprich ſo zu mir, und über Erd' und Himmel
Blick' ich mit Lächeln hin von Deiner Höhe.
Aus Deinem Herzen blüht mir meine Welt,
Und jener Himmel kann nicht ſchöner ſein!

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

(Garten wie zu Anfang des zweiten Aufzuges. Gegen Abend. Perpetua tritt auf.)

Perpetua.

Was hab', ich ſehen müſſen? Kalten Blutes
Konnt' ich's betrachten, denn nichts Ueberirdſches
Erblickten meine Augen. Hätte Rührung
Vor dieſer Liebe mich nicht ganz ergriffen,
Vor ihrer Reinheit, ſeiner Worte Hoheit,
Ich hätte tadelnd ſie wohl trennen müſſen.
Wie ſeltſam, ſeit ich dieſen Auftritt ſah,
Iſt mir das Fräulein nun ſo weit entrückt,
Daß ich ſie nicht als Kind mehr kann betrachten.
Das alſo war der Genius! Wunderbar!
Ob St. Alban vielleicht davon gewußt,
Mit Abſicht dieſen jungen Arzt uns ließ?

Und dieſer Arzt? Sie nannt' ihn Silamont.
Ich kannte einen Silamont, ſah ihn
Als Knaben hier, den Neffen unſres Herrn.
Doch dieſer Silamont iſt lebenslang
Verbannt. Und wenn es dennoch dieſer wäre?
Ich möcht' ihn fragen, aber eine Scheu
Hält mich von ihm zurück. Er iſt ſo eigen
Geheimnißvoll, und was er hier vollbrachte
Sieht einem Wunder gleich. Mich ſchauert noch,
Wer weiß, ob dies nicht doch was Ueberird'ſches!

(Cyriakus tritt auf.)

Cyriakus.

Noch glücklich durchgeſchlüpft! Die Stund' iſt günſtig,
So kann ich endlich einmal frei hier forſchen.

Perpetua.

Ich ſehe Jemand kommen.

Cyriakus.

Wer iſt dies?
Ein Weib. Vielleicht die Herrin dieſes Schloſſes!

Perpetua.

Wer ſeid Ihr, redet!

Cyriakus.

Fürchte nichts, mein Kind,
Ich nahe dir mit ſanftem Freundesgruße,
Und meinen Segen träufl' ich auf dein Haupt.

Die Sonne ſank. Du wähltest gut die Stunde,
Denn frei und ruhig darf ich nun erſcheinen.
So laß, mein Kind, uns Frag' und Antwort tauſchen.

Perpetua.

Was iſt das? Gott im Himmel — ach mir iſt
Als hört' ich des verſtorbnen Grafen Stimme —
Als wär's ſein Geiſt! — Mein Fuß iſt wie gefeſſelt!

Cyriakus
(näher tretend, für ſich).

Sie iſt es nicht. Doch dieſe hier erkenn' ich,
Es iſt die alte Schaffnerin des Hauſes.
Sie ſah mich damals ſelten, kennt mich kaum.
Das iſt noch immer günſtig. (Laut) Fürchte nichts!
Ich habe deine Treue ſtets erkannt,
Denn Alle, die dies Schloß bewohnen, kenn' ich,
Und ungeſehen bin ich ſtets bei euch.

Perpetua.

Mich faßt ein Zittern! Iſt es dennoch wahr,
Was ich bezweifelt? Gott, verlaß mich nicht —
Ich glaube faſt dies iſt mein Genius!

Cyriakus (für ſich).

Ihr Genius? Der Gedanke iſt nicht übel,
Er kann zu etwas führen. Gut, ich will
Ihr Genius ſein. (Laut) Du haſt's erraten, Holde,
Dein Herz hat dir's geſagt: Ich bin dein Genius!

Perpetua.

Entſetzlich! In die Erde möcht' ich ſinken!
Mir ſchwindelt! Mir iſt irr'! Was fang' ich an? —
Ich hab' nicht mal 'ne gute Schürze vor!

Cyriakus.

Was thut die Schürze? Wenn das Herz nur gut iſt!
Und das iſt gut, daran iſt gar kein Zweifel.
Wie könnten dieſe treuen Züge lügen?
Dies Auge, das zum Veilchen ſpricht: Entfleuch!
Ich bin viel blauer, bin viel blumengleicher!

Perpetua.

Ach, keinen Spott! Es iſt ja überdies
Auch ziemlich dunkel.

Cyriakus.

Dennoch ſeh ich Alles
Mit meines Geiſtes Auge, glaube mir.
Noch ſeh' ich manchen Reiz, der hold ſich ſchmiegt
Um deine freundliche Perſönlichkeit!

Perpetua.

Ach guter Gott! Vor dreißig Jahren hättet
Ihr Recht gehabt — nun birgt die Dunkelheit
Euch mein Erröten.

Cyriakus.

O erröte nur,
Du ſchmuckes Sommerreis, es ſteht dir gut!

Perpetua.

Nein, nein, das ist Verhöhnung —

Cyriakus.

Meine Freundin,
— Denn ebenbürtig bist du meiner Seele —
Verbittre mir durch Argwohn nicht die Stunde.
Doch willst du es nicht hören, berg' ich schweigend
In meinem Busen deinen hohen Wert.
Doch nun zur Sache. Sieh, ich komme zu dir,
Daß du mir Wahrheit sagest. Freilich weiß ich
Das Größte und das Kleinste, doch ich will
Dich prüfen. Hüte dich vor eitlen Lügen,
Ich merke sie, drum mach' mich nicht erzürnt.
Für's Erste nun: Was treibst du auf dem Schlosse?

Perpetua.

Ich führ' die Wirtschaft, bin Beschließerin,
Auch Wärterin des Fräuleins.

Cyriakus.

Fräuleins — gut.
Nun kommt die zweite Frage: Sage mir,
Wie steht es um das Fräulein?

Perpetua.

Gott sei Dank,
Seit Kurzem ganz vortrefflich! Denn ihr Genius
Hat, wie sie sagt, ihr die Gesundheit wieder
Geschenkt.

Cyriakus.

Geſundheit? Genius? — Du haſt Recht,
Ich hab' das in den Sternen ſchon geleſen.
Nun weiter: Wer iſt ſonſt noch auf dem Schloſſe?

Perpetua.

Der alte Arzt des Fräuleins, St. Alban,
Doch der iſt jetzt verreiſt.

Cyriakus.

Ganz recht. Nur weiter.

Perpetua.

Dann noch zwei Herrn. Der eine iſt — ein Arzt.

Cyriakus.

Du zögerſt? Hüte dich zu lügen! Rede!

Perpetua.

Ich habe eine Ahnung. Dieſer Herr —

Cyriakus.

Was ſagt von ihm dein ahnungsvoll Gemüt?

Perpetua.

Ich denke mir, der Genius meines Fräuleins,
— Da ich nun doch an Genien glauben muß —
Ihr Genius iſt dieſer junge Arzt.

Cyriakus (für ſich).

Schon wieder einen Genius? Ganz vortrefflich,

Die ganze Sippſchaft hat ſo ihren Stich!
Hier läßt ſich wirken. Wollen weiter ſehn.

Perpetua.

Ja, und noch mehr — Ihr wißt es ſelber wohl?

Cyriakus.

Natürlich. Laß das gut ſein. Biſt du aber
Der Sache auch gewiß?
(Für ſich). Da ſteckt mein Kröſus
Dahinter. Warte nur, du Genius!
(Laut). Sprich deine Anſicht aus, ich will ſie prüfen.

Perpetua.

Mich dünkt, der Fremde, meines Fräuleins Genius,
— Doch wie? Wenn er ein Genius iſt, dann kann
Er Jener niemals ſein, den ich mir denke!

Cyriakus.

Wer denn?

Perpetua.

Ich halte ihn für Silamont,
Den jungen Herzog von Perouſe.

Cyriakus (für ſich).

Sieh da!
Das wird ja herrlich! Wenn's der Herzog iſt,
So hab' ich ihn, und will mein Schweigen ihm
So billig nicht verkaufen!

Perpetua.

Nun, was ſagt Ihr?
Ihr wißt ja, lebenslang iſt er verbannt,
Weil er den Grafen Malrepos erſtochen.

Cyriakus.

Ja wohl, gewiß. Erſtochen. Dies iſt richtig.

Perpetua.

Ich bitt' Euch, ſagt, wofür muß ich ihn halten?

Cyriakus.

Begieb zur Ruhe dich, du holde Neugier.
Dies bleibe dir zuförderſt noch verſchloſſen.
Ich bin mit deinen Worten wohl zufrieden,
Du Gute. Jetzt nur Eines noch. Du biſt
Beſchließerin im Schloſſe, und ſo weißt du
Gewiß, wie reich dein ſchönes Fräulein iſt?

Perpetua.

Ach, das geht, glaub' ich, in die Millionen.

Cyriakus.

Recht ſo. Hat man des Geldes viel im Hauſe?

Perpetua.

Ach ja, ich glaub' es. St. Alban verwaltet
Das Ganze.

Cyriakus.

Weißt du wohl den Ort im Hause,
Wo man dergleichen aufbewahrt?

Perpetua.

Wie? Ich?

Cyriakus.

Du weißt's! Du ſchlägſt die Augen nieder — ſieh
Wie ich dich jetzt ertappe!

Perpetua.

Lieber Himmel! —
Nun ja, ich weiß es. In des ſel'gen Grafen
Verſchloß'nem Zimmer, glaub' ich, ſteht 'ne Truhe
Von Eiſen.

Cyriakus.

Und der Schlüſſel? Hm? Wo iſt der?

Perpetua.

Gott helfe mir! Nein, das geht mir zu weit!
Darum hab' ich mich nicht bekümmert, niemals.
Herr Genius, fragt mich weiter nicht dergleichen,
Das geht mich gar nichts an!

Cyriakus.

So ſprichſt du wohl!
Daran erkenn' ich ganz dein ſchönes Herz!
Du biſt ein Kleinod, ſchöner als der Schatz

Der hier im Schloſſe aufgehäuft vermodert.
Glückſelig der, der dich beſitzen dürfte!
O, wär' mein Treiben irdiſch, ewig würd' ich
Um den Beſitz ſo holden Weſens kämpfen!

Perpetua.

Ach — mir wird bange!

Cyriakus (ſchmeichelnd, ſie leiſe umſchlingend).

O dann wärſt du mein,
Und müßt' ich rauben dich! Ha, bin ich gleich nicht irdiſch,
Ich kann auch ſo dich heimlich noch entführen!
Dann in der Ferne zeigte ich mich dir
Als ſchöner Jüngling. Sähſt du die Geſtalt,
In die ich göttergleich mich wandeln kann,
Du wärſt bezaubert! Mit dem Erdengolde,
Das nutzlos hier verliegt, erbaut' ich fern uns
Ein ſchönes Schloß, und jedem deiner Wünſche
Böt' ich Erfüllung! Komm, gieb mir die Schlüſſel,
Die Stund' iſt günſtig —

Perpetua.

Nein, nun iſt es aus!
Entführen, mich entführen? Das iſt arg!
Da konnt' Er zwanzig Jahre früher kommen!
Entführen! Was? Und dazu ſollt' ich ſtehlen?
Mein Lebtag war ich ehrlich. Jetzt genug.
Er iſt kein Genius, Er iſt ein Betrüger!
Wo ſtand mein Kopf? He, Hülfe! Diebe! Diebe! (ab.)

Cyriakus.

Schweig'! Bleibe! Höre! — Dumme Redlichkeit!
Verbirgt davon ſo viel noch dieſe Welt?
Hier iſt ein böſer Stein zum Straucheln. — Halt,
Man kommt. Von dieſer Seite auch. — Jetzt Keckheit!

(Sillamont von rechts, Medon von links, treten zu gleicher Zeit haſtig auf.)

Sillamont.

Wer rief um Hülfe?

Medon

(Giebt ihm einen Brief).

Herr, lies das geſchwind!

Sillamont.

Riefſt du um Hülfe?

Medon.

Nein doch! Lies den Brief,
Von St. Alban! (Cyriakus verbirgt ſich.)

Sillamont.

Von ihm? Die Aufſchrift fehlt.

Medon.

Er iſt an dich, wie durfte er dich nennen?

Sillamont.

Wie kam der Brief?

Medon.

Ein Bote bracht' ihn. Lies!

Illamont (nachdem er geleſen).

O Gott, dies iſt entſetzlich!

Medon.

Keine Gnade?

Illamont.

Lies ſelbſt.

Medon (nachdem er geleſen).

Mein armer, mein geliebter Herr!
O dieſe Botſchaft!

Illamont.

Fülle mir die Schale
Mit Wermut noch einmal — gieb, gieb den Inhalt!

Medon (lieſt).

„Entflieh', ſobald du dieſen Brief geleſen.
Man iſt dir auf der Spur, und deine Feinde
Bedrohn dich mit dem Kerker. Flieh' in Eile!"

Illamont.

Weh mir! Auf's Neue in die öde Ferne!

Medon.

Nun aber keinen Augenblick verloren!
Hier gilt es Faſſung. Gleich laß ich dein Pferd

Zur Stelle ſein. Du jagſt davon, und bleibſt
Die nächſte Nacht in jener Klausnerhütte,
Wo wir die erſte Nacht verweilt. Sie liegt
Auf einem Felſeneiland, rings vom Meere
Umſpült, dort wird dich Niemand ſuchen. Ich
Begleite dich bis an den Strand und kehre
Die Nacht zurück, daß dich dein ledig Roß
Niemand verrate; bleibe hier im Schloſſe,
Bis St. Alban zurücke kehrt. Dann bring' ich
In dein Aſyl dir die genaue Nachricht.
Nun eile Herr, und folge meinem Rat!

Adamant.

Nymphea! Sie muß ich noch Einmal ſehn.

Arbon.

Ach könnteſt du es dir verſagen, Herr!
Doch willſt du, mußt du, o dann zög're nicht.
Gleich bin ich wieder da, und bring' die Pferde. (ab.)

Adamant.

(Allein. Nach kurzer Pauſe:)

Hier iſt die Sonnenwende meines Glücks.
Es hat getagt, ein ſchöner Tag ging auf,
Er ſinkt dahin, und mit ihm ſein Geſchenk.
Man klagt das Unheil an, wenn es ſich plötzlich
Wie Wetterſchlag auf unſre Häupter wälzt:
O fürchterlicher iſt die Pein, wenn das

Geſchick den Schmerz uns ſchon von ferne zeigte,
Und Schwäche, in der Hoffnung Kleid, uns bis
Zum letzten Augenblick bethört. Sie flieht
Mit Thränen von uns, und das Opfer fällt. —

Biſt du ſo unerbittlich, blut'ger Schatten
Des Feindes, der von meinem Schwerdte fiel?
Dich wähnt' ich längſt geſühnt, und immer wieder
Steigſt du empor, und wirfſt die Erdenfeindſchaft
Den Schritten nach des Lebenden. Warſt du
Denn ohne Schuld? Du triebſt zur That mich an,
Des Unheils Looſe hielteſt du in der Hand,
Dein Todesloos ſprang plötzlich dir entgegen.
Laß mich! Entflieh'! — Gott, Gott, es muß ja ſein!
Halt ein, mein Herz! Du mußt, du mußt's ertragen!

— Nymphea! — Wird ſie dieſes überſtehn?
Faſt iſt mein Werk vollbracht, doch fehlt das Letzte.
Wird dies verfehlt, ſo ſtürzt das Ganze hin.
Ich brachte Heilung, ſoll mit rauher Hand
Nun an die Wunde ſtoßen? Eine Schuld
Droht dem Verbannten noch ſich nachzuwälzen,
O, ein Gefährte, der mit wildem Hohn
Der öden Tage Lauf zehnfach vergällte,
Ein Fluch für eine lebenslange Irrfahrt!

War es nur ein gefährlich Spiel, als ich's

Begann? Gefährlich war's, doch mehr als Spiel.
Des Namens noch entbehrt der heft'ge Drang,
Der mich zum Werke trieb. Mein innrer Richter
Streicht milde noch die Hälfte fort der Schuld —
O gehe du nicht mit mir in's Gericht,
Hartherz'ges Schicksal! Laß die zarte Blume,
Die ich dem Sonnenlichte wiedergab,
Nicht untergehn in deiner Nächte Schauer!
O, der Gedanke! — Ha, wenn ich's versuchte
Sie deiner Hand zu rauben, und für mich,
Für den Verbannten sie zu rauben? Ich
Auf ferner Meerfahrt wollte fromm sie hegen! —
Allein was hab' ich ihrer schönen Jugend
Zu bieten? Lebenslang muß ich ja treiben,
Ein irrender Odysseus, auf den Meeren!
Kaum sah ich durch den Götternebel lockend
Den Felsenstrand der heil'gen Muttererde,
Und muß hinaus von Neuem! O Nymphea,
Nein nein, ich darf nicht, nicht aus deinem Boden
Darf ich dich reißen! —

Ach wie arm ist doch
Das reiche Herz, wenn tausend Fragen drängen,
Und jede Antwort birgt uns einen Schmerz!
Ja, gält es eine männlich kühne That,
Mit meinem Schwerdte gegen eine Welt
Von Ungemach wollt' ich sie schützen! Schmach euch

Und Schande, die mit hinterliſt'gem Treiben,
Im Sündenpfuhl des Laſters euch beratend,
Ihr mich aus meinem Vaterlande ſtießt,
Thatlos die Jugend zu vergeuden! — Weh mir!
Ein Leben lang, es iſt ſo lang', ſo lange!

(Cyriakus tritt wieder auf.)

Cyriakus (für ſich).

Der Herzog iſt's, ich zweifle länger nicht.

(Medon kommt zurück.)

Medon.

Du biſt noch hier? Die Roſſe ſtehn bereit.
Wenn du nicht eileſt — (er erblickt Cyriakus.)
Mann, was ſuchſt du hier?
Herr, ſprachſt du hier mit dieſem?

Silament.

Niemand ſprach ich.

Cyriakus.

Beruhigt euch. Mein Herzog Silament,
Sei mir gegrüßt!

Medon.

Wer ſagt dir? —

Silament.

Wie? Was willſt du?

Cyriakus.

Ich weiß, du bist der Herzog von Perouse.
Doch ich kann schweigen. Alles kommt drauf an,
Wie wir uns jetzt verständigen. Ich kann
Dir einen bittren Feind zur Stelle führen —

Silamont.

Führ' ihn herbei! Es soll mir Labung sein
Mein Schwerdt mit ihm zu messen!

Cyriakus.

Nur bedachtsam!
Das thut nicht Not! Du magst in Ruhe fliehn.
Nimm meine Kleidung, laß mir hier die deine.
An deiner statt will ich im Schlosse bleiben.
Du siehst, ich rate dir als guter Freund.

Silamont.

O dieser hohen Freundschaft! Herrlich! Dich
In diesen Räumen hier zu wissen, wäre
Der Gipfel meines Denkens!

Cyriakus.

Dies ist Spott,
Ich halt' ihn dir zu Gute. Silamont,
Mein Rat ist gut, schnell, tauschen wir die Kleidung.
Die Rettung gönn' ich dir, und die Gefahr
Nehm' ich auf mich.

Filament.

Du ſprachſt von einem Feinde.
Herbei mit ihm! Ich bin in einer Stimmung,
Ihn zu begrüßen.

Meden.

Laß ihn. Eitle Drohung!

Cyriakus.

Gemach, gemach! Bedenke meinen Vorſchlag.

Filament.

Hinaus! Er iſt bedacht.

Meden.

Auf! Eile, Herr!

Filament.

Noch einen ſchweren Gang, dann ſei's vorbei!

(ab mit Meden.)

Cyriakus.

So will auch ich mich länger nicht bedenken.

(ab.)

Zweite Scene.

(Gartenſaal wie im dritten Aufzuge. Nymphea und Perpetua treten auf.)

Nymphea.

Perpetua, was haſt du? Du biſt trübe,

In deinen Augen ſeh ich Thränen. Sprich,
Hab' ich ein Unrecht dir gethan? Vielleicht
Mir ſelber unbewußt? Wie, oder biſt
Du krank? Ich will dich pflegen. Immer haſt du
So mütterlich auch mein gewartet, ſprich,
Kann ich's vergelten?

Perpetua.

Nein, mein gutes Fräulein,
Ich bin nicht krank, du thatſt mir auch kein Unrecht.
Im Leben nicht! Beſtät'ge mir nur dies:
Nicht wahr, du haſt mich ſtets als treu erkannt,
Gewiſſenhaft, dem eignen Vortheil fremd?

Nymphea.

Gewiß. Wer zweifelt dran?

Perpetua.

Und haſt auch nie
Bemerkt, daß ich verwirrt im Kopfe wäre,
Und die verraten könnte, die ich liebe?

Nymphea.

Nein, nein! Wer hat dich ſolcher That beſchuldigt?
Sei gut! Du denkſt doch nicht, daß ich dich jemals
Von meiner Seite laſſen wollte? Das
Geſchieht niemals, verlaß dich drauf, Perpetua.

(Filament tritt auf.)

Silament.

Nymphea, o Geliebte, höre mich!

Nymphea.

Mein Silament!

Perpetua.

Er iſt's! O wehe mir! (ab.)

Silament.

Ein Wort nur!

Nymphea.

Du biſt bleich! O Gott — was haſt du?

Silament.

Bisher, Geliebte, lebten unbeſorgt
Wir in des Glückes Sonne. Wolken nahen,
Gewitterſtürme — o nun ſei gefaßt,
Sei ſtark und mutig! Waffne dieſes Herz
Mit jeder Kraft des Mutes und der Liebe!

Nymphea.

Du bringſt mir Schrecken! Weh — du mußt von hinnen?

Silament.

Ich muß von hinnen, muß dich jetzt verlaſſen.

Nymphea.

Du mußt? Wer will dich rufen, will dich zwingen?

Silament.

Die Not, denn ich bin in der Menſchen Hand.

Nymphea.

Haſt du nicht Macht aus deinem Genienreiche?

Silament.

Nichts mehr von dort! An dieſe Welt bin ich
Gekettet jetzt und an der Menſchen Thun.

Nymphea.

O ſie ſind gut, du haſt es ſelbſt geſagt!

Silament.

So ſcheinen ſie! Sie lächeln, wenn ſie freveln.

Nymphea.

Ich faß es nicht. Warum denn mußt du fliehen?

Silament.

O frage nicht. Genug, ich muß, ich muß!
Daß er des Herzens Qualen nicht vermehre
Sei kurz der Abſchied. Lebe wohl, leb' wohl!

Nymphea.

O Silament! Nein, bleibe, bleibe bei mir!
Was könnte dir geſchehn? Welch einer Schuld
Kann man dich zeihen? Du biſt gut, biſt freundlich,
Biſt edel, muß dich alle Welt nicht lieben?
Ach, gehſt du fort, was ſoll aus mir dann werden?
Mir bleibt ja nichts, wenn du mir fehlſt. O Gott,

Allein, verlaſſen! Der Gedanke ſchon
Iſt Qual und Tod!

Silamont.

Was ſoll ich jetzt beginnen?

Nymphra.

Du weckteſt mich zu einem ſchönren Leben,
Denn denke ich zurück, liegt's da, wie Nacht
Und Nebel, unerkennbar jede Ferne.
Soll jene Nacht des Grauns zurück mir kehren,
Und finſtrer noch, da ich den Tag geſehn?
Ich mag's nicht denken! Jeder Herzensſchlag
Iſt Grabgeläut' des Lebens. Silament,
Verlaß mich nicht, ich müßte ja verſchmachten!
Bleib' bei mir! Bleibe, bleibe — laß dich flehn!

Silamont (für ſich).

Nun denn, ein Leben iſt des andern wert.
Das meine ſei der Preis! Tod und Verbannung —
Mit gleichen Schalen ſchwebt des Schickſals Wage.
Es ſei beſchloſſen. — (Laut.) Ja, ich werde bleiben!

Nymphra.

Ich wußt' es ja, du kannſt mich nicht verlaſſen!

(Meden tritt auf.)

Meden.

Herr, Herr! Die Friſt entweicht, du mußt nun fort.

Silamont.

Mag ſie entweichen. Ich entfliehe nicht.

Arbon.

Um Alles — Herr!

Silamont.

Ich bleib', es iſt beſchloſſen.

Arbon.

Biſt du von Sinnen? Gilt dein Leben nichts?

Silamont.

Dies Leben iſt mir heil'ger als das meine.

Arbon.

Wohlan, fahr hin, Vernunft! So zieh' denn ein,
Tollkühner Wahn, und ſtürze jede Säule,
Die Redlichkeit und Treue aufgebaut!
O nein — nein, nein, das laß ich nicht geſchehn!
Berühre, Gott, die Lippen mir! — O Herr,
Du weißt, du höreſt ſchon die gier'ge Schar
Von ferne nahn, biſt wehrlos wider ſie,
Sie werden kommen, dich zum Tode ſchleppen!
Schon hör' ich deines Kerkers Thür ſich drehn
In ihren Angeln, wittre Moderduft;
Schon ſeh ich dich ein langes ſieches Leben
In Nacht des Kerkers jammervoll verſeufzen,
Daß dir's Erquickung wird, wenn man zum Tode
Dich endlich führt! O Silament, mein Herr!

(Perpetua tritt auf.)

Nymphra.

Zum Tode — ihn?

Silamont.

Meden, halt ein!

Nymphra.

Zum Tode!

Meden.

Zum Tode, ja, da er das Leben thöricht
Verachtete. Noch iſt es Zeit, noch kannſt du
Dich retten. Nimm die flücht'ge Stunde wahr.
Und haſt du draußen nichts, ſo bleibt dir doch
Das Sonnenlicht des Tags, dir bleibt das Leben,
Und eine Treu in mir, ſo felſenfeſt,
Daß du zu ihr dich immer wenden kannſt.
O folge mir, noch ſind Minuten dein!

Nymphra.

Benutze ſie, entflieh! Fort, eile, eile!
Soll man aus meinem Arm dich reißen? Auf,
Ich halte dich nicht mehr! Ich flehe nur
Daß du dich retteſt! Muß ich einſam klagen,
Sei ſüß mir der Gedanke, daß du lebeſt!

Meden.

Geſegnet ſei die Lippe, die das ſprach!
Ja, hör' auf ſie! Benutze nur die Stunde,
Und morgen mag ein Zukunftsplan dir reifen.

Silament.

Wirſt du's beſtehn, Geliebte, mich zu miſſen?

Nymphea.

Ob mich der Schmerz auch tödte, rette dich!

Silament.

Geh' mit mir! Ein Aſyl giebt uns die Ferne!

Perpetua.

Um Gotteswillen! —

Meton.

O, dies Wort gab dir
Ein Dämon ein! Gehemmt wär deine Flucht,
Sie kann in Sturmeseile dir nicht folgen,
Und eh' wir eine Stunde noch durchritten,
Wärſt du in deiner Widerſacher Händen!
Kann ich denn nichts thun, dich zu treiben? Dort
In jedem ſteigenden Gewölk des Staubes
Vom Wege her, kann der Verfolger Schar
Verborgen ſein, und wir ſtehn hier und zögern!

Nymphea.

Ja, er hat recht! Ich gehe nicht mit dir,
Ich würde dich nur hemmen. Zög're nicht.
Ich werd' es tragen, aber rette dich!

Silament.

Du willſt's, es ſei. Nymphea, leb nun wohl!

Sei mutig! Bleibe! Denke mein! Vielleicht
Daß uns ein Gott den Tag des Wiederſehens
In fernen Landen ſchenkt. Lebt Alle wohl,
Leb' wohl, Geliebte!

(Er reißt ſich aus Nymphens Armen, Medon faßt ihn bei der Hand und zieht ihn raſch mit ſich fort.)

Nymphea.

Silamont — leb' wohl!
Mir ſchwindelt! Er iſt fort — iſt fort!

(Sie wankt und ſinkt ohnmächtig auf eine Ruhebank.)

Perpetua.

Ich habe ihn
Verraten! Wehe mir! Sie ſtirbt, ſie ſtirbt!

Fünfter Aufzug.

(Garten, wie zu Anfang des vorigen Aufzuges.)

Nymphen (tritt auf).

Vor meinem Fenſter ſang die Nachtigall,
Die ſich im Roſenbuſch ihr Neſt gebaut,
Und ſcheucht mir alle Ruh' mit ihren Klagen.
Ach, will es Abend werden? Weile noch
Du glühend Purpurmeer von Licht! Verweile,
Du allumfangendes Geſtirn des Tages,
Noch löſche deine Fackel nicht im Thau,
Der thränengleich an Blütenkelchen zittert,
Erneut ein Stück der Jugendluſt beweinend!
Die Nacht bringt jetzt mir ſchauerndes Gefühl,
Und wo mich ſonſt in Luft, in Buſch und Baum
Belebt, befreundet, nächt'ge Genien grüßten,
Seh' ich nur Dunkel um mich, Graun und Oede.
Was gabſt du mir, entfremdetes Geſchlecht
Trugvoller Nachtgebilde? Du zerſtobeſt

Wie Nebel vor der Sonne, als zuerſt
Mein Genius mir erſchien, mein Silamont.
Er ging von mir, und keines der Gefühle
Für euch kehrt wieder, noch ihr Falſchen ſelbſt.
Ach nur bei ihm iſt meine ganze Seele! —
Geliebter, muß ich denn vergehen, klagend,
Wie Pſyche klagend, als aus ihren Armen
Eros, der Götterſohn, entflohn? O Pſyche,
So ſchweift auch meiner Sehnſucht brennend Weh
Vom Meeresufer dem Geliebten nach,
Den mir ein feindliches Geſtirn entriſſen!
— Ihr böſen Sterne! Ach, unzählig wirrt
Ihr hoch am Abendhimmel durcheinander,
Wo find' ich unter euch die ferne Heimat
Des theuren Freundes? Daß zu ihr mein Auge
Sich ſehnend wende, ach, bis es erblinde!
— Doch ſtill — wie war es? Pſyche fand ihn wieder?
Ja, Pſyche fand ihn! Wild vom Schmerz geſoltert
Zog ſie ihm nach in Leiden und Gefahr,
Bis der erzürnten Götter Herz erweicht,
Bis ſie ihr ihren Eros wiederſandten,
Und jede Thräne tauſendfach belohnten.
Pſyche, glückſeel'ge Schweſter!

(Man hört die Melodie des Geiſterreigens, welche in der Nähe auf einer Flöte geſpielt wird.)

Horch! — Was iſt das?
Bekannte Töne wecken in der Bruſt

Mir bebendes Entzücken! Ha, das ist
Die Melodie, die einst mein Ohr umwogte
In jener Nacht, da Silamont zuerst
Mir nahte! — Kommt er? Spannt euch mächtig,
Ihr Nerven meiner Augen, daß, wo er
Erscheint, auch kein Atom nur auf Sekunden
Verloren geh'! — Doch wie? Da ist ein Fremder —
Bracht' er die Melodie? — Herbei, herbei!

(Polykarp tritt auf.)

Nymphea.

Wer bist du?

Polykarp.

Ach, verzeiht mir, schöne Dame!
Ihr fragt mich, wer ich sei? Du lieber Gott,
Fast weiß ich's selber nicht mehr. Seht, ich war
Ein junger Bursch, und dachte mir nichts Arges,
Da sagen sie, ich sei verwandelt worden.
Sonst war ich frisch und fröhlich, aber nun
Hat eine Traurigkeit mich überkommen,
Ich fühl's, ich bin nur noch ein falschgegriffner
Unaufgelöster Septimenakkord
In Moll!

Nymphea.

Du Armer redest irre! — Spieltest
Du jene Melodie, die hier ich hörte?

Polykarp.

Ja.

Nymphen.

Du ſpielteſt ſie? Woher? Wer lehrte dich?

Polykarp.

Ach jener gute junge Herr, der geſtern
Am Abend fortgeſprengt auf flücht'gen Roſſe.

Nymphen.

Wer? Silamont?

Polykarp.

Wenn er ſo heißet, ja.
Er gab die Noten mir des Geiſterreigens,
Die mußt' ich ſpielen Nachts mit meinen Leuten.

Nymphen.

Die mußteſt du? — Wie iſt das?

Polykarp.

Er iſt fort,
Vielleicht für immer, und auch das betrübt mich,
Ich war ihm gut.

Nymphen.

Ihn mußten Alle lieben!
Doch wie? Er gab dir jenen Geiſterreigen?
Du ſpielteſt ihn?

(Eine luſtige Tanzmuſik wird aus der Ferne gehört.)

Ha, welche Klänge? das ist
Wie Wellensturz der Freude! Es erschreckt mich!

Polykarp.

Es ist ein Hochzeitszug. Des Wirtes Tochter
Macht heute Hochzeit. Braut und Bräutgam kommen
Soeben aus der Kirche.

Nymphea
(in Nachdenken verloren).

Braut? — Ich sah
Noch niemals eine Braut.

Polykarp.

Meine Genossen
Sind alle auf der Hochzeit. Sie sind lustig,
Und holen von der Kirche jetzt das Par.
Ach Gott, ich komm zu keiner Fröhlichkeit,
Denn da ich nur ein armer, falschgegriffner
Unaufgelöster Septimenakord
In Moll —

Nymphea.

Geh, hole mir die Braut, ich will
Sie sehen. Eile!

Polykarp.

Ja ich will sie holen. (ab).

Nymphea
(nach einer Pause angstvollen Hinbrütens).

Was treibt, was jagt und wirrt mir die Gedanken

Wie Blätter in dem Winde? Keines läßt
Sich halten! — Jene Melodieen gab
Ihm Silamont — es war dieſelbe Nacht,
Da ſein ich harrte! — O mir iſt, als ſollte
Ich aus dem Schlaf erwachen, aber ſchwer
Noch ring' ich. Alles an mir zieht mich nieder —
Und doch, empor! empor! ſo ruft es in mir,
Und möcht' hinauf zum Lichte!

(Sie ſetzt ſich auf eine Rasenbank.)

(Polykarp, Jeannicon, Armand und der Wirt treten zögernd auf.)

Polykarp (leiſe.)

Da ſitzt ſie. Kommt nur, ſie iſt gar nicht ſchlimm.

Jeanneton.

Mich will ſie ſprechen? Ach, was ſoll ich nur?
Mir iſt ſo bang —

Polykarp.

Armand, du mußt zurück,
Und Ihr, Herr Wirt, denn ſie hat nur die Braut
Befohlen.

Jeanneton (ängſtlich.)

Armand! —

Armand.

Nein, ich laß dich nicht
Allein in dem verwünſchten Garten. Das

Wär ſchön, am Hochzeitstage mir die Braut
Verhexen! Nein, ich laß mich mit verhexen!

Polykarp (ſich Nymphen nähernd).

Gnädigſte Dame —

Nymphea.

Ach! Iſt das die Braut?

Armand.

Ja, meine Braut.

Wirt.

Und meine Tochter, Fräulein.

Trapneton (zu den Übrigen).

Ach ſie iſt ja ſo ſchön, ſo wie ein Engel,
Ich fürchte mich nicht mehr.

Armand.

Ei, trau ihr nicht!

Nymphea.

Du biſt die Braut? Und dieſer iſt dein Vater?
Und der dein Bräutigam? Du biſt wohl glücklich?

Jeannton.

Ach, glücklich, gnäd'ges Fräulein, ſollt' ich nicht?
Wir waren uns drei lange Jahre gut,
Doch damals wollt' der Vater es nicht leiden,
Wir wären beide noch zu jung, und Armand

War arm. Da nahm er Abſchied, ſchnürt' ſein Bündel
Ich meint', ich würd' ihn niemals wiederſehn.
Fort ging er in die Fremde.

Nymphea.

Und da klagteſt
Und weinteſt du!

Jeanneton.

Wohl weint' ich oft im Stillen,
Denn vor dem Vater durft' ich's nicht. Drei Jahre,
Drei lange Jahre blieb mein Armand weg!
Ich meint' er wär' geſtorben.

Nymphea.

Doch da kam er,
Er kam zurück zu dir!

Jeanneton.

Ja, eines Morgens
Klopft er an unſre Thür, geſund und froh,
Und zeigt dem Vater, was er ſich erworben.
Denſelben Tag noch wurd' ich ſeine Braut,
Und heute kommen wir vom Traualtar.
Ach jetzt bereu' ich's nicht, daß ich ſo lange
Um ihn geklagt. Ich weiß nun, daß er treu
Mich liebt, und er auch weiß, daß ich die Zeit
Ihm treu geblieben. Und nun können wir
In Ewigkeit getroſt und froh ſein. Armand,
Iſt es nicht ſo?

Armand.

Ja ja, und wer ihr was
Zu Leid will thun, der hat's mit mir zu thun.

Nymphea.

Du glücklich Mädchen! Da, nimm dies, sei glücklich!
(Sie streift eine Spange vom Arm und giebt sie Jeanneton.)

Jeanneton.

Dies schöne Armband? Ich — ich soll es tragen?

Birk.

O diese Gnade!

Jeanneton.

Seht doch, ei wie prächtig!
Seht nur die Perlen und die roten Steine!

Armand.

Das ist am Ende doch wohl keine Hexe!

Polykarp.

Ich hab's euch gleich gesagt, sie ist ganz gut.

Jeanneton.

O laßt mich küssen Eure güt'ge Hand!
Der Schmuck ist viel zu schön für mich. Kann ich
Euch dienen, laßt mich zu Euch rufen. Gern
Thu' ich Euch Alles, denn Ihr seid so gut!

Nymphea.

Ich ſehe dich noch wieder. Geht, ſeid glücklich!

(Polykarp und die Hochzeitleute ab.)

Nymphea.

Ach, daß in Klagen ich in Eine Bruſt
Dies Wehe gießen könnte! Auf mir liegt's
Wie laſtende Gewichte. Thränen wollen
Sich bilden, und vergebens ringen ſie
In grauſam harter, tödlicher Erſtarrung!

(Perpetua tritt auf.)

Perpetua.

Er kommt, er kommt! Ich ſah ihn ſchon vom Fenſter.
Soeben ſprengt er in den Hof.

Nymphea.

Er kommt?

O, Silamont!

Perpetua.

Nein, nein doch. St. Alban!

Nymphea.

Wie — St. Alban? War der auch fort? Ja, ja —
Wie ich das nur ſo ganz vergeſſen konnte!
Mich dünkt, er war wohl lange fort? O treuer,
Bewährter Freund, du haſt mich väterlich

Geleitet, sollst auch jetzt ein Freund mir sein
In meinem Schmerz! Wo ist er denn? Wo bleibt er?

(St. Alban tritt auf.)

Perpetua.

Da ist er schon!

Nymphea.

Willkommen, St. Alban.

St. Alban.

Sei mir gegrüßt! — Soll ich den Augen trauen?
Nymphea, Kind, ich sehe dich geschmückt,
Verwandelt, und in Jugendschönheit strahlend —
Gesegnet sei der Tag, der dies vollbracht!

Perpetua.

Ja, was hier vorging! Hört mich, St. Alban —

Nymphea.

O St. Alban, er ist entflohn, ist fort!

St. Alban.

Wer ist entflohn?

Nymphea.

Mein Genius!

Perpetua.

Hört mich nur —

St. Alban.

Dein Genius? Sahſt du ihn? Erſchien er dir?

Nymphea.

O ihm verdank' ich Alles! Ja, er kam,
Er gab das Leben mir zurück, ich ſollte
Ja leben! Jetzt erſt weiß ich, was es heißt
Zu leben!

St. Alban.

Und das dankſt du deinem Genius?

Nymphea.

Nichts frag' ich mehr nach meinen nächt'gen Geiſtern,
Sie mögen ſchwinden mit dem blaſſen Mond,
Nur er ſoll um mich ſein, ihn will ich ſehn,
Nur ihn allein!

Perpetua.

Ja ließt Ihr mich nur reden —

St. Alban.

Nachher, Perpetua. Jetzt laß uns allein.

(Perpetua ab.)

Nun ſprich, Nymphea, wie erſchien er dir?

Nymphea.

Ach, St. Alban, nach Tagen, wo der Himmel
Mit ſeiner ganzen Seligkeit ins Herz
Sich mir geſenkt, ach, jener Himmel, den
Er liebend mir gebracht, nun ihn entbehren,

Der Alles meiner Seele gab! Ich ſterbe
Qualvollen bittren Tod, wenn Silamont
Nicht wiederkehrt!

St. Alban.

Wie? Welch ein Name, Kind?
Wer iſt das?

Nymphea.

Er, mein Genius!

St. Alban.

Silamont?
So heißt dein Genius? Alſo — Silamont!
Sei ruhig, theures Kind, erzähl' mir Alles.
Dein Genius Silamont erſchien dir alſo?

Nymphea.

Es war die Nacht, da ich zu ſterben wähnte,
Da kam er durch den Garten, küßte mich,
Nicht ſterben ſollt' ich. Jedes ſeiner Worte
War eine freudenvolle Lebensmahnung.
Dies Haar gebot er mir zu ordnen, anders
Sollt' ich mich kleiden, beſſere Gemächer
Bewohnen, meinen Genien entſagen.
Und jedem ſeiner Worte folgt' ich, ließ
Mein ganzes frühres Leben vor mir ſchwinden,
Und neues, ſchönres Leben gab er mir!

St. Alban.

Gott, Gott, was alle meine Kunſt vergeblich
Erſtrebte, hat Natur in freiem Walten
Vollbracht! — Und er entfloh, ſo ſagſt du?

Nympha.

Gieb ihn mir wieder, nur bei ihm iſt Leben!
Nur wenn von ſeinem Angeſicht Entzückung
Ich trinke, fühl' ich, daß ich lebe! Meine Seele
Iſt ſein, er nahm ſie mit ſich auf die Flucht,
Und kehrt er nicht zurück, ſo muß ich ſterben.
O jetzt nicht ſterben, jetzt nicht!

St. Alban.

Ruhig! Ruhig!

Nympha.

Laß mich die ganze Qual, die fürchterliche,
Auf Einmal dir verſtrömen! Das iſt Alles
Was in mir lebt, was mich erfüllt, durchwühlt,
Ganz Klage, Schmerz und Thränen will ich ſein!
O welche Macht hat wilden Grimmes ihn
Von mir gebannt? Er fühlt die Qual, wie ich,
Der Schmerz ſteigt auch aus ſeinem Herzen auf,
Und ſchaut gefangen aus der Augen Fenſter.
Weh mir — iſt das das Walten jener Geiſter?
Sie wären falſch, ſo ſagt' er. O beſtrickte
Ihr ſo mein Weſen, trügeriſche Schmeichler,

Mich endlich zu vernichten? Gabt ihr mir
Die Fülle jeder Wonne zu empfinden
Durch meinen Silamont, und ruft ihn tückisch
Zurück, das ganze Herz mir zu zerreißen?
Ha, ist es so, dann fluch' ich euch, ihr Falschen!
Dann heiß' ich jedes rasche Gift willkommen;
Ein Dolch, der sich den Weg zu meinem Herzen
Begierig wühlt nach heißen Purpurtropfen,
Er sei ein Freund mir! Freundin sei die Woge,
Die um die Felsen des Gestades brandet,
Und nieder stürz' ich mich in's wilde Toben,
All diesen brennend wilden Schmerz zu kühlen!
Ach, ist kein Mitleid, Vater? Sieh mich leiden
Um ihn, dem Seel' und Leib entgegen ringt,
An dessen Brust allein ich leb' und athme!
Gieb ihn mir, oder Tod! Denn zwischen beiden
Liegt Wahnsinn und Verzweiflung!

(Sie wirft sich an seine Brust.)

St. Alban.

Kind! Nymphea!
Nur Fassung, Fassung! Bänd'ge dies Gefühl,
Soll nicht auf's Neu zusammenbrechen Alles,
Was segnend die Natur dir wiedergab!
Denn plötzlich, ungehemmt entsteht das Unheil.
Der Bach, der heute vom besonnten Felsen
Durch Blumen hüpft in blitzenden Kaskaden

Reißt morgen ſchon, geſchwellt von Regengüſſen,
Im Waſſerſturz der Eiche Wurzeln mit ſich,
Zerwühlt das Thal, unhemmbar ſeine Flut.
Der Silberſchnee im Diadem der Alpen
Wirft eine Flocke von ſich, die ſich rollend
Zur fürchterlichen Schneelavine ballt,
Und ſo im Sturmesſauſen über Matten
Hinraſend wild, verſchüttet ſie das Thal,
Die Menſchen und ihr mühevolles Werk.
Der Funke, aus des Herdes Aſche ſpringend
Loht bis zum Giebel, und die Hütte ſtürzt
Im Dampf der Flammen hin, ein Aſchenhaufen.
So aus des Herzens unbewachter Regung
Erwächſt genährt der Sturm der Leidenſchaft,
Und in der Sinne wild erregter Flut
Verſinkt begehrend der Beſinnung Kiel.

Nymphea.

Laß mich vergehn mit ihm, mit ihm iſt Tod
Mir ſüß! Er iſt mir Alles, ewig muß ich nun
Nach ihm verlangen, oder untergehn!

St. Alban.

O, blind und augenlos wird das Verlangen
Geboren! Nicht die Schranken ſieht es, nicht
Gefahr und Tod. Es taſtet, taumelt fort,
Bis endlich athemlos und wild es hinjagt,
Und dann mit fürchterlichem Sturz, im Abgrund

Zum Sehn gebracht, ganz Auge, d[illegible] Entsetzen
Rings um sich her erblickt, vergeblich [illegible]n
Sich nach der augenlosen Blindheit sehnend.
Und — hör' mich an: Wenn nun dein Genius,
Dein Silamont, ein Sterblicher nur wäre,
Verfolgt vom Schicksal, müßte weithin fliehn,
Weit über's öde Meer, von seinen Feinden
Verbannt, verfolgt?

Nymphea.

Ja, er ist hin, entflohn,
Vertrieben und verfolgt von seinen Feinden!
Komm, eilen wir ihm nach auf Liebesschwingen!
Ich folg' ihm über alle Meere, folg' ihm
Durch Wüsten und der Welt entfernte Oeden!
Ich will ihm Freund sein, will ihm Diener sein,
Will mit ihm leiden, weinen, mit ihm schmachten.
Mit ihm getheilter Schmerz sei meine Lust,
Ein Blick des Danks von ihm mein höchster Lohn.
Ja ja — ein Sterblicher, wie du und ich,
So soll, so muß er sein! O St. Alban,
Warum ein Genius? Jene Geisterwelt
Ist hin, hinab in's Nichts! Ha, Silamont,
Dir gab wie mir die mütterliche Erde
Das Leben, und sie hält und trägt dich noch!
Wo bin ich? — Diese Klarheit um mich her!
Der Schmerz verstummt. Ein selig Hoffen bringt

Zum Herzen mir! O Vater, von den Menſchen
Iſt Silamont der höchſten, beſten Einer!

St. Alban.

Geſegnet ſei für dieſes Wort!

Nymphea.

Du ſagteſt
Er ſei verfolgt von ſeinen Feinden — ha!
Wir müſſen für ihn handeln, St. Alban.
Auf, eilen wir! Geſchwind, was kann ich thun?
Wo ſind die Feinde? Haben wir nicht Gold?
Setzt Gold nicht vieles in Bewegung? Haben
Wir Diener nicht? An's Werk, bewaffne ſie!

St. Alban

Ha, welch ein Geiſt in dieſer zarten Jungfrau!

(Medon und Perpetua treten auf.)

Medon.

O St. Alban, welch Wiederſehn!

St. Alban.

Sprich, wo
Iſt Silamont?

Medon.

Ich half ihm ſchnell zur Flucht
Auf deine Trauerbotſchaft.

St. Alban.

Meine Botschaft?
Wann hätt' ich eine Botschaft euch gesandt?

Meton.

Nun gestern erst. Der Bote kam im Fluge
Dahergesprengt, er stürzte mit dem Pferde,
Und sandt uns einen Zettel.

St. Alban.

Zeig' ihn mir.

Medon.

Den Brief nahm Silament mit auf die Flucht,
Die schleunigst drin geboten wurde, da
Den Feinden unser Aufenthalt bekannt,
Und Thurm und Kerker den Zurückgekehrten
Bedrohe.

St. Alban.

Wunderbar! Ich weiß von nichts,
Von keinem Briefe, keiner Trauerbotschaft.

Meton.

Wie aber —

St. Alban.

Silament entfloh zur Stunde?
Weißt du die Richtung?

Medon.

Ja, auch ſein Aſyl.

St. Alban.

Dann laß im Flug' ihm einen Boten ſenden.

Merlon.

Iſt Alles gut?

St. Alban.

Er ſoll zurück uns kehren,
Auf, eile, eile! (Medon ab.)

Nymphea.

Kehrt er mir zurück?
O ſpringe nicht entzwei, mein jubelnd Herz!

Perpetua.

Gelobt ſei Gott, daß es ſich ſo noch wendet!
Nun, St. Alban, wie fandet Ihr das Fräulein?

St. Alban.

O über die Erwartung!

Nymphea.

O mein Vater,
Die Freude bringt mich um, ich bin ermattet.
(Sie lehnt ſich an ihn.)

St. Alban.

Ruh aus, mein Kind, bis ſelige Gewißheit

Dein Herz erfüllt. Das Leben hat gesiegt,
Der ihm den Sieg erringen half kehrt wieder.

(Im Abgehn.)

Und nun, Perpetua, nimm du das Wort.

Perpetua.

Wo fang' ich an? Ihr werdet stehn und staunen,
Seht Ihr erst wie ich Alles eingerichtet
In erster Eile. Kommt nur mit ins Haus!

(Alle ab.)

Cyriakus (tritt auf).

Die Thüren auf? Und jeder Eingang frei?
Hier müssen sonderbare Dinge vorgehn.
Soeben sprengte St. Alban herein —
Nun die Gefahr ist aus. Mit dem Verbannten,
Dem Herzog von Perouse ist er verbündet,
Dies weiß ich, und dies sei mein Talisman.
Mit meinem Gimpel ist nichts aufzustellen,
Jetzt wird er melancholisch, dreht die Augen,
Sein Restchen von Gewissen macht ihm Scrupel.
Die Nachricht selbst, daß Silamont am Orte,
Ganz andern Eindruck macht sie, als ich dachte.
Ich hoffte auf rechtschaffne Wut, da strömen
Die Augen ihm von Freudethränen! Daß man
Sich müht und plackt mit solcherlei Geschöpfen!
Fahr' hin, und hülle dich in deine Tugend,
Die schmalen Fetzen gönn' ich dir! — Allein

Hier werd' ich ſichrer gehn, und St. Alban,
Mein guter Freund, ſoll ſich noch mein erfreuen.
Da kommt er. Gut, zuvörderſt will ich horchen.

(Er verbirgt ſich. St. Alban und Medon treten auf.)

St. Alban.

Du ſagſt mir Dinge, die mich ſtaunen machen!
So nützte Silamont des Mädchens Wahn,
Erweckt ihr Lieb' im Herzen, heilte ſie.
Und ich gab ſelbſt Gelegenheit dazu!
So tritt das Alter ſtets zur Seite; arglos
Sind eingeſchläfert die Erfahrungen,
Wo mit der That ſie das Verderben brächten,
Und aus der Jugend Unbeſonnenheit
Zieht grillenhaft das Glück das Loos des Sieges.

Medon.

So ſtand ich warnend, und ſo ſteh' ich ſegnend.
Und nun du Gnade bringſt, iſt Alles gut!

St. Alban.

Ja, Gnade bring' ich, denn Graf Malrepos,
Erſtaunlich klingt's, allein — er lebt.

Medon.

Er lebt?

St. Alban.

Ein Krankenlager bracht' ihm jene Wunde

Vom Schwerdte Silaments. Doch ſchlimme Dinge,
Die ihn gefährdeten, bewogen ihn,
Als er genas verborgen ſich zu halten.
Er wußte ſeine Schuld von ſich zu wälzen,
Doch hatt' er guten Grund, den Hof zu meiden.
Ich fand den König ſo in milder Stimmung
Für unſern jungen Freund. Zugleich vernahm ich,
Daß Mairepos, vom Strom des Laſters längſt
Schon überſpült, in jener Stadt gelebt.
Von Gläubigern, zu hunderten, gedrängt:
Iſt er entflohn. In meiner Einſamkeit,
Fern vom Gewühl der Welt, vernahm ich nichts,
Nicht daß genesen er, nicht wo er lebe. —
Doch unſer Silament — warum entfloh er?
Denn jener Brief, enthielt er meinen Namen
Als Unterſchrift?

Nelson.

Sie fehlte. Doch mir ſchien
Der Inhalt Bürge für den Sender.

St. Alben.

Sprachſt du
Den Boten?

Nelson.

Nein. Doch ſandt' ich nach dem Burſchen,
Der mir den Brief gebracht. Da iſt er ſchon.

(Polyfarp tritt auf.)

St. Alban.

Wer gab dir gestern jenen Brief?

Balthasar.

Ei Herr,
Ein Bote kam dahergesprengt, er stürzte
Mit seinem Pferde, und verletzte sich,
Da gab er mir den Brief für jenen Herrn,
Den fremden, der hier wohne. Und ich brachte
Das Schreiben an Herrn Mercutio.

St. Alban.

Nannte dir
Der Bote keinen Namen? Nicht an wen,
Von wem der Brief?

Balthasar.

Kein Wort, als nur den Brief.

(Anjalde und Celio treten heftig auf, ohne die Anwesenden zu bemerken.)

Celio.

Unsinniger! Ich dacht' es, daß du nicht
Von hinnen gehen würdest. Was nun willst du
In diesem Garten? Hast du meinen Brief
Denn nicht erhalten?

Anjalde.

Nein, sag' ich dir, nein!

Celia.

Du mußt ihn haben!

Rosalde.

Schweig!

Celia.

Noch iſt es Zeit,
In einer Stunde ſind wir auf der See,
Komm mit mir, eile!

Rosalde.

Ich entfliehe nicht.

Celia.

So willſt du, daß man dich beſchimpfe, willſt
Gefängniß, Schmach und Schande?

Rosalde.

Ja, ſo will ich!
Nichts mehr mit dir, ich mag dich nicht mehr ſehn,
Du biſt mir Laſt und Abſcheu! Aus den Augen!

Oliver.

Was iſt das für ein Auftritt?

Fr. Oliver.

Wahrlich, ſeltſam.
Doch ahn' ich hier das Ziel von unſerm Briefe.

Anfeldo.

Verzeiht, ihr Herrn —

St. Alban.

Ihr wähltet diesen Ort
Für euren Streit, so mußten wir ihn hören.

Anfeldo.

O möcht' ihn alle Welt doch hören! Herr,
Ich drang herein, da, wie man mir gesagt,
Der Herzog von Vereuse, der lebenslang
Verbannte, heimlich dieses Schloß bewohne.
Befürchtet nichts, ich will ihn nicht verraten,
Doch ist er hier, laßt mich den Herzog sprechen,
Nur Einmal sprechen!

Celio.

Silament ist hier?

Anfeldo.

Ihr scheut euch, mir die Wahrheit zu gestehn?
Nehmt eines Fichnden Eid: Ich trachte nicht
Ihn zu verraten! Nur zu seinen Füßen
Will ich ihn um Verzeihung flehn, denn ich
Bin schuld, daß ihn Verbannung traf. Ich war's,
Der ihn dem Könige verleumdete,
Von Neid gestachelt und von Eifersucht,
Derselbe, der einst seinen Degen fühlte,
Ich bin Graf Maitrepos!

St. Alban und Werben.

Graf Matrepos!

Celia.

Wir sind verloren! Nun ist's aus!

Anfalbo.

Der bin ich!
Mein Leben war nur eine Reihe von
Bereuenswerthen Thaten, und ihr Fluch
Verfolgt mich jetzt. Ihr seht mich auf der Flucht,
Bald führt man mich zum Thurm. So laßt mich noch
Die Stunde nützen, daß den einen Trost
Ich mit mir nehme: Ihm, den ich verderben,
Mit reu'gem Herzen meine Schuld zu sünden.
Führt mich zu ihm!

St. Alban.

Sprichst du im Ernste, Herr?

Anfalbo.

Du hörtest meinen Eid.

St. Alban.

So werden wir
Dich schützen, den Verfolgern dich entziehn.
Ihr seid zu Zweien?

Anfalbo.

Weg mit diesem da!

Der meiner Jugend Leichtſinn nährte, mich
Zu jeder That des Wüſtlings lockte, mir
Mein Gut verpraßte — nichts hab' ich mit dem
Gemein! Er geh' allein in ſein Verderben,
Ich in das meine.

St. Albon (zu Celio).

Nun, du hörteſt, Herr —

(Celio geht ab.)

Eulalie.

Dank, Dank dir! Führe mich zu Silament.

St. Albon.

Noch kurze Zeit Geduld. Denn Silament
Iſt auf der Flucht, und wiederum durch dich.
Ein Brief, der dich entfliehen hieß, gelangte
In ſeine Hand und trieb ihn fort. Doch ſei verſichert
Er kehret zurück, er hat des Königs Gnade.

Eulalie.

O das iſt Balſam!

St. Albon.

Bald ſollſt du ihn ſehn.
Inzwiſchen tritt in dies Gebüſch, das dicht
Dich Aller Augen bergen wird.
(zu Polefery.) Und du
Ruf deine Kunſtgenoſſen. Könnt ihr noch
Den Geiſterreigen ſpielen?

Polykarp.

Ja, wir können.

St. Elmo.

Dann schnell herbei. Ihr stellt euch drüben auf,
Dort hinter jener Hecke, wartet still
Des Zeichens, das ich geben werde, spielt
Dann jenen Reigen. Schnell!

(Polykarp ab.)

Nebo.

Was hast du vor?

(Nymphea und Peregrina eilen herbei.)

Nymphea.

Er kommt! Im Staub, der auf dem Wege wirbelt,
Erkannt' ich ihn!

Nebo.

Er kommt!

St. Elmo.

Graf Maitrepos,
Verbirg dich, bis mein Rufen dich ihm zeige!

(Maitrepos verbirgt sich. Clement tritt auf.)

Nymphea.

O Clement!

Clement.

Nymphea! (umarmt sie in der Ferne.)

Arbes.

Tag der Freude!

St. Alban.

Sieh mich auch hier, mein Silament. Ich bringe
Die Gnade deines Königs. Wieder iſt
Dein Vaterland, dein Eigenthum, nun dein.

Silament.

O! — Worte fehlen. Nur des Herzens lauter
Beſchwingter Pulsſchlag ſagt von meinem Jubel.
Dank, Dank dir, St. Alban!

Nymphe.

Nun biſt du mein!

Silament.

Ja, ewig dein! Und doch, Geliebte, wirſt du's
Ertragen, was ich dir zu ſagen habe?
Dein Genius bin ich nicht.

Nymphe.

Du biſt mein Genius!
Ob ſterblich deine Bildung, wie die meine,
Du biſt und bleibſt mein treuer Genius.
Ich weiß es, ich war krank, weiß was du thateſt,
Du mußteſt mich ja täuſchen, mich zu heilen.
Du warſt bei mir, da wähnt' ich mich im Himmel
Du gingſt von mir, da kam der Schmerz der Erde,

Und lehrte mich das Loos der Menſchen lieben.
Laß ihren Schmerz und ihre Luſt uns theilen!

Clement.

Geliebte! Ja, wir wollen Menſchen ſein!

(Cyrillus kommt hervor.)

Cyrillus (für ſich).

Hier gilt es andre Saiten aufzuziehn.

(Laut).

Seh ich den Himmel offen, und Geſtalten
Der reinen Götterheit vor mir ſtehn?
Sei mir gegrüßt, du jugendſchönes Paar,
Nimm meinen Segen, eines Freundes Segen!

Diener.

Noch immer hier?

St. Alban.

Was ſeh ich da? Nichtswürdiger,
Du wagſt's, nachdem ich einſt dich fortgetrieben? —

Serpetua.

Wie iſt mir denn? — Herr Gott — das iſt mein Genius!

Elle.

Dein Genius?

Serpetua.

Ach der Abſcheuliche!

Er ſagte mir, er ſei mein Genius,
Zum Diebſtahl wollt' er mich verleiten!

St. Alban.

Nochmals?

Nymphea.

Wie das? Was ſchmäht ihr Alle dieſen Mann?
Er grüßte uns als Freund.

Cyriakus.

Ja, ſchöne Hoheit,
So ſchmäht man ſtets die Tugend. Hör' mich an:

St. Alban.

Kein Wort! Nymphea, dieſer Mann iſt ſchuld
An deines Vaters Tode. Er bethörte
Mit Gaukelſpielen ſeine Phantaſie,
Verſenkt' ihn tief in Wuſt von Geiſterſehen,
Beſchwören, Zaubertrug. So wardſt auch du
Als Kind ſchon früh in dieſen Kreis gebannt.

Nymphea.

Iſt's dieſer? Fort, um Gotteswillen, fort!
Nichts mehr davon, und niemals kehr er wieder.

St. Alban (zu Cyriakus).

Du hörteſt unſrer Herrin Wort.

Cyriakus (für ſich).

Kommt die Vernunft

In einem Haus zur Welt, ſo wird die Thorheit
In einem andern doch geboren. Dies
Mein Troſt, mit dem ich mich von hinnen wende.

(Die Hände zum Segen ausbreitend.)

Gehabt euch wohl! Ihr ſeid nur kleine Menſchen,
Doch die auch ſchließt ein großer Geiſt nicht aus
Von ſeinem Segen! (geht ab.)

(St. Alban giebt ein Zeichen mit dem Tuche, worauf die Muſik beginnt und bis zum Schluſſe fortdauert.)

St. Alban (zu Eilamont).

Und da wir nun doch
Von Neuem in den Zauberkreis geraten,
Den du, mein junger Freund, ſo trefflich zogſt,
So will auch ich dir einen Geiſt beſchwören.

Nymphe (ſingend).

Kennſt du die Klänge noch?

Eilamont.

Ich ſteh' beſchämt.

St. Alban.

Du Schatten des verſöhnten Malrepos,
Hervor!

(Malrepo tritt auf.)

Eilamont.

O Gott! Iſt's möglich? Malrepo!

Anſaldo (kniend).

Du gabſt mir eine Wunde, nicht den Tod.
Ich lebe, ſieh mich hier in tiefſter Reue,
Denn viel der bittren Leiden gab ich dir!

Silamont.

Du lebſt! Steh auf! Ich tödtete dich nicht?
Du warſt mein Feind, nun ſei fortan mein Freund!

Anſaldo.

Nicht würdig bin ich deſſen. Laß mich ziehn,
Daß den Verfolgern ich mich überliefre.

Silamont.

Du biſt verfolgt? Du ſtehſt in meinem Schutz,
Mein Gut, mein Schwerdt ſoll dir zu Dienſten ſein.

Nymphea.

Dies Haus ſei Obdach dir, Freund Silamonts,
Und trägſt du Leid, wir wollen's mit dir theilen.

(Sie legt Anſaldos und Silamonts Hände in einander.)

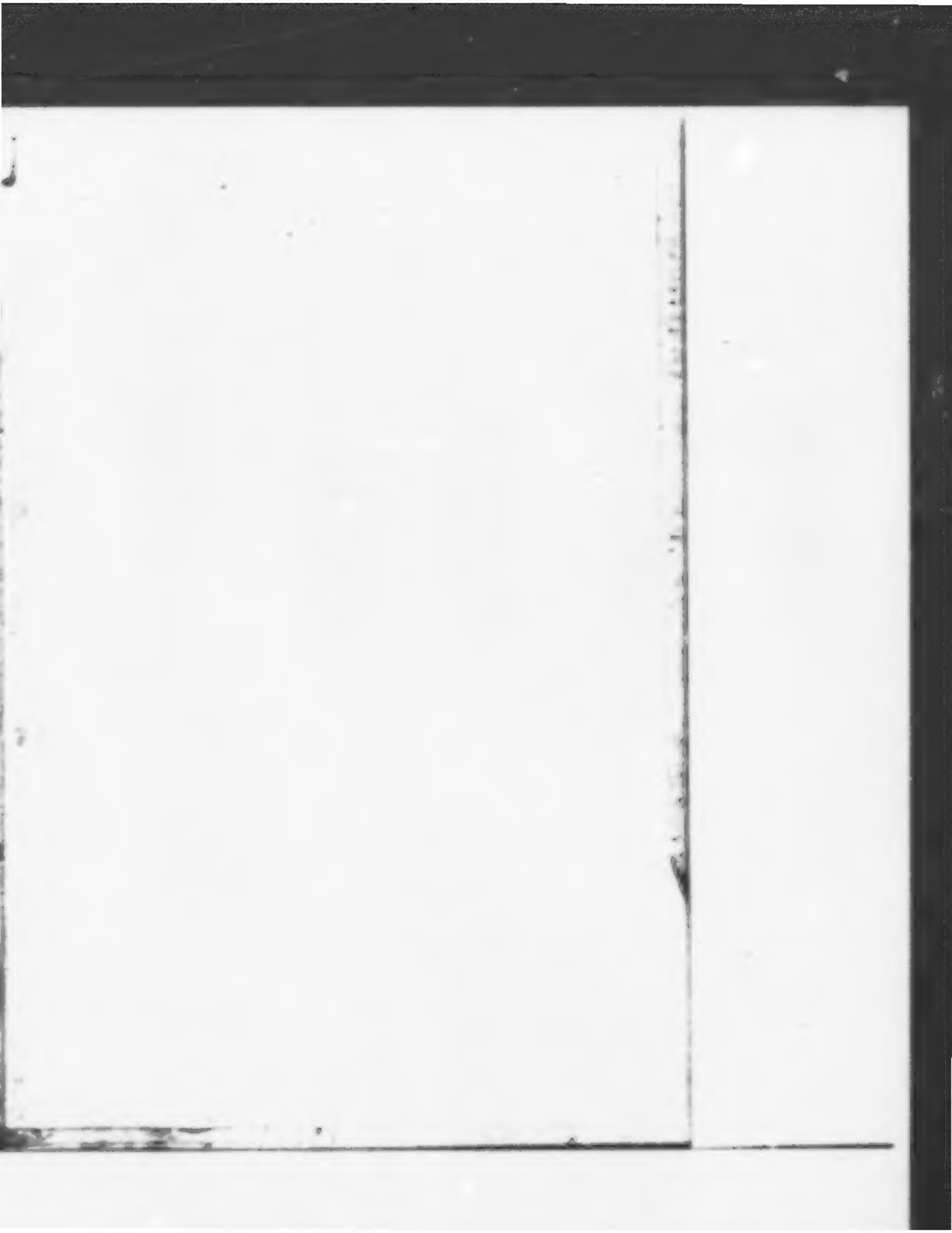
So laß uns Eins ſein! Eine fremde Welt
Hielt uns gebannt. Sie ſchwindet dämmernd hin,
Wie man ſich einen dunklen Traum erzählt,
Den uns der lebensvolle Tag verſcheuchte.

St. Alban.

Der Zauber iſt gelöſt. So geht denn ein
Mit freud'gem Mut zu eurem neuen Leben!

(Die Muſik fällt mit einem mächtigen Schwung ein, der Vorhang fällt.)

Druck von Trowitzſch und Sohn in Berlin.



Das Hünengrab.

Das Hünengrab.

Historische Erzählung

von

Otto Roquette.

Dessau,
Druck und Verlag von Gebrüder Kay.
1855.

Erſtes Kapitel.

Wenn wir von den weſtlichen Abhängen des Teutoburger Waldes hinabſteigen, in deſſen dunklen Gebirgsſchluchten einſt die römiſchen Adler dem Freiheitsdrange unſrer Urväter erlagen, gelangen wir in eine Gegend, in welcher die Geſchichte uns bei jedem Schritt von Schlachten, von langwierigen Kriegen erzählt, in welcher uns überall Denkmäler einer wilden, kampfdurchtobten Vergangenheit entgegentreten. Es iſt dies das Land der alten Sachſen, ein Theil des heutigen Weſtfalen. Der Theil dieſes Landes, auf welchem unſre Erzählung ſpielt, wird im Oſten begrenzt durch den Teutoburger Wald und das Eggegebirge, ſüdlich durch das Haargebirge, während im Weſten und Norden ſich weite Haide-

gegenden nach dem Rhein und gegen das Münsterland öffnen. Von Osten nach Westen wird es durchströmt von der Lippe, einem Flusse, dem eine Menge kleinerer Flüßchen und Bäche von den Bergen her zufließen und zum Theil tiefe Einschnitte in das wälderreiche Hügelland machen. Im nordwestlichen Theil dieses urgermanischen Erdstriches liegt die Stadt Paderborn. Hier war es, wo Karl der Große seine Schlachten gegen die alten heidnischen Sachsen schlug, wo er ihre Irmensäule zerstörte und die Besiegten zum Christenthume zwang; hier, wo die zahllosen Quellen des Flüßchens Pader von den Hügeln rieseln, hielt der große Frankenkönig im Jahre 777 einen Reichstag, den ersten im Lande der Sachsen, von wo ihn die Gesandten der maurischen Emire nach Spanien zu Hülfe riefen. Hier stiftete er drei Jahre darauf das Bisthum Paderborn.

Ist es gleich nicht diese frühe Zeit, in welche ich meine Leser zu führen denke, so wird vielen derselben das Jahr 1123, in welchem die Ereignisse unsrer Erzählung spielen, doch noch eine zu frühe sein, vorzüglich solchen, die im Roman

nur die nüchternen Tendenzen der Gegenwart lesen wollen. Diesen rathe ich in unserm beiderseitigen Interesse, die vorliegende Erzählung aus den Händen zu legen.

Im Anfang des zwölften Jahrhunderts bot der bezeichnete Theil Westfalens der Kultur noch weite Strecken dar. Dunkle Wälder, deren verwildertes Dickicht noch keine Forstkultur gelichtet hatte, wechselten mit ausgedehnten Haidesteppen, unterbrochen von Sümpfen und unfruchtbaren Moorgegenden. Einige Menschenalter, voll von furchtbaren Bürgerkriegen, Kämpfen der hohen und niederen Vasallen gegen das weltliche Oberhaupt, die Regierungszeit Heinrich's des Vierten und Fünften, hatten Deutschland aus dem Streben, sich äußerlich und innerlich zu entwickeln, in die tiefste Barbarei zurückgeworfen, eine Barbarei, welche die Kirche zu begünstigen schien, um ihre weltlichen Zwecke dabei zu verfolgen. Nur mit Mühe und Selbstüberwindung war es Heinrich dem Fünften gelungen, indem er dem Papstthum nachgab, einen Frieden herzustellen, welcher zwar die hohen Wogen des innern Krieges beschwichtigte, wenn er

gleich das vom Kriegssturm durchwühlte Meer noch nicht völlig ebnen konnte. Schon aber zeigen sich die Spuren eines neuen Aufschwunges im Vaterlande. Die Aufregung des ersten Kreuzzuges geht wie ein gläubig phantastisches Meteor durch das Jahrhundert. Das Städtewesen entwickelt sich, während der Adel sich in rohen Fehden umhertreibt, aus sich selber zu einer herrlichen Blüthe heraus, und mancherlei geistige Anzeichen sagen uns, daß wir an der Schwelle einer größern, ruhmvollern Zeit stehen, daß wir der Geburt des herrlichen Zeitalters der Hohenstaufen entgegensehen. —

An einem trüben Septemberabende des Jahres 1123 kamen zwei Reiter aus den Gebirgsschluchten hervor, welche zwischen dem Teutoburger Walde und dem Eggegebirge liegen, ungefähr in der Gegend, wo heut der Flecken Driburg, mit den Resten des ehemaligen Schlosses Iburg über sich, liegt. Die Männer hatten dem Abte des Klosters Corvey einen Besuch gemacht, einen Besuch, dessen Zweck der Verfolg unsrer Erzählung lehren wird. Da beide mit der Gegend un-

bekannt waren, hatten ſie geglaubt, die Stadt Paderborn noch vor Nacht erreichen zu können, nun aber hatte die Dunkelheit ſie überfallen, während ſie noch mehre Stunden von ihrem Ziele entfernt waren, und keine Spur einer menſchlichen Kultur ließ ſie die Nähe einer Stadt erwarten. Sie hatten die Berge verlaſſen und ritten einer weiten hohen Fläche entgegen, während der rothe Septembermond am Horizonte aufſtieg. Ein ſcharfer Wind ſtrich über die Ebene, das „Hänge“ genannt, eine noch heut traurige und melancholiſche Strecke, wo kein Baum, kein Dach einer menſchlichen Wohnung auf Stunden weit zu erblicken iſt, und nur dürres Haidekraut die leiſen Erderhöhungen und Hügel bekleidet. Die Berge ſcheinen ſich furchtſam an den Horizont zurückzuziehen von dieſer Gegend, wo der Sturm ſeine breiten Flügel auslegt und heulend und ungehindert dahinſauſt und ſeine Wirbel dreht. Die Wolken flogen von ihm gejagt am dunklen Himmel hin und verhüllten den Mond, und nur zuweilen fiel ein kalter Lichtſchimmer über weißliche Nebelſtrecken und klagende Schilffelder, welche die

Nähe ausgedehnter Sümpfe andeuteten. Der kalte Wind bewirkte, daß die Reiter ſich feſter in ihre Reiſemäntel hüllten, und die troſtloſe Oede der Haidegegend, welche durch die herbſtliche Stimmung in der Natur noch melancholiſcher gemacht wurde, ließ die Gefährten in ein tiefes Schweigen verſinken. So ritten ſie wohl eine halbe Stunde neben einander.

„Welch ein einſames, todtes Land iſt das!“ ſo unterbrach endlich der Jüngere das Schweigen. „Wahrhaftig, Gottfried, mich kommt faſt ein Grauen an vor dieſer Oede, in der ich keinen Weg für mein armes Thier, geſchweige denn einen Ausweg für uns ſehe!“

„Es iſt ſchlimm, daß uns die Nacht überfallen hat,“ entgegnete Gottfried, „bei Tage ſollte es Euch ſchon beſſer gefallen. Allerdings ſcheinen wir völlig auf Abwege gerathen zu ſein, und ich gönnte meinem Pferde gern bald Ruhe. Aber was hilft's, wir müſſen eben fortreiten, die Thürme und Lichter von Paderborn werden ja endlich irgendwo auftauchen und Ihr werdet den Biſchof, Euern Ohm, noch begrüßen können.“

„Wollt Ihr denn zu Paderborn in der Herberge bleiben? Frau Jutta wird sich auf dem Kappenberge nach Euch sehnen.“

„Mein Weib ist wohl aufgehoben, und um so besser, da sie in der Gesellschaft des frommen Bruders Aloisius und seiner Brüderschaft ist.“

„In der That, ich muß es glauben. Und doch gestehe ich Euch, ich kann es noch nicht recht fassen, daß Graf Gottfried von Kappenberg sein Schloß in ein Kloster verwandeln will.“

„Ihr seid jung, mein lieber Richard, und so ist es mir begreiflich, daß Ihr meinen Plan nicht fassen könnt. Ihr seid ein Jugendgespiele und Waffenbruder Konrads von Hohenstaufen, des kaiserlichen Neffen, Euer Herz hängt noch an der Welt, Ihr hofft glänzenden Tagen entgegen zu gehen, und ich bin weit davon entfernt, dies zu bezweifeln, oder Euch von Eurem Streben abwendig zu machen. Aber mit vierzig Jahren sieht man die Welt anders an, als mit zweiundzwanzig, womit ich nicht gesagt haben will, daß Ihr in meinem Alter auch klösterliche Gedanken haben würdet. Der Eine will im Treiben

der Welt, der Andere im Stillen seinem Herzen und seinem Gotte leben. Aber hättet Ihr, wie ich, damals zu Köln jenen heiligen Mann, den Bruder Aloisius gehört, hättet Ihr sein von heiliger Begeisterung flammendes Auge gesehen, die Wirkung seiner hinreißenden Worte gefühlt, wie er die Schande und den Jammer unserer Zeit aufdeckte, wie er zu einem gottseligen Leben, zur Buße, zur Entsagung ermahnte — o Richard, auch auf Euer junges weltliches Herz hätte das einen Eindruck gemacht. Mit weltlichen Plänen war ich nach Köln gekommen, um den Kaiser gegen Theodorich von Holland, oder vielmehr dessen Mutter Gertrud, zu unterstützen, und in tiefster Zerknirschung verließ ich die Stadt, denn mein Herz war durch die Worte des Heiligen völlig umgewandelt!"

„Ich konnte ihn leider nicht hören, der Kaiser hatte mir zu thun gegeben. Aber Aloisius muß hohe Gaben besitzen. Wißt Ihr, wo er herkam, oder wißt Ihr sonst von ihm?"

„Ueber seine Vergangenheit habe ich ihn nicht befragt, ich hatte genug zu thun, um für

seine und seines Ordens Zukunft zu wirken. Ich weiß nur, daß er aus Frankreich kam, aus der Gegend von Laon. In der Gegend dieser Stadt ist ein Heiligthum auf dem Berge Prémontre und nach diesem will er den Orden, zu dessen Stiftung ich ihm behülflich sein will, mit dem Namen der Prämonstratenser benennen."

„Und der Kaiser hat den Orden bestätigt?"

„Das liegt nicht ganz in seiner Macht. Er hat die Schenkung, die ich dem neuen Orden mache, bewilligt, die Bestätigung aber muß erst von Rom eingeholt werden. Indessen hat er selbst den Boten mit dem Gesuch dahin gesandt, und bei dem gegenwärtigen guten Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst, hoffe ich, wird uns der letztere nichts in den Weg legen, im Gegentheil wird er den Kaiser in einer so heiligen Handlung gern unterstützen. Wäre es erst so weit, daß der Baumeister, welchen der Abt von Corvey mir empfohlen hat, auf meinem Berge Hand ans Werk legen könnte!"

„Wie lange habt Ihr den Aloisius schon bei Euch?"

„Zwei Monate. Ich wünschte ihn von Köln aus gleich mit mir zu nehmen. Er aber zog es vor, noch predigend im Lande umherzuziehen. Auf einem Esel reitend kam der Heilige bis nach Paderborn. Dort hörte ich ihn wiederum und wurde aufs Neue hingerissen. Dort widerstand er meinen Bitten nicht länger und segnete mein Haus durch seinen Einzug, und seitdem war ich so hoch begnadet, ihn täglich zu sehen und zu hören."

Richard von Streitberg schwieg eine Weile und warf ab und zu einen Blick auf die dunkle, neblige Haide. Die Umgebung, sowie das Gespräch seines Begleiters schien wenig Anziehendes für ihn zu haben. Nach einiger Zeit wendete er sich seinem Gefährten wieder zu und sprach zögernd die Worte:

„Sagt mir, Gottfried — die Tochter des Grafen Arnsberg, Luitgart, Eurer Frau Schwester, scheint auch — recht sehr von diesem Heiligen eingenommen zu sein?"

„Eure Braut? Allerdings, das ist sie; wer

könnte sein Herz auch vor so göttlichen, erhabenen Worten verschließen!"

„Mich wundert nur," sagte Richard wiederum nach einigem Stillschweigen, „daß es dem Kaiser einfällt, mich plötzlich zu verheirathen: Er kümmert sich doch sonst nicht um Heirathsgeschichten!"

„Ich verstehe Euch, Richard! — Ihr müßt die Sache als eine Handlung der Politik betrachten. Ihr genießt die Gunst des Kaisers. Dem letztern lag es daran, dem Grafen Friedrich von Arnsberg, einem seiner furchtbarsten Feinde, nachdem ihm endlich die politische Versöhnung mit ihm gelungen war, ein Zeichen seiner persönlichen Versöhnlichkeit zu geben, und so suchte er die Verbindung mit Arnsbergs Tochter und einem seiner jungen begünstigten Ritter herzustellen."

„In der That, ich muß ihm großen Dank dafür wissen!" sagte Richard nicht ohne einige Erregung. „Was kann dem mächtigen Grafen-Arnsberg an einem Schwiegersohn liegen, er, der sich einen solchen unter den höchsten Reichsvasallen

aussuchen könnte! Ich bin ein armer Edelmann, mein Roß und mein Schwerdt sind mein Alles, das Schloß meiner Ahnen hat man mir in meiner Kindheit schon als einen Trümmerhaufen gezeigt!"

„Um so mehr sollte Euch eine solche Verbindung gelegen sein, Richard! Und gefällt Euch denn Eure Braut Luitgart so wenig?"

„Sie scheint eine sanfte, edle Jungfrau. Ich sah sie nur das eine Mal in Gesellschaft Eurer werthen Hausfrau. Sie wagte mich kaum anzusehen und machte mir den Eindruck einer Klosterjungfrau. Sie scheint sehr fromm zu sein!"

„Das ist sie. Ich bekenne Euch, sie hat sich selbst für das Kloster bestimmt. Doch nun — Ihr werdet eine fromme, gottesfürchtige Frau an ihr haben!"

Richard seufzte nicht, aber in seiner Brust schien eine heftige Aufregung zu sein, denn er riß sein Pferd plötzlich am Zügel, daß es einen Satz machte und auf dem steinigen Boden beinahe gestürzt wäre. Nach einer Weile unmuthigen Schweigens machte er endlich seinem Herzen Luft.

„Nein," rief er, „nein, Gottfried! Es geht nicht länger, ich kann meine Gedanken nicht länger verschweigen, ich muß aufrichtig sein! Ich mag mich nicht zum Opfer der Politik hingeben, und Luitgart soll es auch nicht sein! Ueberdies — ich fühle nichts für sie, ich kann mich nicht überreden, daß ich sie lieben, noch das Fräulein glücklich machen könnte. Ich habe noch keine Lust zum Heirathen. Ferner aber will ich nicht einen Mann zum Schwiegervater haben, dessen Wildheit, dessen Gesinnung, dessen Thaten mir Abscheu einflößen, und den ich — kurz und gut — aufs bitterste hasse! Gottfried, verzeiht mir, der Graf Arnsberg ist Eures Weibes Vater — Ihr mit Eurer Lammesfrömmigkeit könnt mit diesem schrecklichen Menschen auskommen, ich aber könnte es niemals! Es könnte zwischen uns zum Aergsten kommen!"

„Ihr erschreckt mich, junger Mann! Und doch habt Ihr recht. Nur darin nicht, daß Ihr meint, ich würde in meiner ruhigen Sinnesart immer mit dem Vater meiner Judith in gutem Einvernehmen leben! Gott sei's geklagt, wir sind

ſchon darüber hinaus! Er iſt gegen die Schenkung, die ich dem Orden des heiligen Aloiſius gemacht habe; er behauptet, ich hätte mein Weib dadurch um ihr Eigenthum verkürzt. Judith aber theilt in frommem Sinne meine Pläne und hat ſich, wenn ich einſt dahin gehen ſollte, für das Kloſter entſchloſſen. Ich habe böſe Auftritte mit dem Grafen gehabt, er hat Drohungen gegen mich ausgeſtoßen, hat die Forderung geſtellt, ich ſolle den Aloiſius von mir thun. Aber glaubt mir, Richard, ich kann auch aufhören milde zu ſein, wenn man mich an der verwundbaren Stelle angreift! Genug davon. Luitgards Wirkung auf Euch kann ich mir erklären, und bei der Neigung des jungen Mädchens zum Kloſter werdet Ihr auch keine erwünſchte Erſcheinung für ſie ſein. Vielleicht läßt ſich dieſer Konflikt ſchlichten. Der Kaiſer wird in einigen Tagen in Paderborn erwartet — — Aber um alle Welt, wo ſind wir denn hingerathen? Da ſind ja anſtatt der Thürme der Stadt die Berge des Döning*), die durch

*) „Döning", alter und Volksname des Teutoburger Waldes.

das Dunkel dringen! Wir haben uns völlig verirrt in der Finsterniß. Wenn wir diesem Wege folgen — und allerdings scheinen wir hier auf einem gebahnten Wege zu sein, — so kommen wir in den Wald."

„Ich glaube wir sind schon darin. Rechts und links nehme ich Buschwerk wahr, und dort steigt eine hohe Felswand empor!"

„O weh, so sind wir weiter von der Stadt entfernt, als ich fürchtete."

„So binden wir die Pferde an einen Baum, hüllen uns in die Mäntel und schlafen unter freiem Himmel."

Ein plötzlicher Mondstrahl drang durch die finstre Nacht und zeigte, daß sich die Reiter einem Hohlwege näherten, welcher in einen schwarz daliegenden Wald führte, der an den Hügeln emporstieg. Es war für die Reisenden das Gerathenste, diesem Wege zu folgen, da er sie am frühsten zu Menschen führen zu wollen schien. Nach einer Stunde Reitens lichteten sich die Bäume wieder, und aus dem Walde heraus kommend erblickten die Reiter im fahlen Mondlicht ein weit-

gedehntes Hügelland, ab und zu mit Bäumen besetzt und von großen Felsstücken unterbrochen.

„Halt!“ rief Richard, „dort sehe ich ein Licht schimmern. Es muß freilich noch sehr entfernt sein. Diese verwünschten Steppen dehnen sich ins Unendliche. Jetzt fehlte uns übrigens nur doch, daß uns jenes Irrlicht anstatt unter ein gastliches Dach an eine nächtliche Gerichtsstätte der heiligen Vehme brächte!“

„Das glaube ich nicht,“ entgegnete Gottfried. „Diese Gegend scheint zwar ziemlich abgelegen zu sein von dem regern Verkehr der Menschen, allein —“

„Ich kann Euch nicht verhehlen,“ unterbrach ihn Richard, „daß ich dies Land der rothen Erde mit einem gewissen Schauder betrat. Ich will in der Schlacht dem Feinde, im Zweikampf jedem Gegner mit Muth entgegentreten, aber diese heimlich schleichenden Richter und Gegner, die mit immer treffenden Waffen überall sein sollen, wo man ihrer nicht gewärtig ist, flößen mir ein Grauen ein.“

„Das ist es, was sie wollen. Wer jedoch ein gutes Gewissen hat, braucht diese Gegner nicht

zu scheuen. Auch ich gestehe, daß ich diese gewaltigen und furchtbaren Richter in ihrem Treiben nicht ganz vertheidigen möchte. Die Religion verbietet dergleichen Gewaltthat, die in den meisten Fällen wie blutiger Mord aussieht, und doch leben wir in einer Zeit, wo man dieses Gericht billigen muß. Sagt selbst, ist es in unsern Tagen, wo, wenngleich der Kaiser den Frieden geboten hat, doch weder kaiserlicher noch päpstlicher Befehl geachtet wird, wo jeder zum Schwerdt greift, um seinen Leidenschaften zu genügen, wo überall noch die abscheulichsten Gräuel ausgeübt werden, ist es da nicht ein wahrer Segen, daß es eine Macht giebt, vor der Alle zittern? Ihr Schrecken besteht eben darin, daß sie im Verborgenen geht, daß ihre Theilnehmer unbekannt und doch überall in der Welt leben, daß sie rasch bei der Hand sind mit der Strafe, und daß ihnen selten ein Schuldiger entgeht. Wie aus der Erde gewachsen, sind sie plötzlich da und treffen den Schuldigen, und nie ist es vorgekommen, daß ein Unschuldiger ihnen zum Opfer gefallen wäre. Es liegt etwas Schaudererregendes in dieser Ausübung der Gerechtigkeit,

aber der Gedanke, welcher ihr zu Grunde liegt, ist ein sittlicher."

„Und der Kaiser hat dies Gericht wiederum bestätigt?"

„Gewiß! Er weiß, wie viel er dem Freistuhl zu Dortmund zu verdanken hat — er hat in seinem eigenen Leben Grund genug gegeben, die heilige Vehme zu fürchten. Lassen wir das."

„Und ist dies Gericht schon alt?"

„Es behauptet schon aus Karls des Großen Zeiten zu stammen."

„Ich kann mich nicht dazu verstehen es zu loben. Man fordere seinen Gegner zum Kampfe heraus, aber man stelle ihm nicht heimlich nach. — Doch seht, wir kommen dem Lichte näher. Es kommt aus keinem Hause. Es ist ein Feuer auf dem Hügel dort unter den dichten Bäumen."

„Auch ich bemerke es, ohne jedoch Lust zu verspüren, mich ihm zu nähern. Es sind wunderliche Gestalten. —"

„Seht, seht! die eine schreitet um das Feuer herum!"

„Laßt uns umkehren, Richard! Ich bin

nicht zaghaft, das wißt Ihr, aber es giebt Wesen, denen man aus dem Wege gehen muß!“

Gottfried von Kappenberg war ein tapferer Mann, das mußten ihm auch seine Feinde lassen. Bei aller Tapferkeit und Frömmigkeit aber war er doch durchaus von dem Aberglauben seiner Zeit befangen, und dieser flößte ihm hier einen Schauer vor Hexen oder überirdischen Wesen ein, gegen welche alle Ritterschaft und Tapferkeit zu Schanden wurde. Anders aber dachte sein Gefährte. Ihn trieb die jugendliche Neugier, jene Wesen näher zu betrachten und ein gewisses Grauen, dessen er sich allerdings auch nicht erwehren konnte, verstärkte den Reiz noch mehr. Trotz des ältern Gefährten Abmahnungen, setzte es Richard daher durch, daß beide ihre Pferde an einen Baum banden und den Hügel hinan stiegen, wobei der vernünftige Grund den Ausschlag gab, daß man auf diese Weise vielleicht Auskunft über den rechten Weg erhalten werde.

Richard eilte, gedeckt vom Schatten einiger großer Felsstücke, den Hügel empor, während Gottfried langsamer folgte. Auf dem Gipfel des

ziemlich gestreckten Hügels erhoben sich mehrere alte Eichen um einen Haufen von riesigen Steinen, welche aufeinander gethürmt zu sein schienen und auf welchen ebenfalls eine Eiche sich emporhob, die ihre gewaltigen Wurzelarme um das Gestein geschlungen hatte, während ihr Wipfel hoch über die ihrer Schwestern hinausragte. Hinter einem dieser alten Stämme, um welchen sich dichtes Gestrüpp wand, stand Richard und sah einen der räthselhaftesten Auftritte. Um ein hochflackerndes Feuer von Baumästen und Reisig war ein Kreis gelegt von Todtenschädeln und Feldsteinen, und um diesen Kreis machte eine hohe Weibergestalt die Runde, indem sie unverständliche Worte vor sich hin murmelte. Auf einem Steine daneben und gelehnt an eins der aufgethürmten Felsstücke, saß ein zweites Weib, dessen Gesichtszüge jugendlicher waren, und das mit untergeschlagenen Armen und in Gedanken verloren in die Flamme starrte. Beide Weiber waren in grobe Stoffe gekleidet, die Alte hatte ein Tuch um den Kopf geschlungen und über der Stirn zugeknüpft, unter welchem das lange graue

Haar hervor und um die Schultern flatterte; der Kopf der Jüngern aber war ganz von einem groben Stück Tuch bedeckt, welches die Schultern und, während sie saß, die ganze Gestalt umgab. Der Schein des Feuers warf sein grelles Licht auf die Gesträuche und Felsen und auf die beiden hohen Gestalten, und die überraschende Fremdartigkeit dieses Bildes schien unserm jungen Ritter die Vermuthung seines Freundes zu bestätigen, daß er hier das Walten übernatürlicher Wesen zu belauschen sich erkühnt habe.

Die Alte blieb jetzt stehen, und indem ihre Züge sich verdüsterten, sprach sie:

„Die Zeichen können nicht trügen, und dennoch will es nicht zutreffen! — Es tritt etwas Fremdes in die Kreise, ich weiß nicht was, aber es ist etwas Feindliches. Wolfhilt, lege Zweige in die Flamme, daß sie höher steige!“

Die mit dem Namen Wolfhilt Angeredete erhob sich und schritt, eine hohe königliche Gestalt, auf das Feuer zu, um dem Befehle der Alten nachzukommen. Indem sie sich dem Feuer näherte, wurden ihre Züge noch mehr beleuchtet,

und zeigten eine überaus edle Bildung, aber um das dunkle Auge einen Zug von Wildheit, welcher beim ersten Anblick Schrecken einzuflößen geeignet war. Nachdem sie ihr Geschäft vollbracht hatte, nahm sie ihren Platz wieder ein, stützte den Ellenbogen auf das Knie, das Kinn in die Hand, und blickte schweigend vor sich hin.

„Die Raben fliegen durch die Nacht," sagte die Alte; „es muß einen Kampf gegeben haben. Sie wittern die Beute auf dem Felde. — Wird Norbert kommen? Ich kann von keinem Kampfe mehr hören, ohne zu fragen: warum hat ihn Norbert nicht begonnen? Warum kam er noch nicht, uns und sein Geschlecht zu rächen? — Norbert! Norbert! Bald mußt du kommen, bald, denn es ist Zeit! Noch einmal will ich die Zeichen fragen!"

Mit diesen Worten wiederholte sie ihren Rundgang um das Feuer und ihr Gemurmel, welches jetzt heftiger und wie eine Beschwörung klang.

„Laßt es gut sein, Mutter!" sagte Wolfhilt, indem sie ihr Haupt erhob. „Wartet bis zum

nächsten Vollmond. Er ist heut von Wolken umschattet, und der Wind verweht die Flamme. Laßt uns heimkehren!"

„Heimkehren? Abwarten!" rief die Alte. „Kannst Du noch warten? Ich mags nicht! — Wo nur Frotolf bleibt! Nicht er erscheint, nicht Norbert! Ich sterbe vor brennender Sehnsucht. O, daß er in dieser Stunde käme! Ha, ich wollte jauchzend niederstürzen und seine Knie erfassen, des Sohnes Knie umfassen und ihm in die Seele schreien: Auf dich setzte ich die Hoffnung meines Lebens, jetzt mit deinen Mannen auf und räche deine Mutter, räche dein Geschlecht! — Norbert! O — noch einen Kreis! Ich muß Gewißheit haben, oder ich fange an zu verzweifeln!"

Wiederum that sie einige Schritte um den Kreis, plötzlich aber innehaltend rief sie:

„Nein, es drängt sich ein Fremdes herein, wo ist es?"

In diesem Augenblicke bemerkte sie Richards Gestalt, da er sich zu weit hervorgewagt hatte, und mit einem wilden Schrei der Wuth ergriff

ſie einen Todtenſchädel und ſchleuderte ihn mit ſolcher Gewalt und Sicherheit gegen Richard, daß dieſer, an der Stirn getroffen, betäubt zu Boden ſtürzte. Wolfhilt, in dem Wahn, daß ihnen ein Ueberfall drohe, riß einen Feuerbrand aus der Flamme und ſtand mit geſchwungener Waffe des Angriffs gewärtig da.

„Gott im Himmel, ſchütze uns vor Teufelsgewalt!“ rief Gottfried, welcher herzuſprang, um den Verwundeten aufzurichten, was ihm jedoch nicht gelang, da eine Wunde auf der Stirn, aus welcher das Blut ſtrömte, ſeines jungen Freundes Sinne mit einer Ohnmacht umhüllt hatte.

„Teufliſches Weib, Hexe, oder der Satan ſelbſt,“ rief er der Alten entgegen, „hebe Dich von mir! Du haſt ihn gemordet!“

Die Alte riß der Jüngern den brennenden Aſt aus der Hand, und indem ſie ſich ſeiner als einer Fackel bediente, leuchtete ſie dem jungen Ritter ins Geſicht. Wolfhilt trat herzu, ſah das Blut über Richards Antlitz fließen, riß ein Halstuch ab, und indem ſie ſchweigend aber haſtig

neben ihn niederkniete, legte sie ihm einen Verband um die Stirn.

„Vorwitzige Männer!“ entgegnete die Alte in stolzem Tone, „was suchtet Ihr hier? Was treibt Euch in diese Wildniß?“

„Wir sind vom Wege nach Paderborn abgekommen, und dieser Gegend unkundig, dachten wir Euch nach der Richtung zu fragen. Ihr seid ein nichtswürdiges Geschöpf, uns so zu empfangen! Gott im Himmel, er stirbt!“

„Laß diese Scheltworte! Ich habe nicht Lust, sie heut mit Flüchen zu bezahlen! Deiner wartet nichts Gutes, ich lese es in Deinen Zügen! — Wohlan, wenn Ihr in keiner andern Absicht kamt, mags damit genug sein. Wolfhilt, hole den Balsam — eil Dich!“

Wolfhilt erhob sich und verschwand gleich darauf im Dunkel der Umgebung.

„Er wird nicht sterben!“ fuhr die Alte fort. „Er athmet noch. Hm, wenn ich ihn näher betrachte — seine Züge sprechen von Sinnesreinheit, sein Bau ist der eines jungen Helden — er soll

nicht sterben, es wär' schad' um den Jungen! — Norbert!"

Die Alte blickte seufzend und mit halb schmerzlichen, halb wilden Blicken in das Gesicht des Jünglings und murmelte leise vor sich hin:

„Wenn du so dalägst, Norbert!" —

„Was treibt Ihr hier, Weib?" fragte Gottfried, indem er einen Blick auf den wunderlichen Kreis um das Feuer warf. „Was sollen diese Schädel? Das sieht aus wie verruchtes Zauberwerk! Glaubt Ihr an Gott und die Heiligen?"

„Seid Ihr ein Betbruder? ein Pfaff? ein Mönch? Was gehen Euch meine Werke an? Jene hohlen Schädel da am Feuer sind mehr werth als der Eurige! Die dort waren gefüllt von heldenkühnen Gedanken, die in die Glieder der Männer, die sie trugen, Kampfesfeuer und Kraft strömten. Der Eurige steckt voll grämlicher Klosterweisheit und wird weder Euch noch der Welt etwas nützen. Laßt mir meinen Kreis in Ruh, Ihr versteht ihn doch nicht."

Graf Gottfried von Kappenberg sah die Alte erstaunt an, er konnte, bei seinem frommen Sinne,

sich eines Entsetzens nicht erwehren und schwieg. Wenige Minuten darauf ward Wolfhilt wieder zwischen den Bäumen sichtbar. Wie sie groß und erhaben einherschritt, sich dann niederbeugte und lindernden Balsam auf die Wunde des jungen Ritters träufelte, glich sie einer jener Walküren der nordischen Göttersage, die über die Schlachtfelder schreiten und aus den gefallenen Streitern die Helden auswählen, um sie von der Wahlstatt in die Stätten ewigen Ruhmes und Glückes zu führen.

Ein großer graubärtiger Alter war inzwischen ebenfalls zum Platze gekommen.

„Ragnachar," sagte die Alte zu diesem, der ihr Diener zu sein schien, „fasse den Verwundeten an und trage ihn zum Thurm, der Ritter da wird Dir helfen."

Aber Ragnachar brauchte dem Befehle seiner Gebieterin nicht mehr nachzukommen, denn Richard erholte sich plötzlich und schlug die Augen auf. Wolfhilt hob sich schnell empor und verließ ihn, indem sie ein Scheit Holz aus dem Feuer nahm, dasselbe Ragnachar reichte und dann die übrigen brennenden Aeste auseinanderzog, um die Flamme zu verlöschen.

„Der Verwundete iſt fürs Erſte mein Gaſt!“ ſagte die Alte mit Ernſt und Würde. „Ihr da, frommer Ritter, mögt einen Trunk, wie man ihn dem Gaſte reicht, bei mir koſten, und dann heimreiten. Ragnachar, leuchte voran!“

Richard hatte ſich zwar erholt, ſchwankte aber in einem Taumel und unwiſſend, was mit ihm geſchah, am Arme Gottfrieds den Hügel hinab. Der Diener und ſeine Gebieterin gingen den beiden Rittern voran, Wolfhilt folgte in einiger Entfernung. Ungefähr zehn Minuten von dem Platze, welchen ſie verlaſſen hatten, zeigte ſich auf einer leichten Erhöhung des Erdbodens ein ſchwarzes, von Bäumen umgebenes Gebäude, welches faſt nur aus einem Thurme von gewaltigem Umfang beſtand. Sie gingen durch eine Thür, welche Wolfhilt hinter der Geſellſchaft mit einem Riegel verſchloß, und traten in einen großen Raum, aus welchem eine Treppe in ein höheres Stockwerk führte. Hier befanden ſich mehrere Zimmer. In einem derſelben, in welches die Gäſte geführt wurden, brannte ein Kaminfeuer; deſſen wohlthätige Wärme, bei der bereits unleidlich gewordenen

Kälte der Nacht, dem Verwundeten sehr wohl zu thun schien.

Der Raum, wenngleich von Allem entblößt, was auf behagliches Leben deuten oder zum Schmuck gereichen konnte, war doch bewohnbar eingerichtet, und die fast zehn Fuß dicken Mauern versprachen eine immerhin sichere Wohnung. Es war ein Wartthurm aus wahrscheinlich heidnischer Zeit, die Einrichtung aber, welche man ihm gegeben hatte, mochte noch kein Menschenalter umfassen. Maurer und Zimmerleute waren thätig gewesen, Fenster mit tiefen Nischen in die Mauern zu arbeiten, Wände zu ziehen, Treppen und Fußböden einzurichten. Einige alte unförmliche Schränke und Truhen standen an den Wänden, in der Mitte des Zimmers ein plumper, gebräunter Tisch und einige Stühle von ähnlicher Arbeit.

Während Gottfried seinen Freund zu einem Sessel an den Kamin führte, fiel ihm ein, daß die Pferde noch auf der Haide an den Baum gebunden standen, und er schickte sich an, die Thiere zu holen.

„Ragnachar," rief die Gebieterin des Hauses,

„Du wirſt den Ritter begleiten.“ — Sobald Gottfried ſich mit dem finſtern alten Diener entfernt hatte, trat die Alte zu Richard.

„Die Wunde ſchmerzt Euch, junger Ritter? Ja, ich hatte gut gezielt! Ich wünſchte, ich hätte Einen getroffen, der es mehr verdiente. — Nun, es thut mir leid! Mehr könnt Ihr von einem Gegner nicht erwarten, als daß er ſagt, es thut mir leid — das kann Euch eine hinlängliche Genugthuung ſein. Aber ich will noch mehr thun, ich will Euch von Euren Schmerzen befreien, Ihr ſollt ſchlafen.“ —

Sie ſagte alles das in einem ernſten, faſt barſchen Tone, wiewohl ihre Worte gut gemeint waren. Dann öffnete ſie einen Schrank, goß aus einer Flaſche eine Flüſſigkeit in eine Schale und ſtellte dieſe an das Feuer des Kamins.

„Freilich,“ fuhr ſie während ihrer Beſchäftigung fort, „ein Schwerdthieb über die Stirn wäre Euch lieber geweſen, als eine Beule durch den Wurf eines Todtenſchädels! Freilich die ſcharfe Kante deſſelben gab Euch eine Wunde. Ihr ſeid da zu Wunden gekommen, junger Ritter,

Ihr wißt nicht wie! Hahaha, und ein altes Weib hat sie Euch beigebracht, ein altes Weib hat einen jungen Ritter niedergeworfen!"

„Wäret Ihr nicht ein Weib," rief Richard mit so viel Kraft, als sein Zustand, der in ein Wundfieber übergehen zu wollen schien, es zuließ, „wäret Ihr nicht ein Weib und, wie es scheint, die Herrin dieses Hauses, sondern ein Mann, so sollten Euch diese höhnischen Worte theuer zu stehen kommen! Ein Weib, so wie der feigste Lump, können durch einen Wurf einen Helden tödten, da ist nicht von Kampf, da ist nur von Schandthat die Rede. Nur der ist überwunden, der im Streite, Mann gegen Mann, besiegt wird!"

„Ei seht! So gefallt Ihr mir! Das ist ein tüchtiges Wort, und es reut mich nicht, es hervorgelockt zu haben. Aber glaubt mir, ich bin auch — ich war auch einst kein zu verachtender Gegner. Doch genug! So ein Ding von Wunde kann auch einen Starken quälen, zumal wenn sie nicht scharf, sondern flach gefallen ist. Ich kenne das, weiß

das aus Erfahrung. Da, trinkt aus dieſer erwärmten Schale, das wird Euch gut thun."

Richard trank und erklärte, er fühle ſich ſtark genug, um die Reiſe fortzuſetzen.

„In wenig Minuten werdet Ihr die Reiſegedanken verlieren, junger Ritter. Der Trank bringt Schlaf, ich hab' Euch ſchon ein Lager bereiten laſſen, Ihr bleibt mein Gaſt."

In der That fühlte Richard nach wenigen Minuten eine Schwere in allen Gliedern, und die tiefſte Schlafſucht überkam ihn, ſo daß er ohne Widerſtreben die Hand ſeiner Wirthin annahm, die ihm eine Thür öffnete und ihm im Nebenzimmer ein Lager anwies, auf welchem er ſogleich in den tiefſten Schlaf verfiel. —

Die Alte ſetzte ſich an den Kamin, und während Wolfhilt den Tiſch mit einer Kanne Wein, Brot und geräuchertem Fleiſch beſetzte, ſagte ſie:

„Es iſt ein wunderliches Abenteuer! Er trat mir in die Kreiſe, ich erwartete Norbert und habe einen verwundeten Ritter als Gaſt ſtatt ſeiner im Hauſe. Ich wünſchte Norbert hätte ihm die Wunde beigebracht. Er iſt ein hübſcher und, wie es ſcheint,

wackerer Junge, ich gönne ihm eine gute Schwerdtnarbe. Die Wunde, die ich ihm gab, verfliegt, davon bleibt nichts. Wunderliche Gedanken gehen mir durch den Kopf — halb ist mir, als müßte ich den Menschen hassen, und halb erfüllt mich Wohlwollen für ihn!"

Wolfhilt sagte nichts, sondern nahm ihr Spinnrad aus der Fensternische und setzte sich damit an den Kamin, ihrer Mutter gegenüber. Nach kurzem Schweigen sagte die Alte, indem sie in die knisternden Flammen starrte: „Und nicht einmal Frotolf kehrt zurück!" —

Das Schnurren des Spinnrades war darauf einige Zeit der einzige hörbare Ton im Zimmer, bis Graf Gottfried zurückkehrte.

„Stärkt Euch, Ritter, und genießt," sagte die Wirthin zu dem Eintretenden. „Ihr werdet's bedürfen. Vergeßt auch den Wein nicht, ich will Euch den Becher zutrinken. Es ist Alles einfach, wahrscheinlich ärmlicher als Ihr es gewohnt seid, aber wer zu einer alten Nachteule zu Gaste kommt, kann keine Leckerbissen erwarten. Auf eine glückliche Reise!"

Gottfried folgte der Einladung und fand das einfache Mahl überaus erquickend. Als er sich vom Tische erhob, sagte seine Wirthin:

„Jetzt müßt Ihr fort. Ihr habt bis Paderborn fünf Stunden. Es ist Mitternacht, gegen Morgen könnt Ihr dort sein. Ragnachar wird Euch ein Stück begleiten und Euch den Weg weisen. Euer junger Begleiter schläft, ich behalte ihn, bis seine Wunde heil ist."

„Unsere Bekanntschaft," entgegnete Gottfried, „hat sich auf eine wunderbare Weise angeknüpft."

„Nicht eben!" fiel die Alte ein. „Ich habe schon wunderbarere Anfänge gehabt. Meine Begegnung war rauh. Ihr schimpftet mich eine Hexe — das kann ich täglich wiederholt sehen, wenn ich unter Menschen gehe!"

„Ich muß Euch bei der Sache noch Dank wissen, denn Ihr habt mich und meinen jungen Freund gastlich aufgenommen. Ich glaube, ihn Euch anvertrauen zu können, in wenigen Tagen soll sein Ohm, der Bischof von Paderborn, ihn abholen lassen."

„Sein Ohm — der Bischof? Er ist der

Neffe des Biſchofs?“ rief die Alte, indem ihre Augen von einem dämoniſchen Feuer glühten und über ihre Züge eine Unheil verkündende Freude flog. „Ha! des Biſchofs von Paderborn Neffe!“ Sie wiederholte dieſe Worte mit ſcharfer Betonung und ſah ihre Tochter an, welche ſich ſchnell erhob, ſich abwendete und in die Fenſterniſche trat. — „Verzeiht,“ fuhr die Alte fort, indem ſie ihre Mienen ſchnell bezwang, „verzeiht, ich bin überraſcht, einen ſo vornehmen Gaſt zu haben! Und dann ſeid Ihr gewiß der Graf von Kappenberg, der fromme Herr, der ſein Haus in ein Kloſter verwandeln will — ich habe davon gehört! — Alſo richtig! Eilt, Herr Graf, eilt — Ihr habt es nöthig! Euer Haus — Euer Weib — Ragnachar wird Euch den Weg zeigen!“

„Um Gotteswillen, Ihr kennt mich — was wißt Ihr, was iſt geſchehen?“

„Ich weiß nichts, ich ſeh in Eurem Antlitz etwas ſtehen, das nichts Gutes bedeutet!“

„Deutet es auf Unglück in meinem Hauſe? Ihr ſetzt mich in Schrecken, Frau!“

„Ei zum Geier, ſo ſeht ſelber zu! In fünf Stunden könnt Ihr in Paderborn ſein. Grüßt den Biſchof und ſagt ihm, ſein Neffe ſei in Gundofara's Obhut. Nennt ihm nur den Namen Gundofara — das wird Wirkung machen! Jetzt genug, frommer Graf! Zu Pferde! Und laßt, trotz aller Frömmigkeit, keinen Tropf aus Euch machen! Da, nehmt meine Hand zum Abſchied!“

Gottfried verabſchiedete ſich von der ſeltſamen Frau, ſchwang ſich in den Sattel und verließ das düſtere alte Gebäude, während ſein ſchweigſamer Begleiter, Ragnachar, ihm zur Seite ſchritt.

Die Alte aber blickte, ſobald Gottfried den Rücken gewendet hatte, ihre Tochter mit frohlockender Miene an und rief: „Haſt Du's gehört? Des Biſchofs Neffe! Wir haben ihn in unſerer Gewalt!“

„Erbarmen, Mutter!“ ſagte Wolfhilt mit flehender Geberde. „Was willſt Du es den Jüngling entgelten laſſen? Er weiß vielleicht kaum von ſeines Oheims —“

„Schweig!“ rief die Alte heftig und gebieterisch. „Du bist nicht werth des Namens, den Dein Geschlecht führt. Auf Dein Lager, fort!“

Wolfhilt gehorchte schweigend, die Alte aber ergriff die dunkel schwelende Lampe, trat vor Richards Lager und blickte dem Schlafenden lange ins Antlitz. Die heftigsten Regungen ihrer Seele flogen über ihr Gesicht, bis sie endlich auf einen Schemel niedersank mit den Worten: „Norbert! — Nein, er soll Deiner Rache aufgespart werden!“

Zweites Kapitel.

Die Stadt Paderborn hatte am Anfang des zwölften Jahrhunderts für ihr jugendliches Alter doch schon ein stattliches Ansehen. Nicht als ob schöne gerade Straßen mit großen Plätzen sie geschmückt hätten — von solcher Herrlichkeit war noch nichts zu sehen. Krumme, enge Gassen, vielleicht noch nicht einmal gepflastert, waren von zusammengedrückten Häuserreihen besetzt. Einige von Lehm, andere von Holz, wenige von Stein, und die meisten schon mit hohen Giebeln versehen. Zuweilen ragte ein besseres, schöneres Haus aus den Reihen hervor und zeigte, daß die Blüthe, welcher das Städtewesen in dieser Zeit entgegenging, auch schon in dem Aussehen der Stadt sich zu zeigen begann. Was aber der Stadt ein vor-

zügliches Ansehen verlieh, war das hier von Karl dem Großen gestiftete Bisthum. Der herrliche Dom, noch jetzt ein ausgezeichnetes Monument der Vergangenheit, war um 1016 durch den Bischof Meinwerk vollendet worden, und ragte hoch über die Häusermasse der Stadt empor. An der Westseite der Kathedrale erhob sich zu jener Zeit ein prächtiger kaiserlicher Palast, neben dem ersteren, die größte Zierde der Stadt. Paderborn erfreute sich, wie ihre Schwesterstädte Soest, Dortmund und andere, schon früh einer ausgezeichneten Rechtspflege, deren Institutionen von weit her verlangt wurden, um auf ihrer Grundlage eine Gerichtsbarkeit aufzubauen. —

In der Nähe des westlichen Thors, welches gegen Lippstadt liegt, lag eine Schmiede, die dem Meister Walram gehörte. Vor der Thür stand ein Baum und darunter lagen mehre Holzklötze, die oft zum Ausruhen dienten, wenn Einer länger auf ein zu beschlagendes Pferd warten mußte, und oft war auf diesem Platze ein buntes Treiben von allerlei Reisigen, vornehmen Grafen und Rittern, Pferdeknechten und sonstigen Leuten, die in der

Schmiede zu thun hatten. Eine Schmiede war im Jahr 1123 ein Ort von ungleich größerer Bedeutung als heutzutage. Es war eine wilde und unruhige Zeit, und trotzdem, daß der Kriegssturm sich im Großen gelegt hatte, waren doch alle Straßen noch voll von Fußvolk und Reiterzügen, die mancher wilde Reichsvasall oder kleinere Burgherr benutzte, um über seinen Nachbar herzufallen. Privatfehden aller Art traten an die Stelle des großen Krieges. — Um die Stadt Paderborn herum erhoben sich eine Menge von Burgen. Der Sitz des Bischofs, wo es auch von berittenen Knechten wimmelte, gab dem Schmiedehandwerk immer neue Arbeit, und wer etwa auf einer Reise nach Paderborn kam, mußte, da die Reisen meist zu Pferde zurückgelegt wurden, auch den Schmied vielfach in Anspruch nehmen. In der Schmiede des Meister Walram war also von früh bis spät ein lebendiges Treiben und die Schmiedehämmer dröhnten bis spät in die Nacht. Das Haus hatte außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, und darüber erhob sich ein hoher geschwärzter Giebel. Durch einen breiten Thorweg [illegible]

man in eine große gepflasterte und gewölbte Halle, welche durch einen Pfeiler in der Mitte getragen wurde, und in welcher die Bälge pusteten und das Feuer auf dem Schmiedeheerd nicht ausging. In dem großen Raume vor dem Pfeiler arbeiteten vier cyclopische Gesellen an dem niedern Schmiedewerk, während im Hintergrunde Meister Walrams eigne Werkstätte war, wo er Schwerdter, Rüstungen und Waffenwerk aller Art verfertigte. Aus diesem hintern Raume führte eine steinerne Treppe nach seiner Wohnung hinauf und zu seiner Hausfrau, Frau Gerberga, welche durch das Dröhnen der Schmiedehämmer im Untergeschoß nicht im Geringsten belästigt wurde, denn man hatte dazumal noch nicht so feine Nerven wie heutzutage.

Es war noch früher Morgen, aber in der Schmiede schon Alles in Thätigkeit, als durch das Thor ab und zu ein Trupp von Fußknechten gezogen kam und die Straße entlang eilte, zuweilen auch ein Reiter hastig vorübergesprengt kam. War das gleich nichts Außergewöhnliches, so zog es doch die Blicke der Städter auf sich, und

wie die Schmiede der gewöhnliche Versammlungsort der Nachbarn war, die ihre Neugier befriedigen wollten, stand auch heut bald eine Gruppe in und vor der rußigen Halle, fragte, erkundigte sich und sprach ihre Vermuthungen aus.

„Ich möchte nur wissen, warum die Kerle nicht mit der Sprache herausrücken?“ sagte ein kurzer, etwas krummbeiniger Nachbar, dessen Hände den Schuster nicht verleugnen konnten. „Es sind von des Arnsbergs Knechten. Der breitschulterige Grobian da hat die Sohlen von den Stiefeln, die ich für ihn gemacht habe, noch nicht abgetreten, und thut heut als kenn' er mich nicht!“

„Werden wohl wieder was Sauberes eingerührt haben, die Arnsbergischen,“ meinte der Bäcker, „daß sie sich scheuen müssen, es auszusprechen. Der wilde Wolf auf seiner Wevelsburg hat nimmer Ruhe. Sollte sich aber in Acht nehmen, daß der Kaiser, der uns in unserer Stadt heimzusuchen kommt, ihm seine Höhle nicht gar durchstöbert.“

„Ei doch, der Kaiser!“ rief ein Anderer, „der hält dem Arnsberg selbst die Stange, erin-

nert sich noch gut, wie er ihm bei Andernach an der Spitze des Heeres die Stirn bot, daß das ganze kaiserliche Heer geschlagen auseinander lief. Hat sich jetzt mit dem Grafen versöhnt und wird sich hüten, wieder mit ihm anzubinden."

„Es sollt' ihm doch jetzt gerade nicht schwer werden, seine Herren Grafen und Barone in Ordnung zu halten," meinte ein rußiger Schmiedeknecht; „steht doch jetzt unangefochten da und ist mächtiger als jemals, und wer den Hammer regieren kann, der schmiedet sein Eisen, so denk ich."

„Ja, ja! laßt ihm nur den Hammer!" ereiferte sich der Bäcker, „und er wird was Rechts zusammenschmieden! Wir kennen seine Arbeit! Hat er doch mit seinem eignen Vater, Gott hab' ihn selig, den guten Herrn, im Kampfe gelegen, hat ihm Ketten geschmiedet und ihn gefangen gesetzt! Was wird er, wenn er die Macht in Händen hat, mit seinen Reichsbaronen lange umspringen? Wiewohl, wenn ich's Einem gönne, so ist's der Arnsberg!"

„Mein, seht! da kommt wieder eine Schaar! Sollte das etwa schon des Kaisers Vortrab sein?"

„Arnsbergiſche Knechte, ſo wahr das hier Pech und das hier Sohlenleder iſt! Lauter Arnsbergiſche, die Kaiſerlichen würden anders einziehen!“

„Aber was iſt das? Haben ſie da nicht einige von dem neuen Orden des heiligen Aloiſius? Wahrhaftig — und in Ketten! Werden dahingetrieben wie die Schafe zur Schlachtbank! Nein, was ſoll das geben? Die frommen Männer mit Ketten zu beladen, die ruhig auf dem Kappenberge ſaßen!“

Die Nachbarn ſahen mit vielfachen Ausbrüchen des Erſtaunens einer Schaar von Fußknechten nach, welche einige Mönche in ihre Mitte genommen hatten, die mit niedergeſchlagenen Augen ſich in das Geſchick einer rohen Behandlung ergeben zu haben ſchienen.

„Es iſt weit gekommen,“ nahm einer der Nachbarn das Geſpräch wieder auf. „Als der fromme Aloiſius damals auf offenem Platze predigte, daß einem das Herz aufging; als er die Schande unſrer Pfaffen aufdeckte und weder Hoch noch Niedrig ſchonte und Lehren gab für ein

gottſeliges Leben, daß man ſich hätte von all den Pfaffen abwenden und niederfallen und ihn als einen Heiligen anbeten mögen — ſchon damals ſchwante mir nichts Gutes. Der Biſchof ſah gewaltig ſcheel, mochte aber nichts thun aus Furcht vor den Leuten, und jetzt —"

„Ei, Nachbar, Ihr meint doch nicht, daß der Biſchof die Hand dabei im Spiele habe?"

„Was geht's mich an, aber es iſt redenswerth! Unſre Pfaffen können's treiben wie ſie wollen — ei was, man erfährt auch, was ſo in den Kloſtermauern vorgeht! — Aber die frommen Brüder des heiligen Aloiſius, die gleichwie die Engel im Himmel leben, ja die werden wie das liebe Vieh die Gaſſen entlang getrieben! Nur zu, nur zu — es giebt noch Leute, die da wiſſen, was ſie zu thun haben, wenn es zum Aergſten kommt!" —

Von dieſer heftigen Rede eines ſtämmigen Gerberknechts, Namens Helmbold, wurde die Aufmerkſamkeit Aller plötzlich abgezogen durch einen Trupp von Reiſigen, in deren Mitte zwei verſchleierte Damen durch das Thor herein und die

Straße entlang sprengten. Einer der Knechte aus dem Trupp trennte sich von den Seinigen, sprang vor der Schmiede vom Pferde, und indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, führte er sein ermüdetes Thier in die Schmiedehalle mit den Worten: „Ein Hufeisen! Hab' nicht lange Zeit! Frisch zu!"

„Nu? bist gar so eilig, Heribald?" rief einer der Schmiedeknechte, welcher den Ankömmling erkannte. „Was hat's gegeben? War das Deine Burgfrau, die Gräfin Kappenberg, die da herein kam?"

„Nur nicht lang gefragt!" rief Heribald heftig. „Flugs den Gaul hergenommen und ihm das Bein bearbeitet. Er wird seine Beine heut brauchen, das arme Vieh!"

Während die Schmiedegesellen sich über das Pferd hermachten und die Gruppe der Nachbarn sich in die Halle nachdrängte, so daß bald ein großer Kreis von Neugierigen um Heribald und die Knechte sich bildete, kam auch Meister Walram aus seiner eignen Werkstätte herbei.

„Was giebt's denn so Eiliges?“ fragte er, „gilt Euch das Treiben da draußen?“

„Hat uns gegolten, daß Gott erbarm! Die verfluchten Schufte! Niedergebrannt Alles, die kahlen Mauern stehen auf dem Kappenberge! Der Graf nicht zu Haus! Dem Arnsberg wollt' ich das Herz aus dem Leibe reißen, dem Bluthund!“

„Um aller Heiligen willen! Ihr schnappt nach Luft, Mann; da trinkt einmal und dann erzählt ordentlich!“

Heribald setzte des Meisters Frühstückskanne an den Mund und nach einem tüchtigen Zuge rief er: „Zu Galle möcht' Einem der beste Wein werden! Solche Schufte! Sitzen wir da ruhig auf dem Kappenberge, unser Graf ist nicht daheim, ist in Köln beim Kaiser, wird aber jeden Tag erwartet.“

„Unterhandelt wohl mit dem Kaiser wegen der Schenkung für den heiligen Bruder Aloisius?“

„Freilich thut er das! Der sitzt derweil mit seiner frommen Schaar bei uns auf dem Kappenberge, bis der Graf ihm ein Kloster für seinen neuen Orden eingerichtet hat. Ein wahrer Gottes-

mann, ein Heiliger! Ihr habt ihn predigen hören, was er von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem erzählte, wie er den Mönchen ihr lästerliches Leben vorhielt —"

„Ja, ja, Gott segne ihn, aber erzählt!"

„Sitzt also bei uns oben auf der Burg, hält täglich Uebungen mit uns, und unsre Frau, die Gräfin, mit ihrer Schwester leben ganz in frommen Gebeten mit ihm. Versehen wir uns also keines Uebels, da kommt gestern ein Zug Arnsbergischer Knechte aus dem Walde, und immer mehr und mehr, daß wir bald Wind kriegen, was sie wollen und die Zugbrücke aufziehen. Dauert auch nicht lang, so schickt uns der Arnsberg, der dabei ist, einen Trompeter herauf, mit dem Befehl, ihm den Aloisius mit seiner Brüderschaft auszuliefern! Der Graf Arnsberg, müßt Ihr wissen, der wilde Eber, ist wüthend, daß unser Graf und unsre Frau dem Aloisius fast die Hälfte ihrer Güter zu einer frommen Stiftung vermacht haben, spekulirt selber darauf, möchte selber Alles an sich reißen! Dieweil Frau Judith, seine Tochter, kinderlos ist, hofft er das kappen-

bergiſche Erbe an ſein eigen Haus zu bringen — iſt die rechte Art dazu, ſeiner Tochter Haus in Brand zu ſtecken, daß ſie noch mit Mühe und Noth davon gekommen!"

„In Brand ſtecken? Seiner Tochter Haus? So ein Rabenvater!"

„Ja, bei dem vatert ſich was! Schickt uns alſo einen Trompeter, daß wir ihm den heiligen Aloiſius ausliefern ſollen, weil er das Herz ſeiner Tochter verblendet und ſie damit in ihrem Eigenthum verkürzt habe! Schickten wir ihm den Aloiſius nicht herunter, ſo wolle er das Schloß zerſtören und abbrechen, und männiglich niedermachen, was er vorfinde! — Da ſaßen wir droben in einer verwünſchten Lage! Der Graf nicht daheim, keine Mannſchaft auf der Burg, als nur die frommen Brüder, die keine Armbruſt zu ſpannen verſtehen; außer mir nur noch zwei handfeſte Knechte! Aber unſre Frau verliert drum den Muth nicht, läßt ihrem ſaubern Herrn Vater ſagen, die frommen Brüder ſeien ihr von ihrem Gemal anvertraut, ſie dürfe ſie nicht ausliefern, und wolle er darob ihr Haus belagern, ſo werde ſie es mit Gottes

Hülfe vertheidigen, die wackere Frau! Da kommt der fromme Aloisius an der Spitze seiner Schaar auf den Schloßhof herab und erklärt, sie seien bereit, hinabzugehen, und müßten sie den Märtyrertod sterben, sie wollten nicht, daß ihrer Beschützerin Haus um ihretwillen Gefahr leide. Dawider streitet unsre Frau — Himmeltausendsakrament, da haben die Arnsbergischen schon die Brücke niedergeschossen und donnern mit Sturmböcken am Burgthor! Mochten an die dreihundert Bewaffnete sein, und wir nur zu dreien, und in wenig Augenblicken stürzt sich der ganze Haufe in den Burghof. Unsre Frau und ihre Schwester fliehen in die Gemächer, die frommen Brüder aber bleiben unerschüttert stehen und lassen sich in Ketten legen. Jetzt werfen die Arnsbergischen Pechfackeln in das Haus, aller Orten fängt es an zu brennen, kein Mensch kann retten, zumal da's Nacht geworden ist, und der Arnsberg kommandirt und flucht in dem brennenden Haus herum und läßt Alles niederreißen. Mit Mühe kriege ich die Pferde aus dem Stalle heraus, schicke sie mit einem Knechte hinab und rette die Frauen durch ein

Hinterpförtchen. Drunten wartet der ſchon mit den Gäulen; ich bringe die Frauen darauf und fort ging's durch die Nacht, während oben die Flamme thurmhoch zum Himmel ſtieg! Das war ein Ritt, den ich dem Arnsberg gedenken will!"

„Gott erbarme ſich! Wenn das ein Vater in dem Hauſe ſeines Tochtermanns thut, was ſoll nun noch geſchehen? Das ſchreit um Vergeltung zum Himmel!"

„Und um Rache auf Erden! Unſer Graf iſt kein Mann, der ſich ſo aufſpielen läßt!"

„Aber was iſt aus dem frommen Aloiſius geworden?"

„In den Brunnen geſchmiſſen! Ueber hundert Klafter tief, in den Brunnen auf dem Schloßhofe! Der Markolf hat's geſehen, hat's dröhnen und in der Tiefe rauſchen hören! Ertrunken! Wenn uns Gott eine neue Sündfluth ſchickt, ſo iſt's von Rechtswegen!"

Mit Ausbrüchen des Abſcheus und Entſetzens ſtanden die Nachbarn in der Schmiedehalle beiſammen, während in dem rauhen, bärtigen Geſichte Heribald's alle Regungen leidenſchaftlichen

Schmerzes und wüthender Racheluſt wechſelten, als einer der Geſellen, welcher hinausgeſehn hatte, verkündete, daß Graf Gottfried von Kappenberg zum Thor hereingeritten käme. Im Augenblick war Heribald draußen und erzählte ſeinem Herrn, was in ſeiner Abweſenheit vorgegangen ſei. Gottfried erblaßte, und als er erfahren hatte, daß ſein Weib entkommen und in Paderborn in der Herberge ſei, ſprang er vom Pferde, warf ſeinem Knecht den Zügel zu und eilte in die Schmiede. Ehrerbietig und theilnehmend wichen ihm die Nachbarn aus, während der Graf den Meiſter Walram am Arme nahm und in eine Ecke des Hintergrundes führte. Gottfried kannte den Schmied ſeit langer Zeit, er ſtand wegen ſeiner Waffen in Verkehr mit ihm und achtete ihn als einen wackeren und tüchtigen Mann.

„Wollt Ihr mir jetzt Eure Anhänglichkeit durch That und Hülfe beweiſen?“ ſagte der Graf zu Meiſter Walram.

„Gebietet über mich und mein Haus, edler Herr!“

„Wohlan denn, so nehmt mein Weib und ihre Schwester bis heut Nacht unter Euren Schutz. Zu ihrem Vater dürfen die Frauen mir nicht zurück, und in der Herberge dürfen sie auch nicht bleiben, wer weiß ob der Graf von Arnsberg nicht Gewalt gegen mein Weib brauchen und ihr mit Worten abdringen will, was sie seinen Waffen so standhaft verweigert hat. Es ist eine unerhörte That! Wollt Ihr mein Weib in Euer Haus aufnehmen?"

„Im Augenblick, edler Herr, ich will sogleich —"

„Aber wie bringen wir die Frauen ohne Aufsehn zu erregen her?"

„Mein Hof und der der Herberge stoßen beide hinten an die Gasse; in fünf Minuten können die edlen Frauen in meinem Hause sein."

„Gut. Es ist nur bis zur nächsten Nacht, wo ich mit den Frauen aufbrechen und sie nach dem Thurm Buke in Sicherheit bringen lassen will. Bis dahin wird es nicht zum Aergsten kommen."

„Und käme es dahin, so habe ich vier handfeste Gesellen, und Ihr und ich und Heribald sind drei, so stehen wir unser sieben, wenn man Gewalt gegen mein Haus brauchen wollte."

„Wackrer Schmied!" sagte Gottfried, indem er seine Hand auf Walrams Schulter legte. „Und jetzt schließt mir Eure Hinterthür auf, daß ich mein Weib herüber hole, dann grüßt mir Eure Hausfrau und bereitet sie auf den Besuch vor." —

Es geschah wie Gottfried es wünschte. Er fand in der Herberge sein Weib Judith und deren Schwester Luitgart dem verzweiflungsvollsten Schmerze hingegeben. Frau Judith warf sich schluchzend an seine Brust, das Entsetzen vor der That ihres Vaters, die Flucht aus ihrem zerstörten Eigenthume und die Ungewißheit über das Schicksal ihres Schützlings Aloisius, an welche sich tausend schreckliche Befürchtungen knüpften, dies Alles wirkte so auf das Gemüth der unglücklichen Frau, daß sie beim Anblick ihres Gatten ihre Fassung vollkommen verlor. Ihre Schwester Luitgart dagegen stand bleich aber ruhig und fest neben ihr, sie seufzte nur und faltete schweigend die Hände. —

In Eile ermahnte Gottfried sein Weib, sich zu fassen, und sprach sodann seinen Willen aus, sie fürs Erste der Obhut des Schmieds anzuvertrauen und sie zur Nacht in weitere Sicherheit zu bringen. Er stieß auf keinen Widerstand bei den Frauen, und nachdem er dem Herbergsvater die strengste Verschwiegenheit dadurch anempfohlen hatte, daß er ihm die Gefahr, die derselbe bei dem geringsten Verrath, laufen würde, vorstellte, brachte er Judith und Luitgart durch die Höfe und in das Haus des Schmieds. Frau Gerberga, die Meisterin, eine gute leicht zu rührende Seele, empfing die Frauen mit tausend Höflichkeiten und führte sie in das Obergeschoß, in die engen niedrigen Räume ihrer Häuslichkeit. Sie nöthigte ihren Gästen einen Becher warmen Weines auf, dann aber schickte Gottfried sich an, zum Bischof zu gehen, um bei ihm wegen der Behandlung, welche Aloisius erfahren hatte, zu klagen, so wie auch über das Schicksal Richards, welches bei dem Uebersturz seiner eigenen Angelegenheiten fast in den Hintergrund getreten war, Meldung zu machen. Wir wollen uns vor ihm in die bischöfliche Residenz begeben.

Heinrich, der zweite in der Reihe der paderbornschen Bischöfe dieses Namens, war ein jüngerer Sohn aus dem alten Hause der Grafen von Gennep aus dem Clevischen Lande. Ursprünglich nicht für die geistlichen Würden bestimmt, hatte er in früher Jugend sich an mehreren jener unzähligen Fehden der aufrührerischen Vasallen gegen den verstorbenen Kaiser Heinrich IV. betheiligt, und seine zu Ausschweifungen gereizte Natur hatte sich allen Verirrungen, welche eine rohe und verwilderte Zeit begünstigte, schon früh hingegeben, bis Familienbestimmungen ihn in die geistliche Laufbahn brachten. Dergleichen war in jener Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches, sehen wir doch viele geistliche Würdenträger dieses Jahrhunderts, wenn sie an Kirchenfesten die Stufen des Hochaltars besteigen mußten, sich zu anderer Zeit im weltlichen Kleide, an der Spitze von Heereshaufen an öffentlichen und Privatfehden betheiligen und bei wilden Jagden ihr Roß durch die Wälder tummeln. — Bischof Heinrich hatte das schnelle Emporsteigen in seiner geistlichen Laufbahn nicht allein seiner hohen Abkunft zu ver-

danken, es war seine Schlauheit, sein weltkluger Verstand, welcher ihn als einen überaus verwendbaren Charakter erscheinen ließen, die Rechte des Clerus zu wahren und das Ansehen der Kirche zu vertreten. Sein persönlicher Ehrgeiz, gepaart mit der berechnendsten Verschlagenheit, wußte immer zur rechten Zeit und am rechten Orte die Wege einzuschlagen, die ihn emporzuheben geeignet waren, und so sehen wir ihn in seinem fünfzigsten Jahre als Bischof von Paderborn, über welche Würde seine hochstrebenden Pläne noch weit hinausflogen. Scharfe, von Leidenschaft gefurchte Züge in seinem Antlitz zeugten von einer heftigen und weltlichen Gemüthsart. Dunkle, etwas grau gemischte Brauen hingen weit über die tiefliegenden Augen herab, die mehr mit gebieterischer Kraft, als mit geistlicher Hoheit hervorsahen, während ein etwas angegrauter Bart die Züge um den gekniffenen, scharf gezeichneten Mund nicht ganz verdecken konnte. — Der Bischof war nur eben aufgestanden und trat in ein kleines, für jene Zeit prächtig geschmücktes Gemach. Es war gewölbt, die Wände mit Eichenholz getäfelt, der Fußboden

mit wollenen Teppichen belegt. Kleine rundbogige Fenster warfen nur ein dämmriges Licht in das Gemach. Ein fein geschnitztes Betpult mit einem prächtigen Kruzifix darauf, befand sich an der einen Wand, während in der den Fenstern gegenüberliegenden, in einem steinernen Kamin das Feuer knisterte und eine behagliche Wärme verbreitete. Vor dem Kamin stand ein gepolsterter und ebenfalls mit reichem Schnitzwerk versehener Armsessel vor einem massiven Eichentisch, welchen mehrere Bände von Handschriften und Pergamente bedeckten und zu welchen sich das Frühmahl des Bischofs gesellte, das ein dienender Bruder ihm in das Gemach nachtrug.

Der Bischof schien in einer unerfreulichen Morgenstimmung zu sein, er that mehrere Fragen in barschem Tone an den demüthig an der Thür stehenden Mönch und sagte endlich: „Rufe mir Cajetan!“ Als der Mönch sich entfernt hatte, schritt er mehrmals im Gemach auf und ab, trat sodann ans Fenster, wohin das Gerassel einer durch die Straßen sprengenden Reiterschaar ihn lockte, und setzte sich dann nieder, um einen Becher

erhitzten Weines und ein Stück des dampfenden gebacknen Huhns zu sich zu nehmen. Kurze Zeit darauf wurde leise an die Thür gepocht, und ein Mönch trat ein, dessen klägliche Züge und niedergeschlagene Augen ein schlechtes Gewissen verriethen, und der, da er augenscheinlich das Wesen eines Menschen annahm, der einer starken Zurechtweisung entgegen ging, einen fast komischen Eindruck machte. Der Bischof würdigte ihn nur eines flüchtigen Blickes und ließ ihn schweigend in seiner demüthigen Stellung verharren, bis er nach zehn Minuten seine Mahlzeit beendet hatte. Dann lehnte er sich im Armsessel zurück und rief in lautem Tone: „Hierher!“ Der Mönch näherte sich ängstlich und blieb demüthig vor seinem Herrn stehen.

„Heuchlerischer Schuft!“ herrschte der Bischof ihn an. „Steht er doch jetzt da, wie die Zerknirschung selbst, und dennoch weiß ich, daß, wenn die Gelegenheit sich böte, er die That, die ihn jetzt schuldig macht, noch hundertmal begehen würde!“

Der Mönch schlug seufzend die Augen gen Himmel und verharrte im Schweigen.

„Laß Er jetzt das verwünschte Augenverdrehn!“ fuhr der Biſchof fort. „Er iſt werth, daß ich die härteſten Kirchenſtrafen über Ihn verhänge! Iſt das eine Aufführung? Heißt das die Faſten halten?“

Der Mönch warf unwillkürlich einen Blick auf die Reſte des gebacknen Huhns auf dem Tiſche und ſetzte ſein Schweigen fort.

„Solch' ein Geſchrei zu vollführen, daß ichs auf meinem Lager hören muß!“ redete der Biſchof weiter. „Ich denke, es brennt im Kloſter, werfe mich in die Kleider, gehe mit einer Kerze die Treppe hinab, den Kreuzgang entlang, höre lauten Geſang und Jubel in einer Zelle, und wie ich öffne, finde ich das lebendigſte Zechgelage, ein Dutzend geleerte Kannen auf dem Tiſche, Wurſt und Schinken daneben, und meinen vortrefflichen Schreiber Cajetan mit ſeinen ſaubern Zechbrüdern bei der leckerſten Mahlzeit, bei den nichtswürdigſten Gaſſenhauern! Heißt das die Faſten halten, frage ich?“

Trotz des grimmigen Blickes, den der Biſchof aus ſeinen Augen ſchoß, ermannte ſich Cajetan

zu einem neuen Augenaufſchlag, und fügte mit zitternder Stimme die Worte hinzu: „Eminenz, die Faſten waren zu Ende, es war ſchon eine halbe Stunde nach Mitternacht!“

„Gefräßiges Thier!“ rief der Biſchof. „Und nachdem die letzte Minute des Faſttages vorüber war, mußtet Ihr gleich an Mahlzeit und Zechgelage denken, und Euch heimlich zuſammenthun und dabei Zotenlieder ſingen? Ueber die unerhörte Frechheit einer ſolchen Entſchuldigung! Daß ich Dich, Du Hund, nicht gleich Nachts mit den Uebrigen einſtecken ließ, war eine übermäßige Langmuth von mir! Cajetan, wie oft ſoll ich Dir Deine Nichtswürdigkeiten nachſehen? Sage ſelbſt, hat jener Aloiſius, der Euch Euer läſterliches Leben vorhielt, vor allem Volke Eure Faulheit, Gemeinheit und Nichtswürdigkeit predigte, hatte dieſer Mönch Aloiſius nicht Recht? Iſt es nicht die lauterſte und zugleich niederſchlagendſte Wahrheit? Menſch, was ſoll ich mit Dir anfangen?“

Der Biſchof nahm hier zwar Gelegenheit, die Beſchuldigungen jenes Aloiſius ſeinem Schreiber als Wahrheit vorzuhalten, obgleich er ſelbſt weit

davon entfernt war, die Art, wie jener gegen die Sitten des Clerus aufgetreten war, zu billigen, wie wir ſpäter ſehen werden. Aber auch der demüthige Cajetan befolgte ſeinem Herrn gegenüber ein Syſtem, zu welchem die Erfahrung ihn gebracht hatte, und dies ſagte ihm, daß der Geſtrenge hier anders rede als denke, und daß Schweigen in dieſem Augenblick wohl das Beſte ſein dürfte.

„Rede, nichtswürdiges Geſchöpf!“ fuhr der Biſchof fort. „Hatte Aloiſius nicht recht?“

„Ach Gott,“ ſagte nach einigem Zögern der Mönch, „wir ſind ſchwache Menſchen!“

„Unſinn! Wir ſind ſtark, wir können ſtark ſein, wenn wir unſern Willen befeſtigen, wenn wir mit der Kraft unſers Geiſtes die Gemeinheit unſerer Leidenſchaften bewältigen wollen. Ueberdies haben wir ein Kloſtergelübde abgelegt, mein ſauberer Bruder, das uns Enthaltſamkeit und Gehorſam befiehlt, und kurz und gut, Du wirſt vierzehn Tage bei Waſſer und Brod ins Loch geſperrt und täglich dreimal zur Verdauung gegeißelt

werden! Es ist Zeit, daß ich meine Strenge auch an Dir geltend mache! Fort, hinaus!"

Cajetan bekreuzte und beugte sich tief, that einige Schritte nach der Thür zu, blieb dann aber stehn und sprach mit zitternder Stimme: „Ich gehe, um meine wohl verdiente Strafe zu erleiden. Erlauben Eminenz mir nur noch eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Der Graf von Arnsberg ist mit einem Heerhaufen nach dem Kappenberg gezogen, hat die Burg erobert, zerstört und niedergebrannt."

Der Bischof sprang von seinem Sessel auf, kniff die Lippen zusammen, sah den Mönch scharf an, und rief: „Nun?"

Cajetan verharrte in seiner Stellung und sprach: „Der heilige Aloisius, wie die Welt ihn nennt, soll in den Brunnen auf dem Kappenberge geworfen worden sein, während seine Brüderschaft in Ketten durch die Straßen der Stadt geführt worden sind, wie ich mit eignen Augen gesehen habe."

Aufgeregt und mit großen Schritten ging der Bischof einigemal durch das Gemach, dann stellte

er sich mit höhnischem Lachen und untergeschlagenen Armen vor Cajetan und sprach: „Ei, Du verdammter Fuchs, es kam Dir wohl gelegen, daß Du mir diese Nachricht bringen konntest? — Das ist von überaus großer Wichtigkeit," rief er, indem er wieder das Gemach durchmaß. „Der Schreier Aloisius — hm! Ob es denn wahr sein mag? Die Brüderschaft hast Du selbst hereinführen sehen?"

„Morgens um fünf Uhr."

„Lüge nicht! Um fünf Uhr lagst Du noch auf dem Ohr und schliefst Deinen Rausch aus, Schurke! — Aloisius ertränkt? Fast zu viel, konnte auf andre Art unschädlich gemacht werden. Die Brüderschaft in Ketten? Geht nicht, die müssen frei gelassen werden! — Diesem Arnsberg —"

„Hätt' ich einen so klugen Streich nicht zugetraut, der mich sogar mit ihm, meinem Erzfeinde, versöhnen könnte, denn wenn er es nur auf gelegene Weise hätte herstellen können, so wäre der verwünschte Aloisius schon längst beim Geier gewesen!" So ungefähr ergänzte Cajetan in Ge-

danken den abgebrochnen Satz seines Herrn, und hob die Augen schon etwas freier zu ihm empor.

„Ich muß den Arnsberg sprechen!“ rief der Bischof; „muß ihn durchaus sprechen! In wenigen Tagen wird der Kaiser erwartet, er hat den Orden des Aloisius bestätigt.“

„Das heißt, er hat die Schenkung des Grafen Gottfried von Kappenberg bestätigt,“ erkühnte sich Cajetan einzufallen. „Die Bestätigung des Ordens ist von Sr. Heiligkeit erst einzuholen, und wie die Sachen stehen — wie wir sie geschildert haben — doch noch sehr ungewiß!“

„Freilich, freilich! Du hattest den Bericht zu meiner Befriedigung gemacht, Cajetan.“

Cajetan warf jetzt den letzten Rest seiner Zerknirschung ab, und indem er keck in seine Rechte eines Vertrauten des Bischofs eintrat, fuhr er fort: „Es ist unstreitig ein sehr günstiges Ereigniß, der Ketzer konnte nicht auf bessere Weise bei Seite gebracht werden, und Eminenz darf es nicht vergessen, was Sie dem Arnsberg zu danken hat. Versöhnung mit dem Feinde ist vielleicht auch äußerlich recht gut, zumal für den Empfang des

Kaiſers; dennoch aber iſt es nothwendig, daß wir gegen eine ſolche Behandlung unſerer geiſtlichen Brüder im Namen der Kirche und Kraft unſres Amtes proteſtiren. Das Ereigniß iſt willkommen, wir dürfen es aber öffentlich nicht billigen. Ich will Erkundigungen einziehen, ob Aloiſius wirklich ertränkt worden iſt — eine Nachricht, die mir als noch nicht gewiß mitgetheilt wurde."

„Thu das!" rief der Biſchof. „Natürlich erklären wir uns öffentlich gegen ein ſolches Verfahren. — Dieſer Arnsberg! Das Schloß ſeines Schwiegerſohns niederzubrennen! Man ſollte ihn excommuniciren, wenn das bei dieſem Teufel etwas helfen könnte. Du magſt indeſſen eine Schrift verfaſſen gegen ihn, die unſer Mißfallen energiſch ausdrückt, mit der Weiſung, die gefangenen geiſtlichen Brüder frei zu geben."

Cajetan wollte ſich ſchnell entfernen, als dem Biſchof ſein richterliches Amt, was er in der Aufregung vergeſſen hatte, wieder einfiel. „Halt, Cajetan!" rief er dem Eilenden zu, näherte ſich ihm an der Thür und ſprach: „Ich brauche Dich jetzt nothwendig, darauf fußeſt Du, und frohlockſt, daß

Du glücklich der Buße entgangen biſt! Allerdings mag die Strafe für diesmal unterbleiben, aber kommen ſolche Ueberſchreitungen noch einmal vor, ſo mußt Du ins Loch, denn Du treibſt es im Vertrauen auf Deine Nothwendigkeit zu arg. Geſtehe ſelbſt, daß das in der Nacht eine viehiſche Wirthſchaft war! - Du weißt, daß uns Gregor's Beſtimmungen immer aufs Neue eingeſchärft und in vielen Klöſtern mit größter Strenge durchgeführt werden. Ich bitte Dich, nimm Dich künftig in Acht!"

„Ich wünſchte es zu können, Eminenz! Ach Gott, die Verführung war zu groß! Neben meiner Zelle, wo ich in andächtigem Gebete lag, hörte ich plötzlich das vergnügte —"

„Schon gut, ſchon gut! Deine Gebete ſind wie ein Nebel, wenn die Sonne des Vergnügtſeins aufgeht. Ein Menſch von Deinen Fähigkeiten ſollte ſich nicht verführen laſſen. Dummheiten!"

„Daß ichs nicht vergeſſe — da ſind auch wieder neue Anklagen gegen die alte Hexe im Haidethurm gekommen. Hat das Vieh verzaubert, Leuten Krankheiten in die Glieder geblaſen,

kocht Nachts teufliſche Tränke auf dem Hügel. Eminenz thäten wohl, die Alte endlich einmal aufgreifen zu laſſen!"

„Schon wieder das alte Lied!" fuhr der Biſchof ſehr heftig heraus. „Ich ſage Dir, es iſt Unſinn, barer Unſinn!"

„Aber um der Leute willen —"

„Kein Wort mehr davon! Hörſt Du? Und unterſtehſt Du Dich, irgend Etwas gegen die Alte zu unternehmen, Cajetan, ich ſchwöre Dir, ich laſſe Dich erdroſſeln! Ei was — Dummheit! Wenn die Bauern wider ſie klagen, ſo ſage ihnen Formeln und Sprüche wider den Zauber, und damit genug."

Cajetan konnte, als der Biſchof ihm den Rücken kehrte, ein höhniſches Lächeln über den plötzlichen Ausbruch der Heftigkeit, deren Grund er zu kennen ſchien, nicht unterdrücken, und während er ſich verneigte, um das Gemach zu verlaſſen, trat ein andrer Mönch ein und meldete, daß Graf Gottfried von Kappenberg im Vorzimmer ſei und Se. Eminenz zu ſprechen wünſche.

„O weh!“ rief der Biſchof, „jetzt kommt der arme Tropf, um zu klagen, vielleicht gar um Hülfe zu flehen!“

„Er muß empfangen und gehört werden, Eminenz müſſen ihm den größten Antheil zeigen, ihm verſprechen —“

„Schweig, Du vorlauter Schuft, ich weiß ohne Deinen Senf, was ich zu thun habe. Die Thür auf! Der Graf iſt willkommen!“ —

Die Mönche öffneten die Thür des Gemaches, traten heraus, und indem ſie ſich rechts und links mit einer tiefen Verbeugung gegen den Grafen neigten, gaben ſie ihm ein Zeichen, einzutreten, worauf ſie ſich entfernten.

Der Biſchof trat dem Grafen mit Würde und Adel entgegen, indem er ſagte: „Nichts kann mich mehr erfreuen, als daß Graf Gottfried von Kappenberg mir ſeine Gegenwart ſchenkt! O Gott, wäre nur der Anlaß ein erfreulicherer! Ich weiß Alles, mein frommer vortrefflicher Herr, ſeid überzeugt, daß ich Eure Sache durchaus zu der meinigen machen werde.“

„Erlaubt, Eminenz," entgegnete Gottfried, „daß ich zuerſt von Euren eignen Angelegenheiten ſpreche, in welchen ſchnellere Hülfe nöthig iſt, als ich ſie in meinen bedrängten Umſtänden zu leiſten fähig bin."

Der Biſchof ſtutzte. — „In meinen eignen Angelegenheiten? Was meint Ihr, Graf? Richard? — Wo iſt er? Was iſt geſchehen?" —

Wir laſſen es dahingeſtellt ſein, ob der Kirchenfürſt neben ſeinem eignen noch ein anderes, rein menſchliches Intereſſe für irgend Jemand zu nehmen im Stande war, und wenn die Sorge um ſeinen Neffen für das Letztere zu ſprechen ſchien, ſo mochten hinter dieſem Schein wohl Beweggründe weltlicher Art verborgen ſein. Er nannte Richard ſeinen Neffen, in der That aber war die Verwandtſchaft eine viel weitläufigere, da Richard der Sohn eines Vetters ſeines Gönners in entfernterem Grade war. Der Biſchof hatte von dem früh verwaiſten Knaben niemals Notiz genommen, als derſelbe aber zum Jüngling herangewachſen war und mit der Zeit in die Nähe des Kaiſers gezogen, ja ſogar als einer der am meiſten begünſtigten jungen

Ritter bezeichnet wurde, da erinnerte ſich der Kirchenfürſt mit einem Male deſſelben als eines Verwandten, nannte ihn ſeinen Neffen, und ſprach davon, ihn zum Erben einſetzen zu wollen. Er, deſſen Trachten ſtets über den Bereich der Kirche und in weltliche Pläne hinüberſchweifte, ſah die glänzende Laufbahn des jungen Mannes voraus, und hoffte von dieſer ähnliche Reſultate für ſich ſelber. Obwohl es alſo der Eigennutz war, der ihn an Richard knüpfte, ſo begegnete er dieſem ſtets mit der äußerlich zärtlichſten Fürſorge, und vorzüglich vor Zeugen wußte er ſich den Anſchein der rührendſten Vaterliebe zu geben.

Das Abenteuer und die unglückliche Folge deſſelben, wovon Gottfried ihm erzählte, ſetzte ihn daher in die größte Beſtürzung, und da er in den bezeichneten Weibern jene Hexen aus dem Haidethurm, wie der Volksmund ſie nannte, erkennen mußte, ſchien er einen Augenblick geneigt, dem Vorſchlag ſeines Geheimſchreibers Gehör zu geben und mit Strenge gegen dieſelben zu verfahren. In dieſem Punkte aber überwand er ſich ſchnell. Er klingelte, und als Cajetan erſchien,

gab er dieſem den Auftrag, ſogleich einige berittene Knechte aufſitzen zu laſſen und den jungen Ritter Giſo, einen Waffengefährten Richards, welcher ſchon ſeit einigen Tagen am biſchöflichen Hofe verweilte, zu rufen. Giſo erſchien, erhielt den Befehl, ſogleich mit der Schaar nach dem Haidethurm aufzubrechen und Richard abzuholen. Ein Mönch, welcher einige Erfahrungskenntniſſe in der Arznei hatte und als Kloſterarzt fungirte, wurde für alle Fälle der Schaar als Beiſtand mitgegeben.

Nachdem der Biſchof dies Geſchäft mit einer Sorgſamkeit, mit einem Gemüthsantheil, der Gottfrieden tief rührte, angeordnet hatte, ſetzte er ſich ſeinem Gaſt gegenüber und ſagte: „Ihr habt, mein werther Graf, die Güte gehabt, mich zuerſt bei einem bekümmernden Ereigniß meines Hauſes thätig ſein zu laſſen, ſagt mir jetzt, wie ich die Trübſal von Eurem Hauſe abzuwenden Euch unterſtützen kann!“

„Was mein Haus betrifft, Eminenz,“ entgegnete Gottfried, „ſo hoffe ich allein fertig zu werden, und danke beſtens für Euer gütiges Anerbieten.

Aber meine gescheiterten Pläne, meine Bestrebungen für göttliches Recht, für die Reinheit des Glaubens und die Läuterung der Kirche, welche jetzt durch die unnatürlichste That des Grafen von Arnsberg vernichtet scheinen, diese suchen Rath und Hülfe bei Euch, Herr Bischof, und ich hoffe, Ihr werdet mit Eurem Ansehen meine Bestrebungen unterstützen."

„Ich werde zu wahren wissen, was ich zu wahren für nöthig erachte, verlaßt Euch darauf!"

„Ich verlange die Auslieferung des frommen Bruders Aloisius und seiner Ordensbrüder, und Ihr werdet hoffentlich diese Forderung theilen."

„Gewiß, wenn sie nämlich in ihrer ganzen Ausdehnung noch geltend gemacht werden kann. Aloisius selbst —"

„Das Gerücht, welches über ihn geht, wäre noch zu untersuchen. Es ist nicht glaublich, daß Graf Arnsberg seine Feindschaft gegen mich so weit sollte ausgedehnt haben, einen Unschuldigen zu ermordkn! Was mein Verhältniß zu ihm betrifft, so denke ich die Verhandlung darüber bis zur Ankunft des Kaisers aufzusparen."

„Sehr rathſam! ſehr gut! Der Kaiſer wird viel zu thun bekommen, wird nicht jedem-Wunſche nachkommen können. Es iſt eine böſe Angelegenheit! Der Graf von Arnsberg hat früher ſchon gezeigt, daß er dem kaiſerlichen Anſehn zu widerſtehn vermag. Sehr traurig! ſehr böſe!"

„Wir wollen das abwarten, wenn ich nur in dem kirchlichen Theil meiner Angelegenheit auf Euch rechnen kann."

„Ohne Zweifel, ſie iſt ſo gut die meine, als die Eure!"

Nach dieſen Worten des Biſchofs erhob ſich Gottfried und empfahl ſich. Der Biſchof aber ſah ihm nach, und indem er höhniſch zwiſchen den Zähnen murmelte: „Göttliches Recht — Reinheit des Glaubens — Läuterung der Kirche — alberner Tropf! Um deiner Beſtrebungen willen lohnte ſichs auch, ſich Unbequemlichkeiten zu machen!" — ſchellte er wiederum und ließ ſeinen Geheimſchreiber rufen.

Drittes Kapitel.

Als Richard am Morgen im Haidethurm erwachte und er sich der Ereignisse der abenteuerlichen Nacht zu erinnern begann, erschien ihm das Ganze wie ein wunderlicher Traum, bis ihm die Binde, welche um seine Kopfwunde gelegt war, von der Wirklichkeit der Erlebnisse überzeugte. Die Wunde befand sich hart an der Schläfe, und die Gefährlichkeit einer Verletzung an dieser Stelle hatte ihn in jenen Taumel der Bewußtlosigkeit versetzt, welchen ihm eine Verwundung anderer Art kaum beigebracht haben würde. Der enge Raum, welchen er, indem er sich erhob, überblickte, zeigte ihm außer seinem nächtlichen Lager nur kahle Wände und in einer derselben ein enges Loch, welches, da das Tages-

licht dadurch hereinfiel, auf den Namen eines Fenſters Anſpruch machen zu wollen ſchien. — Er hatte ungewöhnlich feſt und lange geſchlafen und fühlte ſich, da er an ſeiner Wunde nicht den geringſten Schmerz empfand, vollkommen friſch und geſund. Nachdem er ſeine Kleidung in Ordnung gebracht und die Binde abgenommen hatte, pochte er an die Thüre und folgte der Aufforderung einzutreten. Er trat in daſſelbe Gemach, welches geſtern zuerſt die Gäſte aufgenommen hatte und in welchem das Kaminfeuer auch heut wieder laderte.

Wolfhilt erhob ſich von ihrem Platze am Spinnrade in der Fenſterniſche und erwiederte ſeinen Morgengruß mit dem ernſten Anſtande einer Königin. „Ihr dürft die Binde noch nicht ablegen, Ritter," ſagte ſie, indem ſie ihm unwillig in's Geſicht ſah, „der Balſam hat die Wunde zwar geſchloſſen, Ihr dürft ſie aber der Luft noch nicht ausſetzen. Ich beſtehe darauf, daß Ihr die Binde anlegt!"

Es lag in ihrem Tone etwas ſo Gebieteriſches und Strenges, daß der junge Ritter nicht

umhin konnte, ihrem Befehle nachzukommen. — „Dort auf dem Tiſche ſteht ein Morgenimbiß für Euch," fuhr ſie fort, als Richard wieder herein trat, nach welchen Worten ſie ſich ſchweigend wieder an das Spinnrad ſetzte. Richard hatte während ſeines Frühmahls Zeit, das Mädchen näher zu betrachten. Sie trug dieſelbe Kleidung wie geſtern, und obgleich dieſelbe ſehr unvortheilhaft war, da ſie Kopf und Schultern mit einem groben grauen Tuche, welches unter dem Kinn zugeſteckt war, verhüllte, ſo war ſie doch nicht im Stande, die Hoheit und den Adel des Geſichtes zu beeinträchtigen. Von dem Schmucke des Haars war nichts zu entdecken, aber die ſchwarzen Bogen der Augenbrauen ließen auf eine dunkle Farbe deſſelben ſchließen. Um die großen blauen Augen lagen Ernſt und Strenge, und die dunklen Schatten derſelben ließen vielleicht auf Schwermuth ſchließen, während der Mund etwas Trotziges, faſt Männliches hatte, was zu der hohen, ſtolzen Geſtalt durchaus im Einklang ſtand. Da Wolfhilt das Schweigen nicht brechen zu wollen ſchien, ſo ſah der junge

Ritter ſich genöthigt, ſelbſt das Wort zu ergreifen, was ihm einige Mühe koſtete, da er Frauen gegenüber noch nicht gelernt hatte, ſeine jugendliche Befangenheit zu überwinden. Endlich brachte er die Worte heraus: „Ihr ſcheint hier recht einſam zu wohnen!“

„Wir bedürfen der Geſellſchaft nicht!“ entgegnete Wolfhilt kurz; „und wie meine Mutter Gäſte zu bewillkommnen pflegt, das habt Ihr geſtern erfahren.“

„Ich habe auch nicht die Abſicht, Euch länger zu beläſtigen. Wo iſt Graf Gottfried von Kappenberg — ich geſtehe, daß ich kaum zu ſagen wüßte, was geſtern geſchah! Iſt er weiter geritten?“

„Zu Nacht abgereiſt. Euer Pferd iſt in Sicherheit, Ragnachar hat Alles beſorgt.“

„So erlaubt, daß ich ſo bald als möglich aufbreche.“

„Ihr müßt die Mutter abwarten, ſie wird bald kommen. Ich darf Euch nicht fortlaſſen.“

„Ihr ſeid freilich mein Arzt und ich müßte mich Eurem Gebote fügen, aber glaubt mir, ich

bin völlig hergestellt und kann die Reise fortsetzen."

„Das ist möglich. Wenn die Mutter kommt, mögt Ihr es ihr wiederholen."

„So darf ich doch wenigstens hinab gehen und mein Pferd besehen?"

„Das könnt Ihr nicht. Die Mutter hat den Riegel vor die Thür geschoben. Ihr seid hier eingeschlossen."

„Eingeschlossen? Meinte sie denn, ich würde mich heimlich entfernen?"

„Ich kenne die Absichten meiner Mutter nicht." —

Damit war die Unterhaltung zu Ende. Richard sah sich in einer Art von Gefangenschaft bei zwei Weibern, deren Erscheinung und Betragen so viel Eigenthümliches hatte, daß seine Gedanken über sie sich nicht erschöpfen wollten. Unmuthig rückte er einen Schemel an den Kamin und sah in die Flamme, während zuweilen ein Seitenblick betrachtend auf das Mädchen fiel, welches ihm in so wunderlicher Weise Gesellschaft leistete. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm

dieſe Erſcheinung ein Intereſſe einflößte, aber der rauhe und barſche Ton ihrer Worte, der mit dem ihrer Mutter übereinſtimmte, hatte etwas Zurückweiſendes für ihn und bewirkte, daß, wenn er auch äußerlich ein Weib vor ſich ſah, welchem gegenüber er ein geſittetes Benehmen inne halten mußte, er ſich ihr innerlich wie einem Manne gegenüber fühlte, deſſen rauhem Weſen er Trotz zu bieten beabſichtigte. Eine Viertelſtunde mochte vergangen ſein, als dem jungen Manne dieſe Situation läſtig zu werden begann.

„Eure Mutter bleibt lange," ſagte er.

„Sie kommt vielleicht vor Mittag nicht zurück."

„Vor Mittag nicht zurück? Und ſo lange ſoll ich hier eingeſperrt ſitzen? Das geht nicht. Ich werde verſuchen, mir den Ausgang frei zu machen!"

„Unterſteht Euch!" ſagte Wolfhilt, indem ſie ſich mit gebieteriſchen Blicken erhob.

Richard that einige Schritte gegen die Thür, im nämlichen Augenblicke aber flog Wolfhilt gegen dieſelbe und deckte ſie mit dem Rücken.

„Ich erſuche Euch im Guten,“ ſagte er, „gebt die Thür frei! Ich habe nicht Luſt, mir von Weibern einen Aufenthalt vorſchreiben zu laſſen, und möchte mich nicht gern an meiner Wächterin vergreifen!“

„Zurück!“ rief Wolfhilt mit zornglühenden Augen. „Wagt es nicht, einen Schritt vorwärts zu thun!“

„Und wenn ich's dennoch wagte?“

„Nun denn, ich hab's ſchon mit Anderen verſucht — wagt es!“

Die beiden hohen ſchlanken Geſtalten ſtanden ſich erbittert gegenüber und ſahen einander mit wilden, feindlichen Blicken an, die nur zu erwarten ſchienen, daß Eines von Beiden den Kampf beginnen ſollte. Richard, um ſeiner Gegnerin zu zeigen, daß er ſich durch ihr Verbot nicht einſchüchtern laſſe, trat einen Schritt vor, im Nu aber umfaßte ihn Wolfhilt mit der Abſicht, ihn zu Boden zu ſchleudern. Aber auch Richard, welcher merkte, daß er es mit keinem verächtlichen Gegner zu thun hatte, umſchlang ſie mit den Armen und es begann eine Art von Ring-

kampf, in welchem Kraft gegen Kraft ſtand. Des Mädchens Kopftuch verſchob ſich dabei und fiel herunter, indem es eine Fülle des herrlichſten ſchwarzen Haars erblicken ließ. Doch bald fühlte Wolfhilt, daß ihre Kräfte denen des jugendlichen Ritters doch nicht gewachſen waren, und indem ſie ihre Arme löſte und abwehrend vor die Bruſt ihrer Gegners ſtemmte, rief ſie mit abgewandtem Geſicht und angſtvoller Stimme: „Laßt mich los, ich gebe mich überwunden!“

Richard aber ließ ſie nicht ſogleich los; noch waren ſeine Arme um ihren Leib geſchlungen, er hielt ſeine Augen ſtarr auf ſie gerichtet, er wußte es ſelbſt kaum, daß er es that; ein Blick von ihr hatte ihn in eine eigenthümliche Verwirrung gebracht.

„Laßt mich los!“ ſchrie Wolfhilt, indem ſie ihn bei der Bruſt faßte.

„Nicht eher, wildes Weib, als bis Du mir den Ausgang frei giebſt.“

„Ihr ſollt hinaus! Ich habe den Schlüſſel in der Taſche!“

„Gut, Ihr ſeid frei!“ ſagte Richard, indem er ſie aus ſeinen Armen ließ.

Das Mädchen ſprang drei Schritte zurück, reichte ihm den Schlüſſel und zog eilig das herabgefallene Tuch wieder über den Kopf. — „Nun,“ fragte ſie heftig, „was zögert Ihr? So geht doch!“

„Wolfhilt,“ entgegnete Richard, „ich war ungeſchickt in meinem Betragen. Nehmt den Schlüſſel zurück und fürchtet nichts von mir, ich will ruhig ausharren, bis Eure Mutter zurückkehrt.“

„Thut was Ihr wollt,“ erwiederte Wolfhilt, indem ſie ſich an ihr Spinnrad ſetzte.

„Ich habe Euch beleidigt, Wolfhilt, Ihr zürnt mir! Ich hab' es freilich nicht beſſer verdient. Nehmt meine Verſicherung, daß ich es von Herzen bereue!“

Er ſetzte ſich wieder an das Kaminfeuer und beide beſchäftigten ſich eine Zeit lang mit hartnäckigem Schweigen. —

Plötzlich ſchob Wolfhilt ihr Spinnrad weg, ſah einige Secunden gedankenvoll durch's Fenſter und indem ſie ſich zu Richard wandte, dem ſie

jetzt sehr veränderte Mienen zeigte, sprach sie mit ängstlich befangener Stimme: „Ritter, Ihr wolltet abreisen — thut es! Thut es bald!“

„Eure Mutter ist meine Wirthin,“ sagte Richard, „ich werde mich erst bei ihr verabschieden müssen.“

„Es ist nicht nöthig — reiset vor der Rückkehr meiner Mutter ab! Es ist besser —“

„Wie meint Ihr das — besser? Wart Ihr doch noch kürzlich so erpicht, mich hier gefangen zu halten! Warum diese plötzliche Veränderung?“

„Fragt nicht darnach! Reiset ab, ich will Euch zur Flucht behülflich sein! Die Mutter hat Euer Pferd verstecken lassen — ich weiß es zu finden! Kommt hinaus, Ihr sollt fort, Ihr dürft nicht bleiben!“

„Nun darf ich sogar nicht mehr bleiben? Was ist das? Mein Pferd versteckt — ich selbst gefangen, und plötzlich dies Treiben zur Flucht? Was geht hier vor?“

„Fragt nicht! Oder wenn Euch das zur Flucht bewegen kann — so hört: Ihr seid nicht sicher, seid in Gefahr!“

„So scheint es, aber Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, ich fürchtete mich vor der Gefahr.“

„Ritter — Ihr werdet es mit keinem Manne aufzunehmen haben; die Gefahr, die Euch droht, ist eine heimlich schleichende, der auch ein Held nicht widersteht! Flieht, um aller Heiligen willen! — Weh mir, da höre ich die Mutter kommen! Seid auf Eurer Hut! verrathet durch keine Miene, was ich Euch gesagt habe, heuchelt Arglosigkeit, sagt, die Wunde schmerze Euch — still! Folgt meinen Worten!“

Die letzten Worte sprach sie flüsternd und mit beschwörender Geberde, worauf sie eilig an die Thür trat um zu öffnen, denn schon hörte man Gundofara pochen und Einlaß begehren. Letztere trat ein und Richard hatte Gelegenheit, ihre Gesichtszüge jetzt näher zu betrachten. Sie mußten einst von großer Schönheit gewesen sein, waren aber in diesem Augenblick von Schmerz, Wuth und vielleicht noch anderen Leidenschaften so verzerrt, daß Richard nie ein abschreckenderes Weiberantlitz gesehen zu haben glaubte. Mit wilder Geberde fuhr sie in's Zimmer herein und

schrie ihrer Tochter entgegen: „Frotolf ist gekommen!“

„Nun?“ fragte diese hastig.

„Allein gekommen! Norbert ist verwundet in einem Aufstand gegen den Dänenkönig! Verwundet an des Prinzen Knud Laward Seite, den er zum Thron erheben wollte! — Norbert — vielleicht schon todt!“

„Wo ist Frotolf?“

„Unten!“ rief Gundosara, indem sie sich mit den Aeußerungen des heftigsten Schmerzes auf einen Schemel warf. — „Ruf ihn herauf, schnell!“

„Ritter,“ wandte Wolfhilt sich an Richard, „verlaßt uns einen Augenblick!“

„Richtig, da seid auch Ihr noch,“ fuhr die Alte auf, „Euch hätt' ich fast vergessen! Ich versäume meine Pflichten, ich vergesse, daß ich jetzt zu thun habe! Geht jetzt, folgt meiner Tochter, wir werden Euch rufen — wenn es Zeit ist.“

Richard, der diesem Auftritt mit Staunen zugesehen hatte, und, da er sich des Namens Norbert vom gestrigen Abend erinnerte, wo der-

selbe von der Alten am Feuer in so leidenschaftlicher Weise schon ausgesprochen worden war, merkte, daß es sich hier um Familienangelegenheiten handle, folgte dem Winke Wolfhilt's, sie hinunter zu begleiten. Beim Herabsteigen von der Treppe begegnete ihnen ein Mann mit dunklem Barte und ernstem, sehr würdigem Antlitz, welches aus einer Kapuze hervorsah.

„Frotolf," redete Wolfhilt ihn schnell an, — „was hast Du ihr gesagt? Ist es wirklich so schlimm?"

„Schlimm genug!" antwortete die tiefe Stimme Frotolf's. „Aber was will dieser Jüngling hier? Ihr seid an der Stirn verwundet? Wie heißt Ihr?"

„Mein Name ist Richard von Streitberg, und ich gestehe, daß ich selber nicht weiß, was ich hier soll, merke aber, daß man etwas mit mir vor hat. Die Wunde —"

„Richard von Streitberg? Der Neffe des Bischofs von Paderborn? Und diese Wunde? Wolfhilt — was habt Ihr gethan! Seid Ihr von Sinnen, Weiber?"

„Ich habe keinen Theil daran," entgegnete das Mädchen. „Aber er muß gerettet werden! Benutzt den Augenblick, Ritter, und entflieht!"

„Wo ist mein Pferd? Auch ich finde den Aufenthalt in diesem Gemäuer nicht länger wünschenswerth! Wo ist mein Pferd?"

„Wartet noch, junger Mann," sagte Frotolf, „so lange ich hier bin, dürft Ihr ohne Besorgniß sein. Entflieht nicht, ich habe Euch noch etwas Wichtiges mitzutheilen. Wartet noch, in Kurzem bin ich wieder bei Euch!"

Mit diesen Worten betrat er die Stiege und folgte dem Mädchen. Richard faßte Vertrauen zu dem Manne, welcher unter den Bewohnern dieses Thurmes eine achtunggebietende Stellung einzunehmen schien, und beschloß zu bleiben und die wichtige Nachricht, welche jener ihm vorbehalten hatte, abzuwarten. Das zweideutige Benehmen dieser Menschen, zu welchen der Zufall ihn gebracht hatte, der Aufenthalt selbst und seine Umgebungen, mußten unserm jungen Manne wie eine Kette unlösbarer Räthsel erscheinen und versenkten ihn tief in Gedanken. Ohne sich weit vom

Thurme entfernen zu wollen, war er geradeaus geschritten, und befand sich plötzlich am Fuße jenes Hügels, auf welchem er gestern Abend für seine Neugier hatte büßen müssen. Der Gipfel dieses Hügels mit dem Haufen der riesigen aufgethürmten Steine war ein Hünengrab, die Begräbnißstätte des Helden oder Fürsten eines uralten, längst hinabgegangenen Geschlechts, und die Eiche, welche über den Steinen die grüne Kuppel ihrer belaubten Aeste erhob, verkündete, daß schon manches Jahrhundert vorübergegangen war, seitdem sie als junges Bäumchen Erde genug auf dem Gestein gefunden hatte, um auf demselben fußen zu können. — Von dieser Eigenschaft des Hügels, als eines Hünengrabes, wußte Richard freilich nichts, denn erst Entdeckungen neuerer Zeiten haben die Bedeutung solcher Hügel — deren sich am Fuße des Teutoburger Waldes noch manche befinden — so wie auch diesen Namen für dieselben gefunden. Der junge Ritter machte sich, indem er den Hügel bestieg, überhaupt keine anderen Gedanken über denselben, als solche, die mit seinem Abenteuer zusammenhingen.

Man überſah von der Höhe aus eine Reihe von Hügelrücken, zum Theil mit Eichen und Buſchwerk beſetzt, zum Theil auch kahl und nur von dürrem Haidekraut bekleidet. Der alte umfangreiche, aber nicht eben hohe Thurm blickte finſter aus den Bäumen hervor. Richard fand zwiſchen den Eichen die Brandſtätte vom geſtrigen Abend, aber weder von den Steinen noch von den Todtenſchädeln, welche im Kreiſe um das Feuer gelegen hatten, konnte er eine Spur erblicken. Sie mußten ſehr ſorgfältig verborgen worden ſein. Er nahm denſelben Platz ein, auf welchem er am Abend die heldenhafte Geſtalt des Mädchens hatte ſitzen ſehen und es war nicht zufällig, daß ſich dabei ſeine Gedanken mit ihr beſchäftigten. Sie flößte ihm ein Gemiſch von Antheil und Abneigung ein, die edle Form ihrer Geſtalt, ihrer Geſichtszüge, die Majeſtät ihrer Erſcheinung feſſelte ihn, während das Barſche und Unweibliche ihres Betragens ihn abſtieß. Der eigenthümliche Fall, daß ein Weib ſich unterfing, mit einem Manne förmlich zu ringen und ihre Körperkraft gegen ihm geltend zu machen,

hatte etwas Befremdendes, und dennoch empfand er ein Gefühl der Genugthuung, ihr gezeigt zu haben, daß er ihren männlichen Trotz zu überwinden verstehe. Dazu kam noch, daß er während des Ringens zum ersten Male bemerkt zu haben glaubte, daß dieses wilde, räthselhafte Geschöpf schön sei und daß ihre sonst so finstern Blicke in jenem Augenblicke ihrer Niederlage einen vollkommen veränderten Ausdruck gezeigt hatten, einen Ausdruck, welcher den jungen Mann fast in Verwirrung gebracht hatte. Daß ihm hier irgend eine Gefahr drohe, hatte Wolfhilt ihm selbst bekannt, doch konnte er sich nicht erklären, wie oder warum er derselben ausgesetzt sein sollte. Mußte ihn aber der Antheil, welchen das Mädchen für seine Rettung nahm, nicht auch mit Theilnahme für sie erfüllen? — Von solchen Gedanken erfüllt verweilte er einige Zeit auf dem Hügel, erhob sich dann aber, um sich von den Hausgenossen nicht suchen zu lassen und ging zum Thurme zurück.

Als er sich demselben von der Seite näherte, fand er, obgleich das alte Bauwerk beim ersten

Anblick nicht das Anſehen einer menſchlichen Wohnung zeigte, doch einige Spuren, die daſſelbe durch Menſchenhand noch an die Gegenwart knüpften. Ein kleiner fleißig beſtellter Garten mit Gemüſebeeten fand ſich hinter demſelben, daran ſchloß ſich ein Stall, deſſen Bewohnerin, eine wohlgenährte braune Kuh, auf dem Raſenabhange weidete, während ein Flug von Tauben eben ſchwirrend zu ſeinem Schlage auf der zerbrochnen Zinne des Thurms zurückkehrte.

Als Richard ſich dem Eingange des Thurms näherte, hörte er aus dem unterſten Raume deſſelben folgendes Geſpräch:

„Sage was Du willſt, Frotolf, ich gehe nach Paderborn, ich ſpreche mit dem Biſchof. Widerſteht er mir, ſo werfe ich mich dem Kaiſer zu Füßen!“

„Der Kaiſer läßt ſich nicht von Weiberthränen bewegen; Du kennſt ſeine Gemüthsart nicht.“

„Thränen? Ich will auch nicht weibiſch vor ihm weinen! Die ganze Schande jenes Mächtigen will ich ihm erzählen, will's ihm in die Ohren

ſchreien, und wär's auf offener Straße! Entgegne mir nichts mehr, ich bin entſchloſſen!"

„Mädchen, Du wirſt nicht retten, was wir vergeblich zu erhalten verſucht haben! Gut, Du ſollſt Deinen Willen haben, Du ſollſt nach Paderborn, aber verſprich mir nur Eins: verſprich mir, daß Du Dich dabei meinen Anordnungen fügen, daß Du nicht eher handeln willſt, als bis ich den glücklichen Augenblick dafür finde."

„O, Ihr werdet ſo lange zögern, bis die beſte Zeit vorüber iſt!"

„Glaube mir, Wolfhilt, wir werden nicht zögern! Aber noch muß erſt Manches aufgeklärt werden — wir müſſen deutlich ſehen, eh wir handeln können. Ich kann Dir unſer ganzes Gewebe nicht enthüllen."

„Wohlan denn, ich will verſuchen mich Deinem Plane zu fügen. Bei der Mutter bleibe ich nicht länger. Sie iſt furchtbar! Sie will nur Rache, ich will Gerechtigkeit."

„Wir werden Gundoſára's Gemüthsart niemals bändigen! Nun alſo: Ich begleite Dich nach dem Schloß Bucke. Frau Marketrud, die

Schaffnerin, soll Dich nach Paderborn begleiten. Ihr sollt eine Bedeckung von Reisigen haben, denn die Straßen sind unsicher. In Paderborn wirst Du ein Unterkommen finden in Meister Walrams, des Schmieds, Hause. Ich kenne ihn und sein Weib. Dort bleibst Du im Verborgenen, bis ich Dich herausführe. Versprichst Du mir zu gehorchen?"

„Wenn es nicht anders sein kann — so verspreche ich's. Jetzt aber laß uns den jungen Ritter wegbringen!"

Richard trat in die Thür, wo Wolfhilt ihn einlud hinauf zu kommen und sich von der Mutter zu verabschieden. Frotolf blieb unten, um des Ritters Pferd besorgen zu lassen! Als Richard mit dem Mädchen ins obere Zimmer trat, fand er die Alte am Kamin beschäftigt. — „Es ist nun doch wohl Zeit," sagte sie, „daß ich Euch abreisen lasse. Die Schramme wird Euch wenig mehr belästigen. Ihr mögt also Eures Weges reiten. Da, junger Herr, nehmt noch einen warmen Trank. Es ist eine gute alte Sitte, daß man einem Gaste einen Abschiedstrunk reicht, und Ihr dürft ihn

nicht verschmähen. Es ist kaltes nebliges Wetter, und so wird der Trank Euch wohl thun!" —

Mit diesen Worten reichte sie ihrem Gaste eine Schale, die sie vom Kaminfeuer genommen hatte. Während Richard dieselbe empfing, wurde Gundofara durch Frotolf abgerufen, und kaum sah sich Wolfhilt mit ihm allein, als sie ihm die Schale, welche er eben an den Mund setzte, aus den Händen riß und den Inhalt zum Fenster hinausschüttete.

„Was soll das?" rief Richard erstaunt. „War das wieder ein Schlaftrunk — oder etwa mehr als ein Schlaftrunk?"

„Bei Eurem Leben, seid ruhig, Herr!" rief Wolfhilt, indem sie ihm das leere Gefäß wieder in die Hand gab. „Ich weiß nicht, was es war, aber ich weiß, daß ich vorbeugen muß, wo ich etwas argwöhne! Sagt, Ihr hättet getrunken, der Trank hätte Euch wohlgethan, und dann um Gotteswillen macht, daß Ihr fortkommt!"

Gundofara trat wieder herein. — „Nun, mein ritterliches Herrchen," rief sie, „wie hat der Trank gemundet?"

„Vortrefflich!“ entgegnete Richard, der mit aller Gewalt seine Fassung zu behalten suchte. „Ich weiß Euch Dank für diese Erquickung! Es war ein starkes Getränk, und ich bin für die Reise gerüstet.“

„Es ist keine lange Reise,“ fuhr die Alte mit vor Genugthuung funkelnden Augen fort; „keine lange Reise. Ihr werdet schnell am Ziele sein! Grüßt mir Euren Ohm, den Bischof, sagt ihm, Gundosara bewahre ihm eine dankbare Erinnerung. So, nun flieg aus, junger Vogel!“

Richard warf ihr einen verachtenden Blick zu, und da Wolfhilt sich entfernt hatte, eilte er hinab und dem Ausgange des Thurms zu, woselbst er sein Pferd fand, und Frotolf, der ihm für eine kurze Strecke seine Begleitung zugedacht hatte. Eilig sprang der junge Mann in den Sattel und sah sich noch einmal nach seiner Retterin um, welche sich jedoch nirgend zeigte. Frotolf gebot ihm langsam zu reiten, da er ihn begleiten wolle. Richard aber, der sich auf dem Rücken seines Pferdes endlich in Freiheit sah, die ihm nach dem letzten Auftritt doppelt erwünscht

war, gab ſeinem Thier die Sporen, und indem er dem Manne zurückrief, daß er ſich weder um ſeine Nachrichten, noch um ſeine Geſellſchaft kümmere, ſprengte er fort. Einigemal ſah er ſich noch um, ohne jedoch das, was ſeine Augen ſuchten, erblicken zu können, und endlich entzog ihm der Wald, welchen er ſich zum Ziel genommen hatte, den Anblick ſeines verhängnißvollen Aufenthaltsortes. Glücklicherweiſe fand er denſelben Hohlweg, welcher ihn geſtern Abend mit ſeinem Gefährten nach dem Hügel gebracht hatte, und da er in dieſen Krümmungen die ſauſende Eile ſeines Rittes hemmen mußte, überdachte er jetzt mit mehr Ruhe die Gefahr, welcher er entgangen war. Es ſtand ihm nun feſt, daß die Alte ihn habe vergiften wollen, und das Grauen, welches er vor dieſem Weibe empfand, ging mit auf Wolfhilt über, denn, ſagte er ſich, wenn die letztere mich auch von dieſer Gefahr befreit hat, wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht in ähnlichen Fällen ihre Hand im Spiele gehabt hat? Ich bin in einer Hexenhöhle der abſcheulichſten Art geweſen! Auch dieſem Frotolf traue ich nicht, ſeine Geheimniſſe ſind

eben ſo verdächtig, wie die offenbaren Mordverſuche des teufliſchen alten Weibes! Aber in welcher Beziehung ſtehen die Bewohner des Thurms zu meinem Oheim?

Unter ſtummen Selbſtgeſprächen dieſer Art ritt der junge Mann ſeines Weges. Er hatte von dem Treiben ſeines Oheims geringe Kenntniß, aber die Art, wie derſelbe ſich ihm gegenüber benahm, flößte ihm durchaus Achtung ein. Nicht daß er eine beſondere Zuneigung für den Biſchof gefühlt hätte, aber er ſchätzte ihn als einen geiſtvollen Mann, und mußte ſich ihm, der ſeit einigen Jahren ſo viel väterliche Fürſorge für ihn an den Tag legte, in jeder Weiſe verpflichtet glauben. Nur ſelten zwar hatte Richard Gelegenheit ſeinen Oheim zu ſehen, denn da das Hoflager des Kaiſers ein wanderndes war, ſo hing es von dem Wechſel deſſelben ab, Oheim und Neffen von einander räumlich näher zu bringen oder zu entfernen.

Nach einer Stunde Reitens hatte Richard den Wald verlaſſen, und vor ihm dehnte ſich jetzt die weite todte Ebene, die er am Abend vorher

durchritten hatte. Der Septembertag war trüb umschleiert, ein grauer Nebeldunst lag über der öden Haide, die nur zuweilen von einem leisen Hügelrücken unterbrochen wurde. Die Luft wehte feucht über die schilfigen Sumpfstrecken und grünen Moräste, welche sich dem Reiter, der keinen Weg auf dieser Ebene sah, entgegenbreiteten und ihn zu einem fortwährenden Kreuz- und Querreiten zwangen. Dann wieder kamen lange Strecken dürren Bodens, wo ganze Familien hochaufgeschossener Disteln sich angesiedelt hatten, deren einige noch mit einer Menge purpurner Blüthenköpfe prangten, während andere, abgeblüht, ihren gefiederten Samen im Winde weit über die Haide verstreuten. Zuweilen hob sich ein Felsstück aus der Fläche empor, auf welches sich ein Strauch braunen Brombeergestrüppes geschwungen, und in dessen dornigem Geranke sich weiße Sommerfäden gefangen und in Flocken zusammengewirrt hatten. Wieder folgten Sümpfe und lange Felder graugrünen Schilfes, hochgewachsen aber unfruchtbar, und weiße Schierlingsdolden, zahlreich und ausgedehnt, verbreiteten

ihren unheimlichen Duft über die Fläche. Kein Ton war weit und breit zu hören, als ab und zu das Gekrächz einer Krähe, die aufgescheucht emporflog, oder das Gurgeln des Wassers, wenn ein Frosch in den Sumpf sprang. Es dünkte unserm Freunde, er wäre Jahre lang und hundert Meilen weit von seinen gewohnten Umgebungen entfernt gewesen, und er sah der Rückkehr in die Stadt, dem Verkehr mit Menschen, welchen er trauen dürfe, mit Sehnsucht entgegen.

Da hörte er in der Ferne ein Geräusch, wie Roßgetrappel einer Schaar von Reisigen. Er ritt einem leichten Hügelrücken entgegen, und von dort aus erblickte er nicht unweit die vermuthete Schaar, an welcher er die Abzeichen des Bischofs von Paderborn erkannte. Beiderseits — denn auch jene schienen ihn erkannt zu haben — setzte man sich in Galopp, und bald wurde Richard von Giso bewillkommnet und von den Knechten seines Oheims mit stürmischem Rufe begrüßt.

Die Reise nach Paderborn ging darauf ungehindert und in einigen Stunden vorwärts.

Viertes Kapitel.

Die Ankunft des Kaisers in Paderborn sollte früher stattfinden, als man erwartete. Noch im Laufe dieses Tages erschienen reitende Eilboten in der Stadt, welche den Kaiser ankündigten, und schon am Abend war das Oberhaupt des Reichs in den Mauern von Paderborn. Durch alle Gassen bewegte sich ein lebhaftes Treiben der Einwohner und fremden Gäste, die im Gefolge ihres Fürsten in so reicher Zahl angekommen waren, daß das Residenzschloß sie nicht zu fassen vermochte und Herbergen und Bürgerhäuser überfüllt waren von Rittern, Edelleuten und Dienerschaft.

Ehe wir jedoch die schnell auf einander folgenden Ereignisse der nächsten Tage erzählen, sei

uns vergönnt, den merkwürdigen Charakter Kaiser Heinrichs V., so wie der Zeit, welche ihn erwachsen ließ, etwas näher ins Auge zu fassen, und wenn wir diese unsere Schilderung mit des Kaisers Vater, Heinrich dem IV., beginnen, so ist dies eine gebotene Nothwendigkeit, da die Anfänge des ersteren mit dem Ausgang des letzteren in genauem Zusammenhange stehen.

Kaiser Heinrich IV., die trostloseste und dennoch die großartigste Persönlichkeit des ganzen fränkischen Fürstenhauses, zeigt uns ein solches Gemisch von Licht und Schatten in seinem Charakter, daß es schwer ist, den Werth desselben zu bestimmen, zumal seine Verdienste nur persönliche waren, seine Fehler aber, als politische, ungleich schwerer in die Wagschale fallen. Dennoch aber können wir behaupten, daß er weniger gefehlt haben würde, wenn man weniger an ihm verbrochen hätte. Von Weibern, ohne sittliche Energie erzogen, von Pfaffen in seinen jugendlichen Ausschweifungen geradezu begünstigt, erwuchs diese geniale Natur wild und zügellos, und sah sich plötzlich an die Spitze eines Reichs gestellt, welches der Unmündige zwar als

ein fertiges Ganzes von seinem Vater ererbt hatte, welches aber bis zu seiner Mündigkeit durch den Zwist seiner geistlichen Vormünder bereits aus allen Fugen gerückt war. Das Reichsgut war auf alle Weise geplündert und der Krone abgestohlen, in allen Provinzen waren die Gemüther zum Aufruhr geneigt, als dessen Hebel die hohen Vasallen dastehen. Während unter Heinrich III. die Päpste Werkzeuge des Kaisers sind, tritt jetzt in Hildebrand ein Mann auf den päpstlichen Stuhl, der ein in jahrelanger Vorarbeit schon fertiges System mitbringt, ein Mann, bei dem sich wahre Begeisterung mit wildem Fanatismus, kältester Berechnung und Politik vereinigen. Er läßt in den ersten Jahren den jungen König nach seiner Weise wüsten und verwildern, noch ist es ihm lieb, wenn sich derselbe nicht in die Angelegenheiten der Kirche mischt. Plötzlich macht Hildebrand, als Papst Gregor VII., Ernst, und die Art, wie er durch eine Gesandtschaft an den König in die weltlichen Angelegenheiten eingreift, muß dem letztern wie ein Wahnsinn erscheinen, denn nur zu sehr ist er der selbständigen Gewalt

eingedenk, welche sein Vater über die Päpste ausübte. Daß dies eine vorwiegend moralische Gewalt war, daran dachte er freilich nicht, daran konnte er, bei seiner Erziehung, nicht denken. Im Gefühle seines Rechts, ohne eine Ahnung der Größe der Gefahr, nahm er den Kampf mit einem furchtbaren Gegner auf, und selbst die Verschwörung des Vasallenthums, welches eine günstige Gelegenheit sieht, um unter der Maske des Papstthums weltliche Zwecke zu verfolgen, selbst dies Unerhörte hielt er noch für geringfügig. Das Wanken dieser seiner Hauptstütze aber sollte ihn ins Verderben stürzen. Der furchtbar demüthigende Tag zu Canossa kam und sah das beispielloseste Ereigniß der Geschichte. Dieser Tag aber, wie er des Kaisers Schwäche plötzlich zur Größe umwandelt, macht zugleich des Papstes Schale sinken. Gregor hatte dem Kaiser ein Gewicht auferlegt, dessen Druck weder Heinrich ertragen, noch der Papst in ganzer Macht durchführen konnte, und welches abgeworfen werden mußte. Dies thut Heinrich, und der Gedemüthigte steht plötzlich als ein Mann da, und zwar um so größer, da er noch allein

ſteht, da er Alles gegen ſich, Gregor aber viel für ſich hat. Noch hatte Heinrich auf keine fertige Partei in Deutſchland zu hoffen, aber eine Schaar mächtiger Freunde kam ihm entgegen, und bald bildete ſich eine Partei des Sinnes, daß der Kaiſer jetzt ein nationaler Mittelpunkt ſei, dem man ſich anſchließen müſſe, um dem hierarchiſchen Joche nicht gänzlich zu unterliegen.

Nicht Heinrichs Perſönlichkeit — dieſe ſollte ſich erſt Achtung erwerben — ſondern die Kaiſergewalt unterſtützte man für's Erſte in ihm. Heere von Bürgern ſtrömen zu des Kaiſers Fahnen, die eben jetzt aufblühenden Städte erklären ſich für ihn, ganze Provinzen (Schwaben, Franken, Kärnthen) fallen ihm zu, und beim Ausbruche des Krieges, welchen er gegen den von der Gegenpartei erwählten König zu führen hat, ſtehen die Heere ungefähr gleich. Das ſonderbare Benehmen des Papſtes iſt dabei günſtig für Heinrich. Der Gegenkönig Rudolf verlangt vom Papſte ein Paar Bannflüche für Heinrich; Gregor aber will ſeine Bannſtrahlen nicht verſchwenden, denn ſeine Politik betrachtet den neu aufſteigenden Stern

des Kaisers bereits aufmerksamer. Eine Reihe von Schlachten bringt dem letztern immer günstigere Resultate, er wird zum allgemeinen Anziehungspunkt, ja er erzieht sich sogar eine kirchliche Partei. Jetzt, dem Gipfel seiner Macht nahe, zieht er nach Italien, gewinnt durch einen glücklichen Feldzug Rom, erringt durch Mäßigung und politische Klugheit eine moralische Macht, bietet seinem Feinde Gregor Frieden an und verlangt von ihm die Krönung. Gregor ist zu den Normannen entflohen und schlägt des Kaisers Anerbietungen aus. Von diesem Augenblick an steht Heinrich gerechtfertigt da. Wenn er jetzt selbst einen Gegenpapst (Clemens II.) wählt und sich von diesem krönen läßt, so ist er nicht nur in seinem politischen und persönlichen, sondern auch in seinem moralischen Rechte. —

Von diesem Gipfel seiner Macht gab es aber für ihn keine Stufe aufwärts. Eine Kette von Wechselfällen des Geschickes, die ihn bald an den Rand des Verderbens, bald wieder auf die Höhe der Macht brachten, würde er überwunden haben, aber das hinzutretende Ueberstürzen des häus-

lichen Jammers mußte diesen Charakter brechen. Des Kaisers Erzfeind starb, aber die Nachfolger desselben auf dem päpstlichen Stuhle nahmen Gregors Werk auf und suchten mit aller Gewalt die Macht des Kaisers zu brechen. Die Menge kleiner Parteiungen, in welche sich die Parteien gespalten hatten, machen jetzt ganz Deutschland zum Schauplatze eines Bürgerkrieges und werden dem feindlichen Wirken des Clerus überaus günstig. Nachdem der zweite Gegenkönig Heinrichs ohne Bedeutung vom Schauplatz abgetreten war, beginnen die Gräuel im Kaiserhause selbst, und zwar unter unmittelbarer Leitung des Clerus. Heinrichs Sohn, Konrad, eine weiche, frömmelnde Natur, wird ihm zuerst abwendig gemacht, durch die Brille der Geistlichkeit sieht er im Kaiser nur den Gottverfluchten und beginnt eine Empörung gegen den Vater. Zu seinem eigenen Besten tritt der Unglückliche bald vom Schauplatz der Geschichte ab. Des Kaisers (zweite) Gemahlin wird gleich darauf die Beute einer kirchlichen Partei; man entführt sie dem Gemahl und sie verräth ihn in der treulosesten Weise. Diese Ereignisse

beugen den Kaiſer ſo tief, daß er ſchon Vorkehrungen zum allmäligen Zurücktreten macht, wie wir ein Zeichen davon in der Erwählung ſeines Sohnes Heinrich zum Nachfolger ſehen. Aber dieſer Sohn Heinrich ſollte ihn in das ſchrecklichſte Elend und bald darauf ins Grab bringen.

Der Kaiſer iſt geneigt zum Frieden, die Kirche aber will keinen Frieden, rührt überall die Parteien auf, hetzt alle alten und tauſend neue Widerſacher an und hat auch den Sohn des Kaiſers auf den Fuß gebracht, auf welchem ſie ihn wünſcht.

In einer ſolchen Zeit des Verfalls, unter ſolchen Umgebungen hat der junge Heinrich ſeine Jugend verlebt. Er kennt alle niedrigen Motive des Clerus, er ſieht alle Wechſelfälle, welchen der deutſche Thron ausgeſetzt iſt, er iſt von energiſchem Charakter, ohne Begeiſterung, ohne religiöſe Ueberzeugung, und wenn er ſich von der Geiſtlichkeit zur Empörung wider den Vater bewegen läßt, ſo iſt der Gehorſam gegen ſie Heuchelei. Ihn treibt der politiſche Scharfſinn, die Energie des Charakters, er iſt ein Sohn ſeiner verwilderten Zeit, der jede Regung der Pietät

und des Herzens als ein Vorurtheil abzustreifen gelernt hat. So beginnt er den Kampf mit dem Vater, den unnatürlichsten und schmachvollsten aller Kriege. Fühllos sieht er den greisen Vater Nachts im Lager auf seinen Knieen liegen, und verwirft die flehentlichen Bitten desselben, von diesem Kriege abzustehen. Er sieht in dem Greise nicht mehr den Vater, sondern das gedemüthigte Königthum, welches er durch den Rückhalt der Kirche wieder zu Ehren bringen will. So besiegt er den Kaiser, setzt ihn gefangen, und als derselbe entkommt und im Schutze seiner treuen Städte sein sorgenvolles Leben endet, läßt er, um der Kirche zu gefallen, die Leiche des Vaters fünf Jahre in ungeweihter Erde verharren.

Ein solcher Fürst mußte bei seiner Thronbesteigung die gerechtesten Bedenken erregen. Vor Allem hatte er das immer schöner sich entfaltende Städte- und Bürgerthum gegen sich, welches treu an seinem Vater gehangen hatte und Heinrich dem Fünften das unnatürliche Benehmen gegen denselben nicht vergab. Dennoch aber sah eine andere Partei in ihm den Repräsentanten des

Königthums, welches er allerdings mit gewaltiger Hand aufrecht zu erhalten ſtrebte, und ſo ſtand er, wenn nicht unangefochten, doch ſicher da. Seine Ueberlegung wußte die Menſchen an ſich zu ketten, und vorzüglich hatte er an den Söhnen ſeiner Schweſter, den jungen Grafen von Hohenſtaufen, die kräftigſte Stütze, ja ſelbſt ſeine Gegner unterwarfen ſich dem Prinzip, welches ſie in ihm als ein Gegengewicht gegen die Hierarchie vertreten ſahen. Ein glänzender Römerzug und eine mit Gewalt erzwungene Krönung ſchienen jeden Widerſtand aufheben zu wollen. Seine Neffen, von denen er dem ältern, Friedrich von Hohenſtaufen, Schwaben, dem jüngern, Konrad, Franken gegeben hatte, wußten mit jugendlicher Kraft am Rhein die Geiſtlichkeit in Ordnung zu halten, während ſein Heer unter dem Grafen Hoyer von Mansfeld die Sachſen beſiegte und im Zaume hielt. So ſtand er auf dem Gipfel ſeiner Macht da, gewaltig und erſchreckend. Dieſe Höhe aber ſchien ihm die Beſinnung zu rauben. Tyranniſch und perfid handelt er gegen ſeine Vaſallen, und eine Reihe von Gewaltthätigkeiten

macht ihn, wenn er ſchon gefürchtet war, jetzt zum Gegenſtand des Haſſes. Was Heinrich IV. aus jugendlicher Leidenſchaftlichkeit verbrach, thut er mit kalter Berechnung und Hinterliſt.

Aber auch die Stunde ſeiner Demüthigung war gekommen. Sein früherer Kanzler und Helfershelfer, Albrecht, den er zum Erzbiſchof von Mainz gemacht hatte, ein Mann von ſo ungebändigtem Ehrgeiz, wie ihn nur eine ſo wilde Zeit erwachſen laſſen konnte, ſtellt ſich an die Spitze einer Verſchwörung des hohen Reichsadels. Die Niederlage des Kaiſers am Wolfesholze, wo ſein Feldherr, Graf Hoyer von Mansfeld, fiel, und die Schlacht bei Andernach, wo Heinrich dem Heer der Vaſallen, welches Graf Friedrich von Arnsberg befehligte, erlag, zeigten den Gefürchteten überwindlich, und ſo geſchah jetzt, was man bisher nicht gewagt hatte, der Kirchenbann wurde, wegen der erzwungenen Krönung, in Köln und Goslar gegen den Kaiſer verkündigt. So hatte ſich Heinrich plötzlich zwei große Parteien ſeines Reichs, die Kirche und das Vaſallenthum, abwendig gemacht, während er bei der dritten Partei,

dem Städte- und Bürgerthum, welchem ſein Vater einſt ſo viel verdankte, von Anfang an keine Sympathieen hatte. Hier lag die eigentlich moraliſche Kraft des Reichs, welche ſich mit Abſcheu einem ſolchen Charakter entgegenſetzte.

Aber mit unbeugſamer Energie rettete ſich Heinrich auch aus dieſen Gefahren. Auf einem zweiten Zuge nach Italien nahm er das Erbe des alten Haders, die Güter ſeiner Muhme Mathilde, in Beſitz, und wählte ſich einen eigenen Papſt (Gregor VIII.). Bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland findet er das ganze Land in den Flammen des Aufruhrs und Bürgerkriegs, ein Geſchäft, welches hauptſächlich Albrecht von Mainz verwaltet. Herzog Lothar von Sachſen (ſpäter Heinrichs Nachfolger) ſteht an der Spitze eines Heeres ihm gegenüber, und die furchtbarſten Gräuel wüthen überall im Vaterlande.

Da beſchließt Heinrich mit ſeinen Gegnern Frieden zu machen. Während er auf dem Reichstage zu Tribur mit ſeinen Vaſallen verhandelt und ſich mit ihnen ausſöhnt, machinirt aber die Kirchenverſammlung zu Rheims ſchon wieder gegen

ihn, und der Kirchenfluch ertönt von dort aufs Neue gegen den Kaiser. Diesen kann Heinrich fürs Erste auf sich beruhen lassen, da er sich mit den bedeutendsten seiner weltlichen Gegner, Lothar, Friedrich von Arnsberg, dem Pfalzgrafen und ebenso mit dem Erzbischof zu Köln versöhnt hat. Bald darauf wird zu Würzburg ein allgemeiner Reichsfriede geschlossen, und die Streitigkeiten mit der Kirche finden wenigstens äußerlich ihr Ende durch jenes sonderbare Concordat zu Worms, welches den fünfzigjährigen Investiturstreit löst, und das Recht des Kaisers in der Art wahrt, daß ihm die weltliche Belehnung mit dem Scepter verbleibt, nachdem die geistlichen Weihen von Rom aus vorher gegangen waren. (1122.)

So hat Heinrich V. mit einigen Zugeständnissen das königliche Ansehen gerettet, wiewohl in einem Lande, wo alle Leidenschaften wie ein bewegtes Meer gegen einander getobt hatten, an einen vollkommenen Frieden noch nicht zu denken ist. Der Kaiser steht jetzt wieder auf der Höhe seiner Macht, riesenhaft in seiner Energie, und

niemals verlegen um ein Mittel, wenn es zum Zwecke führt. Scharfſinnig, tückiſch und ſchlau, voll heuchleriſcher Demuth vor Rom, hat er, bei großer kriegeriſcher Thatkraft, den zweideutigen Ruhm, der klügſte Fürſt ſeiner Zeit zu ſein. An Genialität den Königen ſeines Hauſes nicht nachſtehend, ſcheint er beſtimmt zu ſein, ſein Geſchlecht großartig, gewaltig und eiſern, aber ſchreckenerregend und unverſöhnt abzuſchließen. — Zwei Jahre vor ſeinem plötzlichen Tode, im kräftigſten Mannesalter tritt er uns in unſerer Erzählung entgegen, und zwar auf einem ſeiner kleineren Feldzüge gegen ſeine unter einander hadernden Vaſallen. Dieſen, als nicht ſpeziell zu unſerer Erzählung gehörend, können wir bei Seite laſſen. *)

Wir haben, um ſeinen Charakter zu ſchildern, ſeine und ſeines Vorgängers Zeitverhältniſſe nur im Allgemeinen dargeſtellt, da uns im vorliegenden Falle die Darlegung der Spezialgeſchichte

*) Es iſt der Erbfolgeſtreit über die Meißner Mark, welcher, nach Heinrichs II. (von Eilenburg) Tode, das Haus Wettin, mit Markgraf Konrad, zur Regierung brachte. (1123.)

nicht die Pflicht des Erzählers zu sein schien, wiewohl wir auch so fürchten müssen, die Geduld unserer Leser schon ermüdet zu haben. Wir beeilen uns daher, dieselben nun in den Kaiserpalast einzuführen.

Der Kaiser hatte vor der Stadt schon die Begrüßungen einiger Edlen, die ihm entgegen geritten waren, darunter auch des Grafen Friedrich von Arnsberg, entgegen genommen, und an der Schwelle des Palastes die des Bischofs von Paderborn. Nach kurzem Verweilen im Audienzsaale hatte der Kaiser die Genannten, der späten Abendstunde wegen, entlassen und nur Richard in sein Gemach befohlen. Der Kaiser saß jetzt, nachdem er zu Nacht gespeist hatte, in einem sammtnen, mit Pelz verbrämten Hauskleide am Kamin eines kleinen aber kostbar geschmückten Zimmers, und um ihn standen einige Ritter seiner nächsten Umgebung, darunter auch Richard von Streitberg.

„Du bist übel gezeichnet, Richard!“ sagte der Kaiser: „Du hast da eine tüchtige Wunde auf der Stirn. Was hat's gegeben, Junker

Streitberg, die Verletzung ist noch ziemlich frisch. Rauferei gehabt? Das wird Deiner Braut, dem Fräulein von Arnsberg, wenig gefallen."

„Es ist eine unbedeutende Wunde, Herr!" entgegnete Richard, dem es unangenehm war, daß dieses Zeichens Erwähnung gethan wurde, obgleich er es als unvermeidlich vorher gesehen hatte.

Unter den Edlen aus des Kaisers Umgebung befand sich aber Mancher, der die Gunst, welche der junge Mann genoß, beneidete, und so warf einer derselben, ein kecker junger Edelmann, die Worte hin:

„Man sagt, daß der Junker von Streitberg neuerdings seine Wunden nicht aus dem Kampfe mit Männern, sondern mit — Weibern davontrage!"

Richards Augen flammten, er sah mit Schrekken, daß sein Abenteuer schon die Runde zu machen beginne.

„Wäre mein Schwerdt nicht durch des Kaisers Gegenwart in die Scheide gefesselt," rief er,

„so wollte ich Euch zeigen, Junker Rando, daß ich mit Euresgleichen —“

„Was soll das?“ rief der Kaiser. „Du, Rando, hast am wenigsten das Recht, den Junker Streitberg zu höhnen! Ich verbiete den Zwist in meiner Gegenwart und verbiete ebenso, daß Ihr Euch um Albernheiten schlagt. Die Wunde mag auf sich beruhen!“

„Wenn es Euch, mein Herr und Kaiser, gefiele,“ sagte Richard, „mir unter vier Augen Gehör zu geben, so wollte ich Euch das Abenteuer, welches mir diese Wunde gegeben hat, erzählen.“

„Warum nicht gar! Behaltet Eure Weibergeschichten für Euch! Ich erlasse Dir Deine Erzählung.“

„Es ist kein Abenteuer gewöhnlicher Art, nicht wie mein kaiserlicher Herr vermuthet —“

„Nun, das versteht sich! Für Dich ist die Geschichte natürlich überaus ungewöhnlich und interessant! Geht mir mit Euren Liebesgeschichten!“

Richard, der den Kaiser auf einer falschen Vermuthung sah, war gleichwohl zum Schweigen

verdammt, und trat beschämt und unwillig einige Schritte zurück. Ein Kämmerer erschien gleich darauf und meldete, daß Graf Gottfried von Kappenberg noch um eine Audienz bäte.

„So spät noch?“ sagte der Kaiser. „Nun, wenn unser frommer Graf die Nacht zur Audienzzeit machen will, so muß er wohl etwas Wichtiges vorzubringen haben! Er soll eintreten. Entfernt Euch — Richard, Du bleibst!“

Die Edelleute entfernten sich und Gottfried trat ein.

„Nun, Kappenberg, was giebts?“ fragte der Kaiser. „Ihr seht verwünscht niedergeschlagen aus!“

„Verzeiht, mein Herr und Kaiser, daß ich zu so später Stunde —“

„Zur Sache, Kappenberg, zur Sache! keine Vorreden!“

Gottfried erzählte nun in Kürze die Beleidigung und das Unglück, welches durch die Gewaltthätigkeit seines Schwiegervaters über sein Haus gekommen war, und legte seiner Gesinnung gemäß das Hauptgewicht auf das Verschwinden

des Bruders Aloiſius und die rohe Behandlung, welche die Ordensbrüder deſſelben erfahren hatten. Der Kaiſer ſprang nach Anhörung dieſer Erzählung in großer Erregung auf, und indem er mit haſtigen Schritten das Zimmer durchmaß, rief er:

„Das iſt eine verwünſchte Geſchichte, Kappenberg! — Aufrichtig geſagt, mir wäre es lieber, wenn anſtatt des Grafen Arnsberg ein Anderer die That begangen hätte! Dieſen Arnsberg habe ich nur mit Mühe zur Ruhe gebracht, aber er kann nun einmal nicht ohne Gewaltthätigkeiten und Schandthaten leben! Und dennoch — nein, es iſt gut, daß ich ihm endlich das Handwerk legen kann, es iſt Zeit, daß ich mit aller Strenge gegen ihn auftrete! — Wo iſt Aloiſius?“

„O, gnädiger Herr, das iſt eben das Unheil! Verſchwunden! Es heißt, Arnsberg habe ihn in den Brunnen auf dem Kappenberge werfen laſſen!“

„Das iſt arg! In der That! — Hattet Ihr die Beſtätigung ds Papſtes ſchon in Händen, als die That geſchah?“

„Ich hatte ſie weder, noch auch habe ich ſie jetzt.“

„Was? Noch immer nicht? — Daß man ſich von dieſem Pfaffenpack abhängig machen muß!“

„Gnädiger Herr!“

„Ich weiß, Kappenberg, das iſt nicht nach Eurem Sinne geſprochen! Jeder nach ſeiner Weiſe! Aber die Beſtätigung von Rom wird kommen. Ich habe die gegründetſten Hoffnungen, daß ſie kommen werde. Vor der Hand — werden wir ohne dieſelbe handeln. Euch ſoll Genugthuung werden für die Uebergriffe in Euer Eigenthum, die Schandthat gegen Aloiſius aber iſt eine Beleidigung gegen mich, denn ich hatte Eure Schenkung beſtätigt, ich habe das Geſuch nach Rom geſandt. Die Sache iſt alſo die meine! — Und müßte ich dieſem Teufel ſein Haus über dem Kopfe anzünden und die Wevelsburg dem Erdboden gleich machen, es ſoll geſchehen, um ihn endlich zu beugen. Eine Heeresabtheilung ſteht noch bei Lippſtadt, ſie genügt, um zwanzig ſolcher Raubneſter niederzureißen.“

„Gnädiger Herr, wäre es nicht beſſer, den Grafen erſt in Gutem zu einem Vergleich zu bewegen?“

„Das könnt Ihr mir rathen, Ihr — nun ja, Ihr ſeid ein frommer Mann! Vergeßt aber nicht, Kappenberg, daß meine Ritter nicht Kloſterleute ſein ſollen, daß wer ein Schwerdt führen kann, es auch führen ſoll! Ihr habt ſonſt bewieſen, daß Ihr's könnt! — Ihr kennt dieſen Arnsberg, wie ich — was ſind ihm Verträge? Ich muß ein großes Beiſpiel meines Richteramts geben, wenn ich vor dieſem und ähnlichen Köpfen endlich Ruhe haben ſoll!“

„Arnsberg's Anhang iſt groß, mein Herr und Kaiſer, Ihr wißt, daß er mit den mächtigſten Reichsfürſten in Verbindung ſteht. Sieht er, daß mit Gewalt gegen ihn verfahren wird, ſo iſt ſein Einfluß geeignet, eine furchtbare Partei aufzuregen. Sein Schloß, die Wevelsburg, ſteht unter dem geiſtlichen Schutze des Erzbisthums Mainz, es genügt ein Wort von ihm, und unſer alter ſchlimmſter Gegner, Adalbert von Mainz, ſpinnt die alten Fäden des Aufruhrs noch ein-

mal, um den Bürgerkrieg im Vaterlande zu erneuern. Nein, gnädiger Herr, solchen Aussichten gegenüber lasse ich meine Sache fallen oder — gebe sie päpstlicher Entscheidung anheim!"

„Thut Ihr, was Euch gut dünkt, ich werde handeln, wie es mir zukommt!"

Heinrich ging in großer Erregung im Zimmer auf und ab. Dann, nach einer Pause, blieb er vor Gottfried stehen und fuhr fort:

„Nein, Kappenberg, päpstlicher Entscheidung werdet Ihr diese Angelegenheit nicht überlassen. Wir wollen einen Vergleich versuchen — wir wollen Rechenschaft von Arnsberg fordern. Ist er noch in der Stadt?"

„Er ist gleich nach der Audienz auf die Wevelsburg zurückgeritten."

„So soll noch in dieser Nacht ein reitender Bote an ihn geschickt werden, mit dem Befehl, daß er sich morgen früh um zehn Uhr vor uns zu stellen habe! — Was zuckt Ihr die Achseln? Ihr meint, er werde sich nicht stellen? Nun, dann möge er sich wahren! Bei meiner Krone, dann werde ich ihm einen Besuch machen — und mag

daraus werden, was da will. Wie steht Arnsberg mit dem Bischof von Paderborn?"

„Sie lebten in Feindschaft. Nach ihrer heutigen Begegnung aber scheint eine Versöhnung stattgefunden zu haben."

„So! Eine Versöhnung? Und nach dieser That? — Sehr gut! Sehr glaublich! — Graf, wißt Ihr, was ich denke? Was der Wolf zerrissen hat, kommt als Beute auch dem Fuchs zu statten! — Die Pfaffen waren überall auffässig, wo Aloisius predigte, sie schimpften ihn einen Ketzer. Jetzt ist er verschwunden — da haben sie Ruhe vor den Geißelhieben seiner Worte, und lachen sich in's Fäustchen!"

„Mein Herr und Kaiser," nahm jetzt Richard zum ersten Male das Wort, „ich glaube, meinen Ohm, den Bischof, vor solchen Beschuldigungen vertheidigen zu können. Es wäre Unrecht, das gewöhnliche Maaß an ihn zu legen —"

„Es wäre etwas Gewöhnliches," rief der Kaiser heftig, „wenn sein geistliches Maaß ungewöhnlich voll wäre! Schweig, und mische Dich nicht in diese Geschäfte! Verehre Du Deinen

Ohm, indeß wir der Fährte unſers Biſchofs folgen! — Er ſoll morgen gegenwärtig ſein, wenn wir über Arnsberg verhandeln. Richard, geh und laß meinen Kanzler rufen. Ich ſage Dir zugleich gute Nacht."

Richard verbeugte ſich und ging.

„Kappenberg," ſagte der Kaiſer jetzt etwas leiſer, „was gilt's, Ihr ſeid meiner Meinung!"

„Ich geſtehe, daß mir der Verdacht ſchon aufgeſtiegen iſt."

„Ur ich geſtehe die Ueberzeugung, daß, wenn Arnsberg es nicht gethan hätte, die Geiſtlichkeit ſelbſt Euern Aloiſius über Seite gebracht haben würde. Redet mir nichts dagegen — ich kenne meine Leute aus langer Erfahrung! — Iſt Eure Frau bei ihrem Vater?"

„Ich habe ſie auf eine meiner Burgen, nach Bucke gebracht. Mit meinem Willen wird ſie jetzt das Haus ihres Vaters nicht betreten."

„Auf morgen alſo das Weitere, Kappenberg. Ich bekomme da zu meinen vielerlei hieſigen Geſchäften noch ein ſehr ernſtes."

„Nehmt meinen Dank im Voraus, mein Kaiser.“

„Spart ihn, noch iſt nichts geſchehen. Mein Kämmerer kommt. Gute Nacht!“ — —

Um im Zuſammenhange zu bleiben, wollen wir die Nacht überſpringen und gleich auf die nächſten Ereigniſſe in dieſer Angelegenheit übergehen.

Wir betreten einen prächtig gewölbten Saal, der ſein Licht durch drei große Fenſter erhält. Die Fenſter ſind dreitheilig, im byzantiniſchen Style, und ihre Unterabtheilungen durch kleine Säulen getrennt. Die Wände ſind mit Darſtellungen aus der Heiligengeſchichte ausgemalt, zwar noch in der rohen, unbeholfenen Art jener Zeit, die noch zu keiner eigentlichen Kunſtſchöpfung durchgedrungen iſt, aber doch ſind es Wandgemälde, die für ausgezeichnet galten und ſomit den Zweck ihrer Aufgabe erfüllten. An den Wänden herum zieht ſich eine Wandbank von Eichenholz, welche feſtgemacht iſt, zu den etwas hohen Fenſterſitzen führen Stufen, die mit wollenen Teppichen belegt ſind. Eine thronartige Erhöhung

über dem mit Granitplatten gepflasterten Fußboden beherrscht die ganze Länge des Saales und ist von einem purpurnen Baldachin überragt. Auf dem bunten gestickten Teppich steht, etwas zur Seite des Throns, ein großer Eichentisch mit gewundenen Füßen, bedeckt mit Quartanten und Pergamenten.

Der Kaiser hat seine Sitzung und Audienz pünktlich und auf die Minute begonnen. Der Saal ist angefüllt mit Rittern und Edeln, der Bischof sitzt am Tische neben dem Thron und hinter ihm steht sein würdiger Cajetan. Schon mancherlei weltliche Geschäfte hatte der Bischof dem Kaiser vorgetragen und schon eine halbe Stunde war über die gesetzte Zeit hingegangen, ohne daß Graf Arnsberg noch erschienen war. Schon hatte Gottfried von Kappenberg den Kaiser, dessen erzürnte Aufregung immer drohender werden zu wollen schien, dringend beschworen, sich noch zu gedulden, und jetzt auch bei der dritten Erkundigung nach dem Grafen wußte der Bischof gewandt noch einige Deputationen der Bürgerschaft in die Verhandlung einzuschieben, welche

den Kaiser um die Bestätigung einiger Gerechtsame angingen. Schon aber war eine Stunde des Wartens vergangen, und jetzt erhob sich der Kaiser und rief mit donnernder Stimme: „Ist Graf Arnsberg noch nicht erschienen?“

„Er kommt!“ riefen mehrere Stimmen, und durch die geöffnete Thür, dem Thron gegenüber, trat die riesenhafte Gestalt des Grafen Friedrich von Arnsberg.

Von den hohen, breiten Schultern blickte ein mit dichtem, schwärzlichem Haar bedecktes Haupt stolz auf seine Umgebungen herab, ein wilder Bart umgab den untern Theil des Gesichts, aus welchem die gebogene Nase und die von schwarzen Augenbrauen halb verborgenen Augen scharf hervortraten. Ueber einem schwarzen Untergewand trug er einen verrosteten Kettenpanzer, das Schwerdt an der Seite fehlte nicht, und die ganze Erscheinung des Grafen machte den Eindruck einer so dämonischen Größe und Gewalt, daß ihm die Ritter zu beiden Seiten freiwillig Platz machten, und er trotzig durch die ganze Länge des Saales

auf den Thron zuschritt. Hier verneigte er sich nur kurz und sprach:

„Der Kaiser hat mich zu sich entboten, hier bin ich."

„Graf von Arnsberg," sagte Heinrich, indem er sich zur Gelassenheit zwang, ohne daß es ihm ganz gelingen wollte, „Ihr habt unsre Geduld übermäßig auf die Probe gestellt!"

Arnsberg neigte sein Haupt ein wenig, stützte sich auf sein Schwerdt und schwieg.

„Es sind Klagen wider Euch gekommen, die Euch mir noch immer als den trotzigsten meiner Vasallen zeigen. Ihr habt Frevelthaten begangen, für welche Ihr Euch vor meinem Throne schwerlich werdet rechtfertigen können. Was sagt Ihr zu der Zerstörung des Schlosses Kappenberg?"

„Daß ich die That gethan habe!" entgegnete Arnsberg fest.

Des Kaisers Mienen zeigten den heftigsten Zorn. „Ihr habt," rief er, „trotzdem, daß ich die Schenkung Eures Schwiegersohnes bestätigt habe, die Brüderschaft des neuen Ordens auf's

Nichtswürdigſte behandelt! Wo iſt ihr Stifter, Bruder Aloiſius?“

„Ich weiß es nicht!“

„Zum Teufel, redet, Graf! Oder bei allen Heiligen, ich ſpreche für Eure Schandthat die Acht über Euch aus!“

Ein höhniſches Lächeln drang unter dem Barte Arnsbergs empor, und indem er ſein Schwerdt ein wenig erhob und es klirrend wieder auf den Boden ſetzte, begann er: „Wohlan, ich will reden, und zwar kurz, wie ich zu handeln gewohnt bin! Durch jene Schenkung des Grafen Kappenberg wird ſein Weib, meine Tochter, in ihrem Eigenthum verkürzt, und ſomit erkläre ich, ihr Vater, die Schenkung für ungültig!“

Der Kaiſer legte die geballte Fauſt auf die Lehne ſeines Thronſeſſels, Arnsberg aber fuhr fort:

„Wenn meine Tochter ihre Einwilligung gegeben hat, daß ihre Güter dem Orden des Pfaffen Aloiſius übermacht werden ſollen, ſo war ſie von jenem Pfaffen beſchwatzt, war durch ſeine ketzeriſchen Lehren bethört worden. Weder dieſe

Gesinnung, noch die Schenkung stand mir an. Den Ketzer wußte ich auf dem Kappenberge, und um mich seiner zu versichern, zog ich dorthin. Ich forderte nur ihn, man sollte ihn mir herausgeben, und da es nicht geschah, brach ich die Burg, um mich seiner zu versichern! Ich habe gethan, was mir zukam, wie ein Mann handeln muß, wenn er sieht, daß die Vernunft durch Irrlehrer bethört wird! Ich hab's gethan und bin zufrieden, daß ich's that."

„Und seid zufrieden, daß Ihr's thatet? Nun, so seid auch mit den Folgen Eurer That zufrieden! So also haltet Ihr meinen Reichsfrieden, so die Gesetze, so die Ordnung, die ich endlich im Reiche hergestellt habe! — Arnsberg, Ihr treibt mich zum Aeußersten! Ihr behauptet gehandelt zu haben, wie ein Mann handeln muß? Wie ein Wahnsinniger, ein Verbrecher, wie ein — Nichtswürdiger habt Ihr gehandelt!"

Arnsberg fuhr bei diesen Worten nicht auf, aber langsam dehnte er sich empor, und während er den Kaiser mit einem furchtbaren Blicke ansah, schien es allen Anwesenden, als wüchse seine

Hünengestalt um eine Kopfeslänge. Doch auch Heinrich stand ihm mit eiserner Festigkeit gegenüber, und erwiderte seinen Blick durch die drohendste Gewalt seines Auges.

„Stets wart Ihr unter den Ersten," fuhr er fort, „wenn es galt, Aufruhr gegen Euer königliches Oberhaupt anzustiften, und auch jetzt steht Ihr da als ein Rebell gegen die kaiserliche Würde! Ihr habt den Reichsfrieden verletzt, Ihr habt wider meine persönlichen Befehle und Gebote gehandelt, denn jene Schenkung, die Ihr in Eurem Trotz für ungültig erklärt, hatte ich bestätigt! Wie ein Tiger fallt Ihr in das Haus Eurer Tochter, brennt es nieder, begeht in Einer That drei Verbrechen — wider Euer Oberhaupt, wider die Kirche, wider Eure Familie!"

„Wie man die Bande der Familie ehrt, darin empfing ich Unterricht bei einem Manne, der den Jahren nach mein Schüler hätte sein können, aber ich sollte der seine werden. Ich erinnere mich jener Sturmesnacht am Rhein, als Vater und Sohn mit einander im Kriege waren, ich erinnere mich jenes Augenblicks im Zelte, da

Heinrich der Vierte vor seinem Sohne auf den Knien lag, um den Frieden zu erlangen! Der jammernde Greis flößte mir Mitleid ein, aber Heinrich der Fünfte legte seinen greisen Vater in Banden und setzte ihn gefangen!"

Das war zu viel. Heinrich sprang auf, stürzte vom Throne, mit einer Bewegung, als wollte er den Grafen bei der Brust fassen, und des Arnsberg Ruhe, da derselbe unbeweglich und auf sein Schwerdt gestützt dastand, schien seine Wuth zum Gipfel zu bringen. Gottfried und einige Edle warfen sich dazwischen, und der Kaiser schien sich zu fassen. Eine Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, aber seine Augen und seine Mienen zeigten, daß er einen jener Momente lebte, wo es hieß, sein Herz sei von Eisen oder Marmor.

„Graf von Arnsberg," sagte er kalt und schneidend, „dies Wort verzeiht der Herr seinem Knecht, der ihn nicht beleidigen, den er aber züchtigen kann. Für Eure Verbrechen aber führe ich Eurer Burg ein Heer entgegen, und sie soll fallen, ehe diese Sonne sich zum Untergange neigt!"

„Vortrefflich! Wir kennen einander in feindlichen Schlachtreihen," ſagte Arnsberg. „Ich erinnere mich des Tages bei Andernach — wir waren beide Heerführer!"

Dieſe Erwähnung der Niederlage des Kaiſers gegen das Heer der Vaſallen, an deren Spitze Arnsberg ſtand, ſchien die Eisruhe Heinrichs noch einmal erſchüttern zu wollen, aber es zuckte nur wie ein Krampf durch ſeine Züge und ſie waren wieder kalt und unbewegt. Jetzt aber warf ſich, während alle Zuſchauer dieſer Scene vor Schreck und Erwartung gefeſſelt ſtanden, der Biſchof in's Mittel und ſprach:

„Mein kaiſerlicher Herr, vergönnt mir, daß ich einige Worte mit dem Grafen Arnsberg insgeheim ſpreche. Dieſe verwickelte Angelegenheit eignet ſich nicht für die Oeffentlichkeit, und ich habe einige religiöſe Gründe, die ohne Frage bei dem Grafen in's Gewicht fallen werden."

Arnsberg ſah den Biſchof erſtaunt und mit verächtlichem Blicke von oben bis unten an, und wollte entgegnen, Heinrich aber nahm das Wort:

„Des Grafen Arnsberg Verbrechen gehört vor meinen Richterstuhl, es bedarf daher keiner kirchlichen Vermittelung, sondern meinem Befehl hat er sich zu unterwerfen!“

Mit höhnischer Miene blickte Arnsberg, auf sein Schwerdt gestützt, vom Bischof zum Kaiser und vom Kaiser wiederum zum Kirchenfürsten. Letzterer aber begann nochmals in sanftem und eindringlichem Tone:

„So will ich denn, mein gnädiger Herr, mein geistliches Amt dabei nicht in Erwägung ziehen, sondern nur als ergebener Knecht, aber zugleich als Freund meines Kaisers meinen Vorschlag wiederholen, um Mißverständnissen vorzubeugen, die mich, so wie diesen glänzenden Kreis Eurer getreuen Vasallen auf's Schmerzlichste betrüben würden.“

Gottfried trat bei diesen Worten einen Schritt hervor und schien des Bischofs Vorschlag unterstützen zu wollen, schon aber erhob sich' schnell entschlossen der Kaiser und sagte:

„Es sei! Eine Viertelstunde gebe ich dem Schuldigen Bedenkzeit. Dann kehre ich zurück,

und wenn Graf Arnsberg sich dann nicht zur Wiedererstattung dessen, was in Flammen aufgegangen ist, und zur Auslieferung des Aloisius und seiner Ordensbrüder versteht, so fälle ich den Richterspruch!"

Mit diesen Worten verließ der Kaiser seinen Sitz und entfernte sich mit dem ganzen Gefolge, indem er in den Schloßhof hinabstieg, um einige schöne Pferde von vorzüglicher Zucht, welche er behufs der Ankaufung dahin bestellt hatte, vorreiten zu lassen.

Der große Saal war leer, nur Arnsberg und der Bischof stiegen die Stufen zu einem Fenster hinan, und Cajetan stand in einiger Entfernung am Tische und blätterte in einem Quartanten. Was die Beiden in der Fensternische sprachen, können wir nicht verstehen, da die Verhandlung sehr leise geführt wird. Der Bischof spricht zuerst sehr schnell und angelegentlich, und der Graf öffnet die Augen plötzlich größer als sonst. Dann spricht auch er und ein Lächeln höchster Genugthuung verklärt des Bischofs Antlitz. Beide verlassen darauf, wie es scheint in völliger

Uebereinſtimmung, das Fenſter, dann erhält Cajetan einen geheimen Auftrag und eilt unhörbar zu einer Nebenthür des Saales hinaus.

Gleich darauf fliegen vier Edelknappen herein, ſtellen ſich zu beiden Seiten der Hauptthür auf, der Kaiſer ſchreitet durch den Saal zu ſeinem Thronſeſſel und das Gefolge ordnet ſich um ihn her.

„Wie haben wir uns gegen den Grafen Arnsberg zu verhalten?“ fragte Heinrich.

„Mein kaiſerlicher Herr,“ entgegnete der Biſchof, „die kleinen Mißverſtändniſſe zwiſchen Euch und Sr. Gnaden, dem Herrn Grafen, ſind durch die Vermittelung der Kirche ausgeglichen. Gründe der Religion haben, wie ich vorausſah, die Anſichten Eures getreuen Dieners, des Grafen Arnsberg, verändert.“

Der Kaiſer warf dem Biſchof einen ungläubigen Blick zu, Arnsberg aber nahm das Wort und ſagte:

„Es iſt, wie Seine Eminenz es ſagt. Ich bin erbötig, das Schloß Kappenberg wieder aufzubauen, zu einer Burg, einem Geſtüt, einem

Kuhstall, einem Kloster, oder was Graf Gottfried sonst dort aufführen lassen will. Die gefangenen Ordensbrüder sollen noch heut in Freiheit gesetzt werden."

„Arnsberg!" sagte der Kaiser, „das ist Euer Entschluß?"

„Mein fester Wille!"

Ein leises Geräusch des Erstaunens ging durch den Saal.

„Aber Aloisius selbst — auch ihn gebt Ihr heraus?"

„Das steht im Augenblick nicht in meiner Macht. Er ist entkommen, ich habe ihn nicht in Gewahrsam gehabt. Aber ich verspreche, selbst Boten auszusenden, die ihn aufsuchen und im Triumph zurückbringen sollen!"

„Arnsberg, es geht die Rede, Ihr hättet ihn tödten lassen! Er ist nicht in den Brunnen auf dem Kappenberge geworfen worden?"

„In den Brunnen? Ich hätte ihn tödten lassen? Ich? — Was liegt mir im Grunde an dem winzigen Wurm? — Ich sehe jetzt, daß es thöricht war, mich überhaupt seinetwegen zu

rühren. Bei meiner Ritterehre erkläre ich, daß ich ihn nicht habe tödten lassen! Wenn denn aber meinem Kaiser so viel an dem Pfaffen liegt und er, wie ich die Vermuthung habe, noch lebt, so erbiete ich mich, denselben aufsuchen zu lassen. Zugleich aber versichere ich meinen Herrn und Kaiser meiner ergebenen Vasallentreue und bitte ihn, zum Zeichen seiner Huld, daß er mich mit seinem Hofe auf meiner Wevelsburg mit einem Besuche beehre."

Das war mehr, als Heinrich oder irgend Einer aus seiner Umgebung erwartet hatte, und Manchem mußte sich der Gedanke aufdrängen, daß die überzeugende religiöse Gewalt des Bischofs eine ungeheure sein müsse, da er den dämonischen Trotz des Grafen Arnsberg damit gebändigt hatte. Arnsberg wurde in Gnaden entlassen, auch der Bischof beurlaubte sich, und als die Versammlung sich zerstreute und der Kaiser allein in seinem Zimmer auf und nieder schritt, war er überzeugt, daß dies nicht das Ende des Streites, sondern der Anfang neuer Verräthereien sei. Der übermüthige Vasall hatte alte Wunden Heinrichs auf-

gerissen, und dieser war nicht nur weit davon entfernt, ihm dies jemals verzeihen zu wollen, sondern rüstete sich, auf alle Fälle seinem Erzfeind gegenüber schlagfertig zu sein. Ein Eilbote wurde insgeheim abgesendet, um die Truppen, welche bei Lippstadt standen, in der nächsten Nacht nach Paderborn rücken zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Es war gegen Abend, als Richard sich nach der Schmiede des Meister Walram begab, bei welchem er seiner Waffen wegen vorsprechen zu müssen behauptete. Eigentlich aber zog ihn etwas Anderes hin, was vielleicht ein eben so großes, wenn nicht größeres Interesse für ihn zu haben begann, wenngleich er es sich selbst noch kaum gestehen mochte. — In der Schmiedehalle war Arbeit vollauf, die Ankunft des Kaisers und seines Trosses hatte noch mehr Hände in Bewegung gesetzt, als ihrer sonst das geräuschvolle Werk zu betreiben pflegten. Die Bälge pusteten, die Heerde prasselten in Funkenfeuerwerken, die Hämmer dröhnten auf den Ambossen, und Gesellschaft aller Art hatte sich eingefunden. Richard drängte sich durch

die erste Halle, um in den, durch einen Bretterverschlag abgesonderten Theil des Raumes, zum Meister selbst zu gelangen. Dort hingen Helme, Harnische, Schwerdter an den Wänden umher, anderes Waffenzeug lag haufenweis auf dem Boden. Eine Lampe hing vom Gewölb herab und erleuchtete den Raum nur zum Theil, und dieser geringe Lichtapparat deutete ihm an, daß der Meister nicht zu Hause sei. Richard blieb einige Minuten stehn, indem er einige Schwerdter von der Wand nahm und betrachtete, und schon wollte er sich wieder entfernen, als Frau Gerberga die Treppe herab kam.

„Gott zum Gruß, Frau Meisterin," rief der junge Ritter. „Der Meister scheint nicht daheim zu sein?"

„Viel Dank, Junker! In Geschäften aus, es giebt Arbeit vollauf! Man weiß nicht, wo Einem der Kopf steht!"

„Ei, wer den seinigen so frisch und wacker trägt, wie die schmucke Frau Gerberga, der kann ihn nicht verlieren!"

Die Schmeichelei machte sichtlichen Eindruck auf die Meisterin, sie sah den Ritter schalkhaft an

und knixte ein wenig. „I nun," erwiederte sie, indem sie mit der Hand über die weiße Schürze strich, „man schafft sein Tagewerk und schaut zu, wie man durchkommt!"

„Wenn ich nur wüßte, was andere Frauen machen, daß ihnen die Hauben niemals so vortrefflich stehn, als der Frau Gerberga! Der Meister muß ein glücklicher Mann sein! Angesehn in seinem Handwerk und dabei im Besitz einer so liebwerthen Hausfrau zu sein, das nenn' ich Glück. Ihr könnt keine fünfundzwanzig Jahr alt sein, Frau Gerberga!"

„Ei geht, Herr Junker!" rief die Meisterin halb lachend. „Ein Jahrer zehn werden's drüber sein! Ihr seid gar zu gütig! Man hält sich eben wie's geht, und wenn man frisch und munter bleibt, ist man eben schmuck, wie's der Herr zu nennen beliebt! Ja, vor ein zehn Jahren, da hätt' sich's noch der Müh verlohnt in den Spiegel zu gucken, jetzt ists Gottesgnade, wenn unter der Haube mehr als Runzeln zu sehen sind. Arbeit, Junker, und Zeit bringen vorwärts und zurück, wie man's nimmt!"

„Und gewiß habt auch Ihr die Fülle zu thun! Sind auch bei Euch fremde Gäste im Quartier?“

„Fremde Gäste? Nicht eben — nein — nun ja doch! Es ist nur ein Besuch. Meine Schwester ist bei mir.“

„Habt Ihr eine so junge Schwester?“

„Jung? daß Gott erbarm, zehn Jahr älter als ich, da hats mit der Jugend ein End! Ja wie so denn, junge Schwester?“

„War mir's doch, als hätt ich ein ganz junges Gesicht von der Straße aus am Fenster gesehen.“

Der Ritter hatte durchaus nichts gesehn, er verfolgte ein System des Ausforschens, welches er sich selber kaum zugetraut hatte. „Aber ich täuschte mich vielleicht,“ fuhr er fort, „es war vielleicht Euer eigen Gesicht!“

„Ei du meine Güte, nein, da bin ich doch älter.“

„Aelter? Als wer?“ —

„Je nun — als Ihr meint, daß Ihr gesehen habt.“

„Ich weiß nicht, was meine Augen dann mir vorgespiegelt haben. War mir's doch, als säh' ich ein schönes Antlitz, von schwarzem Haar umgeben.“

„Ich bitt Euch, schweigt, Junker! Heiliger Augustin, dacht ich mir doch gleich, daß es nicht geheim bleiben würde!“

„Es bleibt unter uns, Frau Gerberga! Ist sie gestern Abend angekommen?“

„Nicht doch, spät in der Nacht! — Aber wie denn? Ihr wißt, Junker? Himmlischer Vater — was wißt Ihr denn?“

„Frotolf hat sie Euch gebracht, nicht wahr?“

„Auch den kennt Ihr? Junker, ich hab Euch nichts verrathen! Ihr scheint um Alles zu wissen! Er hat mir heiliges Stillschweigen geboten!“

„Haltet das ferner, Frau Meisterin! Ich versichere Euch, es bleibt unter uns!“

„Nun wahrhaftig, Ihr nehmt mir eine Last von der Seele! Mir zittern die Knie vor Schreck! Also Ihr wißt um die Sache, Ihr kennt sie?“

„Vollkommen!“ entgegnete Richard, obgleich er noch so gut wie nichts wußte. „Sie ist doch gesund und glücklich angekommen?“

„Da hat's keine Noth, ganz wohl auf! Aber es ist eine Arbeit und Qual mit ihr!“

„Das will ich glauben! Bei ihrer heftigen Gemüthsart —“

„Ja, recht ſo, heftige Gemüthsart, das iſt das Wort! Nicht auszukommen iſts mit ihr!“

„Was treibt ſie den Tag über?“

„Gar nichts Geſcheits! Frotolf hatt' es meinem Manne und mir auf die Seele gebunden, wir ſollten ſie nicht heraus laſſen, ſie ſollt wo möglich nur nach dem Hof hinaus wohnen! Aber da iſt kein Halten! Sie kommandirt, daß es eine Art hat, und wir wagen nichts zu ſagen, ſie hat ſo eine Art —“

„Ihr dürft ſie nicht ſo beſchränken, werthe Frau Meiſterin, ſie iſt das nicht anders gewohnt, ja, ſie iſt —“

„Nicht wahr? Ja, ich hab's mir gleich gedacht, daß ſie was mehr iſt! Eine Grafentochter wenigſtens — oder wie? gar noch mehr? Natürlich — Jeſus, der Kaiſer iſt ja hier! Daß ich darauf nicht gleich verfallen bin! Hätt' ich doch nicht gedacht, daß ich ſo vornehmen Beſuch hätte!“

„Aber ſprecht nicht ſo laut, Frau Meiſterin, man könnte uns drüben hören!“

„Ja wahrhaftig! Also Ihr kennt das Fräulein! Bitte, sagt mir doch — ich bin verschwiegen.“

„Das ist nicht möglich, aber eines Tages sollt Ihrs erfahren!“

„Ei was — so so — ja, ich verstehe!“

„Haltet sie gut, und laßt ihr so viel Willen, als es in ehrbarer Weise möglich ist.“

„Gott steh mir bei! Da könnt Ihr auf mich rechnen! Jetzt bin ich erst recht im Schick mit ihr, aus dem Frotolf war nichts herauszubringen.“

„Frotolf besucht Euch wohl öfter?“

„Nicht gar zu oft, Gott sei Dank! Mein Mann hat's öfter geheim mit ihm. Wißt Ihr, Junker, ich mag ihn nicht!“

„Warum? Er hat doch ein ernstes, gesetztes Wesen!“

„Das hat er, ja, da habt Ihr recht. Aber er ist immer so geheim — wißt Ihr, die Gesellen sagen — still, es hört's doch Niemand? — sie sagen, er gehöre zu — —“

Frau Gerberga's Eröffnung wurde unterbrochen durch den Ruf der Frau Marketrud, welche

herabkam, um die Schweſter zu Hülfe zu rufen: „Komm herauf,“ rief ſie, „ſie will ſich nicht halten laſſen, die verwünſchte Kreatur!“

„Um Alles in der Welt, red' nicht ſo von Kreatur, Schweſter!“ rief die Meiſterin. „Denk doch nur, der Junker kennt ſie und weiß Alles! Wir haben ein vornehmes Fräulein im Hauſe!“

„Ach du allmächtige Güte!“ entgegnete Frau Marketrud, indem ſie herbeieilte. „Ich hab's gleich geſagt, ich hab's gleich geſagt! Ein vornehmes Fräulein! Nein, ſo was lebt nicht! Ja, da mag's ihr wohl zu eng droben werden!“

„Iſt ſie ſo unruhig?“ fragte Richard.

„Ja, das iſt unruhiges Blut,“ entgegnete Frau Marketrud, „jetzt iſt's mir begreiflich! Gleich als ich ſie brachte, und der Frotolf ihr gebot, ſie ſollte dahinten bleiben, fragte ſie nach dem Biſchof und nach weiß Gott wem, und wollte — ans Straßenfenſter!“

„Nein, Schweſter!“ rief die Meiſterin, „erſt ſaß ſie ganz ruhig dahinten und ſchwieg. Und dann bracht' ich Euch ein Weinſüppchen, weil's kalt

war und ihr zu Nacht kommen wart, und jedem zwei Semmelwecken. Du aßest Dein Theil, sie aber mocht' nichts anrühren. Da sprach ich ihr Muth ein und sagte: Iß doch, und stärk Dich, sagt ich, es wird Dir wohl thun nach der scharfen Nachtluft!"

„Ja da war gut reden!" fiel Frau Marketrud ein. „Iß, sagte auch ich, die Schwester versteht sich drauf, das Weinsüpplein ist gut, es ist Honig drin und Aepfelscheiben."

„Nein, es waren Birnenscheiben, Schwester!" eiferte die Meisterin; „von den großen Spätbirnen in der Ecke, der Baum hat wenigstens zwei Scheffel getragen! Gut, sagt ich, ich dringe Niemand was auf, und wer mein Süpplein nicht mag — ich versichere Euch, Junker, es war ein Viertelquart Honig dran, wir halten selber Bienenstöcke draußen im Garten vor dem Thor, neben des Lohgerbers Garten — ja wenn Einem die Buben nur nicht immer bei den Aepfeln wären, ich hab' erst letzt einen ordentlich erwischt." —

„Richtig," sagt die Schwester, „wer mein Süpplein nicht mag, dem thu' ich keinen Zwang

an! Aber denkt Ihr, daß sie was angerührt hat? Auf einem Stuhl blieb sie sitzen die ganze Nacht und hat kaum geschlafen. Morgens hat sie denn das Süpplein gegessen, wollt aber nicht in der Kammer bleiben."

„Und lief ans Straßenfenster und schaut heraus und fragt nach dem Bischof und dem Kaiser und nach allerhand Rittern und Herren, was weiß ich! So ging's den ganzen Tag, und wenn wir sie wegführen wollten ins Hinterzimmer, stieß sie uns zurück, die Unbändige — Gott verzeih mir's, das Fräulein!"

„Nachher hat sie gesponnen, und das muß man ihr lassen, sie zieht ihren Faden sauber und klar! Gesponnen und kein Wort gesprochen. Dann stützt sie plötzlich die Arme auf den Tisch und sieht vor sich hin und spricht wie im Traum: Und er ist doch gerettet, er sollte bei uns nicht zu schanden werden! — Wer, frag ich, soll nicht zu schanden werden? Ja, da konnt' ich lange fragen! Hernach spinnt sie wieder, und läßt das Rädel wieder stehn und sagt: Er muß aufzufinden sein, ich warte nicht länger, er soll mich zum Kaiser

führen! Und dann geht sie oben im Stübel herum und macht ein Wesen, daß mir angst und bange wird. Und darum kam ich herunter. Komm nur herauf, Schwester, oder bring Deinen Mann mit, es thut Noth, daß man sie an die Kette legte!"

„Schweigt, Weiber!" rief plötzlich eine gebieterische Stimme, und hinter ihnen stand Wolfhilt. Die Frauen fuhren mit einem Schrei auseinander und falteten die Hände, indem sie sich ängstlich umsahen. Wolfhilt trug noch ihr grobes Gewand, welches mit einem Ledergut um den Leib befestigt war, aber das große Kopftuch fehlte, und ihr dunkeles Haar war in starken reichen Flechten um den Kopf geschlungen. Ihre plötzliche majestätische Erscheinung wirkte so bedeutend auf den jungen Ritter, daß er einen Schritt zurück trat und sich ehrfurchtsvoll verbeugte. Als dies die Frauen sahen, begleiteten sie Richards Verbeugung mit einem tiefen Knix und blickten ihre Pflegebefohlne bestürzt und erwartungsvoll an.

„Geht hinauf, Weiber!" sagte Wolfhilt. „Was der Ritter wissen soll, erfährt er am besten durch mich selbst!"

Die Frauen sahen den Ritter fragend an, und als dieser ihnen einen Blick zuwarf, der im Einklange mit Wolfhilts Aufforderung stand, entfernten sich beide, nicht ohne sich noch einigemal erstaunt umzusehen. Als das Mädchen sich mit Richard allein sah, gab sie ihm einen Wink, und er folgte ihr in einen Winkel der Werkstätte, wo es noch dunkler war, und hier, hinter einem Berge von aufgeschichteten Harnischen und anderm Rüstzeug sagte sie:

„Es ist gut, daß ich Euch endlich einmal sprechen kann, Ritter! Zu Hause in unserm Thurm konnte ich's nicht. Was macht Eure Wunde?"

„Laßt die Schramme endlich gut sein, Fräulein!" entgegnete Richard. Er hatte sie bei ihrem Namen anreden wollen, aber das Wort Fräulein saß ihm plötzlich auf der Zunge, und es schien der gebührende Titel zu sein, da Wolfhilt ihn vollkommen gelten ließ.

„Was denkt Ihr nur von uns?" fuhr sie fort. „Ihr kommt als Fremder in unsere Nähe, werdet mit einem Wurf empfangen, der Euch

hätte das Leben kosten können. Kaum habt Ihr Euch erholt, so werdet Ihr wie ein Gefangener behandelt, werdet von einem Weibe gezwungen, Euch in einen Ringkampf mit ihr einzulassen, besiegt sie, was sich die Thörin hätte vorher sagen können, und eine Stunde darauf entgeht Ihr kaum der Gefahr vergiftet zu werden! Ihr müßt glauben in eine Höhle mörderischer Teufelinnen gefallen zu sein!"

„Eine von den beiden," entgegnete Richard, „die Ihr mit diesem Namen belegt, hat sich vielmehr als meine Retterin gezeigt, wofür ich ihr mein Leben lang verpflichtet bin."

„Ach, ich wünschte, Ihr lerntet auch von der Anderen besser denken! Gundosara ist fürchterlich in ihrem rachesüchtigen Zorne! Er ist ihre Lebensluft, ihr ganzes Dasein hängt an der Hoffnung einer einstigen blutigen Rache an ihren Feinden. Auch mich hat sie in diesem Sinne erzogen, die ersten Worte, welche ich stammeln lernte, waren Verwünschungen und Flüche. Von Kindheit auf wurden durch sie alle meine Gedanken in diesen einen Kreis gebannt, und mein

Geist hätte denselben Verirrungen unterliegen müssen, wie der meiner Mutter, wenn mir nicht durch Frotolf ganz andere Kreise des Denkens und der Empfindung aufgeschlossen worden wären. Die Lehren des Christenthums, von welchen sich meine Mutter höhnisch abgewendet hatte, um ihrem Rachegefühl bei alten heidnischen Gebräuchen und Zauberformeln zu fröhnen, diese wären es, die mich erfüllten, und meine angeborne und noch mehr anerzogene Wildheit einigermaßen bändigten. Aber das mußt' ich vor der Mutter tief verborgen halten, sie hätte mir als einer Abtrünnigen geflucht. So sah ich ihrem Treiben zu und die Gewohnheit machte es mir zu etwas weniger Schrecklichem, ja sogar Gleichgültigem. Ich mußte ihre Gebräuche mitmachen, und nahm sie wie etwas, dem man einmal nicht aus dem Wege gehen kann. — Sie hat schreckliche Schicksale über sich ergehen sehen, die arme Mutter!"

„Sie mußten wohl schrecklich sein, wenn sie eine solche Gemüthsart hervorbringen konnten. Jetzt aber erlaubt mir die Frage: wie stehe ich

zu ihren Schickſalen in Beziehung, daß ihr mein Tod erwünſcht zu ſein ſchien?"

„Euer Leben, Ritter, wäre ungefährdet geblieben, wenn Ihr nicht — der Neffe des Biſchofs von Paderborn wäret."

„Des Biſchofs? Wie aber verdient mein würdiger Oheim den Haß Eurer Mutter?"

„Ihr mögt ihn würdig nennen, Euch zeigt er ſich vielleicht würdig, er iſt Euer Oheim! Wir kennen ihn anders!"

„Ihr ſetzt mich in Erſtaunen! Darf ich nicht wiſſen, wodurch mein Oheim Euren Haß verdient hat?"

„Niemals, fragt nicht danach!"

„Laßt mich's wiſſen! Ich bin überzeugt, daß ein unglückſeliger Irrthum hier waltet. Mein Oheim iſt edel, ich verbürge mich für ihn! Man hat ihn bei Euch angeſchwärzt. Nennt mir den Verläumder, und bei Gott, ihm und Euch ſoll Genugthuung werden!"

„Dies edle Feuer macht Euch Ehre, muß aber zurückgedrängt werden, denn weder uns

würde es nützen, noch Euch, geschweige denn dem Bischof!"

„Ihr sprecht in lauter Räthseln, Fräulein! Kann ich denn nichts zu meines Oheims Rechtfertigung thun? Und kann ich's nicht, muß ich nicht auch durch die Schuld der Verleumdung in schlechtem Lichte bei Euch stehen?"

„Ich bin überzeugt, daß Ihr von Eures Oheims Verbrechen nichts wißt. Ihr seid frei von aller Schuld!"

„Verbrechen? Hat sich denn alle Welt verschworen, meines Oheims Ehre in Zweifel zu ziehen? Nun denn, so bin ich entschlossen, offen vor ihn zu treten und ihn zu fragen, welch unseliges Ereigniß Euch zu seinen Feinden gemacht hat!"

„Richard! Um Alles in der Welt, das darf nicht sein!"

Wolfhilt erröthete in dem Bewußtsein, daß ihr Eifer sie zu weit geführt habe, während auf den jungen Ritter die Freiheit, die sie sich nahm, ihn bei seinem Vornamen zu nennen, einen sehr angenehmen Eindruck machte.

„Ihr müßt mir verſprechen," fuhr ſie dann ruhiger fort, „keinen Schritt dieſer Art zu thun, es könnte uns in noch größeres Verderben bringen. Wollt Ihr mir aber Verſchwiegenheit geloben, ſo will ich Euch etwas anvertrauen. — Später könntet Ihr uns ſogar nützen."

Richard verſprach, was ſie verlangte.

„Wohlan," ſagte Wolfhilt, „ſo will ich Euch in Kürze die Geſchichte unſeres Unglücks erzählen. Meine Mutter iſt eine Edle von Iburg, aus einem alten ſächſiſchen Geſchlechte, deſſen Schloß einſt auf einem Berge an den Ausläufern des Osning ſtand. Die Mauern ſtehen noch, auch der Name der Burg iſt noch derſelbe, aber nicht mehr iſt es der Sitz des alten Rittergeſchlechts, ſondern — ein Kloſter. Den Namen meines Vaters verſchweige ich Euch. Gundofara folgte ihm aus dem Hauſe ihres Stammes an den Rhein, wo er, ein tapferer, ritterlicher Graf, ſeinen Stammſitz hatte. Er war — ein Verwandter des Biſchofs. Mein Vater fiel in einer der letzten Schlachten, die der unglückliche Kaiſer Heinrich IV. gegen ſeinen aufrühreriſchen Sohn führen

mußte, er fiel an seines greisen Fürsten Seite, fiel durch die Hand des Mannes, der jetzt Bischof von Paderborn ist — er wurde es schnell! Mit blutiger Hand aus dem Aufruhr heimkehrend, empfing er die geistlichen Weihen! So wurde meine Mutter zur Wittwe, da mein Bruder kaum drei Jahre, und ich ein halbes Jahr alt war, so lebte sie zwei Jahre. Aber immer noch tobte der furchtbare Krieg, und das Schloß meines Vaters wurde ein Raub der Zerstörung. Die Mutter floh mit ihren Kindern zurück zu dem alten Sitze ihres Geschlechts, wo ihr ein Bruder lebte. Kurz vor dieser Zeit war Euer Oheim Bischof von Paderborn geworden. Meine Mutter kommt nach der Iburg, hofft dort ein Asyl, einen Wittwensitz zu finden, findet aber ihren Bruder in den Banden der Kirche, der er durch die Ueberredung des Bischofs, Eures Ohms, das Schloß und alle seine Güter vermacht hat, um selbst in ein Kloster zu treten. Die Vorwürfe und Bestürmungen meiner Mutter bringen ihn fast zur Verzweiflung, er erklärt endlich, er habe sich zu der Schenkung bethören lassen, und wolle sie zurücknehmen. Dies

eröffnet er dem Biſchof auf einer Jagd, welche derſelbe veranſtaltete. Der Biſchof lacht ihn aus, es kommt von einem Wortwechſel zum Kampf, in welchem meiner Mutter Bruder durch die Hand des Biſchofs vor den Augen mehrerer Diener erſchlagen wird. Der Biſchof, der die That zu verdecken ſuchte, ließ ausſtreuen, mein Ohm habe ſich, von Gewiſſensqualen bewogen, ſelber ums Leben gebracht, jene Diener aber, obwohl ihnen Stillſchweigen auferlegt war, brachten uns ſpäter die That zu Ohren. — Hört weiter! Meine Mutter beſtand darauf, das Schloß ihres Vaters zu bewohnen, und wollte von keiner Uebergabe an die Kirche wiſſen. Da erſchien der Biſchof und erklärte, ſie dürfe im Hauſe bleiben, wenn ſie ſich und ihre Kinder dem Kloſter weihen wolle. Meine Mutter verſchmähte das, und ſo wurde ſie, ein Kind auf dem Arme, das andere an der Hand führend, aus dem Schloſſe ihres Vaters getrieben. Sie wandte ſich an die Mächtigen der Umgegend, darunter an den Grafen Arnsberg. Er hörte nicht auf ihre Bitten, ihr zu ihrem Eigenthum zu helfen, nicht auf ihre Klagen, daß

die Kirche die Güter ihres Hauſes durch Ueberliſtung erſchlichen habe, und als ſie ihn gar mit Vorwürfen und Ausbrüchen ihrer heftigen Sinnesart überſchüttete, ließ er ſie mit Hunden von der Wevelsburg hetzen! Noch einen Verſuch machte ſie, die Beſitzthümer meines Vaters, am Rheine, für uns zu retten, aber auch dieſe hatte unſer Erzfeind, der Biſchof, ſchon an ſich gebracht. Es war in jener furchtbaren, herrenloſen Zeit kein Beſchützer, kein Fürſprecher für uns vorhanden, wußten ſich doch ſelbſt die Mächtigen keinen Rath! — Da beſchloß Gundofara von der Zukunft zu erwarten, was ihr die Gegenwart entzog. Sie kehrte hierher, in die Gegend, wo ſie ihre Jugend verlebt hatte, zurück, zwei Diener, die einzigen, die ihr treu geblieben, ſetzten jenen alten Thurm, den Ihr kennen gelernt habt, für uns in Stand, und dort im Verborgenen erzog ſie uns ihrer Rache. Dieſer einzige Gedanke, der ſie ſeit langen Jahren erfüllte, hat ihr Herz und ihre Sinne ſo verwildert, daß ich ſtets vor ihrem Thun beſorgt bin, denn ich ahne das Schlimmſte!"

Wolfhilt ſchwieg, und Richard, der mit Grauen

zugehört hatte, konnte seinem Erstaunen keine Worte geben. Beide schwiegen einige Minuten. Dann fuhr Richard plötzlich empor und fragte:

„Weiß mein Oheim, daß Ihr in seiner Nähe lebtet? Kennt er Euch noch?"

„Er weiß es und fürchtet uns. Er hat den „Hexen aus dem Haidethurm" zu öfteren Zeiten ein Kloster öffnen wollen, wir haben es ausgeschlagen. — Erkennt Ihr nun Euren würdigen Ohm? Werft Eure Achtung nicht weg, Ritter, sie ist zu gut für Nichtswürdige, die, unter dem Gewande des Kirchenfürsten, das Herz eines Höllenfürsten tragen!"

„Das ist entsetzlich! — Und jener Frotolf, ist er einer der beiden treuen Diener, die Euch nicht verließen?"

„Der treueste, er ist mehr denn ein Diener. Er war mehrere Jahre im heiligen Lande, die allgemeine Begeisterung des Kreuzzuges zog ihn mit fort, und er kehrte zurück und wurde uns ein Freund und ein Schützer. Er ist's, der die Verbindung zwischen uns und meinem Bruder unterhielt."

„Recht, Euer Bruder! was ward mit ihm? Ich wurde neulich der Zeuge eines traurigen Auftritts. Die Nachricht, daß Norbert — so heißt er doch?“

„So heißt er. Ihn hatte meine Mutter zum Hauptwerkzeug ihrer Rache ausersehen. In seinem zehnten Jahre sandte sie ihn nach Dänemark. — Ritter, ich habe Euch schon zu viel gesagt! Ich habe Euch, wie einem Freunde, einem Verwandten vertraut, ich war es Euch schuldig, nach jener rauhen Begegnung, die Ihr in unserm Thurme erfuhrt. Als ich Euch hier in der Schmiede sah, hatte ich sogar vor, eine Bitte an Euch zu richten, jetzt habe ich mich anders besonnen.“

„Nennt sie, Fräulein — fordert Alles!“

„Nein, es unterbleibt besser. Auch Ihr habt, seit Ihr uns verlassen, böse Erfahrungen gemacht, der Vater Eurer Braut hat in seiner wilden Art —“

„Meiner Braut —? Fräulein, Ihr wißt —?“ so fiel ihr Richard in die Rede, indem er fühlte, wie das Wort „Braut“ in ihrem Munde, ihn wie ein vernichtender Blitzstrahl durchzuckte.

Wolfhilt aber sagte, halb erstaunt über seinen Schreck:

„Warum sollte ich's nicht wissen? Frotolf hat mir gestern Alles erzählt."

„Ich versichere Euch," rief Richard hastig, „sie ist nicht meine Wahl, ich kenne sie kaum! Sie ist vom Kaiser für mich bestimmt worden! Ich kann sie nicht lieben — werde mich nicht an sie ketten lassen! Niemals!"

„Wunderbar!" sagte Wolfhilt halb für sich. „Was denkt aber das Fräulein von Arnsberg davon?"

„Sie wollte ins Kloster gehen, eh' sie mich kannte, sie geht vielleicht auch jetzt noch ins Kloster! — Wolfhilt, Ihr wußtet, daß sie mir verlobt ist?"

„Ich fürchte, ich werde sie bedauern müssen!"

„Wolfhilt — ich höre Meister Walrams Stimme! Ich hoffe, Euch nicht zum letzten Mal gesehen zu haben!"

„Das will auch ich nicht hoffen, im Gegentheil denke ich noch Eure Hülfe anzusprechen."

Sie reichte ihm bei diesen Worten die Hand, welche Richard ergriff, indem er rief:

„Gebietet über mich, über alle meine Thaten, über mein Schwerdt, über mein Leben — das ist Alles, was ich habe! Thut es bald, ich brenne vor Begier, Euch meine Dienste zu leisten!“

„Ich danke Euch, mein wackerer Freund!“ entgegnete Wolfhilt. „Ich werde nicht lange zögern, das verspreche ich. Aber denkt auch Ihr Eures Versprechens — Verschwiegenheit und keine That zur Unzeit! Versprecht Ihr's noch einmal?“

„Ich verspreche es!“

Meister Walram öffnete die bretterne Thür, welche aus der vordern Schmiedehalle in seine Werkstätte führte, und war nicht wenig erstaunt, als ihm aus dem Dämmerlicht dieses Raumes zwei Gestalten entgegentraten, die er am wenigsten hier vermuthet hätte.

„Was soll das?“ rief er, da er seine Pflegebefohlene erkannte; „will sie wohl machen, daß sie zu den Weibern hinaufkommt! Und Ihr, Junker Streitberg? Was? soll meine ehrsame Werkstätte —“

„Walram!“ rief das Mädchen ernſt und ſtreng: „Ich bin nicht gewohnt, mir in dieſer Weiſe gebieten zu laſſen! Merkt es Euch ein für allemal!“

Mit dieſen Worten ging ſie davon und die Treppe hinauf, während der Schmied ihr verduzt nachblickte.

„Ihr dürft der Gräfin nicht in dieſer Weiſe begegnen!“ ſagte Richard leiſe, aber eindringlich.

„Gräfin? Alle Hagel! Was?“

„Verlaßt Euch darauf! Fragt nur oben die Weiber.“

„Ja, wie denn? Was denn? Gräfin alſo?“

„Wie ich Euch ſage! Ich muß fort!“

„Ja ja, draußen ſteht ein Diener des Biſchofs, der hat ſchon in der ganzen Stadt nach Euch herum gefragt. Aber wie komm' ich denn ſchon wieder zu einer Gräfin? Frotolf hat davon nichts geſagt.“

„Er wird das auch bleiben laſſen! Alſo man fragt nach mir? Um ſo mehr muß ich eilen. Lebt wohl!“

Richard verließ den Meister und fand, wie dieser ihm gesagt hatte, in der Schmiede einen weltlichen Diener des Bischofs, der ihn ersuchte, ihm sogleich zu folgen, da er ihn schon seit einer Stunde gesucht, und der Bischof sehr angelegentlich nach ihm begehrt habe.

Während Richard durch die finstern, krummen Straßen ging, und seine Unterredung mit Wolfhilt überdachte, kam es ihm deutlicher zum Bewußtsein, daß er sich in einer bedenklichen Lage befinde. Einerseits an ein Verlöbniß gefesselt, an welchem weder vorher sein Wille, noch nachher sein Herz Antheil gehabt, und auf dessen Rückgang jetzt, wo der Kaiser sich mit Arnsberg versöhnt hatte, kaum zu hoffen war; und auf der andern Seite mit einem Mädchen so außerordentlicher Art in Verbindung, daß sein Interesse sich immer mehr steigerte, zumal da sie seine Hülfe in Anspruch nahm; so in Conflict gebracht, wußte der zweiundzwanzigjährige Ritter keinen andern Ausweg, als an sein Schwerdt zu greifen und zu sich selbst zu sagen: Es komme was da wolle,

es wird von mir abhängen, zu wollen oder nicht zu wollen.

Die Eröffnungen, welche ihm über seinen Oheim gemacht worden waren, erfüllten ihn mit dem tiefsten Abscheu, und es erschien ihm schon als eine Kränkung seiner Ehre, ihm jemals etwas verdankt zu haben. Gestern noch hatte er dem Kaiser gegenüber den Muth gehabt, einen Argwohn gegen den Bischof anzugreifen, heut aber, da er die Schuld desselben aus einem für ihn so glaubwürdigen Munde erfahren hatte, mußte er wohl den gestrigen Verdacht gerechtfertigt finden. Mit innerstem Widerstreben betrat er die Schwelle der bischöflichen Residenz. Die Luft in den Kreuzgängen, die ihm sonst als geweiht erschienen war, widerte ihn an, als wäre sie vergiftet, und als er gar in den Vorzimmern den kriechenden Verbeugungen der geistlichen Diener begegnete, hatte er nicht übel Lust, diese Begrüßungen mit einem Fußtritt zu erwidern.

Er trat in das erhellte prächtige Gemach seines Oheims. Der Fuß trat auf weiche Teppiche, seidene Vorhänge verhüllten das Fenster, Weihrauch

durchduftete das Gemach, Trauben und andere Früchte in einem zierlichen Korbe ſtanden auf dem Tiſche neben ſilbernen Deckelkrügen mit Wein, alles athmete die wärmſte, weichſte Behaglichkeit— und doch, in der rußigen, lärmenden Schmiedewerkſtatt däuchte es ihm herrlicher! Er dachte an den alten Haidethurm und ſeine Bewohner, und ſein ritterlicher Sinn, ſein Rechtsgefühl empörte ſich gegen den unrechtmäßigen Prunk, der hier herrſchte, und in welchem er Verrath und Nichtswürdigkeit aus allen Ecken hervorgrinſen zu ſehen wähnte. Mit wie verſchiedenen Empfindungen hatte er ſonſt dieſen Raum betreten!

Der Biſchof veränderte ſeine bequeme Lage im Lehnſtuhl, als Richard eintrat, und legte das Brevier, in welchem er geleſen zu haben ſchien, auf den Tiſch.

„Nun, Richard, Du läßt mich lange nach Dir ſuchen!“ ſagte er. „Kaum daß ich Dich heut Morgen im Audienzſaal des Kaiſers einen Augenblick geſehen habe. Warſt Du bis jetzt in der Umgebung des Kaiſers?“

„Ich hatte andere Geſchäfte!“ entgegnete Richard.

„Sie ſcheinen Dir ſehr wichtig geweſen zu ſein! Du ſollteſt keine anderen Geſchäfte haben, mein Kind, als ſolche, welche Dir Dein Ohm, oder der Kaiſer auftragen! Wir ſorgen für Dein Beſtes, und Du haſt Dich in allen Dingen unſeren Anordnungen zu fügen. — Setz Dich dort in den Lehnſtuhl, da ſind Früchte und Wein, wenn Du eine Erfriſchung wünſcheſt. Indeſſen habe ich Dir wichtige Mittheilungen zu machen.“

Richard lehnte das Dargebotene ab, und ſetzte ſich ſeinem Oheim gegenüber.

„Du warſt heut Morgen Zeuge,“ fuhr der Biſchof fort, „Zeuge der Verſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und dem Grafen Arnsberg. Zur Beſiegelung dieſer Verſöhnung ſoll nun ein ganz beſonderes Feſt auserſehen werden, bei welchem Du eine große Rolle wirſt zu ſpielen haben, nämlich die des Bräutigams. Mache Dich daher auf Deine Vermählung gefaßt, welche übermorgen ſtattfinden wird.“

„Das wird ſie nicht!“ rief Richard aufſpringend. „Das wird ſie niemals!“

Der Biſchof ſah ihn erſtaunt, aber ruhig an.

„Was ſoll das? Was iſt das für ein Betragen, Richard? Du benimmſt Dich wie ein unverſtändiger Knabe! Setz Dich! Deine Vermählung wird übermorgen ſtattfinden — unwiderruflich, ſo hat es der Kaiſer beſtimmt, ſo hat es der Graf Arnsberg genehmigt. Das Fräulein, ſeine Tochter, wird noch dieſen Abend in Begleitung ihrer Schweſter, der Gräfin Kappenberg, auf der Wevelsburg erwartet, und übermorgen iſt ſie Deine Gemahlin.“

„Und ich erkläre,“ rief Richard nochmals, „daß ſie weder übermorgen, noch jemals meine Gemahlin werden wird! Unterbrecht mich nicht, Oheim! Ich habe nicht Luſt, mich und meine Hand verſchachern und verkuppeln zu laſſen! Der Kaiſer mag über mein Schwerdt gebieten — über die Neigung meines Herzens kann er es nicht! In dieſem Punkte werde ich meine Freiheit zu wahren wiſſen! Das Fräulein, welches man mir beſtimmt hat, iſt aus einem hohen Geſchlecht, ich

habe auch sonst keinen Grund, ihr meine Achtung zu versagen, aber — unglücklich machen will ich sie nicht, und das müßte sie werden, wenn man mich mit Gewalt an sie kettete! Weder Ihr, Oheim, noch die ganze Welt, werdet mich bewegen, von diesem meinem Entschlusse abzustehen."

Der Bischof wollte zornig auffahren, bezwang sich jedoch, biß sich auf die Lippen und sagte mit Ruhe:

„Du wirst kindisch, mein lieber Sohn! Bändige diesen unpassenden Ungestüm, ich bin überzeugt, Du wirst mir bei einiger Ueberlegung vernünftiger antworten. — Entgegne kein Wort! Du bist in dieser Stimmung unzurechnungsfähig. — Diese Verbindung mit des Arnsberg Tochter ist ein tief angelegter Plan, den Deine Weigerung nicht zerstören wird. Sie wird Dich zu hohen Ehren bringen, wird Dir Macht, Ruhm, Ansehen bringen —"

„Ich verlange solche Güter nicht, wenn ich sie um diesen Preis erkaufen soll."

„Schweig — Knabe! Und wer biſt Du denn, wenn Du auf dieſe Verbindung mit den höchſten Männern des Reichs verzichteſt, wenn Du dieſe Gnade des Kaiſers von Dir weiſeſt, wenn ich obenein von einem Unwürdigen, wie ich ihn in Dir erblicken müßte, meine Hand abzöge? Wer biſt Du denn, was bliebe Dir — he?“

„Ich wäre ein Mann, der nach Recht und Gewiſſen gehandelt hätte, mir bliebe mein Schwerdt und der Ruhm, meine Freiheit und das, was mir edel und gut dünkt, bewahrt zu haben, ungeſchreckt von der Macht derer, die ſich einbilden, die Welt nach ihrem Sinne geſtalten zu können! Eure tief angelegten Pläne verabſcheue ich, unter ihrer glänzenden Maske grinſen Niedrigkeit und unlautere Abſichten hervor, und nie werde ich mich verſtehen, Zwecke zu unterſtützen, die ich nicht deutlich ſehe, die ich nicht als eines Ehrenmannes würdig erkenne! Ich bin kein Kind, wie Ihr mich zu nennen beliebtet, ſondern ein Mann, der, ob er nichts hat, als ſein Schwerdt, durch die Welt kommen wird. Ich verſchmähe jede Hülfe mich emporzuheben, ich will fortan nichts, als was ich mir

ſelbſt, oder Männern zu verdanken habe, die ich achten und verehren kann."

„Nichtswürdiger Bube!" ſchrie der Biſchof aufſpringend. „Mir, Deinem Beſchützer, dieſe Sprache! Und woher dieſe Sprache? Woher weißt Du, daß ſich hinter meinen Plänen unlautere Abſichten verbergen? Bin ich nicht ein Diener der Kirche? Dieſe Würde ſollte Dir genug ſein, größer von meinen Plänen zu denken! Undankbarer!"

In dieſem Augenblick fiel dem Biſchof die Stirnwunde ſeines Neffen in die Augen, und durch eine nicht fern liegende Ideenverbindung kam ihm der Verdacht, daß Richards Benehmen ſich aus Eröffnungen herſchreibe, die ihm im Haidethurm gemacht ſein könnten. Ein Schreck durchzuckte ihn, und er war nahe daran ſeine Faſſung zu verlieren.

„Halt!" rief er dann, da es ihm ſchien, als wolle Richard ſich entfernen. „Bleib, Richard, ſetz Dich! Solche Mißverſtändniſſe und Auftritte dürfen zwiſchen uns nicht ſtattfinden! Ich bitte Dich, ſetz Dich — laß uns mit Beſonnenheit

reden, wie es meinem Amt und Deiner Ergebenheit als des bischöflichen Neffen zukommt. Richard, Du sprachst von unlauteren Absichten — sage mir aufrichtig, was Dich zu dieser Vermuthung führt!"

Richard wurde mit einigem Schrecken inne, daß er sich vom Zorn habe hinreißen lassen, Dinge zu erwähnen, die ihm zwar aus einem glaubwürdigen Munde kamen, deren Erwähnung ihn seinem Oheim gegenüber aber doch als undankbar hinstellen mußte, und indem die Erinnerung hinzukam, daß er seiner Freundin Verschwiegenheit angelobt hatte, schwieg er in großer Verlegenheit still.

„Sieh," fuhr der Bischof fort, „es steht die Ehre, die Würde keines Mannes so fest da, daß Lästerzungen sich nicht daran wagten, sie zu beflecken, zu beeinträchtigen. Selbst ein Kirchenfürst ist solcher Gefahr ausgesetzt, aber Gott sieht in sein Herz — er weiß — er kennt seinen Diener, und wird ihn schützen vor den Verläumdungen des Teufels."

Richard machte bei diesen Worten eine Bewegung und sah seinem Oheim fest ins Auge, wodurch dieser fast verwirrt zu werden schien.

„Laß Dich dadurch nicht beirren, mein Sohn," fuhr er fort. „Ich bitte Dich, laß dieses störrische Wesen fahren, was Dir nicht natürlich ist. Ich habe stets für Dein Bestes gesorgt. Du bist mir, wie ein Sohn — nimm meine Versicherung, daß Du Dich als Edelmann meinen Anordnungen unterwerfen kannst, ohne daß Deine Ehre dabei auf dem Spiele stände. Und dann bedenke, daß auch für mich viel von Deiner Einwilligung zu dieser Verbindung abhängt. Weigerst Du Dich darauf einzugehen, so zerrinnen auch mir die schönsten Aussichten, und das, wofür ich mein Leben lang gearbeitet habe, ist mit einem Schlage vernichtet. Ich bin überzeugt, in Dir einen gehorsamen und vernünftigen Sohn zu finden. Du versprichst mir, ich weiß es, Deiner Vermählung kein Hinderniß in den Weg zu legen."

Richard erhob sich, schob den Sessel weg und sagte fest:

„Wenn Ihr nichts Anderes wißt, als das alte Lied, Oheim, so ist unsere Unterredung zu Ende. Ihr kennt meinen Willen, ich werde mich in diese Verbindung nicht fügen!“

Mit diesen Worten schritt er auf die Thür zu, und verließ das Gemach.

„Richard!“ rief der Bischof ihm nach, „höre mich, noch ein Wort! Bei meinem Zorn! — Da geht er, der verwünschte Junge! Was ist nun mit diesem Starrkopf anzufangen?“

Eine im Täfelwerk der Wand verborgene Thür öffnete sich, und durch die Spalte lauschte das Gesicht Cajetans.

„Herein mit Dir!“ rief der Prälat, „herein! Ich kann annehmen, daß Du Dein Ohr an das Schlüsselloch gelegt und Alles mit angehört hast! Was sagst Du zu der Weigerung dieses Burschen?“

„Schlimm! Sehr bedenklich!“

„Das weiß ich selber, Esel! Sinne etwas aus, ihn zu ködern! Besteht er auf seiner Weigerung, so ist Alles verloren!“

„Er willigt nicht ein! Er hat von den Hexen im Haidethurm Alles erfahren.“

„Das Wetter über dies Gesindel! Sie müssen weg!“

„Das war schon lange mein Rath! Aber damit ist nichts gewonnen, im Gegentheil dürfte das jetzt eher schaden. Eminenz sollten eine Audienz beim Kaiser suchen, es ihm ans Herz legen, daß er den Ritter umstimme.“

„Nichts da! Das hieße die Gewalt aus den Händen geben! Wir müssen selber etwas ausfindig machen, den Brausekopf zu fesseln. Frisch, denke nach. Du weißt doch sonst immer Wege! Verläßt Dich diesmal Dein Scharfsinn, so zähle nie wieder auf meine Gnade!“

Cajetan sah bedenklich, vielleicht diesmal wirklich rathlos auf den Teppich nieder, während sein Herr aufgeregt im Zimmer umherging. In dieser Situation verlassen wir das Paar, und wollen von der weitern Entwicklung erwarten, was sie ausfindig gemacht haben, um den jungen Mann umzustimmen.

Sechstes Kapitel.

Zwei Meilen von Paderborn und drei Meilen von Lippstadt erhebt sich auf einem felsigen Berge des Almethals die Wevelsburg. Ihren Fuß bespült das Flüßchen Alme, während im Rücken waldige dunkle Bergformen über sie hinausragen. Wir wollen unsre Leser nicht mit dem historischen Detail ihrer Entstehung aufhalten, da wir dabei mit den Römern beginnen müßten, haben auch nicht die Absicht, ihrer Bauart und Beschreibung zu viel Raum zu gewähren. Nur so viel sei gesagt, daß ihre Form die eines Dreiecks ist, dessen Ecken durch drei gewaltige feste Thürme bezeichnet werden. Das Ganze ist ein Kastell mit Mauern und Gräben, welches jeder Belagerung trotzen zu wollen schien, während ihr Inneres mit dem ge-

räumigen Schloßhofe, seinen weiten Hallen und Sälen dies Schloß zu einem Fürstensitz geeignet macht. Die überaus reizende Lage der Wevelsburg, die mit ihren Thürmen und Erkern über die waldige Grundfeste hinausblickte, die anmuthige Aussicht über das Thal der Alme, über Hügel und Wälder, ist freilich ein Moment, welches in jener eisernen Zeit am allerwenigsten, vielleicht gar nicht in Betracht kam, welches wir aber in unserer Erzählung nicht unerwähnt lassen wollen. Jenes Jahrhundert baute sich Burgen in wilden, feindlichen Absichten, um sich zu befehden und sich vor den Befehdungen der Nachbarn zu schützen, wir aber, die wir, nachdem Jahrhunderte die Spuren jener rohen Zwecke fast verwischt haben, in friedlicher Absicht die Ruinen auf den Bergen besteigen, wollen uns auch an dem schönen Umblick solcher Orte freuen. So auch ist es in der Erzählung, die uns die Begebenheiten der Vergangenheit überblicken läßt; der Darsteller wie der Beschauer hat es gern, wenn die Gruppen des vorgeführten Bildes aus einem schönen landschaftlichen Hintergrunde hervortreten. —

Zwei Tage nach den Ereigniſſen, welche das vorige Kapitel ausfüllten, ſchritt über die ſteinerne Brücke der Alme eine hohe, ſtark gebaute Frauengeſtalt. Sie führte einen dicken Eichenſtock in der Hand, ihr Kopftuch und ihre Gewänder flatterten im Winde. Eine Schaar von Mädchen, welche auf dem Raſen des Almeufers Wäſche bleichten, ſah ſie ſchreiten und rief: „Da geht die Hexe aus dem Haidethurm!“ und ein paar müßige Buben konnten nicht unterlaſſen, ihr dieſe Worte noch eindringlicher nachzuſchreien.

Gundofara ſchritt vorüber, ohne darauf achten zu wollen, indem ſie nur zwiſchen den Zähnen murmelte:

„Ja, ja, die Hexe aus dem Haidethurm! Wäre ſie's nur! Ihre Rache ſollte Geiſter heraufbeſchwören, die ihr endlich Genugthuung verſchaffen! O Norbert, Norbert! Wärſt Du nur da, ſo brauchte Deine Mutter nicht länger wie eine Landſtreicherin umherzuziehn!“

Mit mächtigen Schritten eilte ſie weiter und als ſie von einem der Thürme die Reichsfahne flattern ſah, rief ſie:

„Willkommenes Zeichen! Iſt der Kaiſer oben, ſo ſoll er Dinge erfahren — ſie ſollen zittern vor mir, Alle!“

Es waren nur wenige Tage vergangen, ſeitdem Gundofara den jungen Ritter in ihrer Gewalt gehabt hatte. Der Trank, welchen ſie ihm zum Abſchied gereicht, mußte, wie ſie wähnte, einen Theil ihrer Rachſucht befriedigt haben, und die dämoniſche Freude darüber bewirkte, daß ſie die ſchreckliche Nachricht, welche ſie über ihren Sohn erfahren hatte, faſt verſchmerzte. Das Verſchwinden ihrer Tochter am Abend gab ihren Gedanken eine neue Aufregung des Haſſes. Sie ſchloß daraus, daß der Biſchof, durch Gottfried von dem Schickſal ſeines Neffen benachrichtigt, ihre Tochter habe aufgreifen laſſen, und ohne irgend einem andern Gedanken, irgend einer andern Möglichkeit Raum zu geben, fußte ſie auf dieſer Anſicht, ja es gereichte ihr gewiſſermaßen zur Genugthuung, die Feindſeligkeit gegen ihren Widerſacher thätlich aufnehmen zu können. Vergebens hatte ſie nach Frotolf ausgeſpäht, und da auch Ragnachar ihr keine Nachricht über die beiden Entſchwundenen

geben konnte, hatte sie ihren Thurm verlassen und sich auf den Weg nach Paderborn gemacht. Von der Schwelle der bischöflichen Residenz durch die Nachricht zurückgewiesen, daß der Bischof beim Kaiser sei, um mit ihm an diesem Morgen nach der Wevelsburg zu reiten, hatte sie die Stadt verlassen, um sich ebenfalls dahin zu begeben. Auf mancherlei Fragen, welche sie an Landleute unterwegs richtete, erfuhr sie, daß man am Tage vorher ein verschleiertes Weib, umgeben von Reisigen habe nach der Wevelsburg reiten sehen. Es unterlag für sie keinem Zweifel, daß die Verschleierte ihre Tochter Wolfhilt gewesen sei, und so förderte sie die Schritte rüstig ihrem Ziele entgegen.

Nachdem sie den letzten Theil des waldigen Weges, welcher zur Burg führte, zurückgelegt hatte, sah sie das Schloßthor vor sich. Die Zugbrücke war, da man hohe Gäste erwartete, bereits herabgelassen, das Thor aber noch geschlossen, und so that Gundosara mit ihrem Stocke einige heftige Schläge gegen dasselbe. Der Thorwärter erschien, und da der Thürmer die Ankunft der Gäste noch

nicht verkündet hatte, schob er nur ein Vorschiebebrett bei Seite und fragte, durch die Oeffnung schauend, was die Alte begehre.

„Aufgemacht!“ rief sie. „Ich will herein, ich muß herein!“

„Das wäre mir schön!“ entgegnete der Thorwärter. „Sie will und muß herein? Ei, wenn wir jede alte Bettel hereinlassen wollten, um in der Küche ebenso viel Gäste zu haben, als im Rittersaale, da würde das Haus voll werden!“

„Ich gebiete Ihm zu öffnen, denn ich werde heut im Schlosse einen Platz einnehmen, daß Seinesgleichen niederfallen wird, um den Saum meines Kleides zu berühren!“

„Platz? Ja, in einem Hundeloche! Schere sie sich zum Teufel!“

„Mensch, öffne! Ich will zu meiner Tochter, die ihr Buben mir geraubt habt! Ich, die Hexe aus dem Haidethurme, werde Euren Gästen ein Lied singen, daß sich ihnen das Haar emporsträuben wird. Laßt mich ein, ich will zum Kaiser!“

„Zum Kaiſer! Hahaha! Was der ſich über den hohen Beſuch freuen wird! Mach ſie, daß ſie in ihre Hexenhöhle zurückkommt!“

Mit dieſen Worten ſchob er die Oeffnung zu. Gundofara donnerte ihm noch ein paar Flüche nach, da dieſe aber ohne Wirkung blieben, ſetzte ſie ſich auf einen Stein und überlegte, was ſie, wenn man ſie durchaus nicht einlaſſen wolle, zu beginnen habe. Jede ihrer Empfindungen war heftig und gewaltſam, für ſie gab es keine Regung des Verſöhnens oder Ausgleichens, und den Gedanken, den Kaiſer durch einen Fußfall um Gerechtigkeit zu bitten, würde ſie als einen unwürdigen verworfen haben. Wenn ſie daran dachte, vor den Kaiſer zu treten, ſo war es in dem Sinne einer Anklägerin, die nicht Recht, ſondern Rache fordere, und die für eine Verweigerung nur Flüche oder, wenn es in ihrer Macht ſtände, Thaten perſönlicher Wiedervergeltung haben konnte. Den Kaiſer nebſt dem Biſchof glaubte ſie bereits in den Mauern des Schloſſes, und da man ihr jetzt den Eingang verwehrte, ſaß ſie in wüthendſter Aufregung an der Pforte und ſtemmte,

wilde Gedanken brütend, beide Ellenbogen auf die Knie und die geballten Hände vor die Stirn.

Eine Viertelstunde mochte sie gesessen haben, als sie vom Thurme der Burg ein Signal blasen hörte. Was konnte das sein? Sie erhob sich, blickte forschend um sich, und jetzt vernahm sie aus dem Thale Waldhornrufe und Trompetensignale, welche dem Thürmer zu antworten schienen. Bald darauf wurden Rossehufe hörbar, zwischen den Bäumen zeigten sich die Farben bunter Gewänder und glänzender Waffen, und jetzt kam ein glänzender Zug von Reitern aus dem Walde herauf, an seiner Spitze der Kaiser und neben ihm der Bischof von Paderborn.

Gundosara's Herz jauchzte, sie hatte gewähnt durch Mauern und Gräben von denen, die sie suchte, getrennt zu sein und sah jetzt die günstigste Gelegenheit, sich ihnen zu nähern.

Die Thore der Burg wurden weit aufgerissen für die königlichen Gäste, welche mit Hörnerklang in langem Zuge sich der Brücke nahten. Gundosara paßte den Augenblick ab, eilte in's Thor und über die Brücke. Dem Thorwärter, welcher

sie erkannte und zurückwies, endlich sogar anfaßte, gab sie einen Schlag auf die Brust, daß er zurücktaumelte, flog in den Schloßhof und verbarg sich hinter einen Flügel des innern Thors.

Gleich darauf zog das ganze Reitergeschwader in den Schloßhof ein. Gundosara sprang aus ihrem Versteck hervor, fiel dem Pferde des Bischofs in die Zügel und rief mit lauter Stimme:

„Erkennst Du mich, Bischof von Paderborn? Gundosara ist's, die vor Dir steht, Gundosara ist's und wird nicht eher von der Stelle weichen, als bis sie Deine ganze Schande entdeckt hat!"

Das Pferd des Bischofs machte, scheu geworden durch den plötzlichen Angriff, einen kleinen Seitensprung, und der Bischof, nicht minder erschreckt, war nahe daran, das Gleichgewicht zu verlieren. Seine Züge drückten Besorgniß und Schreck aus und waren leichenblaß geworden, während sich auf dem Antlitz des Kaisers und des ganzen Gefolges Neugier und Erstaunen über diese eigenthümliche Begegnung malten.

„Sitze nur fest auf Deinem Pferde!" fuhr Gundosara fort, „es wird bald das Einzige sein,

was Dir übrig bleibt, denn auf Deinem Bischofsstuhle sollst Du mit meiner Hülfe nicht mehr lange sitzen! Antworte! Erkennst Du mich?"

„Fort, Weib! Ich kenne Dich nicht!" rief der Bischof, aber in einem Tone, der den Kaiser noch aufmerksamer machte.

„Du willst mich nicht kennen? Gundosara nicht kennen, deren Gatten Du im Aufruhr, deren Bruder Du auf der Jagd gemordet hast? Gundosara, die Du beraubt, in's Elend gestoßen, an der Du seit zwanzig Jahren wie ein gemeiner Verbrecher gehandelt hast? Wo hast Du meine Tochter, — denn auch sie hast Du mir geraubt — wo hast Du sie verborgen?"

„Wahnsinnige Hexe! Was geht mich Deine Tochter an?"

„Wer ist die Alte, Herr Bischof von Paderborn?" fragte jetzt der Kaiser mit einem forschenden Blicke.

„Eine arme Verrückte, mein Herr und Kaiser! Ich habe allerdings schon von ihr gehört, sie tritt Jedem entgegen und giebt ihm böse Thaten schuld!"

„Verrückt? O, es wäre kein Wunder, wenn ich's geworden wäre! Aber ich bin's nicht, ich habe mir alle Sinne gesund gehalten, um der Rache willen, die ich und mein Haus an Dir zu nehmen habe. Wo ist meine Tochter, frage ich Dich, denn Du hast sie aufgreifen und verwahren lassen!"

„Herr Bischof," sagte der Kaiser, „Ihr scheint die Alte näher zu kennen, habt Ihr mir vielleicht insgeheim etwas zu sagen?"

Der Bischof war nicht im Stande, auf den Wink, den ihm der Kaiser gab, eingehen zu können, und die Bestürzung, in welche ihn dieser Auftritt gebracht hatte, machte, daß seine ohnedies heut nicht sehr gesammelte Geisteskraft sich in Selbstvergessenheit verlor. — „Allerdings, mein Kaiser," sagte er verwirrt, „kenne ich das Weib! Es ist dasselbe, welches meinen Neffen durch einen Wurf beinahe getödtet hätte."

Gundofara suchte mit spähenden Augen unter dem Gefolge, und da sie Richard nicht darunter erblickte, rief sie mit funkelnden Augen: „Richtig!

Wo ist nun Dein Bürschchen von Neffen, wo ist der junge Fant?"

„Mein Neffe ist Deinen verbrecherischen Händen glücklich entgangen und wird in Kurzem hier sein."

Gundofara stutzte und schwieg einen Augenblick. —

„Es scheint, gnädiger Herr," wandte sich der Bischof an den Kaiser, „als habe es die Alte geradezu auf einen Mord an meinem Neffen angelegt!"

„Vielleicht, Herr Bischof," entgegnete der Kaiser, indem er vom Pferde stieg, „hatte sie einen Grund dazu. Dieser Auftritt ist sehr auffallend!"

Während das ganze Gefolge nach des Kaisers Beispiel aus dem Sattel sprang, kam der Graf Arnsberg in den Burghof, um seine Gäste zu begrüßen. Schon glaubte der Bischof dadurch dem Angriff Gundofara's zu entkommen, als diese ihn am Arme festhielt, und rief:

„Nicht von der Stelle sollst Du mir, bis Du mir die Tochter wiedergegeben!"

„Ich weiß nichts von Deiner Tochter, verwünschtes Weib!“ rief er, „geh zur Hölle mit Deinem Geschrei!“

„Was soll das?“ fragte Arnsberg, „was will die Alte?“

„Was ich will, Du reißendes Thier? Bei Dir ist sie versteckt, meine Tochter! Dich kenne ich auch, auch Dir habe ich Rache geschworen! Denkst Du noch des Augenblicks, da ich, die Erbin von Iburg, flehend um Hülfe hier vor Dir erschien? Du bist noch derselbe Wütherich wie damals, als Du mich und meine jammernden Kinder mit Hunden von Deiner Burg hetzen ließest!“

„Die Erbin von Iburg?“ fragte der Kaiser erstaunt.

„Ja, ich stamme aus dem Geschlechte der Grafen von Iburg, meine Väter waren mächtig wie Ihr, und bessere Ritter als diese Klötze, die hier staunend die Augen aufreißen! Mein war das Schloß Iburg, dieser Bischof, der jetzt bleich und bebend dasteht, hat es von meinem Bruder für sich erschlichen, und ihn mit eigner Hand ermordet. Seht, an der Hand jenes würdigen

Dieners der Kirche klebt Blut, das Blut eines Verwandten, das um Rache ſchreit!"

„Ihr Herren," ſagte der Kaiſer mit fragenden Blicken auf Arnsberg und den Biſchof, „ich war vorbereitet auf ein Feſtgelage, und, wie es ſcheint, ſoll ſtatt deſſen hier die Hülle von ernſten Geheimniſſen gehoben werden. Für's Erſte, Graf Arnsberg, habt Ihr die Tochter dieſer Frau auf Eurem Schloſſe?"

„Ich weiß nichts von der Tochter dieſes Weibes, mit meinem Wiſſen iſt ſie nicht in meinem Hauſe."

„Sie iſt hier!" rief Gundoſara, „ſie iſt geſtern herauf geführt worden. Man hat mir geſagt, ein verſchleiertes Weib ſei geſtern, von Reiſigen umgeben, zum Schloſſe hinauf geritten."

„Allerdings," entgegnete Arnsberg, „aber die Verſchleierte war nicht Eure, ſondern meine Tochter. Ich gebe Euch mein Ritterwort, mein kaiſerlicher Herr, daß es meine Tochter Luitgart war, welche man herauf geleitete. Und ſo wird ſich jede der Ausſagen dieſes Weibes als eine Tollheit herausſtellen. Laßt Euch keinen Verdacht

erwachsen, mein Fürst! Diesem Weibe gebührt, daß man sie auspeitschen lasse, da sie die Schwelle meines Hauses, welches durch den Besuch meines Kaisers geehrt werden soll, mit ihrem Geschrei entweiht!"

„Ich habe allerdings," entgegnete der Kaiser, „in diesem Augenblick keine Lust hinter Geheimnisse zu kommen, die unser Fest stören könnten, ich will daher für jetzt nichts untersuchen. Aber, Herr Bischof und Herr Graf Arnsberg, ich verlange, daß noch heut alles Störende ausgeglichen werde — ich möchte kein Richteramt in dieser Sache übernehmen!"

Bei diesen Worten wandte er sich um, und schon segnete sich der Bischof, leichtern Kaufs davon gekommen zu sein, als er gefürchtet hatte, als Gundofara mit der Geberde des wildesten Zornes auf den Kaiser losfuhr, ihn am Arme ergriff und rief:

„Du willst kein Richteramt hier übernehmen? Du bist der Kaiser dieses Landes und willst die Schandthaten Deiner verruchten Vasallen nicht untersuchen? Du willst Dich dessen, der durch die Frevel-

thaten dieſer Buben vernichtet worden, deſſen Recht unter die Füße getreten iſt, nicht annehmen? Wenn Du ein König biſt, ſo mußt Du mich hören, ſo mußt Du mir Genugthuung verſchaffen, denn Du ſollſt ein Richter ſein über ſie! Nicht von der Stelle laſſe ich Dich —!"

„Weib, Du wirſt läſtig!" rief der Kaiſer, indem er ſeinen Arm von ihren Händen los machte.

„Ich will Dir läſtig werden, will Dich mit meinem Geſchrei beläſtigen, bis ich Genugthuung habe! Mein Eigenthum ſollſt Du mir wiedergeben, meine Schlöſſer, meine Tochter! Die Rache ſollſt Du in meine Hand geben, oder — ſo wahr ich lebe —!"

„Schweig, Unſelige!" ſagte Heinrich. „Melde Dich morgen auf meinem Schloſſe in Paderborn und trage mir mit Ruhe vor, was Du zu ſagen haſt. Ich hoffe, Du wirſt dann ſchon von denen, welche Du für Deine Feinde erklärſt, zufrieden geſtellt ſein!" —

Wiederum wandte er ſich um und that einige Schritte, trotzdem aber, daß das Gefolge die Alte

vom Kaiser zu trennen versuchte, fuhr diese nochmals auf denselben zu und schrie:

„So willst Du mir entschlüpfen? Diese Schurken können mich in den Kerker werfen, mich morden lassen, und Dir morgen sagen, mir wäre mein Recht geschehen! Nein, so kommst Du mir nicht davon! Knirsche die Zähne und sieh mich wüthend an, Dein Zorn schreckt mich nicht.“ —

„Fort, Unsinnige!“

„Halt, Du bleibst! Du willst mir nicht Genugthuung verschaffen? — Nicht? Du siehst mich mit denselben Augen an, stößest mich mit derselben fluchbeladenen Hand zurück, die einst das Schwerdt gegen den Vater zückte? Höre mich! Mein Gatte starb an der Seite Heinrichs des Vierten den Heldentod, seine Hand vertheidigte den unglücklichen Herrn gegen die blutigen Anschläge seines Sohnes, gegen Deine rebellischen Schaaren! Recht so! Du warst ein Aufrührer gegen Deinen Vater, Deinen Kaiser, Du beschützest jetzt die Schandthaten Deiner Vasallen! Ja, Herr und Diener sind einander würdig!“

„Reißt die Wahnsinnige fort!“ rief ein Dutzend Stimmen. Aber trotzdem einige der Herren Hand an Gundofara legen wollten, war doch die Gewalt ihrer flammenden Augen, ihrer ganzen Erscheinung so mächtig, daß Niemand recht Ernst machte, sie fortzureißen. Sie aber zerrte den Kaiser am Mantel und fuhr fort:

„Wagt es, mich fortzuschleppen, wagt es, ihr aufgeputzten Puppen! Da stehen sie alle in ihrer Schande! Du, reißender Wolf von Arnsberg, dessen Leben Aufruhr, dessen Gedanken Bubenstücke sind! Du, Tiger mit der Bischofsmütze, doppelt und tausendfach Mörder! Giftige Schlange, es giebt keinen Namen für Dich Ungeheuer! Du da, frommer Graf Kappenberg mit dem gottseligen Schafsgesicht — wärst Du, was Du sein willst, Du trätst für mich in die Schranken und forderteſt diesen ganzen Troß von Verbrechern zum Kampfe heraus! Und Du, der Du Dich Kaiser nennst dieses Landes, Du willst meine Anklage nicht hören, mein Recht, wie diese da, mit Füßen treten? Keine Gerechtigkeit — keine? Halt — ich lasse Dich nicht, zerre nur an Deinem Mantel,

ich halte ihn fest und müßte ich ihn Dir vom Leibe reißen! In Deinen Zügen steht der Tod geschrieben, Du hast nur noch wenige Jahre zu leben — Du wirst beschließen, wie Du angefangen hast! So nimm zu den tausend Flüchen, die Dir nachdonnern, noch den meinen mit auf den Weg! Es ist nur der Fluch eines Weibes, aber es ist ein kräftiger Fluch, der Fluch eines ganzen vernichteten Geschlechts!"

In diesem Augenblicke riß sich der Kaiser los, ein Schauder ging ihm durch Leib und Seele, und er flog in der heftigsten Aufregung durch die Vorhalle und die Treppe hinauf. Der Bischof und Gottfried folgten ihm zunächst. Arnsberg aber rief seinen Knechten und sagte mit zorniger, aber gedämpfter Stimme:

„In's Loch mit der Hexe! Sie darf die Burg nicht wieder verlassen!"

Gundosara hatte ihre Kräfte übermäßig angestrengt, und während Alle sich um sie her entfernten, stand sie erschlafft und finster da und ließ sich in einer Art von Stumpfsinn von den Knechten wegführen. —

Der Tag, welcher einem Versöhnungsfeste geweiht war, hatte somit drohend begonnen. Der Rittersaal, mit bunten Fahnen, Rüstungen, Siegestrophäen auf das Glänzendste geschmückt, mit der reichen gedeckten Tafel in der Mitte, dem Kredenztische, wo die riesigen silbernen Humpen blinkten, schien für's Erste nicht der Sitz des Festgelages werden zu wollen.

Der Kaiser ging mit großen Schritten im Saal auf und ab, ohne daß einer seiner Vasallen es wagte, ihn anzureden. Endlich öffnete er die Thür, welche zum Altan führte, trat hinaus und starrte mit untergeschlagenen Armen hinab in das Almethal, ohne daß jedoch sein Auge etwas von der Anmuth der Landschaft erblickte. Während die Gäste beunruhigt und gruppenweise im Saale umherstanden, und die Diener des Zeichens harrten, um das Mahl anzurichten, wagte es Gottfried von Kappenberg, auf den Altan zu treten, und so, hinter dem Kaiser stehend, harrte er des Momentes, um ein begütigendes Wort an ihn zu richten.

Während dem nahm der Bischof den Wirth des Hauses bei Seite, und nachdem er ihn in einen Erker geführt hatte, von wo aus er zugleich den Kaiser beobachten konnte, begann er:

„Laßt uns Alles vermeiden, Graf, was sonst noch störend auf den Tag wirken könnte!“

„Dieser Auftritt, den uns die Hexe machte,“ entgegnete Arnsberg, „ist genügend, die Stimmung zu zerstören!“

„Eben drum laßt uns auf der Hut sein. Sucht den Kaiser zu beschäftigen, bringt ihn auch nicht auf die Vermählung meines Neffen mit Eurer Tochter!“

„Warum nicht? Wo ist Euer Neffe?“

„Seit zwei Tagen habe ich ihn nicht gesehen, habe ich ihn nicht auffinden können!“ sagte der Bischof mit dem ängstlichsten Wesen und einem Blicke gen Himmel. „Gott, was soll daraus werden?“

„Er ist verschwunden? Mann — vielleicht mit Eurem Willen verschwunden! Habt Ihr die Absicht mich zu hintergehen?“

„Ich beschwöre Euch, Graf, laßt jetzt diesen Verdacht! Mein Neffe ist ein Starrkopf —“

„Was heißt das? Er will sich diesem Tage entziehen? Er will der Vermählung mit der Tochter des Grafen Arnsberg ausweichen?“

„Es ist nicht meine Schuld, wenn er diese Absicht hat.“ —

„Herr Bischof, Ihr kennt mich! Meine Tochter harrt im Brautkranze des Bräutigams, der sie zum Altare führen soll, die Lichter in der Kapelle sind angezündet — erscheint Euer Neffe nicht — wohlan denn, so habt Ihr es zu verantworten!“

Der Bischof war der Verzweiflung nahe. Er hielt den Grafen, welcher sich von ihm entfernen wollte, am Arme und rief leise: „Gott erbarme sich unser Aller, — wenn Ihr etwas thut — Graf —“

„Ich kann's wagen!“ entgegnete der Andere, „ich hab's zu andern Zeiten gewagt, der Kaiser kennt meine Macht, und mit Euch hoffe ich auch fertig zu werden!“

„Seid nicht vorschnell, Graf! Richard kommt vielleicht doch noch —“

„— Vielleicht doch noch —! Gut! — Haltet mich nicht auf, ich habe mehr Gäste und keine Zeit zu Verhandlungen!“

Ein Diener trat jetzt eilig in den Erker mit der Nachricht, daß das Fräulein Luitgart einen heftigen Fieberanfall bekommen habe, und daß die Gräfin Kappenberg im Nebenzimmer warte, um ihren Vater zu sprechen.

Arnsberg warf einen hämischen Blick auf den Bischof und sagte: „Das kommt Euch gelegen, Mann, nicht wahr? Die Braut kriegt das Fieber, und somit wäre eine Verzögerung der Vermählung geboten. Aber frohlockt nicht zu frühe!“

Mit diesen Worten ging er in's Nebenzimmer, der Bischof aber richtete einen dankenden Blick gen Himmel, der vielleicht zum ersten Male in seinem Leben aufrichtig gemeint war. Dann blickte er spähend nach dem Altan, und als er bemerkte, daß der Kaiser mit Gottfried bereits im Gespräche war, wagte auch er es, seinen Standpunkt zu verlassen und zu dem Fürsten zu gehen.

„Gut!“, hörte er den Kaiser zu Gottfried sagen, „ich will Euren Worten glauben, obgleich ich anfangs fürchtete, das Ganze sei eine Veranstaltung Arnsbergs gegen den Bischof und gegen mich, bei der aber mehr zur Sprache gekommen, als ihm selber lieb ist. Wer kann diesem Manne trauen! — Gut — ich verwerfe den Gedanken! Wenn das Weib also wirklich dasselbe ist, welchem Richard seine Stirnwunde zu verdanken hat, und Ihr sie kennt, wie Ihr behauptet — wo ist Richard, ich habe ihn noch nicht gesehen!“

Gottfried schlug die Augen nieder.

„Nun? Wo ist er? soll ich noch etwas hören?“

„Darf ich ganz offen sprechen, gnädiger Herr, ohne Euren Zorn zu erregen?“

„Ohne Umschweife, redet!“

„Gnädiger Herr, dann bitte ich inständigst, bestehet nicht auf diese Verbindung zwischen Richard und meiner Frauen Schwester!“

„Nicht? Was soll das nun wieder? Warum nicht?“

„Richards Herz ist anderweitig gefesselt — er liebt die Tochter jenes Weibes, die uns eben jenen schrecklichen Auftritt bereitete.“

„Ist der Junge verrückt? An eine wilde Bestie will er sich hängen?“

„Die Tochter ist der Mutter entflohen, oder ihm nachgelaufen, sie ist selber ein räthselhaftes Wesen.“

„Und jetzt, da der Priester am Altar seiner wartet, jetzt fällt es ihm ein, eine Liebschaft anzuknüpfen, und seinen Trotz so weit zu treiben, daß er gar nicht zur Vermählung erscheint? Wahrlich, dieser Tag soll uns der Verwickelungen noch mehr bringen! Wo ist der Bursche?“

„Er hat zwei Tage völlig im Versteck gelebt. Niemand hat ihn gesehen. Da erschien er gestern Nacht in einen Mantel tief verhüllt in meiner Herberge, erklärte fest, daß er nicht zur Vermählung erscheinen werde, daß er der ganzen Welt trotzen wolle, und zugleich, daß seine Neigung für ewig an jenes Mädchen gekettet sei. Mir trug er auf, es Euch zu sagen. Er wisse, daß er durch diese Erklärung für immer die Gnade

seines Herrn und Kaisers verscherzt habe, er werfe allen Glanz, alle Aussicht auf Ruhm und Ehre mit brechendem Herzen von sich, aber er sei fest entschlossen, nicht das Fräulein von Arnsberg und sich selbst für immer elend zu machen. So ging er davon, ohne mir seinen Aufenthalt zu verrathen.. Ich hatte schon heut früh beim Ausritt die Absicht, dies Euch, mein hoher Herr, zu sagen, aber erst jetzt konnte ich den Weg zu Eurem Ohre finden."

Der Kaiser schwieg eine Minute. Dann entgegnete er:

„Das ist sonderbar! — Hm! Fast gefällt mir das von dem Jungen! — Aber unmöglich! Was soll hier aus der Braut werden?"

„Ich glaube, es würde ihr nicht unerwünscht sein. Sie widerstrebt ebenfalls dieser Verbindung, ihr Sinn ist nur auf das Kloster gerichtet, und nur der furchtbare Befehl ihres Vaters hat sie bestimmt. Das unglückliche Kind steht verzweiflungsvoll, wie ein Opferlamm geschmückt da, und harrt widerstrebend des Gefürchteten, der sie zum Altare führen soll!"

„Stehen die Sachen so? Da wäre noch ein Ausweg möglich. Aber, Kappenberg, wie kann der Junge seine Neigung auf ein so gemeines Weib werfen! Das ist eines Ritters aus meinem Gefolge unwürdig! Wenigstens — die Heirathsgedanken soll der tolle Bursche lassen! Bettelwirthschaft!"

„Gnädiger Herr — das Mädchen stammt aus dem alten gräflichen Hause von Iburg, wie die Mutter es selbst verrathen hat!"

„Ha, richtig! Und hier ist noch mehr aufzuklären! Kappenberg — mir soll die Alte nicht mehr unter die Augen treten, aber untersucht soll die Sache werden. Euch übergebe ich sie, Ihr werdet mir Nachricht darüber bringen!"

Als der Bischof diesen Theil der Unterhaltung gehört hatte, sank plötzlich wieder seine Hoffnung, und bebend zog er sich von der Thür des Altans zurück. Alle Schrecken eines bösen Gewissens gingen durch seine Brust, er sah die Fäden seines heimlichen Gespinnstes plötzlich an mehreren Stellen zugleich zerrissen, und unfähig

in dieſem Augenblick etwas zu thun, ſank er auf einen Fenſterſitz nieder, und ließ ſich von einer Gruppe von jungen Rittern anſtarren, denn allerdings gewährte er ein Bild der jammervollſten Vernichtung.

Der Graf von Arnsberg kam jetzt in den Saal zurück, und indem er zum Kaiſer auf den Altan trat, ſagte er:

„Ein unglückliches Ereigniß zwingt mich, die Vermählung meiner Tochter aufzuſchieben. Sie liegt an einem bedenklichen Fieberanfall darnieder, in welchem es unmöglich iſt, ſie zum Altar zu geleiten. Das Feſt ſoll dadurch nicht geſtört werden. Möge ſich mein Herr und Kaiſer die Bewirthung ſeines Vaſallen gefallen laſſen.“

Von der Gallerie des Ritterſaales ſchmetterten die Trompeten und luden zum Gaſtmahl ein. Der Kaiſer ließ fürs Erſte alle Widerwärtigkeiten auf ſich beruhen und folgte der Aufforderung, und bald ſaß die ganze Schaar der Gäſte um die reich beladene Tafel gereiht. Nur Gottfried folgte einem Diener ins Nebengemach, wohin ihn Frau Judith hatte rufen laſſen.

Geschäftige Diener flogen um die Tafeln mit mächtigen Schüsseln voll Wildpret, die großen Humpen kreisten und die Becher waren fortwährend im Gange. Nach den ärgerlichen Auftritten, welche dem Feste vorhergegangen waren, schien es sich Jeder angelegen sein zu lassen, das Gastmahl so laut und lärmend als möglich zu begehen, um die unangenehmen Eindrücke zu verwischen. Der Wein floß in Strömen, und der Wirth des Hauses ging seinen Gästen mit gutem Beispiel voran, denn Humpen um Humpen wurden an der Ecke, an welcher er den Vorsitz führte, geleert. Der Kaiser trank wenig, wußte sich aber den Anschein zu geben, als folge er dem allgemeinen Strome, und der Bischof, welcher anfangs in der kläglichsten Stimmung neben dem Oberhaupte des Reichs gesessen hatte, wußte sich durch fortgesetzten Gebrauch der vor ihm stehenden silbernen Deckelkrüge in die gewaltsamste Aufregung zu bringen.

Während so der Lärm des Gelages zur Höhe eines Bacchanals zu steigen begann, wollen wir

den Saal verlassen und Gottfried von Kappenberg in einen andern Theil der Burg folgen.

Im anstoßenden Zimmer fand derselbe seine Gattin Judith, welche, als er erschien, zum Zeichen des Schweigens den Finger an den Mund legte, ihn bei der Hand nahm und schnell durch eine Reihe von Gemächern führte.

„Was giebt es denn so Geheimnißvolles, liebes Weib?“ fragte Gottfried.

„Du sollst es gleich erfahren. — Sind sie drinnen endlich bei Tische? Gottfried, das war ein furchtbarer Auftritt im Schloßhofe! Ich habe nur davon gehört, aber ich fürchtete, das Haus würde zum Schauplatz schrecklicher Scenen werden! Gott sei Dank, daß sie alle sitzen, ich habe es an nichts fehlen lassen!“

Darauf führte sie ihn eine im Thurm befindliche Wendeltreppe empor, dann noch durch einen langen Gang, und jetzt erst gelangten sie in die Frauengemächer. Ein kleines enges Zimmerchen nahm sie auf, dessen Thüre Judith hinter sich verriegelte.

„Gottfried," sagte sie dann, „ich habe ohne Dein Wissen einen Schritt gethan, den Du vielleicht mißbilligen wirst! Aber Du warst in der Stadt, und es mußte etwas geschehen"

„Was denn? Geschwind, Liebe!"

„Richard von Streitberg ist hier — bei mir versteckt!"

„Er ist hier? Nun? Wie kommt er her? In welcher Absicht?"

„Du kennst Luitgarts Widerwillen gegen dies Ehebündniß. Sie glaubte vergehen zu müssen bei dem Gedanken heut zum Altare zu treten, die Gattin eines Ritters zu werden, den sie zwar achtet, dem sie aber keine bräutliche Neigung entgegen bringen kann — ach sie ist so entfernt von jeder irdischen Neigung, der reine Engel! Des Vaters grausamer Befehl hat uns verzweiflungsvolle Stunden gebracht, sie hat die ganze Nacht durch geweint, und ihre größte Klage war die, daß sie den jungen Ritter, wenn sie ihm aufgezwungen würde, nicht beglücken könne, daß er, der so viel Achtung verdiene, an eine Fremde gefesselt werde, während sein Herz vielleicht ganz

wo anders sei. Ich konnte den Jammer kaum ertragen! Da erschien heut in der Frühe Frotolf bei mir —"

„Frotolf ist wieder da? Was bringt er? Hat er eine Spur von unserm Aloisius gefunden?"

„Ich weiß es nicht. Du kennst ja seine Art, sich stets in Geheimniß zu hüllen. Er war in sehr trüber Stimmung, es scheint, er habe noch nichts entdeckt."

„Nun, weiter."

„Als er erschien, kam es mir plötzlich, wie eine Eingebung des Himmels, ihn an Streitberg zu senden, ihm Luitgarts Gesinnung zu entdecken, und ihn zu ersuchen, zuerst heimlich zu mir zu kommen. Vor einer halben Stunde kam er, gehüllt in ein Mönchsgewand hier an — Gottfried, die Krankheit Luitgarts war eine Erdichtung! Ach, sie war so schwach, so angegriffen, daß es dieser Erfindung, die sein Rath war, kaum bedurfte. Luitgart ist in ihrem Zimmer, sie ist jetzt gefaßt und will ihn sprechen. Mein Gewissen trieb mich aber, Dir dies Geheimniß anzuvertrauen, und

von Dir wird es abhängen, ob sie sich sehen sollen. Verzeih mir!"

„Sei ruhig, liebes Weib! Euer Kunststück kam uns sehr zu statten!" entgegnete Gottfried, und fügte eine Erzählung des nächtlichen Besuches hinzu, welchen Richard ihm gemacht hatte. Frau Judith beruhigte sich, als sie erfuhr, daß Richard ähnliche Gesinnungen hege, und da ihr Gatte nichts gegen ein Gespräch des jungen Paars einzuwenden hatte, deutete sie auf eine Thür und ging ihre Schwester zu holen.

Gottfried öffnete die bezeichnete Thür, und fand Richard, in eine Kapuze gehüllt, in Gedanken verloren am Fenster sitzen.

„Nun, Richard?" rief er, „wacht auf!"

Der Angeredete sprang empor, und sagte, indem er schnell auf Gottfried zu kam:

„Kappenberg, Eure Frau hat es so gewünscht! Weiß der Himmel, wo dieser Frotolf, der mir immer räthselhafter wird, mich aufgefunden hat! Soll ich das Fräulein sehen? Ich wünsche es jetzt selbst. Es ist gut, wenn wir aufrichtig gegen einander sind."

„Ihr sollt sie sehen! Da kommt sie schon!“

Luitgart erschien an der Hand Judiths, weiß gekleidet, mit blassen Wangen, eine reine edle Gestalt, wie die einer schüchternen, verschämten Heiligen.

„Ritter von Streitberg,“ sagte sie mit bebender Stimme, „der heutige Tag sollte ein trauriger — sicherlich für uns beide werden, hoffentlich wird aber dieser Kelch nun von Euch genommen! Ich achte Euch wahrlich — wie ich einen Ritter nur achten kann, aber meine Hand, welche man an die Eure ketten wollte, muß ich Euch entziehen. Ich will eine Last von Euch abwälzen, die Euer ganzes Leben bedrücken würde, denn wenn ich auch erzwungene Pflichten erfüllte, sie wären doch eben erzwungene, und ich könnte sie nicht mit der Freude erfüllen, die Eurem Werth gebührte. Mich fesselt nicht nur ein frühes Gelübde, sondern mehr noch meine Neigung an das Kloster. Ich könnte Euch daher nicht beglücken, wie Ihr es verdientet. Aus Euren Augen blickt ein reines, edles Gemüth, das würdig ist, glücklich zu sein — o wie tief, wie schrecklich

würdet Ihr es empfinden, an ein Weib gebunden zu sein, dessen Gedanken weit weg von Eurer ehrenvollen Laufbahn sich in ein Kloster sehnten, und das Eurem Herzen nichts darbrächte, als kalte Achtung! Mehr könnt auch Ihr mir nicht bringen, ich lese es in Euren Augen. Es wäre also Sünde, wenn wir uns in das über uns Beschlossene fügten. Ihr zürnt mir nicht, ich weiß es — reicht mir zum Abschied die Hand, und denkt nicht böse von einem Mädchen, daß es seinen Himmel nicht da finden kann, wo ihn eine Andere gewiß und mit Recht finden wird!"

Sie bot dem jungen Manne ihre Hand dar, und Richard, der anfangs mit niedergeschlagenen Augen zugehört, dann aber mit stummer Verwunderung in ihr Antlitz gesehen hatte, sank in die Knie vor ihr nieder und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Ich erkenne," fuhr Luitgart mit sanfter Stimme fort, „in dieser Eurer Bewegung einen stummen Dank, den Dank eines Herzens, das sich plötzlich von drückenden Banden befreit sieht

und glücklicheren Gedanken wieder Raum geben darf. O, wenn Euer Herz schon von einem Bilde erfüllt ist — beten will ich für die Glückliche, die darin wohnen darf! Ist es so? bekennt es mir, mein Freund!"

Richard blickte zaghaft von den Knien zu ihr empor, und als er einem verklärten Blicke und einem Lächeln voll himmlischer Güte begegnete, rief er überwältigt:

„O, gnädiges Fräulein — wie soll ich vor Euch bestehen! Ja, ich gestehe es, mein Herz ist nicht mehr frei!"

„Ich ahnte es," entgegnete Luitgart mit freudiger Rührung, „ich ahnte es — Gott hat es mir eingegeben! So seid denn glücklich, Richard, und ich will mich wie eine Schwester Eures Glückes freuen! Bis jetzt standet Ihr mir kalt und fremd gegenüber, von nun an aber kann ich ein warmes geschwisterliches Gefühl für Euch hegen. Nehmt es mit Euch und grüßet von mir die Beglückte, die Euch liebt. Ich will für sie, für Euch beide täglich mein Gebet zu Gott rich-

ten, und er wird es erhören! Und nun lebt wohl und vergeßt diesen Tag nicht, der uns Besseres gebracht hat, als man uns zugedacht hatte."

Sie machte bei diesen Worten ihre Hand, die er nicht unterlassen konnte, noch einmal an die Lippen zu drücken, los und entfernte sich mit Frau Judith, welche bei dieser Scene reichliche Thränen vergossen hatte, aus dem Gemach.

„O," rief Richard, als er sich mit Gottfried allein sah, „sie ist ein Engel des Himmels, eine Heilige, die ich mein Leben lang verehren werde."

„Das verdient sie," entgegnete Kappenberg. „Nun aber, junger Freund, müßt Ihr unverzüglich das Schloß verlassen. Wo ist Frotolf?"

„Ich weiß es nicht, er hat mich bis an ein verborgenes Pförtchen geleitet und ist dann wieder verschwunden. Ich habe den Schlüssel."

„So nehmt denselben Weg zurück. Ich werde einen Diener mit meinem Pferde hinabschicken, das Euch schneller nach Paderborn führen soll. Wenn Ihr Frotolf seht, so sagt ihm, ich

müſſe ihn durchaus heut noch ſprechen. Da kommt Frau Judith, ſie wird Euch zum Ausgang führen. Reiſet mit Gott!“

Richard folgte darauf ſeiner Führerin durch die Irrgänge des Schloſſes, während Gottfried ſich zu dem lärmenden Gelage in den Ritterſaal zurückbegab.

Siebentes Kapitel.

Wir haben im vorigen Kapitel schon mehrere Räume der geräumigen Wevelsburg durchwandert und müssen jetzt, während im Rittersaale das lärmendste Bankett im Gange ist, in den beklagenswertheſten Raum des Schlosses, in den Kerker hinabsteigen, wobei wir aber nicht umhin können, etwa eine Stunde in der Zeit zurückzugehen, um Einiges nachzuholen.

In jenem Augenblick, da Gundosara von den Knechten Arnsbergs festgenommen ward, erschien auf des Grafen Befehl ein Mann mit finsteren Mienen, die jedoch von einem Zuge des Mitleids durchkreuzt wurden, welcher bei einem Kerkermeister — denn dies Amt bekleidete der Mann — auffallend erscheinen konnte. Nachdem alle müßigen

Gaffer, von welchen es auf dem Schloßhofe wimmelte, alle Reitknechte und Pferdebuben weggetrieben worden waren, nahm der Kerkermeister sein Opfer in Empfang und führte es durch einige dunkle Gänge bis in einen Raum, der durch eine Oellampe nur düster erhellt wurde. Gundofara ließ sich ohne Widerstreben fortführen, ihre Kräfte schienen völlig erschlafft zu sein. Als sie in den dunkeln, gewölbten Gang gelangt waren, sagte der Kerkermeister:

„Ich wünschte auch was Besseres zu thun zu haben, als Dich in jenes Verließ steigen zu lassen! Ich kann nicht anders, Alte!“ —

Gundofara schwieg. —

„Ließ Dich gerne laufen,“ fuhr er fort, indem er eine eiserne Fallthür am Boden aufschloß, „hab' Deine Klagen mit angehört, Alte! Hast's aber zu arg getrieben, zu arg, hast dem Kaiser verteufelte Dinge gesagt! Wiewohl, es gehörte Mancher in mein Bereich, der jetzt in Blüthe steht! Da unten hört Alles auf. Such Dein Vaterunser und alles Gute, was Du weißt, zusammen, Alte, wirst's brauchen da unten!“

Gundofara entgegnete nichts und ſtarrte nach der Oeffnung des Bodens, die unter der Fallthür ſichtbar ward und in welche der Kerkermeiſter jetzt eine Leiter hinabließ. —

„Haſt noch irgend ein Begehr, Alte? Sag's, noch kann ich Dir was Beſſeres geben, als ich da hinab reichen kann — Hör, ich will Dir's heimlich zuſtecken, aber red', ſag' ein Wort! Ja — viel Umſtänd' machen darf ich nicht, thu' die Lippen voneinander — ein Schluck Wein? Da, ich hab' die Flaſche im Sacke! Nimm — ich ſag' Dir, mir geht's ſelbſt hart an!"

Gundofara wies die dargebotene Flaſche zurück. —

„Ja, nunter mußt Du halt, Alte, jetzt mach' Anſtalt — oder haſt noch was an Wen zu beſtellen? Meine Tochter ſoll's ausrichten! Nu? Nu? — Schlag das Wetter drein, haſt ein Brett vor'm Maule? — Ich thu's! — Ja, da hilft nix, mach Anſtalt und ſteig nunter!"

Gundofara war wie mit Stummheit geſchlagen, ſie preßte nur einmal die geballten Hände vor die Stirne und betrat dann die Leiter,

die sie in den finstern Kerker hinabführte. Unten angelangt sah sie, wie die Leiter hinaufgezogen wurde, hörte die Fallthür über ihrem Haupte zuschlagen und befand sich darauf in tiefster Nacht begraben.

Mit den Händen tastete sie an den Wänden des feuchten, in die Grundfeste des Felsens gehauenen Kerkers umher, und jetzt erst, da sie sich von aller Welt verlassen sah, sich zum schrecklichsten Tode verdammt wähnen mußte, jetzt erst löste sich ein Schrei aus ihrer Brust und sie sank zu Boden mit den Worten: „So weit mußte es kommen! So weit konnten es diese Ungeheuer treiben!“—

„Wer ist's, der diese traurige Wohnung mit mir theilt?“ so tönte vernehmlich eine Stimme aus einem Winkel des Kerkers.

Gundosara fuhr zusammen und lauschte. „Sprach da Jemand?“ rief sie. „Hat dieses Gefängniß mehr Bewohner?“

„Nur Einen, dem Gott diese Prüfung schickte!“ entgegnete die Stimme.

„Wie lange liegt Ihr schon hier unten?“

„Ich kann's nicht sagen. Hier ist kein Unterschied zwischen Tag und Nacht. Es mag kaum eine Woche sein, seit ich das goldne Licht der Sonne zuletzt sah, — vielleicht ist's auch einen Monat her, ich weiß es nicht, es kommt mir lange vor. Aber Gott ist bei mir! Ihr seid ein Weib nach Eurer Stimme — kann ich Euch trösten? Vertraut auf Gott und seine Engel, will er uns retten, so sendet er sie uns, will er uns nicht retten, — so geschehe sein Wille!"

„Spart Euren Trost und laßt mich allein mit mir!" entgegnete sie in mürrischem Tone und versank in ein langes, tiefes Schweigen. Ihr ganzes Leben ging, Bild um Bild, durch ihre Seele, Alles, was sie erduldet und gehofft, zog vorüber, und als sie den Schlußstein aller ihrer Hoffnungen in der heutigen Begegnung mit dem Kaiser erblicken mußte, und sich hier im tiefsten Kerker sah, da löste sich seit langer Zeit zum ersten Male ihr Schmerz in Thränen, und laut schluchzend rief sie:

„O Norbert, Norbert! Wenn Du nun

kommſt — wie ſollſt Du mich finden? Norbert! Norbert!“

„Weſſen Namen ruft Ihr da, arme Genoſſin meiner Leiden?“ fragte die Stimme, wie es ſchien, mit noch mehr Theilnahme. — Gundofara ſchwieg, der Andre aber fuhr fort:

„Erleichtert Euer Herz, Frau! Ach, es iſt ein Segen des Himmels, daß er mir Gelegenheit giebt, noch in dieſer Trübſal den Schmerz eines ſeiner armen Geſchöpfe zu theilen! Sagt mir Euren Kummer und ich will mit Euch weinen!“

„Ich weine nicht mehr — dieſe Schwäche hat mich verlaſſen. Ich bin wieder feſt und ſtark, wie es mir geziemt. Das Unglück ſoll meine Seele nicht beugen. Nein, Norbert, ſtark wie Du biſt, ſtark wie mein Herz Dich weiß, ſo will auch ich ſein!“

„Um Gott, Frau, wer iſt dieſer Norbert, von dem Ihr ſprecht?“

„Euch kann's gleichgültig ſein!“

„Nein, nein, Ihr irrt! Wer iſt Euer Norbert? Iſt er Euer Sohn?“

„Meinetwegen mögt Ihr's wiſſen — ja er iſt mein Sohn!“

„Und Ihr heißt — wie heißt Ihr?“

„Fragt mich nicht aus, ich habe hier keinen Namen.“

„Ihr heißet Gundoſara? Heißt Ihr ſo?“

„Bis in dieſen Kerker kennt man die Hexe aus dem Haidethurm?“

„Allmächtiger Gott! Sie iſt's! Gundoſara! Mutter — Mutter — ich bin Norbert! Bin Dein Sohn Norbert!“

Ein Gefühl von Entzücken und Schauder zugleich ging durch Gundoſara's Seele. Sie ſprang empor, bebend an allen Gliedern, hielt ſich an der Wand feſt und ſchrie laut:

„Hier! Hier? Norbert —! Nein, widerruf' es! Norbert!“

Norbert taſtete ſich an der Wand zu ihr hin, laut athmend vor überſtrömenden Empfindungen, erfaßte Gundoſara's Geſtalt, hielt ſie in den Armen und rief:

„Ich bin's, ich bin's! O Mutter, Mutter! Dein Sohn iſt's, der Dich umſchlungen hält!“ —

Gundosara war außer sich, preßte ihren Sohn krampfhaft an die Brust, rang nach Worten, betastete sein Haupt, sein Gesicht und erst nach Minuten fand sie die Sprache wieder. Es war ein furchtbares Wiederfinden.

„Ach mein Sohn, Kind meiner Hoffnungen! So sollen wir uns finden! Aber wie ist's möglich — es ist ja nicht möglich! Vor wenigen Tagen erst brachte mir Frotolf die Nachricht, Du seist in Dänemark, lägest an Wunden darnieder, die Du im Kampfe erhalten habest! Wie geht das zu? Bist Du Norbert, wie kommst Du dann hierher? O, meine Gedanken verwirren sich! Bist Du Norbert?"

„Ich bin's, Mutter!"

„Ach, Du bist's! Gefangen, im Kerker! Aus diesem Gefängniß, dachte ich, solltest Du mich erlösen, und nun finde ich Dich schon vor mir hier! Oder wie — ist es eine List? Hast Du Alles bereitet Dich zu befreien? Harren draußen Deine Schaaren? Weh mir — ich weiß nicht, was ich frage, ich rede irre! Sprich Du und sage mir Alles!"

„Höre mich ruhig an, Mutter, ich habe Dir viel zu sagen! Gott wird meine Zunge stärken, daß meine Worte Dir zu Herzen gehen! Wir hatten's verdient, daß er uns diese Prüfung sendet, sie ist gerecht! Wie oft hatten wir uns vermessen im Glücke, wie oft haben wir uns überhoben und unser Herz mit eitlen Thorheiten erfüllt. Wir glaubten stark zu sein und Alles war ein sündiger Wahn! Aber Gott ist barmherzig. Auf dunklem Pfade will er uns zum Lichte führen, er wird es und ginge der Pfad in ewiger Nacht fort bis an die Todespforte! Werfen wir drum alle irdischen Gedanken von uns, hier unten nützen sie uns nicht mehr, kaum gehören wir noch dem Leben an. Jeder Athemzug sei von nun an Gebet zu Gott, jeder Gedanke Buße für unsre Sünden!"

„Weg! Weg!" — rief Gundofara in heftigem Tone, indem sie ihren Sohn von sich stieß. „Du bist nicht Norbert, bist nicht mein Sohn! Warum lügst Du Dich erst in mein Herz, betrügerisches Wesen, um mich so zu enttäuschen! Du bist ein Dämon der Nacht und kommst mich zu

quälen! O, Norbert spräche anders — anders, das weiß ich!"

„Fasse Dich, gute Mutter! Bändige diese Heftigkeit, ich habe Dir Dinge zu sagen, die Dein Herz noch mehr quälen werden. Aber hier muß ich sie sagen. Wer weiß wie lange wir noch zu leben haben, und ich mag mit keiner Lüge von hinnen scheiden. Ich bin Norbert, Dein Sohn."

„Ihr Geister meiner Väter, ist es möglich? Das ist Norbert, so spricht Norbert! Rede nicht weiter — ich glaube Dir nicht, Du bist ein Quälgeist, ein Alp — Du sollst keine Macht über mich haben!"

Norbert schwieg eine Weile. Dann sagte er:

„Wenn Du meinem Worte nicht glauben willst, arme Mutter, so wird keines andern Norbert Stimme jemals zu Deinem Ohre dringen."

Noch einmal stürzte sich Gundosara über ihren Sohn, umschlang und küßte ihn und rief:

„Ach, und Du bist's doch, Deine Stimme geht mir zum Herzen und regt mir jedes Gefühl der Mutterliebe auf! Ich will's glauben, daß

Du's bist! Armer Sohn! So weit konnte die Luft des Kerkers den Muth meines jungen Helden herunter bringen, so seine Kraft lähmen! Ich verzeihe Dir, denn ich weiß, Du wirst Dich ändern. Ja, ja, ich werde Dir neuen Muth, neue Kraft erwecken, daß dem jungen Adler die Flügel wieder wachsen! Ich kenne mein Geschlecht, es waren Männer, heldenhafte Männer! Es kann wohl einer von ihnen, der letzte, auf kurze Zeit verzagen — ich will's verschweigen, will's vergessen! Nur Kerkermauern haben's gehört, sie sind stumm und werden's nicht weiter sagen. Ich aber bin da und wache über Dich, mein Geist ist auch im Kerker ungebrochen, und ich werde Dich aufrichten, mein Sohn. Wir werden die Pforte brechen, werden Männer sammeln, werden unser Geschlecht rächen — ich werde meine Hoffnungen erfüllt sehen!"

„Wie sehr mißverstehst Du mich, Mutter!" sagte Norbert seufzend. „Wie beklagenswerth ist Dein Sinn von Wahn bethört! Willst Du mich wiederfinden, so mußt Du alle Deine finsteren Plä[illegible] Deine grauenhaften Hoffnungen auf-

geben! Sei ruhig, gute Mutter, und höre mich."

„Norbert! Was willſt Du mir zu hören geben?"

„Du ſandteſt mich in meinem zehnten Jahre nach Dänemark, gabſt mich dem Prinzen Knud Laward, dem Sohne König Erich Eiegods, in Obhut. Er war ein Freund meines Vaters, und er nahm mich, als ſeine Reiſe nach Deutſchland beendet war, in ſeine Heimath mit. Ich lebte an ſeinem Hofe, an ſeiner Seite und wurde ſechs Jahre lang in allen männlichen Uebungen erzogen. Bis dahin ſind alle Nachrichten, welche Frotolf, den Du mir alljährlich einmal ſandteſt, überbrachte, vollkommen wahr und richtig."

„Was ſoll das? Nun, und dann? Norbert — Du biſt nicht im Kampfe an des Prinzen Knud Seite verwundet worden?"

„Nein, Mutter! Wie käme ich ſonſt ſo ſchnell hierher? Höre mich weiter, ich muß Dir endlich Wahrheit geben. Auch in Dänemark lebt nicht mehr jene wilde alte Heidenzeit, wie Du wähnteſt, von der Du ſo viel für mich erwarteteſt, ſondern

auch dort ist der Funke des Evangeliums lebendig, auch dort lebt eine christliche Religion, welche dem Menschen mildere Gesinnungen giebt. In meinem sechzehnten Jahre ergriff mich die Religion mit solcher Macht, daß ich nicht nur das Schwerdt mit dem Mönchskleide vertauschte, sondern daß ich mich berufen fühlte, die heiligen Lehren des Christenthums, die so vielfach mißverstanden und verunehrt wurden, rein und lauter zu predigen."

„Norbert! Du giebst mir den Tod!" rief Gundofara verzweiflungsvoll.

Norbert hielt seufzend inne, dann aber fuhr er fort: „Frotolf, den eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande wunderbar gestärkt hatte, unterstützte mich in meinen Gesinnungen. Er verschaffte mir ein Klosterkleid, und von ihm geleitet entfloh ich aus Dänemark, warf meinen Namen von mir und zog in den Ländern umher, predigte und lehrte, und Gott segnete mich so, daß die Worte des Bruders Aloisius, wie ich mich nannte —"

„Steht mir bei, ihr Mächte der Welt, daß ich nicht wahnsinnig werde! Was? Der Pfaff, von dem sie reden, von dessen mönchischem Gezeter sie auf allen Straßen schreien, jener Aloisius soll mein Sohn sein? Norbert, hinter dem Namen jenes kriechenden Sclaven steckteſt Du?“

„Ich bin jener Aloisius, Mutter! Aber haſt Du keinen andern Namen für Deinen Sohn? Mußt Du schmähen, wozu Gott mich berufen hat? Arme, verblendete Mutter! Er, der mich seit jenem frühen Alter, meinem sechzehnten Jahre, da ich alles Weltliche von mir warf, so gnädig und wunderbar geführt hat, daß mein begeistertes Wort das Beſſere in so vielen Herzen erweckt hat, er wird mir auch die Kraft gewähren, auf das Herz meiner Mutter zu wirken!“

„Schweig, Bube, mit Deinem weibischen Geplärr! — So bin ich betrogen! So bin ich seit vier Jahren mit falschen Hoffnungen hingehalten worden! O über diesen Schurken Frotolf!“

„Schmähe ihn nicht, Mutter, er ist ein edler Mann! Daß Dich meine Umwandlung schmerzen würde, sahen wir ein, und so brachte er Dir

falſche Nachrichten über mich. Oft verſuchte er, wie er mir ſagte, Dich milder zu ſtimmen, aber da es ihm niemals gelingen wollte, ließ er Dich in Deinem Wahne, und ich betete zu Gott, daß er mich fähig mache, Dich für ſeinen Himmel zu gewinnen und Deine Verzeihung zu erringen!"

„Darauf hoffe niemals, Memme! O daß eine Mutter des Stammes Iburg ihren Sohn ſo nennen muß!"

„Ich muß die Schmähung der Mutter erdulden! Es iſt ein bitteres Kreuz, aber ich nehme es auf mich!"

„Er nimmt es auf ſich! Hört es, ihr Geiſter ſeiner Väter, er nimmt es auf ſich! O, wir ſind tief geſunken! — Norbert, es giebt keine Schmach, die furchtbarer über mich ſtürzen könnte! Seit zehn Jahren ſaß ich, die Witwe des Grafen Rutger von Gennep, einſam in einem öden Thurme und nur die Hoffnung Deiner Wiederkehr ſchützte mich vor Verzweiflung. Du kennſt die Kette des Elends, die ſich durch mein Leben zog. Gattenlos, freundlos, nur durch die Hülfe zweier Diener unterſtützt, hatte ich Zeit eine Reihe

von Schandthaten zu durchdenken, die an meinem Hause begangen worden waren. Aber das Gefühl des Hasses loderte täglich neu auf in meiner Brust. Dich sandte ich von mir unter Männer, daß Du in Deinem zwanzigsten Jahre stark genug wärest zu vergelten, was man an Deiner Mutter verbrochen hatte. An der Spitze einer kühnen Schaar von Jünglingen, ein junger, thatendurstiger Held, so, hoffte ich, solltest Du kommen! Stürzen solltest Du Dich über die Feinde Deines Hauses. Flüche Dein Gebet, Dein Gottesdienst die Rache! Wiedergewinnen, was man uns entrissen und wenn Du die Häuser Genney und Iburg gerächt, dann ruhmvoll und ehrenreich solltest Du ein neues Geschlecht von Helden gründen, zu dessen Ahnen zu gehören schon hier mein Stolz gewesen wäre! Norbert — ist es denn möglich, daß der Sohn des Grafen Rutger von Gennep die letzte seiner Pflichten vergessen kann? daß er absichtlich Schmach und Schande über sein Haus bringen kann?"

„Ich habe höhere Pflichten, Mutter, als die Dinge der Welt auszugleichen. Ist mir Gott aber

ſo gnädig, daß er ſeine Sonne wieder über mich Unwürdigen ſcheinen läßt, dann will ich mich wieder bei dem Namen meines Vaters nennen, um der Welt zu zeigen, daß der Allmächtige auch in die Herzen derer, die einen hohen Namen tragen, ſeinen Samen ſtreuen könne!"

„Nein — nein, thu's nicht, Norbert! Thu's nicht! Verbirg den reinen Namen Deines Vaters, beflecke ihn nicht vor den Augen der ganzen Welt! Den einen Troſt laß mir!"

„Wie tief beklage ich Deinen Irrthum, gute Mutter! Ach, warum mußt Du, die meinem Herzen am nächſten ſteht von allen Sterblichen, warum mußt Du grade am ſtarrſten in Wahn und Unglauben feſtwurzeln!"

„Du ſprichſt mir aus der Seele! So denk' ich von Dir! Norbert, giebt es keine Rückkehr?"

„Keine, Mutter, für mich! Aber Dir iſt der Weg noch offen. Komm, verſchließe Dein Herz nicht —"

„Weibiſcher Thor! Berühre mich nicht! Verſchone mein Gehör mit pfäffiſchem Gewimmer, ich ertrag's nicht, es macht mich toll! Ein

Mönch, ein Pfaff! Der letzte Graf von Gennep iſt ein Pfaff geworden, zieht in einer Kutte auf den Landſtraßen umher, und der Pöbel ihm nach, hört ſeine Litanei auf Märkten und auf Kreuzwegen und kaſteit ſich nach ſeiner Vorſchrift! Das thut Norbert von Gennep, ſetzt ſich hin wie ein Uhu, den die Vögel umkreiſen — pfui Dir! Du biſt kein Mann, biſt ein ſchlaffer Betbruder, biſt ſchlimmer als ein Weib!"

„Mutter, Mutter, Du darfſt mir viel ſagen!" entgegnete Norbert mit feſter, kräftiger Stimme, „Du darfſt es, weil Du meine Mutter biſt, und wenn Deine Schmähungen ungerecht ſind, ſo verzeihe ich's Dir! Ich bin ein Mann, ich habe männlich geſtrebt und männlich gelitten, und wenn ich jetzt, da mich eine wilde Verbrecherhand in den Kerker geworfen hat, hier zu Grunde gehen muß, ſo werde ich mit männlichem Muthe, mit männlicher Kraft ſterben! Ich bin ein Mann vor Gott — er kennt meine Glaubenskraft, den Kampfesmuth meiner Seele! Dein Rachewahnſinn, Mutter — ich muß es ſo nennen — Dein grauen-

haſter Stolz iſt kein männliches Gefühl, ſondern eine Ausgeburt weibiſcher Wildheit, ein thieriſch ſinnloſes Streben, ohne Halt, ohne Fähigkeit Dir ſelbſt und Andern zu nützen! Gott verzeihe mir, daß ich das meiner Mutter ſagen muß! — Das Eigenthum, welches man unſerm Hauſe entriſſen hat, iſt nicht mehr zu retten, die Schuld iſt längſt verjährt und wäre durch Thaten der Rache am wenigſten wiederzugewinnen. Der deutſche Boden hat in fürchterlichen Kriegen ſo viel des Bluts getrunken, Verbrechen ſind auf Verbrechen gehäuft worden, daß der Himmel ſein reines Antlitz verſchleiern ſollte, um ſolchen Scenen des Gräuels nicht mehr zu leuchten. Nicht derjenige, der neue blutige Thaten zu den alten fügt, ſondern der iſt ein Mann, der es wagt aufzutreten, um der Menſchheit ihre Schande vorzuhalten, der es wagt, die Sitten einer verwilderten Zeit zu läutern, zu reinigen, all die tauſend Wunden zu heilen und der weinenden Unſchuld Troſt zu bringen. Das Unrecht, welches wir erlitten, wollen wir verzeihen, denn Verzeihung iſt edler und heldenhafter, als finſtre Rache!“ —

Gundofare ſchwieg. Dieſe Anſchauung war eine ihr ſo fremde, ſo verſchiedene, ja verwerfliche, daß ſie keine Worte hatte zu entgegnen. Ihr Charakter hatte ſich ſeit langen Jahren in ſo rauher, wilder Weiſe befeſtigt, daß nichts im Stande war auf ihn zu wirken, ja, daß die eindringlichen Worte ihres Sohnes eher geeignet waren, ein feindliches Gefühl in ihr aufzuregen.

„Theure, geliebte Mutter!“ fuhr Norbert fort, indem er ſanft ihre Schulter berührte — „laß Dich von den Bitten Deines Sohnes bewegen, laß ab von Deinen heftigen Gefühlen, bringe Dein Herz zur Ruhe, und verſuche es einmal wieder zur Gnade Deines Gottes aufzublicken, er hat Troſt und Frieden für Alle, die —“

„Fort!“ rief ſie. „Berühre mich nicht! Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Wie ich Dich aus meinen Armen ſtoße, ſo ſtoße ich Dich aus meinem Herzen. Du biſt mein Sohn nicht mehr!“

Norbert ſchwieg einige Minuten, wie es ſchien, erſchüttert. Dann mit etwas zögernder Rede fuhr er fort: „Mutter — Du haſt auf Thaten der

Rache von mir gehofft — diese kann ich Dir nicht gewähren! Aber auch eine Zukunft voll Ruhm und Größe lag in Deinen Hoffnungen — Mutter, wenn es Dich mit mir versöhnen kann, so bekenne ich Dir, daß auch ich diese Hoffnungen innerhalb der Kirche hegte!"

„Eine Bischofsmütze? Ein paar Papstpantoffeln?" rief Gundofara verächtlich. „Pfaffenwirthschaft! Das nennt Norbert von Gennep große Hoffnungen! Mir ekelt vor solchem Klosterdunst, die Luft dieses Kerkers ist rein dagegen! Geh', und laß mich zufrieden!"

„Mutter!" rief Norbert in nur mühsam bekämpfter Erbitterung: „Du sprichst wie Du's verstehst, wie ein verblendetes, verstocktes Weltkind! Du weißt nichts von dem hohen Beruf der Kirche, von der großen Aufgabe ihrer Vertreter! Nicht die weltliche Macht soll die erste sein in der Welt, sondern die der Kirche. Die Kirche soll den Völkern Gesetze geben, nicht der Kaiser! Sie wird sich niemals begnügen mit der zweiten Stelle, und so lange die Welt steht, ewig, ewig wird ihr Kampf mit den Fürsten der Welt fortdauern.

Nicht zum Dienen, ſondern zum Herrſchen iſt ſie von Gott eingeſetzt, und wo man ihr Herrſcheramt beeinträchtigt, da wird ſie offen und im Verborgnen wirken, bis ſie die Gewalt in Händen hat. Die Diener der Kirche, wir ſind es, die Gott zu Vormündern der Völker berufen hat, und niemals werden wir uns dies Amt entreißen laſſen! Ja, ſendet mir Gott ſeinen rettenden Engel in die Nacht meines Kerkers, ſo werde ich meiner Pflicht eingedenk ſein, ſeine heilige Kirche zu reinigen, zu erhöhen, ſie groß und gewaltig zu machen! Du ſchmähſt die Würde eines Biſchofs oder gar des Papſtes? Blinde, unwiſſende Mutter! Ich bekenne es, daß meine Hoffnungen mich bis zu den oberſten Stufen der Macht in meiner Kirche trugen, und eine Mutter ſollte es als die höchſte Ehre, den höchſten Ruhm betrachten, ihren Sohn zu den erſten Häuptern der geiſtlichen Gewalt zählen zu dürfen. Deine Verachtung iſt Beleidigung gegen die Kirche und ſomit der ſchwerſte Grad der Sünde! Geh in Dich Mutter, beuge Dich und bete um Verzeihung, und ich, der ich Gott näher ſtehe als Du, will Dein Gebet vermitteln!“

„Thu' was Du willſt, Du gehſt mich nichts mehr an!“ entgegnete Gundofara und tappte eilig an der Kerkerwand fort, und dem äußerſten Winkel zu, wo ſie ſich in ſtarrem Schweigen auf den Boden niederließ. Noch Einmal verſuchte es Norbert mit der ganzen Macht ſeiner Beredtſamkeit auf ihr Herz zu wirken, da er aber kein Wort der Entgegnung bei ihr fand, zog auch er ſich in einen Winkel zurück, und ſchwieg in tiefem Schmerze. Und ſo ſaßen dieſe Beiden durch die heiligſten Bande des Blutes an einander geknüpften Menſchen ohne Verſtändigung in der Nacht ihres Kerkers, und ohne die Hoffnung, daß er ſich jemals wieder für ſie öffnen werde.

Achtes Kapitel.

Es drängen ſich in dieſen einen Tag ſo viel Ereigniſſe unſrer Erzählung zuſammen, daß wir, um all den verſchiedenen Perſonen unſrer Gruppe gerecht zu werden, nochmals unſre Blicke rückwärts werfen müſſen, und zwar diesmal, um den jungen Ritter, welchen wir unlängſt in den Frauengemächern des Schloſſes geſehen haben, wieder aufzuſuchen. —

Richard wurde von Frau Judith bis an den Eingang zu einer langen Gallerie geführt, wo ſie ihn entließ, da ſein Weg nun nicht mehr zu verfehlen war. Die Gallerie gewährte ihm einen Blick auf den Schloßhof hinab, und hinüber nach einem andern Flügel des Gebäudes, wo aus der Halle des Erdgeſchoſſes der Lärm der Dienerſchaft

herüber drang, welche, wie die Herren im Rittersaal, mit Speise und Getränk reichlich bedacht worden waren. Es mochte ungefähr gegen fünf Uhr Abends sein, der Himmel war dicht mit grauen Wolken bedeckt, und machte den Septembertag ungewöhnlich früh dunkel. Ueberall im Schlosse entzündeten sich schon die Lichter, zuweilen sah man Knechte mit Fackeln über den Hof eilen. Richard blieb einige Minuten auf der Gallerie stehn, und während er in der Dunkelheit ungesehn hinab blickte und die verschiedenen Töne an sein Ohr drangen, überdachte er die Stunde, welche soeben an ihm vorüber gegangen war. Sein Herz war so erhoben und glücklich, die reine Lichtgestalt Luitgarts hatte ihm Ruhe und Gottesfrieden in die Seele gegossen! — Als er an jenem Abende nach dem erzählten heftigen Auftritt mit seinem Oheim die Klostergänge der bischöflichen Residenz verlassen hatte, fühlte er sich von einer drückenden Last befreit, und faßte zugleich den Entschluß, diese Räume, in welchen er für die Zeit seines Aufenthalts in Paderborn Wohnung gehabt hatte, nie wieder zu betreten. Er hatte die Absicht, die nächsten

Tage völlig im Verborgnen zuzubringen, und ſich auch an jenem, wo man ſeine Vermählung zu begehen vorhatte, nicht zu zeigen. Daß ihm zu einem Verſteck für dieſe Zeit das Haus des Schmieds Walram aus mehr als einem Grunde am paſſendſten erſchien, wird uns nicht eben Wunder nehmen. Meiſter Walram, obgleich es ihm immer unbegreiflicher wurde, warum ſein Haus geeignet ſei als Zufluchtsort zu dienen, ließ ſich doch bereden, und räumte dem jungen Ritter eine Kammer im Giebel ein, wo er die Nacht zubringen konnte. Daß aber der Ritter den Tag über ſich einige Treppen tiefer bei den Frauen aufhielt, konnte der Meiſter, der faſt den ganzen Tag an ſeine Arbeit gebunden war, nicht verhindern. So verbrachte denn Richard manche Stunde mit Wolfhilt allein, da den beiden Damen Gerberga und Marketrud, ſobald er erſchien, merkwürdigerweiſe immer bald Geſchäfte einfielen, die ſie draußen hatten, ſo daß ſie lächelnd ihren Rückzug nahmen. Daß ſie aber ab und zu durch das kleine Thürfenſterchen lauſchten, darf die Geſchichte auch nicht verſchweigen. — Mit Wolfhilt war eine große Veränderung vor-

gegangen. Die Frauen hatten ihr, auf ihren eignen Wunsch, eine gewähltere Kleidung besorgt, welche ihre herrliche Gestalt erst zu ihrem Rechte kommen ließ. Eine Art Mieder von schwarzem Sammt umschloß Brust und Arme, und unter demselben fiel ein dunkelblaues faltiges Gewand bis auf die Füße herab. Das reiche schwarze Haar war sorgfältiger gescheitelt und umgab in einer einfachen aber reichen Flechte das Haupt wie ein Kranz. Als Richard das Mädchen zum ersten Male so geschmückt und die hohe Schönheit dieser Züge und Gestalt nun erst im rechten Lichte erblickte, war der letzte Widerstand seines Herzens dahin. Auch aus Wolfhilts Mienen war jener Zug finstrer Wildheit gewichen, und an seiner Stelle stand stiller Ernst, zu welchem sich zuweilen ein flüchtiger Schatten der Wehmuth gesellte. Sie hatte Richard nun doch einmal zum Vertrauten ihres finstern Familiengeheimnisses gemacht, und es konnte nicht fehlen, daß dies Vertrauen sich weiter ausdehnte, und daß sie dem Freunde nicht mehr bloß eine Bevorzugung, sondern sogar Neigung verrieth. Richards lebhafter

feuriger Geiſt trieb ihn oft an, ſich ihr zu Füßen zu werfen und ihr ſeine Liebe zu bekennen — wenn es deſſen noch bedurft hatte, — aber ein ernſter vorwurfsvoller Blick ſcheuchte ihn immer noch zurück. Wolfhilt verſchwieg es ſich ſelbſt nicht, daß ſie den in Jugendſchönheit und Kraft blühenden jungen Mann liebe, aber das Verlöbniß, in welchem er zu einer Andern ſtand, mußte ihr als ein unüberſteigliches Hinderniß erſcheinen. Richard war eher in Gefahr, als ſie, daß ſein Herz ihm über den Kopf wachſe, zumal da er den feſten Willen hatte, ſich nicht binden zu laſſen. Freilich aber laſtete der Druck jenes noch nicht gelöſten Verhältniſſes auch noch ſchwerer auf ihm, denn auf Wolfhilt. Es kam noch ein Moment dazu, welches ihn überaus peinigte, ſo daß er unwillig über ſich ſelbſt wurde, während er doch den feſten Entſchluß hatte, ſo und nicht anders zu handeln. Seine Ehrfurcht vor den Frauen nämlich ſtellte es ihm als eine Sünde dar, offenkundig die Hand eines Weibes zu verſchmähen, und um ſo mehr, als diejenige, welche man ihm als Braut beſtimmt hatte, ihm in der Stunde, da ſie ihm als ſolche

vorgestellt wurde, wenn keine Neigung, doch eine ehrfurchtsvolle Scheu eingeflößt hatte. Bei seiner Sinnesreinheit dachte der junge Ritter in diesem Punkte sehr zart, und es dünkte ihn abscheulich, sich so widerstrebend, ja, wie er sich selbst sagte, roh zu betragen. Dennoch aber sah er keinen Ausweg aus dieser Verwirrung, und konnte auch nicht verhindern, daß die Liebe zu Wolfhilt immer mehr Wurzel in seinem Herzen faßte. — Wie eine Stimme vom Himmel mußte es ihn daher berühren, als das, worüber er sich selber schalt, nun von Luitgart selbst ausging, und nun in Frauenhänden eine ganz andere und versöhnlichere Gestalt annahm. Der Knoten, welchen er hatte durchhauen wollen, war nun von zarten Händen gelöst worden, er brauchte Luitgart nicht mehr zu verschmähen, er konnte sie verehren, und dies gab ihm ein überaus tröstliches Gefühl.

Mit solchen Gedanken beschäftigt stand er auf der dunklen Gallerie. Er, der heut' die Hauptperson eines ihm widerwärtigen Festes hatte sein sollen, stand, in eine Kapuze gehüllt und unerkannt zwischen den Mauern, die vom Lärmen des

Festes wiederhallten, und fühlte sein Herz frei und leicht. Dieser Zustand erfüllte ihn mit einer solchen Genugthuung, einem gewissen heimlichen Behagen, daß, während die verworrenen Töne und Laute an sein Ohr drangen, er sich kaum von seiner dunklen Stelle zu trennen vermochte. Plötzlich aber fuhr er innerlich jubelnd empor bei dem Gedanken, daß er nun mit gutem Gewissen vor die Geliebte treten und ihr in Worten sagen könne, was sie wahrscheinlich längst ahnte. Er eilte den Gang entlang und die Treppen hinab, welche ihn zu dem Pförtchen, dessen Schlüssel er bei sich hatte, leiteten. — Dieses Pförtchen führte — da das Schloß nur Einen Eingang,. den über die Zugbrücke, hatte — in einen gewölbten Raum, welcher das äußere und innere Thor verband, und hatte nur den Vortheil, daß man ins Innere des Schlosses gelangte, ohne den Hofraum überschreiten zu müssen. Er eilte über die Brücke und fand, ungefähr einen Pfeilschuß von derselben entfernt, den Diener, welchen Gottfried, seinem Versprechen gemäß, mit einem Pferde dorthin gesandt hatte. Es war Gottfrieds Reitknecht, Heribald,

welchen Richard kannte, und deſſen auch wir uns aus einem der erſten Kapitel erinnern, als desjenigen, welcher die Nachricht von der Zerſtörung der Burg Kappenberg zuerſt in der Schmiede verkündigt hatte. Er wußte nicht, für wen er das Pferd hier bereit halten ſollte, und erkannte auch im Dunkeln denjenigen nicht, welcher ſich ihm näherte. Als aber Richard fragte, ob er auf das Geheiß des Grafen Kappenberg hier ſei, und die Kapuze abwarf, rief er: „Je, Junker Streitberg! Euch hätt' ich in dem Rocke nicht geſucht!“

„Du biſt's, Heribald?“ fragte Richard. „Gieb die Kutte nur wieder her, ich kann ſie als Mantel benutzen!“

„Macht Euch ſo früh ſchon davon, Junker? Droben gehts heut' hoch her. Was da alles beiſammen iſt! Drunten und droben? Habt Ihr auch die Wirthſchaft mit angeſehn, die das alte Weib im Schloßhofe machte?“

Richard hatte allerdings gehört, daß etwas vorgegangen ſei, aber verborgen in den inneren Gemächern des Schloſſes, war ihm die Sache ſelbſt unbekannt geblieben, und die Bedeutung,

welche sein heimlicher Besuch für ihn hatte, ließ ihn für eine Weile jedes andere Interesse vergessen. So erfuhr er denn jetzt erst, welche Verwirrung die Hexe aus dem Haidethurme unter den hohen Gästen angerichtet hatte. So wenig er sich sonst um die Alte gekümmert haben würde, so nahm er jetzt, seitdem ihre Tochter ihm näher getreten war, doch Antheil an dem Schicksal Gundofara's, und vergaß die Anschläge, die sie jüngst noch auf sein Leben gemacht hatte.

„Wo ist die Alte hingekommen?" fragte er.

„Wo sie sobald nicht wieder herauskommen wird! In's Burgverließ geworfen! Die hat's auch danach gemacht. Wird wohl Gesellschaft finden da unten!"

„Wie das?"

„Je nun — Hunold, der Schließer, hat so was fallen lassen! Hat heut auch seinen Durst tüchtig gelöscht, wie die Andern, und über angefeuchtete Lippen geht Mancherlei, was trockne zurückhalten. Hört, Junker, ich wollt es meinem Herrn Grafen vertrauen, aber ich kann's auch Euch sagen. Der Hunold hat ausgeschwätzt, es säße drunten im

Loch ein Mann gefangen, etwa seit einer Woche. Das stimmt nun beinah zu dem Tage, wo unser frommer Aloisius verschwand. Der Schließer weiß auch sicherlich, wen er da unten verborgen hat, ich hab's versucht ihn noch weiter reden zu machen, aber da hält er nicht still. Denkt, Junker, wenn der Graf Arnsberg den Aloisius selbst in seinen Kerker geschmissen hätt', da er doch vorgiebt, daß er ihm entkommen sei, und Boten ausgesendet hat, die ihn suchen sollen."

„Heribald, das ist ein schlimmer Verdacht!"

„Junker, 's kommt viel vor in der Welt, wenn's nur Einer untersuchen wollt'!"

„Und dazu habe ich nicht übel Lust! Wenn ich mir den Kerkermeister einmal vornähme — höre, ich bleibe! Ich reite nicht nach der Stadt zurück. Gieb mir die Kapuze her!"

Richard stieg bei diesen Worten vom Pferde, warf seine Verhüllung wieder um und schickte sich an, zum Schlosse zurück zu gehn. „Führe das Pferd nur wieder zurück in den Stall," fuhr er fort, „und rufe mir den Hunold heraus. Verschweige ihm aber, wer ihn rufen läßt, sag' ihm,

ein Fremder, ein Mönch wolle ihn heimlich sprechen. Aber Niemand darf es hören!"

Heribald war erfreut über den Plan des Ritters, und eilte voran und dem Schlosse zu. Auch Richard schritt über die Brücke in den Burghof und blieb an einer finstern Stelle stehen, um ihn zu erwarten. Kurze Zeit darauf kam Heribald mit dem Kerkermeister aus der Halle, wo die Dienerschaft lärmte, heraus und räusperte sich einigemal zum Zeichen, daß der Ritter, den er der Dunkelheit wegen nicht sehen konnte, sich nähern möge. Richard ging, fast über das ganze Gesicht verhüllt, auf den Schließer zu, nahm ihn beim Arm und führte ihn in's Dunkle zurück, während Heribald in einiger Entfernung stehen blieb.

„Gieb mir jetzt ohne Umschweife Antwort, Mann," sagte Richard mit gedämpfter fester Stimme — „auf das, was ich Dich fragen werde. Wer steckt an Gefangenen an Eurem Kerker?"

„Ei nun!" entgegnete Hunold erstaunt, „wie kommt Ihr zu der Frage? Was gehts Euch an?"

„Ich rathe Dir, Mann, Dich nicht gegen

meine Fragen zu ſperren! Antwort, wen habt Ihr unten im Loche!"

„Ich darfs nicht ſagen! Es geht Keinen was an — oder, nu ja, die Alte iſt drunten, die heut' den Lärm vollführt hat!"

„Wer ſonſt noch?"

„Niemand. Poz Wetter, wer iſt denn der Herr, daß er das durchaus wiſſen will?"

Richard ergriff ſchnell einen Gedanken, der ihm plötzlich durch den Kopf fuhr, obwohl er ſelbſt ein leiſes Grauen davor empfand.

„Ich bin," ſprach er mit leiſer Stimme, „ein Diener — des heimlichen Gerichts!"

„Allmächtiger Gott!" rief der Schließer, am ganzen Leibe bebend.

„Still, leiſe, ruhig! Die heilige Vehme weiß, was hier vorgeht! Ihr habt in Eurem Kerker den frommen Bruder Aloiſius!"

„Jeſus Maria!"

„Bekennt! wenn Ihr nicht wollt, daß das Strafgericht auch über Euch komme!"

„Ach, Erbarmen! Was kann ich armer Menſch dafür! Ja, ja, er iſt unten!"

„So führt mich augenblicklich zu ihm, und gebt ihn mir heraus!“

„Weh' mir — Herr du mein Gott! Ich darf nicht! Was wird der Herr Graf sagen? Ich komme um Dienst und Leben!“

„Wenn Aloisius aus seinem Kerker heraus ist, wird der Graf Arnsberg nicht mehr viel zu sagen haben! Unverzüglich führt mich zu ihm, und gebt beide Gefangenen heraus!“

In diesem Augenblick huschten rechts und links ein paar schwarze Gestalten durch das Dunkel, und Richard, so wie der Kerkermeister, welche sie erblickten und wieder verschwinden sahen, durchzuckte ein jäher Schreck. Richard suchte sich zu fassen und in seiner Rolle zu bleiben, Hunold aber stieß ein leises Stöhnen aus, und da die vorüberhuschenden Gestalten die Aussage des Fremden zu bestätigen schienen, wagte er, von Todesangst angefaßt, nicht länger zu widerstehen. So führte er zitternd seinen Begleiter und Heribald, welcher von Richard die Erlaubniß erhielt mitzugehen, über den Hof, durch lange Gewölbe und endlich in jenen Raum, in welchem sich die Fallthür befand.

Hier faltete Hunold die Hände und blickte den vermeintlichen Vehmrichter mit einem flehentlichen Blicke an. Richard aber schüttelte den Kopf und rief:

„Aufgemacht! An's Werk!"

„Mir ists im Grunde recht!" entgegnete Hunold, indem er die Fallthür öffnete, „aber mein Weib, meine Tochter!"

„Sie sollen nicht gefährdet sein, nur frisch dran!"

Die Fallthür klaffte weit auf, und Richard blickte schaudernd hinab in das schwarze Verließ. Dann beugte er sich herunter und rief: „Aloisius! Seid Ihr in diesem Kerker?"

„Ja!" antwortete eine Stimme empor.

„Das ist Schurkerei!" rief Heribald. „Aber Gott sei Dank!"

„So kommt herauf, Aloisius, Eure Haft soll zu Ende sein, Ihr seid gerettet!"

„Ich gehe nicht aus diesem Kerker," entgegnete Aloisius, „wenn ich meine Mutter nicht mit mir nehmen darf!"

„Eure Mutter? Was ist das? — Nur geschwind, bringt sie mit herauf!"

Hunold hatte die Leiter herabgelassen, und in wenig Augenblicken erschienen Norbert und Gundosara. Es war zu dunkel, als daß Richard die Züge der Gefangenen hätte unterscheiden können; er sah nur eine lange schlanke Gestalt im Mönchsgewande vor sich und ein Haupt, von welchem langes braungoldnes Haar herabfiel und worauf die hängende Lampe einige glänzende Lichter warf. Als Aloisius sich befreit sah, athmete er tief auf, breitete dann seine Arme gegen Gundosara aus und rief:

„Mutter! Gott schenkt uns die Freiheit! Ach, verzeihe endlich Deinem Sohne!“

„Norbert!“ entgegnete die Alte kalt, „es ist vorbei! Wir sind geschieden!“

Norbert ließ traurig die Arme sinken, und Richard fragte erstaunt:

„Ihr seid Norbert?“

„Der bin ich!“

„Und wo ist Aloisius?“

„Norbert und Aloisius sind Eins. Von heute an aber soll er nur Norbert heißen!“

Richards Verwunderung war nicht gering. „Erlaubt mir, ehrwürdiger Mann,“ sagte er, „daß

ich Euch vorerſt in Sicherheit bringe, denn Ihr ſeid noch nicht durch den Willen deſſen, der Euch feſtnahm, ſondern durch meine Veranſtaltung und durch Liſt frei."

„Und wem verdanke ich meine Freiheit?"

„Ich heiße Richard von Streitberg, noch knüpft ſich keine große That an meinen Namen."

„Dieſe hier wird Gott ſegnen!"

„Kommt, daß ich Euch in Sicherheit bringe! Heribert, geleite unſern Freund ſofort zur Gräfin Kappenberg, aber heimlich, und noch komme gegen Niemand ein Wort von dem, was wir begonnen, über Deine Lippen. Ich ſelbſt eile hinauf in den Ritterſaal, um den Kaiſer zu ſprechen!"

Hunold mußte der Geſellſchaft den Weg zu den Frauengemächern zeigen, während Richard den zum Feſtſaale verfolgte.

Indem die Gefangenen an einer Treppe vorübergingen, bog Gundofara plötzlich ſeitwärts ab und flog eilenden Schrittes die Stiege hinunter. Heribald wollte ihr nacheilen, und Norbert rief ſeiner Mutter nach, da es jedoch gefahrvoll war, ſich in die belebteren Räume zu wagen,

mußte man die Alte ſich ſelbſt überlaſſen, zumal, da für ſie weniger zu befürchten war, und den Weg fortſetzen. So gelangten ſie ungehindert an's Ziel, wo Norbert durch eine Dienerin zu Frau Judith geführt wurde.

Richard verfolgte unterdeſſen ſeinen andern Weg. Immer näher dröhnte ihm der Lärm entgegen, und endlich befand er ſich in einem Nebengemache des Ritterſaales. Die Kannen und Becher klirrten, Geſchrei und Gelächter ging durcheinander und das Gelage ſchien ſeinen Gipfel erreicht zu haben. Der Ritter hielt einen der eilig ab und zu laufenden Diener feſt, und ſchickte ihn in den Saal, um ihm den Grafen Kappenberg herauszurufen. Gottfried erſchien ſogleich und war nicht wenig erſtaunt, ſeinen jungen Freund hier zu erblicken.

„Richard!“ rief er. „Seid Ihr noch hier? Was wollt Ihr?“

„Wollt Ihr Euren Aloiſius wiederſehen?“ fragte Richard.

„Iſt er aufgefunden? Wo iſt er?“

„Ich ſelbſt habe ihn aufgefunden, aus dem

unterſten Kerker dieſes Schloſſes habe ich ihn an's Licht gezogen!"

„Ihr? Aus dem Kerker dieſes Schloſſes? Unmöglich! Das wäre entſetzlich!"

„Es iſt ſo! Während hier bei brechenden Tafeln gepraßt wurde, lag Aloiſius in Nacht begraben in der Grundfeſte der Burg."

„O Gott im Himmel! hier! Das wird noch grauenhaft enden! Aber er iſt gefunden, Gott ſei gelobt! Sagt mir nur, wie kommt Ihr dazu?"

„Fragt jetzt nicht, ſondern eilt zu Frau Judith, der ich Euren Freund zugeſendet habe."

Gottfried umarmte den Ritter ſtürmiſch und mit einem Ausruf, in welchem tauſend Worte der Dankbarkeit lagen, und eilte nach den Frauengemächern.

Hierauf ſandte Richard einen andern Diener in den Saal, mit dem Auftrage, den Biſchof von Paderborn ins Nebenzimmer einzuladen. Auch dieſer erſchien bald darauf mit einem vom Wein gerötheten Geſicht, welches halb in Erſtaunen und

halb in Freude aufblühte, als er seines Neffen ansichtig wurde.

„Bist Du da, Junge, Du Tausendsaza! Endlich doch noch! Nun Du hast viel versäumt, aber noch nicht Alles! Komm, wollen uns an den Rüdesheimer halten, wollen die Widerspenstigkeit vergessen und herunter spülen, komm, Du Schlingel!"

„Oheim, ich komme in ernsterer Absicht, hört mich!"

„Ernste Absicht? Hahaha! Ich merke! Die Weigerung dauerte so lange es Tag war, jetzt, da es Nacht wird — hahaha! — jetzt schmilzt die Rinde und es wird Dir klar, daß es doch hübsch wäre, heut noch Hochzeiter zu sein! hahaha! Ach, Du Hallunke! Nun, nun, nur ruhig, kenne das! hahaha! Ja mit zweiundzwanzig Jahren — hahaha!"

Der angeheiterte geistliche Herr schüttelte sich vor Lachen über seinen lustigen Verdacht und klopfte seinen Neffen auf die Schulter, während dieser seiner Empörung gegen des Bischofs un-

würdiges Betragen kaum Herr werden konnte und mit zornigem Blicke rief:

„Oheim, ich wünsche, daß Ihr Euch so weit ernüchtern könntet, um mir auf eine ernste Frage Antwort zu geben! Wißt Ihr, wo der Bruder Aloisius verborgen ist?“

„Larifari! Was soll das jetzt? heut ist kein Tag für Geschäfte!“

„Wenn ich Euch nun aber sage, Oheim, daß Aloisius in den Kerkern dieses Schlosses verborgen ist? wenn ich Euch sage, daß ich in zwei Minuten in den Saal trete und vor dem Kaiser und allen Gästen dem Arnsberg ins Gesicht rufe, er sei ein Schurke, denn er habe den Aloisius in den Kerker werfen lassen?“

Diese Worte ernüchterten den Bischof vollständig, wiewohl er einige Minuten Zeit brauchte, um sich zu fassen.

„Wie kommst Du zu diesem unsinnigen Gedanken, lieber Sohn!“ sagte er mit stockender Stimme. „Es ist ja unmöglich!“

„Es ist nicht nur möglich, sondern gewiß! Ich selbst bin hinabgestiegen und habe den Ge-

fangenen hervorgeholt, ich habe die nichtswürdigste Verrätherei entdeckt und zugleich vereitelt. Aloisius ist gerettet, und jetzt trete ich vor den Grafen, um ihm seine Schande vorzuwerfen."

„Richard! Knabe! Bist Du toll — halt! Sei doch nicht närrisch! Du bist im Irrthum, wer weiß, wen Du für den Aloisius gehalten hast — Du kennst ihn ja nicht!"

„Ich habe genaue Anzeichen! Laßt mich—"

„Richard — Mensch — höre, Du bist besessen! Willst Du denn heut Alles mit Gewalt zu Grunde richten?"

„Ich fürchte allerdings, Oheim, daß dabei Mancher zu Grunde gehen wird, der sich bis heut auf sichern Füßen fühlte! Und darum ließ ich Euch erst herausrufen, um Euch Gelegenheit zur Flucht zu geben, wenn Ihr vielleicht glauben solltet, daß es in fünf Minuten draußen sicherer sein werde, als drinnen im Saale! Laßt Euer Pferd satteln, Oheim — Ihr thut besser dran, als hier zu bleiben. Redet nicht dawider — Ihr wißt, wozu ich entschlossen bin, das thu' ich, und somit glücklichen Heimritt!"

Der Biſchof ſchien vernichtet zu ſein. Er rief bebend nach ſeinen Dienern, ſeinem Mantel, ſeinem Pferde, er war in einer Eilfertigkeit, daß die Diener ihn kaum verſtanden, da er bald Flüche, bald Gebete, bald Befehle mit lallender Zunge ausſprach, und erreichte nur mit Mühe, daß ſein Pferd geſattelt wurde und er ſich mit ſeinem Troſſe zur Heimkehr anſchicken konnte.

Richard aber trat in den Saal, wo die Geſellſchaft die Tafelordnung bereits aufgehoben hatte, und zum Theil mit glühenden Geſichtern hinter den Humpen ſitzend, zum Theil in Gruppen ſtehend, lärmend, lachend, ſchreiend, den bunteſten Anblick gewährte. Er wurde von Einigen erkannt, die ihn anriefen und ſchreiend bewillkommneten, eilte aber an ihnen vorüber und machte ſich Bahn bis zum Platze des Kaiſers, welcher ebenfalls aufgeſtanden, und mit einigen Edelleuten im Geſpräch begriffen war.

Der Kaiſer ſah den jungen Mann, welcher ſich verneigend vor ihm ſtand, erſtaunt von oben bis unten an, und fragte dann mit gedehntem Tone:

„Nun? Erſcheint der Junker endlich doch noch? Warum hat er ſo lange auf ſich warten laſſen?“

„Gnädiger Herr,“ entgegnete Richard, „den Grund meines Ausbleibens werde ich Euch nicht verſchweigen. Derſelbe würde mich gewiß heut von dieſem Saale entfernt gehalten haben, wenn mich nicht eine mächtigere Urſache dennoch hierher führte. Ich komme, um den Grafen von Arnsberg als einen Verräther anzuklagen!“

Die nächſten Umſtehenden fuhren erſchreckt zuſammen, der Kaiſer aber gebot durch einen einzigen Blick Schweigen, trat einen Schritt auf Richard zu und ſprach mit gedämpfter Stimme:

„Haſt Du den Vorſatz reiflich bedacht und iſt Dein Grund ſo wichtig, daß Du dieſe Stunde zu Deiner Anklage wählen mußt?“

„Damit mein Kaiſer ſelber darüber entſcheiden möge,“ ſagte Richard, „bringe ich meinen Entſchluß zuerſt vor ſein Ohr. Graf Arnsberg hat als ein Betrüger gehandelt, denn jener Aloiſius, von dem er nichts zu wiſſen vorgab, den er aufſuchen zu laſſen behauptet, hat bis vor einer

halben Stunde im unterſten Kerker dieſes Schloſſes geſchmachtet, von wo ich ihn durch eine Liſt hervorgeholt habe."

Des Kaiſers Augen ſprühten vor Zorn, er biß ſich auf die Lippen und rief:

„Schurkerei ohne Gleichen! Uns hier ein Bankett zu geben, während der Geſuchte im Kerker liegt! Gut — das Maaß iſt voll! Streitberg, Du ſollſt Deinen Willen haben!"

Der Kaiſer wendete ſich zur Tafel, gab ein Zeichen, daß er ſprechen wolle, und nachdem ſich die Wogen des Lärms einigermaßen gelegt hatten, rief er:

„Graf von Arnsberg, dieſer junge Mann hier hat Euch ein Wort öffentlich zu ſagen!"

Stumme Erwartung ging bei dieſen Worten, deren Ton Unheil verkündete, durch den Saal, während der Wirth des Hauſes, halb betrunken, die Fauſt ballte, da er des jungen Mannes anſichtig wurde, welchen er heut vergeblich als Bräutigam ſeiner Tochter erwartet hatte. Richard aber erhob kühn die Stimme und rief:

„Graf von Arnsberg, ich klage Euch an als einen Nichtswürdigen, der sich des Betrugs an seinem Herrn und Kaiser schuldig gemacht hat, und werfe Euch hiermit meinen Handschuh hin!"

Der Eindruck, welchen diese Worte in der Gesellschaft machten, ist kaum zu beschreiben. — Das Erstaunen, daß ein so junger Ritter es wagte, den Allgefürchteten in seinem eigenen Hause anzuklagen und herauszufordern, die Neugier über seine Gründe, die Ausrufungen der Verwunderung, alles das gestaltete sich so tumultuarisch, daß einige Augenblicke die Gesellschaft wie im Aufruhr begriffen schien. Man sprang auf, um sich zu der Hauptgruppe hinzudrängen, Stühle und Kredenztische wurden umgestürzt, daß die silbernen Kannen am Boden rollten und klirrten und der Wein in Strömen über den Estrich floß; Lichter wurden durch die Bewegung umgerissen und verlöscht; einzelne Taumelnde polterten zwischen den umgeworfenen Tischen und Stühlen umher, fielen nieder, fluchten und schrieen; Tischdecken und Tafelgeschirr wurde durcheinander gerissen und von den Dienern vergeblich festgehalten;

es war ein Lärm von tausend Mißklängen, worein sich die Stimmen derjenigen mischten, welche Ruhe geboten, die aber alle von der brüllenden Donnerstimme Arnsbergs übertönt wurden, der sich auf seinen jungen Ankläger stürzen wollte und nur mit Mühe von zehn kräftigen Armen festgehalten wurde.

Endlich ward es ruhiger und es bildete sich ein großer Halbkreis, in dessen Mitte der Kaiser und Richard standen, während ihnen gegenüber Arnsberg allein stand, und zwar ziemlich im Dunkeln, da mehrere Armleuchter in seiner Nähe ausgelöscht und im Tumult nicht wieder angezündet worden waren. Die Eine Riesengestalt dieses furchtbaren Mannes schien der ganzen Schaar der ihm gegenüberstehenden Ritter trotzen zu wollen, die Wuth trieb ihm das Blut in das schon weingeröthete wilde Antlitz und durchloderte seinen ganzen Körper. Wie er sich in diesem Augenblick Gewalt anthat und mit untergeschlagenen Armen und trotzigem Haupt dastand, glich er einem Thurme, an welchen die Gewalt einer empörten Meeresfluth vergeblich zu rütteln strebt.

Nach einigen Augenblicken des Schweigens fragte er mit lauter, durch den Saal dröhnender Stimme:

„Welcher Bube wagt es, mich, Friedrich Grafen von Arnsberg, anzuklagen?“

„Den Buben auf Dich ſelbſt zurück!“ entgegnete Richard mit feſtem kühnem Tone. „Ich, Richard von Streitberg, klage Dich des Verrathes an göttlichen und menſchlichen Rechten, und des Betruges an Deinem Kaiſer an, denn während Du vorgabſt, nichts von jenem Bruder Aloiſius zu wiſſen, hatteſt Du ihn in den Kerker werfen laſſen, in den Kerker dieſes Deines Schloſſes, in welches Du die Frechheit hatteſt den Kaiſer ſelbſt mit ſeinem Gefolge einzuladen!“

Arnsberg zuckte zuſammen, dies ſchien er nicht erwartet zu haben. Aber nur eine Secunde dauerte ſeine Verwirrung, er war ſchnell wieder gefaßt und rief:

„Und das wagſt Du, lügneriſcher Knabe, zu behaupten? Wie willſt Du das wiſſen?“

„Weil ich ſelbſt die Untiefen Deines Burg-

verließes unterſucht und den Gefangenen daraus befreit habe!“

„Frecher Lügner! Das haſt Du nicht! Das konnteſt Du nicht!“

„Ob es mir möglich war, mögt Ihr gleich unterſuchen, denn dort kommt Aloiſius!“

Die Thür hatte ſich geöffnet, und an Gottfrieds Hand trat Norbert in den Saal. Eine lange Geſtalt im Mönchsgewande, ein ſchönes Haupt von braunem Haar umgeben, ein ernſtes, von der Kerkerluft gebleichtes Antlitz mit dunklen geiſterhaften Augen, und Zügen, in welchen Hoheit und Willenskraft ausgeprägt lagen. Als dieſe Erſcheinung durch den Saal ſchritt, ging ein halblauter Ausruf der Ueberraſchung durch den ganzen Kreis der Gäſte, und alle Blicke ſchweiften erwartungsvoll von Norbert zu Arnsberg, und von beiden zum Kaiſer. Arnsberg ſchwieg, er athmete faſt hörbar und ſchien ſich kaum auf den Füßen halten zu können, ſeine Mienen aber drückten noch immer den wildeſten Trotz aus. Während dieſes kurzen verhängnißvollen Schweigens tauchte plötzlich eine ſchwarze Geſtalt aus

dem Dunkel des Saals, in welchem Arnsberg ſtand, erhob drohend die Fauſt gegen ihn, huſchte dann an ihm vorüber und war im Umſehn wieder im Dunkel verſchwunden. Arnsbergs Rieſenkörper bäumte ſich empor, wie von einem jähen Entſetzen ergriffen, er ſtieß einen dumpfen Schrei aus, und wankte taumelnd, aber wie von Furien gejagt, aus dem Saale. Dies war vor den Augen Aller geſchehen. Niemand aber konnte beſtimmen, woher die Geſtalt gekommen, noch wohin ſie gegangen war, und indem man die plötzliche Umwandlung des unerſchreckbaren Arnsberg mit etwas ganz Unerhörtem zuſammenſtellen mußte, konnte ſich kaum Einer der Verſammelten eines leiſen Schauders erwehren. Einige gingen darauf dem Grafen nach, um ſich über ſeinen Zuſtand näher zu erkundigen, kamen aber bald darauf zurück mit der Nachricht, daß man denſelben wohl habe durch die Vorzimmer ſtürzen ſehen, aber nicht erfahren können, wo er geblieben ſei.

Der Kaiſer ſah ſich darauf im Kreiſe ſeiner Ritter um, und ſprach:

„Ihr Herren, wir verlassen sogleich dieses Schloß! Man soll zur Heimfahrt rüsten!“

Während die Meisten sich zerstreuten, um nach dem Burghofe hinab zu gehen, trat Heinrich zu Norbert und sagte:

„Aloisius, Ihr seid durch diesen Ritter heut befreit, vielleicht vom Tode errettet worden, Euer Dank gebührt also ihm! Ich — habe erst noch für Euch zu handeln. Und was Arnsberg an Euch verbrochen hat, wird Graf Kappenberg an Euch wieder gut machen!“

Norbert blickte den Kaiser ruhig an und sprach: „Was Ihr der Geringsten Einem in meinem Namen thut, das thut Ihr mir, sagt der Herr! Die Hülfe, die Ihr mir, werthe Männer, zu Theil werden ließet und noch zu Theil werden lassen wollt, ist Gottesdienst, den ich nicht empfange, noch mir anrechne, sondern dem, der mich durch Euch gerettet hat!“

„Aloisius,“ fuhr der Kaiser fort, „Ihr wurdet durch den Grafen Arnsberg vom Kappenberge geschleppt, und sogleich in jenen Kerker geworfen, der Euch bis heut verborgen hat?“

„So ist's mein Herr! Seit etwa einer Woche lag ich unter den Mauern dieses Schlosses gefangen, zuletzt — o Gott! gemeinsam mit meiner Mutter! O Herr, ich weiß nicht, was meine Mutter verbrochen hat, ich flehe Euch, schützt sie —"

„Eure Mutter? Wie kommt Eure Mutter in den Kerker?"

Gottfried von Kappenberg, der inzwischen durch Norbert das Hauptsächlichste erfahren hatte, nahm jetzt das Wort:

„Gnädiger Herr, es ist dieselbe Frau, die heut im Schloßhofe —"

„Jene Alte? Sie ist Eure Mutter? Aloisius, sie nannte sich eine Gräfin von Iburg?"

„Das ist das Geschlecht," sagte Norbert, „dem sie entsprossen ist. Sie war vermählt mit Rutger, Grafen von Genney, meinem Vater."

Die Nennung dieses Namens, dessen sich Heinrich sehr wohl als eines treuen Anhängers seines Vaters, Heinrichs IV., erinnerte, brachte ihn einen Augenblick in Aufregung, zumal da ihm durch die leidenschaftliche Alte heut schon

einmal eine furchtbare Vergangenheit vor die Seele geführt worden war, aber im Angesichte einer Ruhe fordernden Gegenwart wußte er sich zu bezähmen.

„Aloisius," sagte er, „Ihr seid somit ein Graf von Genney?"

„Norbert von Genney!" entgegnete der Angeredete. „Den Namen Aloisius werfe ich von heut an von mir, und nenne mich bei dem Namen, auf welchen ich getauft bin!"

„Norbert, Ihr bleibt fürs Erste bei mir, in meiner Nähe, ich ernenne Euch zu meinem Beichtiger. Euren Wünschen wird mein Ohr stets offen sein. Ihr begleitet mich sogleich nach Paderborn."

„Herr, meine Mutter —!"

„Für sie soll gesorgt werden. Wo ist sie?"

„Entflohen! Wahrscheinlich zurück nach ihrem Haidethurme!"

„Haidethurm! Ist dies nicht der Ort, wo Streitberg, wie ich nachträglich doch noch erfahren habe, seine Stirnwunde erhalten hat? Etwa von demselben Weibe —?"

„Allerdings — von ihr —!“ ſagte Richard zögernd.

Norbert war verwundert, der Kaiſer aber beendete dieſe Unterſuchungen mit den Worten: „Ich ſoll in dieſer Gegend hinter verwickelte Geſchichten kommen! Wir werden auf dem Heimwege Zeit haben dies zu beſprechen, und Ihr, Norbert, ſollt mir auch erzählen, in welchem Verhältniß der Biſchof von Paderborn zu Euch ſteht! Kappenberg, Ihr werdet Jemand nach dem Haidethurm ſchicken — thut Euer Möglichſtes! Ihr bleibt die Nacht wohl hier — morgen aber erwarten wir Euch! Eilen wir, daß wir aus dieſem Hauſe kommen. Die Zeit der Langmuth iſt vorbei, über Arnsberg werden wir morgen richten!“

Mit dieſen Worten ſchritt er, gefolgt von den Uebrigen, aus dem Saale und in den Schloßhof hinab. Dort war ein lautes buntes Treiben, die Roſſe ſtampften, die Fackeln wirrten durcheinander, Alles rüſtete ſich zum Aufbruch, und mit vielem Geräuſch ergoß ſich bald der Zug durch das Thor und über die Zugbrücke. Als

Führer des Trosses ritten sechs Fackelträger, dann folgte der Kaiser, zu seinen Seiten Norbert und Richard. Die ganze Schaar der Reisigen setzte sich bald in Trab, es schien, als sei Allen daran gelegen, das Schloß, welches jetzt in scharfen schwarzen Umrissen über dem waldigen Berge in die Nacht hinauf blickte, bald hinter sich zu haben. Was hatten diese Mauern an einem Tage Alles gesehen! Die Flüche und Verwünschungen eines leidenschaftlichen, zur Verzweiflung gebrachten Weibes; das Wiedererkennen einer Mutter und ihres Sohnes im Kerker, das leider in keine versöhnende Melodie ausklingen wollte; die Thränen einer unglücklichen Braut, und die versöhnendere Entsagung zweier Verlobten; die Angst eines unwürdigen Kirchenfürsten; Lärm und jubelndes Zechgelage und endlich jenen furchtbaren Schlußauftritt, an welchen sich das Verschwinden des Hausherrn knüpfte.

Die Meisten aus der durch die Nacht heim reitenden Schaar, hatten heut etwas erlebt, einige sogar sehr Bedeutendes, und so waren denn alle Herzen und Zungen voll von den Ereignissen die-

ſes Tages, ſo daß die Stunden des Weges Allen ſchneller als gewöhnlich entſchwanden. Schon tauchten die Lichter von Paderborn aus dem Dunkel hervor, und bald ſehen wir den Kaiſer mit ſeinem Gefolge in die Mauern der Stadt einreiten.

Neuntes Kapitel.

Noch hatte die Reiterschaar die Pforten des Kaiserpalastes nicht erreicht, als sich schon durch alle Straßen die Nachricht verbreitete, daß Aloisius wiedergefunden sei. Viele hatten ihn zur Seite des Kaisers reiten sehen, und bald eilten auf diese Mittheilung aus all den finsteren Gassen der Stadt, aus allen Winkeln und Werkstätten die Bewohner nach dem Platze vor dem Schlosse, um dieses Glückes ebenfalls theilhaftig zu werden. Knechte und andere Reisige hatten, verbunden mit vielfachen sonstigen Erzählungen dieses ereignißreichen Tages, die Kunde seiner Gefangenschaft im Kerker der Wevelsburg und seiner wunderbaren Rettung verbreitet, und auch der Rolle, welche Richard dabei gespielt hatte, wurde vielfach erwähnt. So

geſchah es, daß die Namen Aloiſius und Streitberg gemeinſam von allen Lippen erſchollen, und auch der Name des Kaiſers hatte heut einen beſſern Klang als ſonſt, denn er hatte den „Heiligen" gleichſam im Triumph nach der Stadt gebracht und in die Mauern ſeines Schloſſes eingeführt. Ueberall ſtanden gedrängte Gruppen beiſammen, denn wo man einen Reiſigen feſthalten konnte, beſtürmte man ihn mit tauſend Fragen, und kaum hatte man mit Neugier und Erſtaunen die Erzählungen des Einen verſchlungen, ſo ſtürzte man ſich auf den Andern, um all das Wunderbare noch einmal zu hören. Tauſend Verwünſchungen wurden gegen den Grafen Arnsberg ausgeſprochen, und ſonderbarer Weiſe richtete man einen Theil des Unmuthes auch gegen den Biſchof. Vielfach drängte man ſich nach der biſchöflichen Reſidenz hin, und bald wogte vor derſelben eine murrende Volksmaſſe auf und ab, deren Betragen einen immer bedrohlicheren Charakter annahm. War es doch in jenen Tagen öfter vorgekommen, daß die Bevölkerung einer Stadt, in welcher ſich ein Bisthum befand, ſich

gegen ihren Bischof empört, ihn aus der Stadt getrieben, mißhandelt, ja wohl gar ermordet hatte, wenn seine Aufführung gegen die geistliche Würde verstoßen, oder wenn weltlich feindliche Absichten bei ihm zu Tage getreten waren. Es stand also hier das Aergste zu befürchten, denn obgleich jetzt gerade kein sprechender Grund für den allgemeinen Mißmuth gegen den Kirchenfürsten vorlag, so brachte man doch manche Züge aus dem früheren Benehmen desselben gegen Aloisius mit dem Verbrechen Arnsbergs in Verbindung, und die Aufregung konnte, wenn ihr nicht gesteuert wurde, in blinde Wuth und Zerstörungsgelüst übergehen. —

Wir verlassen diese Bewegungen für jetzt und begeben uns in den Kaiserpalast, wo wir in einem kleinen, uns schon bekannten Zimmer das Oberhaupt des Reichs in regem Gespräche mit Norbert und Richard und noch einem Dritten finden. Dieser Dritte war der Abt eines kölnischen Klosters, derselbe, welcher vor einigen Monaten nach Rom gesendet worden war, um dem Papste die Regeln des geistlichen Ordens, welchen

Norbert ſtiften wollte, zur Beſtätigung vorzulegen. Dieſer päpſtliche Bote hatte ſich mit der Beſtätigung, welche er erhalten, nach der Burg Kappenberg gewendet, da ſie allgemein als der Aufenthalt des Aloiſius bekannt war, da er dieſelbe aber zerſtört fand, ſich auf den Weg nach Paderborn begeben, wo er den Grafen Kappenberg aufzufinden hoffte. Er war am Mittage eingetroffen, und hatte ſich auf die Nachricht, daß der Kaiſer mit Aloiſius angekommen ſei, ſogleich in den Palaſt begeben, um das glückliche Reſultat ſeiner Sendung zu verkündigen.

Der Abt war eben in einer langen Rede begriffen und beſchloß dieſelbe nun, indem er ſagte:

„Ich habe der Majeſtät des Kaiſers den ganz beſondern Segen Sr. Heiligkeit zu überbringen. Papſt Honorius II. ſprach ſeine große Freude aus über die Theilnahme des Kaiſers an einem ſo heiligen Werke, und äußerte den frommen Wunſch und zugleich die Ueberzeugung, daß er in Zukunft ſtets die Handlungen des Kaiſers

der Kirche gegenüber werde billigen und als fromme Gotteswerke begrüßen können!"

„Ich bin Sr. Heiligkeit verbunden für die gute Meinung!" entgegnete Heinrich kurz, und wie es ſchien etwas ermüdet durch die Rede des Abts. „Das Uebrige mögt Ihr mit Aloiſius, oder, wie er fortan heißt, mit Norbert ausmachen. Wir werden dem feierlichen Hochamte, bei welchem Norbert dem Volke wieder gezeigt werden und es anreden ſoll, ſogleich beiwohnen. Iſt denn noch immer keine Nachricht vom Biſchof gekommen?"

Bei dieſen Worten des Kaiſers fuhr eine ſchüchtern an der Thür ſtehende Geſtalt heftig zuſammen und that dann einige Schritte vorwärts. Es war Cajetan, welcher, Todesbläſſe und Seelenangſt im Antlitz, zitternd an allen Gliedern, ſich näherte und vor dem Kaiſer verbeugte.

„Seid Ihr ein Diener des Biſchofs?" fragte Heinrich. „Warum kommt er nicht ſelber, wie ich geboten habe?"

„Seine Eminenz" — ſagte Cajetan mit ſtockender Stimme — „ſind ſehr krank — ein Fieber —

bedauern von ganzem Herzen, daß das Hochamt im Dome nicht stattfinden könne!"

„Es wird stattfinden!" rief Heinrich zornig. „Ich befehle es! Der Bischof wird das Hochamt abhalten, er soll gesund sein!"

„Seine Eminenz liegen zu Bette, — können kein Glied rühren."

„So soll er aufstehn! Ich werde ihn lehren sich zu rühren! Seinen Rausch vom heutigen Feste kann er schon ausgeschlafen haben — sagt ihm, ich befehle, daß er nüchtern vor dem Altare erscheine und das Hochamt leite, nachher mag er — das Uebrige wird sich finden. Fort!"

Cajetan eilte bebend davon. Der Abt aber nahm das Wort:

„Wenn Eminenz wirklich krank ist, so wolle mein kaiserlicher Herr doch nicht auf das Hochamt bestehen. Ich erbiete mich, die Messe zu lesen, das dürfte genügen!"

„Es bleibt beim Hochamt. Seid überzeugt, daß der Bischof gesund ist! Nun — Norbert? Ihr steht tief in Gedanken? habt Ihr Euch etwa auf etwas besonnen, das Ihr Euch als Gnade

von mir ausbitten wollt? Kann ich Euch denn gar nichts bieten?"

„Nicht dabei waren meine Gedanken, gnädiger Herr!" sagte Norbert. „Aber da Ihr mir doch einmal eine Gnade erweisen wollt, so bitte ich mir aus, eine Kirche gründen und den Platz für dieselbe selbst bestimmen zu dürfen."

„Das sei in ganzer Ausdehnung gewährt!"

„Doch nun," sagte Norbert weiter, indem er sich zum Danke verneigte, „sei es mir vergönnt, mich zurückzuziehen, um mich auf die feierliche Handlung vorzubereiten."

„Mein Hausmeister wird Euch Eure Zimmer, und Eure, Herr Abt, anweisen."

Norbert und der Abt verließen in Begleitung einiger Diener das Zimmer, und als sie fort waren, athmete Heinrich erleichtert auf und sagte halblaut:

„Endlich ist man die Pfaffen auf eine Weile los!"

Er, dem frühe Erfahrungen alle Ehrfurcht vor dem Klerus geraubt hatten, sah in der Geistlichkeit nur den Inbegriff eines ewigen heimlichen

Ränkespiels, den Inbegriff der Anmaßung und des Widersacherthums gegen die Krone. Die Zugeständnisse, welche er, um in seinem Reiche endlich Ruhe zu erhalten, ihr hatte machen müssen, dünkten ihm ein unauslöschlicher Makel, den er niemals verschmerzen konnte, und für den er sich, wenn er äußerlich und besonders in großen öffentlichen Angelegenheiten Ehrfurcht gegen die Kirche heuchelte, im geringern Falle und im Privatleben durch Darlegung seiner Verachtung zu rächen suchte. Hier war nun ein Fall eingetreten, wo er seiner ursprünglichen Regung fröhnen und sich dabei doch den Anschein eines Beschützers der Kirche geben konnte. Daß der Bischof an dem Verbrechen Arnsbergs betheiligt sei, davon war er überzeugt, er konnte daher gegen ihn auf das Strengste verfahren, während die Unterstützung, welche er Norbert zu Theil werden ließ, ihn vor jedem Tadel reinigen mußte. Dazu kam, daß das energische Wesen des Jünglings Norbert sein großes Wohlgefallen erregte, wenngleich seine Erfahrung ihm sagte, daß in diesem jungen Manne der Keim zu einer gewaltigen Macht

innerhalb der Kirche ruhe, welche, zur Reife gekommen, die Hülle der Liebe und Demuth ohne Zweifel abwerfen werde. Um so mehr glaubte er bestrebt sein zu müssen, Norbert an sich zu fesseln und ihm Vorschub zu leisten. Die Ueberführung Arnsbergs als eines betrügerischen Schurken, konnte er nicht umhin, als eine Genugthuung zu begrüßen für jenen Auftritt bei der Verhandlung über die Kappenberg'sche Angelegenheit, er fühlte seinem Hasse gegen den wilden Vasallen Genüge geleistet und war nun entschlossen, mit aller Strenge gegen ihn zu verfahren. Die Dienste, welche Richard dabei geleistet hatte, verschafften dem jungen Manne in dem Herzen des Kaisers die größte Anerkennung und Auszeichnung, ja das Gefühl rein menschlicher Zuneigung schien bei demselben lebhafter als je hervorzutreten.

„Nun, mein wackerer Richard," sagte er, „womit kann ich Dich denn belohnen?"

„Meine That war nur die Erfüllung eines Gebotes, gnädiger Herr!" entgegnete Richard. „Auf eine Belohnung mögt Ihr denken, wenn

ich im Felde etwas für das Vaterland gethan habe, obgleich auch dann Ruhm und Ehre mein schönster Lohn sein werden."

„Diese Antwort durfte ich von Richard von Streitberg erwarten! Nun gut! Wir hatten heut einen bunten Tag, und Du hast auch das Deinige gethan, um ihn bunt zu machen. Deine Vermählungsgeschichte — nun, sei nur ruhig, wir wollen die Weigerung verzeihen! Jetzt hat die Sache doch einmal ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Kappenberg hat mir von Deinem nächtlichen Besuche bei ihm erzählt — Norbert, hat, wie ich nun höre, eine Schwester —"

„Gnädiger Herr," sagte Richard verlegen, „ich sah schon vor einer Weile, wie sich eine bedrohliche Volksbewegung nach der Wohnung meines Oheims wälzt, wolltet Ihr mir nicht gestatten, mich zu ihm zu begeben? Vielleicht bewege ich ihn, das Hochamt —"

„Dazu wirst Du ihn nicht bewegen, dabei wird er auf meinen Befehl fungiren! Ich sehe schon, Du willst mir entschlüpfen! Geh denn,

aber ich erwarte Dich an meiner Seite, wenn wir zum Dome gehen!"

Richard verließ den Palaſt und machte ſich auf den Weg nach der biſchöflichen Reſidenz. Die Gegend des Palaſtes hatte ſich bereits ganz von Menſchen geleert, da Alles dem Strome gefolgt war, welcher ſich in die Straße nach dem Sitze des Biſchofs hin ergoß. Die Erbitterung ſchien immer höher zu ſteigen, und ſchon nahm man einzelne wilde Geſellen wahr, mit Stangen, Aexten, Brecheiſen bewaffnet, deren Mienen, Geberden und Worte nichts Gutes erwarten ließen. Ehe Richard noch bei den dichteſten Gruppen angelangt war, fühlte er ſich am Arme gefaßt und hörte die Worte: „Ave Maria! Der Junker iſt's!" Es war Cajetan, welcher vor ihm ſtand und ſich bebend mit beiden Händen an ſeinen Arm klammerte.

„Nun, Cajetan, was wollt Ihr? Wie befindet ſich mein Oheim?" fragte Richard.

„Ach, ich weiß nicht — weiß nicht! Bin, ſeit ich vom Kaiſer entlaſſen wurde, noch gar nicht bei Sr. Eminenz geweſen! Hört nur,

Junker, wie die Bestien brüllen! Sie zerreißen mich, ich wage es nicht, in das Thor der Residenz einzutreten, — auch hat man es von innen verschlossen! Kaum bin ich den Blutgierigen entgangen — sie hatten mich schon gefaßt! Junker, erbarmt Euch, rettet mich!"

„Eben bin ich auf dem Wege zum Bischof. Kommt mit, es soll Euch Niemand etwas anhaben!"

„Nein, Junker, nicht diese Straße! Man ermordet uns!"

„Wenn Ihr Euch denn in einer andern sicherer glaubt, so geht Eures Weges!"

„Nein, ich lasse Euch nicht mehr! Jesus Maria! Das ist ein Tag! Ich gehe mit Euch; Ihr seid ein Ritter, schützt mich, schützt mich!"

„Ja doch, faßt Euch und kommt!"

Cajetan drängte sich wimmernd an den jungen Ritter und folgte ihm auf dem Wege, welcher durch das Gedränge mit manchem Ellenbogenstoß erkämpft werden mußte. Eben hatte Richard mit seinem geängsteten Gefährten das Thor der Residenz erreicht, als von mehreren Seiten zugleich

Steinwürfe gegen das Haus losgelassen wurden, daß die Fensterscheiben klirrend zersprangen, bei welchem Klange Cajetan einen ächzenden Schrei ausstieß.

„Halt!“ schrie Richard aus Leibeskräften in die aufgeregte Masse hinein, „halt! Seid Ihr wahnsinnig? Die Steine weg! Wer untersteht sich dies Haus anzutasten?“

„Wer wagt's da, den Bischof zu vertheidigen? Reißt ihn vom Thore weg! Schlagt ihn nieder, den Pfaffenfreund! Er hat den heiligen Aloisius ermorden wollen! Schlagt ihn todt!“ So ungefähr schrieen zwanzig Stimmen durcheinander, und Alles drängte nun in geschlossener Masse gegen die Thür.

„Ruhig, Bürger!“ rief Richard. „Weder ich noch der Bischof wollen dem Aloisius etwas anhaben! Ueberdies ist der Heilige gerettet! Geht nach dem Dome!“

Richard wurde von einem Dutzend Stimmen unterbrochen, diesmal aber in einem andern Tone.

„Hört ihn!“ erscholl es. „Der Junker Streitberg ist es! — Gott segne ihn! Er hat

den Heiligen gerettet! Fackeln her, hebt ihn auf die Schultern, daß Alle den Junker Streitberg sehen können! Hurrah hoch! Ein edler Ritter! Hebt ihn empor!"

Wie einige Sekunden vorher dem Sturme des Ingrimms, so hatte Richard jetzt dem Sturme des allgemeinen Jubels zu wehren. Die Masse derer, die ihn sehen wollten, erdrückte ihn fast, er stemmte sich mit beiden Armen dagegen, konnte aber nicht verhindern, daß zwei stämmige Schmiedeknechte Meister Walrams ihn anfaßten und auf die Schultern hoben, und daß man Fackeln herbeibrachte, um ihn vor der Menge zu beleuchten. Da aber, als er, Allen sichtbar, mit der Hand grüßte, brach ein Jubelgeschrei aus, das gar nicht enden wollte.

Cajetan hatte sich unterdessen fest an die Thür gedrückt, seine von Todesangst umnebelten Sinne waren nicht mehr mächtig, Wuthgeschrei und Jubel zu unterscheiden, und als er sah, daß Richard ergriffen wurde, wähnte er, es ging nun an's Zerreißen, und die Furcht, ein Gleiches zu

erdulden, drang so heftig auf ihn ein, daß er ohnmächtig an der Thür niederfiel.

Richard aber saß sicher auf den Schultern der Schmiedegesellen, und als sich der Lärm einigermaßen gelegt hatte, machte er den Versuch, das Volk von seiner Warte aus anzureden.

„Ruhig!“ erscholl es. „Er wird sprechen! Hört den Junker! Der Ritter Streitberg will reden! Gott segne ihn! Hört!“

„Bürger von Paderborn,“ sprach Richard darauf, „Ihr thut Unrecht, das Haus Eures Bischofs anzugreifen! Wenn Ihr ihn so empfangt, kann er seine Schwelle nicht überschreiten, und doch hat er Eile, nach dem Dome zu gehen, um Euch dort vor dem Hochaltare den heiligen Aloisius zu zeigen. Ihr müßt ihm also Platz machen und ihn in Frieden lassen. Geht auch Ihr nach dem Dome und feiert das Hochamt, worauf Aloisius Euch eine Predigt halten wird! Ich hole den Bischof ab, und bald werdet Ihr Alle sehen, daß derselbe keinen Groll gegen Aloisius trägt. Zerstreut Euch und geht, es ist

Zeit, denn schon werden im Dome die Kerzen angezündet!"

Nach diesen Worten brach ein nochmaliges Jubelgeschrei los, und während Richard von den lebendigen Säulen seines Thrones herabsprang, begann sich die Menge unter Segenswünschen und Freudenrufen zu zerstreuen und die Richtung nach dem Dome zu nehmen.

Richard pochte nun heftiger an das Thor und riß dann den Schreiber Cajetan aus seiner Ohnmacht empor, welcher, indem er die Augen aufschlug, die Worte stammelte:

„Ach, Junker, hat man uns unser unwürdiges Leben gelassen?"

„Ich glaube, wir haben's noch!" entgegnete Richard. „Faßt Euch, Mensch, und hängt Euch nicht so an mich, Ihr seid sicher!"

„Ach, daran werde ich mein Lebtage denken!"

„Das wäre sehr vortheilhaft für Euch! Nun — zum Teufel, wird denn noch nicht aufgemacht? Heda, aufgemacht!"

„Alle Heiligen! Wer ist denn da?" rief eine ängstliche Stimme von innen.

„Ich bin's, Richard von Streitberg! Schnell aufgemacht, die Gefahr ist vorüber!"

Jetzt wurde der Schlüssel gedreht, die Thür geöffnet und Richard sah eine bebende Mönchsgestalt mit einer Laterne vor sich. Er eilte durch die langen Gänge, aber weder weltliche noch geistliche Dienerschaft war zu erblicken, alle hatten sich beim Herannahen der Gefahr durch Hinterthüren davon gemacht, wie die Wasserratten, die das Schiff, auf welchem es ihnen gut ging, verlassen, sobald durch einen Leck die Fluth eindringt. Ueberall herrschte Finsterniß, und der Mönch hatte Mühe dem eiligen Schritte des Ritters mit der Laterne zu folgen. Endlich leuchtete ihm derselbe in das Gemach des Bischofs, in welchem dieser im Zustande geistiger und körperlicher Ermattung und ohne ein Glied rühren zu können, im Lehnstuhle lag. Als Richard eintrat, richtete der Bischof die Augen auf ihn und sah ihn mit einem Blicke völliger Ausdruckslosigkeit an.

„Faßt Euch, Oheim! Die Gefahr ist vorüber! Ihr seid nicht nur für jetzt, sondern könnt

für immer gerettet sein, wenn Ihr Euch zusammennehmt! Ihr müßt das Hochamt durchaus abhalten und den Aloisius vor dem Altare dem Volke zeigen, nur dadurch könnt Ihr dem Zorne des Kaisers entgehen!"

Der Bischof hob den Kopf und einen Arm ein wenig, ließ aber beides wieder sinken, da er seiner Kräfte noch nicht Herr war.

„Ihr müßt eine Stärkung zu Euch nehmen. Schnell, bringt heißen Wein her! Wo ist denn die ganze Dienerschaft?"

„Ach!" klagte der alte Mönch mit der Laterne, „sie haben sich alle beim Wachsen der Gefahr entfernt, und mich mit Sr. Eminenz allein gelassen!"

„O diese Schurken! Aber es muß Rath geschafft werden! Wißt Ihr wo etwas Wein zu finden ist?"

„Weiß nicht! Bin nur der Bruder Glöckner, kenne die Wirthschaftsangelegenheiten gar nicht."

„So geht in die Herberge und holt Wein! Aber was ist das? Mann, Eure Hand blutet ja!"

„O, das thut nichts! Ein Steinwurf durch's Fenster hat mich da getroffen. Er ſtreifte dicht an Sr. Eminenz hin, ach Gott, wenn er den Herrn getroffen hätte! Ich kam gerade zurecht, um den Wurf abzufangen, Gott ſei gelobt!“

Der niedrigſte von allen Dienern des Biſchofs war es, der im Augenblicke der Gefahr allein bei ſeinem Herrn geblieben, und der es als ein Glück ſchätzte, den Wurf, deſſen Ziel jener geweſen war, aufgefangen zu haben.

Jetzt wurden durch die halb geöffnete Thür einige Köpfe ſichtbar, es waren die der Dienerſchaft, welche ſich wieder eingefunden hatte. Richard fuhr mit Scheltworten unter ſie, die jetzt ſämmtlich ihre Gründe vorbrachten, warum ſie das Haus gerade hätten verlaſſen müſſen, und begann mit gebieteriſcher Stimme jetzt den Herrn in dieſen Gemächern zu ſpielen. Er gebot, Wein, warme Steine und andere Belebungsmittel zu bringen, rieb inzwiſchen ſelbſt die Hände und Füße des Biſchofs, wobei Cajetan ihm auf ſeinen Befehl helfen mußte. Dieſe Anſtrengungen wurden, nachdem der Erſchöpfte einen Becher heißen

Weins zu ſich genommen hatte, dadurch gekrönt, daß der Biſchof ſich erheben konnte und, obwohl mit matter Stimme, rief: „O Richard, Richard, es geht zu Ende mit mir!“

„Fühlt Ihr Euch noch ſo ſchwach, Oheim?“

„Nein, es geht beſſer, viel beſſer! Aber meine Stellung, mein Anſehn —!“

„Alles kann gerettet werden, Oheim, wenn Ihr meinen flehentlichen Bitten folgt. Wenn Eure Kräfte nur einigermaßen ausreichen, ſo kommt zum Dome, haltet das Hochamt ab und gebt ſomit dem Willen des Kaiſers nach. Und glaubt mir, Oheim, ich werde es an nichts fehlen laſſen, Euch in der Gnade des Kaiſers wieder herzuſtellen!“

„Meinſt Du, Richard? Willſt Du das? Du gutes Kind! Ja, ja, ich bin kräftig genug, ich will ſogleich zum Dome!“

„Gott ſei Dank! Nun kann Alles gut werden! Der Kaiſer wird befriedigt ſein und damit iſt für's Erſte viel gewonnen. Morgen müßt Ihr dann bei Zeiten um Audienz bei ihm

bitten. Seid auch gegen Norbert zuvorkommend."

„Norbert — Jesus!" — schrie der Bischof, indem er Richard mit einem Blicke der Verzweiflung ansah.

„Fasset Euch, Oheim! Nehmt Eure sonst so festen und lebhaften Geisteskräfte zusammen!"

Der Bischof wurde mit der Zeit wirklich Herr seiner Kräfte, stürzte noch einen Becher heißen Weins hinunter, rief nach Cajetan, ließ sich umkleiden und entließ darauf seinen Neffen, um sich nach dem Dome führen zu lassen.

Als Richard nach dem Kaiserpalaste zurückeilte, sah er schon die erleuchteten Fenster des Domes, in welchen er kurze Zeit darauf an der Seite des Kaisers eintrat. Dieser nahm mit seinem Gefolge heute die Chorstühle zu beiden Seiten des Hochaltars ein, während das ganze Schiff der Kirche von einer gedrängten Volksmasse angefüllt war.

Hundert Kerzen flammten auf und um den den Hochaltar und verbreiteten durch den Raum des hohen Chors ein blendendes Lichtmeer, von

welchem die nächsten Pfeiler, Rundbogen und Wölbungen noch beglänzt wurden, während die Helle ſich bei den entfernteren Theilen immer mehr in eine magiſche Dämmerung abſtufte und die letzten Pfeiler nebſt dem Orgelchor in geheimnißvoller Dunkelheit dalagen. Aus dieſem Dunkel quollen die tiefen Accorde der Orgel, anfangs noch leiſe und gedämpft in andachterweckenden und vorbereitenden Präludien, dann aber, als der Biſchof, gefolgt von Norbert, dem Abt und den dienenden Chorknaben zum Altare ſchritt, ſchwollen alle Töne mächtiger an und rauſchten in gewaltigen Harmonieen durch die Wölbungen des Doms. Wer hätte nicht ſchon in ſeinem Leben einmal die Macht all dieſes auf die Sinne wirkenden Zaubers empfunden! Harmonieen, Weihrauchduft, Lichtwellen und Farbenſchimmer ſchloſſen auch hier einen geheimnißvollen Bund, um die Sinne gefangen zu nehmen und den Gedanken an das tiefe innere Verderben der Kirche zu ertödten. Selbſt Richard wähnte in dem Biſchof, der jetzt, das heilige Amt ausübend, vor dem Altare ſtand, einen Andern zu ſehen, als ſeinen

Oheim, den er doch nun zur Genüge kennen gelernt hatte, und saß in Andacht versunken an des Kaisers Seite. Auch der Kaiser hatte eine andächtige Miene angenommen, theilte aber seine weltlichen Gedanken mit denjenigen des Bischofs, nur daß dieselben je unter der verschiedenen Maske eine verschiedene Richtung nahmen. Die Herzen der Gemeinde aber waren diesen äußerlichen Mitteln des Kirchenkultus mehr zugänglich, und es waren vielleicht wenige da, welche sich in diesem Augenblick erinnerten, daß sie eine halbe Stunde vorher das Haus des Mannes, auf dessen Wort sie jetzt betend auf die Knie sanken, mit Steinwürfen angegriffen hatten. So hat es der katholische Klerus stets verstanden, durch äußere Blendungsmittel zu wirken, und selbst zu Zeiten, in welchen Niemand sich scheute, seine Verachtung gegen die Unsittlichkeit des Pfaffenthums offen auszusprechen, seine Vortheile über die leicht erregbaren Sinne geltend zu machen.

Die feierliche Handlung nahm indessen ungestört ihren Gang. Der Abt verlas darauf die päpstliche Bestätigung des Prämonstratenserordens,

worauf Norbert vor dem Altar geweiht wurde und sodann die Kanzel bestieg. In einer kurzen Predigt dankte er Gott zuerst für seine Rettung, aber auch für die Prüfung, welche er ihm durch die Gefangenschaft gesendet habe, und ermahnte die Gemeinde zur Frömmigkeit und zu einem gottgefälligen Leben.

Bald darauf verklangen die letzten Töne der Orgel, es war Mitternacht, die Glocken vom Thurme läuteten das Hochamt aus, und die Menge ergoß sich aus den hohen Wölbungen des Doms in's Freie hinaus.

Richard wurde, als er sich mit dem Kaiser entfernte, noch innerhalb der Kirche durch das Gedränge von dem übrigen Gefolge getrennt. Trotz der Dunkelheit erkannte er da plötzlich Frau Gerberga, bald auch wurde Frau Marketrud sichtbar und zwischen beiden Frauen eine hohe verhüllte Gestalt. Wer konnte diese sonst sein als Wolfhilt? Schon hatte er Platz gewonnen, auf die Frauen zuzueilen, als er hinter sich eine tiefe Männerstimme hörte, welche ihm halblaut zurief: „Junker, nehmt Euch

in Acht vor der heiligen Vehme! Es ist gefährlich, unberufen in ihr Amt einzugreifen!"

Betroffen wandte sich Richard um, die Erinnerung, daß er heut selbst leichtsinnig die Rolle eines Dieners der Vehme übernommen hatte, bewirkte, in Gemeinschaft mit der eben gehörten Warnung, daß es ihn kalt überrieselte. Er warf seine Blicke forschend umher, erblickte aber Niemand, dem er diese Worte hätte zutrauen mögen, und erst nach einigen Schritten vorwärts bemerkte er den Schatten eines Kapuziners, welcher eilig um die Pfeiler schlüpfte und bald im Dunkel verschwand. Eine Minute lang stand Richard wie an die Stelle gefesselt still, und als er darauf seine Blicke wieder suchend in den Kreis derer schickte, die den Dom verließen, war auch die Gruppe der Frauen verschwunden.

Zehntes Kapitel.

Richard hatte seinen Urlaub beim Kaiser schnell und ohne Schwierigkeit erhalten, da dieser, ermüdet von dem vielbewegten Tage, sich gleich nach der Rückkehr aus der Kirche zur Ruhe zu begeben gesonnen war. Unser junger Freund aber war viel zu aufgeregt, um an eine Nachtruhe denken zu können, ja er hatte heut' noch ganz bestimmte Absichten, die zum Ziele drängten. Der Weg zu diesem Ziele führte in grader Richtung durch Meister Walrams Schmiede. Er sah im oberen Stockwerk noch Licht und begann heftig an das Thor der Schmiedehalle zu pochen. Der Meister öffnete nach kurzer Zeit, und schien einigermaßen überrascht, als er bei dem Schein seines Lämpchens den Ritter Streitberg erkannte.

„Ei Junker, so spät noch? Was steht zu Dienſten?“ fragte er.

„Was mir zu Dienſten ſteht? Nun ich denke, Euer Haus! Habt Ihr denn vergeſſen, Meiſter, daß ich bei Euch Quartier genommen habe?“

„Ja das war geſtern und — vorgeſtern, aber Ihr werdet doch nicht —“

„Freilich werde ich, lieber Meiſter! Schließt nur Euer Thor wieder, ich bleibe bei Euch!“

„Ich denke nur, der Junker ſteht jetzt doch ſo hoch in Anſehn bei aller Welt und in des Kaiſers Gnade, daß er im Kaiſerpalaſt eher eine Wohnung fände!“

„Ei ſagt mir, Meiſter, hat mich das Anſehn bei aller Welt um mein Anſehn bei Euch gebracht? Ich will nicht hoffen. Mir gefällt es in Eurem Hauſe viel beſſer als im Kaiſerpalaſte, drum bleibe ich bei Euch im Quartier. Iſt ſie noch wach?“

„Wer?“

„Nun ſie, die — die —“

„Die — die Gräfin?“

„Ja! Iſt ſie noch wach?“

„Hört, Junker — nun ja, ſie iſt erſt eben

mit meinen Weibsleuten aus dem Dome gekommen."

Richard hatte, ohne auf Walrams Zögerung zu achten, schon die erste Halle durchschritten, und indem er mit dem Meister in die hintere Werkstätte trat, sah er Wolfhilt, als hätte sie ihn erwartet, die Treppe herab eilen. Mit den Worten: „Richard! Richard! Du hast ihn gerettet!" flog sie auf ihn zu und stürzte an seine Brust, und er im Taumel des Entzückens wußte nichts Andres zu thun, als die Geliebte mit Heftigkeit an sich zu drücken.

Walram stand verdutzt da, während auf der Treppe Frau Gerberga und Frau Marketrud erschienen und ihre Taschentücher vor das Gesicht hielten. Das Dunkel der Geschichte und insbesondere der Treppe giebt uns leider keinen Aufschluß darüber, ob sie mit den Tüchern ihr Kichern zu verbergen suchten, oder sich die Augen wischten.

Wolfhilt aber riß sich plötzlich aus Richards Armen, und hoch erröthend sagte sie: „Gott im Himmel! — Verzeiht mir, Ritter — die Freude hat mich zu weit geführt! Lebt wohl!" —

Sie wollte sich entfernen, Richard aber hielt ihre Hand fest und entgegnete:

„Bleibt, Fräulein — nur zwei Worte laßt mich Euch sagen! — (dann zu den ungelegenen Zeugen dieser Scene gewendet:) Nicht wahr, werthe Frauen, und Ihr, Meister Walram, Ihr gestattet mir ein paar Worte mit dem Fräulein?"

Die Frauen nahmen bereits ihren Rückzug, und als der Meister brummend ihnen folgte, rief ihm Frau Gerberga zu: „So laß doch wenigstens die Lampe unten! Gott steh uns bei, Du wirst sie doch nicht im Finstern stehen lassen!"

Walram setzte die Lampe auf einen Tisch, und indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Die Geschichten in meinem Hause hab' ich satt!" stieg auch er die Treppe hinauf.

Als Richard sich mit dem Mädchen allein sah, begann er:

„Wolfhilt, die Hindernisse, welche bisher zwischen uns lagen, sind beseitigt, das Fräulein von Arnsberg hat aus freien Stücken auf meine Hand verzichtet, wir haben unsere Wege nicht durch einen

gewaltſamen Bruch, ſondern durch eine ruhige innere wie äußere Uebereinkunft getrennt, und jetzt kann ich mit gutem Gewiſſen und freudiger Seele Deine Hand ergreifen."

„Seid nicht zu raſch, Richard!" unterbrach ihn Wolfhilt. „Ich könnte auf die Frage, die Ihr an mich richten wollt, mit einem zu ſchnellen Ja antworten! Bedenkt was Ihr thut! Bedenkt wie verführeriſch es für die Dankbarkeit eines Mädchens ſein muß, den Mann ſo ſprechen zu hören, wie ich Euch höre, den Mann, der ihr den Bruder vom Tode gerettet hat. Aber Richard, an wen richtet Ihr Eure Worte? An ein Weib, welches Ihr — ein Ritter, an Glanz und Umgang mit Fürſten gewöhnt — ſo gut wie auf der Straße aufgeleſen habt, deſſen Haus, wenngleich edlen Stammes, erniedrigt und in den Staub getreten iſt; an ein Mädchen, das Ihr erſt wenig Tage kennt, und deren Betragen Euch in dieſen Tagen noch keine Bürgſchaft gegeben hat, die Euch Glück verheißen könnte!"

„O Wolfhilt, Du liebſt mich nicht, wenn Du ſo ſprechen kannſt! Du willſt mich abweiſen!"

„Richard!“ entgegnete Wolfhilt in ſanftem Tone, indem ſie ſeine Hand ergriff: „Ich wünſche Euer Glück, aber ich zweifle, ob meine Hand fähig ſei, Euch Glück zu bereiten!“ —

„Ich kenne kein andres, als durch Dich! Wolfhilt, ich habe nicht gelernt kluge Worte auszuſinnen um das Ohr eines Weibes zu bethören — ich kann nur frei und offen ſprechen! Kannſt Du gewähren, was ich bitte — Wolfhilt, ſo werde mein Weib, ich habe keinen andern Gedanken mehr, als Dich!“

„Wohlan, Richard, ich will Dich durch Widerſtand nicht länger quälen — iſt er mir doch keine geringere Qual — ja, ich will die Deine ſein!“

Richard war jung und feurig, der Augenblick, den er jetzt erlebte, war wohl geeignet einen Sturm von Jubel in ihm aufzuregen, aber der ernſte Sinn Wolfhilts ſchien auf ihn mit überzugehen, und ſtimmte ſein Herz zu einer feierlich ernſten Ruhe, in welcher Beide ſich nur die Hände reichten und einander mit einem tiefen langen Blicke anſahen.

„So sei denn Gott mit uns Beiden!“ sagte er nach einer Pause.

„Amen!“ entgegnete Wolfhilt.

Das war das Verlöbniß dieser beiden hohen königlichen Jugendgestalten. In einer Waffenwerkstätte, die durch das matte Licht eines Lämpchens kaum erhellt wurde, unter Umgebungen, rauh und dunkel, wie die Zeit, welcher sie entsprossen, ward es geknüpft, aber wie das Unterpfand einer neuen schönern Zeit standen sie da, einer Zeit, die sich mit tausend lebensvollen Knospen zum Lichte eines neuen Weltenfrühlings drängte.

„Richard,“ sagte Wolfhilt endlich, „weil Du ein Mann bist, der reiner denkt, als alle Männer, die ich kennen lernte, darum will ich Dein Weib sein. Weil Du stark bist, und die Last, welche meine Hand Dir mitbringt, mit Edelmuth und Geistesgröße wirst ertragen können, weil ich das weiß, darum liebe ich Dich! Meine Mutter zwar wird es niemals billigen — Du hast sie kennen gelernt, ohne sie achten zu können — sie hatte Schreckliches mit Dir im Sinne.“ —

„Das Unglück hat ihr Gemüth verwirrt, ich verzeihe ihr. Unsre Pflicht wird es sein, die Liebe ihrem Herzen wieder zu geben, mildere Regungen in ihr zu erwecken!“

„Ach Richard, Du kennst sie nicht genug! Wer sich, wie sie, mit Haß und Rachegedanken genährt hat, dessen Herz ist verhärtet für jede Regung der Liebe! Seit ich sie heimlich verlassen, fürchte ich, hat sie aufgehört meine Mutter zu sein! Ich entfloh hierher, weil ich durch Frotolf von dem Unglück meines Bruders gehört hatte, und weil ich sie nicht länger täuschen konnte. Frotolf hatte mich seit Jahren in das Geheimniß der Veränderung, welche mit Norbert vorgegangen war, eingeweiht, der Mutter aber sollte es verschwiegen bleiben. Jener Tag, welcher der Mutter die Nachricht von Norberts Verwundung in Dänemark brachte, weihte mich in das Geheimniß seines Verschwindens bei der Zerstörung von Kappenberg ein. Da hielt ich es nicht länger aus, ich wollte zum Bischof, oder zum Kaiser, um Hülfe für ihn zu flehen, und nur durch Frotolf, welcher mir allnächtlich Nachricht brachte, wurde ich in

dieſem Hauſe zurückgehalten, da er erſt genauere Nachforſchungen anſtellen wollte. Inzwiſchen haſt Du durch eine raſche That den Bruder gerettet! Alle näheren Umſtände ſind mir bereits zu Ohren gekommen. Die Mutter mit ihm im Gefängniß! Wie anders, als ſie es ſich dachte, hat ſie ihn wiedergefunden! Ich zitterte ſtets vor dieſem Augenblicke! Du ſahſt Beide zuſammen, Richard — wie fandeſt Du ſie?"

Richard konnte nicht verſchweigen, daß es ihm ſcheine, als ob ſie ſich mit feindlichen Geſinnungen von ihrem Sohne abgewendet habe, und erzählte, was er erfahren hatte, daß nämlich Gundoſara ſich in Eile aus dem Schloſſe entfernt, und Gottfried von Kappenberg den Auftrag erhalten habe, ſie aufſuchen und für ſie ſorgen zu laſſen.

„Wenn ich jetzt zu ihr zurückginge in den Haidethurm," fuhr Wolfhilt ſeufzend fort, „was nützte es ihr oder mir? Und doch, ich will zurück! O, ihr Herz hat die furchtbarſte Täuſchung erfahren, ſie iſt gebeugt und vielleicht milder geſtimmt, ſie bedarf des Troſtes! Ich gehe, noch dieſe Nacht will ich fort!"

„Wolfhilt — allein? Das geht nicht!“

„Ich kenne den Weg.“

„Ich laſſe Dich nicht. Eher begleitete ich Dich ſelbſt!“

Dagegen erhob Wolfhilt nun wieder Einſpruch, und während ſie auf ihrem Entſchluß zu beſtehen verſuchte, näherte ſich ihnen plötzlich Jemand — man konnte nicht errathen, wo er hergekommen ſei — es war Frotolf. Beide waren bei ſeinem Anblick betroffen, er aber begann:

„Was giebt es hier? In ſo ſpäter Nacht dieſes Beiſammenſein?“

„Wir haben ein Recht dazu!“ entgegnete Richard, welcher ſeinen Argwohn gegen dieſen Mann nicht verbannen konnte, zumal, da es ihm in dieſem Augenblick ſchien, als erkenne er dieſelbe Stimme, welche ihm in der Kirche jene bedeutungsvolle Warnung ins Ohr geflüſtert hatte. „Wolfhilt“— fuhr er fort — „iſt ſeit dieſer Stunde meine Braut!“

Frotolf richtete ſeine Augen unverwandt auf Richard und ſprach: „Eure Braut? Und Ihr habt bei Niemand zuvor um ſie geworben?“

„Es genügte mir an ihrer eignen Entscheidung!“

„Und ich habe sie gegeben!“ fügte Wolfhilt fest hinzu. „Ich erkläre Richard von Streitberg für meinen Verlobten!“

Frotolf schwieg einen Augenblick. — „Das ist sehr selbständig gehandelt!“ entgegnete er dann. „Einer mindestens lebt doch, der dabei ein Wort mitzusprechen hätte?“

„Kommst Du von meiner Mutter? Wo ist sie? Zu Hause? Ich will zu ihr, Du sollst mich noch diese Nacht zu ihr geleiten!“

„Ich komme nicht von ihr, sondern von Norbert. Er ist als das Haupt Deiner Familie anzuerkennen, und seinem Worte wirst Du Dich fügen müssen. Er läßt Dir sagen, Du mögest bleiben, wo Du bist, und zwar durchaus verborgen — bis er über Deine Zukunft entscheiden werde.“

„Ueber meine Zukunft,“ entgegnete Wolfhilt, indem sie sich stolz empor hob — „hat nicht er zu entscheiden, sondern der, welcher vor Dir steht, Richard von Streitberg, mein Verlobter!“

„Hm! — Laſſen wir das bis auf morgen. Fürs Erſte wirſt Du Norberts Gebote folgen und —"

„Welche Macht will Norbert ſich über mich anmaßen? Da ich ihn noch nicht kannte, flog ihm, dem Bruder, mein ganzes Herz entgegen, jetzt, da ich ihn im Dome geſehen, ſeine Worte gehört habe, kommt es vor ihm über mich wie Eiſeshauch, mir iſt als müßte ich mich weit von ihm entfernen. Es ſcheint als wolle das, was er mir durch Dich ſagen läßt, mein Gefühl rechtfertigen. — Wo iſt die Mutter, ich will zu ihr, begleite mich!"

„Im Haidethurm iſt ſie nicht. Du würdeſt ſie vergeblich dort ſuchen. — Ritter Streitberg, Ihr werdet die Güte haben, Euch nach' Hauſe zu begeben."

„Ich bin zu Hauſe! Hier habe ich Quartier genommen. Ihr etwa auch?"

In dieſem Augenblicke hörte man ein Geräuſch, als ob Jemand mit einem Stocke heftig gegen eine Holzwand ſchlüge. Gleich darauf wurde eine kleine im Dunkeln liegende Thür, welche nach

dem Hofe hinaus führte, geöffnet und herein trat Gundofara. Frotolf eilte auf ſie zu mit den Worten:

„Warum bleibt Ihr nicht, Gundofara, wo ich Euch gerathen, und wo Ihr zu bleiben ſelbſt vorgezogen hattet?“

Wolfhilt aber ſtürzte mit dem Ausruf: „Mutter! Mutter!“ zu Gundofaras Füßen.

Die Alte ſtand in der Nähe des Tiſches, auf welchen Walram die Lampe geſetzt hatte, und das, wenn auch nur matte Licht der letzteren, ſetzt uns in den Stand, Gundofaras Geſichtszüge etwas näher zu betrachten. Es war mit derſelben eine merkwürdige Veränderung vorgegangen, die heftigen Gemüthsſtürme des letzten Tages ſchienen das Feuer ihrer Augen aufgebrannt, und nur eine irre dämoniſche Gluth übrig gelaſſen zu haben. Die ſcharf geſchnittenen Züge waren erſchlaffter als ſonſt, nur ein Zucken um die Mundwinkel ſchien anzuzeigen, daß eine innere Energie der Ermattung noch Einhalt zu thun ſuche. Aber ſogar ihre Geſtalt erſchien gebeugter, und in ihrer ganzen Erſcheinung machte ſich eine Hinfälligkeit geltend, daß man ſie für zehn Jahr älter, als ſie

war, hätte halten können. Sie ſtützte ſich auf ihren Stock, und indem ſie ihre Blicke von ihrer Tochter zu dem jungen Ritter ſchweifen ließ, ſagte ſie mit tonloſer Stimme:

„Der alſo! Ihm biſt Du nachgegangen! Ich hätt' es vorher wiſſen können! Ja wohl, es mußte ſich Alles von mir wenden, um zu meinen Feinden überzugehen!“

„O, Mutter!“ rief Wolfhilt, „ich gehe mit Dir zurück, verzeih' mir! Richard iſt nicht Dein Feind! Nicht ihm bin ich nachgegangen, ſondern um für die Rettung Norberts thätig zu ſein, hat mich Frotolf hierher geleitet. Ich wußte durch Frotolf —“

„Du alſo wußteſt darum? — Es iſt genug! Denkſt Du, der Ritter da wäre nicht unſer Feind?“

„O Mutter, wie könnte er das? hat er nicht Norbert und Dich ſelbſt aus dem Kerker gerettet?“

„Und nun? Was wird er nun beginnen?“

Richard ergriff das Wort und ſagte mit aller Ehrerbietung:

„Ihr ſeht mich für Euren Feind an, Frau Gräfin, und doch bin ich's niemals geweſen. Im Gegentheil wünſchte ich Euch zu überzeugen, daß ich es freundlich mit Euch meine. Ich liebe Wolfhilt, Eure Tochter — Gundofara, gebt mir Eure Tochter zum Weibe!"

„Zum Weibe?" erwiderte Gundofara einigermaßen erſtaunt. „Iſt's ſo gemeint? Ihr wollt ſie heirathen?"

„Wollt Ihr ſie mir verweigern? Gebt Euren Segen, vergeßt, was geſchehen iſt, wie wir vergeſſen werden, geht mit uns und ſeid unſre Mutter!"

„Vergeſſen wollt Ihr — das wäre verzeihen? Soll es denn heutzutage keine Vergeltung geben, ſondern nur ſchwächliche Verzeihung? Hm — Ihr ſteht wenigſtens nicht als ein — Betbruder, ein Mönch, ein Pfaffe vor mir, ſondern als ein Edelmann, ein Ritter! Ihr könntet Euer Schwerdt brauchen, Ihr könntet Thaten ausführen — habt's auch wohl bewieſen — und wenn Ihr verzeihen wollt, ſo iſt das etwas Anderes! Faſt möchte man's groß nennen!"

„Werthe Frau — gebt mir die Hand zur Verſöhnung, laßt mich Euren Sohn ſein!“

„Weg! Ruhig! Ich will keinen Sohn mehr! Was ſagt das Mädchen da?“

„O Mutter!“

„Du willſt ſein Weib werden?“

„Ja, Mutter, ich will's!“

„So — geh und werde es!“

„Laßt mich Eure Hand küſſen!“ rief Richard erfreut aus, die Alte aber wehrte ihm, als er ihre Hand ergreifen wollte, und entgegnete:

„Die Hand, welche Euch den Tod geben wollte, werdet Ihr nicht küſſen! Könnt Ihr vergeſſen, ſo kann ich's doch nicht. Euch kann ich verzeihen, Ihr habt nichts mit meinen Feinden gemein, aber Ihr ſteht nahe bei ihnen, und ihnen kann ich nicht verzeihen. Nehmt die da hin, ſie iſt aus einem guten Geſchlechte und bringt Euch einen ehrenvollen Namen mit, weiter aber auch nichts. Geht denn und lebt nach Eurer Weiſe, mir aber laßt die meine!“

„O geht mit uns, werthe Frau! Wir wollen Euch ehren, wie es einer Mutter gebührt!“

„Ihr könnt's nicht, sag' ich Euch, Ihr könnt's nicht! Und wenn Ihr's könntet, so kann ich's nicht mit ansehen. Laßt mich zurück in meinen Thurm!“

„Mutter, ich folge Dir, bleibe bei Dir, bis Richard mich zum Altare abholt!“

„Soll ich Euch Diener mitsenden, kann ich sonst etwas für Euch thun? Redet, befehlt!“

„Nichts, gar nichts! Ich bitte Euch, macht mir das alte Gemäuer draußen nicht auch noch verhaßt! Dort will ich allein sitzen und abwarten, bis meine Feinde das Verhängniß ereilt. Einer ist gefallen, ich hielt ihn in den Armen und schrie ihm eine letzte Verwünschung in die Ohren, als seine schwarze Seele zur Hölle fuhr!“

„Was ist geschehen? Wen meint Ihr?“

„Ihr werdet's erfahren. Jetzt laßt mich gehen. Du, Mädchen, wirst mir nicht folgen, und Ihr, Ritter, werdet mir Niemand senden! Beim ersten Schritt, den ein Anderer in meinen

Thurm thut, gehe ich heimlich davon ins Gebirge, in die Felſen, oder — ſonſt wohin. Ich habe heut auf meinen Sohn verzichten gelernt, wie werd' ich nicht auf das Mädchen da verzichten können? Geht! Lebt ſo gut Ihr zuſammen könnt, ich will's Euch wünſchen, aber von mir müßt Ihr für immer geſchieden ſein!"

Sie wandte ſich und that einen Schritt auf die Thür zu. Da aber ſtürzte Wolfhilt auf ſie zu, ergriff ihre Hand und rief mit überwallendem Herzen:

„Mutter, Mutter! Bin ich Dir denn gar nichts mehr? Spricht in Deinem Herzen keine Stimme für Deine Tochter? — Ach, ich kann Dich ſo nicht laſſen! Sprich — erfinde ein Wort der Liebe zum Abſchied, lüge mir's vor, daß Du mich ſchwer vermiſſen werdeſt, ich beſchwöre Dich — gehe nicht ſo kalt, ſo fremd von mir! Wollteſt Du nur meine Mutter bleiben — o Gott, keine treuere Tochter ſollte es auf der Welt geben, als die Deine!"

Gundofara erbebte bei dieſen ſchmerzlich ausgerufenen Worten ihrer Tochter. Sie ließ ihr

Haupt auf die Bruſt ſinken, der Stab fiel aus ihren Händen, ein ſchwerer Seufzer drang aus ihrer Bruſt, und ſie ſchien es zu geſtatten, daß Wolfhilt ſie mit Heftigkeit in die Arme ſchloß und laut ſchluchzend an ihrem Halſe hing.

„Sei ruhig, mein Kind,“ ſagte ſie darauf, „nimm Deine Kraft zuſammen! Du biſt dennoch meine Tochter, ſollſt es immer ſein, aber — mit Euch leben kann ich nicht. Der Menſchen Art iſt verſchieden geworden von der meinen, ich würde in Eurer Nähe nicht gut thun. — Ritter, jetzt gebe ich Euch ſelber die Hand! Ich weiß, Ihr werdet immer ein Mann ſein, und ſo kann ich mit Zufriedenheit an Euch denken.' Aber das Maal da auf Eurer Stirn — es wird ſich vernarben, es wird vielleicht nichts davon ſichtbar bleiben, trotzdem würde ich es immer ſehen, und Ihr habt mich ſchon ſo weit gebracht, daß ich es nicht gern ſehen möchte. Aber weiter ſoll's nicht mit mir kommen! Nehmt denn mein Kind, haltet es gut, es geht mit Euch vielleicht einem beſſern Schickſal entgegen, als mit mir. Und jetzt laßt mich gehen — ruhig, ich befehl's! Niemand folge

mir! Frotolf, Du gehſt Deiner Wege, mit Dir habe ich nichts zu ſchaffen, und gehſt Du mir auf meinem Wege zum Thurme nach, ſo ſpringe ich in den erſten beſten Bach!"

Mit dieſen Worten wandte ſie ſich, gab ihrer Tochter, die ihr mit flehender Geberde folgte, einen gebietenden Wink, zurückzubleiben, während Richard Frotolf am Arme zurück hielt. Frotolf wußte ſich loszureißen und wollte zur Thür hinauseilen, Richard aber ſchloß dieſelbe ſchnell und ſteckte den Schlüſſel ein, da er Gundofara zutraute, daß ſie ihre Drohung zur Wahrheit machen werde. Der Zurückgehaltene ſchoß einen wüthenden Blick auf den Ritter, welchem letzterer jedoch keine Beachtung ſchenkte, ſondern ſich ſeiner Braut zuwendete, die ſich weinend von ſeinen Armen umſchlingen ließ.

„Richard!" ſagte ſie mit halb erſtickter Stimme, „nun habe ich auf der weiten Gottes-welt nur noch Dich allein!"

„Und ich werde Dir Alles ſein, Geliebte!" entgegnete Richard. „Unſere Liebe wird uns Freude und Glück bringen, denn ſie iſt unter Drangſal und Schmerzen aufgewachſen!"

Es hatte nicht fehlen können, daß der Zuwachs von Stimmen, welche hier inzwiſchen laut geworden, den Meiſter Walram längſt wieder auf die Treppe gelockt hatte, zumal da die beiden alten Damen, welche ab und zu lauſchend auf der oberſten Stufe ſtanden, ihn auf die eigenthümliche Scene in der Werkſtätte aufmerkſam gemacht hatten. Auch jetzt ſtand die ſchützende Trias auf der Treppe, und zwar, da die Entwickelung des Auftrittes ſie demſelben von Minute zu Minute einen Schritt näher gebracht, bereits auf der unterſten Treppenſtufe.

Richard, welcher ſie bemerkte, führte den Frauen ſeine Braut entgegen.

„Noch kurze Zeit," ſagte er, „gebe ich ſie in Eure Obhut, werthe Frauen, bald denke ich ſie zum Altare abzuholen! Gute Nacht, Geliebte!"

Die Frauen führten Wolfhilt hinauf und fanden, trotz der ſichern Vorausſicht deſſen, was ſich ereignet hatte, und trotz der nächtlichen Stunde, noch genug der Worte, ihr Erſtaunen und ihre Freude darüber auszudrücken, daß ihr Schützling nun des Ritters Braut ſei. Eine

Verlobungsgeſchichte hat nun einmal für Frauen ein unendliches Intereſſe, und ſo mußte Wolfhilt noch lange Zeit den theilnehmenden Damen ein williges Ohr heucheln.

Richard aber wandte ſich, während die Frauen den Raum verließen, an Frotolf und ſagte:

„Ihr werdet die Güte haben, die Nacht ebenfalls in Meiſter Walrams Hauſe zu bleiben. Gundoſara wünſcht Eure Geſellſchaft nicht, und ſonſt werdet Ihr zu dieſer nächtlichen Stunde keine Geſchäfte draußen haben. Steiget hinauf in das Giebelzimmer und nehmt mein Lager ein, ich werde hier unten in der Schmiede ein Unterkommen finden. Da hängt ein Mantel am Nagel, Meiſter, der ſoll mir für die Nacht genug ſein. Und nun gute Nacht, es muß bald Morgen ſein, drum bis Eure Knechte aufſtehen und zu hämmern anfangen, laßt uns noch eine Stunde ruhen.“

„Ritter Streitberg,“ entgegnete Frotolf, „Ihr wißt mit großer Kühnheit den Herrn zu ſpielen! Ich würde mich Euren Anordnungen aber gewiß nicht ſo willig fügen, wenn ich nicht — für jetzt

meine Gründe dazu hätte. Gute Nacht denn! Kommt, Meiſter, führt mich hinauf!“

Auch Walram und Frotolf ſtiegen hinauf, und Richard nahm des Meiſters Mantel von der Wand, ſetzte ſich eingehüllt in denſelben auf einen Schemel an den Tiſch, der voll kleiner Waffenſtücke lag, und indem er den Kopf auf die Hand ſtützte, erwartete er, daß der Schlaf ſich einſtellen werde. Dieſer aber zögerte lange. Ein ereignißreicher Tag war an Richard vorübergegangen, hatte die verſchiedenartigſten Regungen in ihm geweckt und ſein Blut in fortdauernd lebhafter Bewegung erhalten, ſo daß dieſes ſich nicht ſo leicht beruhigen zu wollen ſchien. Wie hätte auch das Ende dieſes Tages, die Stunde, welche ihm den dauernden Beſitz der Geliebten zugeſichert hatte, ſein Herz ſo leicht zur Ruhe kommen laſſen können! An dieſe beglückende Stunde knüpfte ſich eine lange Reihe von Gedanken. Richard war ein junger Ritter, der außer ſeinem Schwerdt und ſeinem Roß über kein Eigenthum verfügen konnte, und der Alles, was er bisher beſeſſen, allein der Gnade des Kaiſers zu verdanken hatte. Dieſe

traurige Wahrheit mußte ihm in dieſem Augenblick um ſo ernſter ans Herz treten, da er ſich der Geliebten, welche ſich in ähnlicher Lage befand, ſo bald als möglich zu vermählen wünſchte. Er wollte ſie der äußern Hülfsbedürftigkeit entreißen und ſah doch in ſeinen eigenen Verhältniſſen keine Möglichkeit dafür. Den Gedanken, ſeinen Oheim, deſſen Erbe er einſt werden konnte, ins Geheimniß zu ziehen, verwarf er, weniger bedenklich aber ſchien es ihm, ſich dem Kaiſer, dem er ſich mannigfach verpflichtet hatte, offen anzuvertrauen.

Es iſt wohl hier der Ort, das Verhältniß unſres jungen Freundes zu ſeinem Kaiſer in einigen Worten näher zu beleuchten. Daß ein Jüngling von Richards Sinnesreinheit und einfacher Offenheit des Charakters, ſich einem Heinrich V. nicht menſchlich nahe fühlen konnte, bedarf kaum der Verſicherung. Heinrichs Kämpfe mit ſeinem Vater waren noch friſch in Aller Gedächtniß und in dem Munde Vieler, während jedes Jahr ſeiner Regierung, ſelbſt die letzten, Handlungen von ihm ſahen, die wenig geeignet waren, ihm Zuneigung zu verſchaffen. Vielfach hatte er, wie wir oben

des weitern erzählt haben, mit Parteien zu kämpfen, eine Partei aber hatte immer an ihm gehalten, diejenige, welche, wenn er für sie auch kein Anziehungspunkt sein mochte, ihn doch als den Repräsentanten des Königthums, welches durch alle Verhältnisse hindurch zu unterstützen sei, ansah. Diese Partei war in den letzten Jahren zum herrschenden Zeitgeist geworden, welchen hauptsächlich die jüngere Generation vertrat, und welcher sich bald, im Vergleich zu jener Zeit allgemeiner Parteiungen, als der vorzüglichere gezeigt hatte. Um wie viel mehr mußte Richard davon durchdrungen sein, da er sich an der Seite des kaiserlichen Neffen, Konrads von Hohenstaufen, seine ersten Sporen verdient, und bald darauf so große Fortschritte in der Gunst des Kaisers gemacht hatte. Weit davon entfernt, alle Handlungen seines Fürsten zu billigen, sah er sich doch täglich durch neue Beweise von Zuneigung an die Person desselben gefesselt, zumal seine Arglosigkeit und Unbefangenheit selten weiter zu sehen vermochte, als sein Gebieter ihn sehen lassen wollte. Es mußte ein Funke des bessern sittlichen Elementes noch verborgen in Heinrich V.

glimmen, der ihm die makelloſe Geſinnung Richards verſtändlich machte, und ihn vielleicht an ſein eignes verlornes beſſeres Theil gemahnte. Wir müſſen dies annehmen, um die vielfachen Beweiſe von Zuneigung, welche er für Richard an den Tag legte, erklären zu können. Obwohl vielfach abgeſtoßen, wähnte Richard trotzdem doch ſtets die edlere Seite ſeines Gebieters wieder zu finden, und trug daher keine Scheu, ihm, wie er ihn als ſein unbedingtes Oberhaupt anerkannte, auch perſönlich Vertrauen und Anhänglichkeit zu ſchenken. So gab ihm dieſer Gedanke endlich eine Beruhigung, und er beſchloß ſchon morgen dem Kaiſer ſein Herz aufzuſchließen.

Bunte Traumbilder bewegten ſich vor ſeinen halbwachen Sinnen. Bald ſah er ſich im Haidethurme, bald in einem ſchönen ſonnigen Thale mit der Geliebten, bald im Kampfe mit Arnsberg, bald vor dem Vehmgerichte, bald im Kerker und bald in den klöſterlichen dunklen Gängen der biſchöflichen Reſidenz. Immer wieder fuhr er aus dem Halbſchlummer empor, ſah die Lampe zu einem nur noch glimmenden Dochte ſchwinden, und hüllte

ſich fröſtelnd und ſchlafſuchend dichter in den Mantel. Endlich nach einer Stunde fand er erquickenden Schlaf, und wir gönnen ihm die kurzen Ruheſtunden, bis Meiſter Walrams Cyklopen ihn mit ihrem lärmenden Tagewerke wecken.

Elftes Kapitel.

Der erſte Gang, welchen wir am nächſten Morgen thun, iſt nach dem Kaiſerpalaſte. Es iſt früh um ſieben Uhr, aber ſchon ſteht Jemand im Vorgemache des Kaiſers am Fenſter und ſtarrt in den Nebeldunſt hinaus, der die Straßen der Stadt erfüllt. Es iſt Gottfried von Kappenberg, welcher des Kaiſers zu ſo ungewöhnlicher Stunde harrt. Ein Kämmerer erſcheint darauf mit der Nachricht, daß der Kaiſer eben aufgeſtanden ſei, und den Grafen empfangen wolle. Gottfried wird in das Empfangzimmer geführt, und zehn Minuten darauf tritt der Kaiſer ein.

„Nun, Kappenberg?“ nimmt der Kaiſer das Wort — „Ihr kommt mit einem Geſicht, ſo

trübſelig wie der graue Nebelmorgen, der draußen liegt?"

„Es ſcheint," entgegnete Gottfried, „daß ich auserſehen bin, Euch immer die ſchrecklichſten Nachrichten überbringen zu müſſen, gnädiger Herr!"

„Nun? Es hat ſich noch mehr zugetragen, als ich ſchon weiß?"

„Der Graf von Arnsberg iſt — todt!"

„Iſt todt!" wiederholte der Kaiſer. — „Hm! Da hat mir der Tod das Richteramt abgenommen! Ich habe einen mächtigen Bundesgenoſſen an ihm — Arnsberg wird uns alſo nicht mehr in den Weg treten! — Todt! — Ich weiß nicht was es iſt, daß mich der Tod meines Erzfeindes ergreift, als hätte ich einen Verluſt zu beklagen."

„O gnädiger Herr —"

„Soll ich noch mehr erfahren?"

„Der Graf iſt keines natürlichen Todes geſtorben!"

„Ermordet? Hat er ſich ſelbſt das Leben genommen?"

„Erlaubt mir, gnädiger Herr, daß ich Euch den Hergang erzähle. Ihr erinnert Euch, daß der

Graf gestern Abend wie von einem bösen Geiste gejagt aus dem Saale stürzte. Der allgemeine Aufbruch ließ im Augenblick die Frage, wo er sich hingewendet, nicht aufkommen, und erst, nachdem das Schloß sich geleert hatte, begann ich Nachforschung nach ihm zu halten. Das ganze Schloß wurde durchsucht, und nach einer Stunde vergeblichen Nachfragens und Forschens, erzählte der Pförtner, er habe gesehen, wie vier Gestalten einen Fünften, Größern, durch das Burgthor auf die Zugbrücke geschleppt hätten. Dort habe der letztere sich losreißen wollen, und es sei ein grauenhaftes Ringen entstanden, bei welchem die ganze Gruppe in Gefahr gewesen in den Abgrund des Schloßgrabens zu stürzen. Endlich hätten die vier Andern den Fortgeschleppten bewältigt, und wie es geschienen, gebunden, und wären dann mit ihrer Beute so schnell als möglich über die Brücke und den Berg hinunter geflohen. Der ganze Vorgang war, wie der Thorwärter behauptet, so entsetzlich, daß er nicht gewagt, sich von der Stelle zu rühren. Eine schreckliche Vermuthung ging mir auf, ich ließ ein Dutzend Knechte mit Fackeln

ausrüſten, und eilte an ihrer Spitze von der Burg hinab, um die Gegend zu durchſuchen. Wir zogen durch den Wald, zerſtreuten uns nach allen Seiten hin, und als ich mit einem Diener an das Ufer der Alme gelangt war, hörte ich an einer ſchilfreichen Stelle, wo ein Fußſteig vorüberleitet, eine Weiberſtimme, welche uns mit gräßlichem Gelächter zurief: Kommt hierher mit den Fackeln, wenn Ihr den ſucht, deſſen Seele zur Hölle gefahren! Entſetzt eilte ich zur Stelle, leuchtete, und erkannte jene Alte aus dem Haidethurme, welche neben der Leiche des Grafen Arnsberg am Boden ſaß. Im erſten Augenblick war ich verwirrt genug, dem Weibe ſelbſt den Mord zuzutrauen, ſchon aber rief ſie uns entgegen: Meint Ihr, ich hätte das Unthier erſtochen? Wenn ich's gethan, würd' ich mich deſſen rühmen! Ihrer Vier waren's, Diener des Vehmgerichts, da ſtecken die Zeichen! — Ich unterſuchte die Stelle und fand vier blutige Dolche, welche an einen Weidenſtamm geſpießt waren. Ein Strick, der um den Hals des Grafen geſchlungen war —"

„Fürchterlich!" rief der Kaiſer, die Erzählung

unterbrechend, indem er aufſprang und im Gemach auf und nieder ſchritt. Eine Eiſeskälte durchſchauerte ihn und ein Gedanke durchzuckte ſeine Seele, den er noch nie gedacht, der aber plötzlich mit kalter Fauſt an ſein Herz griff, der Gedanke: Wenn dies Gericht auch Dich ereilte! — Nur einige Augenblicke triumphirte dieſer Gedanke über ſeine Faſſung, ſchnell ſammelte er ſich wieder, und indem er ſich wieder niederließ, ſagte er: „Kappenberg, ſeid Ihr überzeugt, daß dies eine Execution des Vehmgerichts war?“

„Die Anzeichen ſind untrüglich! — Ich fand, indem ich die Leiche unterſuchte, vier tiefe Wunden in der Bruſt, dieſe hatten das Opfer wahrſcheinlich noch nicht getödtet, und ſo wurde ſeinen Qualen durch den Strick ein ſchnelles Ende gemacht.“

„Und die Alte, hat ſie's mit angeſehen?“

„Sie behauptet, ein „Gebrüll“ gehört, ſich herbei geſchlichen, und dann geſehen zu haben, wie vier Vermummte ihre Dolche in den Weidenſtamm gehauen und dann nach verſchiedenen Seiten entflohen ſeien. Erinnert Ihr Euch, gnädiger

Herr, jener Gestalt, welche gestern Abend im Saal, wie aus dem Boden gewachsen, ihre Hand gegen den Grafen erhob und wieder verschwand?"

„Ich sah sie, vergaß sie aber über Norberts Angelegenheit."

„Ich wollte einen der Dolche zu näherer Betrachtung aus dem Weidenstamme ziehen, unterließ es aber auf die flehentlichen Bitten der Diener, welche behaupteten, daß die Berührung einer Waffe der heiligen Vehme unabwendbares Unheil bringe. Heut früh brachte mir einer der Knechte die Nachricht, daß die Dolche verschwunden seien, das Gericht habe seine Warnungszeichen wieder abgeholt."

„Es ist ein strenges Gericht," sagte Heinrich nach einer Pause. Aber ich habe seine Gerechtsame und Einrichtungen, wie meine Vorgänger, bestätigt, und muß nun seine Ausübung gut heißen!"

„Muß ich, dessen Haus dadurch so tief verwundet worden ist, doch selbst eine Macht billigen, die mit so grauenhafter Strenge zu Werke geht. Arnsberg war mir niemals freundlich

gesinnt, aber mein Weib ist seine Tochter. Hatte sie und ihre Schwester Luitgart auch viel von dem rauhen Manne zu leiden, so war er doch ihr Vater, und das Gefühl der Kindesliebe muß bei einem so furchtbaren Falle wohl mit verdoppelter Gewalt hervorbrechen, um so mehr, als ihm in der letzten Zeit so vielfach Gewalt angethan wurde."

„Ich glaub's. Die Sache wird weit umher Aufsehn machen. Einer der wildesten und am meisten aufrührerischen Vasallen, von der heiligen Vehme gerichtet!" —

Heinrich sprach diesen Satz nicht zu Ende wie er ihn gedacht hatte. Er sah den großen Vortheil, welchen er, der Kaiser, durch diesen Akt der heimlichen Gerichtsbarkeit gewann, denn sowohl der einzelne Fall, als die allgemeine Scheu, mußte unter seinen ihm feindlichen Vasallen von der größten Wirkung sein. Ueberdies konnte er nicht umhin zufrieden damit zu sein, daß ihm das Richteramt in diesem bedenklichen Falle vorweg genommen worden war, denn die Strenge, mit welcher er gegen Arnsberg zu verfahren ge-

dacht, hätte vielleicht zu neuen Mißverhältniſſen unter den Genoſſen deſſelben führen können.

„Kappenberg,“ fuhr Heinrich fort, „glaubt Ihr, daß der Biſchof Theil hat an dem Verbrechen Arnsbergs?“

„Wenn Ihr mich fragt, ob ich es glaube, gnädiger Herr, ſo kann ich darauf mit Ja antworten, Beweiſe für die Gewißheit kann ich aber freilich nicht beibringen. Dürfte ich, gnädiger Herr, ſo kühn ſein, Euch in dieſer Sache einen Rath zu ertheilen?“

„Nun? Was rathet Ihr?“

„Die Sache nicht zu unterſuchen, ſondern, da Norbert gerettet iſt, das Uebrige auf ſich beruhen zu laſſen!“

„Hm! Das wäre von Eurem Standpunkte aus vielleicht gut, von dem meinigen iſt es nicht ſtatthaft.“

„Der Biſchof iſt genug gedemüthigt. Jedermann bringt ihn mit dem Verbrechen in Verbindung, er ſieht ſich in ſeinen geheimen Schlichen entdeckt, verachtet, um ſeine hochfliegenden Pläne iſt es für immer geſchehn. Ueberdieß iſt er krank.“

„Und würde wahrſcheinlich, wie geſtern, auf meinen Befehl geſund ſein!“

„Gnädiger Herr, ich hörte durch meinen Reitknecht Heribald ſchon von dem was geſtern vorgegangen. Der Biſchof war wirklich krank, und nur nachdem er ſich durch ſeines Neffen Hülfe einigermaßen erholt hatte, konnte er Eurem Befehl nachkommen, gleich nach der feierlichen Handlung aber verfiel er wieder in den bedenklichſten Zuſtand. Erlaubt Ihr, gnädiger Herr, daß ich mich zu ihm verfüge, und Euch dann über ſeine Lage berichte?“

„Thut das, wenn Ihr wollt. Was an Geſchäften ſonſt noch drängt, muß heut und morgen abgethan werden, denn übermorgen früh verlaſſe ich die Stadt. Wenn Ihr zu Norbert geht, ſo ſchickt ihn mir, ich habe noch mit ihm zu ſprechen. Laßt mir aber wo möglich den Abt vom Halſe. Auf Wiederſehn!“ —

Wir verlaſſen hierauf mit Gottfried von Kappenberg den Kaiſerpalaſt und nehmen mit ihm den Weg nach der biſchöflichen Reſidenz, nicht aber in die Gemächer des Biſchofs, ſondern in

das ſich daran ſchließende Kloſtergebäude, wo Norbert nach dem beendeten geſtrigen Hochamte vorgezogen hatte, ſeine Wohnung zu nehmen.

An dem Fenſter einer öden kahlen Kloſterzelle ſtand Norbert und ſah hinaus auf den Hof. Er hatte die Arme untergeſchlagen und ſchien tief in Gedanken verſenkt, als leiſe an die Thür gepocht wurde.

„Ave Maria!“ rief Norbert, und Frotolf trat herein. Als er Norbert erblickte, ſtürzte er vor ihm auf die Knie und rief: „Du biſt frei, Norbert! Gebenedeit ſei die Gnade Gottes! Ach warum durfte ich es nicht ſein, der Dich befreite! Doch Du biſt frei, und kannſt Dein Gotteswerk nun vollenden!“

„Ich bin frei! Aber ſteh' auf, Frotolf“ ſagte Norbert. „Vor allen Dingen nun — wo iſt meine Mutter?“

„Wahrſcheinlich in ihrem Thurme!“ entgegnete Frotolf.

„Du weißt es alſo nicht gewiß?“

„Ich glaube es annehmen zu dürfen.“

„Wann ſahſt Du ſie zuletzt?“

„Geſtern Nacht in der Schmiede Walrams, als ſie die Verlobung ihrer Tochter beſtätigte.“

„Wolfhilts? Was ſoll das? Mit wem?“

„Nun mit wem anders, als mit dem Junker Streitberg!“

„Mit dem? Daraus kann nichts werden, Wolfhilt ſoll ins Kloſter!“

„Sie hat etwas von der Art Gundofaras, gegen ihren Willen wirſt Du wenig ausrichten können. Und nun gar der Burſche von Ritter! Er hat mir Nachts den Ausgang verſperrt, weil Gundofara nicht wollte, daß ich ihr folgen ſollte, und ſo habe ich in der Schmiede bleiben müſſen. Wahrhaftig, hätten wir dem Fant nicht Deine Rettung zu danken, ſo ſollte ihm ſeine Rolle als Diener der Vehme übel bekommen!“

Norbert that einen Schritt gegen Frotolf, ſah ihm feſt in die Augen und ſagte: „Frotolf, ich habe Dich geſtern auf der Wevelsburg erkannt! Was iſt geſchehen?“

„Haſt Du mich erkannt, ſo ſchweige! Nach dem was geſchehen iſt, frage nicht!“

„Ich will es wiſſen! Was iſt's mit Arnsberg?"

„Er liegt!"

„Unſeliger! Das thateſt Du?"

„Mit drei Gewählten. So war's uns vor dem Freiſtuhl zu Dortmund befohlen. Sein Leben war verwirkt."

„Gott im Himmel! Nennt Ihr das Gericht?"

„Du darfſt's nicht tadeln — es iſt gerecht!"

„Und habt Ihr mehr Opfer auserſehen? Ha — der Biſchof! Rede — iſt's um ihn geſchehn?"

„Noch nicht!"

„Noch nicht? Aber es ſoll ſo ſein? Frotolf, ich beſchwöre Dich, laß ab davon!"

„Du brauchſt mich nicht mehr zu beſchwören, ich habe meine That gethan und will damit fertig ſein. Mag aus dem Biſchof werden, was da will! Ich trete in Deinen Orden, und ſcheide aus jenem — doch auch er iſt heilig, denn er iſt gerecht!"

Norbert ſchwieg und trat nachdenklich an das Fenſter. Nach einer langen Pauſe ſagte er:

„Haſt Du der Mutter die letzte Gabe gebracht?“

„Ich legte das Nöthige in Ragnachars Hände, er iſt treu und wird es für Gundoſaras Unterhalt verwenden. Es reicht auf lange Zeit.“

„Die arme Mutter! Daß wir uns im Gefängniß wieder finden mußten! — Und doch, der Ort war gleichgültig — wenn ich nur etwas über ihren Charakter vermocht hätte! Sie iſt zu bedauern, und dennoch muß ich ſie fürchterlich nennen! Wäre ihre Natur weniger wild, ſie hätte glücklicher ſein können. Ich hätte ſie ſo gern der ſtillen Ruhe eines Kloſters anvertraut — ich hoffe es noch zu erreichen, wenn auch mit großer Mühe! Sie hat mich als ihren Sohn verworfen — will nichts von Gott, Glauben, Kirche und deren Dienern wiſſen, ihr Herz iſt völlig verſtockt. O, wenn noch eine Spur von Mutterliebe in ihr iſt, ſo wird dieſe meine nächſte That ſie wohl gar noch verlöſchen, denn ich muß ihr noch einen großen Schmerz bereiten!“

„Was haſt Du vor?“

„Der Kaiſer hat mir die Bitte gewährt, eine

Kirche gründen zu dürfen. Ich habe einen paſſenden Ort für dieſelbe auserſehen. Gundoſara behauptet, daß jener Hügel in der Nähe des Haidethurms die Gebeine eines meiner Ahnen decke. Er war ein heidniſcher Fürſt, wie ſie ſagt, und oft hat ſie mich als Kind zu jenem Hügel geführt, mir erzählt von den großen Thaten der geſtorbenen Heiden, meiner Väter. Dann pflegte ſie räthſelhafte Kreiſe um ein Feuer zu ziehen, Zauberſprüche zu murmeln und Geiſter zu rufen. Mein kindiſches Herz erbebte bei dieſem Treiben, und ſchaudernd wähnte ich die Geiſter meiner Ahnen durch die Gebüſche des Hügels ſchlüpfen zu ſehen. Du erzähltest mir ſpäter oft, daß ſie noch immer in dieſem verwirrten Treiben befangen ſei, heidniſche Gebräuche und Formeln dort anſtatt des Gebetes ausübe, und ich ſelbſt habe in den Stunden unſrer Gefangenſchaft genug erfahren, was mir Deine Ausſage beſtätigt. Nun, liegen unter den Steinen jenes Hügels die Gebeine eines meiner Ahnen, ſo ſollen ſie fortan in geweihter Erde liegen, und ein chriſtlicher Altar ſoll die Stätte ſühnen, wo der Irrſinn ſein ſchreckbares

Weſen getrieben hat. Die Bäume des Hügels ſollen gefällt, die Felsſteine weggebrochen werden, und an ihrer Stelle erhebe ſich eine Kirche!"

Frotolf zögerte eine Weile, dann ſagte er: „Ich billige Deinen Plan — aber wird es Gundofara überſtehen?"

„Sie wird es überſtehen! Wenn der letzte Gegenſtand ihrer Abgötterei und ihres Wahns ihr genommen iſt, wird ſie ſich endlich überwältigt und willig meinen Anordnungen fügen, und ſich mit ihrer Tochter in den Schooß eines friedlichen Kloſters bergen laſſen. Möglich, daß es ihr noch harte Kämpfe koſtet! Ich kann ſie ihr nicht erſparen, denn ich halte es für meine Pflicht, für ein Gotteswerk, jene Stätte durch ein Heiligthum zu weihen! — Frotolf, Du machſt ein ſehr bedenkliches Geſicht — biſt Du nicht meiner Anſicht?"

„Was Gundofara und Wolfhilt betrifft — nein! Im Uebrigen billige ich Dein Vorhaben."

„Laß alles Uebrige fallen vor dieſem einen Geſichtspunkte! Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, ſondern das Schwerdt! ſagt der Hei-

land, und auch mein Werk kann nicht auf dem ebenen Wege des Friedens fortschreiten. Hat mich nicht Gott in Gefahr und Noth gebracht, und dann gerettet, damit sein Wort den Sieg behalte? Ist nicht schon mit Flammen und Schwerdtern dagegen gewüthet worden? Genug Frotolf, ich werde thun, was ich muß! — Geh und sende Boten aus, daß die zerstreuten Brüder unsres Ordens sich womöglich auf morgen früh wieder sammeln. Ich werde zum Kaiser gehn und ihn einladen, morgen der feierlichen Einweihung jenes Platzes beizuwohnen. Inzwischen frage den Abt, ob es ihm gelegen sei, sich bald mit mir über das Nähere des Ordens zu besprechen!"

Frotolf ging, und Norbert durchmaß langsamen Schrittes seine Klosterzelle. Seine Züge waren blaß und fahl, und nur die Gluth seiner Augen verrieth das innere Feuer. Wie seine Gesichtsbildung viel Aehnlichkeit hatte mit der seiner Mutter und seiner Schwester, so auch konnte der Grundzug seines Wesens die Familienähnlichkeit nicht verleugnen. Was bei Gundosara dämonische Wildheit, Rachbegier, leidenschaftlicher Haß gegen

Alles was sie für feindlich hielt; bei Wolfhilt Energie des Willens, wiewohl in edlerer Form, war, das lebte in ihm als fanatischer Glaubenseifer. Er war überzeugt, durchdrungen von dem was er glaubte und erstrebte, aber Alles was sonst das Herz erfüllt, mußte bei ihm vor dieser Macht verschwinden. Er liebte seine Mutter und seine Schwester, aber sie zu schonen, ihre eignen Regungen zu berücksichtigen, erschien ihm als kleinlich. Er hatte seinen Eifer, seine innere Gluth, trotz seiner Jugend, sehr in seiner Gewalt, und wenn für gewöhnlich eine milde Ruhe in seinem Wesen lag, wenn er sich vor dem Volke predigend der ganzen Macht seiner Empfindung überließ, so konnte er zu andern Zeiten mit solcher Energie über die Regungen seines Herzens gebieten, daß sein Wesen wie dämonische Kälte und Fühllosigkeit aussah. Doch nicht immer sah es bloß so aus, oft war dies in der That die Aeußerung seines Wesens. Es lag ein Zug von Trotz und Hartnäckigkeit gegen Alles was ihm widerstrebte in ihm, ein Zug, welcher mit seinem religiösen innern Leben in keinerlei Uebereinstimmung stand.

Norbert war selbständig und gebieterisch, und jemehr ihm weltlicher Widerstand entgegen trat, desto heftiger wurde sein Trotz und die Beharrlichkeit seines Willens. Da er Gundosara, wegen ihrer geringen Achtung für die Kirche, als unzurechnungsfähig betrachtete, so sah er sich für das Haupt der Familie an, welches über die Mutter mit einiger Nachsicht, über die Schwester aber durchaus ohne alle Umstände zu entscheiden habe. Frotolf wußte dies sehr wohl, und obgleich er am Abend vorher, als er Wolfhilt gegenüber behauptete, von Norbert zu kommen, nichts weniger als die Wahrheit gesagt hatte, so hatte er doch die Ansichten desselben sehr richtig ausgesprochen. Daß Wolfhilt sich mit Richard verbinden wolle, erschien dem Bruder nicht bloß darum unstatthaft, weil er Wolfhilt für das Kloster bestimmt hatte. Norbert hatte nämlich gegen Richard, seinen Befreier, eine Regung, die fast an Widerwillen grenzte. War es nun, daß das freie, frische, jugendliche Wesen des hübschen, jungen Mannes ihm als etwas weltlich Verwerfliches erschien, oder war es Richards energische Entschlossenheit und Entschie-

denheit, welche ihn abstieß, wir wollen es nicht zu schnell entscheiden. Sehr oft aber fühlen sich Charaktere nur darum von einander abgestoßen, weil sie dieselben Grundzüge in ihrem Wesen haben, nur daß dieselben aus dem gemeinsamen Mittelpunkt in verschiedene Strahlen auslaufen. Es giebt Menschen, die ihr Spiegelbild nicht leiden mögen, wiewohl wir dies Gleichniß auf das Verhältniß Norberts und Richards in ganzer Ausdehnung durchaus nicht anwenden können. — Genug Richard war für den Mönch keine angenehme Erscheinung, es war ihm widerwärtig, daß er seine Rettung diesem weltlichen jungen Manne hatte verdanken müssen, der sonst mit ihm, seinem Orden, mit seinen übrigen Bestrebungen gar nichts zu thun hatte, und auf den nun ein Theil jener Glorie fiel, welche er lieber einem seiner Bekenner gegönnt hätte. — Norberts Einfluß auf die Gemüther der Menschen war sehr groß. Er hatte Gottfried von Kappenberg, Frau Judith und Luitgart vollkommen unter seine geistige Herrschaft gebracht, ja seine Persönlichkeit hatte auf Richard, der in seiner Unbefangenheit

den Widerwillen Norberts nicht theilte, einen großen Eindruck gemacht. — Mit Gedanken über den jungen Ritter und Wolfhilt beschäftigt, schritt Norbert in der Zelle umher, als an die Thür gepocht wurde. Norbert rief sein Ave Maria, welches in Klöstern so viel als „Herein" bedeutet, aber zu seinem Erstaunen trat statt des Abtes — Richard von Streitberg in die Zelle. Sein Auge leuchtete, seine Wangen waren frisch geröthet, und mit freiem, liebenswürdigem Wesen reichte er Norbert die Hand entgegen, indem er sagte:

„Grüß Euch Gott, theuerster Norbert! Ich bin glücklich, daß ich Euch endlich unter vier Augen sprechen kann!"

Norbert wies die ihm dargebotene Hand zurück und sagte kalt:

„Was verschafft mir die unvermuthete Ehre, den Ritter Streitberg in meiner Zelle zu sehen?"

Richard war ein wenig betroffen über diese Begegnung, schrieb sie aber der Würde des „Heiligen" zu, gegen welche sein eignes weltliches Wesen verstoßen habe.

„Verzeiht mir," sagte er, „wenn ich Euch in

einer frommen Betrachtung ſtörte, ich habe etwas ſo Wichtiges mit Euch zu ſprechen!"

„Will der Ritter von Streitberg ein Gottesſtreiter werden, und in meinen Orden treten?"

„Nein, Norbert, für dieſe Würde paſſe ich nicht, ich habe weltlichere Wünſche!"

„Deren Erfüllung Ihr doch nicht von mir erwarten werdet?"

„Ja, Norbert, von Euch! Seht, mir iſt es nicht gegeben, durch den Umweg langer Reden zum Ziele zu kommen, kurz — ich liebe Eure Schweſter! Norbert, ſeid mein Bruder! Beſter Norbert!" —

„Ritter, Ihr ſeid überaus raſch!" entgegnete Norbert kalt zurücktretend. „Ihr wißt nicht, was Brüderſchaft heißt! Meine Brüder ſind gottgeweihte Söhne der Kirche — einen ſo weltlichen Bruder nehme ich Anſtand, ohne Umſtände anzuerkennen!"

Richard, der ſich mit ſeinen lebensvoll überſtrömenden Gefühlen ſo kalt zurückgewieſen ſah, ſtand in großer Beſtürzung da, dennoch aber meinte er mehr einen Verſtoß gegen die Form,

welche dem Heiligen gebühre, gethan zu haben, als daß er sich wirklich zurückgestoßen hätte glauben können.

„Verzeiht mir, Norbert“ sagte er, „wenn mein rasches Wesen Euch verletzt hat! Gott weiß, daß ich es aufrichtig meine, mit Euch und mit Wolfhilt! Sie liebt mich, wie ich sie, und sie wird mein Weib werden! Gebt uns Euren brüderlichen Segen!“

„O ja, ein Segen ist Euch weltlichen Herren so ein hingeworfenes Wort! Ihr verliebt Euch über Hals und Kopf, und meint, die Kirche hätte nichts weiter zu thun, als blindlings drauf los zu segnen! — Es thut mir leid, nicht gleich einen Segen für Eure Ehe bei der Hand zu haben. Ich habe über meine Schwester anders bestimmt. Sie wird ins Kloster gehn!“

„Ins Kloster? Norbert! Das wollt Ihr über sie beschließen, ohne ihren Willen zu hören? Nein, das werdet, das könnt Ihr nicht! Hat doch Eure Mutter selbst ihre Einwilligung zu unsrer Verbindung gegeben!“

„Meine Mutter glaubt Euch vielleicht eine Genugthuung schuldig zu sein, wegen Eurer Narbe da auf der Stirn, von deren Entstehung man mir gestern Abend beim Heimritt nach der Stadt erzählte. Wenn sie deshalb aber so schnell ihre Einwilligung gegeben hat, so ist das eine Uebereilung. Wenn sie erst ihr Kloster bezogen haben wird, dann wird sie darüber anders denken!"

„Wer?"

„Nun — meine Mutter!"

„Die Mutter auch? O Ihr wollt die ganze Welt ins Kloster schicken! Giebts denn auf der Welt nicht sonst noch zu thun? Giebts denn nicht Menschen, die bei aller Frömmigkeit, die schöne freie Gotteswelt den Klostermauern vorziehen? O Norbert! Man nennt Euch einen Heiligen — Ihr werdet doch nicht —"

„Ich werde, Ritter, was ich muß!"

„Nun? Und was glaubt Ihr zu müssen?"

„Daß ich mit Euch darüber verhandelte! Kurz und gut, Wolfhilt kann nicht Euer Weib werden, sie wird in ein Kloster gehn, welches ich ihr anweisen werde!"

„Ich verſichere Euch, Norbert, ſie wird mein Weib werden! Es iſt ihr, ihrer Mutter, und mein Wille! O beſteht nicht darauf, daß es gegen den Eurigen geſchehe, denn geſchehen wird es! Norbert, muß ich Euch daran erinnern, daß ich die Pforte Eures Kerkers erbrochen habe, daß Ihr ohne meine Hülfe nicht das Licht des Tages wieder geſehen hättet; muß ich ſelbſt Euch daran erinnern, um Euch günſtig für mich zu ſtimmen?“

„Alſo darauf pocht Ihr? O Ihr Blinder! Ihr meint, daß ich ohne Eure Hülfe nicht das Licht wieder geſehen hätte? Gott hat mich befreit, nicht Ihr! Er hätte mir, wenn es in ſeiner Abſicht gelegen, eine Legion Engel zur Rettung ſenden können, und jetzt, da ich weiß, daß er meine Freiheit gewollt hat, könnte ich, wenn es nicht wider die Religion wäre, mit ihm rechten, daß er mir keinen beſſeren Befreier geſendet!“ —

Das war zu viel für Richard, er fuhr auf und bezähmte nur mit Mühe ſeinen Zorn.

„Norbert!“ rief er, „Ihr ſeid ein Edelmann — und wenn Ihr nicht in einer Mönchskutte ſtecktet, ſo ſolltet Ihr mir dies Wort büßen!“

„Aha!“ entgegnete Norbert, indem ein höhniſcher Zug um ſeinen Mund ſpielte: „Das nimmt der Günſtling des Kaiſers übel! Der Kaiſer wird viel zu thun haben, wenn er ſeine jungen Herren, die heirathen wollen, erſt alle ausſtatten muß! Denn ohne das, Junker, wüßte ich nicht, wo Ihr mit einem Weibe bleiben wolltet!“

Richard fuhr bei dieſen Worten nicht zum Zweitenmal auf, im Gegentheil, ſein Zorn legte ſich und ein Erſtaunen überkam ihn, daß er ſo liebloſe Reden von einem „Heiligen“ hören müſſe.

„Gut, Norbert!“ ſagte er, „ich kenne Euch jetzt! Das Volk nennt Manchen einen Heiligen, der unter vier Augen den Heiligenſchein in die Taſche ſteckt, weil er ihm unbequem iſt. Gut, man macht Erfahrungen, wo man ihrer nicht gewärtig iſt! Ihr verhöhnt mich, weil ich mein äußeres Glück dem Kaiſer verdanke? Müßt Ihr das denn nicht auch? Und wenn Ihr nicht zufällig ein Geiſtlicher geworden wärt, ſtündet Ihr nicht auch als ein armer Edelmann da? Meiner Armuth ſchäme ich mich nicht, denn ich habe ſie nicht verſchuldet, ebenſowenig aber ſchäme ich mich

vom Kaiſer mein Glück zu empfangen, denn dafür diene ich ihm mit meinem Schwerdte. Der höchſte Reichsvaſall, der ein Land vom Kaiſer zu Lehen nimmt, hat nichts vor mir voraus. Doch das verſteht Ihr ja nicht! Ich habe Euch vertrauungsvoll meinen Bruder genannt, ich bereue es jetzt! Wolfhilt wird mein Weib, auch ohne Eure Einwilligung, und weder Ihr, noch die Kirche, noch der Papſt, noch ſonſt Jemand wird ſie mir entreißen!"

Mit dieſen Worten wendete Richard ſich um und verließ die Zelle. Norbert war, als er ſich wieder allein ſah, unzufrieden mit ſich ſelbſt, er fühlte, daß er weiter gegangen war, als es ſich für ſeine Würde ziemte. Weit daher entfernt, einen Triumph ſeiner Energie erreicht zu haben, fühlte er ſogar etwas von Demüthigung, er mußte ſich ſelbſt ſagen, daß das herzliche und liebenswürdige Weſen des jungen Ritters wohl eine beſſere Begegnung verdient hätte, und vor Allem war ihm Richards Bedenklichkeit gegen die Heiligkeit, welche ihm beigelegt wurde, wie ein Dolchſtich ins Herz gedrungen. Gerade daß dieſer Zweifel

von einem ſo edlen und natürlichen Menſchen — denn als einen ſolchen mußte Norbert den Ritter anerkennen — ausgeſprochen worden war, gerade das verwundete ihn, brachte ihn aber auch zu einer Selbſtbetrachtung, welche nicht zu ſeinen Gunſten ausfiel.

„O Gott," rief er, „daß die Sünde ſo mächtig, daß irdiſche Gedanken und Empfindungen ſo feſt auch in der Bruſt deſſen haften, der ſich ganz Deinem Dienſte geweiht hat!"

Mit dieſen Worten kniete er an einem Betpult nieder und verſank in ſtummes Gebet, aus welchem ihn bald darauf der Abt weckte.

Da ſich die nun folgende Beſprechung Norberts mit dem Abte um innere und äußere Einrichtungen des Prämonſtratenſerordens drehten, welche weder in dem Zweck noch in dem Intereſſe unſrer Erzählung liegen, wollen wir die beiden geiſtlichen Herren in ihren Verhandlungen nicht behorchen, ſondern dem jungen Ritter folgen, welcher ſich zu ſeinem Oheim, dem Biſchof, begeben hatte.

Er fand denſelben im Lehnſtuhl mehr liegend als ſitzend, mit fieberbleichem Geſicht, in Pelze eingehüllt, die Füße mit wollnen Decken umwickelt. Sein Platz war am Kamin, ein Mönch, welcher den Kloſterarzt ſpielte, der Schreiber Cajetan, und einige andre geiſtliche Diener ſtanden zum Theil um den Kranken, zum Theil waren ſie ſchweigend und unhörbar im Gemache beſchäftigt.

„Wie geht's, Oheim?“ fragte Richard eintretend.

„Still!“ flüſterte der Arzt, „Eminenz ſind eben im Einſchlummern!“

„Hat ſich ſein Zuſtand gebeſſert?“

Der Arzt zuckte die Achſeln. —

„Kein Auge zugethan die Nacht!“ ſagte er dann. „Erſt jetzt will der Schlaf ſich einſtellen. Bis vor einer Stunde hat er im Fieber geſprochen!“

Cajetan ſtand wie ein Jammerbild daneben. Er hatte einen grauenhaften Gedanken, nämlich den, daß wenn der Biſchof ſtürbe, Norbert an ſeine Stelle geſetzt werden dürfte! Geſchähe dies, was ſollte dann aus dem guten frommen Cajetan

werden? — Endlich ermannte er ſich zu den Worten:

„Ach Junker, Gottes Hand liegt ſchwer auf uns! — Eben war der Graf Kappenberg hier, ein frommer guter Herr, er gilt ſo viel beim Kaiſer! Junker, auch Ihr ſteht hoch in der Gnade David's oder Salomo's, ſeid bei ihm ein Freund derer, die Eures Blutes ſind, und derer, die den Eurigen nahe ſtehn! Junker, es war auch ein Bote an Euch hier!“

„Vom Kaiſer?“

„Von ihm, er verlangte nach Euch! Ach Junker!“ —

„Pflegt meinen Oheim gut, ſagt ihm, daß ich hier war, wenn er erwacht.“ —

Raſch, aber leiſe, verließ Richard das Gemach und begab ſich zum Kaiſer. Er fand Gottfried von Kappenberg bei ihm, der eben ein Geſchäft beendet zu haben ſchien, und ſich verabſchiedete.

„Nun Richard, willkommen!“ rief ihm der Kaiſer entgegen. „Du weißt, die Geſchäfte drängen, ich bleibe nur noch heut und morgen in Paderborn, drum muß ich ein Geſchäft, das ich mit

Dir noch habe, rasch abmachen. Du sollst etwas von mir annehmen — nicht zur Belohnung — nein, nein, sondern weil ichs in guten Händen wissen will! Kennst Du das Schloß Hohensyburg bei Dortmund?"

„Nein, gnädiger Herr!"

„Nun, so sollst Du's kennen lernen. Denn von dieser Stunde an ist es Dein, mit Allem was dazu gehört."

„O, mein Kaiser!" —

„Rede mir nicht drein, ich wills so haben! Du wirst Platz genug drin haben, wahrscheinlich zu viel, sieh Dich daher bald nach Jemand um, der den Aufenthalt mit Dir theilen will. Oder weißt Du schon Jemand?"

„Ja, gnädiger Herr! Norberts Schwester!"

„Vortrefflich! Was sagt Norbert dazu?"

„Er hat sie mir verweigert!"

„Verweigert? Nun, und wie denkt sie selbst darüber?"

„Sie will mein Weib werden!"

„Nun so ist, denk ich, weiter nichts nöthig!"

„Das iſt auch meine Anſicht. Norbert will ſeine Mutter und Schweſter in's Kloſter ſperren — ich werde es zu verhindern wiſſen!“

„Das verſteht ſich! Und ich werde ſelbſt Dein Brautführer ſein. Morgen Abend iſt die Vermählung, denn ſchnell muß ſie vor ſich gehn, wenn ich dabei ſein ſoll. Das gefällt mir! Auf dieſe Weiſe kann ich die unangenehmen Tage, die mir der Aufenthalt in Paderborn gebracht hat, durch ein freudiges Feſt beſchließen! Nun geh' und empfiehl mich Deiner Gräfin von Hohenſyburg!“

Richard mußte ſeinen feurigen Dank abkürzen, denn die Hauptleute der Truppen, welche bei Lippſtadt ſtanden, und nun zur Begleitung des Kaiſers nach Sachſen, in die Nähe von Paderborn gezogen werden ſollten, wurden gemeldet. Richard konnte daher nichts Beſſeres und Willkommneres thun, als in Meiſter Walrams Schmiede zu eilen, um ſeiner Braut die freudige Wendung ihres gemeinſamen Geſchicks mitzutheilen.

Zwölftes Kapitel.

Gundofara war in der Nacht, da ſie ſich von ihrer Tochter getrennt hatte, geradeswegs in ihren Thurm zurückgegangen. Sie kannte den Weg genau, ja ihre Füße ſchienen ihn von ſelbſt zu finden, da ihre Gedanken in dunkles Hinbrüten verloren, ſich weder um eine Richtung ihrer nächtlichen Wanderung, noch um ihre dunklen Umgebungen bekümmerten. Gegen Morgen trat ſie aus dem Walde, und Ragnachar, der inzwiſchen das Haus gehütet hatte, eilte ihr entgegen. Als ſie ſeiner anſichtig wurde, ihren Thurm, den Hügel, auf welchem ſie ſo manche Mitternacht am Feuer geſeſſen, wieder erkannte, überkam ſie eine körperliche Schwäche, ſo daß ſie wankte und ſich von Ragnachar nach Hauſe führen laſſen mußte.

Im Thurme angelangt, machte er ihr am Kamin einen Sitz zurecht, wo sie sich ohne Widerstreben niederließ, und mit gesenktem Haupte, die Hände schlaff in den Schooß legend, dasaß. Ragnachar, der von den Ereignissen der letzten Tage nichts wußte, sah seine Herrin mit der größten Besorgniß an. So hatte er sie nie gesehen.

„Frau," sagte er, „wollt Ihr Euch nicht niederlegen?"

Gundofara schüttelte das Haupt.

„Soll ich Euch ein Frühmahl rüsten?"

Sie machte wiederum eine verneinende Bewegung.

Ragnachar stand noch lange mit fragenden Blicken, aber ohne eine direkte Frage über den Grund ihrer Zerrüttung zu wagen, im Zimmer, und erst als er sich leise der Thür näherte, um es zu verlassen, hob seine Herrin das Haupt ein wenig und fragte mit tonloser Stimme:

„Ragnachar, hast Du mich auch getäuscht?"

„Nein, Frau! Wer hat Euch getäuscht?"

„Alle! Hast Du von Norbert mehr gewußt, als ich?"

„Nein, Frau! Was iſt's mit Norbert? Iſt er an ſeinen Wunden geſtorben?"

„Wohl ihm, wenn er's wäre! Frotolf und Wolfhilt haben Dir nichts über ihn vertraut?"

„Nein, Frau! Hat's denn ſo gar was Arges gegeben?"

„Es iſt gut. Frage nicht weiter. So bin ich doch nicht allein betrogen! Geh!"

Ragnachar verließ mit ängſtlichen Blicken das Zimmer, während ſeine Gebieterin das Haupt ſinken ließ, und die Augen ſtarr vor ſich hingerichtet, in gebeugter Stellung daſaß. So fand ſie Ragnachar noch nach einer Stunde, ſo noch nach einigen Stunden, ſo noch am Abend. Sie beantwortete keine ſeiner Fragen anders, als mit einem Kopfſchütteln. Ragnachar ſetzte ihr einen Napf erwärmter Milch auf den Tiſch, und ſchob dieſen an den Kamin, er legte friſche Holzſcheite ins Feuer, ſie ſchien nicht darauf zu achten. — Gundofaras Kraft ſchien gelähmt zu ſein, denn man hatte ihr die Stütze geraubt, an welcher ſie ſich ihr ganzes Leben lang gehalten hatte. Ihre Racheſehnſucht war Eins mit der Liebe zu ihrem

Sohne, ſie war ihre Lebensluſt, ja ſie war ihre Religion. Alle Regungen ihrer Seele fanden in der Hoffnung, durch Norbert gerächt und erhöht zu werden, ihre Spitze, und da dieſe nun abgebrochen war, gab es für ſie nichts mehr, woran ſie ihr Herz hängen konnte. Dies Schreckliche hatte Ein Tag gebracht! Sie eilt ihrer, wie ſie wähnt, geraubten Tochter nach, und findet, ſtatt dieſer, die ganze Schaar derer, die ſie für ihre Feinde halten muß, beiſammen. Sie erhält auf ihre Forderungen keine Gerechtigkeit, erzwingt ſich dafür Gehör für ihre Schmähungen und Flüche, und wird in den Kerker geworfen. Hier findet ſie ihren Norbert, der ihr nach dem erſten Sturm ſchmerzlicher Freude zum Gegenſtand des Abſcheus wird. Schwerer konnte die Hand des Schickſals nun nicht mehr auf ſie fallen. Daß ſie einen ihrer Feinde blutend zu ihren Füßen ſieht, gewährt ihr kaum noch eine Art von dämoniſcher Freude, und daß ſie ihre Tochter wiederfindet und einem Manne hingeben muß, den zu haſſen ſie für ihre Pflicht hielt, und den zu achten ſie ſich widerſtrebend entſchließen muß, iſt nur ein traum-

haftes Nachſpiel dieſes erſchütternden Tages, und ging ohne tiefe Spuren an ihrer Seele vorüber. Auf Norbert hatte ſie von jeher die ganze Gluth ihrer Liebe ausgeſtrömt, die Tochter mußte ſich mit geringen Gaben mütterlicher Liebe begnügen. Hatte Gundoſara dieſelbe auch wild und hart erzogen, ſo hatte ſie doch mit der Zeit geſehen, daß von Wolfhilt für ihre Rache nichts zu erwarten ſei, und dies gab ihr eine Art von Gleichgültigkeit gegen dieſelbe, welche nur bei Wolfhilts ſchmerzlichem Abſchied einem ſpärlichen Aufflammen ihres Herzens noch einmal gewichen war.

Alles was ihr die letzten Ereigniſſe an Empfindungen gebracht hatten, ging während ſie in brütendem Schweigen daſaß, wirr und unklar durch ihre Seele, dunkle Bilder wichen einander, keins ließ ſich halten, keins faſſen, bei keinem wollte ſich ein beſtimmtes Gefühl herausbilden. Energie des Geiſtes und tiefſter Schmerz hatten ſo lange ihre Kräfte mit einander gemeſſen, keins hatte geſiegt, keins war unterlegen, bis endlich beide aufgerieben und in ein ſtumpfes Hinbrüten übergegangen waren.

Am Abend trat Ragnachar wiederum ein und meldete ſchüchtern, daß ein Bote vom Grafen Kappenberg angekommen ſei, der ſich erkundigen laſſe, ob er ihr irgend einen Dienſt erweiſen könne? Er wolle alle ihre Bedürfniſſe befriedigen, ſie ſolle ihm nur ſagen, was ihr von Nöthen wäre.

Gundofara ſah ihren Diener mit einem unheimlichen Blicke an, lachte dann dumpf und trocken und ſagte:

„Der fromme Graf! Weg! Schick ihn und den Boten in die Hölle!“

Ragnachar ging hinab und ſagte zu Heribald — denn dieſer war der Bote — daß ſeiner Herrin wohl ſchwerlich noch ein Dienſt willkommen ſein werde, lud ihn aber ein, die Nacht im Thurme bei ihm zu bleiben. Hier, in einem unteren Raume des Gebäudes nahmen darauf die beiden Diener an einem Tiſche Platz und theilten ein von Ragnachar veranſtaltetes Nachtmahl. Letzterer erfuhr jetzt erſt durch den ſpäten Gaſt die Ereigniſſe der letzten Tage, und Heribald gab ſeine Verwunderung über dieſe ſonderbare Wohnung,

zu welcher er ſich nur mit Mühe gefunden hatte, zu erkennen. Noch in ſpäter Nacht ſchlich Ragnachar noch einmal zu ſeiner Herrin hinauf, und da er ſie unbeweglich in derſelben Stellung fand, glaubte er, ſie ſchliefe, und ſuchte im untern Raume, wo Heribald auf einem Bündel Heu ſchon ſein Lager gefunden hatte, auch ſeine Schlafſtätte auf.

Während in dem Kamin, an welchem Gundofara ſaß, die letzten Kohlen verglommen, lag draußen dunkle ahnungsvolle Nacht. Eulen und Fledermäuſe, die Mitbewohner des alten Thurms, ſchlugen ihre Flügel um das Gemäuer, das Käuzlein ächzte ſo klagend von den Eichen des Hünengrabes her, als wolle es Gefahr und Tod anzeigen. Ein Wind erhob ſich vom Teutoburger Walde her, jagte die Wolken auseinander, und ließ die ſpäte Sichel des Mondes ſehen. Dann fuhr er in die alten Eichen des Hügels, riß die frühwelken Blätter aus ihren Wipfeln, daß ſie im Geſtöber mit den Nachtvögeln um die Wette flatterten. Er verkündete den Morgen. Ueber einem herbſtlichen Nebelmeer hob ſich die Sonne

empor, umschleiert von Dünsten warf sie einen Blick über die Haide, wo der alte Thurm und seine Umgebungen sich nur in Umrissen im Nebel abzeichneten.

Früh um sechs Uhr ging Ragnachar hinauf, um nach seiner Herrin zu sehen. Da er sie noch in derselben Stellung fand, hielt er sie für todt, eilte auf sie zu und faßte ihre Schulter an. Sie aber wendete sich zu ihm, sah ihn mit einem verwunderten Blicke an und sagte:

„Was willst Du?"

„Habt Ihr denn so sitzend schlafen können, Frau?"

„Schlafen! Wer kann schlafen!"

„Wollt Ihr nicht einen warmen Morgentrunk, Frau?" fragte der bekümmerte alte Diener, indem er Feuer im Kamin machte. — „Oder wollt Ihr Euch nicht niederlegen?"

„Um wieder aufzustehen? Nein!"

„Seid Ihr krank, Frau?"

„Laß mich zufrieden, und geh!"

Der Alte ging, nicht ohne den dampfenden Morgentrunk an das Kaminfeuer und einige Bei-

lagen für das Morgenmahl auf den Tiſch geſetzt zu haben, aus dem Zimmer. Gundofara empfand die behagliche Wärme der Flamme, ſie ſchloß die Augen und ſchlief ein.

Nach einigen Stunden öffnete Ragnachar wiederum die Thür. Gundofara fuhr auf, ſtellte ſich aufrecht hin und rief:

„Er ſoll nicht herein, ich will ihn nicht ſehen!“

„Wer?“ fragte Ragnachar, „der Diener des Grafen Kappenberg?“

„Von dem rede ich nicht! Iſt ſonſt Niemand da?“

„Noch nicht, aber ich ſehe ſie kommen —“

„Wen?“

„Ich denke, Ihr wißt es? Reiſige in großer Zahl, wie ein Heereshaufen, glänzende Rüſtungen und Fahnen!“

Gundofara ſchien plötzlich wieder Antheil am Leben zu nehmen.

„Sind ſie ſchon nah?“ fragte ſie.

„Noch weit weg. Kommen eben aus dem Walde.“

Rasch nahm Gundosara den Morgentrank vom Feuer und genoß etwas davon. Es schien sie zu stärken. Dann öffnete sie einen Schrank, steckte hastig Etwas in ihren Busen und ging die Treppe hinunter. Vor der Thür angelangt, sah sie ihres Dieners Aussage bestätigt.

Die Sonne hatte die Frühnebel vertrieben, und bestrahlte ein glänzendes und lebendig bewegtes Bild. Ritter und Reisige kamen in langem Zuge vom Walde hergeritten, der immer neue Schaaren zu gebären schien. Prächtige Banner wehten in der Morgenluft, Kirchenfahnen schwankten dazwischen an langen Stäben. Glänzende Rüstungen, farbige Waffenkleider und Helmbüsche schimmerten und wetteiferten mit einander. Hier und da bäumte sich ein Roß, dort sprengte ein Reiter voran, oder zur Seite, alles war Leben, aber nicht kriegerisches, sondern schien mehr den Anstrich einer glänzenden Lustfahrt zu haben, zumal da die Hörner und Trompeten lustig in den Morgen hinein schmetterten.

Gundosara sah mit Erstaunen und Besorgniß den Zug näher kommen, und richtete unwill-

kürlich ihre Schritte nach dem Hünengrabe, denn eine Ahnung durchzuckte ſie, die ihr noch einmal das ganze Herz erbeben machte. Dort ſetzte ſie ſich auf einen Stein und ſtarrte erwartungsvoll hinab auf das Bild, welches ſich näher und näher bewegte.

Etwa zweihundert Schritt vom Hügel entfernt hielt der Zug. Die Reiſigen ſtiegen ab, die Fußgänger, deren ſich eine große Schaar dabei befand, ließen ſich auf dem Boden nieder, um auszuruhen. Zelte wurden aufgeſchlagen, vor allem ein großes prächtiges Zelt, vor welchem das Reichsbanner aufgepflanzt ward. Dienerſchaft war in Bewegung, um aus ſchon im Walde vorbereiteten Material Tiſche und Bänke zuſammenzuſchlagen, die Feldköche packten aus, Humpen mit Wein wurden aufgeſetzt, und einige Reiſigfeuer deuteten an, daß man ein Mahl zu rüſten beginne.

Nach einer halben Stunde, während welcher man ausgeruht und ſich durch einen Becher Wein geſtärkt hatte, ordnete ſich aus dem großen Zuge

ein kleinerer zuſammen, welcher ſich langſam unter geiſtlichem Geſange dem Hügel entgegen bewegte. Voran ſchritt ein Mönch im Gewande des neuen Prämonſtratenſerordens, welcher das Kruciſix trug, hinter ihm Chorknaben mit Meßbuch, Weihwaſſer und Weihrauchbüchſen. Darauf folgte Norbert, zwiſchen dem Kaiſer und Gottfried, gefolgt vom Abte und den Brüdern, die ſich inzwiſchen wieder geſammelt hatten, mit Kirchenfahnen, und an dieſe ſchloß ſich ein Zug von Rittern aus des Kaiſers Gefolge, in welchem Richard nicht fehlte.

Mit pochendem Herzen ſah Gundofara den Zug ſich nähern, der dumpfe Geſang betäubte faſt ihre Sinne. Jetzt betrat der erſte Mönch den Gipfel — ſie erhob ſich in ihrer ganzen Höhe, ſah ihn mit geiſterhaften Augen an und rief:

„Zurück! Was willſt Du?“

Der Mönch erſchrak und blieb ſtehen, der Zug aber drängte nach und ſtellte ſich im Kreiſe auf dem Hügel umher. Der Kaiſer, Gottfried, Richard und viele Andere erkannten Gundofara und blickten ſie erſtaunt an, durch Norberts Herz

aber ging ein flüchtiger Schauder, als er ſeiner Mutter anſichtig wurde.

Dieſe ſchien den ganzen Kreis, welcher ſich um ſie gebildet hatte, kaum zu beachten, ſie hatte nur Augen — angſtvolle, abwehrende, und zugleich drohende Augen für ihren Sohn. Ohne ſich von der Stelle zu rühren, fragte ſie mit bebender Stimme:

„Norbert, was willſt Du hier?“

„Mutter!“ entgegnete Norbert, der ſich inzwiſchen wieder gefaßt hatte, „verlaß dieſe Stelle, oder bete mit mir zu Gott, daß er ſie ſegne! Ich komme, um an dieſem Orte eine Kirche zu gründen!“

Gundoſara war nahe daran zuſammen zu brechen, hielt ſich aber mit letzter Kraft aufrecht.

„Norbert, warum hier? Giebt es nicht Platz genug in der Welt? Laß ab — laß ab!“

„Hier, Mutter, will ich ſie gründen! Hier, wo die älteſten meiner heidniſchen Ahnen begraben liegen, wie Du mir oft erzählt haſt, hier ſoll

Gott mich auf den Knieen liegen und um Weihe für die noch unheilige Stätte bitten ſehen!“

„Nein, Norbert, nein! Laß ſie ruhen, wie ſie ſind —!“

„Widerſetze Dich nicht, Mutter, wir können nicht warten. Ich bitte Dich — bitte Dich, Mutter, ſtöre uns nicht in unſerm frommen Werke!“

„Norbert — Menſch, Du biſt zu meinem Henker beſtellt! Du willſt mir Alles, auch das Letzte rauben! Auf meinen Knieen beſchwöre ich Dich, ſteh ab von Deinem Vorhaben!“

„Umſonſt, gute Mutter —! Steh auf!“

„Du willſt nicht?“

„Ich hab's gelobt!“

„Nun ſo ſei Deiner Mutter Leiche die erſte Stufe zu Deiner Kirche!“

Mit dieſen Worten fuhr das furchtbare Weib wild empor, riß einen Dolch aus dem Gewande und ſtieß ihn ſich in die Bruſt.

Dies war mit so unglaublicher Schnelligkeit vor sich gegangen, daß die Umstehenden, welche mit Erstaunen diesem Auftritt zwischen Mutter und Sohn zugehört hatten, kaum ihren Augen trauten, als Gundosara taumelnd vor ihrem Sohne zu Boden sank.

„Mutter! Mutter! was thust Du?“ rief Norbert, neben die Hingesunkene niederknieend, während sich der Kaiser abwandte und mit seinem Gefolge den Hügel verließ.

Die neuen Ordensbrüder standen in der größten Verwirrung umher, der ganze Act der Einweihung schien vereitelt zu sein. Frotolf, jetzt auch im Gewande des Ordens, und Ragnachar, welche beide einige ärztliche Erfahrungskenntnisse hatten, untersuchten Gundosaras Wunde, aber ihre Belebungsversuche blieben fruchtlos, sie hatte ihr Herz getroffen und athmete nicht mehr.

Norbert erhob sich erschüttert von der Leiche seiner Mutter und rief:

„Gott erbarme Dich ihrer Seele! Sie ist in Wahn und Unglauben dahin gegangen. —

Faßt Euch, Brüder! Dieſer ſchreckliche Zwiſchenfall ſoll uns nicht hindern, unſer heiliges Werk zu beginnen!"

Der Abt übernahm die Vermittelung, den Kaiſer mit ſeinem Gefolge wieder auf den Hügel zurück zu führen, was dieſer aber entſchieden verweigerte. Nur Gottfried begab ſich zurück. — Während der Ort eingeweiht und die erſte Meſſe dort geleſen wurde, ging Richard in den Thurm, wohin Gundofaras Körper inzwiſchen gebracht worden war. Er konnte ſich eines Abſcheus vor Norbert nicht mehr erwehren, denn war auch ſeine Mutter von einem Irrwahn befangen, ſo hätte er, meinte Richard, ihrer doch ſchonen müſſen. Lange ſaß der junge Ritter neben der Entſeelten — war ſie doch die Mutter ſeiner Braut, die erſt heute ſein Weib werden ſollte! Welche grauenvollen Ereigniſſe hatte er erlebt! Wenige Tage vorher, da er Luitgarts Hand am Altare empfangen ſollte, verfiel der Vater derſelben, Arnsberg, der Schuld ſeiner Verbrechen, und heut, da er der beglückenden Verbindung mit Wolfhilt entgegenſah, muß er den unnatürlichen

Tod ihrer Mutter mit ansehen! Richard war in der heftigsten Bewegung, er schauderte vor all den Scenen des Grauens, welche die letzten Tage an ihm hatten vorübergehen lassen, er dachte einen Augenblick mit Erbeben in die Zukunft hinaus, indem er die stumme Frage an das Schicksal richtete, ob diese Ereignisse von Vorbedeutung für sein Leben sein, ob sie der Anfang einer Kette von ähnlichen Geschicken sein würden. In solche trübe Gedanken versenkt saß er lange und blickte mit aufrichtigem Schmerz in die entseelten Züge Gundosaras.

Der Gesang der Mönche hatte aufgehört, und dumpfe Schläge, wie von Aexten, schallten vom Hügel herüber. — Richard eilte aus dem Thurm ins Freie, und sah, wie die Eichen des Hügels angeschlagen wurden. Diese herrlichen Bäume sollen fallen! dachte er. Dieser hochgewölbte grüne Dom, unter dessen Aesten ich Wolfhilt zuerst sah, soll nicht mehr rauschen, die Felsen sollen weggebrochen, der Grund des Hügels, in welchem ein altes Geschlecht begraben liegt,

ſoll aufgewühlt werden — ich mag's nicht mit anſehen!

Er wandte ſeine Blicke ab und ſchritt dem Zelte des Kaiſers entgegen. Aber wie? dachte er weiter: Iſt es denn gewiß, daß dort die Gebeine der Ahnen Norberts begraben liegen? Hat er dieſe Verſicherung denn nicht allein aus dem Munde Gundofaras, die doch völlig in ihren Träumereien lebte? Kann es nicht eine bloße Einbildung ſein? Und wenn Norbert durch die kirchliche Einweihung dieſes Ortes ſeiner Mutter ſo grauſam entgegen tritt, iſt er dann nicht ebenfalls von einem ſträflichen Wahn befallen? Er iſt ein herzloſer Menſch, hat ſeiner Mutter Tod auf dem Gewiſſen! Er iſt der Bruder meiner Wolfhilt — und doch, ich kann nicht anders: Mögen Andere ihn als einen Heiligen verehren, ich verabſcheue ihn!

Richard fand den Kaiſer vor ſeinem Zelte auf- und abſchreitend.

„Nun, Richard," ſagte er, „Du haſt Unglück mit Deinen Hochzeitstagen! Ich kann mir

denken, daß Du Deine Vermählung wirſt aufſchieben wollen?“

„Nein, gnädiger Herr! Meine Braut ſoll für's Erſte nichts von dem ſchrecklichen Ereigniß erfahren. Iſt's noch Euer Wille, heut mein Brautführer zu ſein, ſo ſoll unſere Vermählung mit Gott vor ſich gehen. Später werde ich meiner Frau den Tod ihrer Mutter mittheilen.

„Gut, Richard! Ich habe die Feſtlichkeiten dieſer Gegend nun ſatt, und will froh ſein, wenn ich weg bin! Komm, laß uns zur Stadt zurück reiten, ich mag das Geplärr der Mönche nicht mehr hören, und dieſen Heiligen — laß die Pferde bringen!“

„Im Augenblick, gnädiger Herr! Geſtattet nur, daß ich noch einige Anordnungen zum Begräbniß Gundoſaras gebe!“

„Iſt das nicht Norberts Sache? Laß das! Sieh, da geht der Zug der Mönche eben zum Thurme!“

„Darf ich nicht noch zwei Worte mit Norbert ſprechen?“

„Mach's kurz! Mir ekelt vor dieſem Orte!“

Richard eilte zum Thurm zurück. An der Thür deſſelben trat er zu Norbert mit den Worten:

„Norbert, trotz dieſer ſchrecklichen Stunde trete ich heut Abend mit Eurer Schweſter zum Altare. Habt Ihr kein Wort, keinen Wunſch für uns?“

Norbert war ſehr erſchüttert.

„Nehmt ſie!“ ſagte er. „Geht mit Gott und ſeid glücklich. Erwartet nicht, daß ich Eurer Vermählung beiwohne, ich will hier bleiben und meine Mutter begraben!“

Richard war einigermaßen ausgeſöhnt mit Norbert, wenngleich er einen unüberwindlichen Schauder vor ihm empfand, und eilte zum Kaiſer zurück.

Dieſer war ſchon zu Pferde geſtiegen, und mit ſeinem Gefolge im Davonreiten begriffen. Raſch warf auch Richard ſich auf's Pferd, ſchickte noch einen letzten Blick nach dem Thurm und dem Hügel zurück, und ſprengte dem Zuge nach. —

Am Abend dieſes Tages verließ eine Gruppe von fünf Menſchen die Schmiede Meiſter Walrams und eilte verhüllt durch die finſteren Straßen von Paderborn. Voran ſchritt Richard von Streitberg, ſeine Braut am Arme führend, ihnen folgte der Schmied mit ſeiner Frau und Schwägerin. Verſtohlen bog die Geſellſchaft in eine dunkle Gaſſe, gelangte durch dieſe nach dem Dome und ſchlüpfte durch ein kleines Thürchen, welches zur Sakriſtei führte.

Zu jeder andern Zeit würde man zu einer Hochzeit, bei welcher der Kaiſer Brautführer war, wohl anders gegangen ſein, als gerade hier es geſchah. Der Bräutigam würde ſeine Braut bei lichtem Tage in einem prächtigen Wagen abgeholt, Ritter und Knappen würden ſie zum Dome begleitet haben, es wäre ein Aufſehen und Leben in der Stadt geweſen. Unter den gegebenen Verhältniſſen aber war es allen Betheiligten wünſchenswerth, die Vermählung im Stillen zu begehen, und auch der Kaiſer war es zufrieden, da er Scheu vor einer neuen Feſtlichkeit trug.

So trat unſre Gruppe denn auf einem verborgenen Wege in den Dom, ſchritt durch die Sakriſtei einer kleinen erleuchteten Seitenkapelle zu und ließ ſich dort nieder. Die Familie Meiſter Walrams hatte natürlich nicht fehlen dürfen, war ſie es doch, bei welcher die Braut ein Obdach gefunden und der Bräutigam ſeine glücklichſten Stunden verlebt hatte. Ja, die Damen Gerberga und Marketrud waren heut zwei überaus wichtige Perſonen. Sie hatten die Braut in das lange faltige ſchwarze Sammtkleid gehüllt, ſie hatten ihr das Diadem von edlen Steinen — das Brautgeſchenk des Kaiſers — in das ſchwarze Haar und den Myrthenkranz darum geſchlungen; ſie hatten ihre beſten Zimmer für das neuvermählte Paar hergegeben, ſie ſollten heut Abend ſogar noch Wirthinnen des kleinen Feſtmahls ſein, welches ſie ganz in der Stille angeordnet hatten. Sie erkannten ganz ihre Wichtigkeit, und allerdings wollte es etwas ſagen, eine ſolche Hauptrolle zu ſpielen bei einer Hochzeit, bei welcher der Kaiſer Brautführer war.

Nach kurzer Zeit erſchien dann auch der Kaiſer

mit wenigen Auserwählten seiner Ritter. Er nahm die Braut, über deren Schönheit er sehr überrascht schien, bei der Hand und leitete sie zum Altare, auf dessen Stufen der Priester bereits harrte. Ernst, feierlich und still ging die Trauung vor sich, als Vermählte verließen die beiden hohen edlen Gestalten den Altar, und bald darauf der ganze Brautzug die Kapelle.

In der Sakristei angelangt, wandte sich der Kaiser zu Richard und sagte:

„Da Du denn, Richard, mit Deiner Gemahlin die Wohnung in meinem Schlosse durchaus abgelehnt hast, so entlasse ich Dich an dieser Stätte aus meinem Dienst. Die Grafschaft Hohensyburg wird Dir für's Erste genug zu thun geben, drum geh' und sei auf Deinem Schlosse Dein eigner Herr. Du warst mir der liebste von allen jungen Rittern meiner Umgebung, ich gönn. Dir jedes Glück, denn Du verdienst es. Zieh' in Frieden, Beneidenswerther! Wenn ich einst Deines Schwerdtes bedürftig sein sollte, dann, weiß ich, wirst Du nicht zögern, und — die schöne Gräfin von Hohensyburg sieht mit so

heroiſch beiſtimmenden Augen drein, daß ich hoffen darf, ſie werde Dich mit großdenkendem Sinne in den Kampf entlaſſen!“

Mit dieſen Worten wandte ſich der Kaiſer grüßend um und verließ mit ſeinem Gefolge die Sakriſtei, Richard aber umſchlang ſeine Gemahlin und vergaß in einem Kuſſe Vergangenes und Zukünftiges.

Letztes Kapitel.

Gewöhnlich ist die Geschichte aus, wenn der Held und die Heldin derselben zum Altare gehen oder denselben verlassen. So mag sie denn für diejenigen Leser zu Ende sein, die ihr Interesse nicht weiter, als auf die Liebenden zu erstrecken vermochten. Und allerdings hat der Erzähler vielleicht zu viel verlangt, wenn er Theilnahme für eine so rohe und wilde Zeit beanspruchte, eine Zeit, die so fremd und finster in die Gegenwart hinüber sieht, daß wir in ihrem Antlitz wenig Züge finden, die uns ihr nahe bringen können. Sie war der Abschluß eines Jahrhunderts voll chaotischer Kämpfe, und ihre Kinder mußten wohl von härterer, wilderer und heftigerer Natur sein, als die verzogenen Söhne und Töchter unserer

Tage. Alle Leidenschaften waren gewaltiger und ungebändigter, und Conflicte fanden selten eine andre Lösung, als durch das Schwerdt. Eine Gestalt, wie die Heinrichs V. ist schreckenerregend, und wenn der Leser durch einige mildernde Züge von ihm, den er hier in keinem seiner großen politischen Kämpfe sah, ein etwas vermenschlichtes Bild erhalten hat, dem er einen gewissen Antheil nicht versagen kann, so muß der Erzähler zufrieden sein.

Zwei Jahre nach den hier erzählten Ereignissen starb Heinrich V. eines plötzlichen Todes. Eine Krankheit, mit welcher er sich schon länger getragen, die er aber durch die unglaublichste Willenskraft verheimlicht und vor seinen Umgebungen verborgen hatte, warf ihn nieder und brach in einem Augenblicke seinen Körper. Er starb von Wenigen betrauert, von Vielen gehaßt, um rühmlicheren und glänzenderen Fürstengestalten in der Geschichte Platz zu machen.

Um ein Jahr ging ihm der Bischof von Paderborn voran, er war der Erste, der aus dem Kreise, welchen wir kennen lernten, durch den

Tod hingerafft wurde. Er hatte ſich von jenem Fieber, in welchem wir ihn zuletzt geſehen, niemals erholen können, ſein Körper war gebrochen. Seinen Neffen Richard hatte er noch einmal geſehen und ihn zu ſeinem Erben eingeſetzt, daß er aber niemals Verlangen trug, die Gräfin von Hohenſyburg zu ſehen, wird glaublich genug erſcheinen. Gottfried von Kappenberg wurde, nachdem er den Grafen Arnsberg begraben, Erbe der Wevelsburg, die er dem von ihm begünſtigten Orden ſchenkte. Er baute auf dem Kappenberge ein großes Kloſter und lebte mit Frau Judith in klöſterlicher Abgeſchiedenheit, während Luitgart ein rheiniſches Kloſter zum Aufenthalt wählte. Die Chroniken ſagen, daß Frau Judith, die noch jung und ſchön war, das Kloſterleben weniger anmuthig fand, als ihr Gatte, ja es wird von einer merkwürdigen Entführungsgeſchichte erzählt, die jedoch außerhalb der Grenzen unſerer Erzählung liegt. Norbert verließ ſein Kloſter auf dem Kappenberge bald, um eine größere kirchliche Laufbahn einzuſchlagen, erlebte aber kein hohes Alter. Er ſtarb als Biſchof von Magdeburg 1134.

Glänzenderen Geſchicken gingen Richard und Wolfhilt entgegen. Letztere betrauerte den Tod ihrer Mutter aufrichtig und mit vielen Thränen, obgleich ſie nie die ganze Schrecklichkeit dieſes Vorganges erfuhr, da Richard ihr am Vermählungsabend noch Grüße von derſelben und erſt nach einigen Wochen den plötzlichen Tod derſelben hinterbrachte. Dieſe Nachricht wurde durch Ragnachar nach Hohenſyburg gebracht. Richard hatte den Alten, der ſeit Gundofaras Hingang einſam ſtand, in ſeine Dienſte genommen und konnte auf ſeine Verſchwiegenheit in Betreff der Todesart ſeiner alten Gebieterin rechnen. Noch eine bekannte Geſtalt zog, und zwar gleich mit den Neuvermählten, nach Hohenſyburg, nämlich Frau Marketrud, an welche ſich Wolfhilt ſehr angeſchloſſen hatte, und welche im Verlauf der Jahre eine überaus wichtige Perſon in den Frauengemächern wurde. Mit Norbert konnte weder der Graf noch die Gräfin von Hohenſyburg in ein näheres Verhältniß kommen, was ſich einmal aus der Verſchiedenheit der Anſichten, hauptſächlich aber aus der Entfernung der Wohnorte und

der auseinandergehenden Art der Geschäfte beider Theile ergab.

Zwei Jahre lang lebten die jungen Gatten in der glücklichsten Vereinigung auf dem Schlosse Hohensyburg. Macht doch schon die Natur diese Burg, am Zusammenflusse der Lenne und Ruhr, zu einem der reizendsten Orte in der Grafschaft Mark. Der Blick beherrscht zwei Stromthäler, die anmuthigsten Umgebungen, Berge, Dörfer, in welchen bald alle Herzen die neuen Besitzer liebten und ehrten. Nach Ablauf dieser zwei Jahre hatte das behagliche Leben der Ruhe für den jungen Grafen plötzlich ein Ende. Kaiser Heinrich V. starb, und durch die mit seinem Nachfolger sich anders gestaltenden Zeitverhältnisse wurde Richard wieder mitten in die politischen Ereignisse hinein gerufen.

Der Kaiser hatte keinen Erben hinterlassen, noch auch war ein Nachfolger vorgeschlagen, und so sollte dem deutschen Reiche durch die Wahl seiner Großen ein neuer König gegeben werden. Daß die Hohenstaufen, als Neffen des verstorbenen Kaisers, sich Rechnung auf den Thron machten,

war natürlich, und zwar, da Konrad auf einem Kreuzzuge begriffen, trat Friedrich allein mit seinen Ansprüchen hervor.

Richard von Hohensyburg, bei seiner Anhänglichkeit an die Hohenstaufen, sah der Wahl mit der größten Spannung entgegen, und konnte nicht unterlassen, sich dem Bruder seines Jugendfreundes anzuschließen und ihm für alle Fälle sein Schwerdt anzubieten. So zog er mit Friedrich von Hohenstaufen gen Mainz, wo die deutschen Fürsten behufs der Kaiserwahl in großer Menge, ja sogar mit Heeresmacht zusammen kamen. Die ersten Vorschläge für den Thron bezeichneten Friedrich, Lothar von Sachsen und Leopold, Markgrafen von Oesterreich als die Geeignetsten. Aber Erzbischof Adalbert von Mainz, der alte Feind des salischen Stammes, der diese Feindschaft auch auf die demselben verwandten Hohenstaufen übertrug, lenkte die Wahl und suchte mit allen Mitteln Lothar von Sachsen auf den Thron zu bringen. War doch Lothar der Zögling seiner Machinationen gegen Heinrich V. gewesen, ein Haupt der aufrührerischen Vasallen, dabei ein

schwacher Charakter, der sich durch mancherlei Mittel lenken ließ. Dieser mußte dem alten wilden Kirchenfürsten als der Geeignetste für den Thron erscheinen, wenn der Name Adalbert wieder ein gefürchteter und allgebietender im deutschen Reiche werden sollte. Lothar selbst schien keine Lust zu verspüren, die Krone zu tragen und suchte auszuweichen.

Die Verhandlungen gingen ihren Weg, schienen aber Vielen kein Ende finden zu können, und da Friedrich und Leopold gerade abwesend waren, ergriff Adalberts Partei den Moment, bemächtigte sich Lothars, hob ihn auf den Schild und rief ihn zum König aus. Die Sage geht, er habe sich mit Händen und Füßen gegen das Schicksal deutscher König zu sein, gewehrt. Der widerrechtliche Schritt war geschehen und gelungen. Adalbert wußte dem neuen Kaiser, da dieser in seiner Rathlosigkeit der Geistlichkeit allen Willen that, eine mächtige Partei zu verschaffen, und so mußte Friedrich sich in das Unabwendbare fügen. Aber es sollte sich bald eine Gelegenheit zum Ausbruche des alten Streites finden. Lothar verlangte alle

von den Hohenstaufen durch Erbschaft oder sonst wie erlangte Reichsgüter zurück, und da Friedrich dies verweigerte, wurde er, ohne irgend eine Vorladung, ohne einen Versuch zu gütlicher Ausgleichung, zu Weihnacht 1125 zum Reichsfeind erklärt. Friedrich, nicht gewillt, sich dem widerrechtlichen Ausspruche eines widerrechtlichen Fürsten zu fügen, besetzte Nürnberg, während seine heroische Gemahlin Agnes Speier auf's tapferste vertheidigte.

Zu dieser Zeit kehrte Konrad von Hohenstaufen aus Palästina zurück. Richards Herz flog dem Jugendfreunde entgegen, und Friedrich entließ ihn von Nürnberg, um Konrad nach Italien entgegenzuziehen. Mit einer Heeresabtheilung eilte Richard nach Süden, that mit Konrad einen glücklichen Zug und erkämpfte mit ihm die Königskrone, welche Konrad zu Monza und Mailand erhielt.

Indessen sollte Konrad die Krone für's Erste nicht behalten. Lothar that seinen Römerzug, Konrad mußte von Mailand entfliehen und wurde in den Kirchenbann gethan. Richard theilte das Geschick seines Freundes und kehrte, von diesem

bewogen, endlich nach Hohenſyburg zurück, um dort auf künftige günſtigere Zeiten zu harren. Er verſchmähte es, einem Kaiſer, wie Lothar, zu dienen, der durch Schwäche die Ehre des deutſchen Thrones ſchändete und ſich zum Lehnsmann des Papſtes machen ließ.

Sechs Jahre hatte Richard in der Zurückgezogenheit, wiewohl nie unthätig, gelebt, als ihn die öffentlichen Angelegenheiten und zwar diesmal mit mehr Erfolg zu beſchäftigen begannen. Nach Lothars Tode nämlich wurde Konrad von Hohenſtaufen nun wirklich zum Kaiſer gewählt, und mit ihm beſtieg das größte, genialſte und glorreichſte Kaiſergeſchlecht den deutſchen Thron.

Adalbert von Mainz, der alte Kirchenwolf, war zwar geſtorben, aber neue Feinde traten den Hohenſtaufen in dem Geſchlechte der Welfen entgegen, und begannen einen Kampf, welcher zwiſchen dieſen beiden Geſchlechtern ſich durch Jahrhunderte ziehen ſollte. Die Welfen hatten ſich nicht weniger Hoffnung auf die Krone gemacht, als Konrad. Heinrich der Stolze von Sachſen

und Baiern ſtarb zwar bald nach dem Beginn der Feindſeligkeiten, hinterließ aber einen unmündigen Knaben, den nachmaligen Heinrich den Löwen, für den Heinrichs Bruder, Welf VI., jetzt in die Schranken trat. Als Konrad das Städtchen Weinsberg belagerte, wurde der Ruf: „Hie Welf, hie Waiblinger" zuerſt gehört. Weinsberg mußte ſich ergeben, und als Konrad den Weibern der Stadt geſtattete, mit dem, was ihnen am liebſten ſei, abziehen zu dürfen, nahmen ſämmtliche Frauen ihre Männer auf den Rücken und trugen ſie aus der Stadt.

Richard ſtand neben Kaiſer Konrad, als dieſer Zug ſich aus den Thoren der Stadt näherte, und war glücklich in der Ueberzeugung, daß ſeine Wolfhilt in ähnlichem Falle nicht anders gehandelt haben würde.

Es würde uns zu ſehr ins Einzelne führen, wenn wir Richards weiteres Schickſal verfolgen wollten. Er theilte mit Konrad, in deſſen Nähe er vielfach war, alle ernſten und guten Tage, und als dieſer ſtarb, ſah er in dem jungen Friedrich (Barbaroſſa) den vierten Kaiſer auf dem

deutschen Throne. Zu dieser Zeit, da schon ein herrlich aufblühendes Geschlecht von Söhnen den glücklichen Grafen von Hohenstyburg in den Kampf begleiten konnte, wurde dieses Haus noch einmal durch eigenthümliche Verwickelungen und Ereignisse merkwürdig, und wenn meine Leser nicht abgeneigt sein sollten, diese zu erfahren, so will ich es nicht verschwören, ihnen in einer Fortsetzung dieser Geschichte davon zu erzählen.

Hans Haidekuckuck

von

Otto Roquette.

Berlin,
Verlag von Heinrich Schindler.
1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

I.

Nürnberg.

Gar eilig geht die Tagesſpende
Des kalten Februar zu Ende,
Drum kommt, daß, eh die Dämmrung fällt,
Ich Euch das alte Nürnberg zeige,
Und ſeine bunt bewegte Welt
Aus fernen Tagen Euch entſteige.
Da liegt vom Winterſchnee bereckt,
Mit tauſend Giebeln ausgeſtreckt,
Mit ihrer Gaſſen reicher Kette
Die Königin der deutſchen Städte!
Nichts Herrlichers in deutſchen Gauen
In alten Zeiten war zu ſchauen.
In jedem Kampf als ſtark bewährt
War Nürnbergs wackres Kriegesſchwerdt,

Es ſtand die Burg mit ſtolzen Zinnen,
Und ſtolz war ſeiner Bürger Sinnen.
In all das Leben, das hier ſchweift,
Der Markt der Welt betriebſam greift,
Spinnt viele hunderttauſend Fäden
Durch Gaſſen und Gewölb' und Läden.
Wird Alles hier zu Markt geſendet,
Was fremder Völker Fleiß vollendet,
Was reift in ferner Zonen Glut,
Dazu des weiten Meers Tribut.
Gold, Edelſtein und prächt'ge Seide
Liegt da zur ſchönſten Augenweide,
Und reiches Gut in vollen Maßen
Das Saumroß bringt von allen Straßen.
Was man entdeckt an neuen Küſten,
In Nürnbergs Gaſſen ſiehſt du's rüſten,
Trifft zum Gebrauch wie zum Genuß
Das Nöth'ge, wie den Ueberfluß.

Schau dieſe Plätze, dieſe Gaſſen,
Schau dieſer Kirchen prächt'ge Maſſen!
Die Steine ſind als wie belebt.
Wie ſich das all' zum Himmel hebt!
Wie ſie in Zweigen, Blüth' und Blättern

Vom Pfeiler zu den Thürmen klettern!
Wie ſtrebt und ſteigt das hoch hinauf
Bis zu des Thurmes letztem Knauf!
Wie iſt's durchſpielt vom Licht der Sonnen,
Als wär's nur eben hingeſponnen,
Als wär's ein Netz, gar leicht und fein,
Und iſt doch harter, feſter Stein!

Was iſt's im ſtolzen Bürgerhaus
Ein fröhlich Weſen ein und aus!
Des Goldes wird hier nicht geſchont,
Ein König kaum ſo herrlich wohnt.
Der Reichthum läßt es prächtig bauen,
Durch jede Kunſt verſchönert ſchauen.
Die ſchaffet friſch an tauſend Stoffen,
Darf jedem Ziel entgegen hoffen,
Und zwiſchen Stoff und Meiſterhand
Iſt's wie ein geiſtiger Verband.
Metall und Stein und Wort und Farben
Gemeinſam um den Lorbeer warben,
Sind wie verbrüdert all' zum Ziel
Mit gläubig kräftigem Gefühl.
Dazu, was iſt Gelehrſamkeit
Es ſchaffensfreudig hier bereit!

Von dumpfen Kloſterzwanges Kette
Befreit ſie ſelbſt ſich friſch und kühn,
Und läßt am neuen Stromesbette
Die alte Dichtung wieder blühn!
Der Glaube ſchwört auf ſeine Bibel,
Hält Luthers Lehre wach und kräftig,
Das Handwerk rühret ſich geſchäftig
Vom niedrigſten Gewölb' zum Giebel.
Mag kriegeriſch in deutſchen Gauen
Bedrohlich auch das Wetter grauen,
In Nürnberg treibt man Friedenswerke,
Kennt ſeine Macht und ſeine Stärke,
Und wenn es Waffen gilt zu führen,
Weiß man ſich kriegeriſch zu rühren. —

In grauer Dünſte finſtrem Flor
Die ganze Stadt ſich nun verlor,
Kaum, daß ſich hoch die Thürme zeigen,
Die zum bewölkten Himmel ſteigen.
Horch! haſt den Jubel du vernommen,
Der durch den Winterabend geht?
Die frohe Faſchingszeit iſt kommen,
Die Luſt aus allen Winkeln ſpäht.
Aus aller Straßen dunkler Enge

Zum Fechthaus ſtrömt die bunte Menge,
Mit Jubelklängen und Gelächter
Eilt Alles in das Thor hinein.
Der Rathsherrn adlige Geſchlechter
Ziehn langſam her im Fackelſchein,
In langem Zuge würdig ſchreitet
Einher der Meiſterſänger Zunft,
Der Saal für alle Stände weitet
Sich bunteſter Zuſammenkunft.
Da iſt die Bühne aufgerichtet,
Es giebt ein nagelneues Spiel,
Gar herrlich von Hans Sachs gedichtet
Nach reinſtem Meiſterſängermuſter,
Von Meiſter Sachs, bewundert viel,
Der ein Poet zugleich und Schuſter. —

Derweil die Meng' erwartungsvoll
Durch all' des Saales Weiten quoll,
Steht Meiſter Sachs im Nebenſaal,
Umgeben von der Spieler Zahl,
Die er gewählt aus ſeinen Jüngern
Zu dieſer Faſtnacht Freudebringern.
Das waren Bürgerſöhne, bunt
Gemiſcht aus hoch und niedern Ständen,

Es galt für Ehr' in diesem Bund
Der edlen Kunst sich zuzuwenden.
Die Einen tragen schön Gewand
Als Fürst und Herold und Trabant,
Die Andern, närrisch aufgeputzt,
Als Bürger, Bauer zugestutzt.
Noch Andre gar in Frau'ngewändern
Hatten Müh mit Rock und Bändern,
Warfen um sich mit derben Witzen
Wie die Haube nicht wollte sitzen,
Wie das Kleid zu eng geschnürt,
Und man den Bart zu dunkel spürt.
Grafen und Narren und Prinzessen
Waren all' ihres Stand's vergessen,
Sprangen und tobten ohn' Unterscheiden
Wie junge Füllen auf der Weiden.

Der Meister Sachs jetzt tritt heran,
Sieht sich die Bande lächelnd an.
Er trägt ein saubres Sonntagskleid,
Sein langer Bart fällt drüber weit,
Den Scheitel deckt ein Käppchen rund,
Sein Blick thut freud'ge Regung kund.
Und wie die ausgelaßne Schaar

Sich tummelt, aller Ordnung baar.
Der Meiſter ſpricht: Nun haltet Ruh!
Still, ihr Geſellen, hört mir zu!
Du Chriſtian Rampy, der du mir heute
Die Markgräfin Griſelda ſpielſt,
Tritt recht voll Demuth vor die Leute,
Auf daß du Mitgefühl erzielſt.
Du ſprachſt noch jüngſt in feinem Ton,
Jetzt will die Stimm' ſich plötzlich ſetzen,
Drum hab der Worte Acht, mein Sohn!
Bedenk', es iſt ein groß Entſetzen,
Wenn Frau Griſelda thränenreich
Verlaſſen muß Gemal und Herd,
Und ſtatt zu klagen zart und weich,
In groben Ton hinunter fährt.
Drum auf der Höhe halt die Stimm',
Und nicht ſo große Schritte nimm! —
Du, Jakob Schedel, ſei fein klug,
Und mach nicht einen Kratzfuß wieder,
Wie dazumal beim Engelzug!
Halt fein zuſammen deine Glieder,
Du ſpielſt ein Fräulein holder Art. —
Herr Gottlieb Geuder, bitt' Euch, ſpart
Den Uebermuth zum Nachſpiel auf!

Müßt bis zum luſtgen Narrenſchneiden
Hier hinten allen Lärm vermeiden,
Sonſt ſtört ihr der Comödia Lauf. —
Herr Anſelm Spengler — ei fürwahr,
Ihr habt den Bauch wohl ausgeſtopft!
Sind all die Narren eingepfropft?
Nehmt nur im Kopf der eignen wahr!
Und thut die Füße gut bezwingen,
Dürft nicht ſo übermüthig ſpringen,
Müßt recht erbärmlich fürder ſchwanken,
Bedenkt, ihr ſpielt 'nen ſchweren Kranken!

Der Burſch, zu dem der Meiſter ſpricht,
Iſt gar von loſem Sinn und Mund,
Nicht übel zwar von Angeſicht,
Wiewohl gar wüſt bemalt zur Stund.
Er war des Bürgermeiſters Sohn,
Von altem adligen Geſchlechte,
Hatte zwei Jahr in Erlangen ſchon
Studirt die Philoſophie und Rechte,
Sollte noch nach Bologna gehn
Und ſich die weite Welt beſehn.
Inzwiſchen mocht er noch genießen,
Was ihm ſein Nürnberg thät erſchließen.

Der Meiſter drauf von Neuem ſpricht:
Hans Haidekuckuck! — Hörſt du nicht?
Was ſitzeſt du verſteckt im Dunkeln?
Tritt her, was ſoll das ſein, Geſell?
Sonſt ſah man friſch und freudehell
Beim Feſtſpiel deine Augen funkeln,
Kaum hielt ich deine Luſt im Zaume,
Und gehſt du heut mir wie im Traume?
Was ſchafft dir ſolche Noth, du Thor?

Hans Haidekuckuck tritt hervor,
Ein junger Burſch, gar wohl geſtaltet,
Den Purpurmantel umgefaltet.
Vom Hut eine goldne Krone ſtrahlt,
Auf der ſich hoch die Feder ſpreizet,
Ein ſchwarzes Bärtlein aufgemalt,
Dieweil Natur damit noch geizet.
Er tritt in ſeinem Fürſtenputz
Hervor, und ſpricht mit heft'gem Trutz:
„Ihr habt mich lang genug genarrt!
Ich hab's Euch, Meiſter, oft geſagt,
Der Markgraf iſt für mich kein Part!
Hab ſchwer und lange mich geplagt,
Kann nicht damit zurechte kommen.

Ich hab mein Lebtag bei dem Spiel
Nur die Tyrannen übernommen,
Bis daß es diesmal Euch gefiel,
Für mich zu wählen solchen — Lappen,
Denn mehr ist dieser Markgraf nicht!
Glaubt mir, das Spiel wird heut nicht klappen!"

Du närrscher Bursch! der Meister spricht,
Meinst du, Tyrannen müßten schrein,
Daß fast die Mauern brechen ein?
Wohl ist der Markgraf ein Tyrann,
Wenn sein Gemal er zwingen kann,
Nachdem er's thät zum Thron erheben,
Die Kindlein ihm herauszugeben,
Und läßt sie von den Knechten tödten,
Und läßt sie selbst in bittern Nöthen
In's Dorf zurück zum Vater gehn!
Kann man 'nen ärgren Wüthrich sehn?
Ei freilich darf er nicht so brüllen
Und mit Geschrei das Haus erfüllen —
Er ist nur streng, und nur zum Schein,
Dieweil das soll 'ne Prüfung sein,
Ob sie gehorsam dem Gebot?
Und wie er sie gehorsam findt,

Nimmt er ſie wieder an geſchwind,
Und auch die Kindlein ſind nicht todt.
Ich hab dir's oft genug erklärt,
Weiß Gott, was wieder in dich fährt!
Du meinſt das ſei Tyrannenart
Zu ſchielen, grinſen, zeterſchlagen,
Willſt immer gleich einen rothen Bart
Bis nieder auf den Gürtel tragen!
Gabs doch Tyrannen, die von Mienen
Wie die leibhaft'ge Sanftmuth ſchienen,
Und ſchufen oft viel größre Qual,
Als die geraf't mit Gift und Stahl!

Spricht drauf der Hans: „Herr Meiſter, laßt
Mir ab mit der Tyrannenweiſe!
Wozu der Menſch nun mal nicht paßt,
Da iſt er gleich wie auf dem Eiſe!
Soll ich tyranniſch mich gebahren,
Will ich in's Zeug auch wacker fahren!“

Der Meiſter ruhig ſpricht: Geſell,
Was dir die Kunſt iſt ſeh' ich hell!
Dein wildes Blut das treibt dich an,
Geht durch die Adern dir unbändig.

Und muß ſich wild und unverſtändig
Austoben, raſen dann und wann,
Nur darum biſt du gern Tyrann!
Gott hat dir ein gar fein Geſicht
Und wohlgefügten Leib gegeben,
Zum Markgrafen paßt kein Andrer nicht.
Ich meinte ſonſt, du hättſt daneben
Dein Theil Vernunft auch zubekommen;
Iſt mir der Irrthum jetzt benommen!
Ich kenne dich, ſpar' deine Red',
Dein Widerſtand iſt nun zu ſpät,
Es gilt kein Zögern und Beſinnen. —
Jetzt Achtung! Ruhe, junges Blut!
Veit Löffelholz, mein Herold gut,
Tritt vor und laß das Spiel beginnen!

— Der Herold auf die Bühne tritt
Und ſchmettert dreimal die Trompete.
Spricht dann gar höflich aus die Bitt',
Daß Rath und Stadt erlauben thäte,
Von Meiſter Sachs ein Stück zu ſpielen,
So ihren Beifall ſoll erzielen.
Darauf den Inhalt er verkündet,
Und daß zu Aller Augenweiden

Ein Faſtnachtsſpiel von Narrenſchneiden
Solle machen des Abends Schluß.
Darauf mit einem Abſchiedsgruß
Der Herold wiederum verſchwindet.

Die Feſtkomödia nun begann,
Ging auch recht wacker ihren Gang,
Doch wie der Markgraf ſich auch zwang,
Im Hanſen regt ſich der Tyrann.
Er ſtößt die Worte wild heraus,
Gebahrt ſich wüſt zu Aller Graus.
Doch plötzlich hält er ſtockend inne,
Des Meiſters Wort kommt ihm zu Sinne.
Er ſchwankt, verliert den Redefluß,
Noch einmal er beginnen muß.
Er ſagt ſein' ganzen Part herunter,
Die Rede wirrt ſich immer bunter.
Vor ſeinen Blicken liegts wie Flor,
Der Markgraf bringt kein Wort hervor,
Als wollt die Zung' im Gaumen kleben,
Fängt an zu zittern und zu beben,
Kann ſich nicht faſſen noch ermannen,
Und — ſchwankt verzweiflungsvoll von dannen.
Jetzt ſtanden grauenvoll die Sachen,

Im ganzen Haus war lautes Lachen,
Der Markgraf aber und sein Troß
Von keinem Jubel überfloß.
Er selber saß als wie gerichtet,
Die Seinen standen stumm vernichtet.

Hans Haidekuckuck flog hinaus,
Ihm war's als stünd das ganze Haus
In rothen lichterlohen Flammen
Und bräche über ihm zusammen.
Da stand er draußen auf der Straß
Und hört das Lachen ohne Maß,
So bei des Nachspiels luft'gen Possen
Aus tausend Kehlen sich ergossen.
Er meint', es gelte ihm allein
Und rannte weg in bittrer Pein
Durch Schneegestöber, kalte Nacht.
Um wie viel Lust war er gebracht!
Wenn nach dem Spiel im Rathhaussaal
Sich Alles fand beim lustgen Mahl,
Wie sollt' er vor den Herrn erscheinen?
Es war um's Herz ihm wie zum Weinen!

Er, der nun schon seit manchem Jahr
Hans Sachsens bester Schüler war,

Er, der Tyrannen ſchönſte Blum',
Die er geſpielt mit Ehr und Ruhm,
Durch ſteten Beifallsruf verwöhnt,
Und heut ſo grauſamlich verhöhnt! —
„Da lieg, verwünſchte Mummerei,
Und ewig mir vom Halſe bleibe!"
So ruft er aus mit hellem Schrei,
Reißt Kron' und Purpur ſich vom Leibe,
Stampft in den Schnee ſie mit den Füßen,
Und läßt die Zeichen ſeiner Macht
Den eignen Sturz tyranniſch büßen.
Und wie in wilder Wut er lacht,
Durchzuckt es plötzlich ſeine Seele,
Er blicket ſeufzend himmelwärts,
Als ob der allertiefſte Schmerz
Erſt jetzt in ſeine Bruſt ſich ſtehle. —

— Der Hans war eines Schreiners Sohn,
Trieb ſeines Vaters Handwerk weiter.
Doch ſtarb ihm der gar frühe ſchon,
Der junge Knab ſtand ohne Leiter,
Da kam der Nachbar, Meiſter Sachs,
Setzt ſich zum Vormund ſorgend ein,
Daß er in ſeinem Haus erwachs,

Sollt wie ein eigner Sohn ihm ſein.
Der Meiſter hatte Freud am Knaben,
Er zeigte Geſchick und gute Gaben,
Lernt früh ſchon rechnen, ſchreiben, leſen,
Hatt' auch ein ſonderliches Weſen.
War bald ein Unband, wild und heftig,
Und doch zur Zeit auch ſtill geſchäftig.
Wo nur der Meiſter ſtand und ging,
Der Knab an ſeiner Seite hing,
Und er auch war dem Knaben hold,
Sich gar nicht von ihm trennen wollt.
Erzählt ihm allerlei Geſchichten,
Macht ihn bekannt mit ſeinem Dichten,
Und oft, wenn er am Werkeltag
Gar fleißig ſeiner Arbeit pflag,
Und kam ihm plötzlich ein Gedanke
Hell in der Wochenarbeit Schranke,
Hieß er den Hans die Feder nehmen,
Und ſchnell zum Schreiben ſich bequemen.
Derweil er dann mit Pfriem und Ahl'
An ſeinem Leiſten brav hantiert',
Der Hans, verklärt vom Wonneſtrahl,
Schrieb was der Meiſter ihm diktirt.
Durch's enge Blumenfenſterlein

Viel goldner Himmelsſonnenſchein,
Und wenn der Meiſter auf Minuten
Mit großem Auge blickt hinauf,
Als folgt er ſtill der Wolken Lauf,
Die Hände wie gefeſſelt ruhten,
Dann überlief den Hans ein Schauer.
Ihm war's, als wär die ganze Welt
Nur durch des Meiſters Blick erhellt.
Es dehnte ſich die Kammermauer,
Am Fenſter Reſ' und Rosmarin
Und Nelken ſchienen aufzublühn.
Viel tauſend Knospen zeigten ſich
Und wiegten ſich und neigten ſich,
Es wuchs und keimte ringsum empor,
Und Töne drangen an das Ohr,
Wie überirdiſch Orgelklingen.
Das zahme Vöglein hob die Schwingen,
Und ſchwieg und ſchaut befremdet drein.
Die Katze ſaß im Sonnenſchein
Und kniff die grünen Augen zu,
Als wollte ſie in ſüßer Ruh
All die Muſik ſo beſſer hören.
Bis dann des Meiſters Zauberwort
Ertönte wie ein Machtbeſchwören,

Und beide ſchafften wacker fort.
Der Meiſter zog den Pechdraht weit,
Schlug übers Leiſtenholz das Leder,
Diktirt und ſinnt von Zeit zu Zeit,
Der Hans der rührte ſeine Feder.
Dann war's als ob der Muſen Bronnen
Herniederſtrömte Himmelswonnen,
Sie hielten's Beide unverkennlich
Für Wirkung eines Zauberbanns,
Der große und der kleine Hans
Die waren fürder ungertrennlich.
Und Sonntags, wenn an Sommertagen
Sie rüſtig ſchritten vor das Thor,
Der Alt' erzählte ſchöne Sagen,
Der Junge horcht mit offnem Ohr.
Und wenn er hört von Helden, Rittern,
Von Männerthaten, Kriegsgewittern,
Der Hans fühlt klopfen ſeine Bruſt,
Ward von dem Meiſter kaum gezügelt,
Hätt' gern in heller Kriegesluſt
All ſeine Freundſchaft durchgeprügelt.

Doch älter, zu des Meiſters Leid,
Ward Hans, und ſollt' ein Handwerk lernen.

Mußte vom Meiſter ſich entfernen,
Und trat für ſeine Lehrlingszeit
In eines Schreiners Handwerksſtätte.
Der Meiſter meint, daß er nicht Ruh
Genug zum Schuſterhandwerk hätte,
Auch eben kein Talent dazu.
Doch hatt' es noch einen andern Grund,
Daß er ſo feſt darauf beſtund.
— Der Meiſter hatt' einen Obſtbaumgarten,
Trug ſchöne Frucht verſchiedner Arten,
Der mit einem niedern Lattenzaune
An einen andern Garten grenzte,
Darin es voller Blumen glänzte.
Der war Herrn Sebald Schreyer eigen,
Gar eines würdgen Herrn der Stadt.
Zwei Töchterlein der Rathsherr hatt',
Die thäten ſich oft im Garten zeigen.
Die ſahn den Hans, der Hans ſah ſie,
Und hielten bald gut Kumpanie.
Da war eine Latte ausgebrochen,
Die Kinder durch die Oeffnung krochen,
Bald war der Hans beim Rathsherrn drüben,
Die Mägdlein bald beim Meiſter hüben.
Das ging ſo hin gar manches Jahr.

Der gute Meiſter argloß war,
Bis daß ihm ſeine Meiſterin
Einſtmals die Sache führt' zu Sinn:
Der Hans ſei fünfzehn Jahre alt,
Er müſſe in die Lehre bald,
Auch ſei es mit den Fräuleins jung
Des nachbarlichen Spiels genung.
Zwölf Jahre hätt die Elsbeth ſchon,
Der Hans ſei armer Leute Sohn,
Die Beiden wären zu vertraut,
Wenn's vor dem Rathsherrn würde laut,
So könnt es ſich zum Schlimmen wenden,
Und kurz, er muß die Sach beenden! —
Dem Meiſter leuchtet' das wohl ein,
Meint auch, ſo würd's am beſten ſein.
Dachte zwar keinen Augenblick,
Daß von Gefahr hier wär die Frage,
Wiewohl es lag ihm doch am Tage
Die Sache hab nicht rechten Schick.
Gab drum den Hanſen in die Lehr.

Der Hans erwuchs von Jahr zu Jahren,
Liebte ſein Handwerk zwar nicht ſehr,
Doch ward's ihm eben auch nicht ſchwer

Mit Fleiß darinnen fortzufahren.
Es tobte was in ſeinem Blut,
Das oft ihn reizte bis zur Wuth.
Für alles Hänſeln oder Necken
War er ein Wüthrich und ein Schrecken,
Hatt' auch niemals ſich angeſchloſſen
An Burſchen und Gewerksgenoſſen.
Wenn die ſich Sonntags über Land
Ergötzten, oder in den Schenken,
Thät er in ſeinem Feſtgewand
Den Schritt zu Meiſter Sachſen lenken.
Da ward, ſo wie in alter Zeit,
Den Muſen manche Stund geweiht
Und war er gleich kaum ſechzehn Jahr
Mit Staunen ward Hans Sachs gewahr
Welch ein Talent im Hanſen ſtecke
Fürs Brauſen und Tyrannenſpielen,
Begann drum ſorgſam drauf zu zielen,
Daß er's zu rechter Art erwecke,
Und bald, eh Monden noch verrannen,
Gabs keinen richtigern Tyrannen.
Indeß, wenn er ſo Sonntags kam,
Da war es meiſt gar wunderſam
Daß Hans und Elsbeth dennoch oft

Sich ſahn und ſanken unverhofft.
Als Grenze war ein Lattenzaun
Auch ſchon vor Zeiten ſehr gefährlich.
Läßt Alles durch die Finger ſchaun
Und zeigt es reizend und begehrlich.
Drum wenn ſich Hans und Elsbeth ſahn
Der Zaun allein iſt Schuld daran.
Sie krochen nicht mehr durch die Latten,
Sie waren beide groß und ſchön,
Und was ſie ſich zu ſagen hatten,
Das — konnt auch über'n Zaun geſchehn.
Er wurde meiſtens feuerroth,
Und ſie erſchrak oft bis zum Tod,
Konnt aber nicht vorüber eilen,
Zu lieblich däucht' ihr das Verweilen.
Manchmal ergriff ſie Beid' ein Beben
Als ging es grade an ihr Leben,
Und Einmal war's, als ob vergeſſen
Die ganze Welt im Kreiſe ging,
Es war ein Jauchzen, Anſichpreſſen,
Eins an des Andern Halſe hing.
Der Lattenzaun ſtand wie ein Gauch
Rathlos und eingepreßt dazwiſchen,
Der alte Birnbaum mochte auch

Sich nicht in die Geſchichte miſchen —
Ach Gott, wer möcht' es auch begehren
So junge Seligkeit zu ſtören!
Wie will man Maienknospen zwingen
Daß ſie im Sonnenſchein nicht ſpringen?
So kam's, daß trotz der Meiſtrin Zunge
Und trotz des guten Meiſters Liſt
Der neunzehnjährge Schreinerjunge
Des Rathsherrn Töchterlein geküßt.
Und alſo kams, daß junge Lieb
Nicht bei dem erſten Kuße blieb,
Daß ſie zu andrer Zeit und Ort
Auch tauſchten Kuß und Liebeswort.
Denn wie man ſie auch berg und hege,
Die Liebe findet ihre Wege;
Und alſo kam's, daß der Tyrann
Mit wildem Schmerze ſich beſann,
Daß nach dem Spiel im kalten Garten
Schön Elsbeth wolle ſeiner warten.

Da ſteht der Hans verzweifelnd! traun,
Es iſt erſchrecklich anzuſchaun,
Wie er mit hellem Jammertone
Die Hände vor die Augen krampft.

Und Purpurmantel, Hut und Krone
In tiefen Schnee mit Füßen kampft.
Dahin iſt ſeines Ruhmes Macht,
Die ganze Stadt hat ihn verlacht.
Vor Schmerze will er faſt vergehn,
Wie ſoll er vor der Liebſten ſtehn?
Und doch, er faßt ſich mit Gewalt.
Die Hände trotzig feſt geballt,
Durch Schneegeſtöber, Nacht und Wind
Zur Liebſten ſchreitet er geſchwind.
Er ſteht im Garten, ſchmerzerfüllt,
Da ſieht er oben dicht verhüllt
Schön Elsbeth ſtehn, und leiſe ſchleicht
Herab ſie von der Gartenſtiege.
Sie wähnt ihn ſtolz nach einem Siege,
Und findt ihn ganz von Gram erweicht.
Er klagt ihr all was ihn beſchwert,
Daß er nun ganz zu Grund gerichtet,
Er ſei, da all ſein Ruhm zernichtet,
Auch ihrer Liebe nicht mehr werth!
Sie tröſtet ihn mit ſüßem Ton.
Ihr war der arme Schreinersſohn
Mehr werth, als wie ein Königserbe.
Und wie ſie ſpricht, da weicht die herbe

Bekümmerniß aus ſeiner Bruſt,
Er athmet auf, des Glücks bewußt,
Und fühlt in liebendem Umſchlingen
Des Kummers letzte Saiten ſpringen.

Jetzt aber ſcholl ein Donnerwort
Mit wildem Zornesungewitter!
Von Hanſens Herzen riß ein dritter
Das ſchreckerfüllte Mädchen fort.
Der Rathsherr war's, Herr Sebald Schreyer —
Hin war des jungen Glückes Feier!
Da ſtand der Hans erſtarrt zu Eis,
Kein Wort er aufzufinden weiß,
Und wie es ſtürmt, ein Wetterdröhnen,
Ihm um das Ohr mit Drohungstönen,
Vernimmt er nur das letzte Wort:
„Und jetzt, mein Freund, pack er ſich fort,
Wie er ſich mir ins Haus geſtohlen.
Hinaus für immer! Gott befohlen!"

Dem würdgen Herrn war das Verdienſt
Der Deutlichkeit nicht abzuſprechen.
Verbotnes Glück will ſtreng ſich rächen!
Wo du ſo hochbeglückt erſchienſt,

Sieht du dich plötzlich im Verbrechen.
Durch Hansens Seele geht ein Ringen,
Das Herz im Leib will ihm zerſpringen.
Vorbei iſt Alles nun, vorbei!
Nur einen bangen Schmerzensſchrei
Vernimmt er noch von Elsbeths Munde,
Er ſieht ſie an des Vaters Hand
Hinſchwanken bebend, abgewandt,
Verſchwinden in des Hauſes Grunde.

Die bittre Stunde war kein Wahn!
Der Hans durchſtürmet ohne Plan
Die halbe Stadt beſinnungslos,
Der Schmerz, die Schmach war übergroß.
Vom Himmel kam der Winde Blaſen,
Und finſter wars in allen Straßen,
So in der kalten Winternacht
Verwandelt ſchien der Straßen Pracht.
Der Giebelhäuſer Vorgeſchoß,
Die Stirn einander zugedrängt,
Sich finſter hoch zuſammenſchloß,
Die Gaſſen waren all' verengt.
Die Drachenköpf' an langen Rinnen
Gähnten weit in die Nacht hinaus,

Die Handwerksſchild' am Balken drauß
Konnten nicht Raſt noch Ruh gewinnen,
Wurden geſchleudert vom Sturmesjagen,
Die Wetterfahnen hört man klagen.
Dazu von allen Dächern riß
Der Schnee ſich los in ſchweren Laſten,
Und ſtürzt in der Gaſſen Finſterniß.
Da war es drauß kein lieblich Raſten,
Und wer's nicht eben nöthig hatt',
Ging heim zur warmen Lagerſtatt.
Wiewohl der Hans hatt' keine Luſt,
Noch mächt'ger ſtürmt's in ſeiner Bruſt.
Von Froſt und Zornesmuth durchſchauert
Auf einen Brunnenſtein er kauert,
In tauſend Flocken auf ihn nieder
Schüttelt der Schneewind ſein Gefieder.
So ſitzt er, ſchauet ſchmerzerfüllt
Zum ſteinernen Muttergottesbild,
Wo gegenüber in der Blende
Im Wind das Lämpchen ging zu Ende.
Und wie verliſcht auch dieſes Licht,
Er in die Hände legt's Geſicht,
Als möcht' er weiter gar nichts ſehn,
Könne nun die Welt zu Grunde gehn!

— Doch plötzlich ſpringt der Hans empor
Mit feſtem, ſicherem Ermannen:
„Nürnberg, leb wohl! Ich war ein Thor,
Noch dieſe Nacht geh ich von dannen!“ —
Er eilt nach Haus, und packt mit Haſten
In's Ränzel Wäſch' und Sonntagskleid,
Zwar lag noch mancherlei im Kaſten,
Er konnt es miſſen ohne Leid,
Steckt ein, was er ſich lang erſpart
Für ſeine künftge Wanderfahrt,
Dann iſt er fertig, nimmt die Sachen,
Sogleich ſich auf den Weg zu machen.
Schon auf die Thüre geht er hin,
Da fährt ihm Eins noch durch den Sinn:
Soll er zu Nacht von dannen gehn,
Den Meiſter Sachs nicht wiederſehn? —
War auch der Hans von trotzgem Blut,
Er hatt' doch gar ein weich Gemüthe,
Und ſo in all ſein Ungemuth
Trat ihm des alten Meiſters Güte.
Er dacht' der alten ſchönen Tage,
Da mit lebendgem Flügelſchlage
Die Poeſey hernieder ſchwebte,
Ihn und den Meiſter Sachs gemeinſam

Wie Seel und Leib zuſammenwebte.
Es ward im Herzen ihm ſo einſam,
Er ſetzt ſich ſchweigend auf das Bett,
Als könn' er doch nicht von der Stätt'.
Der Meiſter that ihm Alles an
Was immer nur ein Vater kann,
Der Meiſter Sachs war ihm noch mehr —
Des Hanſen Herz ward bang und ſchwer!
Und doch, ſein Sach iſt gar und aus,
Er nimmt den Stab und geht hinaus,
Dem Meiſter will er Abſchied ſagen,
Und dann ſein Ränzel fürder tragen.

Die Straßen und die finſtern Gaſſen
Waren jetzt nicht ſo verlaſſen,
Denn auf dem Rathhaus war der Schmaus
Und Luſt und Zechgelage aus.
Der Hans drückt ſich mit ſcheuem Sinn
Verſtohlen an den Häuſern hin,
Er meint man rief ihm ſeine Schmach,
Die doppelte, verhöhnend nach.
Doch wie er ſo im Finſtern ſchreitet,
Manch trübes Wort ans Ohr ihm gleitet.
Befremdlich war der Menſchen Rede.

Sie redeten von Krieg und Fehde,
Als ſei was Schreckliches geſchehn.
Da ſtanden oft wohl ihrer Zehn
Und ſprachen zuſammen allerhand,
Zerriſſen ſei das letzte Band,
Das Alles friedlich noch gehalten,
Nun brächen los die Kriegsgewalten. —
Der Hans erreicht des Meiſters Haus
Und pochet an den Laden draus.
Der Meiſter öffnet ihm erſtaunt,
Schien äußerſt ernſt und trüb gelaunt,
Als hätt' er ſchlimme Ding' vernommen.
War eben erſt nach Hauſe kommen,
Und noch im feſtlichen Gewand.
Mit Seufzen er ſich niederläßt,
Und ſtützt den Kopf auf ſeine Hand.
„Was willſt du noch ſo ſpät, mein Sohn?"
So fragt er leiſe und gepreßt.
Den Hans bewegt der milde Ton,
Und doch zum Meiſter ſpricht er frei,
Sein' Zeit in Nürnberg ſei vorbei,
Er könne die Schand' nicht überſtehen,
Wollte zu Nacht von dannen gehen,

Und ihm für Alle Mühn und Plagen
Viel tauſend Dank und Valet ſagen.

Der Meiſter ſchaut ihn fragend an,
Tritt gütig drauf zu ihm heran:
Ach Hans, es war ein' Faſtnacht heut,
Die aller Welt gar viel bedeut't,
Vergiß, vergiß die kleine Schmach,
Die kannſt du beſſern noch hernach,
Haſt darum nicht die Ehr verloren!
Doch uns kam ein Verluſt zu Ohren,
Der geht ans Herz mit bitterm Leid!
Hoffnung und Glaubensſicherheit
Iſt uns vielleicht gar bald verdorben,
Denn — Doctor Luther iſt geſtorben! —
Der Meiſter ſtehet lang erſchüttert,
In ſeinem Aug' 'ne Thräne zittert,
Dann fährt er fort: Er hielt im Lande
Noch feſt die letzten Friedensbande,
Doch er iſt todt! der Glaubenskrieg
Iſt nun gewiß, und ob der Sieg
Der Waffen ſich für uns wird wenden —
Das ſteht allein in Gottes Händen!
Die proteſtantiſchen Fürſten zwar

Sind nicht des guten Eifers bar
Seit dem Schmalkaldner Glaubensbunde.
Auch geht im Lande manche Kunde,
Daß ihre Schaaren täglich wachsen.
Philipp von Hessen und von Sachsen
Der Churfürst sind gar wackre Herrn,
Und jeder Gläubge sieht es gern,
Wie sie sich für den Glauben rüsten.
Ist ja nicht eitlen Ruhms Gelüsten:
Wiewohl — ach Hans, du bist noch jung,
Noch mag die Welt dich wenig kümmern,
Die dunkle Blum' Erinnerung
Blüht dir noch nirgends über Trümmern;
Hättst du die bessre Zeit gesehn,
Mein Sorgen würdest du verstehn.
Als wär die Welt aus langer Nacht,
Aus tausendjährigem Schlaf erwacht,
So ging ein Frühlingsmorgenlicht
Ueber der Menschheit Angesicht!
Des theuren Luthers Morgenruf
War's der den neuen Tag uns schuf.
Ich hört' ihn früh! Wie aller Welt
Ward mir auch groß die Brust geschwellt.
Was Tausende gefühlt im Stillen,

Geſprochen war's, und ſchritt zur That.
Und in dem einen großen Willen
Ward offenbar't uns Gottes Rath.
Aufathmend ſtrebten alle Geiſter,
Es war als brächen tauſend Ketten,
Die Freiheit ward der Schranken Meiſter
Und gründete ſich eigne Stätten.
Und durch den Strom von Strahlenſegen,
Der in die Herzen ſich ergoſſen,
Erging ein tauſendſtimmig Regen
Begeiſtert gläubiger Genoſſen.
Was war's ein ſelig Siegesrufen!
Was waren's Männer, die da ſchufen!
Wer ihn gehört, Herrn Ulrich Hutten,
Den Feind der Finſterniß und Kutten,
Mit Wort und Schwert der Jugend Führer,
Wer ſich zum Freunde hingegeben
Dem hohen Meiſter Albrecht Dürer,
Ach, wer gehört den Ton und Schall
Der wittenbergiſchen Nachtigall,
Dem mußte hoch die Seele ſtreben,
Und eine Freude war's zu leben! —
Noch will mirs immer nicht zu Sinn,
Daß nun ſo viel, ſo viel dahin,

Daß ich allein und einſam ſteh!
Mein Dürer iſt zur Ruhe gangen,
Herr Ulrich lieget ſtill umfangen
Vom fernen kalten Alpenſee,
Der letzte iſt nun auch geſchieden,
Herr Martin Luther liegt in Frieden!
Den nimmt ſein Geiſt mit in die Gruft,
Schon hängt von Wettern voll die Luft —
Ach, daß man mit den Kriegeswaffen
Muß für den guten Glauben ſchaffen,
Das iſt ein Trübſal! — Nun, Geduld!
Vertrauen wir auf Gottes Huld!
Und jetzt, mein Hans, iſt Zeit zum Schlummer,
Geh heim, verſchlafe deinen Kummer!

Allein der Hans hält wacker Stand,
Er faßt des guten Meiſters Hand,
Und ſpricht: Wie klein auch meine Plag
Bei all der Trauer gelten mag,
Ich bleib nicht mehr, ich geh von dannen.
Genug der Jahre ſchon verrannen,
Es mußte doch einmal geſchehn,
Drum laßt mich in die Fremde gehn.

Der Meiſter ſpricht: Machſt du ſo Ernſt?
Es will mir doch befremdlich dünken,
Daß du ſo plötzlich dich entfernſt!
Was kann dir jetzo draußen winken
Bei kalter harter Winterzeit —
Ich bitt dich, Hans, ſei doch geſcheit!

Der Hans entſchloſſen drauf beginnt:
Ihr könnt mir's, Meiſter, nicht verwehren!
Wohl halt ich Euer Wort in Ehren,
Und weiß, es wird mich gar geſchwind
Die weite Welt da draußen lehren,
Daß nie ein beßrer Freund mir ward!
Und doch — wohl überkommt's mich hart —
Ich geh, liebwerther Meiſter, kann
Die heutge Schmach nicht länger tragen.
Glaubt mir, ich bin genug ein Mann
Mich tapfer durch die Welt zu ſchlagen!

Wie da der Hans ſo ſtolz und groß
Stand mit entſchloßnem Angeſicht,
Der Meiſter ward des Zweifels los
Und ſchaut ihn lange an, und ſpricht:
Gut, Hans, ſo will ich dich nicht halten,
Du magſt nach eignem Willen ſchalten!

Doch eh du gehſt auf lange fort,
Laß reden nur ein ruhig Wort,
Wenn einſt dein Lauf hier wieder mündet,
Wer weiß — ob er mich wiederfindet.
Komm, ſetz dich, in mein Auge ſchau!
Auf deine Bravheit ich vertrau.
Du biſt nun worden neunzehn Jahr,
Nun treibts dich fort, das iſt mir klar,
Und — Trennung iſt ja Aller Loos!
Auch mir ſtand einſt der Sinn in's Weite,
Und als ich war bei achtzehn Jahren
Trieb mich's wohl in die Welt zu fahren.
Hatte viel Thorheit im Geleite,
Hatte viel mit des Lebens Dingen
Und mehr noch mit mir ſelbſt zu ringen.
Viel Gut's die liebe Jugend hegt,
Auch den eignen Feind im Buſen trägt,
Das Ein' iſt der ſchöne Lebensmuth,
Das Andre das heiße wilde Blut.
Gehn in den Wind die beſten Lehren,
Muß ſich das Alles läutern und klären!
Mein Hans, ich hab es ſtets geſehn,
Daß dir bei allem Thun und Wort
Was Sonderliches im Blut rumort,

Das man nicht immer kennt verſtehn.
Du gehſt nun weg vom Vaterhaus —
Die Welt ſieht ſchwül und kriegriſch aus,
Und denken muß ich jener Tage,
Voll von des Bauernkrieges Plage.
Die Zeit, die Viele recht verſtanden,
Schlug Tauſende in Wahnſinns Banden.
Ach, manchen Burſchen, friſch und gut,
Verdarb die neue Freiheitsgluth!
Sollt es zum Kriege kommen bald
Da wird's dich faſſen mit Gewalt,
— Ich ſeh das ſchon, wiewohl nicht gern —
Wirſt ſuchen deines Glückes Stern
Bei eines Fürſten Kriegesfahnen,
Den Weg zur Ehre dir zu bahnen,
Auf Ehre warſt du ſtets erpicht.
Doch, Hans, vergiß das Eine nicht:
Ficht niemals wider deinen Glauben!
Das müßt dir deine Ehre rauben.
Du biſt auf Luthers Wort erzogen,
Drum, ſollt' dir Ehre, Glanz und Ruhm
Auch drüben ſcheinen mehr gewogen,
Laß doch nicht ab vom Lutherthum,
Laß lieber Alles darum brechen,

Schau, das mußt du mir feſt verſprechen!
Warſt ja noch immer brav und gut,
Will jeden Zweifel dran verdammen.
Und dann, mein Hans, vergiß auch nicht
Den alten Meiſter treu und ſchlicht —
Wir Beiden hielten gut zuſammen!
Es war doch köſtlich, wenn wir Zwei
Oblagen edler Poeſen,
Der Pegaſus lief raſchen Trott,
Und wuchſen beides, Vers und Schuh,
Mit guter Art dem Ziele zu!
Nun denn, mein Hans, behüt dich Gott!

Der Hans ward weich ob ſolcher Sprach',
Hätt gern das ganze Ungemach,
Das heut ſich in ſein Herz gegoſſen,
Dem guten Meiſter aufgeſchloſſen.
Er war zu ſtolz, er konnt's nicht ſagen,
Wollt's ſtumm in ſich verborgen tragen.
Doch in die Augen ihm begann's
Zu ſteigen aus dem jungen Herzen. —
Der alte und der junge Hans
Die trennten ſich mit bittren Schmerzen.

II.

Vagabundenleben.

Es iſt ein Platz am Waldesrand
Da ſchaut man über Fluß und Land,
Der breite Weg hinunter leitet
Zum Städtchen, ſauber ausgebreitet.
Da ſitzt ein Wandrer ſtumm und müd.
Die Sonn' hat endlich ausgeglüht,
Sie brannt am Tage ihm zu Häupten,
Die heißen Wege glühend ſtäubten.
Es iſt der Hans, der hier die Glieder
Streckt in den Eichenſchatten nieder,
Und nun, erquickt auf weichem Moos,
Wird der Ermattung Qualen los!
Sein Auge auf dem Städtchen liegt,
Das in der Wipfel Grün ſich ſchmiegt.

Der Thurm mit ſeinem blanken Knauf,
Des Samſtagabends Glockenton,
Regt all ihm die Erinnrung auf
Der Heimath, der er jüngſt entflohn. —
Die Thürme ſeiner Vaterſtadt
Empor vor ſeiner Seele ſteigen,
Und wie ein losgelöſtes Blatt,
Geſchleudert in der Winde Reigen,
So däucht' er ſich hinausgetrieben
Mit ſeinen Schmerzen, ſeinem Lieben.
Schon zog er lange, ohne Plan.
Jetzt regt der Junitag die Schwingen,
Halb iſt die Barſchaft ſchon verthan,
Wie weit ſoll er den Reſt noch bringen?
Er war kein Strolch, der ſeine Gulden
In wüſten Schenken toll verpraßt,
Das Schlemmen hatt' er, und die Schulden
Von je aus Herzensgrund gehaßt.
Von Kindheit wars ihm anerzogen,
Es ſei ein gutes Ding um's Geld.
Der alten Reichſtadt buntes Wogen
Zeigt ihm den Markt der ganzen Welt.
Es lagen Reichthum und Vermehrung
Vor Augen unſerm Stadtkind früh;

Des Fleißes, des Gewinnes Müh,
Und des Erworbenen Verbrung.
Und doch, trotz Stunden bitter Reu,
Vor seinem Handwerk trug er Scheu.
Seit er gekostet das freie Schweifen
Mocht er nichts Andres mehr ergreifen.
Die jungen Flügel möcht' er heben
Und stürzen sich ins wilde Leben.
Wohl sah er wie die Welt sich regte,
Sich neu im Kriegeskleid bewegte,
Er hörte viel von Glaubenshader,
Sah vieles Volk und Reutergeschwader,
Und wär oft für sein Leben gern
Gefolget einem Kriegesherrn.
Er dachte sichs herrlich, als ein Held
Zu fliegen durch die lachende Welt,
Hoch zu Rosse im Waffenkleid —
Vor Sehnsucht ward die Brust ihm weit.
Und doch, so oft er auch gelauscht
Den Klängen, die die Straße zogen,
Kaum daß er all die Herrlichkeit
Mit Ohr und Augen eingesogen,
War's Alles schon vorbeigerauscht,
Und nur sein Herz flog hinterdrein

Durch den glänzenden Frühlingsſonnenſchein.
— Da lag der Hans am Waldesrand,
Und Bild um Bild vorüber ſchwand.
Er dacht' an des alten Meiſters Milde,
Er hing an Elsbeths theurem Bilde;
Sah ſich mit der Tyrannenkrone,
Vom Scharlachmantel ſchön umfloſſen,
Und von des Rathsherrn ſtrengem Tone
Mit Schanden aus dem Haus geſtoßen.
Tyranniſch wollt' er all den bittern
Erinnerungen widerſtreben,
Warf ſich ins Gras, und ſah dem Zittern
Des Laubes zu im Windesweben,
Er athmete des Waldes Duft
Und ſah in blauer Himmelsluft
Die weißen Frühlingswolken ſchweben. —
Und wie er ſtarrt zu den Gezweigen
Sieht er — er traut den Augen nicht,
Er ſieht ein fremdes Angeſicht
Sich auf ſein eigen Antlitz neigen.
Der Hans fährt auf. Und vor ihm ſtand
Ein kurzes, knorrig, ſtruppig Weſen,
Das Haar nicht beſſer als ein Beſen,
Das Antlitz braun vom Sonnenbrand.

Des Rocks phantaſtiſch bunkle Reſte,
Als ob beim letzten Schützenfeſte
Man ſie zum Scheibenziel erkoren
Der ſchonungsloſen Kugelbüchſe.
Die Stiefeln hatten ſehr verloren
Seit ihrer Jugend erſter Wichſe,
Und durch den Hut nach allen Seiten
Hatten die Winde freies Gleiten.
So ſtand dies Weſen, ſchaut verſchmitzt,
Auf einen Knotenſtock geſtützt,
Und forſcht in Hanſens Zügen lange.

Was wollt Ihr! ruft der Hans, und faßt
Auch ſeinen Knotenſtock in Haſt,
Und ſtellt ſich keck in Poſitur,
Als wartet er des Angriffs nur.

„Nur ruhig Blut! und ſeid nicht bange!“
Der Andre ſpitzig blinzelnd ſpricht.
— Oho! ich fürcht' mich wahrlich nicht!
Ruft Hans mit wilden Blicken ſprühend,
Derweil ſich ſtrahlend und erblühend
Verklärt des Strolches Angeſicht,
Und endlich aus der Bruſt ihm bricht

Ein unerſchöpflich helles Lachen.
— Jetzt gehn dem Hans zu weit die Sachen,
Er packt den Lacher bei der Bruſt,
Der aber ſchreit in voller Luſt:
„Hans Haidekuckuck! heiße, Kerl,
Laß los, das Raufen iſt nicht nütze!
Du, der Tyrannen Kron' und Perl,
Kennſt du nicht mehr den Gurgelfritze?“

Ja ſo! Jetzt wird's dem Hanſen Licht:
Du biſt der Gurgelfritze —? Je,
Wenn ich dich freilich recht beſeh,
So biſt du es von Angeſicht.
Doch die drei Jahr in fremden Ländern
Die thäten dich gar ſehr verändern!

„Ja, Bruderherz, ich wills dir glauben!
Das kommt, wenn man die Welt ſtudirt,
Wenn man des Lebens Drehn und Schrauben
Nach allen Seiten durchprobirt!
Du ſiehſt noch blank und ſauber aus,
Man merkts, du kommſt noch erſt von Haus.
Juchhei! was machen die Tyrannen?
Das war ein Gloria, wenn in Wuth

Du deinen Part herabgewettert,
Und alle Hörer machteſt ſchaudern!
Die Leute konnten, wie zerſchmettert,
Sich andern Tages kaum ermannen
Zum hergebrachten Alltagsbaudern.
Komm an mein Herz, Tyrannenblut!“

Der Hans die Augen niederſchlug,
Der Andre aber war im Zug:
„Was macht der Meiſter Sachs? Fürwahr,
Bei ſeinem Leiſten in der Lehre
Ich herzlich gern geblieben wäre,
Dieweil's ein guter Meiſter war,
Allein die Meiſtrin war zu ſchlimm,
War grade mir am meiſten grimm!
Hielt gar nicht viel von meinen Witzen —
Ich ließ nun mal nichts auf mir ſitzen!
Poz Velten, war's 'ne Wirthſchaft oft,
Wenn ſie und ich im Kriege waren:
Vergeß das nicht in hundert Jahren!
Sie brummt', ich macht' ihr meine Wippchen,
Und ſchlug auf jedes Wort ein Schnippchen;
Sie flucht', und heißa, unverhofft
Warf ich ihr an den Kopf die Schuh,

Da ward's noch luſtiger und bunter,
Bis daß der Meiſter kam herunter
Und brachte uns allebeid' zur Ruh.
Er hatt' ſo was in Blick und Wort —
Man that nicht gern ihm was zum Tort.
Allein die Meiſtrin —! ja, das war
Der letzte Abend, daß ſie zankte,
Da ich beſpitzt vom Rathhaus wankte.
Ich ſtellt den Engel Rafael dar,
Von Kain und Abel in dem Stücke.
Ich trug eine güldene Perrücke,
Einen blauen Rock der Meiſterin,
Einen weißen Lappen drüber hin,
Dazu der Meiſtrin Sonntagsſtrümpfe.
Wir Engel hatten nach dem Spiel
(Man kümmerte ſich um uns nicht viel)
Mal ausgeſpielt die rechten Trümpfe,
Und in der Ecke gar nicht ſchlecht
An einem vollen Faß gezecht,
Bis daß das volle endlich leer.
So wandert ich alſo etwas ſchwer,
Derweil der Meiſter noch beim Schmauſe,
Erzengelhaft fidel nach Hauſe.
Da ging dir's los! die Alte fluchte!

Ein Loch im Strumpf, das Kleid zerriſſen —
Den Schaden ſollte der verruchte
Erzengel jetzt beim Satan büßen!
Hei! ich nicht faul, ſchlug um mich her —
Lagen drei Töpfe gleich zertrümmert!
Da ſetzt ſie wüthend ſich zur Wehr,
Doch ich zerſchmettre unbekümmert
Was mir zur Hand — die ganze Küch'
Einem wüſten Scherbenmeere glich!
Da trat der Meiſter in das Haus,
Der ſah verwundert all den Graus,
Und ſah mich an — da war ich nüchtern,
War ſtets vor ſeinen Blicken ſchüchtern.
Er jagte drauf mich aus dem Haus,
Da war's mit meiner Lehrzeit aus!
Doch nun! du Haidekuckuck, Junge,
Wie ſtehts daheim, rühr' deine Zunge:
Komm, ſetz' dich zu mir her ins Gras,
Von Nürnberg jetzt erzähl mir was!"

Der Hans fuhr wie vom Traum empor.
Er dacht an ſeine eigne Sache,
Die ihn erfüllte noch mit Macht,
Und hörte nur mit halbem Ohr.

Dann kam heraus er mit der Sprache:
Sie sagten, weil du jene Nacht
So schnell dich machtest auf die Sohlen,
Hättst du des Meisters Stück gestohlen,
Wir meinten All', es wär aus Rache.

„Gestohlen? hör, das ist gelogen:
Wie ich nach meinem letzten Pasche
Kopfüber eilig abgezogen,
Da fand ich es in meiner Tasche,
Ich weiß nicht wie. Da dacht' ich mir
Vom Meister sei's ein Angedenken.
Auch hat mir's brav genützet schier.
Ich spielt's auf Märkten und in Schenken,
Da ich mich bald zusammenthat
Mit fahrenden Leuten und Vaganten.
Wohin wir unsre Reise wandten
Machten wir mit dem Stücke Staat.
Ich hielts gar werth, doch meine Bande
War wüstes Volk. Im Schwabenlande
Versahn wirs mit der Polizei,
Die meisten wurden aufgehoben,
Verloren ging mein Stück dabei!
Wiewohl, ich wittre meinen Erben,

Und kommt er je mir vor's Geſicht,
Will ich nach Herzensluſt ihn gerben:
Dem ſchwarzen Peter gönn' ich's nicht!"

Du warſt wohl weit im Land herum?
So fragt der Hans. — „Das will ich meinen!"
Der Andre ſpricht: „die Kreuz und Krumm
Hab ichs durchwandert auf zwei Beinen!
Mit Tauſendkünſtlern, Gaukelſpielern,
Thät ich im römſchen Reiche wandern.
Hernach hielt ichs mit fahrenden Schülern
Am Rhein, und abwärts bis nach Flandern.
Da hauſten grad die Wiedertäufer.
Ich war nicht faul, bot in der Eil
Weihwaſſer aus dem Jordan feil,
Da hatt' ich viele hundert Käufer!
In Frankreich hatt' ich Amulette
Und Liebesäpfel zu verkaufen.
Dort lebt und liebt man um die Wette,
Ward von Verliebten überlaufen.
Genießt das Volk zwar ohne Geiz,
Möcht aber immer feinern Reiz,
Und ſcheut ſich auch vor keinem Mittel,
's iſt freilich ſo der Weg zum Spittel!

In England macht ich ſchlecht Geſchäft.
Dort hat der König Land und Leute
Gereformirt nach eignem Heft,
Und giebt dem Henker reiche Beute.
Sie ſahn mir ſcharf auf meinen Wandel,
Drum thät ich wieder mich verändern,
Fand auch, daß in katholſchen Ländern
Ich beſſer ſtand mit meinem Handel.
Zog drum nach Welſchland. Da war's gut!
Ich kriegte Dienſt bei zwei Studioſen
In Padua. War lockres Blut!
Gaben mir ein paar ſammtne Hoſen
Von ihrer Farb', und Liverei.
Ich mußt' für die Herrſchaft borgen gehn,
Dazu nach hübſchen Mädchen ſpähn.
Allein auf Einmal war's vorbei!
Der Herrſchaft glorioſe Hulden
Kam eines Tags zum Thurm in Haft
Von wegen allzugroßer Schulden,
Und ich, die ganze Dienerſchaft,
Zog vor mich aus dem Staub zu machen.
Gab drum aber nicht auf die Sachen.
Ich kaufte Theriak und Pillen,
Wurmſamen, Rattengift und Salben,

Dazu ein Dutzend grüner Brillen,
Womit man ſiehet allenthalben
Das Geld in ſeines Nächſten Säckel.
So wandert' ich mit meinem Päckel
Ins römiſch-deutſche Reich zurück.
Wenn man's verſteht mit ſolchen Dingen
Macht man allda gewiß ſein Glück!
Es wollt' mir Anfangs auch gelingen,
Doch ging mir in 'ner böſen Stunde
Auch dieſer Handelszweig zu Grunde.
Nun legt' ich mich auf Politik,
Und ſchloß mich zum ſchmalkaldner Bunde,
Ward oftmals ausgeſchickt auf Kunde.
Hör', du! die Sache hat kein Schick!
Den Herrn geht's nächſtens an's Genick,
Sie ſind nicht, werden niemals einig!
Soll Brüderſchaft von Dauer ſein,
So ſei der Beutel auch gemein,
Und wär er noch ſo fadenſcheinig!
So hab ich im Reiche jede Art
Durchprobirt auf mancher Fahrt,
Auch was in fremdem Land man lobt
Das hab ich all dazu erprobt.

Und wo ich immer eingekehrt
Fand ich das Sprüchel wohl bewährt:

Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz,
Ulmer Geld,
Hat den Preis in der ganzen Welt!

Absonderlich nürnberger Witz
War mir in allen Landen nütz,
Hab manchen Tropf damit geäfft!
Und alleweile, unverhohlen,
Bin ich auf freien Wandersohlen
Ganz ohne bindendes Geschäft. —
Ja, wohin gehn nun deine Wege?
Bist noch beim Handwerk? Geh, sei klug.
Für dich sind Hobel, Schurz und Säge
Dein Lebtag nimmer gut genug!
Willst etwa dir 'ne Wirthschaft gründen?
Da kauf dir Bretter gleich zum Sarg.
Und geh und beichte deine Sünden!
Was, Jung' — das wär doch gar zu arg,
Dein' beste Zeit in's Dunkle pferchen!

Komm mit, wir ziehn auf freier Bahn,
Grad wie die luſtgen Sommerlerchen,
Und ſchaun die weite Welt uns an!“

Der Hans befangen drauf erwiedert:
Das Handwerk lockt mich zwar nicht ſehr,
Viel lieber zög ich leicht befiedert
Mit dir in freier Welt umher!
Wiewohl, das wird mir wenig frommen,
Mir fehlt zur Wanderſchaft das Beſt'!
Das Geld wird knapp, und mit dem Reſt
Wie ſoll ich durch die Lande kommen?

Der Fritze lacht aus voller Bruſt:
„Ach Jung' es iſt 'ne wahre Luſt
Um ſolchen blöden Mutterknaben:
Bei dir iſt Unſchuld reich zu haben!
Dir ſtecket noch in allen Gliedern
Schwerfälliges nürnberger Blut.
Willſt dich der freien Welt verbrüdern,
Und haſt doch nicht den rechten Muth?
Kamſt niemals aus den ſtädtiſchen Mauern,
Die neue Freiheit macht dich ſchauern.
Potz Velten! ſag, was iſt das Geld?

Geh hin und brauche deine Gaben,
Dann wirst du durch die ganze Welt
Zu leben und zu jubeln haben!
Da schau mal mich an, seh ich nicht
Gerad' aus, wie 'ne Vogelscheuche?
Verzwickt, verzwackt von Angesicht,
Giebt's auf der Welt meschantre Gäuche?
Und thät das Glück doch oft erfassen,
Und gehts auch jetzt ein wenig schlecht,
Ich hoff', es wird mich nicht verlassen!
Und du? Vom Wirbel bis zur Zehe
Als wie von adligem Geschlecht,
Ein schmucker Bursch, ein feiner Jung',
Und hoffentlich gescheit genung,
Willst zweifeln, daß in deiner Nähe
Das Glück schon lustig winkend stehe?
Ja, will man sich um gar nichts scheeren,
Schwänzelt so in's Gelag' hinein,
Und thut sein bischen Geld verzehren,
Da bringt das Leben auch nichts ein.
Komm, in die Welt will ich dich führen,
Ich kenn' sie gut, hab sie studirt,
Ein Leben will ich dir erküren,
Wie's selten Einer ausprobirt!"

Schon blickt der Hans lebendger drein,
Des Fritzen Rede leucht' ihm ein.
Hör', spricht er, hast du recht vernommen,
Wird's denn gewiß zum Kriege kommen?
Ist unsre gut lutherische Schaar
In gar so schrecklicher Gefahr?
Dann komm, laß uns die Waffen tragen,
Und uns zum Glaubensheere schlagen!
Entschlug mich immer noch der Sach',
Doch denk ich mehr dem Dinge nach —
Wenn man uns will mit Waffen zwingen,
Muß man dem Glauben Hülfe bringen!
Juchhe, auf hohem stolzem Rosse
Dahin zu jagen im Reitertrosse,
Könnt' ich so großes Glück erreichen,
Es wär ein Leben ohne Gleichen!

„Was fällt dir ein! der Fritze spricht,
Denk dir die Sach' so herrlich nicht!
Scheererei, mühselig Gepack,
Nichts im Magen und nichts im Sack,
Lumpenwirthschaft und leer Gesunker!
Kommst du nicht als Herr und Junker,
Den Beutel ordentlich gespickt,

Iſt's Elend und Armſeligkeit!
Laß dich nicht blenden durch das Kleid,
Sag dir, 's iſt nur zuſammengeflickt!
Und Glauben —? Glauben her und hin,
Schlag dir den Reiter aus dem Sinn!
Haſt du erſt mehr von der Welt geſehn,
Wirſt du das Alles ſchon beſſer verſtehn.
Doch — daß wir Eines nicht vergeſſen,
Du ſagſt dir blieb noch etwas Geld?
Nu, 's iſt doch Etwas unterdeſſen:
Sag an, wie viel dein Beutel hält?"

Ja, damit iſt's nur ſchlecht beſtellt!
So ſpricht der Hans: und die Beſchwerung
Reißt mir nicht mehr die Taſchen ein.
Von meiner ganzen Reiſezehrung
Sind nur noch — dreizehn Gulden mein.

Der Gurgelfritze prallt zurücke
Als wie geblendet und erſtarrt
Von eines Zaubers Gegenwart:
Was, Jung', noch dreizehn Guldenſtücke?
Willſt du mich foppen? Sagſt du recht?
Und die Beſchwerung nennſt du ſchlecht?

Nun, dafür bau ich dir 'ne Brücke
Die grade bis zum Himmel reicht!
Doch still, verſteck die blanken Stücke —
Da raſchelt was im Haſelbuſche —
Horch, wie es jetzt mit leiſem Huſche
Rechts durch die hohen Büſche ſtreicht!"

Spricht Hans: Ein Haſe war's vielleicht!
Und Jener: „Hat ſich was zu haſen
Wenn man auf freiem Waldesraſen
Von ganzen dreizehn Gulden ſpricht!"
Der Gurgelfritze fackelt nicht,
Springt auf, durchſtöbert rings die Büſche,
Er ruft, er droht dem Unſichtbaren,
Er hau' und krieg' ihn bei den Haaren,
Wenn er ihn im Verſteck erwiſche;
Doch woll' er ſich im Guten geben,
So werd er ihn der Straf entheben —
Kriegt aber keine Antwort nicht,
Trotz ſeinem grimmigen Geſicht.
Rings iſt es ſtill. Am Waldesſaume
Verglüht der letzte Sonnenglanz,
Nur eine Elſter ruft vom Baume:
Etſch! Etſch! und wippt mit ihrem Schwanz.

Doch ob ſie was verhehlt, geſehn,
Man konnt es nicht ſo klar verſtehn.

Der Gurgelfritz' ſpricht wieder munter:
„Mag diesmal wohl ein Irrthum ſein!
Jetzt komm, die Sonn iſt ſchon hinunter,
Gehn wir in's Städtchen dort hinein!
Ich läugn' es nicht, mein Magen mahnt,
Hab ſchon ſeit geſtern nichts genoſſen,
Und da dein Geld den Weg uns bahnt
Iſt jedes Wirthshaus uns erſchloſſen.
Derweil wir nun, mein wackrer Jung',
Zur Herberg unſre Schritte lenken,
Will ich dir gleich zwei Regeln ſchenken.
Zum Erſten: Wenn mit kühner Zung'
Im' freien weiten Waldrevier
Du ſagſt was deine Taſchen gelten,
Und 's rauſcht im Strauche neben dir,
Ein — Haſe iſt es dann nur ſelten!
Der läuft ſchon wenn man kommt davon,
Auch hat ſein Raſcheln andern Ton.
Jetzt hör mir zu. Schau Weg und Stege
Sind voll von einer Art von — Rittern.
Feld, Wald und Buſch ſind ihr Gehege,

Und wo ſie was Erfleckliches wittern,
Und dünken ſtark ſich zur Genüge,
Sind ſie nicht blöde und nicht faul,
Und ſtürzen wie Hornißenzuge
Auf einen biedern Karrengaul.
Zum Zweiten dann, mein guter Knab:
Wenn ich noch dreizehn Gulden hab'
So ſitz ich noch ſo recht im Vollen!
Hernach, wenn erſt die letzten blaſſen
Geliebten Kreuzer dich verlaſſen,
Dann magſt du mit dem Glücke grollen.
Doch kannſt du das auch überwinden,
Wird ſtets das Glück dich wieder finden.
Glaub mir aufs Wort, ich bin dir gut!
Und nun, Geſell, hab friſchen Muth!

Im Wirthshaus ging es luſtig her,
Da ſaßen zuſammen Jubileut', Bauern,
Und hatten reichlichen Verkehr.
Dazu hört man mit ſüßem Schauern
Vom Herd die fetten Würſte ziſchen,
Auch roch es nach gebacknen Fiſchen.
Der Gurgelfritze zog verklärt
Die holden Düfte in die Naſe,

Und rief: „Grüß Gott, ihr Herrn beim Glaſe!
Frau Wirthin, friſch was Rechts beſcheert,
Auf daß auch wir Sie rühmen können!
Wir hörten weit im Lande drauß
Ihr Haus das beſte Herbergshaus,
Und Sie die beſte Wirthin nennen!“

Die Wirthin ſah ſich den Geſellen
So ſeitwärts an, wiewohl der Schein
Nahm ſie nicht für den Fritzen ein.
Doch thät ihr Auge ſich erhellen,
Als ſie den ſchmucken Hanſen ſah.
Deß Blick den Argwohn ihr verſcheuchte.
Bald war die beſte Mahlzeit da,
Die den Geſellen Manna däuchte,
Dazu ein wacker ſchäumend Bier,
Sie wähnten ſich im Himmel ſchier.

Derweil man ließ ein Krüglein ſchenken
War laut Geſpräch auf allen Bänken.
Man ſprach von Politik und Zeiten,
Vom Bauernkrieg, von Tetzels Kram,
Und wie die Sach ein Ende nahm,
Und von der Herrn und Fürſten Streiten;

Daß Doctor Luther ſei geſtorben,
Doch nimmer ſei ſein Wort verdorben.
Man ſprach von proteſtant'ſcher Lehr',
Von Fürſten, die ihr treu geblieben;
Daß die ſchmalkaldner ſtärker ſeien,
Trotz Papſt und Bann und Plackereien,
Und daß vom Kaiſer wieder wär
Ein neuer Reichstag ausgeſchrieben.
— Ein dicker Fuhrmann nimmt das Wort:
Was wird man groß zurechte hecken
Zu Regensburg? Der Kaiſer wird
Stets hinter ſeinen Pfaffen ſtecken,
Hernach, eh wir's verſehen, ſchwirrt
Das Kriegesſchwerdt in allen Landen.
Der Landgraf und der Sachſenherr,
Die ſich für Luthers Lehr verbanden,
Haben nun ſatt das Gered' und Geplärr!
Meint ihr, ſie werden auf dem Tag
Zu Regensburg ſich rupfen laſſen?
Das hat ſich! Sind nicht eben zag!
Der Kaiſer bringt die welſche Plag',
Den Alba, drauf mit Heeresmaſſen,
Und von dem Reichstag kommt die Kunde:
Krieg! Krieg mit dem ſchmalkaldner Bunde!

Ich ſag's, zum Letzten iſt's gekommen!
Das Schwätzen über'n rechten Glauben,
Das Schreiben, Zetern, Ketzern, Schrauben,
Das kann nun Alles nicht mehr frommen!
Die Bündſchen ſtehn auf ihren Rechten,
Müſſen nun für den Glauben fechten! —
Der Fuhrmann thut einen tiefen Zug
Und blicket ſelbſtbewußt im Kreiſe.
Der Gurgelfritze bemerket klug:
„Das Eine wär vor Allem weiſe,
Daß ſie in Allem einig wären,
Und thäten nicht der Eine das,
Und Jener Anderes begehren!
Wo iſt hernach noch ein Verlaß?
Sag euch, ſie führen tüchtge Macht,
Können mit Einer guten Schlacht
Das ganze Reich für ſich geſtalten,
Sofern ſie gut zuſammen halten.
Das war was Rechts vor Ingolſtadt!
Sich erſt vergeblich abzumühen
Und drauf in Zwietracht abzuziehen!
Mir ſchwant, es wendt ſich bald das Blatt!
Da ſchaut mal die Katholiſchen an:
Der Pabſt hat jedem, Mann für Mann,

Mit ſeinem Sold Ablaß verſprochen
Für Alles, Raub und Brand und Mord,
So es an Ketzern wird verbrochen.
Da ſind ſie einig, auf mein Wort!“

Der Dicke ruft: der Belial,
Der ſitzt zu Rom auf ſeinem Stuhle:
Daher kommt uns das Unheil all,
Da, aus dem römſchen Lotterpfuhle!
Mord, Todtſchlag, jegliches Verbrechen,
Rechnen ſie ſich gar an zum Ruhm,
Sind gleich parat es loszuſprechen,
Und das nennt ſich ein Chriſtenthum! —

Dem Hans ging nicht ein Wort verloren,
Er horchte mit geſpitzten Ohren,
Und hörte voller Spannung zu
Was all ſie in der Herberg ſprachen.
Man ließ fortan den Krieg in Ruh,
Und Politik und Glaubensſachen.
Man ſprach von feuerſpei'nden Drachen,
Von Zauberei und Teufelskunſt,
Vom Stein der Weiſen, ſchwarzer Kunſt,
Von Räubern, heimlichen Gerichten

Und hundert ſchaurigen Geſchichten.
Vor Allem von dem Doktor Fauſt,
Der ſich dem Teufel hab verſchrieben,
Und dafür mächtig nach Belieben
Mit ſeiner Zauberei gehauſt.
Im kalten Winter hab' er nächtig
Den ſchönſten Garten blühen laſſen,
Darinnen thät er überprächtig
Mit allen ſeinen Freunden praſſen.
In Leipzig ſei er auf 'ner Tonne
Einſt beim Gelag davon geritten,
Und auf 'ner Leiter bis zur Sonne
Am hellen Tag emporgeſchritten.
Der Gurgelfritz' vor Allen war
Bekannt mit ſolcherlei Geſchichten,
Erzählt' der ſtummen Gäſte Schaar
Die ſtaunenswürdigſten Geſchichten. —

Man trennte ſich mit guter Nacht.
Der Hans und Gurgelfritz' erſtiegen
Den Scheunenboden, wo den Beiden
Die Lagerſtatt war zugedacht.
Sich in das weiche Heu zu ſchmiegen,
Für den, der müd' iſt und beſcheiden,

Iſt das ein Lager zum Beneiden.
Der Gurgelfritze wühlt ſich tief
In ſeine warme Lagerſtätte,
Doch unſres Hanſen Kopf durchlief
Noch viel, er mochte nicht zu Bette.
Denn was der Meiſter ihm einſt geſagt
Schon deutlicher im Kopf ihm tagt.
Und hatt' er drunten bei den Gäſten
Zum Sprechen kaum den Mund bewegt,
So war er nun zum allerbeſten
Zu regem Schwätzen aufgelegt.
Er fühlte weit ſein Herz erſchloſſen
Und ward ihm gleich kein Wort beſcheert
Von ſeiner Lagerſtatt Genoſſen,
Das Reden war ihm unverwehrt.
So ſprach er alſo lang und breit
Von ſeiner Liebe, gab mit Feuer
Zum Beſten drauf ſein Abentheuer,
Beſchrieb ſein großes Herzeleid,
Der Liebſten Schönheit, Engelsmilde,
Und gab zu ihrem ſüßen Bilde
Die allerlauterſten Gefühle,
Und ſpann, nach der Verliebten Weiſe
In's Große weiter ſeine Kreiſe.

Derweil er ſo auf nächtgem Pfühle
Mit offnem Aug' und glühnder Wange
Hielt ſeinen Herzensmonolog
Vernahm er, wie ein Seufzer bange
Durch ſeines Nachbars Buſen zog.
Er nahm's für Antheil, drückte ſchweigend
Des Fritzen Hand, und wühlte ſich
Ins Heu, ſein Haupt zum Schlummer neigend.
Doch, guter Hans, du täuſchteſt dich!
Als du begonnen dein Geſtändniß
War er dem Schnarchen nicht mehr fern,
Du hätteſt bis zum Morgenſtern
Fortſetzen können dein Bekenntniß,
Und thateſt wohl, im Ruhehafen
Ihm zur Geſellſchaft einzuſchlafen. —

Der Hans ſchlief meiſterlich geſund,
Und all ſein Gram war bald verwichen,
Er wär auch wohl die ganze Nacht
Aus eignem Antrieb nicht erwacht,
Doch kam es um die zwölfte Stund
Gar eigen über ihn geſchlichen.
Es war kein Traum auf dunklem Pfühl,
Es war ein körperlich Gefühl,

Gleichwie wenn eine fremde Hand
Verſtohlen fuhr' in ſeine Taſche
Daß ſeine Gulden ſie erhaſche.
Der Hans ſich heftig warf und wand,
Und ſetzt' ſich auf, und rieb die Augen —
Doch mochte, was da vor ihm ſtand
Für dieſe Stund ihm wenig taugen.
Es grauſt ihm, wie vor Geiſterſpuke.
Der helle Mondſchein bläulich fiel
Grad in die offne Dachesluke,
Und zeigt ihm einen Mann, der eben
Beſtrebt iſt ſich empor zu heben.
Jetzt ſteht er da. Der Zugluft Spiel
Durchwebt des Mantels ſchwarze Falten.
„Still! ruft der Mann: Bei deinem Leben
Gebiet' ich ruhig dich zu halten!"
Noch weiß der Hans nicht, wie das Ding
Sich hier zu Nachtzeit will geſtalten,
Gar wuſt es durch den Kopf ihm ging.
Er meint, es wär ſein Schlafgeſelle,
Er fühlt und tappt nach ſeiner Stelle,
Doch den bedeckt des Schlafes Schwere.
Jetzt wird dem Hans erſt wach zu Muth,

Er fährt empor mit wirrem Blut,
Und fragt, was Jener ihm begehre?

Der Schwarze spricht mit hohlem Ton,
Doch leis, und mit gedämpfter Stimmen:
„Was fragst du mich, du Erdensohn?
Auf Mondlichtwolken thät ich schwimmen
Zu dir aus ungemeßner Weite
Daß ich dir Glück und Ruhm bereite!
Kann weit den Zaubermantel spannen,
Und fliege durch die Luft von dannen.
Kann Wind und Erd und Meer empören,
Dazu die Geister all beschwören.
Ich dreh an meinem Zauberringe,
Und rufe was in Grüften hauft,
Kann schaffen wie ich will die Dinge,
Ich bin — der große Doctor Faust!"

Dem Hansen läuft es übern Rücken,
Es klopft sein Herz, als wollt's in Stücken.
Der Schwarze wieder nimmt das Wort:
„Sei still! dich hab' ich ausersehen,
Daß dir was Gutes soll geschehen,
Deshalb bin ich allhier am Ort.
Wollte dir jetzt nur dieses sagen,

Muß alſogleich nach Frankreich fort,
Doch morgen darfſt du darnach fragen,
Zu Mitternacht, da drauß im Walde,
Wo die drei alten Heidenſtein'
Liegen auf der breiten Halde,
Denn allda werd' ich bei dir ſein,
Dir geben was dein Herz gelüſtet!"

Der Schwarze ſich zum Gehen rüſtet,
Und watet mühſam durch das Heu.
Der Hans befühlt in banger Scheu
An Arm und Beinen ſich umher,
Ob's nicht ein arger Traum nur wär',
Und wie er kommt an ſeine Taſch'
Durchfährt ſein erſt Gefühl ihn raſch,
Da er noch halb vom Schlaf gebunden,
Er ſucht — die Taſch' iſt grauſig öde,
Die ganze Baarſchaft iſt verſchwunden!
Jetzt iſt der Hans auch nicht mehr blöde,
Er ſpringt empor und eilt mit Haſt
Sich zu beſehn den nächtgen Gaſt.
Der Schwarze ſelber riecht den Braten,
Sucht ſchneller durch das Heu zu waten,
Schon ſitzt er in der Dachesluke,

Da faßt der Hans mit raſchem Drucke
Den Geiſterbanner beim Genick:
Halloh! Ihr habt, Herr Doctor Fauſt,
Mir meinen Beutel weggemauſt,
Gebt meine Baarſchaft mir zurück!
— Der Doctor ſtrebt mit allen Gliedern
Des Hanſen Stöße zu erwiedern.
Der Hans, der merkt, daß weder Luft
Noch Meer ſich um den Herrn bemühe,
Daß Flamme nicht, noch Höllenduft
Zur Abwehr um den Doctor ſprühe,
Will auch nicht mit ſich ſpaßen laſſen,
Und kriegt ihn ordentlich zu faſſen,
Traktirt den Zauberer gar nicht zart.
Der Doctor weiß mit guter Art
Sich in der Luft herumzubalgen.
Er wittert ſchon ſo was vom Galgen,
Und jetzt, mit einem kühnen Satz
Hat er dem Hans ſich faſt entrungen
Der aber ſchreit aus voller Lungen:
He, Fritze, ſchläfſt du wie ein Rat,
Derweil man uns den Beutel ſtiehlt? —
Der Schwarze hört es mit Erblaſſen,
Der Hans ihn feſt am Mantel hielt —

Rick — rack! da reißt das Kleid in Fetzen,
Der Schwarze benedeit ſein Glück,
Der Hans behält nur mit Entſetzen
Des Doctor Fauſti Hinterſtück.
„He, Diebe! ruft er: Haltet! Haltet!“
Der Gurgelfritze hat derweil
Sich auch aus Traum und Heu entfaltet,
Er hielt bei Dingen ſo geſtaltet
Auch eben nicht Maulaffen feil.
Was ſchrien Euch d- die zwei Geſellen!
Das ganze Haus kam auf die Beine,
Die Hunde fingen an zu bellen,
Jedweder that an Lärm das Seine.
Man ſucht, man ſtürzt ſich aus dem Haus,
Man bringt Laternen, Leitern, Stangen,
Die Nachbarn kommen all heraus,
Man hört verwundrungsvoll die Mähr,
Stöbert in Haus und Hof umher,
Konnt aber nichts und gar nichts fangen.
Es ward geſucht, geforſcht zwei Stunden,
Der Doctor Fauſtus war verſchwunden.

Da dünkt es Allen denn genug
Mit Späben, Schwätzen und mit Suchen,

Mocht auch der Gurgelfritze fluchen,
Der Hans bejammern den Betrug,
Der ihn empörte faſt zu Thränen,
Sie gingen alleſammt mit Gähnen
Und ſchauernd in der nächtgen Kühle
Zurück auf ihre Lagerpfühle.
Der Hans allein verſchmäht den Schlummer,
Und ſetzte ſich in ſeinem Kummer
Mit wachen Sinnen vor die Thür.
Er meint, er könnt kein Auge ſchließen,
Die Sache war auch zum Verdrießen,
Wiewohl es endlich doch ſich machte,
Daß er entſchlief, und erſt erwachte
Da ſchon die Sonne ging herfür.
Im Hauſe ward es drauf lebendig,
Die Gäule wurden ſchnell getränkt,
Frau Wirthin ſetzte eigenhändig
Was ſie den Fuhrleuten eingeſchenkt
Zum Morgenimbiß auf den Tiſch
Und ſchafft' und tummelte ſich friſch. —
Der Hans und Gurgelfritze ſtanden
Und wollten nüchtern Abſchied nehmen.
Half nichts, ſie mußten ſich bequemen,
War ja kein Kreuzer mehr vorhanden!

Am Abend hatt' der Hans zum Glücke
Bezahlt die Zech' und Lagerſtell.
Frau Wirthin war der Guldenſtücke
Noch eingedenk, die der Geſell
In ſeinem Säckel ſpielen laſſen.
Zu Herzen ging ihr außermaßen
Des ſchmucken Hanſen Traurigkeit.
Bedacht' ſich drum nicht lange Zeit,
Setzt' vor die Beiden Supp und Brod,
Das ſie zum Morgenimbiß bot,
Und ſprach: Dieweil die ſchlimme Sach
Geſchehn iſt unter meinem Dach,
Wasmaßen mich das doppelt grämt,
So bitt' ich, ihr Geſellen, nehmt,
Und eßt, und denkt nicht an die Zeche! —
Die beiden ſchaun ſie fragend an,
Ob ſie in gutem Ernſte ſpreche,
Doch wie ſie lächelnd winkt heran,
Auch keins von Beiden ſich beſann,
Sie konnten ihren Dank nicht zügeln
Und die Löffel nicht genug beflügeln.
Frau Wirthin reicht ihnen drauf die Hand:
Gute Wanderſchaft ins weite Land! —

Gar luſtig iſt die Morgenfriſche
Wenn glänzend blitzt die Wieſenau,
Behaglich dehnen Baum und Büſche
Ihr junges Laub im Morgenthau,
Der Himmel lacht, die Vögel pfeifen,
Da iſt's 'ne Luſt hinauszuſchweifen! —
Der Hans ſchritt wacker mit dem Andern.
So mit einem luſtigen Kumpan
Da iſt es gleich ein andres Wandern,
Und leichter wird die ſchwerſte Bahn.
Das konnt' ſchon vor dreihundert Jahren
Jedweder Wanderburſch erfahren.
Vergeſſen faſt iſt ſein Verluſt.
Der Hans kommt in ein frohes Schwätzen.
Heut, da er ohne Kreuzer mußt'
Die Füße fleißig fürder ſetzen,
Hat er ein größeres Ergötzen
Als da er mit 'nem Säckel zog
Der ſchwere dreizehn Gulden wog. —
So, bei des Sonntags Feſtgeläute,
Bald nah, bald fern, in Dorf und Stadt,
Oder, wo's ſonſt ein Kirchlein hat,
Kamen des Wegs gar viele Leute:
Männer, geputzte Kinder und Frauen

Mit dem Gebetbuch unterm Arm,
Junge Burſchen in lautem Schwarm,
Waren im Sonntagskleid zu ſchauen.
Oder ein Trupp von Mägdelein,
Trugen das Beſte aus ihrem Schrein,
Lavendelſträußel in der Hand,
Auch wohl ſtolz auf ein neues Band.
Ging auch zuweilen der's ihr gegeben
Gar vergnüglich und ſtolz daneben.
Ueber Land, die Kreuz und Quer'
Zogen zu Gottes Wort ſie her.

Der Gurgelfritze fragt' zuweilen
Die, ſo wollten vorüber eilen,
Ob jüngſter Tag' nicht von Ungefähr
Eine fahrende Bande Gaukelſpringer,
Oder Pfeifer, Spieler und Singer
Durch ihr Dorf gekommen wär?
Doch wie er auch mochte forſchen und fragen,
Keiner wußt ihm Beſcheid zu ſagen.

„Hei, wär das Glück uns diesmal hold!
So ruft der Fritze: den Raubebold,
Den Zaubrer und ſaubern Doctor Fauſt,
Der dir die Gulden weggemauſt,

Thu ich noch in der Nähe wittern.
Krieg' ich ihn, soll der Kerl mir zittern!
Weiß wohl, wie so ein Doctor vagirt,
Dafür hab ich die Welt studirt!" —

Schon wurden die Wege still und leer,
Und müder die Gesellen beid,
Da kam noch ein Bauer die Straße her,
Der gab auf des Fritzen Frage Bescheid:
Ja ja, wie mir mein Vetter meldt,
Zu Melrungen heut die Bande hält.
Hat sie gestern einziehn sehn.
Werden heut auf dem Seile gehn,
Können allerhand Possen und Spiel,
Wird des Zulaufs sein gar viel.
Habt bis zur Stadt nicht weit zu laufen,
Werden nicht mehr zwei Stunden sein,
Mögt drum in guter Ruh verschnaufen.
Will auch Nachmittags noch herein.
Nur immer gradaus. Gott befohlen! —

Da hörst du's, sparen wir die Sohlen!
So spricht der Fritze. Kanns geschehn,
Daß wir den saubern Faust erspähn,
Hat's bis Nachmittag gute Wege.

Komm, ruhn wir aus hier im Gehege,
Dieweil die Sonn' ſchon brennet heiß.
Es ſchläft ſich ſicher, wenn man weiß,
Daß Einem, wer auch rings mag hauſen,
Doch Niemand kann den Beutel mauſen.

Indeß ſie ſeitwärts durch's Geſträuch
In's grüne Waldesdickicht bogen,
Wo in den Eichenwipfeln reich
Rauſchten der Lüfte Frühlingswogen,
Begann der Hans: Nun, Fritze, ſprich,
Was ſannſt du aus für dich und mich?
Du haſt die Welt ſo viel ergründet,
So laß uns jetzt zu Rathe gehn —
Denn einen Hafen muß man ſehn,
Wo man mit ſeinem Schifflein mündet!
Ich glaub's, du hatteſt geſtern Recht,
Die Wanderſchaft verſtand ich ſchlecht,
That ängſtlich meine Baarſchaft zählen,
Und ließ hernach den Reſt mir ſtehlen.
Je nu, durch Schaden wird man klug!
Wir haben jetzo freien Flug,
Doch da uns Niemand auf der Welt
Einſetzen will zu ſeinen Erben,

So sind am Besten wir bestellt,
Wenn wir durch Arbeit was erwerben.
Das Wandern ohne Ziel und Plan
Hab ich nun Monde lang gekostet,
Ich mein', wir enden jetzt die Bahn,
Bei der die beste Kraft verrostet,
Und steuern da dem Städtchen zu,
Zum Schreiner ich, zum Schuster du,
Werfen von uns die Arbeitsscheu,
Schaffen da ein paar Monde treu,
Und wenn wir was verdienet haben
Mögen wir fröhlich weiter traben!
Ich hab verderbt auf müßgen Wegen
Ein Theil der allerbesten Zeit —
Nun sprich, hast Bessres du bereit,
So wollen wir's uns überlegen!

Der Fritze hat sich schon in's Gras
Geworfen unterm Eichenbaum,
Und spricht, bereits in halbem Traum:
„Hör, gutes Hansel, merk' dir das,
Vom trocknen Handwerk mußt du schweigen,
Sonst ist es mit uns beiden aus:
Darüber bin ich lang' hinaus.

Ich will dir einen Weg ſchon zeigen,
Doch, Hans, ich rath' dir, ſei kein Tropf,
Schlag dir die Grillen aus dem Kopf!
Eh noch zerriſſen deine Sohlen
Sollſt du das ſchönſte Leben haben:
Jetzt ſchweig', und laß den Schlaf dich laben,
Haſt's von der Nacht noch nachzuholen!"
Der Fritze wirft ſich auf die Seite,
Und macht ein Ende ſo dem Streite.

Allein der Hans war lange wach
Und dachte der nächſten Zukunft nach.
Ihm ſchwante wohl, daß ſein Kamrad
Nicht immer geh den gradſten Pfad.
Ihm war's, als warnt' ihn eine Stimme,
Daß er ins offne Meer nicht ſchwimme,
Und dennoch zog's ihn heimlich fort
Wie zu erſehnten Abenteuern,
Und des Genoſſen letztes Wort
Schien ſeine Sehnſucht zu erneuern.
So lag er lange, aufgeregt,
Die Hände untern Kopf gelegt,
Und läßt gedankenvoll die Blicke
Im hohen Sonntagshimmel münden.

Als wollt' er in der blauen Luft
Des Lebens Räthsel und Geschicke,
Die unergründlichen, ergründen.
Der Thymian verströmte Duft,
Das Sonnengold umfloß die Bäume,
Der Mittag schritt mit glühndem Strahl
Stumm durch des Waldes grünen Saal
Mit dem Gefolge schwüler Träume.

Da träumt dem Hans: Er säh hervor
Hans Sachs, den Meister, ernsthaft schreiten,
Er hört vernehmlich an sein Ohr
Des theuren Meisters Worte gleiten:
Geh nicht, geh nicht zur Stadt hinein,
Du müsseſt denn verloren sein! —
Zum Zweitenmal durchtönt's den Wald,
Doch fern schon wandelt die Gestalt.
Dann mit des Echo's Schall zum Dritten
Ist die Gestalt davongeschritten —
Und schnell, wie sie im Wald verschwunden,
Hat sich der Sinn dem Traum entwunden.

Der Hans fährt auf. In allen Aesten
Erklingts von lustgen Waldesgästen,

Er wähnt in ihren Jubelchören
Noch jenen Warnungsruf zu hören:
Geh nicht, geh nicht zur Stadt hinein,
Du müſſeſt denn verloren ſein! —
Das iſt derſelbe Waldesraum
Den eben er geſehn im Traum,
Das iſt dieſelbe Mittagsgluth,
Die ihm erhitzte Sinn und Blut,
Der Sonnenlichter Spiel im Grünen —
's iſt Alles ſo, nur die Geſtalt,
Die warnend, flehend ihm erſchienen
Sie fehlt, die Worte ſind verhallt,
Und neben ihm im weichen Gras
Der Gurgelfritze lachend ſaß,
Und blinzelt mit verſchmitztem Geſicht
Den Schlummertrunknen an, und ſpricht:
„Haſt ausgeſchlafen, Häuſelein?
Nun auf, geſchwind zur Stadt hinein!“

Zur Stadt? O — laß davon uns bleiben,
Gehn wir vorbei — da iſt's nicht gut!
„Nicht gut? Haſt wohl nicht ausgeruht?
Geh, thu dir deine Augen reiben,
Da, nimm dein Ränzel, nimm den Stab,

Setz Schusters Rappen gleich in Trab,
Bedenk' wir wollen noch zum Feste!
Ich sag dir, drinnen in dem Neste
Ist dir vielleicht was Rechts bescheert,
Wie du's von Herzensgrund begehrt!"
— Der Andre schämt sich seinen Traum
Zu künden seinem Kameraden,
Verläßt, halb träumend noch, den Baum,
Und folgt des Fritzen Wanderpfaden. —

— Zu Melrungen auf dem Markte gafften
Die Buben schon seit mancher Stunde.
Die Springer ihre Seile strafften,
Steckten mit Pfählen in die Runde,
Und Leinen, ihren Spielplatz ab,
Und packten aus ihre ganze Hab.
War Alles zusammen in einer Kiste.
Dann schlug man auf ein Spielgerüste,
Aus ein paar Bänken und ein paar Brettern,
Darauf beginnt ein Herold zu schmettern,
Mit der Trompete macht er kund,
Daß gekommen die große Stund'.
Da war ein Laufen in allen Gassen,
Es drängten herbei sich dichte Massen,

Was in dem Neſte nur Beine hatt',
Und was vom Dorfe gekommen zur Stadt,
Kam geſprungen, gerannt und gelaufen
Sich um die beſten Plätze zu raufen.
Schon lachte Alles von Herzensgrund
Bei des Hanswurſtes erſtem Sprung.
Nun kamen die allerſchönſten Sachen,
Es war grad' um ſich todt zu lachen!
Drauf legt ein ſtarker Kerl ſich nieder,
Sie thun einen Ambos ihm auf den Leib —
Man meint, er müß ihm quetſchen die Glieder,
Und ſtarrt, wie man das weiter treib' —
Allein, das macht' ihm keinen Schaden.
Und als man gar noch glühend Eiſen
Auf dem Ambos geſchmiedet hatt',
Sprang er auf von der Lagerſtatt,
Und thät ſich gänzlich heil erweiſen.
Da mußt ein Jubel ſich entladen
Und während er herum im Ring
Mit ſeinem Teller ſammeln ging,
Verkündet der Herold ſchmetternd drein,
Jetzt ſoll' der Komödie Anfang ſein.
Ein ſchön Spiel werde vor ſich gehn,
Darinnen Adam und Eva zu ſehn.

Und auch von Kains arger Liſt
Werde man hören auf dem Gerüſt.

Stummes Erſtaunen ging durch den Kreis
Als nun Adam und Eva greis
Traten auf dem Gerüſt herfür,
Und huben an ein ſchweres Klagen
Daß ſie der Herr, zwar nach Gebühr,
Thät aus dem Paradieſe jagen!
Hätten auch mit den Kindern kein Glück,
Der Kain ſei ein Galgenſtrick,
Sein' Schlechtigkeit ſei allbekannt,
Brächte die ganze Familie in Schand'. —
Augen und Ohren waren geſpannt,
Als Kain nun kam, der arge Bub.
Doch wie der an zu reden hub,
Da gellt ein wilder Jubelſchrei
Aus zweien Kehlen durch die Reih:
Der Hans und Fritze machen ſich Platz,
Springen zur Bühne mit einem Satz.
Wart! ſchreit der Hans in hellem Grimme
Und faßt den Kain feſt beim Schopf':
Hältſt du mich für 'nen dummen Tropf?
Du Lump, dich kenn' ich an der Stimme,

Haſt geſtern geſpielt den Doktor Fauſt,
Und mir den Beutel weggemauſt,
Und thuſt den Kain heut agiren?
Den Part will ich dir einſtudiren! —
Des Hanſen Fauſt hat wackre Schwere,
Doch Kain auch ſetzte ſich zur Wehre,
Indeß beherzt der Gurgelfritze,
Als wie von einer Burg herab,
Focht mit dem Stock in wilder Hitze
Und hielt des Kain Brüder ab,
Und ſchrie: Jetzt banne deine Geiſter
Du kluger ſchwarzer Zaubermeiſter!

Die Leute ſtumm und ſtaunend ſtehn,
Haben daran ein groß Genügen,
Sie meinen, das müſſe ſich alſo fügen,
Muß' in dem Stücke ſo vor ſich gehn.
Jetzt aber trotzt des Fritzen Hieben
Der ſtarke Kerl, der heil geblieben,
Während er unter dem Ambos lag,
Der iſt nicht ſchüchtern und nicht zag,
Und ſchwingt ſich wuthend aufs Gerüſt.
Und wie erſt Einer oben iſt
Gelingts auch Adams andern Söhnen

Ihrem Rachegelüſt zu fröhnen. —
Da dachten ein paar Burſchen im Ring,
Deren Herz an der Sache hing:
„Das ſind ihrer Viel', gegen ihrer Zwei.
Hurrah, den Zweien ſtehn wir bei!
Gleich in den Kreis hinein ſie fahren,
Und kriegen den Adam bei den Haaren.
Wie das Eva und Satan ſchaun,
Wüthend ſie auf die Beiden haun.
Die aber hatten Genoſſen viel,
Und wie ſich einmal gewendet das Spiel
Kam jetzt eine ganze Schaar von Jungen
Und Burſchen in den Kreis geſprungen,
Mit Begeiſtrung und ſtarken Fäuſten
Bei dem Stück das Ihre zu leiſten.
Und wer bisher noch in Zweifel war,
Ob das ein richtig Schauſpiel ſei
Oder eine Sonntagsprügelei,
Dem wurde jetzt die Sache klar.

Derweil die Dinge ſo im Gang
Mit Jubelſchrei'n und Wuthgezeter,
Gelang es faſt dem ſchwarzen Peter
Sich zu entwinden dem Gedrang.

Doch seine Stunde hat geschlagen,
Schon hat der Fritze ihn beim Kragen:
„Halt, halt! und glaubst du denn, Gujon,
Du kämst so leichten Kauf's davon?
Steh still, du muffiges Gewächse,
Jetzt zaubre mal, beschwör' und here!
Gleich gieb den Beutel mir zurück,
Oder ich breche dir's Genick!"
Der Schwarze zwischen Wuth und Zagen
Reißt den Beutel hervor in Hast,
Und wirft ihn auf das Pflaster hin —
Waren noch sieben Gulden drin.
Derweil der Fritze danach faßt,
Stürzt sich der Peter durch die Masse
Und flieht entlang die nächste Gasse.
Gar Viele sah'n mit an den Streit,
Und wie man hört den Beutel klingen
Und sieht den schwarzen Peter entspringen,
Ist Alles auf der Sieger Seit'.
Jetzt springt der Fritze auf's Gerüst
Und schreit: Paßt Achtung! Daß ihr's wißt,
Der Kain, den wir hier gezaust,
Hat gestern meinem Kameraden
Da diesen Beutel weggemaust.

Waren drinnen an dreizehn Gulden,
Sind ihrer jetzo nur noch sieben.
Er mag für den gemachten Schaden
Sich jetzt begnügen mit den Hieben,
Davon wir ihm sein Theil noch schulden!"
Wie der Fritze so hält seine Rede
Ist geendet alle Fehde,
Ist ein Gelächter und Beifallspenden
Als sollte der Jubel gar nicht enden.
Aber die Red' ist noch nicht aus:
„Paßt Acht! das Spiel ist nicht verloren,
Sperrt auf den Mund, und spitzt die Ohren,
Geht alleweil noch nicht nach Haus!
Dahier mein wackerer Kumpan
Kann den Kain viel besser spielen,
Kann schreien, rasen, grinsen, schielen.
Da steht er, schaut ihn recht euch an!
Mag jetzt der Springer gehn zu Seile,
Der neue Kain verschnauf' derweile!"

Der Hans steht da mit heißem Gesicht.
Er traut noch seinen Ohren nicht,
Und streicht zurück das wirre Haar.
Da dachten die Mägdlein in der Schaar:

Um ſo einen blubenden Geſellen
Wär's ſchad, ſein Antlitz zu verſtellen! —
Wie der Fritze ſo ordnet die Sachen,
Was wollten die fahrenden Leute machen?
Es galt kein Störriſchtbun und Weigern,
Das mußte den Lärm nur wieder ſteigern.
Säuberten alſo wieder den Kreis,
Zogen die Leinen nach alter Weis,
Bald konnte man den Springer ſehn
Mit Anſtand auf dem Seile gehn.

Der Fritze ſpricht zum Hans indeſſen:
„Jetzt, Hanſel, hör, mein Magen bellt!
Wir haben ſeit frühe noch nichts geſſen,
Aber nun haben wir wieder Geld,
Komm geſchwind in die Herberg 'nein!“
Der Hans, nach alle der Bewegung
Verſpüret auch des Hungers Regung,
Eilt in die Herberg mit dem Geſellen,
Sich gleich was Rechtes zu beſtellen.
Drauf ging bei einer Kanne Wein
Die Mahlzeit ihnen trefflich ein. —
Heiß war erregt des Hanſen Blut,
Er fühlte zu großen Thaten Muth,

Er hatte vor allem Volke geſiegt.
Vor Luſt und Stolz das Herz ihm fliegt.
Er fühlt die Bruſt von Erwartung ſchwellen,
Den ſchlimmen Kain darzuſtellen.
War's doch von Meiſter Sachs ein Spiel,
Darin er ſchon gewirket viel
In Nürnberg bei dem Meiſter gut!
Hatt' auch ſein Part von Anbeginne
Bis zu End noch meiſterlich inne.
Der Fritze auch hatt' frohen Muth,
Daß er ſein Stück, ſo ihm verſchwunden,
Bei der Bande wieder gefunden.

Jetzt war draußen der auf dem Seile
Mit ſeinem Meiſterſtück zu End.
Der Hans trinkt aus ſein Glas in Eile,
Der Gurgelfritze rührt' die Händ',
Mit ein paar alten bunten Fetzen
Den neuen Kain in Schick zu ſetzen.
Von Neuem nun beginnt das Stück,
Der Hörer Spannung kehrt zurück,
Und wie der Hans beginnt zu reden
Ergreift ein Schauder ſchon Jedweden.
Wie er ſich krümmt, und ſchielt und greint,

Alles erſtarrt, als wie verſteint.
Wie ſeine Worte grollen und ſauſen
Erfaſſet All' ein mächtig Grauſen,
Und wie er brüllt und quiekt und johlt
Als ihn endlich der Teufel holt,
Da regten ſich alle Zungen und Hände,
Und war ein Beifall ohne Ende.
Er hatte geſiegt zum Zweitenmal!
Der Gurgelfritze durch den Ring
Mit dem Teller ſammeln ging.
Da gab es Kreuzer in großer Zahl.
Der Hans iſt des Tages Held und Zier,
Es drängte ſich um ihn ein Menſchenſchwarm,
Sie hoben die Kinder auf den Arm,
Daß ſie ſähen das Wunderthier. —

Es war es endlich worden Abend.
Der Hans ſich mit der fahrenden Band'
In der Herberg zuſammen fand,
Nach des Tages Mühe ſich labend.
Er hatte ſich Alle zu Freunden gemacht,
Weil er viel Geld zuſammen gebracht,
Und noch drei von den Gulden ſein
Luſtig aufgehn ließ in Wein.

Womit er ſie tractirt aufs Beſte.
Da war er König bei dem Feſte.
Ihm hatten Wein und Kunſt und Ehr
Die Sinne aufgeregt ſo ſehr
Wie man noch nie an ihm erfahren.
Er ſang und trank und deklamirt'
Alle Parten, die er ſeit Jahren
In Nürnberg hatte einſtudirt. —
Der Ambosjörg gar ſehr ergötzt
Darauf ſich neben den Hanſen ſetzt.
Und ſpricht: He, Burſch, du biſt 'ne Pracht,
Biſt für das luſt'ge fahrende Leben
Und Spiel und Sang, als wie gemacht!
Mußt dich zu unſrer Kumpanie
Zu unſrer Weiſ' und Art ergeben!
Komm, durch die Lande mit uns zieh!
Der Gurgelfritze ſchreit: „Juchhei!
Wir ziehen, ich bin auch dabei!
Bin ausgelernt in ſolchen Dingen,
Kann Werg verſpeiſen, Feuer ſchlingen,
Kann in der Luft mich überſchlagen,
Zur Noth auch die Schellenkappe tragen —
Schlag ein, Hans, thu's mit uns probiren,
Wir lehren dich die Welt ſtudiren!"

Der Ambosjörg auf's Neu' beginnt:
Können jetzt brav Geschäfte machen,
Dieweil der Reichstag sich gar bald
Zu Regensburg zusammen findt.
Da stehn zum Besten unsre Sachen,
Wenn wir sind Viel' und mannigfalt!
Kommt da zusammen das halbe Reich,
Kaiser und Kurfursten zugleich.
Haben sich müde gesprochen die Fürsten,
Thun sie auch nach Kurzweil dürsten.
Weltliche und geistliche Herrn
Sehn ausbündige Kunststück' gern.
Hai, da kannst du Ruhm erringen,
Dazu im Sack die Gulden klingen,
Wenn du da spielst den Kain zur Stell —
Komm, geh mit uns, schlag ein, Gesell!
Des Hansen Augen leuchten und blitzen.
Top! ruft er aus: Ein Wort ein Mann!
Dieweil ich's heute doch begann,
So will ich meine Gaben nützen!
Und weil wir bald was mehr erringen,
Laß ich den letzten Gulden springen.
Es lebe, was zur Bande hält,
Ich zieh mit euch in die weite Welt!

III.

Der Reichstag.

Es war wohl um die Sommerzeit
Da rührte ſichs von nah und weit,
Lebendig waren alle Straßen
Von Wanderzügen, Heeresmaſſen,
Und das Getreib' und Wandern, Wogen
Gen Regensburg kam's all gezogen.
Die alte Stadt im Sonnenglanz
Mit ihrer Thürme ſteinernem Kranz
Lag da, als wie im Feſtesprangen
Kaiſer und Fürſten zu empfangen.
Das war ein Pomp und Herrlichkeit:
Sie kamen in Zügen lang und breit
Aus Welſchland und aus Spanien her,
Mit Gefolge, Troß und Wagen ſchwer,

Biſchöfe, wunderſchöne Frauen
Aus fremden und aus deutſchen Gauen,
Des Reiches große und kleine Herrn,
Und fahrend Volk von nah und fern.
Dann auf der Donau Schiff' und Flöße,
Gleich ganzen Flotten an Macht und Größe,
Schwer geladen bis zum Rand
Führten Munition und Proviant.
Die weißen Segel im Wind ſich blähn,
Die Ufer in aller Schönheit ſtehn,
Auf allen Straßen Trompetenklang,
Hörnerblaſen und Jubelgeſang. —

Der Hans mit ſeiner Genoſſen Schaar
Des Reichstags ſchon gewärtig war.
Das fahrende Leben wunderſam
Ganz und gar ſeine Sinne benahm,
Ein Neuling in viel hundert Dingen
Ließ er ſein junges Herz bezwingen,
Hatt' er gelernt in tollen Schenken
Im Tanze ſich mit den Dirnen ſchwenken,
Hatt' er gelernt bei Saus und Spiel
Zu durchjubeln der Nächte viel,
Seit er von Nürnberg ſich entfernt

Was hatte der Hans nicht alles gelernt!
Zwar schwand auch oft der Glanz der Farben,
Dann galts im Flitterkram zu darben,
Doch wieder bracht' ein günstger Tag
Ergötzen, Hochgefühl und Gelag.
Ob Glück, ob Noth ihn hatt' ereilt,
Es wurde brüderlich alles getheilt. —
Zuweilen wohl ergriffs ihn ahnend
Wie seines bessern Theils Verlust,
Und Bilder tauchten aus der Brust
Und standen vor ihm ernst und mahnend.
Schön Elsbeths reine Lichtgestalt
Entsteigt mit flehender Geberde —
Es überläuft ihn eisig kalt,
Und todt ist ihm die ganze Erde!
Doch schnell vom bunten Lebensrausche,
Der seine Sinne überstürzt,
Empfängt er in willkommnem Tausche
Was seines Herzens Reue kürzt.
So schwanden wie verhüllte Sterne
Des Heimath Bilder in der Ferne.
Und herrlich fand ers ohne Maßen
Zu treiben auf den Wanderstraßen,
Zu spielen auf Märkten, Kirchweihfesten,

Vor immerdar zufriednen Gaſten.
Und ward ihm Beifall da und Ehr
So hatt' er weiter kein Begehr.

Doch wie gen Regensburg es ging
Sein Aug an all dem Prangen hing
Als wenn eine ganze neue Welt
Ihm plötzlich wär vor Augen geſtellt.
Vor Wonne ging das Herz ihm auf
Wenn durch den Staub ein Reiterhauf
Trabte vom Feld zu den Thoren.
Im Anſchaun war er ganz verloren.
Er hatte den Kaiſer einziehn ſehn
Mit Paucken und flatternder Fahnen Wehn,
Geſehn des Reiches Fürſten all
Bei Trommeln und gellender Pfeifen Schall,
Die ſpanſchen Geſichter, die Biſchofsmützen
Der deutſchen und welſchen Waffen Blitzen. —
Auch heut ſein Herz lebendig ſchlug,
Er ſah des Markgrafen Albrecht Zug,
Wie er mit mächtigem Heeresroß
Kam hergeritten hoch zu Roß.
Der Markgraf hatt' einen wilden Blick,
Er warf das ſtolze Haupt ins Genick,

Unter den dichten Augenbraun
Hervor zwei grimmige Augen ſchaun,
Und wider ſeine jungen Jahr'
Das Antlitz tief gefurchet war.
Er trug ein prächtig Waffenkleid,
Sein Helm erglänzt in der Sonne weit.
Zur Seite ihm in gleichem Schritt
Der edle Marſchall Grumbach ritt.
War Werbeoberſt, ein wackrer Held,
Erprobt im Rathe wie im Feld.
Stand noch in ſeinen großen Tagen,
Mochte noch hoch die Stirne tragen,
Und ahnte nicht welch ein Geſchick unhold,
Die Zeit einſt über ihn bringen ſollt!
Eine Ritterſchaar, des Fürſten Stab,
Den Markgrafen und Marſchall umgab,
Und unabſehbar hinterher
Folgte das ganze Landsknechtheer.

Das war ein wunderlicher Zug,
Zu ſtaunen gab 's dabei genug!
Da trugen nicht zwei ein gleiches Kleid,
War alles bunt zuſammengereiht,
Wie an Gewand, an Waffen und Wuchs.

Hier von farbigen Streifen Tuchs
Das ganze Kleid zuſammengenäht,
Bald eng, bald weit und aufgebläht.
Die Wämmſer grün und roth geſchlitzt,
Darinnen ein gelber Aermel ſitzt,
Oder was ſonſt für Farbe war,
Gewürfelt, gemuſtert oder klar.
Spaniſche Kragen, franzöſiſche Schuh
Und dann ein deutſch Barett dazu,
Daß bunteſte ließ man zuſammen ſetzen
Von allen Nationen einen Fetzen.
Dazu Blechlappen, filzne Mützen
Und Hüte auf den Köpfen ſitzen,
Und wer einen Helm erbeutet hat
Trägt ihn gefiedert oder glatt.
Auch mit den Waffen wars gar bunt,
Wiewohl das mehr in Ordnung ſtund.
Da drüben ſchritten die Arkebuſier
Mit breitkolbigen Flinten herfür.
Mannslanges Schwert, zweihändig zu ſchlagen,
Die Andern über die Schulter tragen.
Hier Helebarden und Partiſanen,
Hier Spieße, groß und kleine Fahnen,
Und kurze Schwerter an der Hüft'.

Geſichter drinnen wilde Schrift
Zwiſchen den Narben iſt zu leſen.
Dazu ein übermüthig Weſen.
Laut Gelächter und Schelmenlieder
Schallen durch die Reihn und Glieder.
So gehts dahin im Staubgewühl.

Der Hans mit ſtaunendem Gefühl,
Wie ſich die Bilder wechſelnd tauſchen,
Sieht alle das vorüberrauſchen.
Seit er die Fürſten im Waffenſchein
Ziehen geſehn in die Stadt hinein,
War's ihm, als ob ein Zauberring
Sich kreiſend wolle um ihn ſpannen
Und ihn in ſeine Mitte bannen.
Er däuchte ſich ſo arm und gering,
Und hätte für ſein fahrend Leben
Keinen rothen Heller mehr gegeben.
Und daß er täglich zu Aller Luſt
Noch auf dem Gerüſte agiren muſt',
Und immer den alten Kainspart,
Das däucht ihm läſtig, däucht ihm hart.
Und all des lauten Beifalls Lohn
Klang ihm wie eitel Spott und Hohn.

So ward in kaiſerlicher Pracht
Des Reichstags Anfang nun gemacht.
Die Reichsverſammlung zog zum Dom,
Um in der Orgeltöne Strom
Für all ihr ernſtes Werk und Wort
Zu flehn um des Himmels Segen und Hort.
Drauf ward getagt im Kaiſerſaal.
Da kamen leiſe ſo manchesmal
Gerücht und Worte heimlich her,
Die klangen ernſt und laſteten ſchwer.
Schon ward bedenklich manches Geſicht,
Allein noch kam Gewißheit nicht.
— Indeß die Fürſten nun tagten lang,
Und ſchwüler ward der Dinge Gang,
Bewegt ſich vielerlei Vorbereitung
Unter Gefolge und Begleitung,
Man rüſtete zu prächtgen Feſten,
Auf Straßen, Plätzen und in Sälen,
Dieweil der Kaiſer vor all den Gäſten
Zwei ſeiner Muhmen will vermählen.
Da gab es von Morgen bis Abendgrauen
Tagtäglich mehr und mehr zu ſchauen.

Wie da der Hans ſo gaffend ſtand,
Der Gurgelfritze ſich zu ihm fand:
„Ja, ſchau dir all das Rüſten an,
Iſt bald genug darum gethan!
Iſt nur, die Dinge zu verbrämen,
Daß ſie nicht in der wahren Geſtalt
Zu frühe unter die Leute kämen.
Wir kriegens dennoch zu wiſſen bald,
Was der Reichstag heimlich tagt!
Schau, hab ich's dir nicht gleich geſagt?
Die Proteſtantiſchen machen ſich rar,
Und die ſchmalkaldner Fürſten gar
Sind gar nicht auf den Reichstag kommen,
Berufen ſich auf die frühern Tage,
Auf früheres Proteſtiren und Klage.
Wird ihnen aber übel bekommen!
Was meinſt du, daß das große Heer
Und all die Rüſtung nöthig wär?
Wozu dies Schaffen ohne Ruh,
Und die fürſtlichen Boten ab und zu?
Warum macht ſich ſo gar im Flug
Der Cardinal von Trient auf die Sohlen?
Will friſches Geld vom Papſte holen
Und den italieniſchen Söldnerzug.

Wozu die zwölf Fähnlein ſpaniſch Gelichter,
Und die ſechshundert böhmſchen Geſichter?
Wozu die fünfhundert deutſchen Reiter,
Des Markgrafen Albrecht Reiſebegleiter?
Wozu hat der Grumbach dieſe Macht
Von Landsknechten zuſammengebracht?
Und auf der Donau die Geſchütze,
Wozu denn meinſt du daß das nütze?
Wozu? daß ſoll doch jedenfalls
Nun den Schmalkaldnern übern Hals!
Ei von Berathung iſt nicht die Rede,
Oder auszugleichen die Fehde,
Sie haben ihnen den Tod geſchworen!
Doch daß es nicht gleich werde kund
Ziehn ſie allerlei Schnickſchnack bunt
Sich über die erlauchten Ohren,
Und das iſt all der Feſte Grund!"

Spricht drauf der Hans: Willſt du nicht mehr
Glauben an Rechtlichkeit und Ehr?
Des Herzog Moritz Heldenruhm
Iſt Eins mit ſeinem Lutherthum,
Wo der die Hand zur Sache bot,
Hat's um den Glauben keine Noth.

Und ſtellt er ſich auf des Kaiſers Seit'
So darf man auch vom Kaiſer denken
Er wolle die neue Lehr' nicht kränken.
So traurig ſtehts in dieſer Zeit
Noch nicht um Treu und Glaubenseid,
Daß die beſten Ritter im Reich
Würden niedern Verräthern gleich!
Und ſchau, der Markgraf Albrecht iſt
Doch auch ein gut Lutheriſcher Chriſt,
Müßte ſich ja der Ehr berauben,
Kämpfte er wider ſeinen Glauben!

„Ei, hat ſich was, der Fritze ſpricht:
Was ſchiert ſich der um Glaubenspflicht!
Kriegte ein langes Geſicht vom Kaiſer,
Das war ſein beſter Wegeweiſer.
Drum, daß das Geſicht nicht länger werd',
Leiht er den Päpſtlichen ſein Schwert.
Das nennt man Politik, mein Jung,
Glaub mir, ich kenn' die Welt genung!"

Der Hans darauf: Ein edler Held
Denkt anders als die gemeine Welt!
In ſeinem hohen reinen Gemüth

Eine Gottesſonne von Segen glüht,
Die, wenns am ſchlimmſten iſt beſtellt
Plötzlich aufgeht über die Welt
Und Welchen Gott ſo reich bedacht,
Daß er ein Held iſt in der Schlacht
Und hat dazu ein gläubig Herz,
Dem kann man trauen allerwärts,
Und welchen Weg er mag erküren,
Er muß zu edlem Ziele führen! —

Wie da der Fritze verwundrungsvoll
Hört, was des Hanſen Bruſt entquoll,
Und ſich des Lächelns nicht erwehrt,
Der Amboßjörg dazwiſchen fährt!
Der drängt ſich durch den Menſchenhauf
Und ſchreit ihnen zu aus voller Bruſt:
Hört an, jetzt ſind wir oben auf!
Vom Kaiſerhof ein Bote juſt
In die Herberg hat Befehl gebracht:
Wir ſollen heute noch vor Nacht
Zu des Kaiſerhofes Ergötzlichkeit
Das Spiel von Kain halten bereit.
Bevor die Tafel aufgehoben
Soll Alles ſein im Saale droben,

Allwo der Reichstag beim Verdaun
Will unsre Wunderkünste schaun!

Der Gurgelfritze schreit: Juchhe!
Große Tage ich vor mir seh!
Und jetzo kann uns nichts mehr fehlen,
Bald wird man uns zum Hofstaat zählen!
Vielleicht schon Morgen nach dem Schmaus
Zieh ich dem Kaiser die Stiefeln aus!
Der Ambosjörg ihm den Bügel hält,
Der Hans wird zum schmucken Knappen bestellt.
Oder der Kaiser nimmt uns gar
Als seine Hofleibnarrenschaar!
Bedenkt, da müssen wir uns bemühn,
Auf daß wir von Begeistrung glühn,
Und den Herrn bei Laune erhalten,
Denn darnach thut sich das Reich gestalten.
Wir haben also für künftge Zeit
Eine einflußreiche Wirksamkeit.
Drum laßt uns keine Zeit verlieren,
Uns vor dem Kaiser zu produciren!" —

Allein der Haus war nicht in Gluth,
Und fast empörte sich sein Blut.

Ruhm zu ſuchen in ſolchem Spiel
War ſchon lange nicht mehr ſein Ziel.
Draußen die prächtige Kriegeswelt
Mit Sehnſucht ihm den Buſen ſchwellt.
Sich jetzt vor dem Kaiſerhof zu regen
Macht ihn zornig und verlegen.
Und dennoch durch den Menſchenhaufen
Muß er mit in die Herberg laufen.
Schnell nehmen die Drei aus ihrer Kiſt
Was an Gewändern nöthig iſt,
Werden von ſtolzen Dienern drauf
Geführt in den Kaiſerſaal hinauf. —

Bald füllte ſich der weite Saal
Mit all der Herrn und Fürſten Zahl.
Und zum erhöhten Seſſelthron
Schritt majeſtätiſch der Kaiſer ſchon.
Für ſeine zwei Muhmen ihm zur Seit'
Purpurſeſſel ſtanden bereit.
Das war eine Pracht von Herrn und Damen,
Die bei der Fanfaren luſtigem Schmettern
Erwartungsvoll zum Schauſpiel kamen!
Hier ſeidene Schleppen langhin rauſchen,
Dort ſchwere Sammtgewänder ſich bauſchen,

Edelknaben gleich Liebesgöttern
Tragen für allerhand Begehr
Wein und ſüße Früchte umher.
Manch ſchönes ſpaniſches Auge blitzt,
Die Lippen lächeln fein gewitzt,
Wenn die deutſchen und welſchen Herrn
Schaun in die dunkel brennenden Stern'.
Doch auch die geiſtlichen Herrn und Prälaten
Huldigend ſich den Damen nahen,
Schienen gar Süßes zu verſichern,
Darob die Damen verſtohlen kichern.
Der ſpaniſche Herr Granvella ſogar,
Des Reiches Kanzler, huldreich war,
Zwiſchen zwei Fräulein wunderfein
Ließ er ſichs behaglich ſein.
Und ſelbſt des Kaiſers ernſte Mien'
Beſonders aufgeheitert ſchien,
Sprach gar freundlich argloſe Sachen
Mit fremden Herrn in allerlei Sprachen.

Drauf die Tragödia begann. —
Dem Hanſen war es gleich als wär
Ihm jedes Glied als wie im Bann,
Befangen fühlt' er ſich und ſchwer.

Seit Nürnberg ſpielt er zum Erſtenmal
Vor einer ſo edlen Hörerzahl.
In ſeinem Herzen wars wie Nacht,
Und vor ſich ſah er blendende Pracht,
Es wächſt und ſteiget ſein Entſetzen
An ſeinen verſchoßnen Kainsfetzen.
Und wie er läßt die Blicke ſchweifen
In der Damen reizenden Kreis,
Da wills ihn wunderbar ergreifen,
Es überläuft ihn kalt und heiß!
Ein tiefes blaues Augenpaar
Haftet auf ihm ſo zaubriſch klar.
Reicher Flechten goldenes Licht
Umfließt ein Roſenangeſicht,
Das ſchaut ihn an ſo unverwandt,
Als ob es liebend ihm und bekannt
Die ganze Seel entgegen trüge!
Er zittert — das ſind Elsbeths Züge!
Das iſt ihr Auge, iſt ihr Mund,
So dringt ihr Blick zum Herzensgrund
So reißt er ihn fort zu ihren Füßen,
Um Liebe und Verzeihn zu flehn,
Oder, müßt er verſtoßen büßen,
Vor ihren Blicken zu vergehn!

Um Ruh und Faſſung iſts geſchehn.
Erſtarrend ſteht er auf dem Gerüſt.
Indeß der edlen Hörer Schaar
Zu ahnen ſcheint des Spiels Gefahr
Und mühſam zwingt ihr Lachgelüſt.
Die Jungfrau ernſter ſchaut empor,
Da flüſtert ihr Nachbar, der Cardinal,
Lächelnd ein Wörtchen ihr ins Ohr,
Und ganz verändert mit Einemmal
Jede Mien' in dem Antlitz lag.
Lachend giebt ſie dem geiſtlichen Herrn
Mit dem Fächer einen Schlag,
Schien ihm aber zu lauſchen gern,
Und birgt, wie er flüſternd weiter ſpricht,
Im Tüchlein ihr lachendes Angeſicht.

Das ſieht der Hans, er ſtrebt empor —
Ein Gemurmel dringt ihm an's Ohr,
Sein Blut zu Kopf und Herzen ſich drängt, —
Die Feſſel ſprang, die ihn beengt.
Sie iſt es nicht, iſt Elsbeth nicht,
Vom Herzen fällt ihm ein Gewicht,
Doch ſeine Sinne überkam
Gekränkter Stolz und zornige Scham.

Bebend, und mit verſtörtem Blick
Fährt er in ſeine Rolle zurück,
Doch jetzt — er mocht es zu heftig machen —
Beginnt der Kaiſer hell zu lachen,
Und nun gelöſt des Lachens Erguß,
War laut Gelächter bis zum Schluß.
Dann klatſcht man ſpöttiſch in die Hände
Und das Spiel bei Hofe war zu Ende. —
Die Spielerſchaar, nicht gar entzückt,
Durch eine Seitenthür ſich drückt,
Und als nun draußen der ganze Hauf,
Da athmet der Hans erleichtert auf,
Und wie er ſteht mit finſterm Geſicht,
Betrübt der Gurgelfritze ſpricht:
„Nun zieh ich doch nach Feſt und Schmaus
Dem Kaiſer nimmer die Stiefeln aus!
Kein Jörg dem Herrn den Bügel hält
Kein Hans zum Knappen wird beſtellt!
Will ſich der Kaiſer nicht bequemen
Zu Hofleibnarren uns anzunehmen,
Geſchehn iſt's dann für die nächſte Zeit
Um einflußreiche Wirkſamkeit!
Kaiſer und Reich zwar lachten hell,
Nur leider nicht an der richtigen Stell'!“

Das aber riß wie ein Loſungswort
Den allgemeinen Unmuth fort,
Und auf den Hans mit Schelten und Schrein
Dringt jetzt die ganze Bande ein:
Du biſt dran ſchuld, haſt nicht geſchielt,
Haſt nicht gejohlt, noch zähngeklappert,
Haſt wie ein Flederwiſch geſpielt,
Nur deine Part ſo hingeplappert!
Haſt immer ſo ein fürnehm Weſen,
Als wärſt du zu was Beſondrem erleſen,
Und grade wenn es etwas gilt,
Da ſtehſt du wie ein hölzern Bild?
Wir hätten heut gut Geſchäfte gemacht,
Doch du haſt uns um Alles gebracht!

Der Hans ſich hebt gar ſtolz empor,
Und ſchaut verachtend auf den Chor,
Er wirft dahin die Kainsſetzen,
Läßt ſeine Bande ſchmähn und ſchwätzen,
Und ſchreitet ohn' Erwiedrungswort,
Ruhig von dem Platze fort. —
Kommt da juſt aus dem Kaiſerhaus
Der Werbeoberſt Grumbach heraus,
Tritt zum Hanſen, als wie bekannt,

Legt auf ſeine Schulter die Hand,
Und ſpricht: Hör an, mein guter Geſell,
Du biſt nicht an der rechten Stell!
Wie magſt du ſchmuckes junges Blut
Hinziehn mit ſolcher Lumpenbrut!
Mich wurmts um deine Wohlgeſtalt!
Wüßte für dich wohl beſſre Dinge
Damit dirs mehr nach Wunſche ginge.
Brauche jetzt Burſchen mannigfalt.
Iſt doch der Krieg, das Feld der Ehren,
Für deine Jahr' ein beſſer Begehren!

Der Hans im ganzen Geſicht erglüht
Wie er den Marſchall vor ſich ſieht,
Beſchämung halb ſein Herz erfüllt,
Halb neue Hoffnung ihn durchquillt.
Doch ſchnell gefaßt er drauf erwiedert
Vieledler Herr, Ihr redet wahr,
Ich hab mit jener wüſten Schaar
Zum Letztenmale mich erniedert.
Nun bin ich frei, und möcht auf der Welt
Fortan an beſſerm Werke ſchaffen!
Kraft hab ich ſelbſt, und habt Ihr Waffen,
So macht mit mir, was Euch gefällt!

Der Marſchall drauf: Ich muß dich loben!
Ein wackrer Burſch iſt dieſer Zeit
Im Krieg am beſten aufgehoben.
Mein Wille ſteht dir gern bereit,
Ich geb dir, wenn es dein Begehr,
Einen Platz in meinem Landsknechtheer!

Indeß des Grumbach Blicke feſt
Mit Wohlgefallen auf ihm ruhten,
Der Hans verſtummte auf Minuten:
Er dacht, es ſei das Allerbeſt'
Dem Marſchall Grumbach ohne Zagen
Seinen höchſten Herzenswunſch zu ſagen.
Und freudig ſich ſein Herz ergoß:
Vielediet Herr — gebt mir ein Roß!
Laßt mich nicht in dem Landsknechthaufen
Mit neuem Geſindel fürder laufen!
Gebt mir ein Roß! Ihr mögt's drauf wagen,
In Eurem Dienſte ſolls mich tragen!
Ihr ſeid ein Held, Eur Glaub iſt rein,
Ihr folgt des höchſten Ruhmes Sternen,
Drum — was mir frommt, ein Held zu ſein
An Eurer Seite möcht ich's lernen!

Der Marſchall Grumbach ſtreicht den Bart,
Hat Freude an des Hanſen Art,
Und ſpricht! „Ei ſeht! Herr Vagabunde,
Will er mir gleich ſo hoch hinaus?
Iſt mir bekannt ſeit kaum 'ner Stunde
Und ſucht ſich ſchon was Beſondres aus!
Kann er denn ſchreiben gut und leſen?“
— Der Hans die Frage kann bejahn.
Der Andre drauf: „Wie iſt dein Nam'?“
Der Hans läßt ſeine Augen ſinken,
Sein Antlitz flammt in rother Scham,
Er preßt die Lippen, es will ihm dünken,
Als könn' er nicht den Namen ſagen,
Den er bis dieſen Tag getragen.
Dann ſpricht er ſchnell und feſt ermannt:
Hans Wolfenſtein bin ich genannt! —
Der Marſchall denkt: Der hat ein Weſen,
Als müßte ſeine Lebensbahn
Zu einem wackern Ziele führen!
Mag ihm was Beſſres wohl gebühren!
„Wohlan, Geſell, ſo ſpricht er drauf,
Biſt du was Beſſres als du ſchienſt,
Verſuch ich's denn, und nehm dich auf
Als Reiter in des Markgrafen Dienſt.

Magst dich melden in meinem Quartier,
Geschwind, und keine Zeit verlier!
Muß noch heut von dannen reiten,
Gen Landshut geht's, sollst mich begleiten!"

Der Marschall in die Gasse biegt,
Der Hans entlang die Straße fliegt.
Purpur im Antlitz, athemlos,
Sucht er des Marschall Grumbach Leute,
Sein Glück vermeint er übergroß,
Und erst des Lebens Anfang heute.
Inzwischen auf den Straßen all
Regt sich dröhnender Trommelschall.
Reitergeschwader, Landsknechtschaaren,
Boten mit eiligem Gebahren,
Fliegen, strömen zum Thor hinaus.
In der Stadt jedes Herbergshaus
Ist von buntem Leben bewegt,
Und alle Herzen aufgeregt.
Diener reiches Gepäcke tragen
Auf der Kirchenfürsten Wagen,
Andere steigen schon zu Pferd,
Wie zu eiligem Kampfe bewehrt,
Es war ein Treiben, Wirren und Fahn,

Als woll' in Einer Stunde fliehn,
Was ſich mit Wagen, Gefolg und Troſſen
Seit Monden in das Thor ergoſſen.

— Der Gurgelfritz' in der Herberg ſitzt,
Beide Arm' auf den Tiſch geſtützt,
Und belehrt derweilen ſeine Leute,
Was nun wieder das all bedeute:
„Ich hab's ja lange ſchon geſagt,
Daß der Kaiſer die Herrn nicht fragt!
Ei, wie ſie thäten zum Schauſpiel gehn,
Als wäre gar nicht Arges geſchehn,
Und ward vergnügt gekoſt und gelacht,
Da war die Sach ſchon abgemacht,
Da hatte der Kaiſer ſchon in den Bann
Gethan den Philipp und den Johann,
Und den ganzen ſchmalkaldner Bund!
Jetzt erſt wird es uns Andern kund!
Ja, hätten die Schmalkaldener gleich
Ihren Schärtlin hergeſandt,
So hatten ſie leichtlich Kaiſer und Reich
Mit einem Streiche in der Hand!
Das haben ſie nun wieder verpaßt,
Aber nun wir nicht länger geſpaßt,

Sie ſind im Bann, der Krieg iſt erklärt,
Wer weiß, wie lange die Fehde währt!
Der Schlaukopf Moritz da, der Sachſe,
Dazu der Markgraf Albrecht wild,
Drehn ſich noch um des Kaiſers Achſe,
Trachten nach keinem Glaubensſchild,
Und ſchlagen ihr Lutherthum in die Schanze!
Warum? Sie möchten Churfürſten ſein,
Ein Churhut ſtrahlt in hellerm Glanze!
Juchhe! 's iſt Alles Lüg und Schein!"

Wer ſeine Zunge fleißig regt
Der gilt für klug in ſeinen Kreiſen,
Und wo uns Niemand widerlegt
Kann man unendlich viel beweiſen.
Der Klugheit Feind iſt der Widerſpruch. —
Indeß nun die Klugheit, wie aus dem Buch
Ueber des Fritzen Lippen glitt,
Ein Reitersmann in die Herberg tritt.
Gar ſchmuck und ſtattlich er ſich trägt,
Und läßt ſich nieder gleich zum Sitzen
Grade neben den Gurgelfritzen.
Der Fritze rückt zur Seit' gefällig,
Iſt für Jedermann gleich geſellig.

Doch wie er den Reiter ſo recht beſchaut
Ruft er mit vollem Erſtaunenslaut:
Potz Wetter — was erlebt man nicht!
Das iſt ja des Hanſen Angeſicht!
Ich bitt' dich, Hans — Herr Reitersmann —
Was ſolls, wie iſt man mit Euch dran?
Der Reiter ſpricht: Beſchaut mich gut!
Seid Ihr noch wider mich in Gluth?
Den Ihr beſchimpft vor kurzer Weile
Iſt ein Reiter geworden in Eile!
Des Hanſen Stern hat ſich gewendt,
Mein fahrend Leben iſt zu End!
Hatte lang ſchon ſatt das wüſte Schweifen.
Und ſehnte mich zum Schwert zu greifen!
Jetzt ſoll ein friſches Reiterleben
Mir Herz und Sinne neu erheben!
Was Ihr mir Unrecht zugefügt,
Abgethan und vergeſſen liegt,
Aber für manche gute Tage
Guten Dank ich Euch Allen ſage!
Lebt wohl! nicht länger weilen kann,
Bin jetzt des Marſchall Grumbach Mann,
Muß ihn in ſeinem Troß begleiten,
Vor Abend noch gen Landshut reiten! —

Der Hans die Herberg ſchnell verläßt. —
Staunend ſahen die fahrenden Gäſt,
Sahn ſich lange an und ſchwiegen.
Einen mächtgen Reſpect ſie kriegen
Vor des Hanſen neuem Stand.
Der Gurgelfritze zuerſt ſich fand.
„Mein Mühen, denkt er, war Verſchwenden,
Jetzt fällt der Hans mir aus den Händen!“
Er ſpringt empor und eilt hinaus,
Den Hans noch zu erreichen drauß,
Läuft die Straßen hin und her,
Kann ihn aber nicht finden mehr.
Horch, da kommen die Straß entlang
Des Grumbach Reiter mit Hörnerklang!
Die Fahnen wehn, die Waffen blitzen,
Er ſieht den Hans zu Pferde ſitzen.
Der nickt ihm grüßend noch herab,
Dann gehts vorüber in raſſelndem Trab!
Der Fritze ſchaut' dem Zuge nach,
Stille dann zu ſich ſelber ſprach:
Hab mir das zwar gedacht ſchon lange,
Doch kommt mich's wunderbarlich an!
Weiß nicht, was er mir angethan,
Daß ich ſo an dem Jungen hange!

Ei Hanſel, hättſt du nur bedacht,
Was du dir da haſt angerichtet!
Wenn du von deinem Traum erwacht,
Siehſt deine Hoffnung du vernichtet,
Denn blindlings, in bethörtem Wahn
Folgſt du des eignen Feindes Bahn!
Schwer wird ein Weg zurück dich leiten,
Mußt wider deinen Glauben ſtreiten,
Und leuchtets dir einſt heller ein,
Wird die Enttäuſchung bitter ſein!
Unſereins, der ſich durchgeſchunden,
Weiß freilich nichts von ſolchen Wunden.
Möcht aber wiſſen, wie er nun weiter
Wird ſpielen ſein Part als Glaubensſtreiter!
Das fahrende Leben — hol's der Geier!
Bin herzlich ſatt der alten Leier,
Hab wieder mal ein ander Gelüſt!
Auch der Krieg ein fahrend Handwerk iſt,
Und beſſer iſt's, wo die Kugel pfeift,
Als, kommt es hoch — am Galgen ſterben!
— Der Fritze ſchnell den Gedanken ergreift,
Und läßt ſich unter die Landsknecht' werben!

IV.

Das Schlachtfeld.

Gekommen waren ſchwere Tage,
Durch alles Land erging die Klage.
Des Glaubenskrieges Furien flogen
Im Sturm voran den Völkerwogen,
Trugen durch beide Heere wild
Der Knechtſchaft und der Freiheit Schild,
Darauf geſchrieben ſtand mit Blut
Der Haß und der Parteien Wuth,
Und ſo zur Raſerei entfacht,
Die Völker führten ſie zur Schlacht.
Bei Mühlberg trafen ſich die Heere,
Viel edles Blut die Erde trank,
Der Glaubensfreiheit Banner ſank,
Dem Kaiſer blieb des Sieges Ehre.

Und die den Glauben wollten retten,
Die Fürſten vom ſchmalkaldner Bund,
Ueberlebten die Schreckensſtund',
Vom Schlachtfeld führt' man ſie in Ketten.
Nun wars geſchehn. Der Boden rauchte,
Ein Schauder ging durchs deutſche Land
Troſtlos am Horizonte tauchte
Ins Thränenmeer der Hoffnungsſtrand. —

Auf ödem Schlachtfeld ſtand ein Haus,
Die Winde wehten ein und aus,
Ein Meierhof, von Feindeshand
Thüren und Fenſter ausgebrannt.
Hier hatt' ſich wilder Kampf erhoben,
Jetzt waren Freund und Feind zerſtoben,
Und über der Verwüſtung Spur
Klagte der Herbſtwind durch die Flur.
So ödʼ iſt's hier, kein Ton zu hören,
Als nur in ein paar dürren Föhren
Ein dumpf Gejumme, oder es ſchrillt
Der Raben Schrei vom Schlachtgefild.
Doch welch ein Bild dies Haus im Feld
Des Todes, der Vernichtung, bot,
Doch iſt das Leben drin nicht todt.

Noch hofft und hangt es an der Welt.
Da liegt in rauchgeſchwärztem Raum
Ein wunder Reiter im Fiebertraum.
Verrammelt iſt mit Holz und Stein
Das Fenſter vor den rauhen Winden,
Doch wiſſen ſie den Weg zu finden,
Dringen durch alle Fugen herein.
Ungaſtlich Alles und verſehrt,
Sogar das Feuer auf dem Herd
Birgt in der Aſche ſeine Loh'.
Der Reiter liegt auf hartem Stroh,
Ein Landsknecht ſchweigend bei ihm kauert,
Und ſeinen Athemzug belauert.
Der Landsknecht ſich vom Boden hebt,
Des Herdes Flamm' er ſchnell belebt,
Und wendet drauf ſich von dem Kranken.
Er geht hinaus, es ſcheint ſein Fuß
Wie zwiſchen doppeltem Entſchluß
Hinein bald, bald hinaus zu ſchwanken.
Da ſieht er über die öde Haid'
Hinſchreiten eine ferne Geſtalt.
Er eilet auf ſie zu, und bald
Erkennt im ſchwarzen Prieſterkleid
Er einen Mann mit greiſem Haar.

„Herr! ruft er, Herr, nehmt unſer wahr!
Da drinnen liegt mein Kamerad!
Und wiſſet Ihr nicht Hülf' und Rath,
So muß er hier im Elend ſterben!
Ich bitt' Euch um 'ne fromme Spende,
Denn, daß ich Euch nur nichts verſchweige,
Bis auf des Beutels leere Wände
Ging unſre Baarſchaft auf die Neige.
Herr, ſoll mein Kamerad verderben?"

So führe mich zu ihm geſchwind!
Verſetzt der Greis: Auf mehre Stunden
Die Dörfer rings erfüllet ſind
Von Kranken und von Todeswunden.
Wohin ich kommen mag und gehn,
Nennt jeder ſeine Noth am größten,
Doch — laßt uns nach dem Kranken ſehn,
Es iſt mein Amt ja, ihn zu tröſten!

Zum fernen Haus der Alte ſchreitet
Indeß der Andre hoffnungsvoll
Erzählend ſeinen Gang begleitet:
„Mein Kamerad Euch rühren ſoll!
Ich hab' ihn ſeit der Mühlberger Schlacht

Mühsam wieder ins Leben gebracht,
Fand ihn unter den Todten für todt,
Schleppt' ihn noch mit genauer Noth,
Bis in dieses verräucherte Nest.
Ich dacht, für's Erste ist er geborgen,
Bring ihn zu unsrem Trosse morgen!
Ich denk's — da hör' ich die Trommeln rühren,
Seh die Unsern vom Feld marschiren,
Element! da saßen wir fest!
Da mußt ich selber Rath erzielen,
Selber doktern und Feldscheer spielen,
Und daß ich ihn nun so weit gekriegt
Acht' ich höher, als daß wir gesiegt!
Solcher braven Jungen wie den,
Giebt's im ganzen Reiche nicht zehn!
Hat wie ein Held darein geschlagen,
Der Marschall Grumbach kanns Euch sagen,
Und giebts Gerechtigkeit auf Erden,
So muß er zum Wenigsten Hauptmann werden!
Aber da liegen wir schon drei Wochen,
Seit wir zuletzt das Pulver gerochen!
Wenn ein halb Schock Wunden zu heilen
Thut die Genesung grad nicht eilen.
Bei Bettelkost und elender Pfleg

Fand das Leben zwar ſeinen Weg,
Aber noch nicht die alte Kraft,
Die einſt die Sehnen ihm geſtrafft.
Drum müßt' ein kräftger Becher Wein
Ihm jetzt vor Allem dienſtlich ſein.
Find' aber keinen Heller im Sack!
Warf den letzten dem Bauernpack
Hin, für ein Stück verſchimmelt Brod.
Alter, nun kennt Ihr unſre Noth!
Ihr habet ſelbſt kein Ausſehn zwar,
Als zahltet Ihr jede Mahlzeit baar,
Drum werden mich wohl Eure Taſchen
Mit keinem Vorſchuß überraſchen —
Wenn Ihr aber hier in der Näh
Ein barmherzig Kloſter wißt,
So ſagt mir's, daß ich betteln geh,
Und mal 'ne kräftge Leibesſpende
An meinen Kameraden wende!"

Der Alte ſpricht: So hoch geſinnt
Man ſelten einen Landsknecht findt!
Gott lohn' es dir mit ſeinem Segen,
Und halt' dich auf der rechten Bahn!
— „Was Henker hab ich denn gethan?"

Ruft ihm der Andre barſch entgegen,
„Einen wunden Kameraden pflegen —
Das Wetter müßte gleich drein ſchlagen,
Wollt ich da zögern oder fragen!
Der Hans hätt's ebenſo gemacht,
Wär ich wie er vom Feld gebracht!“

Sie ſind am Ziel. Der hohe Greis
Legt auf des Kranken Stirn die Hände,
Betrachtet prüfend die Verbände,
Und kniet zu ihm, und betet leis.
Dann ſteht er auf: Der Schlaf iſt gut,
Bringt wieder Ordnung in das Blut.
Doch du, den über ſeinen Stand
Ich edlen, treuen Sinnes fand,
Da, nimm den Gulden, kaufe Wein
Und Speiſe. Dorten durch den Wald
Geht es gen Mühlberg. Kehre bald!
Auch ich muß fort. Vor Abendſchein
Will ich noch einmal bei Euch ſein.

Der Landsknecht faßt des Greiſes Hand,
Schier von Erſtaunen übermannt,
Vor Luſt ſich kaum zu faſſen weiß.
„Was, einen Gulden!“ ruft er laut,

Ihr ſeid eine wackre alte Haut,
So wahr ich Gurgelfritze heiß'!
Geholfen iſt meinem Kameraden,
Und dafur ſoll Euch Gott begnaden!
Doch meint Ihr, daß ein braves Herz
Bei einem Landsknecht ſelten wär,
So gab ich Euch die gleiche Ehr,
Denn unter den Pfaffen allerwärts
Nie ſolchen Biedersinn ich fand!
Ein jeder lobt ſich ſeinen Stand.
Drum wär't ihr nicht ſo abgezehrt
Und abgemagert ſchier vom Beten,
Bei meiner Seel, Ihr wäret werth
Unter die Landsknecht' einzutreten!
Lebt wohl! und eh der Tag will enden,
Komm ich zurück mit vollen Händen!" —

Der Fritze ſchreitet freudehellt
Mit ſeinem Gulden über Feld.
Der Alte leis im Kammerraum
Sieht, wie den Reiter ſanft im Traum
Durchrieſelt der Geneſung Weihe,
Und ſchreitet weit hinweg ins Freie. —

Iſt auch der Krieg ein rauh Geſchäfte,
Trägt er doch in ſich ſeinen Segen,
Er weckt die ruhenden Lebenskräfte,
Bringt in die Adern friſches Regen.
Wo des gemeinen Lebens Gang
Dahin ſich ſchleppt entſcheidungsbang,
Bringt er, wie er zum Ziele brauſt,
Im Sturm verworrner Fragen Schlichtung,
Und ob ſie Sieg, und ob Vernichtung,
Er trägt Entſcheidung in der Fauſt.
Im Wirbelwinde faßt er die Welt,
Da muß ſich's zeigen, wer ein Held.
Da bricht der Wille ſeine Schranken,
Es mehrt die Saat ſich der Gedanken,
Und ſind's nicht Knospen am Blüthenſtamme,
So ſind es Funken für die Flamme.
Aus Wunden fließt das träge Blut,
Es mehrt ſich bald zu friſchrer Fluth.
Was Großes will die Welt vollbringen,
In rauhem Kampf muß ſie's erringen.
Und was die Welt im Großen bewegt,
Auch der Geiſt des Einzlen in ſich trägt.
Wenn du dich, ringend nach dem Ziel,
In Kampf und Zwieſpalt nie verloren,

So wird dein Leben dir ein Spiel,
Das keine ächte That geboren.
Doch wenn des Ringens Leidenschaft
Verblutet aus den tiefſten Wunden,
Dann ſiegreich, mit geſtärkter Kraft,
Wirſt du zu reinrem Selbſt geſunden.
Dann iſt's ein raſcher Kampf zumeiſt,
Der frühen Irrthums Bande reißt. —

Indeß gar lange böſe Tag'
Der Hans an ſeinen Wunden lag,
Empfand er bittrer Gedanken Quälen.
Wiewohl ſein Genoß ihm Ruhe gönnt,
Muß er doch täglich ihm erzählen
Ueber der Schlacht Verlauf und End'.
Da hört der Hans von des Kaiſers Siegen,
Und daß die Herrn vom ſchmalkaldner Bund
Mußten im Felde unterliegen
Daß alle ihre Macht gerichtet zu Grund,
Daß es mit Luthers reiner Lehr
Für alle Zeit nun zu Ende wär.
Da fiel's ihm ſchrecklich auf's Gewiſſen,
Daß er in blindem Drang und Wahn
War gefolget des Grumbach Bahn!

Von Angſt und Reue ſchier zerriſſen,
Wurd' er im tiefſten Herzen inne
Was er gethan in bethörtem Sinne.
Gefochten wider ſeinen Glauben —
Das wollt ihm die Beſinnung rauben!
In wilden Fieberphantaſien
Die Qual ſich auszurafen ſchien.
Da lag er krank auf hartem Pfühl!
Bald ſah er ſich durch das Schlachtgewühl
Im ſauſenden Schwadronenjagen
In's Glaubensheer hineingetragen;
Bald ſah er, wie mit blutger Hand
Er vor dem Heſſenlandgrafen ſtand.
Wie Bild um Bild im Wirbel ſich tauſcht,
Sein fahrend Leben vorüberrauſcht.
Ueber die Straßen mit Schrein und Lärmen
Sieht er mit ſeiner Schaar ſich ſchwärmen
Jubeltrunken erklingts durch die Welt
Von Hochgefühl iſt die Bruſt geſchwellt.
Aber dumpfer umnebelts den Sinn,
Durch Nacht und Grauen taumelt er hin.
Er ſieht ſich ſtehn im Kainskleid,
Des Volkes Maſſen umhergereiht —
Und plötzlich von jedem Antlitz ſchien

Des Schauens Luſt und Freude zu fliehn.
Er blickt verſtört nach ſeiner Schaar —
Ein Schauderbild ſtellt ſich ihm dar:
Teufelslarven und Fratzengeſtalten
Aus ihren Zügen ſich entfalten!
Grinſend dringen ſie auf ihn ein,
Er ſtürzt zu Boden mit lautem Schrei'n.
Da ſteht ein leuchtendes Gebild
Mit Elsbeths Zügen ihm zur Seite,
Es lächelt ihn an ſo ſchmerzlich mild —
Die Spukgeſtalten fliehn in's Weite,
Wie ein Nebel im Morgenwind
Zerreißt und weſenlos zerrinnt.
Er will mit ausgeſtreckten Armen
Halten die geliebte Geſtalt,
Flehen um Liebe und Erbarmen —
Aber am Boden feſtgeballt
Liegt er ſprachlos, ohne Regung.
Sie ſchaut mit liebender Bewegung
Und ſeufzend auf den Armen nieder,
Und — Finſterniß umhüllt ihn wieder.
Jetzt ſchaut er durch die Nacht umher,
Gelagert ſchläft das ganze Heer,
Ein Windſtoß über die Haide weht.

Und bleich, geſpenſtiſch vor ihm ſteht
Hans Sachs und ſchaut ihn an mit Drohen.
Schatten um Schatten kamen und flohen,
Und bis zur Raſerei gebracht
Durchtobt und ächzt er Tag und Nacht.
Zuweilen nur ward's in ihm licht,
Er ſah des Genoſſen Angeſicht,
Hört ſeiner Stimme Ton, und fühlt
Wie er ihm Stirn und Wunden kühlt.
Und untertauchte der Schmerzen Gluth
In tiefſten Schlafs Geneſungsfluth. —

Jetzt aus des Hauſes verbranntem Thor
Ein Jüngling langſam tritt hervor.
Bläſſe noch auf dem Antlitz liegt,
Und ſchwer noch ſind die matten Glieder,
Doch über die edlen Züge fliegt
Schon das bewegliche Leben wieder.
Die Einſamkeit das öde Feld
Und rings das todte ſchwarze Gemäuer,
Die Spur von Kampf und Schlachtenfeuer,
Dünkt ihm wie eine fremde Welt.
Durch den verödeten Hof er geht,
Bis wo eine Föhre einſam ſteht.

Der Boden hebt ſie hoch empor
Ueber das weite Haidemoor.
Und unter ihrem wehenden Gefieder
Läßt ſich der Reiter ſchweigend nieder,
Und fühlt das Leben neu gewonnen.
Doch kaum dem Todesgefühl entronnen
Ergreift in der Geneſungsſtund
Ihn neuer Schmerz von Herzensgrund.
— Allmächtger Gott! ſo ruft er laut:
Wie war mein Glauben ſchlecht gebaut!
Wie war ich thöricht und verblendet,
Daß ich der Fürſten Ehr' vertraut,
Daß ich des reinen Glaubens Feind
In ihrer Keinem zu ſehn gemeint,
Bis daß es grauenvoll ward beendet!
Fluch dieſes Sachſen Moritz Liſten,
Und Fluch des Albrecht Heuchlerkleid'!
Nennen ſich proteſtantiſche Chriſten
Und fechten auf des Kaiſers Seit'!
Weh mir, ich fühls in ganzer Schwere,
Ich hab vernichtet meine Ehre,
Wider den eigenen Glauben gefochten!
In's Netz der Schande mich verflochten!
Und iſt verſpielt die gute Sache,

Zu Grund gerichtet Luthers Wort —
Oh — dennoch kommt ein Tag der Rache!
Mit den Verräthern dann zuſammt
Bin ich Verräther, bin verdammt!
Sollt' ich kein beſſer Theil erwerben,
O Gott, warum nicht durft ich ſterben?
Warum von all den Todeswunden
Zur Schande läßt du mich geſunden?

So in des Schmerzes Leidenſchaft
Zu ſchwinden ſcheint des Jünglings Kraft.
Nieder fällt er auf's Angeſicht,
Und über des Hügels graues Moos
Strömen die Thränen heiß und groß.
Aber am Himmel wird es licht,
Die Frühlingswolken ſich erſchließen,
Wärmende Sonnenſtrahlen gießen
Goldene Ströme übers Gefild.
In den Föhren das Rauſchen ſchwillt,
Störche ziehn durch die blaue Luft,
Gelbe Primeln ſtehen im Duft,
Mücken und grüne Käferlein
Spielen im warmen Sonnenſchein,
Es iſt als athme die Haide weit

Wieder auf nach unſäglichem Leid!
Und auch der Hans ſtrebt neu empor,
Vom Auge weicht der Thränenflor
Er ſieht die verſöhnenden Strahlenbäche
Ueber der trauervollen Fläche,
Und trinkt den goldnen Sonnenſchein
In tiefen vollen Zügen ein.
Nein! ruft er, nein, du wirſt nicht weichen,
Mein Gott, ich ſeh, ich ſeh dein Zeichen!
Du wirſt den Sieg uns wiedergeben,
Und dankbar bin ich für das Leben!
Nicht möglich, daß mit blut'gen Wogen
Die dieſes Schlachtfeld eingeſogen,
Dahin die Kraft des Lutherthums!
Ob wir ermangeln auch des Ruhms,
So kann ein Gotteswerk nicht enden,
Es wird, es muß zum Sieg ſich wenden!
Zu tief hat Wurzeln es geſchlagen.
Ja, neue Schaaren werden's wagen
Es zu verfechten — mag der Tod
Auch noch auf tauſend Herzen klopfen —
Zu ſtehn für's heiligſte Gebot
Mit ihres Blutes letztem Tropfen!
Noch giebts ein göttliches Verzeihn,

Das wird mir neue Kraft verleihn!
Ich hab gebüßt den eitlen Wahn
Thorheiterfüllter Jugendbahn,
Lief ſo blindlings zu den Waffen,
Hatte mit keinem Bedenken zu ſchaffen.
Nun ward es Licht mir vor den Sinnen,
Ein neues Leben ſoll beginnen!

„Und Gott wird ſegnend mit dir ſein!“
So tönt's mit innerſter Gewalt
Dem Reiter tief ins Herz hinein.
Des Greiſes würdige Geſtalt
Steht plötzlich ſeinem Blick begegnend
Vor ihm, und hebt die Hände ſegnend.
— Wer ſeid Ihr Herr? ſo fragt bewegt
Und froh der Hans. — „In meine Hand
Hat Gott ein theures Amt gelegt,
Ich bin, mein Sohn, ein Proteſtant,
Ein Prediger aus Wittenberg.“
— Aus Wittenberg! O theure Stadt!
In ihr begann das hohe Werk! —
„In ihr begann's, und es wird dauern,
Trotz Allem, was dies Feld der Schlacht
An einem Tag zu Schanden gemacht.

Ich reiſte fort aus meinen Mauern,
Den Schmachtenden, den Todeswunden
Die letzte Tröſtung zuzuwenden.
Doch dir kann Gruß und Wunſch ich ſpenden,
Mit Freuden ſeh ich dich geſunden!“

Da tönt ein Rufen, nah und hell.
Der Hans zur Seite blicket ſchnell,
Und er erkennt mit freudger Seele
Des Gurgelfritzen wackre Kehle:
„Wohlauf, mein Hans! Kaum thät ichs meinen,
So ſchnell zu ſehn dich auf den Beinen!
Nun Gott zum Gruß! Das Leid iſt aus,
Biſt wieder in der Welt zu Haus!“

Wie ſteht's, was haſt du drauß erfahren?
Wo ſtehen die geſchlagnen Schaaren?
Sammelt ſich ſchon zu Gottes Ehr'
Ein proteſtantiſches Glaubensheer?
So ruft der Hans ihm flugs entgegen.
Der Fritze drauf: „Da ſchau den Segen!
Erſt öffn' ich Wein und Speiſepack,
Hernach den Neuigkeitenſack.
Da trink! das iſt wie Feuersgluth,
Bringt friſche Strömung in das Blut!

Hier Fleiſch und Brod — ich hab noch mehr —
Kommt, Alter, ſetzt auch Ihr Euch her,
Hier pack' ich Alles auf die Stein'.
Ihr habt uns brüderlich bedacht,
Darum von dieſem kräftgen Wein
Sei Euch der erſte Trunk gebracht!
Jetzt hört! Es gibt da neue Dinge,
Davon ich auch Euch Nachricht bringe.
Die Bündſchen ſind auf's Haupt geſchlagen
Müſſen Kerker und Ketten tragen.
Den Markgrafen Albrecht, unſern Herrn,
Den jüngſt ſie zum Gefangnen gemacht
Zu Rochlitz in der wilden Nacht,
Und in den Kerker thäten ſperr'n
Hoch auf der Feſtung Grimmenſtein,
Den hielt man droben auch zum Längſten.
Er iſt befreit von Noth und Aengſten,
Und ſpült des Kerkers Plackerei'n
Hinunter mit ſeinem beſten Wein.
Derweil hat Alles ſich gewendet,
Es heißt, der Krieg ſei nicht beendet.
Der Herzog Moritz hat erzielt
Wonach ſein ganzes Trachten ſtand,
Weshalb er zu dem Kaiſer hielt —

Herr Kurfürſt wird er jetzt genannt.
Mehr wollt er nicht, jetzt macht er kehrt,
Wider den Kaiſer zieht er's Schwert.
Dem Albrecht iſt nach ſeinem Sinn,
Zu des Moritz Lager zieht er hin
Und ſpricht von proteſtantiſchen Rechten,
Dafür fortan ſie wollen fechten.
Einen Trupp von des Albrecht Heer
Sah ich ziehen des Weges daher,
Mich dünkt der Grumbach iſt dabei
Mit neuem Geſchütz und Reiterei.
Müſſen da bald aus dem Walde kommen,
Hab' ſelbſt den Weg Zeitein genommen."

Mit Staunen hört der Hans die Kunde.
Was ſoll man, ſpricht er, davon denken?
Die Beiden ſchlagen ſich zum Bunde,
Den ſie geſprengt mit Schwert und Ränken?
Soll man auf ſolche Führer bauen,
Die ihrem Herrn die Treue brechen,
Die, groß gemacht durch ſein Vertrauen,
Erſtehn, der Liebe Hohn zu ſprechen? —
Wiewohl — ich war in gleichem Falle!
Und dennoch, anders war mein Ziel!

Des blinden Zufalls Raub und Spiel
Ward ich geſchleudert gleich dem Balle!
Thu ich's nicht ſelbſt — wer fragt nach mir?
Doch wem ein Führeramt gegeben,
Der wahre ſeiner Ehre Zier,
Denn allen ſichtbar iſt ſein Leben.
Ein Flecken, ja ein Zweifel nur
Scheucht Tauſende von ſeiner Spur! —
Der Greis darauf: „Halt ein, Geſell,
Du fehlſt, denn Du gehſt allzuſchnell!
Vom Moritz darfſt du beſſer denken,
Denn er iſt fern von Liſt und Ränken.
Ehrgeizig iſt er, aber treu.
Des Reichs Vaſall, des Kaiſers Freund,
Sah, ſeinem Herrn ſo eng vereint,
In den Schmalkaldnern nur Rebellen,
Und trug im Herzen keine Scheu
Sich auf des Kaiſers Seit' zu ſtellen.
Doch anders ſiehts der Churfürſt jetzt.
Der Kaiſer ſelbſt hat ſich vergangen,
Die Fürſten ſind beſiegt, gefangen,
In tiefſten Kerkers Nacht geſetzt!
Iſt Einer, den ſie nicht empört,
Die rohe, ſchimpfliche Behandlung?

Sie hat zu plötzlicher Verwandlung
Der hohen Sieger Bund gelehrt.
Der Churfürſt, als des Reichs Vaſall
Der Tochterſohn Philipps von Heſſen,
Der Proteſtant, der Mann von Ehre,
Darf ſeiner Rechte nicht vergeſſen,
Und ob die Pflicht auch den Verfall
Der hohen Freundſchaft drum begehre!
Er hat des Geiſts gewaltge Schwingen,
Er hat die Macht zum Ziel zu bringen.
Willſt du ihm folgen, thu's bei Zeiten,
Kein beſſrer Weg kann jetzt dich leiten!
Geh hin, ſei feſt in That und Glauben,
Und will die Zeit, verwirrt und klein,
Der Siegeskränze dich berauben,
Sei dir's genug, ein Mann zu ſein!"

Der Pred'ger ſprach's. Am Walde hebt
Der Staub ſich auf, der Boden bebt,
Und aus der Föhren düſtrer Nacht
Gezogen kommt eine Heeresmacht,
Ueber das blutgedüngte Feld
Rauſcht eine neue Kriegswelt.
„Da ſind ſie, ruft der Fritze, ſeht,

Des Albrecht Kriegsbanner weht!
Das ist in langgestreckter Reih'
Des Grumbach neue Reiterei!" —
Des Reiters Herz begeistert schlägt.
Er faßt des Predigers Hand bewegt:
Dein Wort versteh' ich, theurer Mann,
Ich danke dir, und weiß, es kann
Von Wittenberg nur Gutes kommen.
Es soll mich leiten, soll mir frommen!
Die Lehre Luthers wird bestehn,
Kann nie und nimmer untergehn:
Denn birgt ein Streben, treu bestellt,
Der Wahrheit ächten Gottesfunken,
So führt's zum Ziel, und wär die Welt
In eitel Nacht und Wust versunken!
Ich geh, der Grumbach soll mir sagen
Wohin er läßt die Fahne tragen —
Leb, Vater, wohl! Uns eint vielleicht
Das eine Ziel auf Erden wieder,
Zu dem uns Gott die Schwerter reicht,
Die Freiheit unsrer Glaubensbrüder!

Der Fritze denkt: Wo kriegt der Jung
Nun wieder her die Begeisterung?

Wir Andern, die die Welt ſtudirt,
Merken doch, daß um Glaubensſachen
Kein Moritz ſich, noch Albrecht ſchiert!
Die wollen Geſchäfte im Großen machen.
Was geht's mich an! Der Hans hat jetzt
Den Krieg ſich mal in den Kopf geſetzt,
Und führ' nun ſo 'ne Kugel wieder
Dem tollen Jungen in die Glieder,
So muß doch Einer bei ihm ſein —
Friſch, rühr' dich, Fritze, hinterdrein!"

Der Reiter mit dem Landsknecht eilt
Ueber die Haide unverweilt.
Der Greis vernimmt der Kriegesſchaaren
Willkommenrufendes Gebahren,
Sieht wie ſie flugs zu Roß ſich ſchwingen,
Und wie der Staub den Troß umwallt,
Vernimmt er hinter Haid' und Wald
Trompetenklang und Lärm verklingen.

V.

Rotenburg.

Nun ging in rasch bewegten Jahren
Der Glaubenskrieg durchs deutsche Land.
Schon galt es einen Thron zu wahren
Vor ausgestreckter Siegerhand.
Der fünfte Karl, besiegt, verlassen,
Sieht unter den tyroler Firnen
Die Sterne seines Ruhms erblassen
Vor neuer Tage Glanzgestirnen.
Wieviel der Opfer auch verschlungen
Der Kampf um Glauben und um Recht,
Der Churfürst Moritz hat's errungen,
Mit Albrechts wildem Kriegsgeschlecht.
Zu Passau ward der Bund beschworen,
Und Deutschland sah wie neu geboren

Der Glaubensfreiheit Sonnenſchein,
Und Friede konnt' auf Erden ſein.

Doch jenes Albrecht rauher Sinn
Will nichts von Frieden noch Verträgen,
Raub, Beute, Plünderung und Gewinn
Däucht ihm allein des Krieges Segen.
Ein Raufbold und ein Wüſtling zieht
Auf eigen Hand er durch die Lande,
Der Städte prangendes Gebiet
Verödet ſeine blutge Bande.
Und welche Stadt ſich nicht beeilt
Sich von dem gierigen Räuberhaufen,
Der ohne Plünderung nirgends weilt,
Mit goldnen Summen loszukaufen,
Da wüthen Flammen, hauſt das Schwerdt,
Liegt Wohlſtand, Bürgerglück zerſtört.
Nördlingen, Schweinfurt, Schwäbiſch-Hall,
Wer zählt die Dörfer und Schlöſſer all,
Die durch verruchte Räuberhand
Loderten auf im Vernichtungsbrand!
Man wähnt in dieſen blutgen Scharen
Würgengel über die Erde fahren. —

Bei Rotenburg auf zertretnem Feld
Da dehnt sich weithin Zelt an Zelt.
Des Markgrafen Albrecht Heereszug
Im Lager rastet von seinem Flug,
Um mit geschärften Geierkrallen
Ins blühnde Franken einzufallen.
Ein Tummelplatz dies Lager ist
Von roher Begier und frechem Gelüst.
Trunkenheit und Rauferei
Sind hier aller Fesseln frei.
Wüste Gesellen mit blut'ger Hand
Prangen im goldnen Priestergewand,
Das sie geraubt am frühen Tage,
Lärmend und spottend beim Gelage.
Altarkelche und Kirchengeschirr,
Der letzten Heldenthaten Beute,
Wecken unter der gier'gen Meute
Neid und Streit und Waffengeklirr.
Bettelvolk und Gaunergesichter,
Verarmtes, hungriges Gelichter,
Sieht man dazwischen herum sich treiben,
Wer möchte das Elend all beschreiben! —

Da draußen am Marketenderzelt
Ein Häuflein Reiter zuſammen hält.
Des Gurgelfritzen gelaufige Zunge
Iſt unter ihnen brav im Schwunge.
Ein friſche Kanne wird gebracht,
Der Würfelbecher die Runde macht. —
— Seht da druben, ein Reiter ſpricht,
Der wackre Hauptmann Wolfenſtein
Verläßt das Zelt mit finſtrem Geſicht!
Was der nur wieder haben mag,
Daß er verſchmäht den fränkiſchen Wein?
Hat heute ſeinen böſen Tag,
Da möcht es keinem Menſchen frommen
Dem Hauptmann in die Quer zu kommen! —
Ein Andrer ſpricht: He, Fritze, du
Mußt wiſſen wo ihn drückt der Schuh!
Biſt ja im Lager, wie im Zelt,
Als wie zum Kämmrer ihm beſtellt!
Der Fritze drauf: „Was gehts Euch an?
Laßt mir nur meinen Hauptmann gehn!
Kann ihn zwar ſelber nicht recht verſtehn,
Sag euch aber, er iſt ein Mann,
Ein Kriegsheld; auf deſſen Gebot
Ich ging' in zwanzigfachen Tod!

Hat mich zweimal herausgeſchlagen,
Da wir im Feld vor Magdeburg lagen.
Vor Augsburg dann, wo dieſe Wund'
Mich faſt zum todten Kerl gemacht,
Der Hauptmann wiederum vor mir ſtund,
Und hat mich wieder ins Leben gebracht.
Dann, als wir mit dem Moritz im Bund,
— Der jetzt wieder die Türken ficht —
Waren dem Kaiſer auf den Hacken,
Durch's Tyrol in gerader Richt,
Kriegt mich ein ſchüttelnd Fieber zu packen.
Ich hatt in der kalten Regenzeit
Da in den Bergen verſchmachten müſſen —
Ja, da war wieder mein Hauptmann bereit,
Hat mich auch dieſer Not entriſſen,
Ließ mich verpflegen, und zahlte voraus
Zu Insbruck in einem guten Haus.
Drum, läg' er jetzt mit der Höll' im Streite,
Ich geh nicht mehr von ſeiner Seite!"
Der Fritze thut einen tiefen Zug
Und ſtampft auf den Tiſch den irdenen Krug
Daß die Scherben im Kreiſe fliegen.
Heißa! tönt es drauf in die Rund,
So ſoll Jedweder zerſchmettert liegen

Der ihn nicht ehrt von Herzensgrund!
Es lebe der Hauptmann Wolfenſtein! —
Er kennt uns! fällt ein Andrer ein:
Er hat durch Beiſpiel, Zucht und Strenge
Zu etwas Beßrem uns gemacht.
Was Keiner ſich hat möglich gedacht,
Iſt ihm gelungen auf die Länge.
Waren wir nicht vor wenig Jahren
Noch Geſindel von gleichem Schlag,
Ohne Sitt' und Ehr' und Vertrag,
Wie des Markgrafen andre Schaaren?
Bis er als Hauptmann zu uns kam,
In ordentliche Schul uns nahm.
Die ſechs Fähnlein, die er kommandirt,
Wiſſen jetzt was den Kriegsmann ziert.
Der Markgraf ſieht darob ihm ſcheel,
Kümmre mich nicht um ſeine Galle,
Des Hauptmanns bin ich mit Leib und Seel!
Des Hauptmann Wolfenſtein wir Alle! —

Der Hauptmann aber lenkt die Schritte
Ueber das weit verwüſtete Feld,
Bis wohin aus des Lagers Mitte
Der Lärm nur dumpf herübergellt.

Gedankenvoll, mit trübem Blick
Durchgeht er die vergangnen Jahre,
Und fragt, was ihm ein wirr Geschick
Noch an Enttäuschung aufbewahre?
Wohl war's erreicht, was er begonnen,
Die Glaubensfreiheit war gewonnen,
Allein mit Siegen, die die Brust
Mit Abscheu und Erbittrung füllten,
Und jeden Stern, den er mit Lust
Erhoffte, trauervoll verhüllten. —
Wo find' ich, ruft er, endlich Rettung?
Es hat mich des Geschicks Verkettung
Gebannt unlösbar an das Schwert,
Dem, ach, kein ächter Kranz beschеert!
So rein und golden stand das Ziel,
So leuchtend stets mir vor der Seele,
Und dennoch — böser Mächte Spiel
Hat stets das Beste mir verkehrt,
Daß, wenn ich endlich bin am Ziel,
Ich meinen muß, daß ichs verfehle,
Denn wenn den Schleier ich gehoben,
War aller Himmelsglanz zerstoben!
Mit unerbittlich ernstem Schritte
Geht das Verhängniß seine Bahn.

Bist du so kühn dich ihm zu nah'n —
Es reißt dich in des Wirbels Mitte.
Der Seele Drang, des Herzens Regung
Hast du mit Einem Schritt zerstört,
Du klagst umsonst, dein Thun gehört
Des allgemeinen Stroms Bewegung!
So hör ich strafend ernste Stimmen
Im eignen Herzen mir erstehn:
Und — wär kein Ufer abzusehn?
Soll ewig ich im Strome schwimmen?
Es darf nicht sein! Es muß mein Blick
Nach einer grünen Insel suchen!
Von Jenem reiß ich mein Geschick,
Den Zeit und Ewigkeit verfluchen!
So großer Tage heilges Erbe,
Mit tausend Opfern schwer errungen,
Geschändet wird es und verschlungen
Vom allerrohsten Kriegsgewerbe!
Es ist ein schändlich Siegeswalten,
Nicht länger will dabei ich schalten!
Dem Lager schreitet er entgegen,
Da trifft sein Ohr des Arzen Ton:
„He, Hauptmann Hans, und weißt du schon
Wohin wir morgen uns bewegen?

Gen Nürnberg geht's! der Markgraf hielt
Geheim, was diesmal er erzielt.
Hat Unterhändler ausgesandt,
Ob sich die Stadt loskaufen wollte?
Kamen zurück mit leerer Hand!
Hei, wie des Albrechts Auge rollte!
Zugleich Gesandte sind gekommen
Von Nürnberg, sind von hohem Stand,
Spießbürgervolk von guter Pflege,
Das Pack beruft sich auf Verträge,
Wird ihnen bitterwenig frommen!
Gen Nürnberg geht's, es muß uns glücken!
Ich weiß, du hast ein Hühnchen noch
Da mit dem Krämervolk zu pflücken.
Hei, wird uns Nürnberg erst zur Beute,
Bin ich auch ein gemachter Mann —
Nun, nun! was hast du wieder heute?
Was schaust du mich so grimmig an?"

— Verdienst du, Mensch, daß man mit Güte
Dein rohes Herze noch behandelt?
Bist du so ganz zum Thier gewandelt,
Daß dir nicht brennend in's Gemüthe
Die Noth der Vaterstadt sich drängt?

Nürnberg, die Vaterſtadt, ſoll fallen,
An der meine ganze Seele hängt?
Nein, nimmermehr! Die Stund iſt da,
Sie ſcheidet jetzt mich von euch Allen!
Noch ahnt ich nicht, daß mir ſo nah
Der Lebensloose frohe Wendung,
O Gott, nun führ' ſie zur Vollendung!

Der Hauptmann ſchreitet übers Feld
Mit raſchem Fuß zum Fürſtenzelt.
Der Fritze blickt ihm ſtaunend nach,
Und denkt: „Das heißt in ſeiner Sprach,
Er ſchlage ſich auf Nürnbergs Seite!
So fliegt er ſtets mir in die Weite,
Und mein' ich's mal ihm recht zu machen,
Sag' ich die allerdümmſten Sachen!
Er hat wohl recht! — Was hat er nicht
An mir nun ſchon herum erzogen,
Und ſah mit trübem Angeſicht
All ſeine Mühe noch betrogen!
Wie hat ſich das nun umgekehrt:
Einſt gab's 'ne Zeit, da ward der Jung'
Von mir mit Rath und That belehrt,
Jetzt hab ich Müh und Noth genung

In ſeine Art mich zu verſenken
Und grade ſo wie er zu denken.
Wiewohl — gelingt mir das gar ſchlecht.
Ich weiß wohl, er hat immer recht.
Er hat ſo was in ſeinem Weſen
Auch ohne Wort, ich weiß nicht wie,
Als thät man im Gewiſſen leſen
Man ſei — zum Wenigſten ein Vieh!
Nun mag's, er thu nach ſeinem Sinn,
Ich folg' ihm nach durch dick und dünn.
Will jetzo keine Zeit verlieren,
Und zu des Albrecht Zelte gehn.
Wenn ſich die Beiden nicht verſtehn,
Man weiß nicht was da kann paſſiren!" —

Der wilde Markgraf Albrecht ſitzt
In ſeinem Zelt, vom Wein erhitzt,
Und trunken halb, ſo wie er pflegte,
Er ſeine rohe Zunge regte.
Vor ihm mit etwas bleichen Mienen
Die Herrn von Nürnberg ſind erſchienen.
Der Markgraf ſpricht: So laßt's denn bleiben!
Was kommt, habt ihr euch zuzuſchreiben,
Ihr kennet meines Arms Gewicht,

So fürchtet denn mein Strafgericht!
Ihr Krämerbäuche, aufgequollen,
Sitzt warm daheim, und ſchwelgt im Vollen,
Gefüllt ſind Kiſten euch und Kaſten,
Ich komme bald und lehr' euch faſten!
All eu'r zuſammengeſchachert Gut,
Darin, ihr Filze, eure Wut
Verfault, noch eh' ſie ſich gemauſert,
Iſt allen Völkern abgekauſert!
Glaubt nicht, daß wenn es geht an's Plündern
Mein Kriegesvolk ich werde hindern!
Es ſoll mir werden ein Jubelfeſt
Auszunehmen das Rabenneſt!
Bezahlt was ich euch ausgeſchrieben,
Und des Gerichtes ſeid ihr ledig —
Wo nicht, nun ſo ſei Gott euch gnädig,
Ich werde keine Gnade üben!

Herr! ſpricht der Aelteſte der Geſandten:
Da wir zu Euch die Schritte wandten,
Geſchah es nur um unſer Recht,
Das freie Recht Euch darzulegen!
Wir ſind ein friedliches Geſchlecht,

Und ist bei uns des Wohlstands Segen,
So ist durch Ordnung er und Fleiß
Gekommen in unsrer Mauern Kreis.
Wir sind des Lutherthums Bekenner,
Des Glaubens, der die besten Männer
Zu einem ew'gen Bund verflochten,
Des Glaubens, den auch Ihr verfochten!
Doch daß in dem Parteienkriege
Nicht unsre beste Kraft erliege,
Und daß in dieser Stürmen Wehen,
Bei dem kein Segen abzusehen,
Bei uns ein Hort der Ordnung sei —
Dies, Herr, gab ein Vertrag uns frei!
Ihr wißt es, Herr. Eu'r Wille hat
Kein Recht auf unsre gute Stadt,
Wir kommen um Euch dran zu mahnen,
Nicht um Verträge anzubahnen.
Wir anerkennen nur die alten,
Die sind das Recht, wir wollens halten.
Und sind wir auch dem Kriege Feind,
Wenn man zu zwingen uns vermeint
So wissen wir uns auch zu regen,
Und sehen jedem Feind entgegen!

— Und daran haltet treu und feſt!
Das Glück den Muthigen nicht verläßt!
So ruft der Hauptmann Wolfenſtein,
Der eben tritt in's Zelt herein —
Der Markgraf wirft in Wuth den Becher
Zu Boden, und dem kühnen Sprecher
Entgegnet er mit einem Blicke,
Als ob er tauſend Schwerter zücke.
Der Hauptmann ſelber ſchrickt zuſammen,
Doch nicht vor Albrechts Zornesflammen,
Nein, er erkennet die Geſandten —
Den Rathsherrn Schrever muß er ſehn,
Und Herrn Anſelm zur Seit' ihm ſtehn!
— Ob ſie den Hauptmann auch erkannten? —
Wie iſt von Tagen, lichtgewoben,
Der Vorhang plötzlich aufgeſchoben!
Er möcht' an's Herz dem Rathsherrn ſtürzen
Und fragen: „Lebt ſie? Trägt ſie Leid? —
Und Meiſter Sachs — o goldne Zeit!“
Doch gilt's die Regung abzukürzen.
Er tritt gefaßt und fremd hervor,
Und ſpricht: Herr Markgraf! ausgegoſſen
Habt Ihr die Schalen blut'ger Schmach!
Entſetzt Euch nur ob ſolcher Sprach'!

Doch ſo lang bei den Kriegsgenoſſen
Ich noch mein Anſehn nicht verlor,
Pocht Ihr mit Eurem Heeresroſſen
Vergeblich an der Reichsſtadt Thor!
Stehe ab von Nürnberg, laßt Euch rathen!
Wo nicht — ſo erntet Eure Saaten!

Auf ſpringt der Markgraf: Wagſt du's, Hund,
Mir ſolchem Wort die Pflicht zu kränken!
Hinaus! und ſchweigſt du nicht zur Stund,
Laß ich am nächſten Baum dich henken!
Du ſprichſt von Anſehn bei den Sklaven?
Ich will vor ſolchem Knecht mich waffnen!

Der Hauptmann unerſchrocken ſprach:
Eur Knecht, Herr Markgraf, bin ich nicht!
Ich trug das Schwerdt in Eurem Sold
So lang' es Euch gefallen wollt'
Für proteſtantiſch Recht zu ſtreiten.
Erinnert Euch an jenen Tag,
Da wir beſprachen den Vertrag.
Verletzt habt Ihr nach allen Seiten
Das Recht im Großen, im Geringen,
Ihr könnt zu keinem Dienſt mich zwingen.

Des Glaubens Sieg errungen ward,
Er ward mit unſerm Schwert beſiegelt,
Es konnte der Soldat den Degen
Mit Ehren aus den Händen legen.
Da ward zu neuer Waffenfahrt
Des Glaubens Bild uns vorgeſpiegelt.
Zu gräulvollen Räuberworten
Iſt dieſes Glaubensbeer geworden!
Nun iſt es Zeit ein Ziel zu ſetzen.
Es ſei der Mann mit kühnem Muth
Ein Fels in der Verwirrung Fluth.
Wer an der alten Ordnung Plätzen
Zur Nothwehr jetzt erhebt das Schwert
Für ſeiner Heimath theuren Herd,
Für Friedensglück und Menſchlichkeit
Und für das Band der heilgen Sitte,
Wer einzig jetzt dem Recht ſich weiht
Und in des Brüderkreiſes Mitte
Sieht das geſammte Vaterland,
Der iſt der ächte Proteſtant!
Ich will es ſein, und will es bleiben,
Mag auch die Welt im Wirbel treiben!
Ihr Herrn von Nürnberg, habt Ihr Muth
Zu ſchützen männlich Eure Mauern,

Kühn zu vertheidgen Recht und Gut,
Verſprecht Ihr tapfer auszudauern,
Hier biet' ich mich als Führer an!
Ein muthges Herz und feſten Willen
Kann ich verſprechen als ein Mann,
Und konnte ſtets mein Wort erfüllen!

Wir geben's ein! Der Rathsherr ſpricht,
Wir fürchten vor dem Feind uns nicht!
Werbt Truppen an, wir bringen Geld,
So viel Ihr braucht, ſo viel Ihr wollt.
Uns gaben Vollmacht die uns ſandten,
Wir grüßen Euch als Kommandanten!

Lebt wohl, Herr Markgraf, ſpricht der Hans,
Wir ſehen uns vor Nürnbergs Mauern!
Spart Euer Toben, Herr, ich kanns
Ertragen ohne Furcht und Schauern!

Von Flüchen überſchäumend fährt
Der grimme Markgraf an ſein Schwert,
Mit wüthig ſchnaubendem Gebeißen
Es in des Hauptmanns Bruſt zu ſtoßen.
Da, von des Zeltes Eingang her,

Stürzt ſich ein Landsknecht auf die Wehr,
Er will dem Albrecht ſie entwinden,
Empfängt den Stoß — die Sinne ſchwinden —
Ein Schrei durchzittert die Minute —
Der Burgelfritze liegt im Blute.
Entſetzen, Grauſen faßt den Kreis,
Kein Wort ſich zu entringen weiß,
Der Markgraf taumelnd hebt zurück.
Der Landsknecht aber mit mattem Blick
Spricht: „Hans, ich geh für dich zu Grunde,
Nichts Beſſres konnt ich je erwerben!
Du haſt ſo viel für mich gethan,
Daß ich's dir nie vergelten kann.
Es geht zu Gut' mit — meinem Witze,
Denk manchmal — an den Burgelfritze!“ —

Der Hauptmann zu dem Todten kniet,
Ein Seufzer ſeiner Bruſt entflieht:
Er drückt ihm ſtill die Augen zu
Und ſpricht: Gott ſpare deine Ruh!
Du warſt was Beſſres als du ſchienſt,
Ein treues Herz war dein Vertheidiger!
Leb wohl! Dein Blut — ſei nicht verſchwendet! —
Zum Albrecht ſich der Hauptmann wendet:

Herr Markgraf, dies vergoßne Blut
Iſt nur ein Tropfen in der Fluth
Die furchtbar ſteigt zu Euch empor!
Verſchließt der Mahnung nicht das Ohr!
Weh Euch! Denn Euch auch kommt die Stunde
Wo Ihr erbebt im Herzensgrunde! —

Da tönt es aus dem Lager her
Von Stimmen, wie ein bewegtes Meer,
Und immer lauter tönt's und gellt,
Als wie ein drohend wüthend Klagen:
Der Markgraf hat in ſeinem Zelt
Den Hauptmann Wolfenſtein erſchlagen!
Der aber eilt hinaus, gefaßt,
Es folgen ſeinem Schritt mit Haß
Die Herrn von Nürnberg, blaß von Wienen.
Doch kaum iſt draußen er erſchienen,
Da tönet durch der Zelte Reihn
Ein tauſendſtimmig Jubelſchrein,
Und grüßend zieht des Heeres Held
Wie im Triumph zu ſeinem Zelt. —

Wer möchte jetzt des Lagers Treiben,
Das in dem Lauf der nächſten Stunde

Sich laut bewegte, all beſchrieben!
Die Kunde ging von Mund zu Munde:
Er hat dem Markgrafen abgeſagt,
Hat ſeinem Zorn zu trotzen gewagt!
Was hat der Landsknecht da verbrochen?
Der Markgraf hat ihn ſelbſt erſtochen?
Da tragen ſie die Leiche eben —
Wird böſes Blut im Lager geben!
Der Hauptmann wirbt auf eigne Hand
Für die, ſo Nürnberg hergeſandt!
Sie bringen mit vollen Händen Gelt —
Da gäb es wieder baaren Sold,
Hier bringt man nur aus Rauch und Flammen,
Und plündernd ſeinen Lohn zuſammen,
Wem das behagt, der bleibe hier,
Zum Hauptmann aber gehen wir.
Er hält auf Ehr' und braven Sinn,
Kommt mit, wir gehen zum Hauptmann hin! —

Es war ein Rennen, Zanken, Streiten,
Das ganze Lager gährte ſchon
Als wie in offner Rebellion,
Und mühſam nur von beiden Seiten
Vermochte der Musketen Feuern,

Den blanken Schwertern man zu steuern.
Die Stunde schwand. Man sah im Zug
Zu Grabe eine Leiche tragen.
Gedrängt, geworben war genug,
Zu Roß sah man den Hauptmann ragen.
Der leichte Staub in Wolken flog,
Das bunte Bild ward trüb und trüber,
Mit lautem Jubelsange zog
Ein langer Heereszug vorüber.

VI.

Held Theuerdank.

Weh, Nürnberg, weh! Die Lüfte ſchauern
Vom Kampfgetön um deine Mauern!
Schon Monde lang im Kriegesfelt
Der wilde Markgraf Albrecht hält.
Hat ſich gelobt, nicht abzuſtehn,
Als bis er deinen Fall geſehn,
Bis daß die letzte Flamme erſtirbt,
Die Dich in eitel Schutt verwirbt!
Ein Raubzug iſt's in großer Art!
Der Markgraf flucht in ſeinem Bart,
Zu langſam geht ihm ſein Gericht,
Kann ſeine Beute erwarten nicht.
Städtchen und Dörfer um die Statt
Schon Flamm' und Schwert verwüſtet hat

Ueber Höfe, Weiler und Mühlen
Graue Pulverqewölke ſpielen.
Kirchen und Klöſter kniſtern in Flammen,
Sinken in Schutt und Aſche zuſammen.
Vernichtender Geſchütze Stürmen,
Gefecht, Scharmützel jeden Tag,
Und grauenhafte Kriegesplag'.
Allein mit Mauern feſt und Thürmen
Steht da die ſtolze Bürgerſtatt,
Steht unbeſiegt und wird nicht matt,
Der Held, der ſie vertheidigt gut,
Verleiht ihr täglich neuen Muth.

Und Abends iſt's das Stürmen ſchweigt,
In all den Gaſſen vielverzweigt
Die Bürger in Furcht und Hoffnung ſtehn.
Zum eignen Herd die Einen gehn,
Zu verſuchen des Hauſes Ruh,
Die Andern ſchreiten dem Wirthshaus zu,
Wollen bei Wein und Bier, erregt
Beſprechen was den Tag bewegt.
Der Rathsherr Schreyer ſitzt im Rath,
Vertieft noch im Geſchäfte ſpat,
Bis daß der Herrn Berathung aus

Gehn wir zu ſeinem prächtigen Haus
Und grad in ſeinen Büchersaal.

Da ſtehn die Bänd' in reicher Zahl
Hoch an den Wänden aufgeſchichtet,
Geſammelt lang' und wohl geſichtet.
Hier mächt'ger Folianten Reihn,
Dort Pergament' und Schilderein.
Griechen und Römer und Scholiaſten,
Koſtbare, ſchwer errung'ne Laſten,
Aus alter Klöſter ſtaubiger Nacht
Mühſam wieder ans Licht gebracht.
Hat alt und neu Gelehrſamkeit
Den Moder und Verderb entrungen,
In deutſcher und in fremder Zungen,
Geſellt dem Sproß der jüngſten Zeit,
Die kräftig friſch ſich aufgeſchwungen,
Geſellt der Dichtung reichen Bildern,
Geſchmücket mit Beſchlag und Schildern,
War eine ganze reiche Welt
Des Denkens da zur Schau geſtellt.
Dazu auf Tiſchen und Gerüſten
Verſtaubt ein Inſtrumentenheer,
Gar ſeltſam räthſelhaft geſtaltet,

Vergeſſen lange, und veraltet,
Sie ſtehn, des alten Strebens Zeugen,
Wiewohl des Irrthums alte Kinder.
Der Neuzeit müſſen ſie ſich beugen,
Die gehet ſichrer und geſchwinder,
Und zeigt ſchon Werke rings umher,
Verkündend neuen Geiſtes Rüſten.
Dann Wunderdinge fremder Küſten,
So jüngſt gekommen über's Meer,
Hier an der Wölbung aufgehängt,
Und dort zuſammen bunt gedrängt.
Das Alles zeigt ein reiches Streben
Von Wohlſtand überall umgeben.

Jetzt öffnet ſich die Thür, und helle
Dringt in den Raum ein Lampenſtrahl,
Heimlich ergrauſend auf der Schwelle
Zwei Mädchen lauſchen in den Saal.
Was wollen hier ſo roſ'ge Wangen,
Wo brütende Gelehrſamkeit
Sie anſchaut im vertragnen Kleid
Und ſie mit Räthſeln hält umfangen? —
„Geſchwind hinein!“ Die Jüngre ſpricht,
Von Herzen wie von Angeſicht

Faſt noch ein lieblich Kind zu nennen.
Von Schalkheit und von Jugendfeuer
Die hellen braunen Augen brennen.
Des andern Mädchens Blick iſt ſcheuer,
Doch tiefer auch, und zeigt von Thränen
Die nicht das Auge nur geweint.
Ein tief, doch ſtill verborgnes Sehnen
Die Wange zu verrathen ſcheint,
So leiſe iſt ſie angehaucht,
Wie die verhüllte Gluth der Roſe
Aus weißem Schwesterkelche taucht.
„Komm, Elsbeth, komm! ſpricht Käthchen loſe:
Was? fürchteſt du dich vor der alten
Scharteken ledernen Geſtalten?
Biſt heut gar zum Verzweifeln wider!
Ich mach dir Poſſen, ſing' dir Lieder,
Du lehnſt den Kopf in deine Hand
Und ſeufzeſt ſtumm und abgewandt.
Ich halte nicht aus! Jetzt komm — ich ſuche
Nach jenem hübſchen luſtgen Buche
Das uns der Vater neulich las,
Nur daß den Titel ich vergaß!“
Das luſt'ge Käthchen ſetzt die Leuchte
Flugs auf den alten Eichentiſch,

Und ſchickt ſich an zum Suchen friſch,
Derweil die Schweſter, der ein Schwank
Heut gar nicht unterhaltend däuchte,
Im alten Lehnſtuhl ſtumm und ſinnend
In ſtille Träumerei verſank.

„Schau her, das iſt der Cicero!
Ruft Käthchen, ihren Lauf beginnend:
Nun, deiner werd' ein Andrer froh,
Du ſchwerer leerner Geſell,
Dich brächt' ich kaum von deiner Stell!
Und wer iſt das? Virgilius.
Da iſt auch Ehrn-Horaz nicht fern —
Für die Geſellſchaft dieſer Herrn
Ich beſtens mich bedanken muß:
Lateiniſch iſt die ganze Reih,
Da gehn wir lieber gleich vorbei.
Folgt nun was Doctor Luther ſchrieb.
Hab den Gottesmann von Herzen lieb,
Wiewohl, was er uns machet kund,
Verſpar ich auf 'ne beſſre Stund.
Folget Herr Ulrich Hutten drauf,
Sein Wort und Schwert iſt ſcharf gewetzt,
Nimmt gar einen ritterlichen Lauf,

Kann mir aber nicht kiemen jetzt
Pantagruel, Gargantua —
Du Tölpel — Fledhas, Weibertag?
Hat bei Herrn Ulrich gar ſo nah
Der loſe Meiſter Fiſchart Platz?
Da kommt Herr Murner auch geſchritten —
Zehn Schritt vom Leibe, muß ich bitten!
Hilf Gott, und was iſt das für Weſen?
Das Schnörkelzeug iſt nicht zu leſen!
Ich ſteige beſſer auf die Leiter,
Die leichten Schwänke ſind zu heiter
Für die Geſellſchaft dieſer Herrn,
Sind ganz gewiß hinausgeſtattet!
Das Narrenſchiff! — Ich wollte gern
Mit Meiſter Brandt zu Segel gehn,
Thät' ich nur gleich die Küſte ſehn
Wo meine lieben Schwänke hauſen!
Auf's Neu Latein — es iſt ein Grauſen!
Doch hier, das prangt in ſchönem Kleide —
Herr Walther von der Vogelweide!
Grüß Gott, Herr Ritter! das wär Sünde
Gefühllos Euch vorbei zu gehn,
Drum, wenn ich meinen Schwank nicht finde,
Will ich nach Euch mal weiter ſehn!

Hier kommen Sänger, nichts als Sänger,
Das dehnt und treibt ſich immer länger.
Rückt ihr heran in Compagnieen,
So fürcht' ich Eiferſucht und Neid,
Ich ſeh euch ſchon die Schwerter ziehen,
Ihr Herrn, ſo wie im Wartburgſtreit!"

Gleberb zur Schweſter blickt empor:
Was biſt du doch ein glücklich Kind!
Dir pocht umſonſt an Herz und Ohr
Der bittre Ernſt, der eng und enger
Die Mauern unſrer Stadt umſpinnt!
Selbſt unſres Vaters Herz wird bänger,
Das jüngſt noch ſchwoll von hohem Muth.
Gedüngt iſt ſchon das Feld mit Blut —
O Schweſter, kannſt du heiter ſehn,
Da wilder Kampf umtobt die Mauern?
O kommt's nicht über dich mit Trauern,
Daß Nürnberg ſoll zu Grunde gehn?
Ja, lange war auch meine Bruſt
Erfüllt von kühner Zuverſicht,
Ich ſah die ſchöne Heldenluſt
In unſrer Männer Angeſicht,
Und lachte der Geſchütze Dröhnen,

All den verworrnen Kriegsleinen.
Nun scheint's — zu Gute geh die Kraft,
Bedenklicher blickt jedes Auge,
Schon fragt sich bang die Bürgerschaft
Ob Widerstand noch länger taugt?
Und draußen wächst des Feindes Heer —
O Himmel, wenn mein Nürnberg fiele.
Vorbei die letzte kühne Wehr,
Ich weiß, ich weiß, ich war am Ziele'

„Hilf Gott! so ruft das muntre Käthchen.
Denkst du denn gar nichts Andres, Mädchen,
Als ewig nur an Krieg und Waffen?
Den ganzen Tag hat man zu schaffen,
Mit Angst und Noth, von früh bis spat
Allarm und Sturm und Feuergefahr,
Und meint mal es sei vorbei,
Die Stadt in neuen Lärm geräth
Mit donnerndem Rathhausenkrachen!
Ja, was soll Unsereins da machen?
Du thust als wärst du Bürgermeister
Und Kommandant der Stadt dazu!
Was kümmern dich die Kriegsgrüßer?
Jetzt laß einmal die Sach in Ruh!

Schau, da hab ich 'nen Wälzer funden,
Gar mächtig, und gar schön gebunden.
Und ist es nicht mein lustger Schwank,
Schau her, so ist's — der Thierzank!
Der ist für Dich! Eine Bilder drin —
Geh, rück ein wenig weiter hin,
Wir können beid' im Lehnstuhl sitzen.
Da, schau das Bild! die Burg ist fest,
Und trotzt den feindlichen Haubitzen.
Der Feind verzweifelt an dem Nest.
Und hier? Heißa, der schmucke Held,
Da sitzt er kühn auf seinem Roß,
Und auf der Seite hält sein Troß!
Und doch — gesteh mir's auf's Gewissen —
Ein Lebender dir mehr gefällt!
Der schmucke junge Hauptmann — gelt,
Von dem sie All' zu rühmen wissen,
Als wäre der erste Mann der Welt,
Der unsre Mauern kühn vertheidigt? —
Was wirst du unwirsch, wirst du roth?
Hab ich dein Ohr damit beleidigt?
Man hat mit dir doch seine Noth!
Hei, war mir das ein schöner Tag,
Da mit Trompeten, Trommelschlag,

Das Hülfsheer bunt, zu Fuß, zu Roß
In unſre Straßen ſich ergoß!
Der junge Hauptmann ritt voran,
Von unſerm ganzen Rath umgeben!
Das nenn' ich noch mir einen Mann!
Wie er ſich thät im Sattel heben!
Da macht ſein Roß einen wilden Satz,
War ein Gedräng auf dem ganzen Platz,
Er aber hielts nach Ritterbrauch,
Es war ganz prächtig anzuſchaun!
Die Federn ſchwarz, die Locken braun,
Die flatterten recht um die Wette —
Ich dachte, wenn mein Schatz doch auch
Solch goldgeſiedert Bärtlein hätte!
Wahrhaftig, ich beklag' es bitter,
Daß mein Anſelm nicht auch ein Ritter!
Rathſchreiber iſt er, alle Tage
Wird ſeine Würde mehr zur Plage!
Ja, wenn ich denk' vor einem Jahr,
Was das mir noch ein Burſche war!
Den Kopf voll Flauſen und voll Streich',
An Schwänken kam ihm Keiner gleich.
Da macht zum Schreiber ihn der Rath,
Und als er mich zur Braut erbat,

Da dacht ich, das kann luſtig werden,
Und auch der Vater ſagte Ja!
Doch eh, ich mich der Sach verſah,
Ward er der ſteifſte Menſch auf Erden,
Hat von Geſchäften voll den Kopf.
Und nehm ich ihn nicht mal beim Schopf,
Daß er vergißt die ſteife Würde,
So wär's wahrhaftig eine Bürde!
Hilf Gott, ſothane Klagelieder
Haſt du von mir ſchon oft vernommen!
Doch, Schweſterlein, nun laß uns wieder
Auf den beſagten — Helden kommen:
Der Hauptmann hielt ſein Roß im Zügel,
Und hob ſich hoch und ſtolz im Bügel,
Schaut lang zu unſerm Fenſter auf
Und grüßet ſein zu uns herauf.
Ich grüß hinab, du fährſt zurück,
Ich thu hinab noch einen Blick —
Nein, ſo was iſt mir unerhört!
Der Held wird plötzlich wie verſtört,
Wird roth bis über beide Ohren,
Und giebt dem wilden Roß die Sporen.
Und was aus ſeinem Antlitz ſprach —
Ei nun, da merkt ich wohl die Sach!

War ſchnell gegangen, das iſt wahr,
Wiewohl nicht eben wunderbar,
Denn er iſt ſchmuck und du biſt fein,
Was kann da noch in Zweifel ſein?
Jetzt, Schweſter lieb, ſprich auch ein Wort,
Sonſt ſchwätz' ich ſo noch lange fort!"

Schön Elsbeth bebt, mit glühnden Wangen
Drückt ſie die Schweſter an die Bruſt.
Gern hätte Käthchen mehr gewußt,
Doch läßt ſie ſchweigend ſich umfangen,
Und ſchaut mit Augen hell und licht
In's ſchweſterliche Angeſicht. —
Indeß die Jungfraun auf Minuten
So ſchweigend Herz am Herzen ruhten,
Da plötzlich rocht es an die Thür.
Die Mädchen fahren auf erſchreckt,
Sind beid' wie auf den Tod erblaßt,
Halten ſich ſchaudernd angefaßt,
Und ſpähen, was ſich da herfür
Mit langem Hals verwundert reckt.
— Muß ich bei tiefen Studien gar
Im Bücherſaal die Jungfraun finden?
So ſpricht der Störer. Das iſt rar!

Daß nur die Aeuglein nicht erblinden,
Die holden Aeuglein dein so süß
Erglänzt das irdisch Paradies!
Mich allerbestens zu empfehlen —
Welch Wissenstrieb thut Euch beseelen?

„Iſt's weiter nicht's, als Ihr, Anſelm!
(So ſpricht aus Käthchens Mund der Scheim)
Freute mich ſchon auf Abenteuer,
Doch Ihr ſeid überaus geheuer!"
Spricht Elsbeth ſchnell: Wie ſtehts im Feld?
Und Käthchen: Was macht unſer Held?
Und Elsbeth: Ruht zu Nacht die Fehde?
Und Käthchen: Von dem Hauptmann rede!
Und Elsbeth: War für uns der Tag?
Und Käthchen: Wer auch unterlag,
Vom tapfern Hauptmann gieb uns Kunde —
Hilf Gott, habt Ihr ein Schloß am Munde?

— Ihr ſchönen Jungfraun, lieb und wert,
Ich künd' Euch gern, was Ihr begehrt,
Doch laßt mich nur zu Worte kommen!
Gewiß, die Zeitung ſoll Euch frommen!

„Da, auf die Kiſte ſetzt Euch nieder!
(Spricht zu dem Schreiber Käthchen wieder)
Jüngſt kam die Kiſte über's Meer
Aus wunderbaren Ländern her,
Gefüllt mit allerlei Getier,
Wie man noch nie geſehen hier.
Mit Affen, zottig und bepelzt,
Mit wilden Vögeln, hochgeſteizt.
Es war wahrhaftig recht ein Graus!
Und andre bauchig und gekropft,
Raubſüchtig, gierigen Geſichts —
Nein, bitt Euch ſehr, befürchtet nichts,
Iſt aus der Kiſte längſt heraus,
War übrigens auch ausgeſtopft,
Thut keinem Menſchen was zu Leide!
Ich ſag Euch das für Eure Ruh.
Komm, Elsbeth, her, ich rücke zu,
Der Lehnſtuhl hier iſt für uns Beide."

Der Schreiber prüft zum Sitz die Kiſte
Und ſucht ein Lächeln zu verhehlen.
Er denkt: Was ich dir könnt' erzählen,
Ach, Schatz, wenn das dein Köpfchen wüßte,
Dein Zünglein ging' in andrem Ton!

Nun, warte nur, dir ſoll der Lohn
Für deinen Spott auch nicht entgehen,
Ich nehm' an dir noch luſtge Rache!
Doch jetzo muß auf leiſen Zehen
In eines guten Freundes Sache
Ich was erforſchen und erſpähen. —
Dann, ehrbar, mit geſetzter Rede
Beginnt er: — Waffenlärm und Fehde
Wird Euch nicht ſtören dieſe Nacht,
So wenigſtens iſt unſer Hoffen.
Die Unſren haben heut vollbracht
Wodurch ſie ſelbſt ſich übertroffen.
Ein Ausfall war's in's Feindeslager,
War kühn gedacht und groß vollendet.
Auf Wochen iſt ein neuer Sturm
Nun von den Mauern abgewendet.
Auch unſre Beute iſt nicht mager!
Ja, unſer Schild und Fels und Thurm
War dieſer junge Hauptmann wieder!
So ſtürmte in die Feindesglieder
Held Hector weiland aus den Thoren —
Doch möge nimmer das Geſchick
Des Priamsſohnes ihn umkoren!
Mit unſrem Hauptmann ſei das Glück!

Er hält uns sicherlich die Stadt
Bis draußen die Belagrer matt!
Und in der Stadt — 's ist kaum zu sagen,
Man möcht' ihn schier auf Händen tragen!
Wenn er so schreitet durch die Straßen,
Da ist's ein Jubel ohne Maßen!
Der wackre Hauptmann — Wolfenstein!
Je nun, so mag sein Name sein,
Doch wett' ich hundert gegen zehn,
Daß ich den Herrn schon sonst gesehn,
Wiewohl — mit etwas andrem Namen.
Ja, mein Verdacht wird noch begründet
Durch das, was Meister Sachs mir kündet.
Des Tages nämlich, da die Schaaren
Geführt von ihm gen Nürnberg kamen,
Die Gassen ganz erfüllet waren
Von Kriegesknechten, eh zu Nacht
Man alle ins Quartier gebracht,
Und war in jeder Gaß ein Treiben,
Daß Keiner mocht zu Hause bleiben,
Schritt Meister Sachs auch so daher
Mit zween von unsern Malermeistern.
Die hät die Wirthschaft sehr begeistern,
Hatten zu schaun ein groß Begehr,

Und mochten da ihre Studien machen.
Auch Meiſter Sachs beſchaut die Sachen:
— Hat mir vertraut ganz unterm Siegel,
Will dichten einen Landsknechtſpiegel —
Der miſcht ſich alſo recht ins Gedrang,
Wo die Knechte die Gaß entlang
Liegen und zechen gar ergötzlich. -
Da wird der gute Meiſter plötzlich
Unter die Knecht' hineingeſtoßen,
Fällt mitten in den Haufen hinein.
Die Landsknecht drüber ſich erboßen,
Heben an ein Fluchen und Schrein,
Faſſen ihn an in heller Wuth —
Dem Meiſter war nicht wohl zu Muth!
Da kommt der Hauptmann Wolfenſtein,
Nimmt den Meiſter bei der Hand,
Bittet, er möge verzeihen die Schand',
Daß ihn der Troß ſo roh behandelt.
Der Hauptmann weiter mit ihm wandelt,
Und ſpricht mit ihm gar wacker und viel,
Kennt alle ſeine Schwänk' und Spiel'.
Drauf, wie ſie vor dem Rathhaus ſind
Sagt er ihm her eine lange Stell',
So ſich in einem Stücke findt

Das der Meiſter vordem geſchrieben,
Verſchwindet drauf im Rathhaus ſchnell.
Das hat den Meiſter gleich getrieben
Daß er verkünde mir die Dinge.
Wie er des Hauptmanns Stimm' vernommen,
Sei ſie bekannt ihm fürgekommen,
Woraus ihm ein Verdacht entſpringe.
Ich hatt' die Sach ſchon längſt erkannt.
Wiewohl ich nicht Befugniß fand
Den Schwank dem Hauptmann zu verderben.
Doch jetzo will ich darauf ſterben,
Daß er vor Zeiten hier zu Land
Hans — Haidekuckuck ward genannt!

Elsbeth erbebend fährt empor,
Muß mit Gewalt nach Faſſung ringen.
Wohl hörte ſie in Luſt und Bangen
Den Namen längſt im Herzen klingen,
Doch nun er plötzlich trifft ihr Ohr
Dringt helle Gluth ihr in die Wangen.
Doch Käthchen lachend klatſcht die Händ':
Daß geht mit einem Schwank zu End!
Hans Haidekuckuck! War das nicht
Der Burſch aus unſerm Nachbarsgarten?

Erzählt' uns manche luſtge Geſchicht
Und Abenteur und Ritterfahrten?
Ich war ein Kind noch, und wir hatten
Erlaubniß oft mit ihm zu ſpielen,
Weil uns des Meiſters Obſtbaumſchatten
Und beſſer noch ſein Obſt gefielen.
Doch ſpäter iſt er mir entſchwunden,
Wie aus den Augen, aus dem Sinn.
Was ward mit ihm? Wo kam er hin?
Doch halt, noch Eines weiß ich gut:
Einſt wollt ich mich nach ihm erkunden
Beim Vater — wie man das ſo thut,
Der aber ſprach in Zorneswuth,
Ich ſollt' es niemals wieder wagen
Nach unſerm Spielkumpan zu fragen!"
— Doch Käthchen hemmt die Redefluth,
Ein Blick in ihrer Schweſter Züge
Sagt ihrem Herzen zur Genüge,
Daß unbewußt zu viel ſie ſprach.

Der Schreiber denkt: So ſo! ich merke,
Die alte Lieb iſt noch im Werke,
Und ganz fürtrefflich ſteht die Sach!
Dann ſpräche er: Nun, ich kann mich irren!

Die Aehnlichkeit mag flüchtig sein,
So viele Kriegernamen schwirren
Mir im Gedächtniß aus und ein.
Was lasen denn die schönen Muhmen?
Erquickten sie sich an dem Trank
Aus duftgem Kelch der Dichterblumen?
Ich bin so frei! — Den Theuerdank?
Ach, das ist gar ein schätzbar Buch!
Und doch, wenn ich nach Helden such',
Find' ich sie heuer noch im Leben
Grad wie sie die Poeten geben.
Da unser Hauptmann zum Exempel
Trägt doch den ächten Heldenstempel!
Ja — unser Held! Was ist's ein Mann!
Mich fasset stets Bewundrung an,
Denn all sein Thun ist edel, tüchtig,
Und all sein Denken voll, gewichtig —
Da fällt mir ein, er sagt' mir neulich,
Es sei ihm überaus erfreulich
Daß er Euch, Jungfrau, schon gesehn.
Des Tages war's, da er inmitten
Des Raths kam in die Stadt geritten.
Da sah er Euch im Erker stehn.
Doch sei ihm höchlich aufgefallen — —

— Der Schreiber listig hemmt das Wort,
Und fährt in andrem Tone fort:
Still! hört Ihr nicht die Glocken schallen?
Sie schlagen in der Stadt Allarm,
Da muß ich fort! daß Gott erbarm,
Ich eile, frage, was es gebe —
Es ist Allarm, so wahr ich lebe!

Die Mädchen staunenden Gesichts
Auf den verschmitzten Schreiber blicken,
Und Kathchen spricht: „Ich höre nichts!
Man hört im Schrank den Holzwurm picken,
So still ist Alles in die Rund!
Anselm, was gellt Euch in die Ohren?“
— Doch lachend still im Herzensgrund
Spricht Jener: Keine Zeit verloren!
Hört, wie es sauset in der Luft,
Ich glaub' es krachen schon Karthaunen!
Die Pflicht mich auf das Rathhaus ruft! —
„Anselm! was sind mir das für Launen?
Halt, hiergeblieben! Aufgeschaut —
Was ist dem Hauptmann aufgefallen?
Was dacht er? hat er dir vertraut?
Er wurde roth, er sprengte weiter —

Warum? Was ſagt der kühne Reiter?"
— Ein Andermal! Ich muß von hinnen!
Hört nur das Stürmen, das Gebrumm! —
„Es iſt ja kirchenſtill und ſtumm,
Hilf Gott, der Menſch iſt ganz von Sinnen!"

Der Schreiber ſtürzt ſich aus dem Saal,
Fliegt, wie geſcheucht die Treppʼ hinunter,
Und vor der Thüre noch einmal
Blickt er hinauf zum Fenſter munter:
Gelt, Schatz, nun raubt die Neubegier
Dem Köpfchen die Beſinnung ſchier!
Denn ein Geheimniß nicht zu kennen,
Das will dir faſt das Herz verbrennen!
Mag's brennen, allerliebſtes Bräutchen,
Zur Strafe dulde nun den Harm,
Ich weiß wohl auch ein Lindrungskräutchen!
Und Elsbeth? — Freilich iſt's Allarm,
Allarm in Muhme Elsbeths Herzen!
Aha — nun ſchwinden dort die Kerzen,
Die Studien, denk ich, ſind beendet,
Zur Kammer ſich das Pärlein wendet.
Nun gute Nacht, mein Engel du,
Im Schlafe hat dein Zünglein Ruh!

Dem Hauptmann künd' ich nun ſein Glück,
Ich hoff' — ich nenn ihn bald Herr Schwager!
Schon jüngſt im Rotenburger Lager
Erkannt' ich ihn beim erſten Blick,
Und hier, in meine Hand gegeben
Konnt' er nicht länger widerſtreben.
Wir kennen uns! — Was aus dem Mann
Doch ſo im Leben werden kann!
Der Eine ringt ſich durch die Wogen
Der ſtürmiſch aufgeregten Zeit,
Und ſteigt aus ſeiner Dunkelheit
Durch hohen Ruhmes Ehrenbogen.
Dem Andern bringt auf ebnen Wegen
Das Leben jede Gunſt entgegen.
Er gehet langſam, mit Bedacht,
Und hält's für groß wenn, ihm zum Lohne
Der hohe Rath zum Schreiber macht.
Nun — jeder ſing' in eignem Tone,
Beſcheide ſich mit ſeiner Habe,
Nur ſeines Strebens hab' er Acht,
Das Ziel — iſt des Geſchickes Gabe!
So denkend eilt Anſelm den Lauf
Und ſucht den wackren Hauptmann auf. —

Doch in der Schweſtern Kämmerlein
Gab lange noch die Lampe Schein.
Vier Augen wachten da noch lange.
Nicht wehrte mehr des Herzens Drange
Der ſchwer erkämpfte feſte Wille.
Vertrauen hob des Schweigens Hülle,
Und Wort um Wort kam aus der Bruſt
Nach Tröſtung ſuchend, Leid und Luſt
Zum ſüßeſten Geſtändniß webend.
Die Hoffnung, neu die Flügel hebend,
Sah vom Geheimniß ſich befreit,
Und allen Thränen, Klagen, Schmerzen
War liebevoll am Schweſterherzen
Ein Wort, ein Kuß, ein Troſt bereit.
Was ward da Alles durchgeſchwätzt,
Was ward da all in Plan geſetzt!

Die Lampe ſchwand, ſchon mahnt die Runde
Vom Thurm an mitternächtge Stunde,
Schon in der Kiſſen weichen Flaum
Geborgen ſind der Mägdlein Wangen,
Und immer noch nach ſüßem Traum
Kommt in die Herzen kein Verlangen,
Und immer nach dem: Gute Nacht

Ward Alles noch einmal begonnen,
Und neue Pläne ausgesponnen,
Geschwätzt, geflüstert und gelacht.

Dann ward es still im Kämmerlein.
Vom Himmel sah der Mond herein
Und winkte seinen Sternenlichtern,
Still zu betrachten, wie so süß
Ein ganzes Jugendparadies
Lag auf den blühenden Angesichtern.

VII.

Die Nachbarsgärten.

In des Rathsherrn Garten war die Pracht
Der ſchönen Roſenzeit erwacht.
Der Kriegesſturm ſeit Tagen ſchwieg,
Und goldne Friedenshoffnung ſtieg,
Und ging mit Augen, freudenhelle,
Geſchäftig über jede Schwelle.
Drum ſchien auch wohl viel ſchöner heut
Die Sonne auf des Gartens Grün,
Drum war wohl duftger ausgeſtreut
Der vollen Roſen Purpurglühn. —
Schön Elsbeth wandelt durch die Gänge.
Da wird ihr ſommerlich Gewand
Im farbenblühenden Gedränge
Von Roſendornen feſtgebannt.

Sie löſt es ab mit ſchneller Hand,
Und ſcheu erröthend bleibt ſie ſtehn,
Um halb erſchreckt zurück zu ſpähn.
Dann wieder fördert ſie die Schritte,
Es iſt, als ob in ihrer Bruſt
Die bange Furcht, die ſüße Luſt
In ſtiller Wechſelrede ſtritte.
Dann plötzlich biegt ſie um die Ecke
Und ſteht vor einer blühnden Hecke.

Fünf Jahre war die Hecke alt,
Und ſchon recht hoch und wohlgeſtalt.
Der Rathsherr hatte ſie gepflanzt,
Damit durch ſeinen Lattenzaun
Der Nachbar Sachs nicht könne ſchaun.
Warum? Ich kann Euch das nicht ſagen,
Ihr mögt Herrn Schreyer ſelber fragen.
Den Garten wähnt' er nun verſchanzt,
Und freute ſich von Jahr zu Jahren
Wie dicht und hoch die Büſche waren.
So konnt' er ſich in Ruhe wiegen.
Jedoch ſein blühndes Töchterlein
Steckt oft das Köpfchen dahinein,
Denn das Gezweige ließ ſich biegen,

Und plaudert mit der Meisterin
Ein gutes Weilchen her und hin.
Und da auch breit genug die Hecke
Gelegentlich für ein Versteckе,
So stand des Rathsherrn Sicherungskunst
Auch bei dem Fräulein sehr in Gunst. —

Da steht schön Elsbeth, spät umher,
Ob auch kein Lauscher nahe wär,
Dann mit der Hand verstohlner Weise
Faßt sie die Zweige, biegt sie leise,
Und blickt mit pochendem Erwarten
Scheu in des Meisters kleinen Garten.
Allein sie fährt erschreckt zurück,
Denn nicht die Meistrin trifft ihr Blick,
An die schon seit dem dritten Tage
Sie trägt im Herzen eine Frage —
Den Meister selber unterm Baum
Sieht sie da sitzen, wie im Traum,
Es glänzen seine weißen Locken,
Er schaut, den Griffel in der Hand,
Auf sein Geschriebnes unverwandt.
Schön Elsbeth ist so sehr erschrocken,
Daß fast des Herzens Pulse stocken,

Als ob ſie auf verbotnen Schwellen
Am Eingang ſchon den Richter ſäh'.
Die Zweige läßt zurück ſie ſchnellen,
Und fliegt wie ein geſcheuchtes Reh
Hinab die blüh'nden Roſengänge
Bis zu der Laube Duftgehänge.
— Warum ſie nur ſo ſehr erſchrickt?
Hat ſie doch oft hindurch geblickt
Durch die beweglich grüne Mauer,
Und nie ergriff ſie ſolch ein Schauer.
Wohl blickte ſie hinüber oft,
Nicht ſuchend, aber voll Erinnern,
Und was zu ſehn ſie nicht mehr hofft'
Es ward lebendig tief im Innern.
Heut hatte ſpähend ſie geſucht,
Es konnte plötzlich vor ſie treten,
Das übergoß ſie mit Erröthen
Und jagte ſie in ſchnelle Flucht.
Da ſaß ſie in der Laube Bogen
Noch athemlos, und forſcht umher —
Ihr iſt, als ob ihr nachgeflogen
Ein ſpottend leichtgeflügelt Heer,
Als droh' ihr für die Frevelthat
Aus jeder Roſe ein Verrath.

Allmählich ſtiller wird die Regung,
Es fließt in ſanfterer Bewegung
Das reine jungfräuliche Blut,
Und was in tiefſter Seele ruht
Stiehlt, halb geſummt, mit leiſem Klang
Sich von den Lippen als Geſang:

Es war ein Knabe gezogen
Wohl in die Welt hinaus
Und ob ihm ſein Schatz gewogen,
Das Glück, das Glück war aus.
Er wanderte weit
In Sommerzeit
Wenn am Walde die Roſen blühn.

„Was biſt du ſo hoch geboren,
Und ich nur ein armer Knab'?
Die Liebe, die Lieb' iſt verloren,
Die Welt iſt leer wie ein Grab!
Was ſoll mir im Leid
Die Sommerzeit
Wenn am Walde die Roſen blühn!"

Das Mägdlein barg ihre Klagen
Im ſtillen Kämmerlein,

Und durfte ſie's Keinem ſagen,
Sie hoffte jahraus, jahrein.
Sah über die Haid'
In Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn.

„Nun? ſing' zu Ende doch das Lied!
Ertönt's von Käthchens Zunge hell:
Der Knab' auch wieder heimwärts zieht,
Ward gar ein ſtattlicher Geſell:
Was fährſt du ſo erſchreckt empor?
Du willſt das Lied nicht weiter ſingen?
Gieb, Schweſter, acht, ich ſing' dir's vor,
Das Ende wird wohl luſtger klingen:

Es kam ein Reiter geflogen,
Seine Locken wehten im Wind:
Und biſt du mir noch gewogen,
Herzallerliebſtes Kind?
Vergiß das Leid
In Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn!

Er hielt ſie in ſeinen Armen,
Ihr Herz in Wonne ſchlug,
Und hatte die Welt nicht Erbarmen,
Die Liebe war ſtark genug!
Und ſie lachten Beid'
Wie die Sommerzeit,
Wenn am Walde die Roſen blühn!"

— Ja, wie die lachende Roſenzeit,
So ſind' ich hier die Jungfraun beid'.
Empfehl mich beiderſeit'ger Güte! —
Mit ſolchem Grußesworte naht
Anſelm im höchſten Feſttagsſtaat,
In ſeiner Stimmung ſchönſter Blüte,
Daß auch im Antlitz jeder Zug
Das Kleid der Roſentage trug.
— Ihr Schweſtern! ruft er jubelvoll,
Von uns genommen iſt die Bürde,
Nun weg das Kleid der ſteifen Würde,
Dem Leben ſchenk' ich ſeinen Zoll!
Der Krieg iſt aus, ab zieht der Feind,
Der zu vernichten uns gemeint!
Aus die Belagerung, die ſchwere,
Und unſer iſt des Sieges Ehre!

Ihr goldnen Mädel — an mein Herz!
Die ganze Welt möcht' ich umſchlingen!
Man ſollt' es haun in Stein und Erz,
Man ſollt's in Jubelliedern ſingen,
Wie dieſer Hauptmann unſre Stadt
So heldenhaft gerettet hat!

Die Jungfraun mit erfreuten Blicken
Auf den beglückten Schreiber ſehn,
Und Käthchen findet mit Entzücken
Heut ihren Bräutgam wunderſchön,
Wird ganz verſchämt bei ſeinem Kuſſe,
Und lauſchet ſeinem Redefluſſe.
— Vom Rathhaus, Kinder, komm ich her.
Schon heute Morgen wards begonnen,
Jetzt iſt's vollbracht mit Ruhm und Ehr.
Der Markgraf, da er nichts gewonnen,
Obgleich er ſich an unſern Thürmen
Faſt ſeinen Schädel eingerannt,
Ließ endlich ab uns zu beſtürmen,
Heut früh hat er zu uns geſandt.
Nicht lange wird der Markgraf mehr,
Der Städte Geißel, ziehn umher,
Schon iſt gekommen uns die Kunde

Von einem mächtgen Fürſtenbunde.
Der Churfürſt Moritz, der den Zug
Wider die Türken nun beendet,
Hat ſeines Strafgerichtes Flug
Wider den Albrecht jetzt gewendet.
Mit vielen Fürſten und Genoſſen
Zu Eger ward der Bund geſchloſſen. —
Doch unſer Fried' iſt unterſiegelt.
Und der, ſo unſres Feindes Macht
So männlich tapfer hat gezügelt,
Und uns zu würdgem Ziel gebracht,
Mit dem kam ich vom Rathhaus eben.
Der Rath ihn hoch geehret hat,
Denn zum Feldoberſten der Stadt,
Zum Ehrenrathsherrn auch daneben
Ward er ernannt und ausgerufen.
Es drängte ſich das Volk empor
Bis zu des Saales letzten Stufen.
Ein Jubelſtrom drang an ſein Ohr.
Doch unſer Held nahm mich bei Seite,
Da führt' ich auf verborgnen Wegen
Ihn heimlich in die Seitengaſſe,
Und ungeſehen von der Maſſe,
Geſchwind Hans Sachſens Haus entgegen.

Bis dahin gab ich ihm Geleite.
Warum wird Muhme Elsbeth roth?
Nun — Kinder, laßt euch Wahrheit sagen,
Mich bindet nicht mehr ein Verbot,
Er ist's, aus euren Kindertagen
Hans Haidekuckuck, euer Freund!
Sein Antlitz hat der Krieg gebräunt,
Sein Streben hob sich siegeskräftig,
Sein liebend Herz — ist noch das alte,
Und spinnt das alte Glück geschäftig,
Und hoffet, daß sich's neu entfalte!
O weh! was fang ich an zu plaudern!
Bald kommt er selbst. Ich darf nicht zaudern,
Der Vater läßt durch mich euch melden,
Daß er zu Nacht den ganzen Rath
Zu Ehren unserm wackren Helden
Zum Feste eingeladen hat.
Erleuchten sollt ihr schnell den Garten,
Es ist wohl Zeit, es dunkelt schier,
Ihr mögt die Gäste bald erwarten,
In einer Stunde sind sie hier.
Ich mach sogleich mich auf die Sohlen
Den Mann des Tages abzuholen!

„Hilf Gott! da steht er lang' und schwätzt,
Und sagt das Wichtigste zuletzt!
Ruft Käthchen, schnell vom Platze springend.
Nur fort, nur fort, die Zeit ist dringend!
Elsbeth, geschwind, du mußt dich putzen,
Ich richte Küch' und Keller her!
Hätt' ich nur Muße jetzt zum Trutzen
Anselm, das büßtest du mir schwer!"

Und durch des Gartens grüne Bogen
Das Dreiblatt war dahin geflogen.
Die Dämmrung kam, es hob im Duft
Der späte Falter seine Schwingen,
Und aus kristallner Himmelsluft
Sah man die ersten Sterne dringen. —

Hans Sachs, der Meister, saß indessen
In seinem Gärtchen unterm Baume,
Er schien in tiefem wachem Traume
Papier und Griffel zu vergessen.
Die Jahre hatten seine Locken
Beschenkt mit weißen Silberflocken.
Sie konnten tiefer wohl die Falten
Des Denkens durch das Antlitz ziehn,
Allein des Auges reges Glühn

Das wollte nicht ſo leicht erkalten,
Das blickt noch immer rein und groß
Und ſcheint im Wechſel wandellos.

Da trippelt aus des Hauſes Thür
Die Meiſterin in großer Haſt:
Auf, Alter! Drinnen iſt ein Gaſt,
Komm, komm, empfang ihn nach Gebühr! —
Allein der Gaſt iſt ſchon im Garten,
Er kanns im Hauſe nicht erwarten.
Hans Sachs erwacht, die Träumerein
Sind vor der Gegenwart zerſtoben,
Denn vor ſich, freud- und glückerhoben,
Sieht er den Hauptmann Wolfenſtein.
„Wollt Ihr mir, Meiſter, nicht dictiren?
So ſpricht der Hauptmann: wie wir zwei
Einſt pflegten edler Poeſey?
Laßt's uns nach alter Art probiren!“

Herr Hauptmann — Hans! Ihr guten Geiſter —
Biſt du's denn wirklich! Hans — mein Sohn!
So ruft entzückt der gute Meiſter
Mit faſt erſticktem Jubelton.
„Ich bin's, mein Meiſter! O ich kann's

Noch fein, wie in den Jugendtagen!“
Der alte und der junge Hans
Beglückt ſich in den Armen lagen.
Die Meiſtrin aber ſchlich von dannen,
Zum Auge ſie die Schürze führt,
Darunter heiß die Thränen rannen.
Sie war von jeher leicht gerührt.

In's Zimmer drauf die Freunde ſchreiten,
Das Wort gar bald ſich weiter ſpinnt,
Und über alt und neue Zeiten
Ein reges Zwiegeſpräch beginnt.
„Ihr hattet, Meiſter, recht geſehen,
Der Hauptmann ſpricht: es riß die Zeit
Mich fort in ihrer Stürme Wehen,
Verſchlug mich in die Lande weit!
Wie leicht iſt Jugend zu verwirren!
Das Beſte was man ſie gelehrt
Verfliegt, bis ſie ſich ſelber klärt.
So trieb durch tauſendfaches Irren
Das Leben mich, durch Höhn und Tiefen,
Durch Krieg und Schlachten, Glück und Schmerzen,
Und ach, die Mahnungsſtimmen riefen
So oft vergeblich mir im Herzen!

Es wird dem Menſchen an der Wiege
Von unhörbaren Schickſalszungen
Sein Lebenslied ſchon vorgeſungen.
Doch wüßt er, was da werde kommen,
Der beſte Theil wär ihm genommen,
Die Kraft des Ringens bis zum Siege!
Ich preiſe, Meiſter, mein Geſchick!
Und doch, wie ſchön iſt's, wenn der Blick
In Eure ſtillen Grenzen fällt!
Denn wo im Großen ward der Welt
Ein wechſelndes Geſetz geſchrieben,
Sich ſelber wechſelnd zu geſtalten,
Iſt hier ſich Alles gleich geblieben,
Die kleine Welt iſt noch beim Alten!
Am Fenſter da das Blumenbrett,
Das blüht und grünt ſo ſchön wie immer;
Der blanke Schrein, das Himmelbett,
Des ſaubern Linnens heller Schimmer;
In Käfigen die Vöglein all,
Das ſingt und zwitſchert wie vor Zeiten;
Dort an der Wand auf dem Regal
Sich meines Meiſters Werke breiten!
Der ſchwarze Ofen mit der Bank,
Wo wir den Winterabend lang

Geſchichten laſen und entwarfen;
Ich ſchrieb, Ihr dachtet ſinnend nach,
Mir klang des Meiſters milde Sprach'
Wie Töne goldner Himmelsharfen!
Ich ſah empor ſich rollen hoch
Den Vorhang zaubriſcher Gebreite,
Ich ſah — ich ſeh ſie immer noch
Die goldne Zeit, die gottgeweihte!
Nicht mehr zerſtampft von Roſſeshuf
Sind rings die grünen Frühlingsauen,
Und durch die Seele geht ein Ruf
Von unerſchöpflichem Vertrauen!
Es ſpannt der blaue Himmelsbogen
Sich Frieden athmend übers Land,
Der Aehrenfelder goldnes Wogen
Iſt ſchöner Zukunft Unterpfand.
Und Aug' und Herz iſt wie verklärt,
Die ganze Welt iſt neu erſtanden,
Denn jedes Glück iſt uns gewährt,
Und abgelöſt ſind alle Banden!
Genugſam ſind wir vorbereitet,
Nun, theurer Meiſter, gilts zu leben,
Und der bisher uns hat geleitet,
Wird uns auch Kraft im Glücke geben!"

Der Meiſter ſpricht: Mein theurer Sohn,
Ja, freue dich des ſchönen Zieles!
So vielgeſtaltig iſt der Lohn
Und der Gewinn des Lebensſpieles!
Doch hier die enge kleine Welt
Iſt auch gewachſen, auch gewandelt,
Schau nur, da iſt es aufgeſtellt,
Gedichtet iſt doch auch — gehandelt.
Und wär die That dem Einzlen nur
Ein Zeugniß ſeines innern Strebens,
Wir freun uns unſrer ſchlichten Spur,
Sie war für uns doch nicht vergebens.
So denkt, mein wackrer Hans, das Alter,
Das ſich der Leidenſchaft entſchlug.
Wir werden in der Jahre Flug
Des immer kleinern Guts Verwalter. —
Die Meiſtrin jetzo, neu geſchmückt
Mit einer prangend friſchen Schürze,
— Sie trug ſie noch mit großer Zier —
Tritt in das Zimmer hoch beglückt,
Und als des Wiederſehens Würze
Bringt ſie auf zinnern blankem Teller
Ein ſaubres Krüglein aus dem Keller
Mit ſchäumendem nürnberger Bier.

Doch ſchon erſcheint Anſelm, der Schreiber:
Ei grüß Euch Gott, Frau Meiſtrin werth!
Nun? hat man endlich ſich erklärt?
Auf auf, Ihr Herrn, ich komm' als Treiber!
Wir dürfen nicht mehr lange warten —
Ihr wollt doch, Meiſter, mit uns gehn?
Seht, ſchon erleuchtet iſt der Garten,
Hier durch das Fenſter könnt Ihr's ſehn.
Die italieniſchen Laternen
Im Grünen trotzen heut den Sternen.
Die Hecke dort am Lattenzaun
Läßt nicht die ganze Pracht uns ſchaun.
Doch ſollen ſolche Zäun' und Hecken
Nicht leiſten ſtets, was ſie bezwecken,
So hört ich — doch bei der Legende
Laßt uns ein Andermal verweilen,
Ich leg' ſie in des Meiſters Hände.
Ihr Herrn, zum Feſt! Wir müſſen eilen! —

Was ſoll ich weiter noch erzählen?
Ich denk' ich ſchließe nun geſchwind,
Da alle tief verſtehnden Seelen
Schon ahnungsvoll im Klaren ſind.

Zwar ließe ſich noch Manches ſagen:
Wie in des Gartens Lampenglanz
Schön Elsbeth einen Lorbeerkranz
Dem Helden mußt' entgegen tragen;
Wie ſie bei ſeinem Anblick wankte,
Und ihm der Rath von Nürnberg dankte;
Dann, wie beim Mahl zum Friedensfeſte
Sich gütlich thaten Wirth und Gäſte,
Indeß zwei Herzen ſtill und bang
Die ſchwindenden Minuten zählten,
Und drauf im Saal die Fräulein fehlten,
Der Hauptmann dann im Roſengang
Nach kurzem Suchen ſie begrüßte,
Und Käthchen bald verließ den Ort,
Als ob ſie zu den Gäſten müßte;
Wie dann der Hans das alte Wort
Der Jugendliebe ſprach und fand,
Und Elsbeth ohne Widerſtand
An ſeinem Herzen ſelig weinte,
Und er vor Glück zu träumen meinte;
Wie drauf Anſelm und Käthchen ſchon
Auf leiſen Zehen ſie umgingen,
Und dann mit lautem Jubelton
An der Beglückten Halſe hingen;

Wie endlich in derſelben Stunde
Herr Sebald mit erfreutem Munde
Was er dem Schreiner-Hans verwehrt
Dem Oberſten gar gern gewährt:
Allein das malt in ſeinem Kreiſe
Sich Jeder in viel beßrer Weiſe.
Er weiß, er kennt ja das Entzücken,
Den liebſten Schatz an's Herz zu drücken,
Er iſt zufrieden mit dem End',
Und fühlt beglückt mit den Erlöſten.
Doch wer ſo Hohes noch nicht kennt,
Den — muß ich auf die Zeit vertröſten.

Leipzig.
Druck von Giesecke & Devrient.

Bei **Heinrich Schindler** in Berlin erschien ferner:

Das Reich der Träume.

Dramatisches Gedicht

von

Otto Roquette.

Zweite Auflage.

Miniat.-Format. Eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Portrait Otto Roquette's

gez. u. lith. von **Ludw. Pietsch**

gr. 4. Auf chinesischem Papier. Preis 1 Thlr.

Dieses Bild ist in Auffassung und technischer Ausführung dem Zeichner in höchst glücklicher Weise gelungen und möge den Freunden des Dichters bestens empfohlen sein.

Im Verlage der **Heinrichshofen**'schen Musikalienhandlung in Magdeburg ist erschienen:

„Es war ein Knabe gezogen"

Lied aus **Hans Haidekuckuck** von **Otto Roquette**

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte

componirt von

Ferdinand Sieber.

Opus 38.

Ausgabe für Sopran oder Tenor } à ⅓ Thlr.
Ausgabe für Alt oder Baß

Fernere empfehlenswerthe Miniaturausgaben aus dem Verlage von **Heinrich Schindler** in Berlin:

Karl Beck, Gedichte. 8. Auflage, eleg. geb. 2 Thlr. geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

— — Janko, 2. Auflage, eleg. geb. 2 Thlr. geheftet 1 Thlr. 20 Sgr.

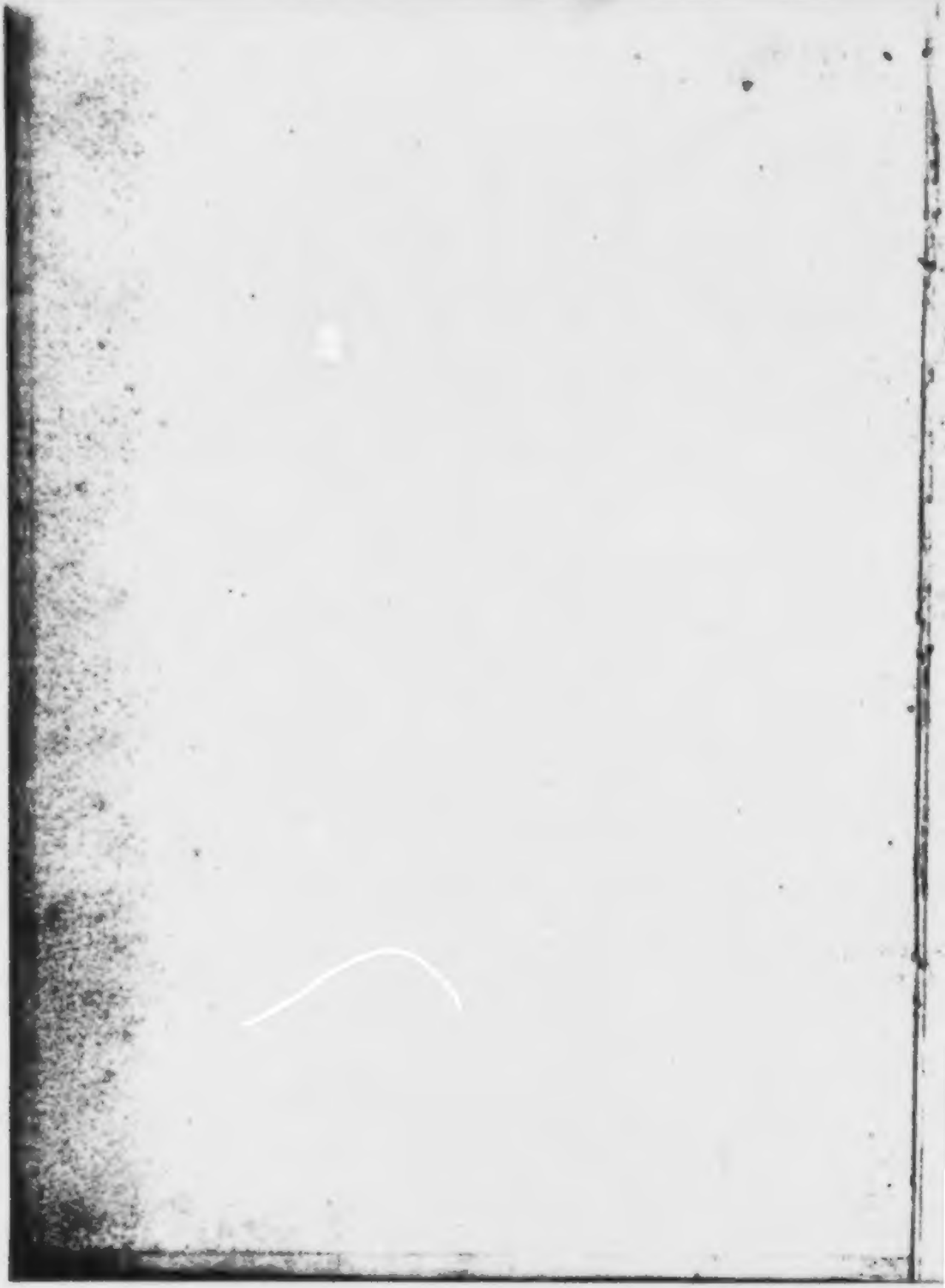
Anton Baron Klesheim, von der Wartburg; eine Taubenpost in Liedern. Eleg. brosch. in radirtem Umschlag. 24 Sgr.

Wilhelm von Merckel, Sigelind, ein Normallustspiel in 5 Akten aus dem Sanscrit eines Wiener Orginals in das Pracrit allgemeiner deutscher Nation frei und getreu verdolmetscht. Geheftet. 20 Sgr.

Levin Schücking, Ein Redekampf in Florenz; dramatisches Gedicht in 4 Acten. Eleg. geb. 1 Thlr. geheftet 20 Sgr.

Welt und Zeit, aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten. Herausgegeben von **Levin Schücking**. Eleg. cart. 20 Sgr.

Eine Sammlung der geistreichsten Sentenzen und Lebensmaximen — von der Kritik dem Besten, was die deutsche Literatur an Epigrammen aufzuweisen hat, an die Seite gestellt. Der geringe Preis soll dazu beitragen, daß das Büchlein, welches für alle Lagen des Lebens einen tröstenden Spruch bereit hält, überall in gebildeten Kreisen Eingang finde.



Welt und Haus.

Welt und Haus.

Novellen

von

Otto Roquette.

[1]

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1871.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Freunde vom Athos.

„Hellas iſt frei von dem Joche der Barbaren! Mit unſerem Blute haben wir die Freiheit Griechenlands erkämpft! Das alte Vaterland der Hellenen iſt wieder ein ſelbſtändiger Staat, und nicht mehr der Halbmond, ſondern das Kreuz der Sieger leuchtet in dem Banner, unter das wir uns auch für die Zukunft ſchaaren!“ Das war der immer wiederkehrende Endreim des hin- und herſchweifenden Geſpräches, das waren auf alle meine Einwürfe und Bedenken gegen die Lebensfähigkeit des jungen, ſich aus einem Chaos erſt neu bildenden Staates, die abſchließenden Schlagworte meiner freundlichen Wirthe, der Mönche auf dem Athosberge. Denn wir ſtanden im Sommer des Jahres 1832, wo, nach einem Decennium der ruhmreichſten Heldenkämpfe, in der That die Unabhängigkeit Griechenlands von der türkiſchen Macht verbürgt war, und die europäiſchen Cabinette nach langem Zögern ſich endlich entſchloſſen hatten, mitzuthun, und den Griechen einen König zu

gestatten. Damit war, nach meiner Ansicht, noch nicht viel gethan, doch war ich weit entfernt, die ungeheuren, ehrenvollen Opfer, die glühende Vaterlandsliebe, den Heldenmuth, die Tapferkeit und Thatkraft der Neugriechen zu unterschätzen, jene ganze Reihe von Siegesschlachten, welche Europa zu Staunen und Bewunderung aufgerufen, und die eines neuen Homer und Aeschylus würdig genannt werden konnten. War ich doch selbst mit meiner Jugendbegeisterung, mit meinem Leben und Handeln so innig mit diesen Ereignissen verknüpft! Gehörte ich doch seit zehn Jahren dem neuhellenischen Leben mit meinem Gut und Blut ehrlich, und trotz mancher Enttäuschung, mit ganzer Seele an!

Ueber der Lectüre der Perser des Aeschylus hatte mich, den zwanzigjährigen Studenten Gottlieb Müller aus Merseburg, einst die erste Kunde von der Freiheitsbewegung der Neugriechen getroffen. Dem geistigen Leben von Althellas mit Fleiß und Begeisterung bis dahin ergeben, wurde ich wie durch einen innersten Ruf plötzlich aus der alten Welt in die lebenfördernde neue versetzt. Je mehr der Nachrichten an mein Ohr drangen, desto größere Unruhe ergriff mich, desto mehr trieb es mich, das Vaterland des Perikles und Themistokles befreien und wiederherstellen zu helfen. Endlich hielt ich es daheim nicht mehr aus. Ich hatte einen gleichstrebenden Studienfreund, Namens Hans Neubauer. Mit dem wenigen Gelde, das wir zusammen-

thun konnten, entliefen wir der Universität und unsern philologischen Studien, gelangten glücklich nach Triest, von wo uns ein Schiff nach der Insel Hydra brachte, dem Sammelplatze der von allen Inseln des Archipels herbeiströmenden Griechen. Früher waren wir da, als die Legionen der Philhellenen, als die Freischaaren auch aus Deutschland dem heldenmäßigen Volke zu Hülfe kamen, wir hatten vor ihrer Ankunft uns schon in gemeinsamen Kämpfen zu Waffenbrüdern der Griechen gemacht. Unsere Bekanntschaft mit der altgriechischen Sprache erleichterte uns die Erlernung der neuen, und ich konnte — als Kyrios Myllêros, wie ich als „Herr Müller" mich umbilden lassen mußte, oder auch als Theophilos, in der Uebersetzung meines Namens Gottlieb — schon den Dolmetsch machen zwischen den Eingeborenen und den neuankommenden Schaaren aus Norden. Und welcher Schlachten, Gefechte und ewigen Ruhmes würdigen Großthaten war ich Augenzeuge, war ich sogar vom Glücke auserkoren, mitstreitender Blutzeuge und Siegesgefährte zu sein! Nicht nur jene welthistorischen Brennpunkte des Krieges, die Belagerungen und Seeschlachten von Missolunghi und Navarino, sahen die höchsten Proben der Tapferkeit und Aufopferung, nicht nur die bald gefeierten Namen der Anführer und Generale waren die allein ruhmwürdigen. Jeder Monat war mit siegreichen Gefechten der heroischen Freiheitskämpfer gegen die gewaltige Ueberzahl der

Feinde bezeichnet, und Namen tauchten aus ihnen hervor, die uns Mithandelnden bald herrlicher klangen, als die später im Buche der Geschichte verzeichneten. Unter den Brüdern Hiskos erhoben sich die Akarnanier, unter Rhangos die Aetolier. Aus seinem Heerlager auf dem Olymp rief Odysseus die Macedonier zu den Waffen, und stellte sich dann in Thessalien an die Spitze der Schaaren. Durch den Peloponnes, über den Isthmus zogen wir ihm entgegen, vereinigten uns mit seinem Heere bei Platää und schlugen die Türken unter seiner Führung auf dem geweihten Boden von Thermopylä. Hier auf altelassischer Wahlstatt des Leonidas fiel mein geliebter Freund Hans Neubauer an meiner Seite. Ich hatte kaum Zeit, ihn zu begraben auf der Stätte der alten Heldengräber, ich mußte weiter. Denn der Adler des Olymp, wie Odysseus im Heere hieß, führte uns fort nach der Ebene von Chäronea, wo die türkische Armee eine Hauptniederlage erlitt, und die Reste des stolzen Sultanheeres in wilde Flucht versprengt wurden.

Aber nicht nur waffenfähige Männer, auch Geistliche und Klosterbrüder griffen in Schaaren zum Schwerte, ja selbst die Frauen erfüllte ein Heldenmuth, der sie in die Reihen der Bewaffneten, in den Kampf drängte. Frauen, oft in Männerkleidern, waren auch in unseren Schaaren gar nichts Seltenes. Und so auch Geistliche, hohen und niedern Standes. Ihre Empörung war

gleich durch den ersten Act, den der Sultan auf die Kunde des Aufstandes ausübte, auf den Gipfel gestiegen. Denn zu Constantinopel hatte dieser den dreiundachtzigjährigen Patriarchen der griechischen Kirche, Gregorios aus Morea, nach gehaltenem Hochamt und im Festgewande in der Hauptpforte der Kirche aufknüpfen lassen. Sein Leichnam war vom Pöbel durch die Straßen geschleift, dann ins Meer geworfen worden. Auf diese furchtbare Execution erhob sich die gesammte griechische Geistlichkeit. Für sie war der Kampf umsomehr ein heiliger, als er nicht nur der Freiheit, sondern auch der christlichen Kirche galt, und denkwürdige Mannesthaten wurden aller Orten auch von ihnen gethan. Vor Allem aber waren es die Mönche aus den zwanzig Klöstern des Athosgebirges, welche mit glühender Begeisterung in den Kampf eilten. Hier auf dem Athos war einer der Hauptherde der revolutionären Bewegung. Hier auf diesen in's Meer vorgeschobenen Posten des christlichen Lebens flossen von allen entferntern Gegenden, wohin das Griechenthum versprengt war, aus Thracien, aus Constantinopel, aus Kleinasien, von den nördlichen Inseln, Geldsummen zusammen, welche nach Hellas gesendet wurden, fanden sich auch Waffenfähige ein, denen sich zugleich eine nicht geringe Anzahl der Mönche selbst zugesellte, um mit ihnen den Freiheitskampf zu bestehen. Ich hatte oft an der Seite dieser wackern Klosterbrüder vom Athos gefochten, manche

von ihnen waren mir nicht allein als Kriegskameraden befreundet, und so schrieb sich von diesen Jahre langen Beziehungen auch mein Besuch in dem Kloster Paulu her. Es war, als ob die ganze Nation mit einem Ruck aus der Knechtschaft erwachte, um die Versäumnisse vieler Jahrhunderte mit den gewaltigsten Kraftanstrengungen und dem Einsatze aller Energie und alles Heroismus wieder einzuholen.

Meine Freunde im Kloster hatten wohl Recht, der Sieg war errungen, Griechenland war auf dem Wege, in die Reihe der selbständigen Staaten wieder einzutreten. Aber über die Culturfähigkeit ihres unglücklichen Landes, über die politische Möglichkeit ihres Staates unter den noch obwaltenden Verhältnissen, befanden sie sich in einer glücklichen und deshalb um so unglücklicheren Selbstverblendung. Enttäuscht und verstimmt waren nicht wenige der aus Deutschland herbeigekommenen Philhellenen schon im ersten Jahre des Krieges in ihre Heimath zurückgegangen, und Enttäuschung und Verstimmung hatten sich auch bei mir an die Stelle der poetisch-phantastischen Erwartungen gedrängt. Denn der ärgste Feind des neuen Hellenenvolkes war die Parteisucht, die Zwietracht der vornehmsten Familien und Häupter, der mangelnde Wille, sich einer gemeinsamen Führung unterzuordnen. So wurde, was im Einzelnen Großes gethan war, häufig durch eine Gegenpartei wieder vernichtet, ja es kam zu Streitigkeiten,

die, während man draußen gegen den Feind kämpfte, im Innern die gute Sache durch Bürgerkrieg verunehrten. Daß man dabei endlich dennoch zu so bedeutenden Resultaten und zu endlicher Einigung gelangte, ist fast wie ein Wunder anzusehen.

Ich war, nachdem ich die Feldzüge der ersten Jahre mitgemacht hatte, des Krieges unter solchen Umständen überdrüssig. Allein nach Deutschland dachte ich, trotz aller Mißstimmung, doch noch nicht zurückzukehren. Ich war ein Abenteurer geworden, für den die elenden politischen Verhältnissen daheim keine Anziehung hatten, für den sie sogar gefährlich gewesen wären. In Deutschland hatte man in jenen unseligen zwanziger Jahren, deren Physiognomie uns heute ebenso empörend als lächerlich erscheint, nichts Angelegentlicheres zu thun, als auf heimliche Demagogen zu fahnden, und die Festungen mit jungen Leuten anzufüllen, die sich unterstanden, die bestehenden Verhältnisse für unvollkommen zu erklären, oder die auch nur ein buntes Bändchen getragen, ohne sich etwas Gefährliches dabei zu denken. Was sollte ich, der Abenteurer, der Kämpfer für die griechische Freiheit, die daheim als die strafwürdigste Revolution des Volkes gegen seinen angestammten Herrn und Landesvater, den Türkensultan, betrachtet wurde, was sollte ich in Deutschland! Ein unbedachtes Wort hätte genügt — ja, man hätte das vielleicht gar nicht abgewartet, um mir auf einer Festung für ein halbes

Leben Wohnung zu geben. So blieb ich denn unter meinen Griechen, für deren Sache ich keineswegs erkaltet war. Es fehlte an wohlgeschulten geistigen Kräften, und so war ich mit meinen Kenntnissen und gutem Willen für die Verwaltung und Organisation der Landesverhältnisse vielleicht noch willkommener, als ich es mit den Waffen gewesen war. Ich schloß mich den französischen Ingenieurs an, welche im Auftrage der neuen provisorischen Regierung Griechenlands trigonometrische Vermessungen durch das ganze Land vornahmen, und lernte so den klassischen Boden mit all seinen Trümmerstätten genau kennen. War das auch für meine philologischen und Alterthumsstudien sehr ausgiebig, so erfüllte mich der Anblick dieser Verwüstung und barbarischen Verkommenheit des einst blühenden Hellas mit Entsetzen und tiefer Trauer. Unter Bergen von Schutt und Erde lagen die noch unausgegrabenen Tempel, Theater, Ringschulen und Säulenhallen, die Wälder von Götterbildern und Heroenstatuen von Olympia, Delphi und anderer geweihter Plätze; über ihren Riesengräbern wurzelten hundertjährige Eichen, wenn nicht auch diese die Axt bereits gefällt hatte. Wenige elende Städte, keine Dörfer, einsame Districte, wo wir tagelang keinem Menschen begegneten, höchstens einem Hirten, der seine Heerde auf dem Rasen über zerfallenen Städtetrümmern grasen ließ. Wie sollten von dem armen Lande die Hülfsquellen gefunden werden,

sich aus diesem Verfall für eine neue Cultur wieder urbar zu machen? Man mußte kein Zeitalter des Perikles im Kopfe haben, wie damals ich, wenn man ohne schmerzliche Enttäuschungen hier seine Forschungen machen wollte. Doch brachten mich diese Wanderungen in manche Beziehungen mit hervorragenden Persönlichkeiten, die in bessern Gegenden Grundbesitz hatten, Beziehungen, die noch merkwürdig in mein Leben eingreifen sollten. — Nach Beendigung dieser Arbeiten wurde ich in die persönliche Nähe des Grafen Kapodistria gezogen, der als Präsident der provisorischen Regierung an die Spitze des neuen Staates getreten war. So ward ich in das unselige Geschick dieses Mannes verwickelt, und es fehlte nicht viel, daß ich meinen Eifer für seine Sache, gleich ihm, mit dem Leben hätte büßen müssen.

Vielgestaltig und selten gerecht sind die Urtheile über den Mann, der doch das Beste für sein Vaterland gewollt hat. Er war nicht der Verräther, zu dem eine erbitterte Gegenpartei ihn machen wollte, nicht der Verräther, der Griechenland im Augenblicke der Befreiung an Rußland verkaufen wollte. Er war streng, er glaubte die herrschenden Parteiungen nur durch Härte bewältigen zu können, und verfuhr oft in seinem Eifer grausamer gegen die Großen des Landes, als es nöthig oder klug war. Ihm standen weder die ausreichenden Mittel, noch auch schon die besten Kräfte zu Diensten, daher er denn Manches verfehlte, und

oft sein Thun den Anschein absoluter Willkür gewann. So mußte er mit seinem Streben und Dasein an der Unzulänglichkeit seiner Mittel scheitern. Doch hätte er ein solches Ende vermeiden können, wäre er fähig gewesen, ganz ohne die angestammte Parteisucht sich rein über den Gegensätzen zu erhalten. Nicht ohne seine Schuld hatte er sich die Familie Mauromichalis zu erbitterten Feinden gemacht, sie waren es daher, die ihn als den nach Alleinherrschaft strebenden Gegner der Freiheit erklärten. Noch schmachtete das Oberhaupt der Familie, Pietro, im Kerker zu Nauplia. Sein Bruder Georgios und sein Sohn Constantin hatten vergeblich auf seine Befreiung gedrungen, hatten diese endlich mit scharfen Worten als ihr Recht gefordert, und waren dafür zum Arrest in den Grenzen der Stadt verurtheilt worden. Nun war es am 9. Oct. 1831 zu Nauplia, da Kapodistria früh Morgens in die Kirche des heiligen Georg treten wollte, als Constantin Mauromichalis ihn mit einer Pistole in den Kopf schoß, während Georgios ihm einen Dolch in den Leib stieß. Drohender Auflauf und wüthendes Geschrei verkünden mir bei meiner Arbeit das furchtbare Ereigniß. Ich eile hinaus auf die Straße, erfahre, daß Constantin von dem empörten Volke unter gräßlichen Mißhandlungen umgebracht und zerrissen worden ist, während Georgios sich der Wuth des Pöbels für den Augenblick in die Wohnung des französischen Gesandten entzogen hat.

Während die Woge des Volkes sich dahin wälzt, fliege ich nach dem Orte des Verbrechens. Da stürzte mir ein Jüngling entgegen — ich kannte ihn, ich mußte ihn mitschuldig glauben, wollte ihn retten, und hielt ihn auf, um ihn in Sicherheit zu bringen. Er aber windet sich mit wüthender Geberde aus meinen Armen, versetzt mir einen Stoß mit einem Jatagan, dem türkischen Dolche, und entflieht mir — während ich fühle, daß es schwarz vor meinen Augen wird, und bald darauf ohnmächtig zu Boden sinke. Mein letzter schmerzlicher Gedanke war, daß ich von dieser Hand den Stoß weder vermuthet noch verdient hatte.

Ich erwachte in einem mir unbekannten Zimmer. Es hieß, man habe mich vor dem wilden Tumulte an einem sichern Orte bergen müssen. Der Arzt erklärte meine Wunde für nicht lebensgefährlich, doch bewirkte der übermäßige Blutverlust, daß ich in den nächsten Tagen kaum von mir wußte. Ueber Nacht war mir's, als befände ich mich auf einem Schiffe, ich glaubte das Rauschen des Meeres um mich her zu vernehmen. Tags darauf wurde wirklich gelandet, man trug mich mit aller Sorgfalt in ein Landhaus, dessen Umgebung von Kastanien und dunklen Cypressen sich mir einen Augenblick einprägte. Nach einigen Tagen fühlte ich mich besser, und erfuhr, daß ich auf der Insel Hydra sei, derselben, auf der ich einst mit hochfliegenden Plänen den griechischen Boden zuerst betreten hatte.

Ich war jetzt in sehr freundschaftlichen Umgebungen und unter sorgfältigster Pflege, und doch fühlte ich mich im Tiefsten beunruhigt über die geheimnißvolle Hand, die sich an diesem verborgenen Orte meiner angenommen hatte. Denn leider war sie für meine Vermuthungen kein Geheimniß mehr. Ich hatte im Halbschlummer flüstern hören, ich hatte eine weibliche Gestalt, die sich über mich beugte, erkannt, so schnell sie auch bei einer leichten Bewegung zurückzuckte, und sich fortan verborgen hielt. Denn um keinen Preis hätte ich diesen Händen, so schön und verehrungswerth sie waren, etwas verdanken mögen — und jetzt war ich auf meinem Krankenlager gleichsam ihr Gefangener, und mußte über mich ergehen lassen, was ich sonst abgelehnt hätte. Innerster Ingrimm über meine Lage, die Aussicht auf kommende Verlegenheiten, das Planmäßige, womit man meine Gefangenschaft bewirkt hatte, beunruhigten mich, arbeiteten in meinem Gemüthe, und trugen nicht bei, meine Genesung zu beschleunigen. Aus den öffentlichen Geschäften sah ich mich so in peinigende Privatverhältnisse versetzt, die ich für alle Zeit abgethan geglaubt hatte. — Die Herrin meiner Haft erschien nicht wieder an meinem Lager, ich blieb ihrer Dienerschaft, die es mir an Nichts fehlen ließ, anvertraut. Allein ich kam bald zu dem Entschlusse, mit ihr zu sprechen, mich drängte es, die unklare Situation durchaus zu enthüllen, koste es was es

wolle. Da erfuhr ich, daß sie bereits wieder nach Nauplia zurückgereist sei, wo sie mit dem neuen Präsidenten der Regierung, Augustin Kapodistria, dem Bruder des Ermordeten, zu verhandeln habe. Ich erfuhr ferner, daß Georgios Mauromichalis bereits zu Nauplia auf öffentlichem Platze den Tod durch Erschießung gefunden habe, während sein Bruder, der greise Pietro im Angesichte dieses Strafgerichtes und in verschärfter Kerkerhaft noch immer schmachtete. Ach, ich war diesem Hause, das ich bei meinen Wanderungen durch die Landschaft der Maina kennen gelernt, einst so eng befreundet gewesen! Meine Dienste bei Kapodistria und die Feindschaft der gewaltigen Mainottenfamilie gegen ihn hatten auch uns zu Feinden gemacht. Ich hatte Böses durch sie erfahren, und konnte doch nicht umhin, Einen, den Jüngsten von ihnen, noch immer zu lieben, und mich um sein Geschick mit Angst und bittern Vermuthungen zu kümmern!

Meine Lage wurde mir unerträglich. Trotz der besten Pflege war ich einsam und sollte es sein, wie mein Arzt, ein alter Mönch aus dem benachbarten Kloster, es verordnete. Mich aber verlangte nach Kunde aus der Welt, ich sehnte mich nach Nachrichten aus Nauplia, ich wollte wissen, welchen Einfluß die Ermordung Kapodistria's auf die politische Lage ausübe, wie die Parteien ständen — ich konnte mich, der ich bisher mitten im politisch-diplomatischen Treiben der

Regierungskreise gestanden, gar nicht finden und fassen in das entsetzliche Einerlei des Krankenzimmers.

Da tritt mein alter Arzt eines Tages ein, und ein gewisses Schmunzeln dringt selbst unter dem weißen Barte, der seine Lippen bedeckte, hervor. Er scheint mit meinem Zustande zufriedener als gestern und winkt nach der Thür hin. „Hier kommt Gesellschaft, der ich Dich anvertrauen kann, mein Sohn!“ Mit diesen Worten führt er einen andern Mönch an mein Lager und verläßt mit freundlichem Nicken das Zimmer. Ich aber schrie auf vor Freude und streckte dem Ankommenden beide Hände entgegen. Denn ich erkannte meinen Waffenbruder, den Mönch Eulogios aus dem Athoskloster Paulu. Wir hatten die Feldzüge zweier Jahre miteinander gemacht, hatten bei Thermopylä unter Odysseus die Türken geschlagen und gemeinsam meinen guten Hans Neubauer begraben, den auch Eulogios einst liebgewonnen. Der wackre Streiter für die Kirche war nach dem Kriege in sein Kloster zurückgegangen und befand sich jetzt auf einer Reise in Geschäften seiner Brüderschaft. Er hatte lange vergebens nach mir gefragt, fürchtete auch mein Leben in dem Verhängniß der letzten Parteikämpfe verloren, und seine Freude war aufrichtig, mich in einem Zustande zu finden, der immer noch über seine Erwartung günstig war.

Eulogios hatte mindestens ein Decennium vor mir voraus, er mochte vierzig Jahre alt sein. Eine hohe,

vornehme Gestalt, die den Kopf keineswegs gesenkt und mönchisch trug. Die dunklen Augen über der gebogenen Nase blickten klar und durchdringend. Der lange schwarze Bart gab der an sich schon charaktervollen Gestalt etwas Imponirendes. Eulogios hatte sich auf Reisen in Geschäften seines Ordens, in Syrien, Palästina, in Rußland, sogar in Deutschland, Kenntnisse und Anschauungen erworben, welche über die gewöhnliche Klosterbildung hinaus gingen. Daß er ein wenig von der deutschen Sprache verstand, und mit einer gewissen toleranten Ehrfurcht Deutschland als das Land der Bildung bezeichnete, hatte mich ihm zuerst näher geführt. Bald lernte ich den ernsten Mann noch mehr kennen und schätzen, und unsere freundschaftliche Anziehung wurde gegenseitig. Gern gestattete ich ihm die Autorität des älteren und erfahrneren Freundes über mich, während er sich die Vortheile deutscher Schulbildung an dem Jüngeren eifrig und mit Theilnahme zu Nutze machte. — Niemand konnte mir in diesem Augenblicke gelegener kommen als Eulogios, ich brauchte einen Vertrauten, einen Berather, einen Helfer.

Nachdem wir mit Kummer die unseligen politischen Ereignisse, die Verwirrungen der Parteisucht durchgesprochen hatten, kam ich dann auch auf meine eigenen Verhältnisse, setzte ihm die Beziehungen auseinander, die mich an diesen Ort wider meinen Willen gebracht, und verlangte durch seinen Einfluß die Lösung meiner

Bande. Er schwieg einen Augenblick. Dann begann er: „Ich wünschte mit dieser Sirene nicht persönlich zu thun zu haben. Sie würde Dich freiwillig nicht von sich lassen, und mit Gewalt kann ich Dich nicht befreien. Fühltest Du Dich mehr bei Kräften, so müßtest Du entfliehen. Aber das ist jetzt nicht thunlich."

Ich erhob mich rasch, ich fühlte mich schon gekräftigt durch diesen Gedanken, und drang in ihn, mir die Flucht aus diesem Hause möglich zu machen.

Eulogios überlegte. „Deine Genesung dürfte an einem anderen Orte besser von statten gehen als hier," sagte er, „und ich stehe gar nicht an, Deine Flucht zu begünstigen. Aber Du dürftest nicht nur entfliehen, Du müßtest für einige Zeit völlig verschwinden. Ueberdies — in unser politisches Parteileben sähe ich Dich nicht gern noch einmal verwickelt. Du hast Deine Kräfte für Griechenland genugsam eingesetzt, und dafür wollen wir Dir dankbar sein, allein Du wirst als Fremder hier doch niemals den Dank ernten, der Dir gebührt. Endlich wird Dir die eigene Heimath doch wieder anziehend werden, und Du wirst nach Deutschland zurückkehren. Denke also auch wieder an Dich selbst, und laß die Politik hier gehen, wie sie geht. Die Zeit, die Du noch bei uns zubringen magst, verwende auf die Erforschung derjenigen Hülfsquellen, die Dir hier für Deine Wissenschaft zu Gebote stehen. Die Bibliotheken in den Klöstern auf dem Athos sind noch reich an

Fundgruben. Du findest auf dem Athos Freunde genug, und wir werden Dir, als einem verdienten Waffengefährten, gern jeden Vorschub leisten für Deine Studien. Komm also mit nach dem Athos. Dort bist Du weit genug vom politischen Schauplatze entfernt, kannst Dich erholen und kannst arbeiten. Aber freilich — schon morgen früh geht das Schiff ab, das mich nach dem heiligen Berge führt."

Ich umarmte den Freund stürmisch und erklärte mich einverstanden. In der freudigen Anspannung meines ganzen Wesens empfand ich schon nichts mehr von Schmerz oder Erschöpfung, und drängte, die Flucht nur gleich zu bewerkstelligen. Die Dämmerung senkte sich, der Augenblick schien günstig. „So komm!" sagte Eulogios, „versuchen wir die Gunst der Stunde!" Er faßte mich unter den Arm und führte mich aus dem Zimmer. Wir gelangten aus dem Hause, durchschritten die dunklen Baumgänge des Gartens, verließen das Thor, ohne einem Menschen zu begegnen. Mein Herz schlug vor Freude, und in hastigem Schritte zog ich den Führer mehr, und drängte ihn, schneller zu gehen, als er mir gestatten wollte. Meine Hüter im Hause, die mich in guter Gesellschaft wußten, und denen wohl der Gedanke, der Kranke könne ihnen davongehen, noch niemals nahe getreten war, mochten noch kaum den leeren Käfig betreten haben. — In einem kleinen Kloster, dicht am Hafen, machten wir Rast. Ein

griechiſches Mönchskleid wurde mir übergeworfen. Jetzt fühlte ich mich zwar ſicher, zugleich aber überkam eine Schwäche meinen Körper, daß ich kraftlos zuſammenſank. Eulogios war mit bedenklichem Geſicht um mich geſchäftig, und ich las die Furcht in ſeinen Mienen, er werde mich morgen nicht mit zu Schiffe nehmen können. Ich ſuchte dies Bedenken zu zerſtreuen, meinen Zuſtand ſo leicht als möglich darzuſtellen, und als der Morgen kam, raffte ich alle Kraft zuſammen, um mit zu Schiffe zu gehen. Ein zuverläſſiger Mann im Kloſter wurde noch als Bote an einen meiner Bekannten nach Nauplia ausgerüſtet, um mir meine Kleider, Bücher und ſonſtiges Gepäck mit dem nächſten Schiffe nach dem Athos zu ſenden.

So ſtachen wir in der Frühe des nächſten Morgens wirklich in See, und hinter uns verſchwand das Ufer von Hydra, und bald auch des Feſtlandes von Attika. Zwiſchen den nördlichen Cykladen ſteuerten wir hindurch, vorüber nach Euböa, vorüber an Skyros, und durch die Farbenpracht des ägäiſchen Meeres, das in Bläue und Sonnenſchein zu blühen ſchien, erreichten wir die Inſel Stalimene, das alte Lemnos. Von hier aus mußte ein kleineres Schiff uns nach dem „heiligen Berge,“ zu welchem der große Verkehr nicht leitete, hinüber führen.

Immer größer traten uns die Gebirge der drei Landzungen der alten Chalcidice entgegen, am gewaltigſten die nördlichſte Halbinſel, das Vorgebirge des

Athos. Welch eine ſtaunenswerthe, überwältigende Herrlichkeit der Natur begrüßte hier den Ankommenden. In wundervoll gezeichneten Linien hoben ſich die Gebirge von den reinen Lufttönen ab, ſchwimmend in Farben und Duft, während der eigentliche Gipfel des Athos wie ein Rieſe bis an die letzte Spitze in das Meer hervortrat. Ewiger Schnee und Eis auf ſeinem Scheitel, zwiſchen Laubwäldern grüne Mattenteppiche um ſeine Schultern, während in furchtbarer Steilheit ſein Fuß, felſig und unnahbar, ſchroff in die Wellen tritt. So ſteht er da als die Hochwacht des ägäiſchen Meeres, hinüberſchauend auf das ihn umgebende Inſelreich und die dahinſchwindenden Küſten Theſſaliens, von wo die beiden Gewaltigen, Pelion und Oſſa, ihn noch am Horizonte begrüßen.

Im breiten Bogen umſegelten wir das Felſencap des Athos, deſſen Brandung einſt ſchon die Perſerflotte gefürchtet hatte. Je näher wir der weſtlichen Seite kamen, deſto mehr weitete ſich der Gebirgszug aus, und die kleinen weißen Punkte, die ſich zwiſchen Wäldergrün und Felſengrau zeigten, wurden zu deutlichem Gemäuer, bis ſie ſich endlich als mächtige hochgethürmte Kloſterburgen, zum Theil in der kühnſten und maleriſch prächtigſten Lage darſtellten.

Und nun ſaß ich ſchon ſeit Wochen, geneſen, wohlgeborgen, freundlich beherbergt, in einer Fremdenzelle des Kloſters Paulu, arbeitete auch ſchon dies und jenes,

und hielt in den Mußestunden der Klosterbrüder auch wohl politische Gespräche, wozu besonders einige der jüngeren, welche selbst die Waffen geführt hatten, immer aufgelegt waren. Meine Zelle in dem Gebäude des Fremdenhospitiums, oder wie es in griechischen Klöstern heißt, des Archontalyks, war so angenehm, als ich sie nur wünschen konnte. Der früh-mittelalterliche gewölbte Raum hatte eine getäfelte Wandbekleidung von gebräuntem Holze, über welcher sich byzantinische Gemälde auf Goldgrund erhoben. Tische und Stühle, schwer, massiv, alterthümlich, alle Geräthschaften aus einer Urzeit stammend, deren Kunstproducte allein auf so entlegenen Posten des Culturlebens, an welchen die wandelnden Zeitbewegungen nur eben vorüber streiften, so harmonisch übereinstimmend zusammen getroffen werden konnten. Auf dem Tische lagen neben meinen eigenen Büchern, winzigen Taschenausgaben griechischer Classiker, gewaltige Pergamentbände und verstaubte Handschriften aus der Bibliothek. Allein oft, wenn ich in der tiefen Fensternische saß, über alte Manuscripte gebeugt, und mir von draußen aus der Tiefe ein Blüthenduft in die Zelle wehte, konnte ich doch nicht umhin, die Studien zu vergessen, und hinaus zu blicken über die Weingärten, Wald und Bergschluchen, auf das blaue unendliche Meer, und oft genug lief ich den Büchern davon um in der Nähe des Klosters auf den Gebirgsrücken umherzuschweifen; häufig allein, öfter aber hatte ich

Gesellschaft. Denn es gab zwischen den reichlichen Andachten im Kloster auch Mußestunden, wo sich die Brüder erholen durften. Dieser täglichen Gottesdienste waren sechs an der Zahl. Vier von der Orthra bis zum Hesperinon, also zwischen Sonnenaufgang und Abend; und um Mitternacht, wenn ich längst mein Lager gesucht hatte, hörte ich zuweilen noch die Liturgie des Mesonyktikon, der längsten, dreistündigen Andacht. Doch war nicht alle zwischen diesen reichlichen Bet- und Bußübungen liegende Zeit den Brüdern zur Muße bestimmt. Da gab es besonders für die Jüngeren und die Novizen, welche den einzelnen Beamten zugetheilt waren, Arbeit vollauf. Es galt die Wege und Bergstraßen in Ordnung zu halten, die Ernte zu sammeln, die Weinpflanzungen zu pflegen, es gab in den Gärten zu thun, Kräuter für die Apotheke zu sammeln, und manches andere Geschäft, von welchem nur die Alten und Schwachen ausgeschlossen blieben. Bei dieser stetigen Beschäftigung gab es kein lässiges Sichgehenlassen, welches den Körper erschlafft und zu jener Fülle anschwellen läßt, die oft in den römischen Klöstern so widerlich auffällt. Alle meine Hausgenossen waren eher mager, aber kräftig und rüstig, und dabei heiteren Gemüthes bei ihrer oft beschwerlichen Arbeit. Kam aber die Feierstunde, dann fühlte man sich auch zu frohem Verkehr und Gespräch gestimmt. Ich theilte an der großen Tafel, an welcher hundertundfünfzig Brüder saßen, alte und junge, das gemeinsame Mahl

mit ihnen, welches die Klosterküche sehr gut zu bereiten verstand, und dem Weine, der ihnen durchaus gestattet ist, wurde fleißig zugesprochen. Die Unterhaltung war angeregt und nicht ohne Interesse. Viele der älteren Brüder hatten die Welt gesehen und besaßen eine Art von Bildung, ließen sich auch gern mit naivem Interesse über Dinge, die ihnen fremd waren, unterrichten. Mein protestantisches Ketzerthum kam natürlich auch zur Sprache, doch hatte ich bei ihrer Toleranz nichts zu fürchten. Man behauptete, mein Christenthum stehe dem ihrigen viel näher, als das römisch-katholische, schon weil sich der Protestantismus in Gegensatz zu diesem stellte. Für die griechischen Mönche aber gab es auf Erden keinen größeren Widerpart, als „den Papst zu Rom."

Und wanderten wir dann nach dem Mahl, oder in den kühleren Stunden gegen Abend gruppenweise umher, bald unter den prächtigen Eichen, Platanen und Cypressen des Gartens, oder zu dem köstlichen Plätzchen, wo die steinernen Bänke auf der Felsenbastei zum weiten Ausblick über das Meer einladen — dann waren unsere Gespräche auch wohl vergnügter, und man erlaubte sich von Herzen zu lachen. Etwas weniger schwerfällig nahm man überhaupt hier die Banngrenzen, in welche man sich eingepfercht hatte. Denn während in den meisten Athosklöstern sich eine gemischte Bevölkerung findet, zusammengesetzt aus Repräsentanten sehr

verschiedener Nationen, ist die Brüderschaft von Paulu eine Art von Landsmannschaft zu nennen, indem sie nur aus Griechen von den ionischen Inseln besteht. Dieses reine Hellenenthum, so weit man es in den modernen Generationen noch gelten lassen will, machte sich selbst unter dem Klosterkleide bei meinen Freunden noch sichtbar. Nicht nur durch die meist hervorragend wohlgebildeten Gestalten und oft fast antiken Kopf- und Gesichtsbildungen, sondern auch durch die angenehme Umgangsform, das leichtere Geblüt und die größere Toleranz in Glaubensansichten. Die Brüder von Paulu standen deshalb sogar, wie ich später erfuhr, bei den übrigen Klöstern in dem Rufe der Ketzerei und Freidenkerei. Die Beziehungen zu ihrer Heimath, die Berührung mit dem ketzerischen Westen, machten ihre Anschauungen freilich weniger eingeschränkt. Sie kamen mehr in die Welt, viele von ihnen sprachen mehrere europäische Sprachen, sie kümmerten sich um die Politik anderer Völker, und mochten nicht ganz ohne wissenschaftliche Interessen sein. Sie bildeten deshalb einen starken Gegensatz zu dem nur eine Viertelstunde entfernten, und nur durch einen gewaltigen Felsenvorsprung von ihnen getrennten Kloster Dionissiu, wo die strengste asketische Zucht herrscht, und woher ihnen manche unbequeme glaubensbrüderliche Anfeindung erwuchs.

Auf die Gesellschaft meines wackern Eulogios hatte

ich freilich bisher verzichten müssen. Er war schon am Tage nach unserer Ankunft mit dem Hegumenos oder Abt von Paulu zur Synode nach Karyais gereist. Dieser Flecken, der einzige von Nichtmönchen bewohnte Ort des heiligen Berges, ist der Vorort der Republik von zwanzig Klöstern, welche um den Athos herum liegen. Jedes Kloster schickt seinen Hegumenos zur Tagsatzung dahin, und dieser Bundesrath wählt aus seiner Mitte auf ein Jahr den Präsidenten der Mönchsrepublik, welcher den Titel „Der Erste des Athos" führt. Dort berieth gerade jetzt die Synode die wichtigsten inneren und äußeren Angelegenheiten. Die politische Neugestaltung Griechenlands, an der man hier so eifrig theilgenommen, hatte der Republik die Rache ihrer Feinde nur zu sehr zugezogen, und einige völlig zerstörte und niedergebrannte Klöster zeigten, wie sehr sie auf ihrem ausgesetzten Posten von der barbarischen Rohheit des türkischen Raubgesindels zu leiden gehabt hatten. Groß war die Sehnsucht der Athosbrüderschaft, mit in den griechischen Staatsverband aufgenommen zu werden. Wie zweifelhaft die Erfüllung dieses Wunsches, bei der Entfernung des heiligen Berges vom Mutterlande, auch war, so wollte die Synode doch keine Mühe und Arbeit scheuen, die politische Ablösung des Athos von dem türkischen Staate zu bewirken. Diese Mühe hat sich freilich als vergeblich dargestellt, damals aber waren die Gemüther voll Hoffnung, und

mit Spannung verfolgte man die Verhandlungen zu Karyais.

Eulogios hatte mir beim Abschied einen jungen Mönch, Namens Cyrill, zu meiner besonderen Bedienung und, wenn ich einen so jungen Menschen nicht ablehnen wollte, zur Gesellschaft zugeführt. Er nannte ihn seinen Neffen. „Nimm Dich seiner ein wenig an, Theophilos!“ sagte er. „Es wäre mir von Werth, einst ein Urtheil von Dir über den Knaben zu hören.“

Cyrill war erst Novize, und hatte noch lange Zeit, um in die Priesterschaft als Hiereus aufgenommen zu werden. Bei seiner empfehlenden Erscheinung nahm er mich vom ersten Augenblicke ein. Er mochte damals etwa siebzehn Jahr alt sein, und seine Gesichts- und Körperbildung erinnerte lebhaft an die Jugendideale der altgriechischen Plastik. Noch lockte sich das dunkle Haar ungeschoren über seiner Stirn, das Antlitz war rein und unschuldig, noch von fast weiblicher Anmuth, seine Gestalt, wenn auch noch nicht völlig entwickelt, schlank und elastisch. Man hätte ihn lieber in einer andern als der Mönchskleidung gesehen. Aber der Ausdruck seiner Züge hatte etwas, das dem alten Griechenthum immer fremd war und ihn als modernen Menschen kennzeichnete. Es lag etwas Melancholisches in seinen Augen, sein Antlitz sprach von einem inneren Druck, der sich zwar nur schüchtern kundgeben mochte, aber

auch nicht ganz verhüllen ließ. — Der Knabe intereſſirte mich, und ich kam ihm freundlich entgegen. Sein Weſen ſchien ſich bei meiner Offenheit zu erſchließen, ſein Geſicht wurde heiterer, und bald ſah ich ihn mit einer Herzlichkeit mir ergeben, die mich rührte, und mir ſeine Geſellſchaft werth machte. Cyrill ſuchte mich auf, ſo oft er eine Feierſtunde hatte, und konnte betrübt ausſehen, wenn er mich bereits mit älteren Brüdern in Unterhaltung fand, in deren Nähe er ſich nicht wagte. Um ſo beglückter war er, wenn ich ihn zu einer Wanderung in die Berge aufforderte, wo er ſich dann als rüſtiger Fußgänger vor den Aelteren bevorzugt ſah. Sein jugendliches Gemüth konnte ſich in die Entſagungen des Kloſterlebens, dem er erſt ſeit einem Jahr angehörte, noch nicht finden. Zwar ſprach er nicht aus, daß die reichlichen täglichen Andachten nicht nach ſeinem Sinne waren, daß er den geſunden Schlaf der dreiſtündigen nächtlichen Liturgie vorgezogen hätte, daß er ſich die Welt draußen ſchöner dachte, als das Kloſter; doch merkte ich ſeinem Weſen den inneren Zwieſpalt bald ab. Er war unglücklich, daß er noch ein Kind geweſen, als man für die griechiſche Freiheit kämpfte, daß er von Siegen und Heldenthaten reden hören müſſe, ohne ſelbſt etwas dafür gethan zu haben.

Eines Tages fand ich Cyrill in meinem Zimmer, das er auch in meiner Abweſenheit zu betreten die Erlaubniß hatte. Er war mit hochgerötheten Wangen

in das Lesen eines Buches vertieft, welches er bei meinem Eintreten hastig hinwarf, als fühlte er sich über unerlaubten Dingen ertappt. Es war die Odyssee. Ich fragte, ob ihm die Sprache seiner Vorfahren ganz verständlich sei? Er erklärte befangen, daß ihm dazu noch Manches fehle. Ich versprach, ihn darin zu unterrichten, und nahm gleich die Odyssee zur Hand, ohne viel Rücksicht, daß es ein weltliches Buch war. Cyrill, der gefürchtet haben mochte, ausgescholten zu werden — vielleicht gab ihm die Stelle, über welcher er ertappt worden war, noch mehr Grund dazu — erglühte über das ganze Gesicht vor Freude. So wurde er mein Schüler, und machte mich erstaunen über die Fortschritte und den philologischen Eifer seiner Bestrebungen. Der Homer war bald von ihm verschlungen, wir standen bereits beim Sophokles, wo ihn dann die Welt des altgriechischen Lebens, welche ich ihm dabei erschließen mußte, mit Zauberbanden fesselte. Er war glücklich in seiner neuen Welt, und schien darüber eine Zeit lang den Gegensatz zu seinen äußeren Verhältnissen zu vergessen.

Es war in der Frühe eines ätherklaren Morgens, als Cyrill in meine Zelle stürmte und mit erschrecktem Gesicht mir anzeigte, daß er den Befehl erhalten habe, mit einer Botschaft an den Hegumenos nach Karyais zu gehen. Ich mußte lächeln, als ich erfuhr, daß das Unglück für ihn darin bestehe, vier bis fünf Tage,

vielleicht eine ganze Woche unsere Studien aussetzen zu müssen. Ich faßte schnell einen Entschluß. Es war mir interessant, den Ort der Tagsatzung auf dem heiligen Berge kennen zu lernen, ich konnte zugleich in einigen Bibliotheken der Klöster auf der Ostseite des Gebirges vorsprechen, wo ebenfalls noch Waffenbrüder zu begrüßen waren, und endlich wünschte ich meinen wackern Eulogios zu Karyais zu überraschen. Cyrill wurde dunkelroth vor Freude, als ich erklärte, ich würde ihn begleiten. Rasch ließ ich ihn das nöthigste Kleingepäck für die Ausfahrt in meine Wandertasche zusammenthun, den Homer steckte er ungeheißen hinein, man brachte mir bereitwillig eine Flasche Wein und einige Lebensmittel aus der Klosterküche, und als das Bündel geschnürt war, schlang Cyrill die Tasche um die Schultern, und wir waren gerüstet. Mit tüchtigen Gebirgsstöcken versehen, machten wir uns auf die Wanderung.

Das Kloster Paulu ist das südlichste auf der westlichen Seite. Von hier springen die Felsengrate weglos, in furchtbarer Steilheit nach dem Südcap hervor, baumlos, kahl, nur von Adlern und Seevögeln bewohnt. Um aus den köstlichen Umgebungen von Paulu nach der Ostseite der Halbinsel zu gelangen — denn ich zog diesen etwas weiteren Weg vor — hatten wir den Pfad durch eine gewaltige Felsspalte hinan zu klimmen. Eine Alpennatur umgab uns. Gießbäche stürzten von den Höhen in sprühenden Kataraften, brachen sich aus

Seitenspalten Bahn, mit Schäumen und Donnern, daß die leichten Stege, die darüber hinführten, erbebten, und wir uns wie in Gewölk von feinem Sprühregen gehüllt sahen. Und fand dann ein Sonnenstrahl den Weg durch die aufstrebenden Wipfel der Eichen und Buchen, dann leuchtete es über den Wasserfällen in allen Regenbogenfarben, und die ganze üppig sprossende Vegetation dieser Schlucht strahlte in bunten und lachenden Goldtönen. Cyrill schritt bald neben, bald vor mir her und declamirte Chorstrophen aus dem Sophokles, und je lauter die Wasserstürze donnerten, desto mehr erhob er die Stimme. Zuweilen ging er in eine Art von Melodie über, die er den langgezogenen Weisen der Liturgie zu entnehmen schien. Ich horchte hoch auf. Hatte hier nicht vielleicht die naive Auffassung und Wiedergabe des griechischen Chorgesanges den richtigen Ton für die noch immer ungelöste Frage der alten dramatischen Musik gefunden? Ich habe dreißig Jahre später im Vaterlande diese Chöre in der Composition eines deutschen Tonmeisters gehört und bewundert, und doch mußte ich dabei an meines jungen Gefährten kunstlose Vortragsart zurückdenken, und es wollte mir scheinen, als hätte sich seine anspruchslose Weise mehr der antiken genähert, als die moderne, sich mit Mühe zurückreflectirende Tonsprache. — Cyrill war in der glücklichsten und gehobensten Stimmung. Ich gab mir den Anschein, auf seine Declamation gar nicht

zu achten, um ihm seine Unbefangenheit zu lassen, und um so mehr davon zu vernehmen.

Höher und höher stiegen wir, und als wir den oberen Rand der Schlucht erreichten, betraten wir eine völlig veränderte Naturscene. Wir standen in kahler Felsenumgebung. Nach Osten wendete sich der Pfad um die schroffen Grate der Südspitze, schmal, zum Theil auf Galerien über Felsenrisse und Spalten; schwindeltief unter uns die Brandung der Wellen, steil über uns die Felsenwand. Wir drangen in die wilde, öde Region der Einsiedler und Büßer.

Denn außer den Klostermönchen giebt es auf dem heiligen Berge Hunderte von frommen Entsagenden, welchen das Leben in den Klöstern noch zu weltlich und nachgiebig, noch zu sehr den Anfechtungen des Fleisches ausgesetzt ist, die sich daher zu gesteigerter Entbehrung in die rauhesten Gegenden zurückgezogen haben. Sie leben, im kirchlichen Verbande verschiedener Klöster, in Gruppen vertheilt um kleine Kirchlein und Kapellen herum, je frömmer und lebenentfremdeter, desto höher in der rauhen Felsenregion. Es giebt mehrere solcher Bußorte, Asketerien oder Skitis genannt. Schon beim Umgehen des Felsens sahen wir wohl fünfzig solcher Einsiedlerhäuschen, wie Nester in die Spalten des Gesteins eingeklebt. Als wir über die Granitmassen dann wieder zum Walde hinaufstiegen, betraten wir die Skitis Kerasia, gerade über dem Südcap des Gebirges, den

Aufenthalt der strengsten dieser Bußgemeinden. Hier leben die eigentlichen Helden der Entsagung. Auch sie arbeiten, sie üben die härteste Arbeit, indem sie hier Felsenpfade bahnen und in Ordnung halten, und dabei die selbstauferlegte Pflicht des Fastens bis zu einem Grade erfüllen, daß Manche von ihnen zu wahren Skeletten abgemagert sind.

Als wir um einen Vorsprung bogen, und über den Steg einer Schlucht gehen wollten, erblickte ich einen Greis, der mühsam an seinem Stabe dahin schritt, und sich einen Augenblick an dem Geländer des Steges festhielt. Ich ging auf ihn zu, um ihm behülflich zu sein. Er erhob sein Haupt und sah mich groß an. Als er mein Vorhaben erkannte, schüttelte er das Haupt, und bedeutete mich mit strenger Miene und abweisender Armbewegung, ihn zu verlassen. Langsam schritt er über den Steg, um eine Felsenecke, und entschwand meinen Augen.

Ich sah mich nach Cyrill um, der längst stiller geworden und in scheuer Ehrfurcht bei Seite getreten war. Jetzt sah er mich an mit einem Blicke, dessen Aengstlichkeit mich befremdete. „Kennst Du den Greis?“ fragte ich.

Er bejahte es. „Er gehört zu den „Ueberwältigern der Welt,“ sagte er, „zu den „Stummen des Herrn.“

„Wie das? Hat er ein Gelübde ewigen Schweigens gethan?“

„Das nicht, er spricht wohl, aber selten; über weltliche Dinge niemals. Man sagt, er sei über neunzig Jahr alt. Es sollen noch ältere hier oben in der Skitis sein. Aber auch viele jüngere. Sie sind streng gegen sich, nähren sich nur von Nüssen, Honig und Zwiebeln, selten genießen sie Brot. Einige haben es in der Ertödtung des Irdischen in sich so weit gebracht, daß sie mit den Engeln des Himmels verkehren, sie sind der Welt ganz entrückt. Man nennt sie daher auch „die Schaar der Körperlosen." Jener Greis, den Du gesehen, Gordian genannt, gehört zu ihnen. Er soll schon seit vierzig Jahren hier oben leben." Cyrill sah sich scheu um und beschleunigte seine Schritte.

Wilder und gigantischer wurde die Felsenlandschaft. Riesenbäume über Granitblöcken, furchtbare Schluchten mit niederdonnernden Waldbächen, welche Gestein und Baumstämme in ihrem Sturze mit hinabrissen, dann wieder ein Urwaldsdunkel und eine Wildniß der Vegetation, als habe sich nie ein menschlicher Fuß hierher gewagt. — Da war es mir, als vernähme ich einen halb unterdrückten Aufschrei. Ich wende mich und sehe eine Gestalt, in Lumpen eingehüllt, davon eilen und im Gestrüpp verschwinden. Ich sah sie nur im Rücken und nur einen Augenblick, sie war wie ein Waldgespenst aufgetaucht und wieder verloren. Fragend sah ich meinen Begleiter an.

Er antwortete nicht gleich, sondern suchte sich erst

zu vergewissern, ob die Erscheinung sich unserer Nähe auch völlig entzogen habe. Dann begann er: „Der hat noch keinen Namen und ist erst kurze Zeit hier. Er muß wohl draußen — etwas begangen haben, daß er sich in diese schwerste Buße giebt. Und doch ist er kaum zweiundzwanzig Jahr alt. Es scheint, als wolle er sich auch für die Schaar der „Stummen des Herrn" vorbereiten, denn er hat sich in die Gesellschaft des alten Gordian begeben."

„Ist es möglich!" rief ich erstaunt. „Ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren!"

Cyrill nickte und schien mein Befremden zu theilen. „Als ich ihn zuerst sah," fuhr er fort, „da erfaßte mich ein Mitleid, denn der noch Namenlose hat ein wohlgebildetes Antlitz und sah betrübt aus. Ich wagte es, ihn anzureden. Aber er sprang wüthend auf und gebot mir ohne Worte schnelle Entfernung."

„Warum glaubst Du," fragte ich, „daß er draußen etwas begangen haben müsse?"

Cyrill sah sich noch einmal forschend um. Dann entgegnete er: „Ich weiß nicht — ich will ihm nicht Unrecht thun. Wer geht aber so jung schon in die Skitis? Von Denen hier oben kamen manche aus der weiten Welt, und Niemand fragt oder weiß, was sie hierhergetrieben. Zuweilen aber verlautet doch etwas davon, und so —"

Er unterbrach sich. „So auch von diesem jüngsten Büßer?" fragte ich.

„Von dem nichts, gar nichts!“ ſagte Cyrill mit ehrlichem Ausdruck.

Wir überſchritten auf ſchmalem Stege noch eine tiefe Schlucht, verließen damit die Region der Büßer und gelangten über breitere Bergrücken wieder in die ſchönſte von der Sonne durchleuchtete Waldlandſchaft. Cyrill, dem ich auf dem ganzen Wege durch die Skitis eine innerſte Beängſtigung angemerkt hatte, ſchien erleichtert aufzuathmen, und ſchritt wieder munter neben mir her, obgleich ſeine freie, glückliche Stimmung, die ihn bei der Ausfahrt beſeelt hatte, doch nicht ganz wiederkehren wollte. — Wir kamen zu einer Waldlichtung, welche den herrlichſten Ausblick über das Meer geſtattete. Blühendes Myrthengebüſch beſetzte den Abhang und zahlloſe wilde Roſen bedeckten die ſonnige Halde. „Hier laß uns Raſt machen und unſer Mahl nehmen!“ rief ich. Mein Gefährte packte aus, was man uns auf den Weg gegeben, und wir tafelten und ruhten aus von der Wanderung.

Da zog Cyrill verſtohlen die Odyſſee hervor und begann zu leſen. Es war ſeine Lieblingsſtelle, die Geſchichte der Königstochter Nauſikaa und der glückſeligen Phäaken. Ich ließ es mir gefallen. In das Gras hingeſtreckt, ſah ich die blaue Waſſerebene des Archipelagus vor mir, die Inſeln, ſchimmernd in Farbenglanz und Sommerduft, und die wohlklingende jugendliche Stimme meines Gefährten zauberte mir die

unvergängliche poetiſche Sagenwelt in die lebendige Landſchaft. Noch rauſchte die blaue Fluth da unten, noch ſtanden die Umriſſe der Berge rein gezeichnet da, wie einſtmals, da der Griechen Fürſten ſich in Aulis Bucht ſammelten; noch dämmerte am Horizonte die Küſte von Troas, noch ſchimmerten ferne Segel vom Meere herauf, wie in der Sagenzeit, da der gewaltige Dulder Odyſſeus vom Phäakenſtrande in ſchönem Schiffe nach dem heimiſchen Ithaka entlaſſen wurde. Die Welt war anders geworden, Jahrtauſende hatten die Generationen der Menſchheit und ihre Phyſiognomie verändert. Die Macht der Dichtung war die gleiche geblieben. Aber ſeltſam! War es nicht ein Mönch, ein für das Kloſter beſtimmter Knabe, der mich durch ſein Leſen zurückverſetzte in eine Welt, in eine Anſchauungsweiſe, die ſeinem Denken verboten ſein ſollte? Eine Weile ließ ich es gehen. Als aber Odyſſeus dem gaſtlichen Strande Nauſikaa's Lebewohl geſagt, legte ich ſchweigend die Hand auf das Buch und hemmte die Fortſetzung. Ich mußte meinen Gefährten in die Wirklichkeit zurückrufen, denn ſchon ahnten mir rauhe Kämpfe für ihn, die einer Vorbereitung bedurften.

„Cyrill!“ begann ich, „haſt Du Dir auch klar gemacht, wie ſehr Dein übertriebener Eifer für die dichteriſche antike Welt mit Deinen Pflichten im Widerſpruch ſteht?“

Er mochte nicht erwartet haben, gerade von mir eine ſolche Anmahnung zu hören und ſah mich erſt erſchreckt, dann mit unbeſchreiblich rührendem Ausdruck der Bitte an.

„Du biſt zwar jetzt noch Novize, aber Du wirſt ein Kloſterbruder werden,“ fuhr ich fort.

Er blickte ſtumm brütend vor ſich nieder, die Odyſſee krampfhaft mit beiden Händen feſthaltend.

„Reizt es Dich nicht auch, den Grad der Heiligkeit zu erlangen, wie die Einſiedler in der Skitis?“

Er fuhr zuſammen. „Nein!“ rief er. „Niemals! Mich ſchaudert's vor ihnen!“

„Läßt Du ſolche Empfindungen auch in Deinem Kloſter merken?“

Er ſchüttelte den Kopf, und ich ſah Thränen zwiſchen ſeinen langen ſchwarzen Wimpern. Plötzlich rückte er näher zu mir und begann mit einer gewiſſen Haſt: „Aber Dir ſag ich es frei, Theophilos, und Du weißt es ſelbſt längſt! Da unten in den Mauern iſt es öde und traurig, oben in der Skitis entſetzlich und verzweiflungsvoll für mich! Man hat mich zum Kloſter gebracht, ohne mich zu fragen, und ich dachte von Kindheit auf, es könne nicht anders ſein. Als ich geboren werden ſollte, hat mich meine Mutter der Panagia (Jungfrau Maria) auf dem heiligen Berge angelobt. Damals war mein Oheim Eulogios gerade hier aufgenommen worden. So ſchickte man auch mich

her. O Theophilos! wie ſchön muß es draußen in der Freiheit ſein!“

„Und wie denkſt Du Dir die Freiheit draußen?“ warf ich ein.

„Zu lernen und zu reiſen, und nicht nur an ſich ſelbſt zu denken, ſondern für die Welt zu wirken, etwas Großes für die Menſchheit zu leiſten! Und all das Schöne — die fremden Städte, die Menſchen und ihr Treiben, und dann — und dann —“

Er ſtockte, und hohe Röthe ergoß ſich über ſein Geſicht. „Und dann?“ fragte ich.

Cyrill war verlegen, wollte nicht mit der Sprache heraus, und ſchien die Andeutung, die er ſich hatte entwiſchen laſſen, bitter zu bereuen. Ich mochte nicht weiter in ihn dringen, er aber, von neuem hoch erröthend, ſchlug die Augen zu mir auf, um ſie ſchnell wieder zu ſenken. „Ach, Theophilos —!“ begann er zögernd, „ich leſe von Nauſikaa, von Helena, Iphigeneia, von Kalypſo und allen jenen Herrlichen — wie ſchön müſſen ſie geweſen ſein! Du warſt ſo viel draußen in der Welt — und kennſt auch wohl die Frauen — ſind ſie noch immer ſo ſchön?“

Ich würde gelächelt haben, wenn mich nicht der Ausdruck von unverſtandener Sehnſucht und innerer Unſchuld gerührt hätte. Und dennoch dachte ich: Armer Knabe! Wenn ſolche Regungen Dein Gemüth ſchon beunruhigen, dann wird der heilige Berg Dir bald wie

Feuer unter den Füßen brennen, und dann — was wird aus Dir? Doch war ich ihm eine Antwort ſchuldig, und entgegnete mit der Gegenfrage: „Und Du, Cyrill, kennſt ſonſt keine Frauen?“

„Daheim auf Zakynthos habe ich ihrer wohl geſehen, aber nicht auf ſie geachtet. Ich erinnere mich gar nicht mehr, wie ſie waren, und vergeblich ſinne ich nach —“

Ein Geräuſch unterbrach ihn. Wir wendeten uns um, und hatten einen Anblick, deſſen Ueberraſchendes uns beide ſchnell aufſpringen machte. Zwei Reiter kamen durch den Wald, lenkten vom Wege ab, und auf uns zu. Wild ausſehende, gebräunte, bärtige Geſellen, in prächtiger albaneſiſcher Tracht, den Säbel an der Seite, Piſtolen und Jatagan im Gürtel. Sie hemmten ihren Schritt, als ſie uns näher ins Auge faßten, und grüßten militäriſch. Sie gehörten, wie ich erfuhr, zu den Phylakes, d. h. zu der Schutzwache der Synode und des Vorortes der geiſtlichen Republik zu Karyais. Sie waren angeworben worden, um den Zugang des Athos von Norden her vor gelegentlichem Eindringen der räuberiſchen Klephtenhorden zu ſchützen, die in den Gebirgen der Chalcidice hauſten. Ihr Anblick war überraſchend genug, denn in den Geſichtern ſtand zu leſen, daß ihre Vergangenheit weder mit dem ſittlichen noch mit dem geiſtlichen Culturleben des heiligen Berges, deſſen Leibgarde ſie bildeten, viel zu thun

gehabt hatte. Als sie jedoch meine Reisekleidung und meines Gefährten Mönchsgewand erkannten, bedurfte es kaum unserer schriftlichen Beglaubigung, daß wir in Geschäften nach Karyais reisten. Sie waren, wie sie erklärten, einigen verdächtigen Gestalten auf der Spur, die sich in Karyais auffallend und dann unsichtbar gemacht hatten.

Diese Unterbrechung zog uns von unserm Gespräch ab, und so ließ ich, als die Reiter sich entfernt hatten, das Bündel wieder schnüren, um weiter zu wandern. Ich veranlaßte Cyrill, mir von seiner Heimath und Familie zu erzählen, obgleich ich das Hauptsächliche davon schon wußte. Sein Vater lebte als Verwalter eines Klostergutes, deren die Athosklöster viele auf den Inseln, wie auf dem Festlande besitzen, auf der Insel Zakynthos. Ein nicht unbemittelter Mann, der das Gelübde seines früh verstorbenen Weibes zu halten sich verpflichtet fühlte, und durch den Sohn auch sein Vermögen künftig dem Kloster zugedacht hatte.

Wir waren auf unserer Wanderung an drei ziemlich hoch gelegenen Klöstern vorübergegangen, sprachen nun aber in dem tiefer unten liegenden Iwiron vor, einem mittelalterlichen Riesenwerke, wo Cyrill im Vorbeigehn etwas auszurichten hatte. Da wir uns etwas länger verweilten, galt es unsere Kräfte zusammenzunehmen, um noch bis nach Karyais zu gelangen, da Cyrill durchaus vor Abend dort eintreffen mußte. Spät

und sehr ermüdet kamen wir an. Mir war empfohlen worden, mich für die Nacht in dem dicht neben dem Flecken gelegenen Kloster Kutlumusi einzuquartieren, wo ich besser aufgehoben sein würde, als in der schlechten Fremdenherberge des Ortes. So trennte ich mich von meinem Begleiter, ward willkommen geheißen, und hatte allen Grund für die Gastfreundschaft des Klosters dankbar zu sein.

Schon früh am andern Morgen erschien Cyrill, um mich abzuholen. Eulogios schickte mir einen Gruß, und ließ mir sagen, er sei für die ersten Stunden noch durch Geschäfte gebunden, inzwischen werde mir Cyrill die Sehenswürdigkeiten von Karyais zeigen. So betrat ich diese einzige Niederlassung des heiligen Berges, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem städtischen Leben in weltlichen Ländern zeigt. Ein Netz von engen, winkligen Gäßchen mit baufälligen Häusern, voll des buntesten Handelsverkehrs. Ein Bazar reiht sich darin an den andern, worin Alles ausgestellt ist, was die Klöster von außerhalb beziehen müssen, an Nahrungsmitteln, Bekleidungsstoffen und Geräthschaften. Es kam mir vor, wie auf einem Jahrmarkte. Die Physiognomien aller Welt, hauptsächlich doch des christlichen Orients wimmelten durcheinander in geistlichem und buntem weltlichen Kleide, dazwischen die verwegenen Gestalten der Leibwache in ihrer malerischen albanesischen Tracht. Auffallend aber war doch in diesem

Verkehre das Fehlen der Frauen, die überhaupt auf dem heiligen Berge keinen Zutritt haben. —

Cyrill bat um die Erlaubniß, in einen Bazar zu treten, worin er etwas zu beſorgen habe. Ich folgte ihm hinein. Alles, was zum Kirchenſchmuck gehört, Teppiche, Kerzen, Leuchter, Glasſachen und Anderes, war in dieſem Laden ausgeſtellt. Cyrill zog ein kleines Päckchen aus ſeinem Gewande, und bot dem Kaufmann den Inhalt zum Verkauf an. Es waren Roſenkränze aus Olivenkernen und Muſcheln, ſowie kleine Schnitzſachen, Spielzeuge für gläubige Hände.

„Haſt Du dieſe Dinge gemacht?“ fragte ich, während der Kaufmann die Waaren prüfte.

Cyrill nickte. „In unſern Mußeſtunden arbeiten wir dergleichen, und verkaufen es, um uns ein Taſchengeld zu machen.“

„Und was thuſt Du mit einem Taſchengelde?“

„Ei, man braucht auch einmal neue Sandalen, oder gar einen Rock!“ ſagte er heiter. „Es kommen auch viele Arme auf den heiligen Berg. Und dann möchte ich —“ (ſein Blick wurde ſcheuer und er ging in einen Flüſterton über) „dann möchte ich gar zu gern einen Homer erwerben! O, ich könnte ſchon viel mehr Bücher einkaufen! Wenn Du einmal von uns fortgehen ſollteſt, Theophilos, dann werde ich Dich bitten, mir von meinen Erſparniſſen Alles einzutauſchen, was Du an Büchern dafür bekommen kannſt, und es mir zu ſchicken. Hier

auf dem Athos giebt es dergleichen nicht!“ So schloß er seufzend.

Der Kaufmann hatte seine Schätzung beendet, und legte dem jungen Verkäufer eine kleine Summe auf den Tisch, die dieser ohne zu feilschen einstrich, und mich dabei mit glücklichem Gesichte ansah. Daß Cyrill keine kaufmännische Natur war, erkannte ich wohl. Er hätte mehr erhalten können. Ich erinnerte mich, sonst schon erfahren zu haben, wie übermäßig theuer draußen diese Producte des Athos verkauft wurden. Doch hatte ich nicht Lust, seine bescheidene Freude zu stören.

Wir traten wieder hinaus, und gingen durch das Gewirre von Gäßchen, vorüber an den Hospitien, halb klösterlich, halb kasernenartig aussehenden Gebäuden, in welchen viele Hunderte von Anbetern, die hier oft zusammenströmen, Aufnahme finden. Das Hauptgebäude von Karyais aber ist, überragt von einem alten Thurme, das Protaton, der Sitz der Regierung, und so in diesen Tagen der berathenden Synode. Wir betrachteten die Kirche, welche überaus reich und prächtig geschmückt, aber nicht ohne jene schrecklichen Malereien ist, in welchen klösterliche Phantasie und Ungeschmack sich hier zu ergehen lieben.

Als wir aus der Kirche traten, kam uns ein Volksauflauf entgegen. Ich erkannte jene beiden berittenen Phylakes, die gestern im Walde unsere Rast unterbrochen hatten, und jetzt ihr aufgespürtes Wild einzu-

bringen schienen. Denn zwischen den Reitern ging ein junger Mohr, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, mit gesenktem Haupte einher. Jetzt erhob er die Augen, erblickte mich, ein Erstaunen ging durch seine Züge, und mit einem lauten Aufschrei sank er in die Knie. „Herr Theophilos!“ rief er. „Er lebt! Er lebt! Ach, Herr Theophilos, mache mich frei, und Du sollst erfahren — oh, heilige Panagia! Du bist nicht todt! Du lebst!“

Auch ich erkannte ihn wieder, sprang hinzu und wollte ihn anreden, allein schon wurde er durch die rohe Gewalt der Wächter empor gerissen, um zum Gefängniß im Thurme geführt zu werden. Die Scene hatte Aufsehen erregt, der Zudrang kam von allen Seiten. Ich suchte mich, so gut es ging, der Menge zu entziehen, und wartete ab, bis man den Gefangenen in Verwahr gebracht, und die Menge sich verlaufen hatte.

Es wurde mir nicht schwer, Zutritt zu dem Eingekerkerten zu erlangen. Er lag auf dem Boden und schluchzte laut. „Diamantios!“ rief ich — denn diesen prachtvollen Namen führte der Mohr — „Diamantios, armer Bursche, wie kommst Du hierher?“

Er sprang auf, bedeckte, auf den Knien liegend, meine Hände mit Küssen, und stotterte zwischen lautem Weinen: „Ach, Herr Theophilos, was ist mit uns geworden! Mein Herr und Gebieter, Constantin, ist

ſchauderhaft zu Tode gebracht! Herr Georgios zu Nauplia erſchoſſen! Das Haupt des Hauſes noch ebenda im Kerker! Frau Athanaſia vor Jammer geſtorben! Und mein lieber junger Herr Leon — ach, Herr Theophilos, er ſoll wiſſen, daß Du noch lebſt, daß er Dich nicht todtgeſtochen hat!"

„Faſſe Dich, Diamantios," ſagte ich, „und ſage mir, wie Du hierher kommſt, damit ich zuſehe, wie ich Dich befreien kann."

„Nachgeſpürt habe ich ihm, viele Wochen," ſtammelte er, „bis ich erfuhr, er ſei hier. Und ich habe ihn hier gefunden —"

„Wen haſt Du hier gefunden? Leon?"

„Ja, ja! Meinen jungen Herrn Leon! O Jammer, wie ſieht er aus! In Lumpen geht er, ſchlechter als meine, die ich mir gewählt habe, im Staube liegt er, und wohnt im Walde und im Geſtein, wie ein wildes Thier! O heilige Panagia, was iſt aus uns geworden!"

Mir kam der junge Büßer in den Sinn, der gleich einem Waldgeſpenſt an mir vorüber gehuſcht war, und Erſtaunen ergriff mich, gefolgt von glücklichen und kummervollen Erinnerungen. Ich wendete mich wieder zu dem Gefangenen. „Du haſt Leon geſprochen?"

Der Mohr nickte. „Vor zwei Tagen zuerſt. Aber er will die Höhle nicht verlaſſen, und ſprach von Dir, Herr Theophilos, und hat bitter geweint. Geſtern

habe ich ihn wieder aufgesucht. Er schickte mich weg. Ich lag die Nacht in seiner Nähe, ohne daß er es wußte. Da fingen mich heute früh die Albanesen ein, und banden mich wie einen Dieb."

„Und Leon wußte gestern, als Du ihn sprachst," fuhr ich fort, „noch nicht, daß ich lebe, und in seiner Nähe sei?"

„Nein, nein, Herr Theophilos! Aber sag' es ihm bald, damit er seine Höhle verläßt und die Lumpen abthut!"

Ich konnte annehmen, daß Leon mich inzwischen doch gesehen und erkannt hatte, wennsonst er und jener junge Büßer ein und dieselbe Person waren. Vorerst beruhigte ich den bekümmerten Diamantios, versprach für seine Befreiung mein Möglichstes, und verließ das Gefängniß, um Eulogios aufzusuchen, der in mein Verhältniß zu Leon eingeweiht war, und wohl auch etwas für den jungen Schwarzen thun konnte.

Um nun aber meine bald folgenden Erlebnisse auf dem Athos erklärlich zu machen, muß ich etwas weiter zurückgreifen und einige Beziehungen zur Vergangenheit anknüpfen.

Diamantios war ein heimathloses Geschöpf, welches von einem Mitgliede der Familie Mauromichalis im Kampfe mit tunesischen Seeräubern erbeutet worden war. Aus der Sclaverei kam der Knabe somit in günstigere Verhältnisse, ward getauft, und lebte im

Hause als Gespiele des jüngsten Enkels der Familie, Leon Mauromichalis.

Leon und seinen schwarzen Diener, beide damals kaum sechzehn Jahre alt, lernte ich zuerst im Feldlager kennen, in Gesellschaft von Leon's Vater, jenes gewaltsamen, jetzt verfehmten und unglücklichen Constantin Mauromichalis, der seine Rachegluth so furchtbar mit dem Tode gebüßt hatte. Und doch war Constantin ein um sein Vaterland hochverdienter Mann, und wenige Jahre früher nannte man seinen Namen noch mit Ehrfurcht, und seine Familie durfte sich mit Stolz eine der bedeutendsten fühlen. Constantin war einst als Gesandter des neu sich bildenden Staates nach dem Congreß zu Verona geschickt worden, um die Theilnahme der europäischen Mächte für Griechenland wach zu rufen. Nicht an ihm hatte es gelegen, wenn sein Ruf taube Ohren fand. Um so erfolgreicher machte er sich als siegreicher Führer in verschiedenen Schlachten geltend, und arbeitete dann als Mitglied der Regierung an dem Aufschwunge seines Vaterlandes. Leider aber war er einer der wildesten Vertreter der Parteisucht, bei welcher persönliche Beziehungen, alter Stammeshaß verschiedener Familien, neue Verfeindungen aus Ehrgeiz, Stolz und Uebermuth gemeinnützige Zwecke überwogen. Ich war öfter in Beziehungen zu dem imponirenden Manne gekommen, und hatte die Vorzüge und kriegerische Tapferkeit seines noch kaum dem

Knabenalter entwachsenen Sohnes schon länger bewundert, ehe ich ihm persönlich nahe getreten. Die aufgeregten Siegestage nach der Schlacht bei Navarino erwarben mir plötzlich die Freundschaft des jungen Leon, der, nach einer öffentlichen Anrede, die ich in einer Versammlung hielt, sich an mich drängte und von diesem Tage an mit einer Freundschaft zu mir hielt, die ich mir kaum zu erklären wußte. Meine Person konnte für ihn weniger Anziehung haben, als für mich die Erscheinung und das Wesen dieses griechischen Jünglings. Es war, als ob die Formenvollendung der antiken Bildung, wie wir sie aus den Meisterwerken der Kunst kennen, sich in ihm auf das Herrlichste habe wiederholen wollen. Zu diesen Vorzügen gesellte sich eine patriotische Begeisterung, ein Feuer der Leidenschaft in jedem Ausdruck seines Wesens, welches mir bei unserm Umgange immer neues Interesse abgewann. — Als ich darauf in Auftrage der Regierung jene Vermessungen über das Land aufnehmen half, wurde mir die Bekanntschaft mit der Familie Mauromichalis von Wichtigkeit. Sie wohnte, vielverzweigt, auf ihren Gütern und Burgen in der Landschaft der Maina, jenes wilden Gebirgsstriches, der sich vom Taygetos als eine felsige Landzunge zur Südspitze des Peloponnes hinabzieht. Hier war nun Leon (gefolgt von seinem schwarzen Schatten Diamantios) mein Begleiter, und durch ihn fand ich überall gute

Aufnahme. Ich lernte ein eigenthümliches Geschlecht von Menschen kennen. Rauh, wild, gewaltliebend, europäischer Geistesbildung ziemlich entfremdet, wenngleich nicht ohne ritterliche Formen. Prächtige Gestalten, liebten sie den Glanz äußerer Erscheinung. Ein thatkräftiges Geschlecht, dessen Handlungen und Motive man nur nicht immer mit dem Maßstabe des Gesetzes und der Moral zu genau prüfen mußte. Im Kampf mit den Seeräubern, die ihre Küsten beunruhigten, aufgewachsen, mit räuberischen Klephtenhorden des Gebirges, geschah es auch wohl, daß mit dem einen dieser Feinde gegen den andern ein Bündniß geschlossen wurde, oder daß man zum Austrag von Feindschaften persönlicher Art Genossen aus den Bergen anwarb, wie es der Vortheil rieth. Indessen hatten die jüngsten Zeiten diesem Treiben wohl Einhalt gethan. Hier in der Maina war der patriotische Aufschwung glänzend und ruhmvoll gewesen, und unter den tapfern Schaaren der Mainotten hatten sich einzeln und truppenweise auch die Klephten des Gebirges zu den Fahnen gedrängt.

Leon war von seinem auf Reisen und im politischen Weltverkehr umfassender gebildeten Vater dem wilderen Treiben der heimischen Stammesgenossen durch Erziehung früh enthoben worden. Allein die scharf ausgeprägte Mainottennatur machte sich bei dem Jünglinge trotz aller sittigenden Einflüsse geltend. Er sprach gern und

mit unbefangenem Stolze von den Kämpfen daheim, sogar von nicht zu rechtfertigenden Gewaltthaten, und begriff meine Einwürfe, mein oft abfälliges Urtheil dagegen nicht. Das hielt ihn jedoch nicht ab, mir mit herzlicher Freundschaft anzuhangen, und ich hatte Jahre hindurch Gelegenheit, seine innere und äußere Entwicklung zu verfolgen.

Da trat jene aus politischer Parteisucht entsprungene Feindschaft zwischen dem an die Spitze des Staates gerufenen Grafen Kapodistria und der Familie Mauromichalis ein. Der erstere hatte mich in seine Dienste gezogen, und ich konnte mich nicht entschließen, eine mir zusagende und tüchtige Wirksamkeit für allgemeine Zwecke der persönlichen Feindschaft meiner Freunde aufzuopfern. Mein Verhältniß zu Leon trübte sich zuerst, ganz dem leidenschaftlich heftigen Charakter des Jünglings angemessen. Er machte mir die bittersten Vorwürfe, er bat, er drohte, und da eine allgemeinere Anschauung der Dinge ihm etwas Fremdes war, mußte er mich ebenfalls zu den persönlichen Feinden seines Hauses zählen. Ich war ihm nun ein von der Freiheit abgefallener Diener des Tyrannen. Eine unselige Geschichte war bereits dazu gekommen, uns völlig zu entzweien — das heißt seinen Haß gegen mich zu erwecken, eine Regung, die ich gegen ihn nicht theilen konnte. Leon, damals einundzwanzig Jahre, hatte eine glühende Leidenschaft gefaßt für eine Dame, die den

glänzenden Mittelpunkt des bewegten gesellschaftlichen Lebens in den Kreisen der Regierung und Diplomatie bildete, eine Neigung, die von der stolzen Schönheit nur belächelt, endlich mit einer gewissen Härte abgelehnt wurde. Ich muß leider hinzufügen, auf die Gefahr hin, als eitel und ruhmredig angesehen zu werden, daß diese Dame sich häufig und gern mit mir unterhielt, mich sogar vor Andern auszeichnete. Dies unglückliche Verhältniß zerriß die letzten Fäden zwischen mir und meinem jungen Freunde.

Immer mißlicher und gespannter wurde die Lage. Die Gegensätzlichkeit zwischen Leon's Familie und dem Haupte der Regierung flammte in Haß und Vergeltungssucht auf. Pietro Mauromichalis, Leon's Großvater, wurde durch seine Einkerkerung zuerst das Opfer der Feindschaft. Dann kam der furchtbare Tag, wo Leon's Vater und Oheim die Mörderwaffen gegen Kapodistria erhoben, und beide dafür ein schaudervolles Ende fanden. Leon selbst war es, der auf der Flucht vor den auch ihn verfolgenden Volkshaufen, mir, der ihn retten wollte, jenen Dolchstoß versetzte, der mich dem Tode nahe gebracht.

Diese Erinnerungen beschäftigten mich lebhaft, während ich vor der Thür des Protaton auf Eulogios harrte. Denn die Sitzung war bereits zu Ende, ich hatte den Abt von Paulu, Herrn Porphyrios, bereits begrüßt, als er den Saal verlassen, während Eulogios,

wie ich erfuhr, als Sekretär der Synode, durch Geschäfte noch aufgehalten wurde. Endlich kam auch er, und in kurzen Worten berichtete ich ihm über den armen Schwarzen und legte Fürbitte ein. Es bedurfte ihrer nicht. Seine Sache war bald erledigt, da sich nichts gegen ihn vorbringen ließ, als sein Umherstreichen in bettelhafter Kleidung, in welcher er seinen einstigen Herrn gesucht hatte. So wurde Diamantios noch im Laufe des Tages in Freiheit gesetzt. Doch sah ich ihn nicht wieder, obgleich ich erfuhr, daß er mich gesucht hatte. Ich speiste mit dem Abte und Eulogios in ihrem Absteigequartier, und war mir dann selbst überlassen, da der in wenigen Tagen bevorstehende Schluß der Synode meinen Freund Eulogios nur dringender an die Geschäfte fesselte. Cyrill's Mission dagegen war schneller erledigt, als er erwartet, er sollte am nächsten Morgen schon mit einem Schreiben an das Kloster heimkehren.

So schloß ich mich ihm folgenden Tages wieder an, um die Rückwanderung, und zwar auf einem anderen Wege, anzutreten. Dieser Weg sollte bei weitem näher sein, wenn er auch höher durch das Gebirge ging, und nicht so gut gebahnt sei. Doch hatten wir ihn uns genau beschreiben lassen, und hofften ihn zu finden. Nicht so rege und heiter waren heute Stimmung und Gespräch, als beim Ausmarsch. Mich beschäftigten die Ereignisse der letzten Zeit wieder lebhafter, zugleich auch

die Vorausſicht eines Wiederſehens und Ausſprechens mit Leon, das, wie ich vermuthete, nicht ausbleiben konnte. So ſchritt ich ſchweigend neben meinem Gefährten hin, der viel zu beſcheiden war, mich in meinen Gedanken durch eine Frage zu unterbrechen. Wohl bemerkte ich ab und zu, daß er mich mit einem unruhig forſchenden Blicke muſterte, denn er war Zeuge meiner erſten Begegnung mit dem Mohren geweſen, doch hielt ich es nicht für angethan, ihm eine erklärende Mittheilung darüber zu machen. — So ſchritten wir in ſchweigendem Brüten unſeres Weges, und bemerkten darüber nicht, daß wir vom Fußſteige abgekommen waren. Er hatte ſich im Geſtrüpp und Waldesdickicht verloren. Cyrill blieb ſtehen, ſah ſich um, und machte mich dadurch erſt aufmerkſam. Die Berathung über die einzuſchlagende Richtung gab uns dem Geſpräch wieder, wir beſchloſſen einen Gipfel zu erſteigen, wo wir eine Lichtung wahrzunehmen glaubten. Bald hörten wir nicht unweit das Rauſchen der Brandung aus der Tiefe, drangen durch Arbutus- und Myrtengeſtrüpp vorwärts, und begrüßten mit einem lauten Ah! den Anblick, der uns plötzlich beſchieden war.

Wir befanden uns auf einer ſchroff in's Meer ſich abſenkenden Felſenhöhe, auf welcher die Marmortrümmer eines zerfallenen Tempels uns überraſchten. Noch ſtanden mehrere doriſche Säulen und trugen ein Stück des Architravs, deſſen übrige Theile gehäuft und zerſtreut

zwischen dem Gestrüpp lagen. Wilde Rosen wuchsen oben auf der Säulendecke, und ließen ihre blühenden Zweige niederwehen, während andere, zugleich mit fast zum Baumstamme gewordenem Epheu, um die Säulen emporstrebten. Der Boden war zwischen den Trümmern bedeckt mit den blauen Kelchen des Asphodelos, der altgriechischen Todtenblume, während einzelne Rieseneichen näher oder ferner standen, und den Uebergang zu dem tiefer nach der Landseite sich absenkenden Walde bildeten. Sonnenschein und tiefe Ruhe lag über dieser einsamen Wildniß. Ob dieser Ort den Bewohnern des Athos unbekannt war? Ich hatte noch nichts von dem Vorhandensein der Tempeltrümmer gehört. Mit um so größerem Eifer eilte ich, diese Reliquien in Augenschein zu nehmen. Viel davon mußte im Laufe der Jahrhunderte schon hinweggetragen worden sein. Und hatten es nicht barbarische Völkerstämme gethan, wer darf verneinen, daß nicht mit ebenso barbarischen Händen die klösterlichen Ansiedler den Marmor zerschlagen oder zu Kalk gebrannt hatten, um ihre Mauern damit aufzuführen? Nicht nur zu friedlich wachsendem Fortschreiten reicht ein Jahrhundert dem andern die Hand, das neue reißt dem absterbenden die schönste Hinterlassenschaft aus den Händen, um das Erhabenste aufzulösen und rücksichtslos der Nothdurft dienstbar zu machen. Noch waren, trotz der Verwitterung, an einzelnen Theilen des Marmors Sculpturen zu entdecken,

die ich aus ihrem Netz von Epheu und Wurzeln frei zu legen bestrebt war.

Erstaunlich war der Anblick dieser Tempelreste für Cyrill, der, obgleich ein Grieche, noch niemals dergleichen Lebensspuren seiner Vorfahren gesehen hatte. Als Novize des Klosters hätte er auch wohl, als an verwerflichen Resten des Heidenthums, kalt daran vorüber gehen dürfen. Allein er war durch seinen Homer nun schon so weit mit dem ganzen inneren Leben in die Vorwelt geführt, daß das plötzliche Erscheinen einer greifbaren Spur der Antike ihn mit unbeschreiblicher Kraft ergriff. Er folgte mir in tiefem Schweigen durch das Labyrinth von Säulenbruchstücken, zwischen Dornen und ungeheuren Schlingpflanzen. Und als wir uns endlich inmitten desselben auf ein steinernes Gebälkstück niedersetzten und die Stätte der Zerstörung überblickten, verrieth mir ein tiefer Seufzer meines Gefährten innerstes Ergriffensein. Ich suchte ihm nun eine Anschauung von der Bauart und Einrichtung eines griechischen Tempels zu geben, wobei ich mich an die Umgebung hielt, soweit ich sie benutzen zu können glaubte, und erwärmte mich selbst dabei so sehr, daß wir die Stunde vergaßen und uns nicht nur das Tempelgebäude wieder erstehen, sondern das ganze in Kunst und Schönheit getauchte Leben der Generationen, die einst hier gewandelt, an uns vorüber ziehen ließen.

Da, während ich angeregt sprach, entfuhr meinem

Zuhörer ein Ausruf unheimlicher Ueberraschung. Er ergriff meinen Arm und deutete nach der Waldseite hin. Und aus dem Trümmerchaos erhob sich, in abschreckende Lumpen gehüllt, die Gestalt eines Büßers, in welcher ich jetzt sogleich Leon erkannte. Er kam näher, blieb zehn Schritte von uns stehen und machte mit gebieterischer Armbewegung meinem Gefährten ein Zeichen, sich zu entfernen. Cyrill sah mich fragend an. Ich bat ihn, mich auf eine Weile zu verlassen und am Rande des Waldes meiner zu harren. Noch trat Leon nicht näher, sondern spähte dem Novizen nach, wie dieser sich durch das Gestrüpp einen Weg suchte, und ließ mir Zeit, seine Züge näher zu betrachten. Quälerische Leidenschaften hatten in kurzer Zeit diesem schönen Jugendantlitze einen vertieften Ausdruck gegeben, eine innere dämonische Macht hatte die Wangen gebleicht, einen dunkleren Schatten über die brennenden Augen gezogen. Ich sah, wie alle Muskeln seines Körpers sich spannten, die Brust in Aufregung sich hob und senkte. Und plötzlich — Cyrill mochte seinen Blicken entschwunden sein — stürzte Leon auf mich zu, sank zu meinen Füßen und barg sein Gesicht laut schluchzend in meinen Händen. „Dich habe ich ermorden wollen!“ Das waren die einzigen Worte, die er hervorbringen konnte.

Ich suchte ihn durch Zuspruch zu begütigen, versicherte ihm, daß ich noch das alte Gefühl der Freund-

ſchaft für ihn hegte und bat ihn, ſich den reuevollen Schmerz über ſein einſt feindliches Begegnen nicht mehr zu Herzen zu nehmen. Da ſprang er mit nicht minder leidenſchaftlicher Haſt auf, umarmte mich ſtürmiſch und rief: „Du warſt mir todt, um mich ſelbſt aus dem Leben zu verſcheuchen; Du lebſt mir, um mich dem Leben wiederzugeben! Theophilos, welche Schauder ſind durch meine Seele gegangen! Ich habe auf offenem Markte die Leiche meines Vaters vom Pöbel dahinſchleifen geſehen — auch mein Oheim ſtarb den Tod des Verbrechers. Aber wilder und vernichtender noch war mir die Erinnerung, daß ich den Mordſtahl gegen Dich gezückt hatte, daß ich Dich gehaßt, den ich einſt geliebt, daß ich nun Nichts mehr zu lieben auf der Welt hatte! Dort in der lebendigen Todtenwelt der Skitis hatte ich Zeit, über meine Schuld nachzudenken, meine Seele von Furien zerreißen zu laſſen! Und als Du neulich vorübergingſt, da glaubte ich zuerſt ein Wahnbild zu erblicken, wie es mir in Träumen oft ſchon begegnet war, bis mir eine ruhigere Faſſung ſagte, Du müſſeſt es leibhaftig geweſen ſein. Du kommſt mich zu erlöſen, Theophilos, aus der Wüſte, aus dem Elende, aus der Verzweiflung!“

Es war nicht leicht, die Rede des leidenſchaftlich bewegten Jünglings in die Bahn zuſammenhängender Mittheilung zu lenken, denn was er ſeit Monaten qualvoller Einſamkeit in ſeiner Bruſt hatte verſchließen

müſſen, all das Gefühl des Schmerzes, der Reue, der Selbſtqual, wilder Auflehnung gegen ſeine Lage und nun endlich wiedererwachender Freude, das Alles wollte jetzt in ſtürmiſchem Drange über ſeine Lippen. Ich erfuhr, daß Diamantios ihm ſchon geſtern, gleich nach ſeiner Befreiung, Nachricht von mir gebracht, daß er mit ihm ſogleich die Skitis verlaſſen, um mich in Karyais aufzuſuchen und mir dann aufs Gerathewohl gefolgt ſei. Auch ſah ich die Geſtalt des Mohren bald in einiger Entfernung auftauchen.

„Du willſt wiſſen,“ fuhr Leon auf meine Frage fort, „wie ich in die Felſenwüſte der Büßer gerathen bin? O nicht aus freier Wahl, das glaube mir! Und nicht einen Augenblick habe ich in dieſem müßiggängeriſchen Jammerdaſein Troſt oder Betäubung gefunden! Höre mich, Theophilos — und wenn aus meinen Reden noch ein Ton herausklingt, daß ich Dich einſt haßte — ich kann nicht anders! Denn unerſchüttert und mit grauſamer Gewalt hält mein Herz noch immer die Urſache feſt, um derentwillen ich Dich haßte! Alſo — höre mich! Als Dich mein Dolch getroffen, und ich mich aus Deinen Armen, die mich halten wollten, befreit ſah, ſtürzte ich mich von einem gräßlichen Gefühl durchzuckt in das nächſte Haus. Ich hatte es in dieſem Augenblicke nicht gewählt — durfte ich doch ſicher ſein, hier keine Freiſtätte zu finden! Und doch, als ich mich der Herrin zu Füßen warf, und ſie vor mir ſtand —

Arethuſa Negri ſelbſt, da hoffte ich auf Rettung, denn auch ihre Hand griff unwillkürlich zum Dolche, und ich lechzte danach, den Tod von dieſer Hand zu empfangen. Aber es ſollte nicht ſein. Sie hatte von ihrem Balcon aus Dich meiner Waffe erliegen ſehen, und ihre erſte That war nicht Rache an mir, ſondern Hülfe für Dich. Schon hatte ſie ihre Diener Dir nachgeſchickt, ſchon wurdeſt Du für leblos in ihr Haus getragen — ach, Theophilos, wie beneidete ich Dich noch in jener Stunde! Ja, ich beneidete dem Todten die Sorge Arethuſa's, und hätte das Weib darum haſſen können, wie verzehrend immer meine Liebe zu ihr war! Sie trieb den Mörder nicht aus dem Hauſe. Mich kaum eines Blickes würdigend rief ſie ihren Dienern zu: „Berget den Mann ſo gut ihr könnt! Mein Haus ſoll ihm eine Freiſtatt ſein, wenn er glaubt es wählen zu dürfen.“ Dann ſchritt ſie hinaus. Dies Wort kalter Großmuth trieb aber auch mich hinaus. — Wohin ſollte ich mich wenden? Unſer Haus war vom Pöbel umringt, da fand ich keine Stätte. Durch enge Gaſſen wankte ich fort. Wohin? Nach der Maina! In die Berge! So ruft plötzlich eine Stimme in mir. Die Stammesgenoſſen und Blutsfreunde aufgerufen! Mit ihnen zur Vergeltung, zur Rache für meines Hauſes Schmach hierher zurück! Das gab mir einen Augenblick neuen Lebensmuth. Da — ich gehe an der Schwelle eines Kloſters vorüber — tritt Eulogios aus der Pforte,

ergreift mich am Arm und zieht mich hinein. Er wußte, was an uns geschehen war, nicht aber was ich an Dir begangen. Vor den Blicken Deines Freundes aber brach mein Trotz. Ich gestand ihm, daß ich Dich getödtet. Er ließ mich allein im Kloster, verschloß die Zelle, und eilte fort. Nach Stunden kehrte er zurück. Er hatte nichts über Dich erfahren. Weder Arethusa war in ihrem Hause zu finden, noch Du; die Diener wollten nichts von all dem Vorgefallenen wissen. Jetzt stand er mir gegenüber mit strengem Antlitz: „Du weißt, daß Dein Haupt dem Tode verfallen ist?“ fragte er. „Mich dauert Deine Jugend! Indeß ich nachforsche, ob Theophilos noch am Leben, will ich Dich hinschicken, wo Tod im Leben ist, an den Ort der Buße. Dort in der Hut Deines Urgroßohms magst Du der Zukunft entgegen harren!“

„So brachte auch Dich Eulogios, und zwar schon vor mir, hierher?“ sagte ich für mich hin, als Leon eine Pause machte. „Wer aber ist Dein Urgroßohm auf dem Athos?“

„Du hast ihn schon gesehen,“ entgegnete Leon. „Jener Alte ist es, hier Gordian genannt. Daheim in der Maina hieß er Markos Mauromichalis. In den Gebirgen dort erinnert man sich noch, weshalb er endlich auf den heiligen Berg entfloh. Hier gilt er jetzt für einen Heiligen.“

Wir saßen Beide eine Weile schweigend neben ein-

ander. Dann begann ich, um ihn auszuholen: „Und Du, Leon, denkst Du Deine Tage, wie er, in der Skitis zu beschließen?“

Mit Heftigkeit sprang er auf. „In diesen Lumpen, davor mich ein Ekel erfaßt?“ Bei diesen Worten ergriff er mit beiden Händen sein Gewand von der Brust, und riß hinein, daß die Fetzen nach allen Seiten auseinander fuhren, und fast der ganze Oberkörper entblößt ward. Ich betrachtete mit stummer Bewunderung die Pracht dieser Leibesbildung, die noch unter den Entbehrungen der Skitis ihre Kraft und Schönheit bewahrt hatte. Mit funkelnden Augen fuhr Leon fort: „Seit ich Dich wieder unter den Lebenden weiß, gehöre auch ich wieder der Welt an. Rache gilt es noch zu nehmen für die Schmach an meinem Hause! An die Stelle des Tyrannen, unseres Feindes, ist sein Bruder als Verwalter des Staates getreten. Gegen ihn gilt es jetzt den Kampf aufzunehmen, und der Meinigen leben noch genug, die mit mir der Pflicht der Vergeltung gedenken!“

„Leon!“ rief ich, „laß diese furchtbaren Gedanken, die nur neue Frevel ins Leben rufen! Schon ist es beschlossen, daß Griechenland einen König haben soll, Dein Vaterland wird künftig ein durch Gesetze geordneter Staat sein. Eure Pflicht ist es jetzt, der persönlichen Parteifehde zu entsagen, und vergebend und vergessend Eure Kraft zum Neubau des Vaterlandes einzusetzen.“ Ich führte diese Mahnworte noch weiter

aus, allein davon wollte Leon nichts wissen. Sein erstes Gefühl war jetzt Rache, das Vaterland stand erst in zweiter Reihe. Ich suchte ihn zu bewegen, noch auf dem Athos zu bleiben — wenn auch nicht als Einsiedler — bis der neue König nach Griechenland gekommen. Und zwar wünschte ich es um seiner Sicherheit willen. Vielleicht, dachte ich, daß sich inzwischen das aufgeregte Gemüth des Jünglings mehr beruhigt. „Laß mich," fuhr ich fort, „vor Dir nach Nauplia zurückgehen, um zu erfahren, wie die Lage der Dinge ist, welche Wendung die Sache Eures Hauses genommen, was für Euch bei der neuen Regierung zu erwarten ist."

Leon sah mich scharf an, um seinen Mund ging ein Zucken, welches neue Aufregung verrieth. „Ich soll hierbleiben," begann er, „während Du drüben in Arethusa's Nähe sein wirst? Weißt Du, was Du mir vorschlägst? Denkst Du, daß ich sie vergessen habe, daß ich sie jemals vergessen — daß ich sie aufgeben werde? Theophilos, das ist der Punkt, wo wir Beide, Du und ich, für ein Leben lang wider einander stehen müssen! Giebt es doch kaum eine Versöhnung zwischen uns, so lange unser Beider Gedanken an sie geheftet sind, so lange jeder von uns den Freund als den bittersten Feind all seiner glühendsten Wünsche und Hoffnungen betrachten muß!"

Ich ergriff seinen Arm, gleichsam um ihm das, was ich sagen wollte, eindringlicher zu machen, seine Auf-

merksamkeit fester an meine Worte zu knüpfen. Ich erklärte ihm, daß ich niemals ein Feind seiner Wünsche gewesen, daß mein Herz nicht an Arethusa gekettet sei, daß ich es als eine peinvolle Last trüge, ihr durch die Aufnahme in ihr Haus und ihre Pflege zu Dank verpflichtet zu sein — Alles in Allem, daß ich eher wünschte, ihr niemals wieder zu begegnen, als ihr möglicherweise eine Situation aufzuklären, die für sie und mich gleich beschämend, für sie sogar beleidigend sein müsse. Ich sprach ihm dies Alles mit dem Ausdruck ganzer Aufrichtigkeit aus, wie ich die Nothwendigkeit in mir fühlte.

In Leon's Gesicht spiegelte sich höchstes Erstaunen, dem auch ein Zug der Freude nicht fehlte. Bald aber sah er mich wieder halb ungläubig an, ja, es wollte sich etwas von lauerndem Hohn in seinen Augen nicht verbergen. „Du wünschest mich zu beruhigen, mich sicher zu machen!“ begann er nach einer Weile. „Ich werde aufrichtiger sein als Du — darum, verlaß Dich darauf —“

Diese Art der Entgegnung stachelte meinen Groll, und mit einiger Heftigkeit unterbrach ich ihn: „Dein Zweifel und Verdacht ist beleidigend, Leon! Welche Prüfung soll meine Aufrichtigkeit zu bestehen haben, wenn Dir mein Manneswort nicht genügt? Hab ich Dir je ein Recht gegeben, es anzuzweifeln?“

„Das hast Du nicht!“ fuhr er eifrig fort, ohne sich in seinem Wesen als der Ueberwundene zu geben.

Aber selbst mit Deiner Versicherung ist für mich nichts gewonnen, bleibt Dein Vortheil immer unbeeinträchtigt. Es genügt, daß sie Dich liebt — ja, sie liebt Dich! Arethusa Negri liebt Dich und verachtet mich! Kannst Du diese Liebe von Dir stoßen? Kann man, frage ich, ein Weib wie dieses nicht lieben, als Auserwählter nicht lieben, wenn es die ganze Glorie ihrer Macht vor dem Auserwählten entfaltet? Du wirst Dich dennoch unter sie beugen, wie kalt Du jetzt auch geblieben sein magst. Ich aber werde niemals die Verachtung tragen, mit der sie auf mich herabsieht. Mein soll sie dennoch werden, die Stolze, gleichviel ob ich sie Dir dann entreiße oder wem! — Büßen soll mir dieses Weib, das ich bis zum Wahnsinn liebe, büßen soll es mir die Verachtung! Und kann ich sie nicht durch meine Liebe zwingen, so sei es — durch Gewalt! Rache will ich auch an ihr, und ich werde sie nehmen, so wahr ich aus der Wüste in das Leben des Tages zurückkehre!"

Er wendete sich um, um hinweg zu eilen. Ich sprang ihm nach und rief: „Leon! laß uns so nicht scheiden, nachdem wir uns kaum wiedergefunden! Viel habe ich Dir noch zu sagen, was der Freund, nicht der Nebenbuhler hören soll!"

Leon blieb stehen, die widersprechendsten Regungen schienen in ihm zu kämpfen. Dann ergriff er meine Hand, drückte sie krampfhaft und sagte: „Du siehst den

Freund noch wieder — vor dem Abſchiede!“ — Dann ſchritt er davon, über Säulentrümmer und Geſtein, nicht mehr ein Büßer, ſondern die Geſtalt eines Dämon in ſchreckenerregender Schönheit. Ich ſah ihm mit Sorgen nach, denn ich wußte, daß ſeine Energie nicht losließ, wozu ſein phantaſtiſches Wollen ihn aufſtachelte! Und wie ich ihm nachblickte — welch unerhörter Gegenſatz trat in meine Gedanken. Hier der in Lumpen, jetzt nur noch in Fetzen dahinſchreitende Jüngling, aus der Einöde der Büßer, und drüben das ſtrahlende Weib in allem Glanze des Lebens, in aller Macht ihres Weſens herrſchend über ihre Umgebungen. Freilich, ich hatte auch Leon einſt in allem Glanze des Weltlebens geſehen. Sein Haus war geſunken — wird er ſich je aus dem Verfall deſſelben wieder erheben?

Während ich ſo grübelte, erſcholl ein gellender Pfiff. Ich ſah, wie der Mohr auf dieſen Ruf ſeines Herrn herbeiflog, und beide darauf im Walde verſchwanden.

Dann ſah ich mich nach Cyrill um. Jener Pfiff hatte auch ihn aufgerufen. Jetzt erhob er ſich von der Klippe, wo er im Angeſichte des Meeres bisher in ſeine Odyſſee vertieft geſeſſen, und kam auf mich zu. Er trug einen Blumenſtrauß in der Hand, wie er ihn auf unſeren Wanderungen im Walde zu ſammeln liebte. Er fragte mich nicht über die Vorgänge, die ihm auffallend genug ſein mußten, blickte nur noch einmal auf die Tempeltrümmer, und ſagte: „Wir müſſen uns die Stelle

merken für ein andermal. Die Sonne steht hoch, und ich soll heute Abend mit des Abtes Briefe im Kloster sein.

Wie liebenswürdig erschien mir in diesem Augenblicke die Unschuld des Knaben, wie wohlthuend das Pflichtgefühl, das ihn, selbst aus erwünschter Muße, in die gesetzliche Ordnung zurückzog! Und er war doch auch kein Kopfhänger, und begann schon innerlich zu kämpfen gegen Bande, die ihn drückten! — Ohne viel Worte schritten wir hinweg. Ein Weg war nicht schwer zu finden, da wir das Meer als Richtschnur zur Seite hatten. Ich war auf diesem Wege noch mehr von wieder auflebenden Erinnerungen gefesselt.

Lebhafter standen die Tage vor meinen Augen, da ich sie zuerst gesehen — Arethusa Negri, wie eine Kriegsgöttin, mitten im Lagerleben und Schlachtengetümmel. Damals erschien sie in Männerkleidern, in der Nationaltracht der Neugriechen, eine Amazone, kühn und stolz zu Rosse, alle Herzen anfeuernd und erobernd. Niemand kannte ihre Herkunft, sie war plötzlich da, wie ein Meteor. Nur daß sie lange Zeit in Paris gelebt, erzählte sie selbst. Ein alter Herr, der sich ihren Oheim nannte, pflegte an ihrer Seite zu reiten. Sie trug seinen Namen, und bezeigte ihm alle Ehrfurcht. Nachdem er vor einigen Jahren gestorben, trat sie als Erbin in seinen Besitz ein, der als sehr bedeutend geschildert wurde. Trotz ihrer Jugend (sie konnte nur wenige

Jahre über zwanzig sein) erschien sie nun selbständig in der ersten Gesellschaft zu Nauplia, welches bis zur Ankunft des neuen Hofes als die Hauptstadt betrachtet werden konnte. Und bei ihrer ausgeprägten und großartig entwickelten Natur schien sie des Schutzes entbehren zu können. Liebte sie doch in politischen und diplomatischen Dingen ein Wort mitzusprechen. Daß sie, als das leuchtende Gestirn des neuen Hellas, vielumworben war, versteht sich von selbst. In den Hotels der Gesandtschaften lagen Lords und Marquis zu ihren Füßen, und sie ging, trotz aller Amazonenhoheit graziös lachend an ihnen vorüber. Ich hätte gefühllos sein müssen, wenn die Gewißheit, von dieser Erscheinung mit günstigem Auge betrachtet zu werden, mein Herz nicht mächtiger schlagen gemacht hätte. Diese Gunst blendete, verwirrte mich, regte mich im Innersten auf, bis ich empfand, daß nur meine Eitelkeit sich geschmeichelt fühlte, mein Gemüth ohne Befriedigung dabei blieb. Ich war denn doch sehr ein Deutscher. Ich konnte am Weibe nur das Weibliche lieben. Arethusa's beste Eigenschaften waren männlicher Natur, während die weiblichen in einer Art hinter ihnen zurückblieben, die mich bald abstieß. Die Heroine fesselte mich nicht mehr, sobald die Verblendung aufhörte. Das entging ihr nicht, ich sah es oft in ihren zornig blitzenden Augen. Ich war auf irgend etwas hart Zusammenstoßendes gefaßt. Da kam meine Verwundung durch

Leon, die mich willenlos in ihre Hand gab. Und nun —? Ich hatte geglaubt, ihr entflohen zu sein. Ich war Leon wieder begegnet, und seit dieser Stunde zweifelte ich nicht mehr, daß das Verhängniß mir auch noch eine Begegnung mit Arethusa aufgespart habe. — —

Sehr spät kamen wir in Paulu an. Die Brüder sangen bereits in der Kirche ihre Mitternachtsliturgie. Ermüdet von der Wanderung suchte ich meine Zelle, während Cyrill, der arme Knabe, sogleich in die Kirche mußte. Ich gab mich dem Troste hin, daß er bei dem eintönig näselnden Gesange der Liturgie auf den dunklen Plätzen der Novizen wohl sanft einnicken werde.

Das gestand er denn am andern Morgen beschämt lächelnd ein, theilte aber zugleich mit, daß er schon wieder auf Botschaft ausgehen und unsere griechischen Uebungen entbehren müsse.

Am Abend dieses Tages kehrte der Abt Porphyrios mit Eulogios nach Paulu zurück und wurde mit Feierlichkeit von der Brüderschaft empfangen. Eulogios mußte viel erzählen und wurde von den Aeltesten häufig bei Seite genommen. Erst am nächsten Mittag konnte er mir eine Stunde widmen, und um ungestört zu sein, besuchte er mich in meiner Zelle. Ich erzählte ihm von meiner Begegnung mit Leon.

„Es war nicht ohne Rücksicht auch auf ihn," begann er, „daß ich Dich einlud, nach dem Athos zu kommen.

Ihm ſelbſt ließ ich Deine Rettung und Anweſenheit ſpäter nicht melden, denn er verdiente eine harte Buße. Doch daß Ihr einander treffen würdet, ſah ich voraus. Hat er die Skitis ſchon verlaſſen?"

Ich wußte nichts darüber zu ſagen, wenn es mir gleich zu vermuthen ſchien.

„Auch ich glaube das annehmen zu können," beſtätigte Eulogios. Denn Gordian iſt ein Heiliger, der zwar zu demüthigen und furchtbar zu ſtrafen, nicht aber zu beſſern und zu erheben verſteht."

Tags darauf wurde uns die Gewißheit, daß Leon dem Athos den Rücken gewendet habe. Ein Fiſcher aus dem kleinen zu Paulu gehörigen Hafen, der ſeine Ladung für den Faſttag in der Kloſterküche ablieferte, ſprach mich an, und erzählte, daß er im Tagesgrauen dem Mohren auf der See begegnet ſei, den er jüngſt in Karyais geſehen habe. Er erkannte mich wieder als denjenigen, an welchen ſich der gefangene Schwarze um Befreiung gewendet hatte. Auf meine Frage gab der Fiſcher weitere Auskunft, daß noch ein Mann mit in dem Boote geſeſſen, gekleidet wie die Leute, die oben im Gebirge zu den Kloſtermeiereien gehören. Es war alſo kaum zu bezweifeln, daß Leon, nachdem er ſeine Lumpen mit einem Schäferpelze vertauſcht, das Weite geſucht habe. Ich war beſorgt über ſein mir unbekanntes Vorhaben.

„Was geſchieht mit einem Einſiedler des Athos,

welcher der Skitis entflieht?“ So fragte ich Eulogios, nachdem ich ihm die Kundschaft mitgetheilt hatte.

„Nichts!“ entgegnete Eulogios. „Leon war durch Nichts gebunden. Nur in der Verzweiflung seiner damaligen Lage hatte er sich meiner Autorität gefügt, und nur Schmerz und Zerknirschung mochten ihn so lange in der Skitis gehalten haben. Er war durch Nichts gebunden, er konnte gehen. Allein gesetzt, er wäre gebunden, er hätte sogar bereits das Klostergelübde abgelegt, und er ergriffe die Flucht, des Klosterlebens überdrüssig, es würde sich keine Hand rühren, ihn zurückzubringen. Der Mönch, der dem Zwange des heiligen Berges entflieht, gehört sich selbst an, und weder die kirchliche noch die weltliche Gewalt sucht ihn zu ereilen. So weit sind wir frei.“

Eine Bewegung hinter mir — wir schritten gerade unter den Arkaden des schattigen Kreuzganges auf und nieder — bewirkte, daß ich mich umwendete. Cyrill stand hinter uns, die Augen wie in Ueberraschung weit geöffnet, das Antlitz lebhaft geröthet. Hatte er die letzten Worte gehört? Mir kam die Frage erst später, zumal in diesem Augenblicke mich andere Dinge in Anspruch nahmen. Ich konnte Cyrill, der, von seiner Sendung zurückkehrend, sich bei mir wieder meldete, nur kurz begrüßen, da der Abt Porphyrios uns entgegentrat und mich und Eulogios zu einem Spaziergange durch die Gärten aufforderte.

Wir betrachteten den Segen an Früchten, den die südliche Sonne an Bäumen, Spalieren und Pflanzungen ausbreitete. Von gestützten Zweigen wurden von den jüngsten Brüdern Pfirsiche und Feigen in Körbe gesammelt, während andere bei der Maulbeerenernte waren oder an den Weinterrassen nach den ersten frühen Trauben für die Tafel suchten, oder auch Melonen von den wohlgepflegten Beeten hoben. Die Oelbäume standen schwer beladen, Alles gedieh in üppiger Fülle. Aus den Nutzgärten traten wir durch Cypressengänge in Parkanlagen, für welche die Natur hier das Schönste gethan hatte, und bewegten uns jener Bastei zu, wo die Meeresluft uns mit erfrischender Kühlung empfing. Hier theilte ich den würdigen Männern meinen Plan mit, demnächst meine Forschungsreise durch die Bibliotheken der Klöster auf der westlichen Seite des Gebirges zu unternehmen. Der Abt versprach mir bereitwillig ein Empfehlungsschreiben. „Du solltest morgen schon die Reise beginnen, Theophilos," sagte er. „In kurzer Zeit feiern wir das Fest der Panegyris, und es wird Dich freuen, die Bergfahrt nach den Gipfel des Athos mit uns zu machen. Bis dahin kannst Du zurück sein, denn es sind nur ein paar Bibliotheken, die Dich fesseln werden." — Ich war einverstanden und ritt schon am andern Morgen allein auf meinem Maulthier ab.

Der Empfehlungsbrief des Abtes sicherte mir überall gastliche Aufnahme, sodaß ich in den neun Klöstern,

die ich zu bereisen hatte, jeden Staub der Pergamente in den uralten Bibliotheken durchwühlen durfte. Ich lernte manchen merkwürdigen Athosbürger kennen, und erregte unter den weißbärtigen Alten viel Kopfschütteln und Staunen über die Sucht nach alten Schriften, von deren Besitz sie selbst noch nichts gewußt hatten. Ueberall hörte ich schon viel von dem Feste reden, und bemerkte ein umfassendes Rüsten zur Aufnahme zahlreicher Gäste. Und als ich nach etwa vierzehn Tagen, am Abend vor dem Feste wieder in Paulu anlangte, waren auf Schiffen aller Art und aus allen Gegenden vom Festlande, von den Inseln, von Constantinopel her bereits Fremde herbeigeströmt, weltliche und geistliche, welche in den Klöstern ein Unterkommen suchten und fanden.

Das Fest der Panegyris ist das allgemeinste der Athosfeste, und besteht in einer Wallfahrt nach dem kleinen Kirchlein Metamorphosis (Verklärung Christi), welches unweit des Gipfels in einer Region steht, die den größten Theil des Jahres mit Eis und Schnee bedeckt ist. Nicht alle die viertausend Mönche des Athos (so viel mochten ihrer damals sein) dürfen an der Bergfahrt theilnehmen, denn ebensoviel und mehr fremde Anbeter kommen zu dem Tage herbei, und der Raum um die Kirche faßt die größere Menge nicht. Jedes Kloster wählt daher durch das Loos eine Anzahl von Abgesandten zu dem Ehrenamte, die Brüderschaft würdig zu

vertreten. Auch nicht das höchste Greisenalter schließt sich davon aus, denn es ist eine heilige Pflicht, diesen beschwerlichen Weg zu Berge anzutreten, wenn das Loos es befiehlt.

Es war in der Frühe eines Augustmorgens, als der Abt Porphyrios sich mit seinen zwölf Auserwählten auf den Weg machte. Ich folgte dem Zuge nach. Alle Bergpfade waren belebt. Hier begrüßten sich die Abgesandten verschiedener Klöster, dort kamen buntere Schaaren weltlicher Wallfahrer, Männer in der prächtigen griechischen Inseltracht, halbnackte Fischer, und Hirten im Schafpelze, dazu ganze Züge von Bettlern. Was war nicht alles am heiligen Berge gelandet! Welch eine Musterkarte von Physiognomien und Trachten! Und durch all diese Buntheit die grauen Gestalten aus den Regionen der Büßer, verwittert, ihren Höhlen, ihrem Urwaldsdunkel entstiegen, wie Eulen und Uhus, halb befremdet, halb neugierig dem Sonnenlichte und dem Menschengewimmel entgegenblinzelnd; doch selbst unter diesen Heiligen manche noch dunkelbärtige, unheimliche Figur, der man kein unbedingtes Vertrauen geschenkt hätte und nur mit Befangenheit allein im Walde begegnet wäre.

Steiler wurden die Pfade, dünner der Wald, dichter schoben sich die von allen Seiten aufsteigenden Menschenzüge zusammen. Jetzt blieb die Baumregion hinter uns, und über nur von Moos bewachsenen Felsenrücken,

an Abhängen, Klüften, schauerlichen Tiefen vorüber, klomm der Fuß oft mit Mühe und Anstrengung aufwärts. Dann weitete sich ein breiteres Granitfeld, der Athosgipfel glänzte in sonniger Schneepracht darüber und übersichtlich trat dem Auge das Herbeiströmen der Wallfahrer in seinem ganzen Umfange entgegen.

Ich war etwas zurückgeblieben hinter meinen Freunden aus Paulu, um freier im Betrachten dieses merkwürdigen Schauspiels zu sein, und hatte mich auf eine niedrige Felsplatte am Wege gesetzt, um einige Trupps vorüber zu lassen. Da schob sich langsam noch ein Zug von Büßern herbei, der durch einige uralte, nur mühsam klimmende Skitisbewohner zum Schneckengange gezwungen sein mochte. Ich erkannte unter ihnen Leon's Urgroßoheim Gordian, und die Bewegung, welche ich machte, um mich seinem Anblicke zu entziehen, lenkte seine Aufmerksamkeit erst recht auf mich. Er blieb stehen, hob sich aus seiner gebückten Stellung in ganzer Länge empor, und indem er seinen Stab in der Mitte faßte und den Arm emporstreckte, machte er mir gebieterisch ein Zeichen, zu verweilen. Er athmete schwer vor Anstrengung, dann fragte er mit hohler, fast tonloser Stimme: „Wo ist der Knabe?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete ich. „Er hat, wie es scheint, den heiligen Berg verlassen."

Gordian sah mich mit einem durchdringend forschenden Blicke an. „Du bist der Mann," fragte

er weiter, „auf den der Knabe den Mordstahl gezückt hat?“

„So ist es. Du siehst, Hochwürdiger, daß ich lebe. Ich verzeihe Leon von Herzen und bin mit ihm versöhnt.“

Des Alten Stirn aber runzelte sich, ein Ausdruck furchtbarer Strenge und Härte ging durch seine Züge, und im Tone richtender Wegwerfung sagte er: „Es liegt nichts an Deiner Verzeihung, noch an Eurem Versöhntsein! In die Wüste gehört er, dem Tode im Leben. Die Skitis fordert ihn zurück. Schaff' ihn herbei, wenn nicht sein Fluch auch Dich verfolgen soll!“

Ich gestehe, daß mich vor dem Eishauche dieser Worte ein wahres Grausen erfaßte, daß ich vor dem leblos gespensterhaften Ausdrucke dieser Büßeraugen dem Drange, davonzulaufen, nicht widerstehen konnte. Ich hatte mich in Schlachten an das Pfeifen der Türkenkugeln gewöhnen gelernt; die schaudererregende Leblosigkeit dieses „Ueberwältigers der Welt“ flößte mir Furcht und Schrecken ein. Ich sprang auf und machte, daß ich aus seinem Bereiche kam.

Auf dem Felsengebreite, worauf sich die Kirche Metamorphosis erhebt, angelangt, lagerten sich alle Züge gruppenweise in der Runde, die Einen näher, die Andern entfernter vom Portale. Denn das kleine Gebäude faßte von den Tausenden kaum die Abgesandten der Klöster. Viele streiften auch umher, um

von den zahllos hier wachsenden weißen und rothen Immortellen zu pflücken, welche in Sträußen und Kränzen als werthvolle Reliquien dieses Tages von den Wallfahrern mitgenommen werden. — Welch ein Landschaftsbild aber entfaltete die Rundschau von hier aus! Den nächsten Einblick empfängt das Auge über den ganzen Kamm des Athosgebirges mit all seinen Seitenthälern, Schluchten und Abhängen, die nach drei Seiten zum Meere abfallen. Dazwischen in der Tiefe und im Wäldergrün die Klosterburgen und weißen Kalkmauern verschiedener Ansiedlungen. Ueber das Gebirge hinaus die blaue Fläche des Meeres, begrenzt von den Küsten Macedoniens und Thessaliens, den Inseln des Archipels, bis nach Kleinasien hinüber zur Ebene von Troas! — Und nun beginnt aufeinanderfolgend das Glockengeläute aus zwanzig Klöstern, näher, ferner, sich endlich in ein bewegtes Meer von Glockentönen vereinigend, das seine Schallwellen über das ganze Gebirge trägt. Da, mitten hinein in das melodische Brausen der Lüfte, gellt plötzlich das Glöcklein auf der Höhe. Die Liturgie beginnt, und auf die Knie sinken Tausende von Wallfahrern. — Wie fremd auch dieser Cultus und die Anschauungen der meisten seiner Repräsentanten meinem Gemüthe sein mochten, es war mir immerhin ein großartiger Augenblick, von dem die Phantasie sich bedeutend angeregt fühlte.

Die Liturgie dauerte mehrere Stunden. Nicht in

jeder Gruppe blieb man andächtig die ganze Zeit über auf den Knien liegen. Hier und da löste sich eine derselben auf, trat in Verkehr mit einer andern, einzelne Paare sonderten sich ab, um, wie es schien, zu lustwandeln. Ich umschweifte die Menge in weiteren Kreisen, um bald einen Gesammtüberblick über das merkwürdige Schauspiel zu gewinnen, bald auch eine mich besonders anlockende Gruppe näher zu betrachten. Ein freundlicher Mann gesellte sich zu mir und begann, indem er harmlos hier und da Immortellen pflückte, ein Gespräch. Er erzählte, wie er nun schon zum zwanzigsten Male zum Feste der Panegyris gekommen, und niemals versäume, seiner Frau den geweihten Strauß nach der Insel Maliani mitzubringen. So schritten wir gemeinsam fort, bis wir uns der Menge wieder näherten, wo mir eine Gruppe ins Auge fiel, die mich lebhaft fesselte. Mein Begleiter blieb gefällig stehen, und schien ganz beschäftigt, seinen Strauß zusammenzubinden. — Hier standen sechs Männer beisammen, hochgewachsene, kräftige Gestalten, einige mit starkem, grauem Barte, die Mehrzahl jünger; scharfgeschnittene, halb slavische Gesichter, energisch, wild, barbarisch anzusehen, aber charaktervoll ausgeprägt. Sie trugen die griechische Fustanella, das von den Hüften auf die Knie herabfallende Gewand, welches das Beinkleid bildet, dabei weitfaltig wie ein Rock ist. Die Einen blau, die Andern weiß, dazu die rothe Jacke

mit den langen, frei flatternden Aermeln, reich gestickt mit Gold oder Silber, rothe Kamaschen und den rothen Fez. Ein kurzer Mantel, meist aus Schaffell, die flockige Seite nach außen, lag um die Schultern. Eine jugendliche Gestalt, kleiner als die Uebrigen, dabei doch von hohem, edlem Wuchs, kehrte mir den Rücken zu.

Während ich die Gesellschaft, die im Gespräch schien, betrachtete, wendeten sich zwei Gesichter plötzlich scharf gegen mich, wie um mich genau ins Auge zu fassen. Und mit einemmal kehrte sich die jugendlichste dieser Gestalten um — ich sah in ein Gesicht von großartiger Schönheit, dessen Augen mich durchdringend anblitzten, während ein triumphirender Hohn um die Lippen spielte. Ich stand wie angedonnert — ich sah in Arethusa's Antlitz!

Schnell aber entzog es sich mir wieder, die Gruppe setzte sich in Bewegung. Einer der Männer nur betrachtete mich noch einmal, als wolle er sich meine Erscheinung genau einprägen. Dann schritt der ganze Trupp schnell von hinnen und war mir im Gewühle bald verloren. Ich sah mich nach meinem harmlosen Gesellschafter um. Auch der war verschwunden.

Ich gestehe, daß ich Minuten lang fast regungslos auf dem Platze stand, benommen von Ueberraschung und Vermuthungen. Sie war es, Arethusa Negri, die ich gesehen, ich konnte mich nicht täuschen. So war sie mir zuerst erschienen, in Männerkleidern, eine kühne

Amazone, unter den Kriegern bei Navarino, ſtrahlend in herausfordernder Schönheit. Das war noch derſelbe Schmuck, dieſelben ſchwarzen Locken, die reich und lang unter dem Fez von Purpurſammt mit Goldſtickerei herabfielen. — Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, ihr noch wieder zu begegnen, hier aber, in dieſen Umgebungen, gab mir das Wiederſehen viel zu denken. Eine Abſicht war kaum zu verkennen. Der harmlos ſcheinende Geſellſchafter mußte mit im Bunde ſein, er hatte meinen Schritt mit Argliſt in ihre Nähe gelenkt. Sie hätte mich anſprechen können — warum geſchah es nicht? Aber — und ich ſchlug mich vor die Stirn bei dem Gedanken — Thor, der du biſt! War es nicht deine Sache, ſie zuerſt anzureden? Eine Entſchuldigung über deine Flucht, mindeſtens eine Erklärung, ein Wort an ſie zu richten? Gewiß, ich würde es gethan haben, ſagte ich mir, nur daß die Erſcheinung ſo ſchnell wie ein Traumbild vorübergegangen! Zugleich ergriff mich eine Beſchämung über meine eitlen Vermuthungen. Iſt denn auch wohl noch an einen Plan gegen dich dabei zu denken? Kann nicht Alles ein zufälliges Zuſammentreffen ſein? Hat ſie ſich nicht kurz von dir abgewendet und dich ſtehen laſſen, zum Zeichen, daß ſie mit dir zu Ende ſei? Ein Weib wie Arethuſa wird ſich nicht länger mit dir beſchäftigen! Mit dir! — Doch der Gedanke hatte etwas zu Beruhigendes, als daß ich ihm lange hätte Gehör geben

können. Gerade ein Weib, wie Arethuſa, — ein beleidigtes Weib, eine große, überweibliche, dämoniſche Natur — wird ſie, kann ſie ein Betragen, wie das deinige, unvergolten laſſen? Ich kehrte zu meinen erſten Vermuthungen zurück, daß ich nicht umſonſt heut in ihre Nähe gelockt worden ſei.

So ſchritt ich von dem Platze, ohne auf die Richtung meines Weges Acht zu geben. Denn meine Aufmerkſamkeit für das Feſt war verſchwunden, die Gedanken innerlich zu geſchäftig, als daß ſie ſich noch an die Umgebungen hätten knüpfen mögen. Ich mußte bereits ein gutes Stück von dem Gipfel herabgeſtiegen ſein, denn ich bemerkte jetzt, daß der Weg mich in den Wald geführt hatte. Gleichviel wo ich war, ich folgte der Spur eines Fußpfades, den ich zu erkennen glaubte. Er begann zwiſchen Felſenblöcken ein wenig aufzuſteigen, und nach geraumer Zeit lichtete ſich das Dickicht und ich befand mich in der Nähe der Tempeltrümmer, die ich jüngſt entdeckt hatte.

Der Platz war in dieſem Augenblicke nicht ſo einſam wie damals. Ich ſah in der Entfernung bunte Geſtalten, an welchen ich wenigſtens die albaneſiſche Tracht erkannte. Befremden konnte mich die Geſellſchaft nicht, da jede Stätte des Gebirges heute ihre Beſucher zu haben ſchien. Schon aber war auch ich bemerkt worden, denn eine Perſon in halb türkiſchem, farbenreichem Anzuge kam lebhaft winkend

auf mich zugelaufen. Ich erkannte den Mohren Diamantios.

„Ach, Herr Theophilos!“ rief er, „das ist gut, daß Du kommst! Aber wo ist der Bote, der Dich geführt?“

Ich wußte von keinem Boten. „Ja, ja, mein Herr Leon hat Dich suchen lassen — freilich, gerade hier wollte er Dich nicht sprechen, aber es wird auch so gut sein.“

„Warum hat er nicht Dich zum Boten an mich gewählt, der Du mich doch besser kennst?“ fragte ich.

„Das ging nicht, Herr Theophilos,“ entgegnete Diamantios schlau, denn ich bin schwarzer Mann, und leicht kenntlich, und es giebt Leute da bei dem Feste, die mich gleich wiedererkennen würden! Aber da kommt schon mein Herr Leon!“

Die übrigen Männer hatten sich entfernt — es war mir räthselhaft, wo sie geblieben — und Leon schritt mir entgegen. Das war wieder die prachtvolle elastische Jünglingsgestalt mit dem Gebieterschritt, das leuchtende Antlitz mit den Augen des Bergfalken. Er trug die weiße Fustanella, alle übrigen Stücke der Kleidung purpurroth mit Gold gestickt, kostbare Waffen an der Seite und im Gürtel. Schnell berichtete ihm der Mohr, daß der Bote mich nicht gefunden, und ein Zufall mich hierher geführt.

„Gleichviel! Sei mir auch hier gegrüßt,“ sagte Leon, indem er mir die Hand reichte. Er hatte etwas selbst-

bewußt Sicheres in ſeinem Weſen, wie ich es noch nicht geſehen. „Theophilos,“ fuhr er fort, indem wir in einiger Entfernung von der Trümmerſtätte auf- und niederzuſchreiten begannen — „Theophilos, ich hätte Dir viel zu ſagen! Bald werden Thaten ausführlicher ſprechen. Wiſſen aber ſollſt Du, daß ich drüben war in Nauplia. Mein Großvater Pietro iſt ſeines Kerkers ledig und hat ſeinen alten Platz im Rathe der Regierung wieder eingenommen. Zu ſeinen Füßen habe ich einen Schwur gethan, die Schmach unſeres Hauſes zu ſühnen. Viele der Unſeren ſind mir zu Willen, und ein Bund iſt geſchloſſen.“

Ich zuckte bedauerlich die Achſeln und wollte abmahnend dreinſprechen.

„Widerrede mir nicht,“ fuhr er raſch fort. „Ich weiß, daß Du es nicht billigſt, wir aber können nicht anders. Erfülle mir nur eine Bitte!“

Ich ſah ihn fragend an.

„Geh nicht in Deine frühere Stellung nach Nauplia zurück! Es wäre mir ſchmerzlich, Dich noch einmal in die Parteien verwickelt zu ſehen, die Dich nichts angehen, und wo ich — wer kann wiſſen, wie die Dinge ſich wenden? — noch einmal das Unglück haben könnte, Dein Feind zu werden. Verſprich mir, davon zu bleiben!“

„Und wenn ich dies Verſprechen nicht geben könnte,“ entgegnete ich, „wenn ich in mein Amt wieder einträte,

würdeſt Du Dich dadurch abhalten laſſen, Deine Parteienintrigue — oder was ihr ſonſt vorhaben mögt — auszuführen?"

„Nein, Theophilos! Niemals!" rief er mit Leidenſchaft. „Ein heiliger Schwur macht jedes Zurücktreten unmöglich!"

„Ihr ſeid verblendete Männer," rief ich unwillig aus. „Ihr wollt Euer eigenes, wollt Eures Vaterlandes Unglück!"

„Das iſt unſere Sache," ſagte er kalt und beſtimmt. „Du biſt ein Fremder, Du verſtehſt uns nicht, Du möchteſt uns ſchulmeiſtern mit Theorien, die bei Euch angebracht ſein mögen, bei uns nicht. Es ſcheint, Du willſt mir meine Bitte nicht erfüllen?" Er ſah mich finſter forſchend an, ich glaubte zugleich einen Zug von Beängſtigung in ſeinem Geſichte wahrzunehmen.

„Ja," rief ich, nicht ohne Erregung, „ich erfülle Deinen Wunſch! Ich bin ein Fremder und werde es Euch ewig bleiben, denn Ihr ſeid unfähig, Klugheit walten zu laſſen, Euch und Eure Leidenſchaften zu zähmen, Zucht und Ordnung unter Euch zu befeſtigen! Ich laſſe meine Hand aus Eurem Treiben, und will nur noch ein Zuſchauer ſein auf dem Boden, wo ich einſt etwas Gutes mit und für Euch zu leiſten hoffte."

Leon ſchwieg eine Weile, finſter vor ſich niederblickend, meine Worte ſchienen einigen Eindruck auf ihn zu machen. Wenn das aber der Fall war, ſo

verflog er schnell wieder. Mit Hast und zugleich mit Herzlichkeit ergriff Leon meine Hand und rief: „Deine Rede ist bitter, Theophilos! Aber ich danke Dir dennoch, daß Du meine Bitte erfüllst. Denn Du wirst mir immer werth sein — was auch geschehe! Was wir drüben geplant, kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Bevor es aber zur That wird, gilt es noch ein Anderes zu vollenden. Theophilos — ich habe nach Arethusa geforscht. Sie ist nicht drüben in Nauplia. Aber ich kam ihr auf die Spur und weiß, wo sie ist. Weißt Du es vielleicht auch schon?"

Ich sah ihn an, sein Gesicht flammte, seine Brust hob sich vor Aufregung. Ich wollte auch jetzt offen gegen ihn sein. „Kannst Du Dich bezähmen, Leon?" begann ich. „Vielleicht weiß ich, wo sie ist. Wenn sie auf dem heutigen Feste — wenn sie hier in Deiner Nähe wäre?"

„Du hast sie gesehen?" rief er mit wilder Hast.

„Mir ist es so — doch ich kann irren."

„Irren? Wenn sie vor Dir stand? Du hast sie auch gesprochen! Du hast —!"

„Nein, nein, nein!" rief ich und erzählte ihm die sonderbare Begegnung, die ich vor einigen Stunden gehabt.

Er sprang von dem Säulenstücke, worauf er sich einen Augenblick niedergelassen, auf.

„Ich wußte, daß sie hier ist!" rief er. „Es ist

etwas im Werke, und kein Zweifel, der Anſchlag gilt — Dir! Aber auch ich bin nicht mehr ohne Hülfe hier auf den Bergen! Sie iſt bewacht — was ſie auch ausſinnen möge! Sie iſt bewacht und ſo biſt Du es auch! In die Schlinge, die ſie Dir ſtellt, fällt ſie ſelbſt, und ſo entgeht ſie mir nicht!"

Ich wollte eine Erklärung fordern, aber er ſchnitt mir die Rede ab. „Meine Zeit iſt um, Theophilos! Du wirſt weiter von mir hören!"

Ich hielt ſeine Hand feſt. „Sage mir nur eins, Leon! Welcher Ort verbirgt Dich hier? Darf ich es nicht wiſſen? Ein Augenblick wäre denkbar, wo ich Dich finden, mit Dir reden müßte!"

Er ſtutzte und bedachte ſich einen Moment. „Du haſt Recht!" ſagte er dann. Unweit des Kloſters Zografu, des nördlichſten an der Weſtküſte, an den letzten Ausläufern des Gebirges, liegt ein Meierhof, Akantha (Dornbuſch) genannt; dort frage nach — nun, frage nur nach dem Fremden aus Morea." — Er drückte mir noch einmal die Hand und verließ mich.

Noch geraume Zeit blieb ich unter den Tempelruinen, die freilich an ſich heute nur wenig Intereſſe für mich behielten. Anſtatt der äußeren hier zerfallenen Welt beſchäftigte mich das innere Gewirre von Grübeleien über die räthſelhaften Dinge, die meinen Pfad umſpinnen wollten. Aber die Sonne ſtand im Mittag, ich mußte den Schatten des Waldes aufſuchen. Mein

Mittagsmahl hielt ich an den Brombeersträuchern, woran hier kein Mangel war, und suchte mir dann einen Rückweg nach Paulu.

Als ich gegen Abend in meine Klosterzelle trat, sah ich mich überrascht durch einen Blumenstrauß auf dem Tische, worin ich die Hand meines Schülers Cyrill erkannte, und einen Brief, der, wie ich später erfuhr, nach langen Umwegen und Verzögerungen zu mir gelangt war. Ein Brief gehörte hier überhaupt zu den Seltenheiten. Ich riß die Hülle ab und las ein Schreiben eines Bekannten aus Nauplia, der mich von dem Stande der politischen Dinge unterrichtete und für neue öffentliche Arbeiten meine Rückkehr dringend wünschte. Ich las die Zeilen kaum zu Ende, und warf das Blatt hin, um die Einlage zu erbrechen, die mir dadurch vermittelt worden war.

Ein Brief aus Deutschland! Liebevolle Worte, herzliches Entgegenkommen aus der Heimath! Ein Brief von meiner Schwester und von meinem Schwager! — Ja, ich hatte daheim eine Schwester, älter als ich, jung verheirathet, das einzige Wesen, das mir von meiner Familie übrig geblieben war. Meine Eltern waren mir früh durch den Tod entrissen worden, im Hause des Schwagers, der zugleich mein Vormund geworden, wuchs ich auf. Unsere Neigungen und Charaktereigenheiten stimmten nicht zu einander, und wie sehr ich die Schwester liebte, mit dem Schwager konnte ich in

kein rechtes Verhältniß kommen. Er war ein ruhiger, gesetzter Mann, mit strengen Lebensanschauungen, die mir einst pedantisch erschienen; ich schon als Knabe, und um so mehr als Jüngling, phantastisch, nach dem Ungewöhnlichen strebend. Keiner war nach des Anderen Sinn. Meine Schwester hatte manche Noth mit uns, aber sie war es doch, welche die beiden auseinanderstrebenden Pole festzuhalten und zu verbinden wußte. Ihr hatte ich einst, da ich die Universität verließ, um nach Hellas zu eilen, von Triest aus geschrieben. Nicht freudig nahm sie die Nachricht auf, ihres Mannes Ansicht darüber verschwieg sie ganz, da ich sie doch wohl vermuthen durfte. Unsere Verbindung blieb sehr lose, zumal bei der Unsicherheit und völligen Verworrenheit des Postverkehrs damals in Griechenland. Wie viele Briefe mochten in den zehn Jahren unserer Trennung verloren gegangen sein! Ich erkannte es aus dem Schreiben meines Schwagers, der mir Mittheilungen machte, die er schon vor sieben Jahren, und seitdem noch öfter gemacht haben wollte. Allein ein Brief von mir, den ich etwa vor sechs Monaten abgesendet, war dennoch in die Heimath gelangt. Man überzeugte sich daraus, daß mir die heimischen Angelegenheiten unbekannt geblieben, und so that denn der brave Schwager noch einmal, was er für seine Pflicht hielt. Er schrieb mir als einstiger Vormund: daß mir seit meiner Mündigkeit ein nicht unbeträchtliches Vermögen zur

Verfügung ſtehe — ein Erbtheil, von deſſen Vorhandenſein ich kaum etwas gewußt hatte, da ich in beſcheidener Weiſe erzogen worden war. Dieſes Vermögen habe er nun auch ferner gewiſſenhaft verwaltet, und da ich niemals meinen Willen darüber ausgeſprochen, durch die Zinſen anwachſen laſſen. Nun aber verlange er dringend zu wiſſen, wie ich es ferner zu halten gedächte. Am beſten ſei es, ich käme zurück. Ob denn mein eigenes Vaterland gar keine Anziehung für mich habe? fragte er. Ob es nicht da für einen Mann, der ſtreben und ſchaffen wolle, eine fruchtbarere Grundlage gebe, als über Ruinen, deren Wiederaufbau vielleicht Jahrhunderte noch ſpotten würden? Er ſchrieb noch Vielerlei, der treffliche Mann, was in dieſer Stunde mich durchaus empfänglich fand und mich ihm innerlichſt vereinigte. — Und nun der Brief meiner Schweſter! Sie ſchrieb nichts von Geld und Politik, ſondern von Haus und Kindern: wie Paul auch ſchon den Homer leſe, aber, Gott ſei Dank, ohne die Leidenſchaft ſeines Onkels — im Gegentheil, mit ſtillen Qualen und ſittlicher Entrüſtung über dieſe unerſchwingliche Sprache! Dann ſchrieb ſie, daß Clärchen, bei welcher der Onkel als Student einſt Gevatter geſtanden, ſich gar zu reizend entwickle, ein Ausbund von Klugheit ſei und recht hübſch zu werden verſpreche — wenn Gott will! fügte ſie als glückliche Mutter hinzu. Und dann war von Fritzchen, Albertchen und Lenchen die

Rede, lauter Diminutiven, deren Exiſtenz mir ſogar unbekannt geblieben, und die jetzt ſchon fragend mitreden ſollten, wenn von mir die Rede ſei. „Ach, komm, mein geliebter Bruder!“ fuhr die Schweſter fort, „und ſieh Dir das Völkchen an, das Dich ſchon liebt, ohne Dich noch zu kennen! Komm und ſei wieder unſer! Sieh — verzeih mir die Albernheit! — im vorigen Winter ſah ich auf dem Maskenballe einen Herrn, der als Neugrieche gekleidet war, und mein Herz ſchlug vor Freude laut auf, denn ich hoffte faſt, Du könnteſt hinter der Maske ſtecken, ja, ich hätte weinen können, als ſich ein Anderer daraus entwickelte. Tagelang war mir noch weh ums Herz! Nun aber, ich wiederhole immer und immer, komm wieder! Du ſollſt empfangen werden mit aller Liebe, die die Entbehrung ſeit langen Jahren aufgeſpart und bereichert hat in den Herzen der Deinen, vor Allen in dem Herzen Deiner Schweſter.“

Und während ich ſolche Worte las, ſaß ich weit, weit in einer Kloſterzelle auf dem Athos, und konnte nicht auf Sturmesflügeln hinüber in die alte Heimath und zu den treuen Herzen, deren Liebe jetzt mehr als jemals zu meiner Seele ſprach! Die Zelle wurde mir zu eng, ich lief hinaus in den Garten, eilte in der Dämmerung haſtig durch alle Gänge, ich hätte meiner inneren Erregung gegen irgend Jemand Luft machen mögen. Laut ſagte mir das Herz, daß ich ein Vater-

land habe, ich fühlte, daß es mich mit Macht wieder an ſich zog. Und wenn mich ein Mißmuth überkam, daß ich in langen Jahren meine Kräfte verſchwendet, um an fremdem Bau vergeblich zu arbeiten, ſo trat doch der feſte Entſchluß verſöhnend und beruhigend dagegen auf, nun heimzukehren und mit den gewonnenen Erfahrungen für mein eigenes Vaterland zu ſchaffen. — Die Steinbank auf der Baſtei bot ſich mir endlich als Ruheſitz. Schwarz und dunkel ſtanden die Cypreſſen umher, über dem Meere aber ſtieg der Mond auf, ſein zitterndes Spiegelbild über die Wellen werfend. Ruhe, Kühlung, Wohlgerüche, alle Zauber der Sommernacht des Südens um mich her gebreitet! Wie ſchön war dieſes Land, wie oft hatte es mich entzückt! Und heute empfand ich dieſe Herrlichkeit kaum noch. Denn ich dachte an ein kleines graues Städtchen oben in Deutſchland, mit Giebeln und Thürmen, alten Mauern und wenig Schönheit; aber daher winkten mir liebevolle Hände, und lachende Kinderſtimmen ſprachen von mir, und ein treuer, tüchtiger Mann ſtreckte mir die Bruderhand entgegen. Ich ſchloß die Augen, ich mochte von meiner Umgebung nichts ſehen, um das Gedankenbild feſt zu halten.

Da weckte mich ein Geräuſch aus meinen Träumen auf. Ich ſah Jemand mir gegenüberſitzen und fuhr in die Höhe.

„Verzeih', Theophilos! Ich bin es!“ Es war die

wohlklingende Stimme und der bescheidene Ton meines Schülers. „Soll ich weggehen?“ fuhr Cyrill fort.

„Nein, bleibe, Cyrill!“ rief ich. „Setz Dich an meine Seite. Du störst mich niemals. Wir haben lange keine Studien zusammen gemacht, nicht wahr?“

„Sehr lange nicht, Theophilos!“

„Und wenn das nun ganz aufhören müßte, mein junger Kamerad?“

„Aufhören? Warum?“ Cyrill sprang auf, wie von heftigen Schreck ergriffen.

„Nun, ich will in mein Vaterland zurückkehren.“

Cyrill schwieg. Ich zog ihn neben mich auf die Bank, erzählte ihm von der Nothwendigkeit meiner Heimkehr, und merkte dabei, daß ich es nöthiger hatte, ihn über die Trennung zu trösten, als ich vermuthet. — „Es ist wohl sehr weit bis nach Deutschland?“ fragte er mit einem Tone, dem man den Kampf mit Thränen anhörte.

Es ist ein betrübtes Gefühl, Freundschaft und Liebe, die segensvollsten Gaben, die unserem Dasein geboten werden können, wenn nicht zurückweisen, doch mit Bedacht in Schranken halten zu müssen, um so mehr, wenn unser Herz gestimmt ist, das schöne Geschenk mit reiner und ganzer Hingebung zu erwiedern. Hier wendete sich mir in Cyrill ein junges Gemüth zu, inniger und tiefer, als dieser Boden und diese Umgebungen sonst die Gemüther zu bilden pflegen, ein zur Inner-

lichkeit erwachendes Jünglingsherz, das mich heimathlich anmuthete, aus dem etwas Verwandtes zu mir sprach. Ich fühlte, daß Cyrill unausgesprochne Lebenshoffnungen an mich knüpfte, daß ich durch Lehre und Unterricht diese vielleicht lebhafter genährt, als ich berechtigt war, und empfand einige Verlegenheit, wie ich die Geister, die ich beschworen, nun wieder bannen sollte. Es hätte nur eines Wortes bedurft, des Rufes: Komm mit! und Cyril wäre mit mir in alle Welt gegangen, denn überall erschien ihm die Welt als ein Paradies gegen die Klostersphäre, vor der sich bereits sein ganzes Wesen sträubte. Und doch konnte ich den Lockruf nicht aussprechen, den er nur zu erwarten schien, um aus tiefer Betrübniß zur Freude zu erwachen. Ich suchte abzulenken, so gut es gehen wollte. Er schien ruhiger zu werden, und fing an, mich durch immer neue Fragen gesprächig zu machen, um ihm, was ich oft schon gethan, von meinem Vaterlande zu erzählen. Nach den empfangenen Briefen war bei mir die Stimmung heute günstig genug dazu. So gab ich ihm Auskunft über deutsche Verhältnisse, besonders über meine Familie; ich wurde durch neue Fragen veranlaßt, jeden Namen deutlich auszusprechen, und endlich ruhte er nicht, bis ich ihm den Weg bis nach Deutschland in den hauptsächlichsten Reisestationen genau angab. So unterhielten wir uns bis tief in die Nacht, bis die Pflicht der Mitternachtsliturgie meinen Zuhörer in die Kirche rief.

In meiner Zelle angelangt, riß ich das Fenster auf — es war mir drinnen seit wenigen Stunden so eng und schwül zum Ersticken. Ich machte Licht an, und fand auf dem Tische wiederum einen Brief. Hatte ich den vorher übersehen, oder war er mir inzwischen gebracht worden? Ich las die Worte: „Sei spätestens morgen Abend um die zehnte Stunde am Ausgange des kleinen Felsenthales hinter dem Kloster Zografu. Ein Diener mit einem Pferde wird dort für Dich bereit sein und Dich zu mir bringen. Ich habe Dir wichtige Dinge mitzutheilen, die Dich vor Allen angehen.“ — Eine Unterschrift fehlte. Ich erinnerte mich nicht, Leon's Handschrift je gesehen zu haben, und doch mußte ich die seinige hier zu erblicken wähnen. Er hatte mir das Kloster Zografu genannt, der Ruf kam von ihm, ich konnte nicht zweifeln. Zugleich aber, ich muß es bekennen, stampfte ich vor Zorn mit dem Fuße auf. Nach den Briefen, die ich heute empfangen, hatte mich eine ganz veränderte Stimmung erfüllt, in welcher mich die verkehrten und barbarischen Verhältnisse, die mich bisher interessirt, kaum noch etwas angingen. Ich zögerte eine Weile, der Aufforderung zu folgen. Endlich aber rief es in mir: Nun, wohlan denn! Machen wir das Letzte ab, was ungelöst noch übrig bleibt, und dann hinweg aus aller Thorheit, die sich an mich heranbrängen will! — Ich war entschlossen, und ahnte nicht, daß ich auf dem Wege zu dem tollsten Abenteuer

war, welches mir auf meiner ganzen Philhellenenfahrt begegnete.

Es galt kein Verweilen, ich mußte mit dem Frühesten fort, wenn ich Abends in Zografu sein wollte. Denn ein Maulthier stand mir nicht zur Verfügung, der Weg zu Wasser an der Küste entlang schien mir auch nicht thunlich, ich war also auf meine Füße angewiesen. Nur halb entkleidet streckte ich mich auf das Lager, um ein paar Stunden zu ruhen. Aber der Schlaf ließ auf sich warten. Selbst der eintönige entfernte Singsang der Liturgie, der noch Stundenlang währte, wollte mich nicht einschläfern. Ueberwacht und wirr sprang ich mit Tagesanbruch auf, steckte die Reste des gestrigen Nachtmahls, Brot und einige Früchte, zu mir, ließ mir von dem Bruder Pförtner öffnen und ging ins Weite.

Ein paar Mittagsstunden hoffte ich im Walde zu verschlafen, allein eine sonderbare Erregung ließ mich, trotz der glühenden Hitze, keinen Schlummer gewinnen. Der Hunger begann sich zu regen, doch suchte ich ihn zu überwinden und sprach in keinem der Klöster auf meinem Wege vor. Ermattet, mit fast erschöpften Kräften kam ich wirklich zur anberaumten Stunde am festgesetzten Orte an. Ein Mann stand mit dem Pferde bereit und begrüßte mich mit viel Dienstfertigkeit. Mir war es willkommen, den Rest des Wegs reitend zurückzulegen. „Wohin geht es?“ fragte ich den Führer,

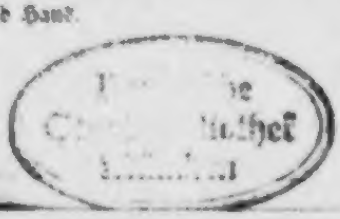
welcher ebenfalls zu Pferde ſtieg. Er wies mit der Hand gerade aus und winkte mir, zu folgen.

Kaum hatten wir das Felſenthal verlaſſen, als es auf allen Seiten lebendig wurde. Reiter kamen aus dem Gebüſche hinter den letzten Vorſprüngen hervor, die uns rings einſchloſſen und uns zu raſcherem Trabe zwangen. Auf dem hier ſchon ebneren Boden ging es ungehindert vorwärts, ein Trupp von wohl zwanzig Berittenen, immer ſchneller und ſchneller, raſſelnd und dröhnend durch die Nacht. Ich wußte nicht, wie mir geſchah. Faſt ſah es mir aus, als würde ich entführt. Was hatte Leon vor? Wozu dieſes Aufgebot von Reitern? Was konnte er mir zu ſagen haben? Der Mond ſchien hell und ließ mich mit der Zeit die Nächſten in meiner Cavalcade deutlicher erkennen. Lauter bärtige Männer in ſehr verſchiedener Tracht. Die Mehrzahl trug den Fez, viele den Mantel von Schaffell. Aber nicht gering war meine Ueberraſchung, als ich in meinen Nebenmännern Geſtalten zu erkennen glaubte, die ich geſtern in Arethuſa's Umgebung geſehen. Das ganze Abenteuer erhielt plötzlich für mich einen neuen Charakter. War das der Anſchlag auf mich, von welchem Leon geſprochen? Die Heimlichkeit, gegen die er, wie er behauptete, gerüſtet ſei? Was war zu thun? Was half es, daß ich den Zügel anzog und mein Pferd zurückzuwerfen verſuchte? Was half mein Fragen, wohin die wilde Nachtreiſe gehe? Man lachte, drängte

ſich dicht an meine Seiten, ſchob vorwärts, und jetzt im Galopp raſ'te ich wie mit dem wilden Heere durch den Sand der hier flachen Meeresküſte. Stunden waren verflogen, die Pferde ſchnoben und ſchäumten, ich hing nur noch im Sattel vor Erſchöpfung. Nur noch einen Hügel hinan, dann hielt der Troß vor einem Gebäude, von einem Thurme überragt, unweit des Strandes. Ich bemerkte, daß in einigen Entfernungen Wachen ausgeſtellt waren. — Man nöthigte mich, abzuſteigen und in das Haus zu treten. Ich zögerte nicht, denn, in der That, die Raſt war mir nur zu willkommen. Faſt aufgelöſt von Hunger, Durſt und Ermüdung, folgte ich die Treppe hinauf, und betrat einen Zimmerraum, eng, aber erleuchtet und nicht ganz ohne Bequemlichkeit. „Wo bin ich hier?“ fragte ich, indem ich auf einen Schemel niederſank.

„Mach' es Dir bequem!“ entgegnete mein Führer, ein kräftiger Mann mit leicht angegrautem Barte. „Da iſt ein Lager für die Nacht. Du biſt hier für einige Zeit zu Gaſte. Willſt Du zu Abend eſſen?“

Ich bat darum. Mein Wirth — denn als ſolchen mußte ich ihn betrachten — ging hinaus und ohne Verzug erſchien ein Knecht mit Fleiſch, Brot und Wein, worüber ich mich hermachte, ohne viel zu fragen, wer es mir bot. Meine Mahlzeit war zu Ende, als mein Wirth wieder eintrat. „Ich danke Dir für die Be-



wirthung," rief ich ihm entgegen, „aber ſage mir nur, wo ich bin und was ich hier ſoll?"

„Was Du hier ſollſt, wirſt Du morgen von einem Andern erfahren; bei wem Du biſt, will ich Dir heute ſchon ſagen. Du biſt bei einem Stamme von Männern, den ſie draußen Klephten (Räuber) nennen —"

Ich ſprang auf. Dies kam mir doch unerwartet.

„Nun, nun!" fuhr er fort, „es geht Dir nicht ans Leben! Wir kennen uns. Wir waren einſt Kriegskameraden, wenn wir uns gleich nicht geſprochen haben. Auch wir haben, wie Du, gegen die Türken gefochten und wiſſen Waffenbrüderſchaft zu ehren. Hernach, als der Türke aus Griechenland hinaus war, ſind wir zu unſerem alten Leben und Treiben zurückgekehrt — Du ſiehſt, ich bin ganz aufrichtig. Du ſparſt hoffentlich Deine Entrüſtung! Wie Deinesgleichen denkt, weiß ich wohl, denn die Welt iſt mir auch außerhalb Griechenlands bekannt — doch das iſt hier gleichgültig. Am beſten iſt es, Du legſt Dich nieder und verſchläfſt alles Grübeln und Denken bis morgen. Dann ſchicke ich Dir beſſere Geſellſchaft. Noch Eins! Wage keinen Verſuch, zu entfliehen. Schwierig dürfte es Dir zwar immer werden, da das Fenſter vergittert iſt — ich ſage es nur, damit Du Dich nicht erſt quälſt mit dem müßigen Gedanken daran. Auch haben die Poſten draußen ſcharf geladen. Und nun, gute Nacht!"

Er grüßte mit vornehmer Handbewegung und ver-

ließ mich. Ein Riegel wurde draußen vor die Thür geschoben. Ich sah dem Manne mit Erstaunen nach. Es lag etwas von Intelligenz, ja sogar von Biederkeit in dem Wesen dieses Barbaren. Und das war nun der Räuberhauptmann und zugleich mein freundlicher Wirth!

Unerhört! Lächerlich! Abgeschmackt! Unbegreiflich! Nach so viel Wirrsal war ich, Gottlieb Müller aus Merseburg, nun gar noch, wenn nicht der Held, doch der Gegenstand einer Räubergeschichte geworden! Ja, ich saß nördlich vom Athos in einem Thurme am Strande als Gefangener und wußte nicht, was ich davon denken sollte! Und wie, um Alles in der Welt, dachte ich, hängt denn nun diese Räubergeschichte mit Arethusa Negri zusammen? — Wahrhaftig, es war eine Situation, wie Lord Byron sie für die phantastischen Gestalten seiner erzählenden Gedichte gern ausdachte: Räthselhafte Verhältnisse, wilde Romantik unter Türken, Insulanern, Klephten und Seeräubern, Gefangenschaft in einsamen Thürmen, und dazu die ganz unentzifferbare Charaktergestalt eines Sonderlings von Helden — zu der ich, Gottlieb Müller, nun freilich gar nicht stimmen wollte! Denn wirklich kam mir meine Lage mehr verrückt und ärgerlich, als gefährlich, erhebend oder schmeichelhaft romantisch vor. Auch machte ich damals den Vergleich mit Byron's Phantasiegebilden noch nicht, denn ich hatte den Lord zwar noch kurze

Zeit vor ſeinem Tode in der Nähe von Miſſolunghi einmal geſehen, aber wohl kaum ſchon etwas von ihm geleſen. An jenem Abende fühlte ich mich todtmüde und war gern geneigt, dem Rathe meines Wirthes folgend, das Nachgrübeln zu laſſen und mich auf das Lager zu ſtrecken. Auch war dies Lager keineswegs verächtlich, denn es beſtand aus weichen Pelzdecken, die mich in hohem Grade anmutheten. So ſchlief ich bald ein, und, trotz wirrer Traumgebilde, doch feſt und lange genug, um beim Erwachen hellen Morgenſonnenſchein in meinem Kerker zu finden.

Der Augenſchein lehrte, daß man mich nicht zu Waſſer und Brot verurtheilt hatte, denn der Knecht, der mir geſtern die Abendmahlzeit gebracht, war bereits geſchäftig, das Frühſtück auf dem Tiſche zu ordnen. Der ſtruppige Räuberknabe grinſte mir freundlich entgegen, als er mich erwacht ſah. Dann ſagte er in einem aus Türkiſch und ſchlechtem Griechiſch gemiſchten Dialekte, Signor Negri laſſe fragen, ob ich ſonſt etwas zu befehlen hätte?

„Wer iſt Signor Negri?“ fragte ich aufſpringend.

Mein angenehmer Aufwärter ſah mich mit abermaligem Grinſen an. „Nun, Signor Negri iſt Signor Negri — der Herr des Hauſes, der geſtern hier bei Dir war!“ Dabei legte er einen Zettel auf den Tiſch und betrachtete mich mit ſtupider Neugier, wie ich das Papier entfaltete und las. Es waren einige mit Blei-

ſtift und in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Zeilen. Sie lauteten: „Willkommen, mein lieber Gefangener! Sagen Sie dem Boten, wann ich Sie in meinem Salon erwarten darf. — Arethuſa.“

Ergeben in meine Lage, riß ich aus meinem Taſchenbuche ein Blatt und entgegnete die Zeilen, indem ich erklärte, zu jeder Zeit mit meinem Beſuche zu Dienſten zu ſein.

Es währte wohl eine Stunde, ehe ich gerufen wurde. Inzwiſchen hatte ich Muße, durch das vergitterte Fenſter auf das Meer zu ſehen, oder auf ein Kommen und Gehen im Hauſe zu lauſchen, worin ich ein gewiſſes militäriſches Treiben zu erkennen glaubte. Endlich holte mich mein immer grinſender Freund ab, führte mich eine Stiege hinab, und öffnete die Thür zum Salon. Ich hatte einige Minuten Zeit, mich in dieſem Raume mit dem modernen Namen umzuſehen, denn ich war allein. Glattgetünchte, leere Wände, die einſt weiß geweſen, jetzt aber durch Staub und Spinnweben grau tapezirt waren; im Gegenſatze dazu ein prachtvoller türkiſcher Teppich über dem ſteinernen Fußboden, höchſt bequeme Divans und ſeidene Kiſſen um einen niedrigen Tiſch der allerroheſten Art — die Gelegenheit, auch eine koſtbare Decke für den Tiſch zu ſtehlen, wurde wohl noch erwartet — dies war die ganze Einrichtung des Salons. Die Thür zu einem Balcon ſtand offen und ließ die friſche Seeluft herein.

Es leuchtete mir ein, daß auch Arethusa nur als Gast hier fürlieb nehmen müsse, denn ich kannte ihren pariser Geschmack und ihre Bedürfnisse. — Jetzt öffnete sich die Thür, und sie trat ein, männlich gekleidet, im Fez und in der Fustanella.

„Wie hat mein Gefangener geschlafen?“ rief sie mir mit cavaliermäßigem Gruße entgegen, indem sie sich auf einen Divan, warf und mich einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen. „Der Comfort ist etwas primitiv hier, nicht wahr?“ fuhr sie fort. „Aber man hat im Felde schon schlechter gewohnt!“

Ich konnte mich in den leichten und doch so überlegenen Ton, den sie anschlug, nicht finden. „Arethusa!“ begann ich, „wie kommen Sie hierher, und was soll ich hier?“

Ihr Auge blitzte mich mit schadenfroh lachendem Hohne an. „Revanche für Hydra!“ rief sie. „Der Kranke wußte seiner Haft zu entfliehen; ich wollte dem Gesunden zeigen, daß es in meiner Macht stehe, ihn zu halten, wenn ich es darauf anlegte.“

„Eben diese Macht befremdet mich!“ fuhr ich fort, in der Absicht, die Ursache meiner Haft zu umgehen. „Wir sind, wie ich vernehme, unter einer räuberischen Klephtenhorde. Was thun Sie in dieser Gesellschaft? Welche Macht üben Sie über diese Leute?“

Sie lachte kurz und höhnisch auf, indem sie die Arme vor der Brust kreuzte und sich zurückwarf.

„Davon reden wir noch!“ rief ſie. „Zuerſt aber iſt das Fragen an mir.“ — Der Hohn verſchwand aus ihrem Geſichte, ſie ſah mich mit einem klaren, offenen Blicke an. „Theophilos — werden Sie nach Nauplia zurückkehren und in den Dienſt der neuen Regierung treten?“

„Nein! Niemals!“ rief ich.

„Gut! Was denken Sie weiter zu thun?“

„Ich bin der Umtriebe in dieſem Lande überdrüſſig und will in mein Vaterland zurückkehren.“

„Ich kann es Ihnen nicht verargen. Man hat Ihnen ſelbſt unter Freunden übel mitgeſpielt. Sie ſind mit Leon wieder in Verbindung getreten — das konnte nur ein Deutſcher! Ihr ſeid merkwürdige Menſchen!“

„Arethuſa!“ ſagte ich, „wiſſen Sie auch, daß Leon auf dem Athos iſt? Daß er —“

Ich unterbrach mich, mir war es, als müſſe ich ſie vor Leon's Plänen warnen, und zugleich fiel mir ein, daß ich ja ihr Gefangener ſei. Aber die Wendung, die ſie dem Geſpräche gegeben, verwirrte mir plötzlich die ganze Sachlage.

„Nun?“ fragte ſie. „Ich weiß, daß Leon auf dem Athos iſt. Aber was weiter?“

„Sie wiſſen auch, Arethuſa, daß — ſeine Leidenſchaft noch dieſelbe iſt, daß er nicht aufgiebt, was ſein Gemüth einmal ergriffen hat, daß er ſogar Pläne hegt —“

Sie ſah mich mit großen Augen an, der höhniſch verachtende Zug kehrte in ihr Geſicht zurück. „Was kümmern wir uns um den tollen Knaben?“ rief ſie. „Es hätte Etwas aus ihm werden können, aber er iſt wie Alle! Mag er mit ihnen ſeinem Geſchicke verfallen! Aber wir kommen von unſerem Geſpräch ab. Theophilos, warum verließen Sie mein Haus in Hydra?“

Ich fühlte mich entſetzlich peinlich berührt durch dieſe Frage und ſuchte nach Worten. „Arethuſa,“ begann ich, „erlaſſen Sie mir und ſich ſelbſt Auseinanderſetzungen, die —“

Sie ſchien ſich an meiner Verlegenheit zu weiden, denn wie eine Schlange, die ihrer Beute ſicher iſt, ſah ſie mich an, durchdringend, mit Vernichtungsblicken. „Nur ſo wollte ich Sie vor mir ſehen!“ ſagte ſie mit triumphirender Ruhe. „Nur ſo! Das ſei Ihre Strafe! Ein Theil Ihrer Strafe, denn Sie müſſen noch viel von mir anhören. Sie haben mir weh gethan, Theophilos, und dadurch meinen Zorn erregt! Einen Dank wenigſtens hätte ich von Ihnen verdient.“ Sie ſchwieg einen Augenblick. Ich wollte reden, ſie aber ſchnitt mir das Wort durch eine Handbewegung ab und fuhr in ernſtem Tone fort:

„Ich hätte Sie haſſen müſſen, Theophilos! Furchtbar haſſen, denn ich empfand, ich ſah, daß es ſogar Mangel an Achtung war, was Sie von mir entfernte! Gegen jeden Andern würde ſich mein Haß zum Kampfe,

zur Rache gerüſtet haben, gegen Sie bedarf es anderer Mittel, denn Sie ſind anders als die Männer hier zu Lande, anders als die Männer, die ich überhaupt kennen gelernt habe. Dieſer Mann ſoll dich achten lernen! ſo rief es in mir. Er ſoll nicht von dir ſcheiden, ohne dich ganz kennen zu lernen und zu verſtehen! Er ſoll erfahren, daß du nicht anders werden konnteſt, als du geworden! Er ſoll die Demüthigung erleben, das Weib, dem er ſich zu entziehen ſucht, als ſeinen Meiſter zu ſehen, er ſoll erkennen, daß er ihr bitteres Unrecht gethan hat!"

Sie geſtattete keine Entgegnung. Es war mir ganz recht, daß ſie mich ſchweigen hieß, denn ich fühlte, daß ich kaum etwas Geſcheites zu ſagen hatte.

„Ich habe Sie mit Liſt hierher gelockt," fuhr Arethuſa fort, „weil ich Sie ſprechen wollte, und kein anderes Mittel wußte, Ihrer habhaft zu werden. Sie werfen mir vor, daß ich Sie unter räuberiſche Klephten gelockt? Theophilos, dieſe Männer ſind mein Haus, meine Familie! Ob ſie ſchlechter ſind, als jene Herren, die jetzt da in Nauplia Politik machen und einander todtſtechen, das iſt noch die Frage! — Meine Mutter war die Tochter eines Klephtenhäuptlings in den nördlichen Gebirgen. Ein junger engliſcher Lord, der ſich auf ſeiner Nebelinſel nicht zu laſſen wußte, und eine Abenteurerreiſe nach dem Orient machte, ſah dieſes ſchöne Klephtenmädchen und heirathete ſie. Sie waren

alle Beide nicht bei Sinnen. Auf der Insel Hydra wurde ich geboren. Nach kurzer Zeit führte der Lord Weib und Kind nach England. Allein seine Familie war nicht gewillt, diese Ehe gutzuheißen, und that das Mögliche, sie zu trennen. Seine Lordschaft kam unter den heimischen Umgebungen dahin, die Verrücktheit seines Schrittes einzusehen, und willigte in die Trennung. Allein ehe sie zu Stande kam, stürzte er bei einem tollkühnen Wettreiten vom Pferde und starb. Meiner Mutter konnte, als der rechtmäßigen Erbin, das Vermögen des Verstorbenen nicht vorenthalten werden. Allein sie dachte nicht in England zu bleiben. Sie ging vorerst nach Paris. Zwei ihrer Brüder kamen bald auch dahin, suchten ihr die Vortheile und Genüsse des Culturlebens im schönsten Lichte zu zeigen, und sie möglichst lange in Paris festzuhalten. Meine arme Mutter aber war ein Kind der Berge, sie sehnte sich hinweg in die Heimath. Endlich zog sie fort, ließ sich auf Hydra nieder, und starb nach wenigen Jahren. Ich war noch sehr jung, und nur dunkel erinnere ich mich ihrer. — Man wußte nicht, was mit mir anfangen? Endlich ward ich zu meinem Großvater in die Berge gebracht, und erwuchs unter den Männern bis zu meinem zwölften Jahre. Das Stammesoberhaupt starb, und man verständigte sich über einen sonderbaren Plan. Der ältere Bruder meiner Mutter sollte mit mir nach Paris zurückkehen, und mich erziehen lassen.

Man machte mir kein Hehl daraus, ſuchte meiner kindiſchen Eitelkeit ſogar damit zu ſchmeicheln, daß man mich zu einer großen Dame machen, und in irgend eine der vornehmſten griechiſchen Familien verheirathen wolle. Eine ſolche Verbindung mochte meinen Vettern ſehr vortheilhaft erſcheinen. Ich aber war wild und ſelbſtändig in den Bergen aufgewachſen, und fühlte ſchon damals einen lebhaften Trotz in mir erwachen gegen einen Plan, der über meine Zukunft verfügte, ohne mich ſelbſt in Rechnung zu bringen. Mein Oheim Gasparo Negri ging mit mir nach Paris, wo ich mich denn abquälte, diejenige Dreſſur anzunehmen, die man äußere Weltbildung nennt. Mir ging es dabei wie einſt meiner armen Mutter, ich ſehnte mich in das ungebundene Leben der Berge zurück. Ich mag meine Lehrer und Gouvernanten zur Verzweiflung gebracht haben, ich ließ ſie nur entgelten, daß ſie mich zur Verzweiflung brachten. Mein Oheim führte mich darauf in die „Welt," wie man den Trödelmarkt nennt, wo man ſich den Weibern zu Füßen wirft, um ſie deſto gründlicher zu verachten. Ich war jung, kurze Zeit blendete mich das Gaukelſpiel, bald lernte ich es verabſcheuen. Lächerlich erſchienen mir die Weiber, elend und jämmerlich die Männer. Mit Stolz und Trotz ging ich durch dieſe Geſellſchaft, und es machte mir eine kindiſche Freude, gegen ihre Geſetze zu verſtoßen und ſie verblüfft vor mir zu ſehen. In meines Oheims

Naturell lag es nicht, mich darin zu hindern. Er ließ mich ſchalten, und lachte mit mir, wenn ich den Leuten vor den Kopf geſtoßen hatte, daß männiglich zu ſchwindeln glaubten. So trieben wir es ein paar Jahre. Gasparo wußte ſich Paris zu Nutze, ich mich den Leuten durch mein hochmüthiges, Alle mißhandelndes Betragen unbegreiflich zu machen. Inzwiſchen war in Griechenland der Kampf gegen die Türken ſeit Jahren ſchon in Scene gegangen. Gasparo hielt nicht viel davon, ja er lachte, wenn die Zeitungen die Nachrichten brachten, daß ſogar die Klephten aus der Maina ſich mit den tapfern Griechen vereinigt hätten. Als aber der Sieg ſich von Jahr zu Jahr mehr auf die Seite der Griechen wendete, und eine neue, ſelbſtändige Staatsordnung ſich in Hellas herzuſtellen begann, wurde er aufmerkſamer. Mich hatte, ſo jung ich war, dieſer Freiheitskampf lebhafter intereſſirt, und ich frohlockte, als er mir eines Tages erklärte, es ſei Zeit für uns, nach Griechenland zu gehen. So erſchienen wir auf dem Schauplatze, der inzwiſchen die Blicke von ganz Europa auf ſich gezogen hatte. Ich nahm den Familiennamen meiner Mutter, und ſomit den meines Oheims an, denn ich mochte nicht mit einem engliſchen Namen in meinem Vaterlande auftreten. Gasparo blieb ein ziemlich gleichgültiger Zuſchauer, ich dagegen war mit lebhaft erregter Phantaſie bereit, im Kampfe der Männer mitzuhandeln. Denn hier ſah ich That-

kraft, ſah Begeiſterung, ſah ein in allen Fibern bewegtes, nach großem Ziele ringendes Leben, in das ich mich mit Freuden ſtürzte. — Auch dieſer Rauſch verflog bald. Die Männer mochten Helden ſein im Kampfe, im Siege betrugen ſich die wenigſten dieſer Helden wie vernünftige Weſen. Mein zweiter Oheim Renzo Negri, derſelbe, in deſſen Landhauſe wir hier zu Gaſte ſind, erſchien nun auch in den Geſellſchaftskreiſen, ohne daß er mit ſeinem Klephtenthum ſonderlich abgeſtochen hätte gegen die Geſinnungen und Manieren der helleniſchen Großen. Egoismus, Parteiſucht, Umtriebe, Habgier, Mißgunſt, Gewalt, verbrecheriſches Treiben auf allen Seiten. — Oheim Gasparo ſtarb. Renzo verlangte, daß ich mich verheirathete. Ich hatte mich inzwiſchen frei gemacht von fremdem Willen, und ſchickte ihn in die Berge zurück. — Denn mir waren durch einen blonden Fremdling aus Norden, der, von Wenigen ganz verſtanden, ſich der Neugeſtaltung Griechenlands gewidmet hatte, ganz neue Anſchauungen über die Dinge der Welt und über das Leben aufgegangen. Ich lernte höhere Ziele des menſchlichen Strebens und Handelns, reinere Motive kennen, eine Art zu denken und zu empfinden, die mich lebhaft beſchäftigte, und mir zum erſtenmale den ungeheueren Gegenſatz zwiſchen europäiſchem Culturleben und unſeren Umgebungen aufdeckte. Wo mein Verſtändniß nicht ausreichte, half meine Phantaſie nach. Ich hatte mich als ein Sonder-

weſen unter den Meinen gefühlt, dieſer Deutſche war es noch mehr als ich. Wir ſchienen in unſeren Umgebungen auf einander angewieſen. Allein es ſtellte ſich heraus, daß, während ich ſein Weſen zu erkennen ſtrebte, er das meinige verkannte, mit Abſicht verkannte, ja mit Mißachtung ablehnte!"

„Arethuſa!" rief ich dazwiſchen. „Sie thun mir Unrecht! Ich habe Sie niemals verkennen wollen, und von Mißachtung gegen Sie war ich immer entfernt! Aber ſchuldig fühle ich mich dennoch, Ihnen verhehlt zu haben, daß ich Ihren ganzen Werth im Herzen empfand, daß dies Herz lebhafter für Sie ſchlug, als ich mir geſtattete auszuſprechen! Die Demüthigung, welche Sie heute über mich verhängen, kann ich Ihnen nur danken, denn ſie klärt in meiner Bruſt zum erſtenmale Alles auf, was Ihnen zugehört, und mich für immer an Sie binden wird!" Ich weiß nicht, was ich noch alles hervorgeſprudelt hätte, wenn mir das Wort länger geblieben wäre. Denn niemals hatte ich die Bedeutung dieſes Weibes ſtärker empfunden, nie hatte mich ihre Erſcheinung ſo hingeriſſen, niemals war mir der Ton ihrer Rede ſo in die Seele gegangen. Sie hatte meine Phantaſie bezaubert, und die Ungewöhnlichkeit meiner Lage kam dazu, mich zu Selbſttäuſchungen zu treiben, die zu unſeligem Ausgange hätte führen müſſen.

„Was ſoll das, Theophilos?" unterbrach ſie mich,

indem ſie ihre Augen groß und verweiſend auf mich richtete. „Sie werden ſich nicht ſelbſt belügen wollen! Ich müßte ſchlimm von Ihnen denken, wenn Sie zu verſpäteten Eröffnungen Ihre Zuflucht nähmen, die jeder wahren Grundlage entbehren. Unſere Wege trennen uns für immer, und nur Aufrichtigkeit kann uns beim Abſchiede zu Freunden machen. Ich trage die Kleidung Ihres Geſchlechtes, Theophilos, das ſagt Ihnen, daß ich nicht als Weib nach Ihren Huldigungen ſtrebe, daß Vergangenes zwiſchen uns vergangen iſt. Wir nehmen Abſchied, Theophilos. Für den Gewaltſtreich, durch den ich Sie zu einem letzten Geſpräche zwang, bitte ich Sie um Verzeihung. Werden Sie meiner mit Achtung, mit Freundſchaft gedenken?“

Ich war bewegt, ergriffen. Sie ließ mir ihre Hand, auf die ich meine Lippen preßte. „Sie werden zu den Wenigen in dieſem Lande gehören, Arethuſa, an die ich mit Stolz, mit Verehrung, mit Bewunderung zurückdenke! Deren Erinnerung meinem Leben ein heiliges Beſitzthum bleiben wird! Muß es aber ſchon heute, ſchon hier geſchieden ſein? Kann Ihnen der Freund nicht noch hier in Ihrer Heimath zu Dienſten ſein? Sie befinden ſich in Umgebungen, die unter Ihnen ſtehen, Ihnen Gefahr drohen können. Laſſen Sie uns gemeinſam nach Nauplia, nach Hydra, wohin Sie mögen, zurückkehren!“

„Sie haben ſich ihren Weg vorgezeichnet, Theophi-

los," ſagte ſie mit ruhiger Würde, „ich mir den meinigen. Sie ſind frei. Leben Sie wohl!"

Arethuſa wendete ſich ab und trat auf den Balcon hinaus. Ich zögerte noch, zu gehen, denn die Andeutungen Leon's ſtellten noch irgend ein Ereigniß in Ausſicht, wobei meine Hülfe, mindeſtens meine Gegenwart nöthig ſein konnte.

Während ich überlegend im Zimmer ſtand, öffnete ſich die Thür, und Renzo Negri, der Hausherr, trat ein. „Nun, ſeid Ihr mit Euren diplomatiſchen Verhandlungen zu Ende?" rief er. „Wohl! So kann ich die meinigen mit dem Gefangenen beginnen. Wie ſteht es mit dem Löſegelde, Herr Fremdling? Kannſt Du es aus Deinen eigenen Mitteln zahlen, oder wird die Brüderſchaft von Paulu für Dich eintreten?" Er warf ſich in die ſeidenen Kiſſen des Divans, und winkte mir, Platz zu nehmen.

Ich wußte nicht, was ich hörte. „Löſegeld?" fragte ich verwundert.

„Nun, natürlich!" lachte Renzo. „Wir werden uns einen ſolchen Gefangenen doch nicht umſonſt entſchlüpfen laſſen! Ich denke, fünfzigtauſend Piaſter ſind eine gute Summe. Kannſt Du ſie ſelbſt auftreiben, oder ſollen wir uns an das Klöſterlein halten?"

Fünfzigtauſend Piaſter! Das mußten nach deutſchem Gelde etwa zehntauſend Thaler ſein. Ich ſchwankte, ob ich mich für zu hoch oder zu niedrig taxirt halten

ſollte. — „Wenn das Ernſt iſt,“ begann ich, „ſo muß ich erklären, daß ich nicht ſo viel im Beſitz habe, und Niemand zumuthen werde, ſo viel für mich zu zahlen.“

Arethuſa war bei dieſer, ihr offenbar ganz unerwarteten Wendung meiner Situation raſch näher getreten, und mit zornflammenden Augen rief ſie: „Renzo! Biſt Du von Sinnen?“

„Nicht doch!“ lachte der Oheim. „Ich bin bei der Sache, und ſo klar bei Sinnen, als es nöthig iſt.“ Er wendete ſich wieder zu mir: „Du ſelbſt alſo könnteſt das Geld nicht auftreiben?“

„Renzo!“ fuhr Arethuſa auf, glühend im Antlitz, von Ingrimm und Empörung ſichtbar ergriffen. „Renzo! Ich befehle, daß Du das ſchmachvolle Anſinnen aufgiebſt! Dieſer Mann iſt frei! Du wirſt ihn zu Pferde von einem Diener bis nach derſelben Stelle geleiten laſſen, wo er geſtern überraſcht worden iſt!“

Renzo erhob ſich ein wenig aus ſeiner bequemen Lage. „Sieh da! Du befiehlſt?“ begann er und ſein Ton war ſchon nicht mehr ſo leicht und angenehm als zu Anfang. „Vergiß doch nicht, daß ich hier der Hausherr bin, und ſelber zu befehlen habe! Denkſt Du, ich werde Deinen Grillen nachgeben, einen nächtlichen Streifzug um einen Mann anſtellen laſſen, ohne an meinen Vortheil zu denken? Der Mann iſt etwas werth, ich ſollte das Löſegeld weit höher für ihn ſtellen!“

So schmeichelhaft mir diese Werthschätzung auch sein konnte, so machte sich das Bedenkliche meiner Lage in diesem Augenblicke doch sehr geltend in mir. Es war auf eine Gelderpressung abgesehen, und da ich hier in der Fremde nur über das Nöthigste für meine Bedürfnisse zu verfügen hatte, sah ich voraus, daß ich Gegenstand unbequemer Verhandlungen mit meinen Freunden werden würde. Denn es lag auf der Hand, daß mein würdiger Gastfreund Renzo Negri nur in stiller Rücksicht auf die Klosterkassen in die Absichten Arethusa's, mich aufzugreifen, eingegangen war.

Auf Arethusa schien dieser Blick in die Verkettung der Umstände den furchtbarsten Eindruck zu machen. Angst und Entsetzen im Antlitz, sah sie mich forschend an. „Theophilos!" rief sie: „Wenn nur ein Funke von Verdacht in Ihnen lebte, ich selbst hätte mit diesen niedrigen Absichten etwas zu thun — es wäre schauderhaft — ich müßte dieser Schmach erliegen! Aber nein, nein! Es ist ja nicht möglich! Ich will es nicht denken!" — Und schnell auf Renzo zuschreitend, die Faust in wildem Ingrimm ballend, mit dem Ausdruck glühendster Empörung, fuhr sie fort: „Nichtswürdiger! Du rufst Dein eigenes Verderben über Dich, wenn Du meinem Befehle nicht gehorchest! Fürchte meine Macht — ich könnte sie gegen Dich gebrauchen! Laß diesen Mann frei, gebiete ich Dir, Elender! Ich will nicht, daß noch ein Wort über Dein schmachvolles Ansinnen verloren werde!"

Renzo erhob ſich mit anſcheinender Ruhe, aber ich ſah, wie die Wuth auch in ſeinem Geſichte anſchwoll, und erwartete einen nicht minder wilden Ausbruch von ſeiner Seite. Eine Weile maßen ſich die beiden zürnenden Gegner, wie ein paar ergrimmte Tiger, mit erwartungsvollen Kampfesblicken. Plötzlich aber brach Renzo in ein ſchallendes Gelächter aus, und rief: „Nein, es lohnt ſich nicht, gegen Deine Drohungen aufzufahren, thörichtes Weib! Deine eingebildete Macht ſoll mich in meinen Geſchäften nicht ſtören. Und jetzt rathe ich Dir, unterbrich mich nicht noch einmal!“

Arethuſa ſah mich mit einem unſäglich flehenden Blicke an, ſank dann in einen Seſſel und bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen. Ich gab Ihr die Verſicherung, daß ich ſie durchaus nicht an den Abſichten ihres Oheims betheiligt glaubte. Trotzdem ſprang ſie auf, mit dem Ausdruck völliger Verzweiflung, in den ſich doch die Auflehnung ihres ganzen Stolzes miſchte, trat mit untergeſchlagenen Armen hinaus auf den Balcon, und blickte in die Weite, als ob ſie von daher eine Rettung erwarte.

„Laß uns als Männer unſer Geſchäft fortſetzen!“ begann Renzo wieder, nachdem er es ſich auf dem Divan bequem gemacht hatte. „Sieh, ich hätte von der Regierung in Nauplia ein doppelt ſo ſchweres Löſegeld für Dich verlangen können, und es iſt recht ſchade, daß ich Dich, mein Lieber, nicht vor ſechs Monaten

ſchon gekriegt habe! Damals wären mir hunderttauſend Piaſter für Dich ſicher geweſen!“

Ich mußte lachen über das naive Geſtändniß meines freundlichen Räuberhauptmanns.

„Ja, wahrhaftig! Hunderttauſend Piaſter!“ lachte auch er. „Denn Du warſt dem damaligen Vertreter der Staatsregierung ein wichtiger Mann. Daß ich, in dieſer Entfernung, nördlich vom Athos, nichts von den griechiſchen Waffen zu fürchten habe, ſiehſt Du wohl ein. Jetzt iſt das Alles in Nauplia anders geworden, der Staat wird ſich nicht viel um Dich kümmern, die Kaſſe hat ſich geleert — ich habe genaue Kunde davon — überdies biſt Du ein Fremder, und ſtehſt nicht mehr in dem politiſchen Werthe, wie unter Kapodiſtria. Alſo, mein Lieber, halten wir uns an Deine Kloſterfreunde in Paulu. Die faulen Canaillen ſitzen warm in der Wolle und haben viel Geld. Du biſt ihnen werth, ſie werden ſich Deine Befreiung Etwas koſten laſſen. Uebrigens habe ich den Preis ſo wohlfeil geſtellt, daß es eigentlich eine Beleidigung für Dich iſt. Nun, nimm mir's nicht übel! Vielleicht kann ich ihn bei einer beſſeren Gelegenheit verdoppeln! Diesmal aber ſchreibe nur ganz freundſchaftlich an Deine Leute und beauftrage ſie, das Geld zu ſchicken. Die weitere Vermittlung übernehme ich dann ſelbſt. Aber ſchreibe ſogleich! Denn in einer Viertelſtunde brechen wir von hier auf und ziehen uns tiefer in die Berge zu-

rück. Dein Brief muß vorher auf den Weg geschickt werden."

Arethusa machte bei der Mittheilung, daß der Ort verlassen werden solle, eine Bewegung und warf einen Blick ins Zimmer. Ich aber entgegnete meinem Gastfreunde: „Diesen Brief werde ich nicht schreiben! Meine Freunde in Paulu sollen durch mich keine Einbuße erleiden. Mache mit mir, was Du willst! Nimm mein Leben, wenn Du Lust hast! Ein anderes Lösegeld werde ich nicht für mich gestatten!"

„Wozu ereiferst Du Dich?" sagte Renzo. „Dein Leben? Was kann mir daran gelegen sein? Ich wünsche es Dir so lange und angenehm, als die Parzen es irgend spinnen wollen! Nein, mein Lieber, nach Deinem Blute lechze ich nicht! Es handelt sich nur um baares Geld. Also sträube Dich nicht länger und schreibe! Es bleibt Dir keine Wahl." Er ging zur Thür, rief nach Dinte und Feder, und zugleich nach Wein.

In diesem Augenblicke fielen in einiger Entfernung zwei Schüsse kurz hintereinander. Renzo stutzte und ging hinaus. Arethusa zuckte zusammen, und beugte sich über den Balcon nach der Richtung, woher die Schüsse zu kommen schienen. Sie konnte nichts wahrnehmen, da der Balcon nach der Meeresseite hinausragte, und kam zurück ins Zimmer. Mir aber traten halb in Hoffnung, halb in Befürchtung, die Worte über die Lippen: „Da kommt Leon!"

„Leon?“ rief Arethusa haſtig. „Weshalb vermuthen Sie das?“

„Weil er mir Andeutungen machte, auf fremde Pläne hinwies, die er zu vernichten beabſichtige, weil er ſich ſelbſt zu irgend einem umfaſſenderen Anſchlage gerüſtet erklärte.“

„Es könnte ſein,“ ſagte Arethusa mit unſtäten Blicken, als ſchwankte ſie zwiſchen verſchiedenen Entſchlüſſen. „Mindeſtens ſind Sie aus Renzo's Händen befreit. Horch! Es ſcheint Ernſt zu werden!“

Erneute Schüſſe wurden laut, und ein lärmender Tumult erhob ſich im Hauſe.

„Iſt das Haus im Stande, einem ernſten Angriffe lange Widerſtand zu leiſten?“ fragte ich.

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete ſie, indem ſie auf die Thür, durch welche Renzo gegangen, zuſchritt und den Riegel von innen zuſchob. „Benutzen wir auch die kleinſte Wehr, die uns vor etwaigen Verfolgern ſchützen kann. Die andere Thür dort führt in den Hof hinab. Raſch, folgen Sie mir!“

Wir eilten eine Stiege hinunter, ſahen, wie einige Männer in wilder Unordnung hin- und herliefen. Arethusa winkte einem Alten, der ſogleich davoneilte und ihr Pferd herbeiführte. „Leben Sie wohl, Theophilos!“ rief ſie, indem ſie mir die Hand entgegenſtreckte. „Ich bin furchtbar geſtraft! Meine Selbſtüberhebung hat ſich an mir gerächt. Leben Sie wohl!“

Die schöne Gestalt schien innerlich gebrochen. Der schmerzliche Zug in ihrem Antlitz, der bebende Ton ihrer Stimme gingen mir in die Seele, und übten eine hinreißende Gewalt über mich. So hatte ich sie nie gesehen. Nicht nur ihre Hand hielt ich fest, mein Arm schlang sich um ihren Leib, sie widerstrebte nicht, und im nächsten Moment hatten sich unsere Lippen gefunden, und wir standen in leidenschaftlich hingegebener Umarmung, der Verwirrung um uns her vergessend. Ein jauchzender Lebensruf auf schwankendem Brette über dem Abgrunde, der um uns her drohte! Arethusa riß sich los, wendete ihr Gesicht von mir, und saß im Nu zu Pferde. Kein Blick von ihr suchte mich mehr. Sie sprengte mit ihrem Diener aus dem Hofthore.

Sollte ich zurückbleiben? Ein unwiderstehliches Gefühl drängte mich, ihr zu folgen. Ich stieß den Knecht bei Seite, der eben Renzo's Pferd aus dem Stalle riß, schwang mich in den Sattel, und jagte in sausendem Galopp der Entfliehenden nach. Bald mußte ich sie erreicht haben, da strauchelte mein Pferd, stürzte und riß mich mit zu Boden. Als ich wieder auf die Füße kam, hatte der Wald sie aufgenommen und verhüllte ihre Flucht. — Im Innersten ergriffen, blickte ich nach der Richtung, wo sie mir entschwunden war. Ein Glanzgestirn, das mich bis heute nur verwirrt und dem ich mich entzogen, hatte plötzlich in vollster Glorie durch meine Seele geleuchtet, mir einen Moment unnennbaren

Glückes geschenkt, ein Glück, dessen Fülle ich nicht geahnt, um ebenso schnell zu entfliehen und mich in schmerzlicher Sehnsucht zurückzulassen. Und ich fühlte zugleich, daß dieses Glück niemals wiederkehren werde, daß es mir einen einzigen berauschenden Zaubertrunk aus seiner Schale geschenkt, zu langer Entbehrung, zu langem Weh! Auf den Rasen am Waldesrande niedersinkend vergaß ich die äußere Verwirrung der Stunde. Mein Pferd hinkte langsam fort, und suchte sich den Rückweg. Schüsse knallten rascher aufeinander, wildes Geschrei machte sich aus der Entfernung vernehmbar. Einzelne Reiter jagten in wilder Flucht an mir vorüber, dem Walde zu. Was ging mich das wüste, tolle Treiben in dieser Stunde an? — Lange Zeit mochte vergangen sein, als ich mich erhob. Es war still geworden. Flammen und Rauch stiegen an der Stelle empor, wo Arethusa von mir Abschied genommen. —

Ich erzähle den Zusammenhang der Ereignisse seit meiner Gefangennahme, wie ich ihn später erfahren habe. Durch den Mohren Diamantios, der, im Gesträuch lauernd, das Herannahen von Reitern beobachtet hatte, war meine Wegführung bekannt geworden. Leon eilte nach Karyais, wo er die Schutzwache des Mönchstaates, jene fünfzig Phylakes, im Einverständiß mit ihrer Behörde, bereits gewonnen hatte, um sie gegen eine Klephtenhorde zu gebrauchen, die sich im Norden drohend zu machen anfing. Aber nicht den Klephten

galt der Zug, auch meiner Befreiung nur mittelbar. Arethusa war es, die als Beute den wilden Jüngling zum Kampfe fortriß. — Das Haus, wohin man mich gebracht hatte, war ohne jede eigentliche Befestigung, selbst der alte Türkenthurm, den man zum Mittelpunkte für die neueren Baulichkeiten gewählt, hatte keine Bedeutung. Renzo Negri, der Stammeshäuptling, lebte zu Zeiten hier wie ein anderer Besitzer eines Landhauses, wenn auch mit weniger harmlosen Absichten. Man kannte ihn in der Gegend, man wußte auch, daß ihm das Haus gehöre, daß zweideutige Gäste und Boten von der Seeseite hierher kamen, und mancherlei hier geplant wurde, man wußte es, und drückte in stiller Scheu die Augen zu. Renzo hatte daher kaum nöthig sich zu befestigen oder mit starker Leibwache zu umgeben. Doch war bei dem letzten, mir geltenden Streifzuge nicht verfehlt worden, Posten auszustellen, welche durch Signalschüsse das Herannahen der wohlbekannten Truppe von Karyais verkündeten. Sie war stark überlegen, und so hatte die Mehrzahl meiner Entführer es vorgezogen, sich durch die Flucht in ihre Berge zu retten. Doch war es nicht ohne blutigen Kampf abgegangen.

Als ich mich dem Platze näherte, sah ich, abseits von der Brandstätte, wo die Flammen aus dem Schutt noch zum Thurme emporleckten, eine lebhaft bewegte Gruppe. Die Phylakes waren abgesessen und schienen

in Berathung zu stehen. Zwischen ihnen bewegten sich dunkle Gestalten hin und her, in welchen ich Klosterbrüder vermuthen mußte. Und wirklich waren es deren, sogar aus Paulu, woher sich eine Anzahl jüngerer Mönche auf die schnell verbreitete Nachricht meiner Gefangennehmung auf den Weg gemacht hatten, um Alles an meine Befreiung zu setzen. Da man mich hier nicht gefunden, fürchtete man, daß Renzo Negri mich auf der Flucht mit in das Gebirge geschleppt. Denn diesen hatte die zuverlässige Leibwache der Klosterrepublik durchschlüpfen lassen, sei es in Erinnerung alter Gemeinsamkeit, sei es in dem Wunsche, es für die Zukunft mit ihm nicht zu verderben. Eulogios, unter dessen Führung die Freunde aus Paulu gekommen waren, verlangte, daß den Räubern nachgesetzt werde, während die Albanesen, ihres eigentlichen Anführers beraubt, es nicht an Gründen fehlen ließen, die Verfolgung als unthunlich darzustellen. Die Unterhandlung drohte eben stürmisch zu werden, als ich bei der Gruppe erschien, und dadurch Alle aus der Verlegenheit riß. Die Freude meines Eulogios und seiner Genossen war ungeheuchelt, und ich konnte den wackeren Klosterbrüdern von Herzen danken.

Da erscholl ein lauter Schmerzensschrei, und mit Jammer und Thränen stürzte der Mohr Diamantios auf mich zu, und riß mich fort zu der Stelle, wo man die im Kampfe Gefallenen niedergelegt hatte. Es wa-

ren einige von den Klephten, und ihnen gesellt — von tiefem Schmerze stand auch ich ergriffen — die Leiche Leon's! Laut schluchzend warf sich Diamantios über seinen todten Herrn. Ich kniete nieder und sah in das entseelte Antlitz des schönen Jünglings. So hatte er enden müssen, nicht im Streite für das Vaterland, nein, im Kampfe wilder Leidenschaft, im Kampfe für seine persönlichen glühenden Wünsche. Ich brauchte nicht mit schwerem Gewissen zu klagen, daß er um meinetwillen gestorben, ich war ihm nur ein Vorwand für seine Rachegluth, für die verzehrende Flamme, die ihn zur Gewaltthat aufstachelte. Aber weh war mir doch um's Herz, daß so viel jugendliche Kraft, so viel feuriges Leben, so viel Schönheit zu Grunde gehen mußte an der Unbändigkeit, die sich gegen inneres und äußeres Gesetz auflehnte; zu Grunde gehen mußte, nutzlos, abenteuerlich, gestürzt durch eigene verwerfliche Zwecke, gefangen und vernichtet durch die Schlinge, die er dem Gegenstande seiner Leidenschaft hatte bereiten wollen.

Doch von diesem inneren Zusammenhange wußte außer Eulogios wohl ich nur allein. Die Uebrigen, welche um uns standen, beklagten ihn als einen für die heilige Kirche Gefallenen, denn er war den Waffen der Klephten, war den Feinden der Athosklöster erlegen. Seine Leiche sollte daher in Zografu, dem nächsten der Klöster, feierlich beigesetzt werden. Eulogios mochte

nichts dagegen haben. Man legte sie auf eine Bahre von Baumzweigen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Voran die Mönche, darauf, von den vier Jüngsten getragen, die Hülle Leon's, gefolgt von dem unablässig jammernden Diamantios, Eulogios und mir. Die Phylakes bildeten die Nachhut.

Während wir dahinschritten, begann Eulogios: „Es ist nicht nur der eine Jüngling, der uns zu denken giebt. Weißt Du, wo Cyrill geblieben?"

Ich erschrak. „Cyrill? Ist er nicht in Paulu?" fragte ich.

„Ich vermuthete, daß er nicht mit Dir in gleiche Gefahr gerathen, wie man in Paulu annahm, ich vermuthete auch, daß Du kaum um sein Verbleiben wissen würdest, obgleich wir Euch beide an demselben Morgen vermißten. Cyrill ist verschwunden."

„Verschwunden?" rief ich. „Er kann wiederkommen! Er ist vielleicht auf seine eigene Hand ausgezogen, mich zu suchen!" Ich glaubte doch nicht eigentlich an meinen Einwurf, während ich ihn noch aussprach. Denn nichts wäre natürlicher gewesen, als daß sich Cyrill, bei seiner Anhänglichkeit an mich, dem Zuge der Uebrigen angeschlossen hätte, wenn er mich aufsuchen wollte. Er mußte also von meiner Gefangennahme nichts gehört haben, mußte eher verschwunden sein, als die Kunde davon nach Paulu gekommen. Eulogios war derselben Ansicht. Ich gestehe, daß mich die Sorge

um den Knaben mehr beschäftigte, als die Trauer um den Jüngling, dessen Leiche wir folgten. Denn der Lebende war mir sehr werth geworden, ich hatte auf sein Gemüth und seinen Geist einen Einfluß geübt, und fühlte eine gewisse Verantwortung für ihn, der gegenüber mein Gewissen mich nicht ganz freisprach. Ich konnte diesen Gedanken nicht verschweigen, doch sah ich, daß Eulogios vorerst noch nicht darauf eingehen mochte. „Beruhige Dich, und — warten wir ab!“ sagte er, das Gespräch darüber beendigend. —

Unter feierlichem Grabgesang näherte sich unser Zug dem Kloster Zografu. Allein, vor dem Portal angelangt, wurden wir durch eine unheimliche Erscheinung zum Stehen gebracht. Denn von einem Steinsitze neben der Pforte erhob sich vor uns die graue, hagere Gestalt Gordian's, des Weltüberwinders aus der Felsenwüste, und wehrte mit aufgehobenen Armen den Einzug in das Kloster. „Nicht hier hinein,“ rief er. „In die Skitis gehört die Leiche des entlaufenen Büßers! Die Schaar der Geweihten verlangt ihr Recht! Dort oben auf den Felsen sei sein Grab! Doch nicht in geweihtem Boden, sondern abseits vom Wege, auf dürrer Haide, den Geiern des Gebirges zur Beute, den Frommen ein Gräuel!“

Die Mönche, halb von Entsetzen ergriffen, halb in scheuer Ehrfurcht vor der Autorität des Heiligen, setzten die Bahre nieder und standen rathlos. Eulogios trat

vor, um mit Gordian zu unterhandeln. Er verschwendete die Worte. Der Alte blieb bei der Forderung, daß Leon's Körper geradewegs nach der Skitis geschafft werde, und nicht in feierlichem Zuge, sondern schmachvoll, wie es dem Ungehorsamen gebühre. Vergeblich war es, daß Eulogios einwendete, der Jüngling sei nicht freiwillig in die Skitis gekommen, habe kein Gelübde abgelegt, sei nur von ihm selbst für eine kurze Zeit der Buße dorthin gebracht worden; vergeblich Alles — Gordian bestand mit unbeugsamem Starrsinn auf seiner Forderung.

Inzwischen war die Brüderschaft von Zografu, ihren Abt an der Spitze, herbeigekommen. Eine merkwürdige Scene entwickelte sich. Im Portale des Klosters stand der Abt mit den Seinen, bereit die Hülle des Streiters für die Sache des heiligen Berges aufzunehmen; vor dem Portale standen wir mit der Bahre. Zwischen beiden Zügen, abwehrend nach beiden Seiten, die erzürnte Gestalt des Einsiedlers, pochend auf das Recht seiner Büßergemeinde, furchtbare Drohungen ausstoßend, in immer wachsendem Zorne. Allein die Verhandlung sollte sich nicht zu seinen Gunsten entscheiden. Eulogios und der Abt verständigten sich darüber, daß die Skitis kein Recht auf den Gefallenen habe, daß ihm ein ehrenvolles Begräbniß gebühre, und daß das Kloster Zografu ihn zur Bestattung aufnehmen werde. Da erhob sich die Gestalt des gewaltigen Bußrichters noch

einmal in ganzer Höhe, im Antlitz dämonische Wuth, zitternd an allen Gliedern; er schien einen Fluch ausstoßen zu wollen. Allein die übermäßige Anstrengung hatte die Kraft des Neunzigjährigen erschöpft. Die Sprache versagte ihm, die Augen quollen hervor, ein Zucken ging durch seinen Leib, und im Todeskrampfe sank er zu Boden.

Ich mußte mich abwenden, ein Schauder ging mir durch Leib und Seele. So, von starrem Schweigen ergriffen, standen auch die Mönche. Lautlos wurde darauf die Leiche Leon's in das Kloster getragen. Die irdische Hülle des Heiligen brachte man in dieselbe Zelle. —

Ermattet von den Wanderungen und Aufregungen des Tages, mußten wir die Nacht in Zografu verweilen. Ich hatte keine Ruhe, bis zum Leichenbegängniß daselbst auszuharren. Die Sorge um Cyrill trieb mich am andern Morgen mit den Brüdern nach Paulu zurück. — Hier hatte man erwartet, der Knabe werde in unserer Gesellschaft wiedererscheinen, und die getäuschte Erwartung gab zu vielfachen Vermuthungen Veranlassung. — Meine Verlegenheit der gesammten Brüderschaft gegenüber sollte aber am folgenden Tage noch wachsen.

Eulogios, der, im Begriff zur Kirche zu gehen, mir begegnete, überreichte mir einen offenen Brief. „Lies!“ sagte er. „Er kommt von Cyrill. Der Inhalt bleibt

vorerſt unſer Beider Geheimniß. Ein Fiſcher aus dem Hafen hat das Blatt gebracht. Er hatte von Cyrill den Auftrag, es erſt in drei Tagen abzugeben. Wir ſprechen darüber nach Beendigung der Liturgie.“ — Ich eilte in meine Zelle und las:

„Mein Oheim Eulogios! Wenn Du dieſe Worte lieſeſt, bin ich weit weg vom Athos und den Mauern von Paulu. Ich verlaſſe das Kloſter, um nicht zurückzukehren. Welcher Mönch vom heiligen Berge entflieht, gehört ſich ſelbſt an, und weder eine weltliche noch eine geiſtliche Macht rührt die Hand, um ihn zurückzubringen. So weit ſind wir frei — ich weiß es aus Deinem eigenen Munde. Dieſe Freiheit benutze ich, um mein Leben vor der Lüge zu retten. Denn im Herzen habe ich ſtill erwogen, daß ich für das Kloſter nicht paſſe, und die Gelübde nicht ablegen kann. All mein Leben will mit Macht in die Welt hinaus, um zu lernen und zu arbeiten. Denn ich bin ein Grieche und habe ein Vaterland. Dies im Geiſte erkennend, ſage ich mir: das Vaterland braucht Männer, um mit klugem Sinne zu wirken, nicht Büßer und Kloſterbrüder, an denen gar kein Mangel iſt. Was ich will, weiß ich ſeit lange, und thue was ich muß. Solange unſer Freund Theophilos zum Beſuche bei uns war, hielt auch ich es im Kloſter aus, denn ich konnte von ihm lernen. Als er mir ſagte, daß er in ſeine Heimath zurückgehen wolle, erſchrak ich, und mir graute

vor der Einſamkeit, in der ich bleiben ſollte. Eine Ahnung ſprach zu mir, er werde gleich auf der Stelle fortgehen, und ich fühlte, daß er mich nicht auffordern konnte, ihm zu folgen, obgleich ich weiß, daß er mich nicht von ſich weiſen wird, wenn ich ihm draußen begegne. Meine Unruhe ſtieg, ich hielt es nicht in der Liturgie, nicht in der Zelle aus. Heimlich ſetzte ich mich in eine dunkle Ecke des Hofes nieder, horchte die ganze Nacht auf jedes Geräuſch, denn immer redete die Furcht in meinem Gemüthe: Theophilos nimmt die Flucht, und läßt dich hier allein! Aber der Schlaf überwältigte mich dennoch. Im Morgengrauen erwache ich von einem Geräuſch. Die Pforte geht — ich ſeh' es deutlich — Theophilos ſchreitet hinaus, und das Schloß fällt hinter ihm zu! Ich hätte aufſchreien mögen, ich war allein, von dem einzigen Helfer verlaſſen. Aber ich faßte mich. Ich war auf mich ſelbſt angewieſen, mußte meinen Plan machen, ohne Jemand eine Verantwortung meiner Flucht zu geben, und es war gut ſo. Und nun bin ich fertig. Ich habe mir durch Arbeit in meinen Mußeſtunden Etwas erſpart, damit denke ich ein Stück Weges vorwärts zu kommen. Ich reiſe nach Trieſt, denn Theophilos wollte dahin den Weg nehmen. Er iſt erſt heute in der Frühe fort, ich hoffe ihn noch einzuholen. Finde ich ihn aber nicht mehr, ſo wird Gott mir weiter helfen. Ich bettle mich durch Deutſchland — denn ein Weniges von der

Sprache seiner Heimath hat er mich gelehrt — und suche nach der Stadt zu kommen, wo seine Familie wohnt. Finde ich ihn da, so vertraue ich ihm mein Leben, werde daraus was da wolle! Finde ich ihn noch nicht, so bringe ich seiner Schwester Grüße von ihm, und sage, daß er kommen werde, und daß er mein Freund sei, der einzige Freund, den ich auf Erden habe, und die Menschen dort werden mich nicht von sich stoßen, denn sie sind gut und freundlich, wie Theophilos sagt. Da will ich warten, bis er kommt. — Du wirst mir zürnen, mein Oheim Eulogios! Aber ist es nicht besser, zu gehen bei Zeiten, als ein Leben voll Elend, Lüge und Heuchelei durchmachen? Wenn ich Etwas gelernt habe, und wiederkehre, und etwas Tüchtiges für mein Vaterland leisten kann, dann wirst Du mir nicht mehr zürnen. So leb wohl, Eulogios, und habe Dank für alle Güte, die Du mir immer gewährt!"

Das war Cyrill's Abschied vom Kloster. Es lag auf der Hand, er hatte meine Entfernung in jener frühen Tagesstunde, die ich nur gewählt, um Aufsehen zu vermeiden, für eine Flucht gehalten, ohne sich Rechenschaft zu geben, ob ich wohl nöthig hatte zu entfliehen, ohne Abschied Paulu zu verlassen. So war er davon gegangen in dem Wahne mir zu folgen. Ich fühlte mich bewegt und gerührt durch das Vertrauen dieses jungen Herzens, selbst durch die naiven Ansprüche, die seine Unerfahrenheit an meine Sorge für seine Zu-

kunft machte. Ich wollte sie gern übernehmen, denn ich hatte noch für Niemand zu sorgen, und meines Schwagers Brief stellte mir eine gesicherte Lebenslage in Aussicht. Allein wie werden meine Gastfreunde zu Paulu urtheilen, dachte ich, wenn sie erfahren, daß ich ihnen ein Glied ihres Ordens entfremdet, ja verlockt habe? Denn mein war doch die Schuld, der Brief sprach meine Verantwortung klar aus. Und was wird Eulogios sagen? — Ich ging aufgeregt im Zimmer auf und nieder, griff dies und jenes an, und ertappte mich selbst darüber, daß — ich einzupacken begann.

Eulogios trat ein, und konnte über meine Beschäftigung nicht im Zweifel sein. „Bist Du schon dabei?“ begann er mit Ruhe. „Es ist auch wohl am besten so.“

„Wie muß ich vor Dir stehen, Eulogios!“ rief ich ihm entgegen.

„Laß das gut sein!“ fuhr er fort. „Ich bin fast zufrieden, daß es so kam, denn — es hätte schlimmer kommen können! Nimm den Knaben in Deine Obhut, und suche Etwas aus ihm zu machen. Er ist gut, unschuldig, bildsam, aber er ist auch phantastisch und erregbar. Für das Kloster ist es kein Verlust, wenn er geht. Ob es für ihn und für die Welt ein Gewinn ist, das muß abgewartet werden. Allein, daß wir es mit einem Novizen auch in der Lebenskenntniß zu thun haben, zeigt sein Brief, der Dir die ganze Last seiner

Erziehung und Zukunft aufbürdet. Das soll nicht sein. Es stehen mir Mittel zu Gebote, für ihn zu sorgen. Ich kann Dir gleich eine Summe mitgeben, die seine Bedürfnisse für die erste Zeit decken wird. Nachher will ich mit Cyrill's Vater verhandeln, der sich, denke ich, willig finden lassen wird, wenn ich ihm die Sache darstelle. Hier im Kloster bleibe Alles noch Geheimniß und die Entwicklung mir überlassen. Du aber reise, Theophilos, reise schon morgen. Vielleicht triffst Du den Knaben noch unterwegs, und kannst ihn vor Irrungen behüten, welchen seine Unerfahrenheit überall ausgesetzt ist."

So nahm ich denn Abschied von meinem wackern Eulogios, Abschied von den Brüdern zu Paulu, Abschied vom heiligen Berge, auf dem meine Philhellenenfahrt nach zehn Jahren ein so abenteuerliches Ende gefunden hatte. Am andern Morgen war ich auf hoher See. Mächtig, im Glanze seiner Schneekrone, ragte der Gipfel des Athos in die blaue Luft. Ich winkte ihm meine letzten Grüße. Und als mir die Umrisse des Gebirges verschwammen, ging Alles an mir vorüber wie ein lebhafter Traum, und die Gedanken an das Vaterland und die Meinen sprachen lauter zu mir, und riefen mich in eine ganz veränderte Wirklichkeit.

Aber eine Gestalt trat doch immer wieder vor meine Seele, ergreifend, fragwürdig, mich in Räthsel verstrickend — die Gestalt Arethusa's. Nicht verleugnen

konnt' ichs vor mir selbst, daß sie sich an mir gerächt, daß sie in der Stunde des Abschieds ihr schönes Bild tiefer in mein Herz gedrückt hatte, als ich es für möglich gehalten. Ein unendliches Weh um sie ergriff mich, und begleitete mich noch lange. Wie ich sie zuletzt auf ihrem Rosse dahinsprengen gesehen in unbekannte Ferne, so wollte sie selbst von mir geschieden sein, und die Vernunft sagte mir, daß es so sein mußte. Doch wollte mit dieser Erkenntniß nicht zugleich die Ruhe über mein Gemüth kommen. Was wird mit ihr? Wie wird ihr Geschick sich wenden? So fragte ich wieder und wieder. — Es sollte lange Jahre dauern, ehe ich wieder von ihr erfuhr. —

Mein Schiff lief in den Hafen von Triest ein, die Sorge um Cyrill trat in die erste Reihe. Noch stehe ich und verhandle mit Lastträgern über mein Gepäck, da höre ich den Jubelschrei: Theophilos! und ein Jüngling in moderner europäischer Tracht stürzt mit Thränen der Freude an meine Brust, um mich stürmisch zu umarmen. Es war Cyrill. Aber wer hätte ihn wiedererkannt? Das weltliche Kleid hatte einen ganz prächtigen Jungen aus ihm gemacht, dem bald auch das Lebensglück in heller Freude aus den Augen blitzte. Denn daß seine Angelegenheit zu Paulu sich so günstig wenden würde, wie ich ihm erzählen konnte, ging über seine Erwartung, ließ ihn das Vergangene jetzt vergangen sein, um alle Seligkeit neugeborener

Jugendhoffnungen in ihm aufblühen zu machen. In all der Aufregung des Glückes erzählte er mir dann, wie es gekommen, daß ich ihn noch in Triest getroffen. Schon bei der Abfahrt aus dem kleinen Hafen von Paulu hatte er von den Schiffern erfahren, daß ich den Athos gar nicht verlassen, sondern in der Frühe auf dem Wege landeinwärts gesehen worden sei. Cyrill erschrak, aber er schwamm einmal auf den Wellen, sein Brief war zur Bestellung übergeben, die Flucht beschlossen. So wollte er meiner in Triest harren. Hier war sein Erstes, das Mönchskleid für ein weltliches einzutauschen, und so hatte er Tag für Tag am Hafen meiner geharrt, in der Hoffnung, daß ein Schiff mich doch endlich bringen müsse. Es war die höchste Zeit, daß ich kam, denn seine Ersparnisse waren zu Ende, und er hatte bereits harte Fasttage halten müssen, wie er sie selbst zu Paulu nicht gewöhnt gewesen.

Nach einigen Tagen der Erholung, während welcher ich den Meinigen meine Rückkehr, zugleich mit dem hellenischen Jünger, ankündigte, rüsteten wir uns zur Reise nach Deutschland.

Und welch ein Empfang ward mir daheim! Wie viel Freude nach langer Entbehrung! Meinem Gefährten standen die Thränen in den Augen bei Scenen, die ihm bis dahin fremd waren, fremd wie alle Beziehungen der Familie, die er aber doch mit innerlichstem Bedürfniß verstand. — Der schöne junge Grieche machte,

wie sich denken läßt, in meiner Familie großen Eindruck, und es bedurfte kaum seiner romantischen Vergangenheit, um ihn auch in anderen Kreisen interessant zu machen. Meine Schwester nahm ihn sogleich als Mutter in ihre Obhut, und ihre Kinder waren schnell vertraut mit ihm. Seine Unbefangenheit und kindliche Neugier, mit der er all das Fremde der neuen Umgebung aufnahm, die Wißbegierde und Verwunderung, die er täglich zeigte, und sich doch jedes Neue willfährig und strebsam zu eigen zu machen suchte, vor Allem seine Liebenswürdigkeit und ein poetischer Hauch des Ungewöhnlichen machten ihn zum allgemeinen Liebling. — Ich unterrichtete ihn anfangs, ließ ihn dann die deutsche Schulbildung auf einem Gymnasium durchmachen, und nach einigen Jahren bezogen wir gemeinsam die Universität. Ich als Lehrer — denn man hatte mir einen Lehrstuhl angeboten — er als Student. Er blieb der Unsere lange Jahre, und mit mir und meiner Schwester in brieflichem Verkehr, auch nachdem er in sein Vaterland zurückgegangen, und später in Athen an die Universität berufen, die gründlichen Kenntnisse verwerthete, die er in Deutschland gewonnen hatte.

Als er uns verließ, konnte ich mir nicht versagen, ihm den Auftrag mitzugeben, dem Geschicke Arethusa's nachzuforschen. Seine Briefe wußten anfangs nichts von ihr zu sagen. Dann kam die Nachricht, daß Arethusa ihre Hand einem russischen Fürsten gereicht, und

mit ihm in Paris lebe. Und wieder nach einiger Zeit hieß es, daß die Fürstin P. Wittwe geworden und auf der Insel Hydra ihren Wohnsitz genommen habe. Cyrill machte ihre persönliche Bekanntschaft, und schrieb sehr erbaut von der noch immer sehr schönen, vornehmen Dame, welche auf ihrem Landsitze ganz der Kunst und Wissenschaft lebe, und die Dichter des griechischen Alterthums mit Vorliebe lese. Er habe, da Hydra nicht gar weit von Athen liegt, sie schon ein paarmal besucht, und Beide sprächen viel und gern von ihrem Freunde im fernen Norden.

Zehn Jahre waren vergangen, seit ich dem Athos, drei Jahre, seit Cyrill dem deutschen Boden Lebewohl gesagt hatte. Da schrieb er mir, er müsse wieder einmal sehen, wie es bei uns stehe, bei denen er seine zweite Heimath gefunden. Er kam, und wurde mit alter Liebe empfangen. Als er mit mir allein war, zog er ein Päckchen aus seinem Koffer. Das sende mir die Fürstin P. mit einem freundlichen Gruße. Vergangener Zeiten mit Bewegung gedenkend, öffnete ich und betrachtete den Inhalt. Es war ein Immortellenkranz vom Athos.

Waldschmellerlinge.

Es war ein Morgen im Hochsommer. In den Edeltannen und an den Gräsern des Waldweges hingen die Tropfen nächtlichen Regens, und erquickende Kühle wehte aus den tiefen Schatten des Nadelholzes hervor. Nur hier und da durchblitzte ein Strahl der noch niedrig stehenden Sonne die mächtigen Tannenwände, nur ab und zu hob sich von ihrem dunklen Grunde das lichtere Grün des Laubholzes ab. — Der junge Mann im gewählten Jägerkleide, der den steilen Weg hinanstieg, war in Gedanken verloren, und sah nicht so heiter aus, als seine Jugend und der köstliche Morgen hätten erwarten lassen. Als er die Höhe erreicht, blieb er stehen und betrachtete einen Augenblick mit untergeschlagenen Armen das Haus und die Umgebung, die sich auf dem Plateau seinen Blicken darbot. Es war ein wunderliches Gebäude, dieses „Schloß," wie es in der Umgegend genannt wurde. Mit vier gleichen Seiten, wie ein Würfel, mit hohem, spitzem Ziegeldach, braun

und mit Moos bedeckt, stand es zwischen dichtem Baumwuchs. Die Wirthschaftsgebäude waren kaum zu sehen, das Wohnhaus schien einsam in der Waldeshöhe zu liegen. Sein Anblick war nicht einladend. Graue, mit Mörtel beworfene Wände, nur um die Fenster zu einem weißlichen Rahmen abgeglättet. Vier solcher Fenster, in breiten Zwischenräumen, mit trüben, kleinen Scheiben, zeigten sich gleichmäßig an jeder der vier Seiten des Hauses. Die Umgebung stark verwildert, nichts umher, was einem Garten ähnlich sah. Die Morgensonne vergoldete die Hälfte des Daches und die Wipfel der Tannen, um so grauer und verschlafener lugten noch die Mauern und Fenster dem Betrachter entgegen. — Hier das Leben eintönig beschließen, wie der alte Onkel? dachte der junge Mann. Hier sich lebendig begraben? Auch nur einen Sommer lang hier einsam aushalten? Ein paar Wintertage bei fröhlicher Jagdpartie, das möchte gehen! Aber als Wohnsitz — wie wär's möglich? Was fang' ich auch nur die wenigen Wochen an, die ich mir gefallen lassen will den Gutsherrn zu spielen? — Ein Fenster wurde im oberen Geschoß geöffnet, und eine ältere weibliche Gestalt lehnte sich einen Augenblick hinaus. Der junge Herr ging langsameren Schrittes dem Schlosse entgegen.

Es war ein für ihn noch neues Besitzthum, an das sich ihm keinerlei heimathliche Erinnerungen knüpften. Zwar besuchsweise war er öfter bei dem alten Son-

derling von Onkel eingekehrt, dessen kürzlicher Tod ihn zum Majoratserben dieses Gutes und eines wohlgesparten Vermögens gemacht hatte, besondere Anziehung aber übte das Haus auf den jungen Grafen Horst von Eigelstein längst, schon seit seinen Knabenjahren, nicht mehr aus. Lebte er doch in der bewegten Welt mit so andern Bedürfnissen, unter so weltenweit geschiedenen Verhältnissen, daß er, nur einer Art von Zwang gehorchend, sich hierher begeben hatte. Erst gestern Mittag, und zwar in Begleitung seiner Schwester, der Gräfin Ulrike, und einer Tante, war er auf Schloß Eigelstein angelangt.

„Guten Morgen, Horst! Du spielst früh den Gutsherrn!“ lachte die Schwester ihm aus dem Fenster entgegen. „Wir wollen eben zum Frühstück in Nimrod's Halle!“

Horst stieg die Treppe zu dem kleinen Saal hinauf, welchen Ulrike gestern bereits, wegen seiner Ausschmückung mit Jägerbildern und Hirschgeweihen, auf den Namen Nimrod's Halle getauft, und zum gemeinschaftlichen Salon bestimmt hatte. Er begrüßte die Damen, um sich mit ihnen zum Frühmahl zu setzen. Ulrike, eine reife Weltdame und aufgeblühte Schönheit, nur ein Jahr jünger als Horst, war guter Laune und machte sich lustig über des Bruders ernstes Majoratsgesicht, über die Unzulänglichkeit des Hauses für die Bedürfnisse der verwöhnten Gäste, über die Wunderlichkeit der alten

Diener des Verstorbenen, die sich mit dem dienenden Zuwachs der jungen Herrschaft nicht vereinigen konnte. „Wenn man aus diesen Fenstern nur zwanzig Schritt weit sehen könnte!“ rief sie. „Es müßten sich von hier oben die schönsten Blicke bieten, dort in grüne Waldschluchten, da in das weite Land, aber man sitzt förmlich eingewachsen, eingepfählt, eingemauert in lauter Tannen!“

„Das wird bald anders werden!“ meinte die Tante, Frau von Trutzleben. „Das Haus ist verkommen, aber es ließe sich etwas daraus machen. Vorerst kann da unten eine Thür durchgebrochen werden, und man legt eine Veranda mit breiter Freitreppe an. Das Stückchen niedriges Holz ist ohne große Mühe zum Garten umzuwandeln. Ich habe mir das gestern schon darauf angesehen. Oder, noch besser, Horst macht umfassendere Anstalten und baut ein neues Schloß, einen Stammsitz für das Haus Eigelstein.“

„So, so!“ lachte Ulrike. „Horst soll bauen? Der junge Cürassieroffizier aus der Leibgarde des Königs wird sich hier in der Einsamkeit ansiedeln? O — müssen wir Frauen künftig auch, wie die verwünschten Prinzessinnen, hier im Tannendüster sitzen? Ach, ich habe Nachts zum ersten Mal die Eulen singen hören — und im Traume war mirs, als zöge die Regimentsmusik der Cürassiere vorüber — Horst, mein Bruder, was werden wir künftig hören?“ Ulrike legte mit pa-

thetisch komischer Geberde ihre Hand auf des Bruders Schulter, und sah ihn forschend an.

„Du spottest!“ lachte die Tante. „Aber Horst hat Verpflichtungen gegen sein Haus, seinen Namen, er muß sich verheirathen. Oder soll er, wie seine drei Vorgänger im Majorat, als alter Junggeselle sterben?“

„Brrr! Nein, nein, nein! Jedem der drei Junggesellen, dem Groß-, dem Urgroß- und dem simpeln Onkel ein besonderes Nein! Sie waren sonst gewiß brave Herren, aber entsetzliche alte Hagestolze! Es ist richtig, Horst, Du mußt ans Messer! Heirathe! Thusnelde von Wackelberg nimmt Dich lieber heut als morgen.“

Horst lächelte halb, halb machte er ein verdrießliches Gesicht. Die Genannte war eine alte Hofdame, die sich einst auf einem Hofballe mit Entzücken über den schönen jungen Offizier ausgesprochen hatte. Horst mußte sich seitdem viel mit seiner „Eroberung“ aufziehen lassen. Er trommelte mit den Fingern und war heut gar nicht recht in der Stimmung, den Spott unterhaltend zu finden.

„Beherzige mein Wort, lieber Horst!“ nahm die Tante die Rede auf. „Du bist fünfundzwanzig Jahre alt, kannst immerhin daran denken, eine Wahl zu treffen. Deine Vorfahren im Majorat waren Sonderlinge, welche das Haus und die Familie verkommen ließen. Dreimal konnte das Majorat auf Neffen vererben, Du aber bist jetzt der letzte Graf von Eigelstein,

und mußt darauf denken, das Haus von neuem würdig zu begründen."

Das Kammermädchen kam herein und brachte einen schönen Strauß von Nelken, Levkojen und anderen Sommerblumen. Ein Bote aus der Försterei habe ihn für die Gräfin abgegeben. „Von der kleinen Veronika!" rief Ulrike. „Sieh da! Recht aufmerksam! Wir lassen danken, und werden unten einmal vorsprechen."

„Haben die da unten in der Försterei so hübsche Blumen?" fragte die Tante. „Nun, nun, wir wollen künftig auch bei uns dergleichen haben!"

Ulrike streifte den Bruder mit einem lächelnden Seitenblicke. Es war ihr, als zöge er bei den Worten „bei uns" die Augenbrauen ein wenig zusammen, und sie ahnte, daß Horst nicht sehr erbaut war von der Aussicht auf künftige Gemeinsamkeit mit der etwas selbständig durchgreifenden Tante. Es bleibe dahin gestellt, wie er darüber dachte.

„Ich wußte nicht, daß Du mit den Försterleuten in einer Beziehung stehst, Ulrike," nahm Frau von Trutzleben die Rede auf.

„Alte Erinnerungen aus der Kinderzeit!" entgegnete Ulrike. „Als Tante Eberbach noch lebte, reiste sie mit uns zuweilen im Sommer hierher zum alten Onkel. Da fanden wir Geschwister bei unseren Streifereien Gespielen an den Kindern des Försters, und waren täglich beisammen, um die Freiheit zu genießen. Die kleine

Veronika iſt gleichwohl einige Jahre jünger als ich, und der Sohn des Förſters —"

„War bereits auf der Forſtakademie," fiel Horſt ein, „und ſpielte, als wir zuletzt gemeinſam hier waren, den ausgeſprochenen Gourmacher meiner vierzehnjährigen Schweſter."

Ulrike lachte, öffnete das Pianino und blätterte in einem Notenhefte.

„Mich langweilte das damals," fuhr Horſt fort, „denn ich war als fünfzehnjähriger Junge für Zartheiten wenig empfänglich, und die kleine Veronika, auf die ich angewieſen blieb, noch völlig ein Kind. Und doch waren es vergnügte Tage. Schade, daß man durch das Leben und die Verhältniſſe getrennt wird. Der Ludwig Markwart ſcheint übrigens ein ſehr tüchtiger Menſch zu ſein. Er macht Carrière und weiß ſich eine Stellung in der Geſellſchaft zu erringen."

„Wie denn? Ich irre mich hoffentlich?" rief Frau von Trutzleben. „Der Forſtrath Markwart, der angenehme Mann, den wir zuweilen bei der Gräfin S. fanden, der ſo hübſch das Cello ſpielt — iſt doch nicht —"

„Iſt der Sohn meines Förſters Markwart!" fiel Horſt ein.

Frau von Trutzleben ſchien dieſe Eröffnung ſehr merkwürdig zu finden, Ulrike aber griff mit ein paar kräftigen Accorden in die Taſten, und machte mit einem Schubert'ſchen Liede der Unterhaltung ein Ende. Es

war zum ersten Mal, daß in diesem Hause die Tasten eines Claviers angeschlagen wurden. Ulrike, gefaßt auf eine längere Einsamkeit, hatte, da sie ihre Musik nicht entbehren mochte, das Instrument nach Eigelstein vorausgeschickt.

Horst begab sich in sein Zimmer, einst das Wohngemach seines Vorgängers im Majorat. Es lag im Erdgeschoß, und, obgleich ebenfalls beschattet und verdunkelt durch hohe Bäume, gewährte es einen Ueberblick über den Wirthschaftshof. Auf dieses Zimmer und einen anstoßenden Raum hatte der verstorbene Onkel sein Leben fast allein beschränkt. Selten, nur bei gelegentlichen Jagden, die in den letzten Zeiten, bei der zunehmenden Gebrechlichkeit des alten Herrn, noch seltener geworden, öffneten sich die übrigen Räume des Hauses. Das Junggesellenzimmer, hoch und verräuchert, ließ erkennen, daß darin mit äußerster Consequenz der Gewohnheit seit zwanzig Jahren kein Frevel der Veränderung vorgegangen. Ein alter Nimrod und grillenhafter Sonderling hatte darin gehaust. Die urväterischen, mit Leder überzogenen Sessel zeigten, daß die Hauptgesellschaft des Herrn, seine Hunde, freie Verfügung über jeden Ruhesitz genossen, und getrost in Fetzen reißen durften, was nicht widerstand. Der Gewehrschrank war wohl gefüllt, an den Wänden Geweihe, Jagdgeräth, Reihen von Pfeifen und Cigarrenkisten, und eine kleine, aber gewählte Bibliothek von solchen Büchern, die nur

unter der Hand empfohlen, aber von alten Huſaren und Invaliden eines wohlgenoſſenen Lebens ſehr geſchätzt zu werden pflegen. Auf dem wurmſtichigen Schreibtiſche lagen Rechnungsbücher und Papiere, aus dem alten braunen Uhrgehäuſe tickte die Zeit langſam und eintönig fort — es war Alles noch, wie es der Verſtorbene im vergangenen Winter verlaſſen hatte. — Doch war er nicht hier geſtorben, ſondern in der Hauptſtadt, wohin er ſich nach langem Widerſtreben und ſchwerem Entſchluß zu einer Operation begeben hatte. Sein Erbe war Horſt.

Er und ſeine Schweſter, früh elternlos, beſaßen außer einem Namen, der ihnen einen Rang in den erſten Kreiſen der Welt gab, von Hauſe aus nichts, was ihre Anſprüche hätte unterſtützen können, und nur die Freigebigkeit des Onkels gewährte ihnen die Mittel, um — wie die Welt es nennt — ihre Rechte geltend zu machen. Ulrike wurde von dem Glückswechſel, der ihren Bruder zu anſehnlichem Vermögen brachte, nur mittelbar betroffen. Sich noch ſplendider gegen ſie zu erweiſen, als es der Onkel gethan, war ſeine erſte Sorge als Majoratsherr, und ſo wurde auch die Exiſtenz der Tante geſichert, welche, bis dahin blutarm aber vornehm, mit Ulrike gelebt und als ihre Beſchützerin gegolten hatte — obgleich Frau von Trutzleben ſich eigentlich weder liebenswürdig zu geben wußte, noch auch von den Geſchwiſtern beſonders geliebt wurde. Es waren

eben die Reſte einer Familie in abſteigender Linie, die, auf einander angewieſen, zuſammenhielten. — Horſt hatte, da ſein Onkel in der Hauptſtadt, und — wie es zu heißen pflegt: „in ſeinen Armen“ geſtorben war, nicht daran gedacht, das entfernte Gut in den Bergen und im Winter aufzuſuchen, um ſein Regiment daſelbſt anzutreten. Es ſollte ja ein ſehr tüchtiger Verwalter da ſein, und auf ſeine Forſtbeamten — denn es wurde vorwiegend Waldwirthſchaft betrieben — konnte er ſich verlaſſen. Nun aber ſtellte ſich im Sommer dennoch die Nothwendigkeit für ihn heraus, perſönlich auf ſeinem Eigen zu erſcheinen, und da er der Einſamkeit mit Mißmuth entgegenſah, bot ſich Ulrike ihm dankbar als Geſellſchaft an. Es war immer ein Opfer, das ſie brachte, denn als verwöhntes und gefeiertes Weltkind liebte ſie die geſelligen Zerſtreuungen ſehr, und hätte mit der Prinzeſſin A. nach Baden reiſen können. Allein ſie wollte für den Bruder auch einmal etwas thun. Freilich mußte die Tante mitgenommen werden. Aber Muſik, Zeichenſtudien, Bücher, Correſpondenzen ſollten über vier lange Wochen hinweg helfen. Denn wie ſehr die junge Dame ein Weltkind war, ihre geiſtigen Anlagen, Talente und Bedürfniſſe ſicherten ihr ein Eigenleben in dem Alles auflöſenden, zerſplitternden, und nur äußerlich ſcheinbar geregelten Treiben der ariſtokratiſchen Welt, in der ſie ſich bewegte.

Da waren die Geſchwiſter nun draußen im Walde,

Ulrike bereits bei einem befriedigend begonnenen Tagewerke, Horst jedoch, der ihr Clavierspiel von oben vernahm, noch nicht in Einigkeit mit der ungewohnten Lebensweise. Er ging in seinem unerfreulichen Zimmer auf und ab, die Wanduhr tickte und schnurrte, die Hunde schnarchten auf den Polsterstühlen und fuhren, geweckt von den ungewohnten Tönen der Musik, bellend und heulend in die Höhe. Horst jagte sie hinaus. Sie erhoben draußen ein um so greulicheres Concert, die Tante rief und schalt, Ulrike lachte aus dem Fenster. — Der Verwalter kam in Geschäften, in welche sich der neue Herr mühsam zu finden suchte. Er fand kein rechtes Interesse daran, es ward ihm zu eng in seinem Hause. Gern wäre er zu Pferde gestiegen, aber das Reiten war auf den steilen Berg- und Felsenwegen weder üblich, noch ein Genuß. Horst langweilte sich von Herzen, und wäre gern am dritten Tage wieder abgereist, wenn nicht die Rücksicht auf die Damen, welche sich mit großem Gepäck für länger eingerichtet hatten, ihn zum Ausharren bewogen hätte.

Von Langeweile und Unruhe getrieben, nahm er am vierten Morgen seinen Hut und schritt hinaus in den Wald, es war ihm gleichgültig, welchen Weg er einschlug. Er gerieth auf einen steinigen und ziemlich abschüssigen Pfad, zum Theil zwischen Tannendickicht, dann wieder durch Lichtungen und Felsenvorsprünge, durch die sich der Berg links zu einer Schlucht absenkte.

Bald erinnerte sich Horst, daß dies der nächste, wenn auch nicht bequemste Weg zur Försterei sei, auf dem er in Knabenjahren oft genug umhergeklettert, und beschloß, ihn bis an das Ziel zu verfolgen. Nach geraumer Zeit sah er das Forsthaus vor sich, und stand still, um sich die glühende Stirn zu trocknen.

Wie malerisch lag das Haus da! Warum, dachte Horst, hatten seine Vorfahren ihr Schloß nicht auf diese Stelle gebaut? Niemals war ihm der Reiz dieser Lage so eindrücklich zum Bewußtsein gekommen.

Schroff senkte sich der Felsenvorsprung, auf dem das waldumgebene Forsthaus stand, in die Schlucht, aus deren Tiefe die mit Tannen bedachsenen Bergwände bläulich angehaucht emporstiegen. Rechtshin aber öffnete sich der Blick ins ebenere Land, warm und duftig, und an dem fernhin sich schlängelnden Flusse wurden die Thürme eines Städtchens sichtbar. Um das Haus auf der Anhöhe trat das Nadelgehölz zurück, und auf der sonnigen Halde hatte sich Laubholz, Buchen und Eichen, angesiedelt. Ein paar mächtige Linden standen mit breitem Schattendach gerade über dem Abhang vor dem Hause, Tisch und Bänke darunter, als der höchste Punkt des Gartens, der sich terrassenförmig, ohne viel Kunst, aber wohlgepflegt hinunter zog. Es war eine anmuthig behagliche Ansiedlung. Alles still umher, nur die Finken schlugen in den Zweigen, Bienen summten vorüber, und Schmetterlinge wiegten sich über den Waldblumen.

Horst öffnete die ihm bekannte Gartenthür und trat ein. Niemand begegnete ihm. Auch das Haus schien wie ausgestorben. Selbst auf das Gebell eines großen Hühnerhundes, der zu ihm heransprang, wurde kein menschliches Wesen sichtbar. Der alte bellende Jagdinvalide, welchen Horst noch bei Namen zu nennen wußte, schien das Haus zu bewachen, ließ sich aber durch Zuruf und Streicheln beschwichtigen. Er legte sich ruhig zu Füßen des Eindringlings nieder, der auf einem Steinsitz Platz nahm, um auszuruhen.

Bald aber sprang der Wächter mit Gebell wieder auf und stellte sich freudig wedelnd vor eine Stufenreihe, die sich seitwärts absenkte. Horst folgte und sah ein junges Mädchen die Stufen herauf schreiten. Sie hatte den breiten Strohhut am Arme hängen, da die überhängenden Zweige Schatten gaben; in der Hand trug sie ein Henkelkörbchen mit Erdbeeren.

Horst trat ein wenig zurück, um sie ganz herauf kommen zu lassen. Er hatte Veronika erkannt, trotz der Veränderung, welche die Jahre ihr gebracht. Aus dem Kinde war eine schlanke Jungfrau geworden. Der Gast bewunderte den Ausdruck ihrer Züge, die Anmuth ihrer Bewegungen. Jetzt war sie oben, und Horst that einen Schritt ihr entgegen, um sie zu begrüßen. Veronika fuhr ein wenig zusammen, ein lebhaftes Roth ergoß sich über ihr Antlitz, aber sie lächelte ohne Verlegenheit, als sie ihn erkannt. Denn auch er brauchte

sich ihr nicht vorzustellen. „Herr Graf!“ sagte sie freundlich aber gemessen, „Sie müssen verzeihen, daß Sie das Haus leer gefunden —“

Er unterbrach sie mit einer Entschuldigung, daß er trotzdem eingedrungen. „Die alten Wege waren mir bekannt genug,“ sagte er, „und ich poche auf die Rechte der alten Freundschaft.“

Veronika verneigte sich leicht. Es lag etwas kühl Ablehnendes in ihrer Bewegung. „Der Gutsherr ist auf seinem eigenen Grund und Boden,“ sagte sie, und schritt voran nach dem Platz unter den Linden, welcher der Empfangsort für sommerliche Gäste zu sein schien. Der Graf hatte auf des Mädchens letzte Worte einen freundlichen Vorwurf auf den Lippen, sie aber schnitt ihm die Rede ab. „Mein Vater ist mit den Leuten früh in Geschäften ausgegangen, die Mägde habe ich nach der Mühle und nach der Stadt geschickt, ich selbst benutzte eine Stunde, dem Vater die Erfrischung im Walde zu sammeln.“ Sie setzte das Körbchen auf den Tisch und lud den Gast ein, vor dem Aussichtspunkte Platz zu nehmen.

„Und Sie fürchten sich nicht, so lange Stunden in dem Waldhause allein zu bleiben?“ fragte Horst.

Veronika lächelte. „So wenig,“ entgegnete sie, „daß ich selbst diesen meinen treuen Wächter entbehren könnte.“ Sie streichelte den Kopf des Hundes, der sich an ihre Knie schmiegte. „Ich lasse ihn daheim, wenn ich mich

vom Hause entferne. Er ruft mich zurück, wenn meine Gegenwart nöthig ist."

„Er hat Sie auch heut durch sein Bellen gerufen?" fragte Horst.

„Gewiß. Und ich verstand ihn so gut, daß ich wußte, es sei ein Besuch da."

Der Graf langte in das Körbchen und nahm einige Erdbeeren. „Sie erlauben?" sagte er. „Nur gegen den Durst! Es ist ein heißer Tag!"

Veronika wollte ihm das Körbchen wegnehmen, ihm eine Schaale Erdbeeren schmackhafter zurecht machen, er aber bat sie dringend, zu bleiben, und hielt den Henkel auf der andern Seite fest. Bei dieser Bewegung kam der Korb ins Schwanken, ein Theil des Inhalts wurde über den Tisch gestreut, und vier Hände fuhren mit Hast zu, um die rollenden Beeren aufzuhalten. Das Mädchen und der Gast lachten, und während Beide die Früchte wieder in ihr Behältniß sammelten, schien der unbefangene Ton vergangener Jahre in ihr Gespräch zurückzukehren.

Es lag nicht an Horst, daß die Unterhaltung bald wieder gemessener wurde. Veronika schien die Zugeständnisse leichten Verkehrs, wie er einst zwischen ihr und dem Knaben bestanden, dem „Herrn Grafen" durchaus nicht mehr zu machen. — Die Rede kam auch auf ihren Bruder, obgleich Beide es eher vermeiden wollten, die Unterhaltung auf Ludwig zu bringen. Denn Veronika wußte, daß der Graf keinen Verkehr mit ihm hatte,

ihn vielleicht absichtlich gar nicht beachtete, während Horst sich in diesem Augenblick nicht ganz frei im Gewissen fühlte, sich von dem selbst in bevorzugten Kreisen geschätzten Mann entfernt gehalten zu haben. „Dieser Sommer soll noch ein sehr glücklicher für uns werden," sagte Veronika. „Mein Bruder will seinen Urlaub zu einem Besuche bei uns benutzen." Während Horst seine Freude darüber wortreich aussprach, dem Jugendgespielen auf diese Art in ungetrübtem Verkehr wieder näher zu treten, und seines Lobes voll war, während dem lächelte Veronika sehr eigen, und — schwieg, indem sie dem Redenden überließ, das Thema nach Belieben weiter auszuführen. Der Graf wurde etwas verlegen und suchte nach einer andern Wendung.

Ein kleiner blauer Waldschmetterling flog über dem duftenden Erdbeerenkorb hin und her. „Ei!" rief Horst, „verstehen Sie die Kunst noch, diese leichtfertigen Gesellen zum Gehorsam zu bringen?"

„Nicht mit jedem gelingt es," sagte sie, indem sie die Hand ausstreckte. „Komm, komm, sei artig!" — Und der blaue Schmetterling flatterte wie prüfend eine Weile darüber hin, um sich dann, die Flügel hebend und senkend, auf ihrem Zeigefinger niederzulassen. Er blieb sitzen, auch als sie die Hand an sich zog, um ihn näher zu betrachten.

„Reizend! Reizend! So müßten Sie gemalt werden!" rief der Graf.

Veronika erhob sich schnell, indem sie ihren blauen Waldgenossen in die Luft warf. „Sie verzeihen, Herr Graf," sagte sie, „daß ich nun meinen Pflichten nachgehe. Ich habe zu Mittag fünf Männer, und alle mit gutem Appetit, satt zu machen, und zögerte zu lange mit den Vorbereitungen."

Der Gast wünschte den Aufbruch hinzuzögern. „Ich habe mich noch nicht bedankt für den schönen Blumenstrauß, den Sie uns sendeten —"

„Es war auf meines Vaters Wunsch, daß ich der Gräfin die Blumen schickte," unterbrach sie ihn. „Ich für meinen Theil würde diese Annährung nicht gewagt haben. Darf ich meinem Vater eine Bestellung von Ihnen ausrichten?"

Der Graf verstand, daß er seinen Abschied für heut habe, und empfahl sich. Er ging sehr ungern. Hier war plötzlich die Unterhaltung in seiner Einsamkeit, die angenehmste und ausreichendste, und nun sollte ihm diese gleich anfangs so schmal zugeschnitten werden? Er wendete sich auf dem Waldwege noch ein paar Mal um, und als er den Blick nach dem Hause verloren, stieg er vergnügt pfeifend den Pfad hinauf. — Er erzählte den Damen nicht, wo er gewesen war. Auch an den nächsten Tagen nicht. Er ließ ihnen die Bemerkung unbeantwortet, daß er jetzt von seinen Geschäftswegen auffallend heiterer zurückkehre. Und er mußte des Morgens, er mußte Nachmittags, er mußte

zuweilen sogar Abends in Geschäften fort, er machte sich, wie die Tante meinte, mehr Arbeit als nöthig sei, und nehme sich seine Pflichten als Majoratsherr wirklich recht zu Herzen.

Veronika wußte stets voraus, daß der Graf in einigen Minuten das Forsthaus betreten werde. Denn Wächter (so hieß ihr alter, vierfüßiger Freund) sprang ihm stets bellend entgegen, er schien die Annäherung des Gastes zu wittern, und eilte, ihm den ersten Gruß zu bringen. Nicht so freudig gestimmt war seine Herrin. Daß der Graf nur um ihretwillen das Haus so häufig besuchte, konnte ihr nicht verborgen bleiben. Mit ihrem Vater hatte er wenig Geschäfte. Diese Besuche aber, weit entfernt ihre Eitelkeit zu schmeicheln, waren ihr peinlich. Denn der eigentliche Jugendverkehr war nicht in alter Weise fortzusetzen, und die leichte Art, in der der junge Gutsherr auf alte Freundschaftsrechte pochte, hatte für sie etwas Verletzendes. Sie war nichts weniger als das blonde Försterskind, das vor dem Auge des schönen Grafen hinschmilzt; sie war eine stolze Natur, kräftig, gesund und von einer gewissen großartigen Anlage. Sie wollte den Unterschied zwischen seiner und ihrer Familie, der bisher so streng gewahrt worden, auch in Bezug auf sich selbst gewahrt wissen, und sie hatte andererseits Selbstgefühl genug, um für ihre geistige Ebenbürtigkeit unbedingten Respect von ihm zu verlangen.

Dieser Stolz und dieses Selbstbewußtsein gehörte ihrer ganzen Familie an. Es war eine Familie in aufsteigender Linie und Entwicklung. Noch der Vater des Försters war aus kleinen bäuerlichen Verhältnissen herauf gekommen, hatte sich durch rastlose Thätigkeit Besitz und Vermögen erworben, und sich auf geistigem Gebiete umzuthun versucht. In dem Gefühl, daß es mit seinem Hause vorwärts müsse, ließ er zwei Söhne studiren, den dritten das Forstfach erlernen, gab er seine Töchter in eine städtische Schule zur Erziehung. Er erlebte, daß sein ältester Sohn ein Pfarramt erhielt, und der zweite sich in der Stadt als Arzt niederließ, er zog endlich auf seine alten Tage zu seinem dritten Sohne, dem Förster Markwart, in dessen Hause er vor einigen Jahren starb. — Veronika hatte ihre Erziehung in dem Hause des Doctor Markwart erhalten, unweit von ihrem väterlichen Wohnhause. Das Städtchen war keins von den kleinsten, und genoß alle Vortheile des Schienenweges, der es mit der Welt in raschen Verkehr setzte. Schöne gothische Kirchen und andere Bauten, die landschaftliche Umgebung lockten im Sommer manchen Reisenden herbei.

Während das Haus des Försters früh verwaiste, und Veronika als einziges Kind zurückblieb, denn ihr Bruder, viel älter als sie, verließ dasselbe und die Gegend, da sie kaum zehn Jahre zählte, war in dem Hause des Doctor Markwart ein um so bewegteres Familien-

leben. Heranwachsende hübsche Töchter, die Söhne für Studium und praktische Weltthätigkeit bestimmt, die Mutter eine frische, geistig geweckte Frau, mitlebend und anregend, der Doctor, trotz großer praktischer Beschäftigung, doch im Hause wie im äußeren Leben alle Interessen theilend. In diesem froh bewegten und geistig strebsamen Kreise hatte sich auch Veronika entwickelt, und war ihm nahe genug geblieben, um den verwandtschaftlichen Verkehr niemals, selbst im Winter nicht, zu unterbrechen. Sie war eine ernstere Natur, als die Glieder des Familienkreises der Stadt. Doch schuf ihr dies mehr innerlich bewegte, äußerlich ruhigere Wesen nur um so mehr Liebe und Achtung, und ihr Aufenthalt, ihre Anhänglichkeit an das heimathliche Waldhaus, ihr Verständniß der Natur, die sie von Kindheit auf kannte, umgab sie in den Augen ihrer Verwandten mit einem gewissen poetischen Sonnenschein, der eine gesteigerte Anziehungskraft übte.

Gleichwohl gab sich Veronika mit Freude an ihrer Pflichterfüllung den Geschäften der Wirthschaft hin. Es war kein kleiner Hausstand, und das Haus selbst geräumig genug, um auch wohl noch einen Zuwachs von Besuch zu beherbergen. Veronika galt für die erklärte Herrin des Hauses, selbst der Vater hatte für seine nur eben zwanzigjährige Tochter so viel Achtung, daß er sie walten ließ und in ihren Einrichtungen nicht störte. Sie war sein guter Geist, seine höchste Lebens-

freude, selbst wenn er es nicht liebte, den zärtlichen, weichen Vater zu spielen. Und Beide, Vater und Tochter, vereinigten sich in ihrem Stolz, in ihrer Verehrung für den abwesenden Sohn und Bruder, für Ludwig, welchen Beide als den glänzendsten Vertreter ihres Hauses betrachteten.

Eben war ein Brief von dem „Herrn Forstrath" — wie der Alte ihn gern mit Genugthuung nannte — angekommen, worin dieser seinen Besuch nun bestimmt in wenigen Wochen festsetzte. Veronika hatte den Brief noch einmal vorgelesen, ihr Herz klopfte vor Freude, sie eilte auf den Vater zu, um ihm einen herzhaften Kuß zu geben. Der Alte ließ es lächelnd geschehen, stopfte sich ein kurzes Pfeifchen und sagte, seine Bewegung unterdrückend: „Na gut — gut! Wenn wir ihn nur erst haben, dann —"

Das laute Gebell Wächters machte sich vernehmlich. Veronika fuhr zusammen, und durch ihre Mienen flog ein Schatten unwilligen Trotzes. Der Förster bemerkte es. „Was hast Du denn, Mädchen?" fragte er.

„Der Graf kommt schon wieder!" sagte sie verstimmt.

„Laß ihn kommen!"

„Was will er so oft hier? Seine Besuche sind mir unwillkommen. Sie halten mich von häuslichen Geschäften ab, und zerstören mir meine Mußestunden."

„Das solltest Du ihm sagen! Käme er zu mir, ich würde keine Umstände machen, denn die Arbeit geht vor.

Und was die Mußestunden betrifft und die Unterhaltung — einen jungen Herrn wie ihn wird ein Mädchen wie Du doch wohl in Ordnung zu halten wissen! Das Haus können wir ihm nicht verbieten, höchstens verleiden. Mit Verstand aber kommt man auch daran vorbei."

„Guten Abend, Veronika — ah, lieber Markwart! Ich sah Sie nicht gleich." So rief Horst ins Zimmer, indem er sich von außen durch das Fenster herein lehnte.

„Wollen Sie nicht durch die Thür eintreten, Herr Graf? Es ist bei uns so Sitte," sagte der Förster.

Horst lachte und kam herein. Veronika hatte schnell einen großen Korb und ein Messer genommen, und begann emsig Obst für die Aufbewahrung abzuschälen. Der junge Gutsherr schien die jugendliche Unbefangenheit selbst, er war wirklich liebenswürdig und angenehm. Er schüttelte dem Alten die Hand, und vor Veronika tretend fragte er in herzlichem Tone: „Und von Ihnen bekomme ich heut keine Hand?"

„Die Glacéhandschuhe möchten Obstflecken bekommen!" wehrte Veronika halb lachend.

Rasch zog er den Handschuh aus. „Aber jetzt?"

„Herr Graf," sagte sie möglichst heiter, ohne sich in ihrer Beschäftigung zu unterbrechen, „wir machen einen Pakt! So oft ich etwas in Händen habe, verlangen Sie nicht, daß ich mich versäume, sondern überlassen meine Hände ihren Geschäften." Damit warf

sie eine geschälte Birne in die Schüssel. Rasch wollte Horst nach der jetzt freien Hand greifen, griff aber fehl, stolperte über den zwischen ihnen stehenden Korb, und kam zu Falle. — Während der Förster am andern Fenster sitzend den Kopf schüttelte, und Veronika sich unwillig von ihrem Platze erhob, stand Horst lachend auf und rief unverlegen: „Also zu Füßen muß man Ihnen liegen, um nur zu erlangen, daß Sie einen Vertrag halten?“

Veronika räumte ihre Geräthschaften zusammen. „Der Vertrag war nur vorgeschlagen, nicht geschlossen, und nun wird gar nichts mehr daraus.“

Der Förster wurde durch einen Forstgehülfen abgerufen, was der Graf mit Genugthuung beobachtete. „Sie wollen doch nicht auch davon gehen, Veronika?“ rief er.

„Gewiß! Da Sie mich hier verhindern —“

„Ich will artig sein — oder ich gehe mit!“

„Soll ich Ihnen von der Küchenmagd eine Schürze vorbinden lassen und einen Kochlöffel in die Hand geben?“

„Ach ja! Ach ja! Lernen Sie mich an!“

Veronika schüttelte den Kopf und setzte sich wieder hin. „Es wird unmöglich sein,“ sagte sie. „Sie sind nicht einmal gelehrig in dem, was Ihnen zukommt, das ist schon verdrießlich genug!“

„O! Sie sind mir böse, Veronika? Seien Sie wieder gut! Bitte, bitte, bitte!“

„Dieser Ton, Herr Graf, bleibt um zehn Jahre zurück hinter den Forderungen unserer jetzigen Stellung. Ich wünsche, daß Sie berücksichtigen, was den veränderten Verhältnissen geziemt.“

So ging es fort. Horst wurde nach solchen Verweisen wohl etwas ernster und nahm sich zusammen, dann begannen wieder allerlei knabenhafte Thorheiten, wobei es ihm auch wohl einmal gelang, Veronika zum Lachen zu bringen. Erreichte er dies, dann glaubte er den Moment wahrnehmen zu dürfen, und wußte mit einer gewissen Vertraulichkeit vorzudringen. In dem instinctiven Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit nahm er die Vorwürfe, die entschiedenen Verweise des Mädchens leicht hin, er fühlte sich selbst durch ihr überlegenes Wesen nicht eingeschüchtert. Er stand unter dem Zauber dieses Wesens, allein das seine war viel zu haltlos, viel zu flatterhaft, er war zu eitel, wußte zu wenig einem sittlichen Charakter Rechnung zu tragen, um ihre Bedeutung zu verstehen. Er kam als Plagegeist jeden Tag, auch wohl zweimal, er brachte die Ruhe, die Ordnung des Hauses in Verwirrung. Man zeigte ihm, wie unwillkommen er sei, er nahm keine Kenntniß davon.

Veronika war in einer peinvoll aufregenden Lage. Es mußte ein Ende gemacht werden. Die Mägde steckten bereits die Köpfe zusammen, der Vater wurde verdrießlich. Sie schrieb mit schnellem Entschluß an

eine Schweſter ihres Vaters, die als Wittwe in der Stadt lebte, und gab den Brief einem eben fortgehenden Boten zur Beſorgung. Kaum war dies geſchehen, als ſie die Hunde anſchlagen hörte. Schnell ergriff ſie ein Buch und flog damit zur Gartenthür hinaus, um dem Gaſte zu entfliehen. Sie täuſchte ſich, der Graf kam noch nicht. Aber er wird kommen, das weiß ſie, und ſo eilt ſie die ſteinernen Stufen des Gartens hinunter, ſchlägt von einer Terraſſe einen Seitenpfad ein, und biegt durch den Wald in einen wenig betretenen Fußſteig. Sie hofft, es habe Sie Niemand geſehen. Da vernimmt ſie Geräuſch hinter ſich. Mit laut pochendem Herzen bleibt ſie ſtehen, ein erbittertes Wort faſt auf den Lippen. Aber es iſt Wächter, der ihr nachgeſprungen kommt, und freudig wedelnd zu der Herrin hinaufblickt. „Ja, du darfſt mit mir gehen, mein treues Thier!“ ruft ſie mit erleichtertem Herzen, indem ſie den Kopf ihres Gefährten ſtreichelt. „Aber ſtill! Nicht bellen! Niemand ſoll uns zu finden wiſſen.“ — So ſchreitet ſie fort, bis der Fußſteig ſie wieder aus dem Walde und zu einem Plätzchen führt, hart an der Felſenwand über der dunkelgrünen Schlucht. Ludwig hatte hier einſt einen Steinſitz angelegt, von welchem man einen Rundblick in und über den von Tannen beſetzten Thalkeſſel genoß. Hier nahm Veronika Platz, und Wächter zu ihren Füßen. Sie ſtützte den Kopf auf den Arm, ſie mußte ſich von ihrer Erregung erſt zur Ruhe

bringen. Dann schlug sie das Buch auf — sie hatte nach dem zunächstliegenden gegriffen — es war ein Band Gedichte. Sie mochte nicht lesen, und legte das Buch bei Seite, sich ihren Gedanken überlassend.

Der Platz, wo sie saß, war eine sonst sonnige Stelle, wo sich den Felsen hinauf und hinab eine ganze Blumenwelt des Gebirges angesiedelt hatte. Da ragten prachtvolle rothe Disteln, hoben sich strahlende Königskerzen, und der Fingerhut schüttelte seine langen Glocken. Waldschmetterlinge, in allen Farben schillernd, flatterten und wiegten sich über allen Blüthen. Duft und Stille lag über der Waldlandschaft, nur ein leises Geräusch kam aus dem in der Tiefe rieselnden Bache herauf. Dieser Platz, sonst von Niemand besucht, war für Veronika immer ein Lieblingsasyl gewesen, wo sie in heiliger Stille ihrer Seele sich glücklich fühlte. Das war nun anders geworden. Sie kannte sich und ihren Willen, sie war einig mit sich selbst, aber eine Ahnung sagte ihr, daß sie schweren Tagen werde entgegen gehen. Sie war eine so klare, in sich feste Natur — und doch fühlte sie sich ruhelos, beengt, und angstvoll bewegt. — Lange saß sie in stummem Brüten. Fast absichtslos streckte sie in alter Gewohnheit die Hand aus, einem umherflatternden, prachtvollen Tagpfauenauge entgegen. Der Schmetterling setzte sich auf ihre Hand, prahlerisch mit seinen glänzenden Schwingen salutirend. Wie erschreckt zog sie die Hand weg. Aber der schöne Falter

umflatterte ſie und kam zurück, um auf ihrer Schulter Platz zu nehmen. „Fort, fort, leichtfertiger Geſell! Ich mag dich nicht!“ rief ſie halblaut, und verſcheuchte den Zudringlichen. Plötzlich bellte Wächter hell auf und ſprang um die Felſenecke. Veronika, durchzuckt von Ueberraſchung, Ahnung, Furcht und Verdruß, erhob ſich und ſah nach einem Ausweg umher. Sie wußte, daß ſie nicht von der Stelle konnte, und ſammelte ihre Faſſung. Gleich darauf kam Horſt um die Felſenecke.

„Nach einem ſo entfernten Verſteck muß man ſuchen,“ rief er, „um die ſchöne Fee zu finden?“

„Daß ich dies Verſteck aufſuchte,“ entgegnete Veronika mit Erregung, „ſollte Ihnen die Gewißheit geben, Herr Graf, daß ich ohne Geſellſchaft ſein wollte.“

„Wie mißgünſtig Sie ſind! Sich einem alten Freunde zu entziehen!“ — Er ließ ſich unaufgefordert auf dem Steinſitz, welcher für zwei Raum gewährte, nieder. — „Wollten Sie wirklich mir aus dem Wege gehen?“

„Es iſt nicht angenehm, Herr Graf, Ihnen darauf zu antworten. Wenn Sie ſich klar machten, was ſich gebührt, würden Sie die Antwort ſelbſt finden!“

„Sie wollen alſo nicht mit mir allein ſein?“

„Nein, Herr Graf!“

„Warum nicht? Iſt meine Geſellſchaft gefährlich?“

Ein höhniſches Lächeln ſpielte um des Mädchens Lippen. „Gefährlich? Es gehört viel Eitelkeit dazu, eine ſolche Frage auszuſprechen. Sie ſollten längſt

wissen, daß ich mich den Scherzen und Erinnerungen an die Kinderzeit entwachsen fühle, daß ich die stete Wiederkehr derselben als lästig und unbequem empfinde. Aber gut," fuhr sie fort, indem sie sich auf die andere Seite der Steinbank setzte, „Sie haben Besitz von diesem Platze genommen, ich kann Sie nicht vertreiben, verlange aber eine Unterhaltung in geziemender Form!"

„Sie sind mir böse, Veronika! Das betrübt mich tief — tiefer als Sie glauben!" Der Ton seiner Stimme klang weich und innig. Veronika fühlte sich durchschauert, sie hätte aufspringen und davonlaufen mögen. Aber sie blieb starr und schweigend sitzen. Horst bestrebte sich, über gleichgültige Dinge zu sprechen, seine Gefährtin saß einsilbig dabei und gab kaum Antwort. Geschah es aber, so klang ihre Stimme hart, gleichgültig, abweisend. Endlich verstummten Beide und blickten schweigend in die Schlucht hinab.

Da fühlte Veronika, wie ein Arm sich leise um ihren Leib legte, und im nächsten Moment zog Horst sie an sich und drückte sie mit Leidenschaft an seine Brust. Wie von einer Schlange gestochen, sprang das Mädchen auf, riß sich mit Kraft von ihm los, und stand mit zornfunkelnden Augen vor ihm. „Sind Sie wahnsinnig, Herr Graf?"

„Liebe, theure Veronika!" flehte er, die Arme nochmals gegen sie ausstreckend. Ein Schlag vor die Brust traf ihn zur Abwehr, aber er hatte die andere Hand

des Mädchens ergriffen, und suchte Veronika, die an ihm vorbeieilen wollte, festzuhalten. In diesem Augenblick sprang Wächter mit rasendem Gebell an ihm herauf, packte mit seinen Zähnen den Angreifer seiner Herrin bei der Brust, und riß ihm ein Stück von dem Rocke ab, um sich mit erneuter Wuth über ihn zu stürzen. Der Graf suchte sich erschreckt des wüthenden Thieres zu entledigen, Veronika aber faßte ihren Beschützer am Halsbande, riß ihn zurück und suchte ihn durch Gewalt und Zuruf zu bändigen.

Einen Moment standen alle Drei schweigend und vor Erregung laut athmend, und blickten einander an, erwartungsvoll, was der nächste Augenblick bringen werde. Veronika's Augen leuchteten in dämonischer Zornesgluth. Horst mußte die seinen vor ihnen niederschlagen und stand beschämt, voll Verdruß und mit glühendem Gesicht vor ihr. Zwischen Beiden der Wächter, grollend, die Zähne fletschend, zum Sprunge bereit.

„Sie treten bei Seite, Herr Graf, und lassen mich vorüber!“ sagte endlich Veronika gebieterisch.

Horst suchte noch einzulenken. „Ihr Zorn ist ungerecht, Veronika,“ stotterte er.

„Kein Wort!“ unterbrach sie ihn. „Ich verachte Sie zu tief, um Ihre Entschuldigungen anzuhören!“

„Veronika, das ist beleidigend!“

Sie ließ ein bitteres Lachen hören. „Sie können noch von Beleidigung sprechen? Aus meinem Wege, sag ich!“

Horst trat bei Seite.

„Die Schwelle unseres Hauses kann ich Ihnen nicht verbieten, denn Sie sind meines Vaters Brodherr, und sein Dach ist das Ihrige, aber es soll dafür gesorgt werden, daß Sie uns nicht mehr besuchen!“

„Veronika, Sie verkennen mich! Mein Herz ist —! Was verlangen Sie? Was wollen Sie thun?“

„Wächter!“ rief Veronika ihrem Gensdarm und schritt, ohne den Grafen eines Blickes zu würdigen, den schmalen Pfad am Felsenrande dahin. Noch lange, als sie schon im Walde verschwunden war, erscholl das wilde Gebell ihres aus seiner Gutmüthigkeit aufgestörten Begleiters.

Horst warf sich, von Aufregung und Ingrimm erfüllt, noch einmal auf die Steinbank. Mehr als Alles wirkte augenblicklich in ihm das Wort ihrer Verachtung, gegen das sich sein Inneres empörte. Es kam von einem Weibe, an eine Genugthuung durch die Kugel und Blut war nicht zu denken. In so leichter, gedankenloser Form konnte die Scharte nicht ausgewetzt werden. Und dies Weib war schön, geistig bedeutend, übersah ihn, das fühlte er, und fühlte sich zugleich gedemüthigt. Zum ersten Mal in vollem Ernste. — Er hatte Unterhaltung gesucht und sich kein Gewissen daraus gemacht, diese über die Grenze hinaus zu suchen, die ihm gestattet wurde. Leichtfertig und weltlich, aus den Anschauungen eines Kreises mit sehr laxer Moral her-

kommend, jung und bedachtlos, dazu nicht wenig verwöhnt, ließ er sich gehen, ohne zu überlegen, wie weit er gehen durfte. Es war kein gemein ausgesonnener Plan, den er verfolgte, dazu war er zu jung und im Ganzen zu unverdorben, er fühlte sich eben fortgerissen durch eine aufkeimende Leidenschaft, die ihn verblendete. In dieser Selbstverblendung hatte er zu wenig Gewicht gelegt auf Veronika's Betragen gegen ihn, hatte er ihrer Ueberlegenheit zu wenig Rechnung getragen. Um so größer war jetzt die Ueberraschung, die Kränkung. Er war auch unzufrieden mit sich selbst, er schämte sich seiner Uebereilung. Allein solche Regungen klärten sich noch nicht bewußt los aus dem wilden Durcheinander seiner Empfindungen, nur die eine, die der Erbitterung, beherrschte ihn im Augenblick vorwiegend.

Er sprang auf, um nach dem Schlosse zu gehen, denn es fing an zu dunkeln. Der ansteigende Weg erschien ihm endlos, beschwerlicher als sonst, und der junge Majoratsherr ließ manchen Fluch halblaut über seine Lippen poltern. In seinem ihm unbehaglichen Zimmer angelangt, fuhr er mit der Reitpeitsche über die auf den Polstern schnarchenden Hunde seines Onkels her, und jagte sie hinaus. Er wollte sich gegen irgend etwas austoben. Er warf den zerrissenen Jagdrock ab, schalt und donnerte nach Licht, nach dem Diener, der ihn noch nicht zu Hause vermuthet hatte. Er war heut der gestrenge Herr, vor dessen Laune Alles

entsetzt durcheinander rannte. Den Damen war beim Abendtische diese Stimmung neu und unbegreiflich. Die Tante wurde stark abgetrumpft. Ulrike, welche fein zu erwiedern wußte, brachte ihn gar in Harnisch. Zum ersten Mal trennten sich die Geschwister in Zwist und Verstimmung.

An andern Morgen war es nicht viel besser. Ulrike suchte einzulenken. „Laß uns bald, laß uns morgen von hier abreisen. Horst!“ sagte sie. „Du fühlst Dich unbehaglich, einsam —“

„Warum nicht gar!“ unterbrach er sie. „Ich habe hier — ich bin verpflichtet auszuharren. Wenn Ihr reisen wollt, so thut es. Ich bleibe.“

Die Damen blieben auch, obgleich das Beisammensein in den nächsten Tagen recht unerquicklich war. Sie sannen nach und überlegten, was denn nach der so glücklich gehobenen Stimmung bei Horst diese Wandlung hervorgebracht haben könne, und die Tante erlaubte sich im Stillen einige Kräfte in Bewegung zu setzen, um ihm nachzuspüren.

Horst enthielt sich einige Tage des Besuches im Försterhause. Freilich schweifte er in der Nähe umher, und suchte nach einem Standpunkte, um es aus der Ferne zu erblicken. Es zog ihn mächtig immer nach dem einen Ziele. Alle seine Wege schienen ihn unwillkürlich dahin zu führen, und doch mischte sich noch Unwillen und ein ihm selbst unbegreifliches Gefühl des

Widerstrebens in den Wunsch, die gewohnte Schwelle wieder zu betreten. Denn ein Verbot hatte Veronika von ihrer Seite ausgesprochen, wenn sie gleich es für ihren Vater nicht konnte. — Unschlüssig, zerstreut, haltlos ging Horst umher. Einmal schon stand er dicht vor dem Hause, und ballte die Faust wie im Trotze gegen sich selbst, und machte Kehrt, um sich dann um so verstimmter und ärgerlicher zu fühlen. — Das ging nicht länger so. Er war der Gutsherr, er hatte das Recht, zu jeder Stunde bei seinem Förster vorzusprechen, zumal wenn er eine wirthschaftliche Frage für ihn hatte. Und eine solche brachte ein glücklicher Zufall ihm wirklich. Fast mit erleichtertem Herzen eilte Horst den Pfad hinunter. Sein Herz klopfte, als er sich dem Gehöft näherte. War es freudige, war es ängstigende Erwartung, die ihn erfüllte? Er begriff sich selbst nicht, ein solcher Zustand war ihm an sich verwirrend neu.

Da plötzlich ein jäh aufheulendes Gebell, mit wüthenden Sätzen springt Wächter aus dem Gehöft auf ihn los, um den Gast, wie schon einmal, mit seinen Zähnen anzugreifen. Kein Zuruf hilft, keine Abwehr mit beiden Händen, das brüllende Thier scheint von Tobsucht befallen. Zwei Knechte eilen herbei, mit Mühe gelingt es, den Hund festzuhalten und an die Kette zu legen.

Wenig angemuthet durch diesen Empfang, betritt Horst das Haus. Der Förster ist nicht daheim. Aber

die Thür des Wohnzimmers öffnet sich, eine weibliche Gestalt steht auf der Schwelle — sie knixt und hat eine große Haube mit gelbem Bande auf. Der Eintretende prallt zurück.

„Vermuthlich der Herr Graf, der uns die Ehre giebt?“ fragt die unbekannte alte Dame mit einem neuen, sehr verbindlichen Knix.

Der Gast ist im Augenblick so betreten, daß er den Gegengruß fast versäumt. Er sieht sich forschend und verwirrt im Zimmer um. Die Dame bietet ihm einen Stuhl und wiederholt, daß der Förster in Geschäften ausgegangen. Sie stellt sich ihm als die Schwester des Försters vor, erzählt, daß ihr Mann Postmeister in der Stadt gewesen, und daß sie jetzt als Wittwe daselbst lebe. Da ihre Töchter verheirathet seien, könne sie leicht abkommen, zumal sie sich, Gott sei Dank, einer noch rüstigen Gesundheit erfreue, und so sei sie immer bereit, auch einmal in der Wirthschaft des Bruders nach dem Rechten zu sehen, wenn es nöthig werde. Die Veronika sei zwar eine ganz tüchtige Wirthschafterin, allein das gute Kind müsse auch manchmal eine Erholung haben. Indessen habe sie, die Frau Postmeisterin, nicht die Absicht, für immer in dem Hause des Bruders sich niederzulassen, obgleich viele Leute nichts natürlicher fänden, als dies, da sie ja Beide verwittwet seien. Allein, einmal sei es ihr doch wünschenswerther, in der Nähe ihrer eigenen Kinder in der

Stadt zu leben, andererseits aber sei sie, Gott sei Dank, so günstig gestellt, daß sie allein und selbständig, und aus Noth mit Niemand zusammen zu wohnen brauche. Und überdies gehe ihr nichts über die Selbständigkeit, zumal wenn man so lange daran gewöhnt gewesen —" und so weiter.

Der Graf sah sich ungeduldig um, er hörte schon lange nicht mehr zu. Er scheute sich, nach der Tochter des Hauses zu fragen, und dennoch brach die Frage plötzlich von seinen Lippen.

„Deshalb bin ich ja eben hier!" rief die Dame. „Veronika ist zu einem Familienfeste in der Stadt. Der Geburtstag meiner Schwägerin, der Frau Doctorin, wird immer gefeiert, und man hat das liebe Mädchen gern dabei. Und da mein Bruder, der Doctor, und die Frau so sehr wünschten, ihre Nichte einmal etwas länger bei sich zu haben, so machte ich mich nach dem Tage der Feier auf den Weg, um ihre Stelle zu vertreten."

Veronika war fort! Er suchte sie vergebens an der alten Stelle! — Diese Eröffnung und Gewißheit durchzuckte den Gast mit Bestürzung und Schreckgefühl. Sie war nicht weit, aber doch zu entfernt für seine Wünsche, für seine ungeduldige Sehnsucht. Sie war umgeben von Verwandten, es war nicht so leicht mehr zu ihr zu dringen, selbst wenn sie es gestattet hätte. Vor Allem, sie war nicht da, sie war entrückt in dem Augen-

blick, da sein Herz ihr lebhafter entgegenklopfe als jemals. Stumm und starr saß er da, die Blicke in den Boden gebohrt, achtlos gegen die Mittheilungen der gesprächigen Frau Postmeisterin.

Endlich fuhr er auf bei Nennung des theuren Namens. Zerstreut that er eine Frage nach der Familie des Doctors.

„Das erzählte ich ja eben!“ entgegnete der Dame, welche wirklich mit großer Ausführlichkeit alle Punkte, die ihn interessiren konnten, dargelegt hatte. Sie ließ sich's nicht anfechten, daß er erröthete und verlegen wurde, sondern wiederholte gern alles Gesagte, denn es machte ihr ein großes Vergnügen, mit einem jungen Grafen zu sprechen, noch dazu mit einem so hübschen und angenehmen jungen Grafen, um so angenehmer, da er sie reden ließ, was nur immer von ihren Lippen wollte. — Inzwischen sammelte sich Horst doch so weit zur Beobachtung, daß er die Rednerin arglos fand über die eigentlichen Gründe von Veronika's Entfernung. Sicherlich wußte Niemand von der Verwandtschaft, daß sie nur ihm zu entfliehen gesucht hatte. — Bald brach er die Unterhaltung mit der Postmeisterin ab, die ihm lästig wurde, und entfernte sich.

Was thun? Seine Unruhe ward unerträglich. Er schweifte umher mit verworrenen Sinnen, es war ihm gleichgültig, was um ihn vorging, er hörte nichts was man sprach, er wollte nichts hören und sehen. Er hätte

die Welt für einen Blick des Mädchens hingegeben, wäre es auch nur ein Zornesblick!

Tags darauf ließ er früh satteln und ritt thalabwärts. Die Stadt war vom Schlosse für Den, der die näheren Seitenwege nicht kannte, und auf der gewundenen Fahrstraße blieb, doch zwei Stunden entfernt. Der Reiter jagte sein Pferd halb zu Tode — es war ihm gleichgültig, ob es liegen blieb — und sah sich in einer Stunde am Ziele. Das Haus des Doctors war bald erfragt. Horst ritt langsam vorüber, die Augen starr nach den Fenstern gerichtet. Nur ein paar junge Männerköpfe wurden sichtbar, welche die Blicke des Vorüberreitenden prüfend und studentisch herausfordernd erwiederten. Nun war er vorüber — was nun? Hatte Horst seinen Zweck erreicht? Sein Plan ging dahin, einen Besuch bei der Familie zu machen, er hoffte die Flüchtige zu sehen. Jetzt war ihm zu Muthe, wie einem Knaben, der zum ersten Mal in einen Nachbargarten steigen will, um einen Apfel zu stehlen. Sein Herz klopfte zum Zerspringen — er ritt vorüber.

Das übermäßig angestrengte Pferd fing an zu hinken, er mußte ihm eine Rast gönnen. So kehrte er in einem Gasthof ein, und ließ einen Schoppen Wein bringen. Er kostete kaum davon, ging in dem Gastzimmer auf und ab, und dann mit plötzlichem Entschluß hinaus durch die Straßen. War es denn nicht mög-

lich, daß sie ihm begegnete? — Eine Stunde verging unter vergeblichem Umherspähen. Da richteten sich seine Schritte wieder nach dem Hause des Doctors. Er hatte die Hand am Klingelzuge, die Glocke gellte durch den Corridor des alten Gebäudes. Eine Magd öffnete. Er fragte, ob die Familie zu Hause — seinen Namen nannte er nicht. Aber ach! er fand das Haus leer. Vor einer Viertelstunde war die Gesellschaft zu einer Landpartie auf den ganzen Tag abgefahren! Der Herr Doctor selbst sei zwar in der Stadt, aber nicht zu Hause, vielleicht fahre er der Familie gegen Abend nach. — Enttäuscht schritt Horst nach dem Gasthause zurück. Er verlebte trübselige Stunden, Stunden des Unmuths, gegen die ganze Welt, gegen sich selbst. Mit Mühe brachte er Abends sein hinkendes Pferd nach Eigelstein zurück.

Was sollte er in seiner verzweiflungsvollen Gemüthsstimmung beginnen? Die Gegend des Forsthauses war doch wieder sein Ziel. Er suchte den verhängnißvollen Platz auf, wo er Veronika zuletzt gesehen, und saß Stundenlang auf dem Steinsitz, den die Waldschmetterlinge umflatterten. Er schlich sich in den Garten der Försterei, er betrat das Zimmer, wo ihn ihre Nähe einst beglückt, er ließ die Zungengeläufigkeit der durch seinen Besuch geschmeichelten Postmeisterin getrost über sich ergehen. Athmete er doch in den Räumen, die überall die Spuren von Veronika's freund-

lichem Walten verriethen. Dann wieder ging er hinaus in den Wald, pfadlos, absichtslos. So vergingen Tage um Tage.

Einmal begegnete er dem Förster, den er lange nicht gesprochen. Erfreut eilte Horst auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte mit Widerstreben annahm. Er konnte jetzt die wirthschaftliche Frage thun, die er längst aufgespart hatte, und empfing eine knapp gefaßte geschäftliche Antwort. Schweigend ging er darauf neben dem Förster hin. „Lieber Markwart," begann er endlich zögernd, „Sie sind jetzt recht einsam zu Hause? Bleibt Ihre Tochter noch lange in der Stadt?"

Der Alte sah ihn scharf an. „Herr Graf! In Geschäften stehe ich Ihnen pflichtschuldigst Rede, was aber darüber hinausgeht, und was mein Haus betrifft, das ist meine Sache, über die ich jede Auskunft verweigere!" Der Förster wendete sich kurz um, und ging seinen Weg.

Horst hatte ein bitteres Wort auf den Lippen, aber er verbiß es und verfolgte schweigend und gedemüthigt auch seine Straße — wenn es eine Straße zu nennen war, wie ein Wild durch das Baumrevier, ziellos und zeitlos umher zu irren. — Da plötzlich warf er sich erschöpft auf den Boden, drückte sein glühendes Gesicht in das Moos, und ein Gefühl der Verzweiflung überkam ihn. Er hatte keinen Gedanken als das Mädchen,

im Wachen und im Traume stand sie vor ihm. Er liebte sie mit jeder Regung seines Herzens, er konnte sie nicht mehr entbehren. Und er wußte in dieser Stunde, daß er sie liebte, daß sein ganzes Leben an ihr hing. Es war die erste wahre und schöne Leidenschaft, die ihn ergriffen, sie erfüllte ihn mit einem unnennbaren Gefühl des Glückes und zugleich der Qual. Mit ganzem heiligen Ernst stand dies eine Gefühl jetzt in seiner Seele, von ihm gewichen war alle Leichtfertigkeit und Eitelkeit, er empfand Schreck und Beschämung über sein bisheriges verkehrtes Treiben. Er fühlte sich, obschon gedemüthigt, doch gehoben und gebessert. Wie nichtig und schal erschien ihm, woran er sonst seinen Jugendsinn gehängt, wie inhaltlos sein ganzes Leben! Ein neues Leben stand vor seiner Seele — ganz erfüllt von dem beseligenden Walten Veronika's! Er empfand zum ersten Mal, geläutert von verzweiflungsvollem Schmerze, rein und edel, und eine beglückende Hoffnung beflügelte seine Wünsche.

So erhob er sich rasch. Es war noch Vormittag. Er wollte nach Hause, einen Brief schreiben — einen langen Brief! Was sollte da nicht Alles aus dem übervollen Herzen ausgeschüttet werden! Ein Bote sollte den Brief nach der Stadt tragen, noch heut Abend konnte er in Veronika's Händen sein. Der Gedanke beglückte ihn. Warum hatte er ihn nicht früher ge-

dacht? Er schlug sich vor die Stirn und schalt sich einen Thoren.

Nun sah er sich nach dem Wege um. Wenn er nach dem Schlosse wollte, mußte er an dem Forsthause vorüber. Ja, noch einen Blick dahin, und dann hinauf nach dem alten Schreibtisch seines Oheims, zu dem er heut zum ersten Mal sehnsuchtsvoll und erwartungsvoll stürmte!

Er tritt aus dem Walde. Laute Stimmen, helles Lachen und Rufen schallt in der Nähe. Vor dem Försterhause steht ein großer Gesellschaftswagen, umfangreich genug, um zwanzig Personen fortzutragen. Man steigt eben aus, lauter junges Volk, man begrüßt den Förster und die Postmeisterin mit lärmendem Willkommen. Und dort — dort! Veronika selbst — ja sie ist es! Vom Entzücken des Wiedersehens fortgerissen, springt Horst herbei. Er möchte sich zu ihren Füßen stürzen, und doch bleibt er in der Entfernung stehen. Allein die Frau Postmeisterin hat ihn bereits entdeckt. „Da ist auch unser Herr Graf!“ ruft sie. „Bitte, wollen Sie mit uns vorlieb nehmen? Unsere Familie aus der Stadt — meine Schwägerin, Frau Doctor Markwart — Herr Graf von Eigelstein —“ so stellte die Dame bereits Eins dem Andern vor.

Horst wendete seine Blicke nur nach der geliebten Gestalt Veronika's, bebend vor dem Empfang, den sie ihm bieten werde. Es überlief ihn eisig. Denn kalt

und gleichgültig, als hätte sie ihn nie gesehen, ließ sie ihren Blick flüchtig an ihm vorüberstreifen, um das Wort an irgend Einen der Gesellschaft zu richten.

Das bunte fröhliche Durcheinander war durch die augenscheinlich nicht ganz willkommene Erscheinung des Grafen etwas gedämpft. Nachdem aber Horst sich zu einem halb verlegenen Gespräch mit der Frau Doctorin gefunden, schien man unbeeinträchtigt wieder zur früheren Heiterkeit zurückgekehrt.

Draußen unter den großen Linden war die lange Mittagstafel bereits gedeckt und mit Blumensträußern geschmückt. Noch eben vertheilte man sich lachend durch den Garten: die Töchter des Doctors und ein paar ihrer Freundinnen; der Sohn und seine Freunde, zum Ferienbesuch von der Universität gekommen; ein paar kleinere Kinder des Hauses dazu; das Alles drehte sich frisch und ausgelassen durch die Gänge. Horst's Augen suchten vergeblich noch Veronika. Sie hatte sich gleich nach der Ankunft wirthschaftlichen Zwecken anheim gegeben, und war mit der Postmeisterin geschäftig, die letzte Hand an die Tafel zu legen. — Da nun Horst keineswegs in der Stimmung war, sich unter die schöne Jugend zu mischen, nahm diese denn auch keine Notiz von dem zerstreuten jungen Herrn, und so blieb diesem die Frau Doctorin und der Förster zur Gesellschaft. Und bald, da der Alte die Beiden verließ, um sich scherzend und neckend zum Mittelpunkt der allerliebsten

Mädchen aus der Stadt zu machen, befand sich Horst mit der Doctorin allein. Er hatte dies nicht zu beklagen, zumal ihm ein Irgendetwas verrieth, daß die Dame durch Veronika eingeweiht sein mußte. Schnell knüpfte sein Herz eine neue Hoffnung an diese Voraussetzung, und begann leichter zu schlagen, da jene in anmuthig gewinnender Form die Unterhaltung mit ihm führte.

Frau Markwart war eine noch hübsche und blühende Erscheinung, trotz erwachsener Söhne und Töchter. Ihr ganzes Wesen graziös, heiter, formgewandt und dabei geistig durchleuchtet. Sie verstand sich auf Beobachtung der Menschen, und wußte klug zu Werke zu gehen, wo es ihr galt, Jemand zu sondiren. In der That war sie und ihr Gatte durch Veronika so halb und halb, — und somit folgerichtig ganz und gar — ins Vertrauen gezogen worden. Wie sie nun über den schlimmen jungen Herrn gedacht haben mochte, jetzt war es ihr nicht unlieb, daß er ihr gleich in den Wurf kam. Hatte sie doch mit raschem Blick erkannt, daß ein ganz Anderer sich in Horst's Wesen ihr darstellte, als sie vermuthet, anstatt eines frechen Zudringlings ein bescheidener und etwas befangener junger Mann. Auch von seiner vortheilhaften Erscheinung war ihr durch Veronika nichts mitgetheilt worden, wie denn überhaupt sie durch die Nichte nur eine ungünstige Schilderung erhalten, die sich durch den Augenschein

gar nicht beſtätigen wollte. Und freilich war mit Horſt eine Umwandlung vorgegangen. Eine ernſte Leidenſchaft hatte ſein Weſen erſchüttert, die bisherige weltlich kecke Zuverſichtlichkeit aufgelöſt, und ein innerlich bewegtes Leben an ihm kenntlich gemacht. — Die kluge Frau fühlte ſich dadurch angeſprochen und dachte im Stillen: „Hier iſt mehr als ich erwartet, er ſelbſt ein Anderer — entweder geworden, oder ein Anderer, als die Auffaſſung von ihm geweſen. Wer weiß auch, ob nicht am Ende unſere Nichte eine Neigung zu ihm verbirgt und bekämpft? Wer weiß auch, ob ſie nicht ſeine ernſte Neigung mißverſtanden hat? Dies wollen wir doch näher ins Auge faſſen!“ — So ließ ſie in der Unterhaltung einen unbefangenen, anmuthigen Ton walten, wußte ihn reden zu machen und ſein Vertrauen zu gewinnen, und nach einer halben Stunde des Umherſpazierens erklärte Horſt bei ſich die Frau Doctorin als die angenehmſte und liebenswürdigſte Dame, die er noch kennen gelernt.

Man ging zu Tiſche. Horſt erhielt ſeinen Platz neben Frau Markwart, und Beide ſchienen nicht unzufrieden damit. Freilich Veronika ſaß am andern Ende der Tafel, zwiſchen ihrem ſtudentiſch galanten Vetter und deſſen Freunden. Es ging da ſehr luſtig her, trotz ihres ruhigeren Weſens. Sie hatte keinen Blick für den Nachbar ihrer Tante, er ſchien für ſie gar nicht in der Geſellſchaft. Auch das übrige Völkchen nahm

kaum Notiz von ihm. Er ſaß unter den „Alten,“ er ſchien ſich von der Jugend auszuſchließen, was ging er ſie weiter an!

Nachmittags wanderte man in den kühleren Wald zum Reifenſpiel und andern geſelligen Vergnügungen. Horſt wußte ſich mit ſeiner „mütterlichen Freundin“ von der Geſellſchaft abzuzweigen, und da ſie wohl merkte, daß ihm eine Mittheilung auf der Seele brannte, gab ſie ſich ſeiner Führung hin. So gelangten ſie zu jenem Felſenſitz, der für den Liebenden eine ſo traurige Bedeutung gewonnen hatte. Frau Markwart ruhte auf der Steinbank aus, lobte den erquickenden Blick ins Grüne, und betrachtete mit inniger Freude die Waldſchmetterlinge, die dieſe Stelle zu ihrem Lieblingsaufenthalt gewählt hatten, während ihr Begleiter ſtumm und wie geiſtesabweſend neben ihr ſaß. „Welch ein köſtliches Geſchöpf, dieſes Pfauenauge!“ rief die Dame. „Und förmlich zahm flattern ſie um uns Eindringlinge in ihr Revier umher! Man kann die Hand nach ihnen ausſtrecken und ſie an ſich locken — da, komm her — komm her!“

Da fuhr Horſt aus ſeinem inneren Ringen empor, ergriff mit Haſt die zu ganz anderem Zweck ausgeſtreckte Hand ſeiner Nachbarin, daß dieſe erſchreckt zuſammenfuhr, und rief mit vor innerer Bewegung bebender Stimme: „Beſte, verehrteſte Frau! Sie wiſſen durch Veronika, was geſchehen iſt, Sie mußten durch ſie eine

schlechte Meinung von mir gewonnen haben, und doch sind Sie gütig und freundlich zu mir! Lassen Sie mich bekennen, daß ich Veronika liebe, daß ich nicht ohne sie leben kann, daß ich zu Grunde gehe, wenn sie mir nicht verzeiht! Daß mein Leben elend, ein schales Nichts wird, ein verachtungswürdiges Dasein, das ich von mir werfe, wenn Veronika nicht mein wird! Ich kann nicht unter ihrem Zorn, unter ihrer Verachtung leben, ich mag nicht verzweifeln — ich — ich —" Seine Stimme erstickte plötzlich, ein Thränenstrom brach aus seinen Augen, gegen den er, von leidenschaftlicher Aufregung förmlich durchschüttelt, vergeblich anzukämpfen suchte.

Auf einen solchen Sturm nicht gefaßt, fast erschreckt über diesen Ausbruch seiner Bewegung, und doch von regster Theilnahme ergriffen, betrachtete ihn Frau Markwart. Er rang nach Fassung, er schämte sich im Innersten dieser Ueberwältigung seiner Natur, und stammelte einmal über das andere: „Verzeihung! Ich kenne mich selbst nicht mehr! Verzeihung!"

Auch die Augen der Dame wurden feucht, sie nahm aufrichtigen Antheil, sie erkannte zugleich mit frohem Erstaunen eine ganze Menschennatur, die sich unter der Wucht einer tiefen und ganzen Leidenschaft vollkommener aussprach, als alle Weltform und die Gesetze des Schicklichen sie hätten zur Erscheinung bringen können. „Ich schätze Sie um so höher um dieses Ausdruckes

Ihrer Bewegung willen, den Sie vielleicht für eine Niederlage halten!“ begann ſie mit Vertrauen erweckender Freundlichkeit. „Vertrauen jetzt um Vertrauen! Ich war anders über Sie unterrichtet, und Sie mochten Grund gegeben haben zu einer ungünſtigen Beurtheilung.“

Horſt neigte reuevoll das Haupt. „So iſt's! Blicke ich auf mein Betragen zurück, ſo iſt mir, als hätte ich die Natur gewechſelt. Ich bereue, und kann doch nicht ohne Hoffnung leben!“

„Das laſſen wir jetzt!“ fuhr Frau Markwart fort. „Sinnen Sie einmal erſt nach — ohne ſich ſelbſt etwas weis zu machen — hat Ihnen meine Nichte niemals in ihrem Betragen ein wenig Hoffnung gegeben?“

Horſt ſchwieg, er ließ im Fluge jede Situation an ſich vorübergehen. Endlich ſagte er traurig und mit einem Seufzer: „Niemals!“

„Seltſam! Ich ſehe, daß Sie nicht in Illuſionen leben, aber dennoch —“

„Als ich noch leichtfertig dahin lebte, wähnte ich aus jedem Wort, jedem Blick, ſelbſt aus ihrer Abweiſung zu erkennen, daß ich begünſtigt ſei. Eitler Thor! Sie behandelte mich wie einen albernen Knaben — wie ich's verdiente. Nein, ſie hat mir niemals gezeigt, daß ich ihr werth wäre — niemals!“

„Wirklich ſeltſam!“ ſagte die Dame nachſinnend. „Sie iſt keine leicht verſtändliche Natur, ſo klar und

einfach ſie erſcheint. Indeſſen trotzdem, wenn ich die Frauen recht kenne — vielleicht —“ .

„O theuerſte, beſte Frau!“ rief Horſt beglückt, indem er die Hand ſeiner Nachbarin an die Lippen führte — „Sie wiſſen —!“

„Nichts, leider gar nichts!“ unterbrach ſie ihn. „Ich weiß nichts, ich combinire nur erſt. Veronika kennt Sie bisher nur wie Sie waren, nicht wie Sie ſind — darf ich mit vollem Vertrauen dieſen Unterſchied machen?“

„So wahr — ſo wahr ich liebe!“

„Schön, ich will es glauben. Es gilt jetzt, ſie von Ihrer Wandlung, von Ihrer wahren Neigung zu überzeugen. Raſch iſt da nichts zu gewinnen, und viel kann ich dabei nicht thun. Veronika bleibt nun wieder daheim, aber ſie wird es Ihnen nicht leicht machen, allein mit ihr zu ſein. Ihr Bruder Ludwig kommt dieſer Tage, kann ſein ſchon morgen. Die Tante Poſtmeiſterin bleibt auch noch einige Zeit im Hauſe — alſo Geduld, viel Geduld, lieber Graf! Und nun noch eine Frage. Wie ſtehen Sie mit meinem Neffen Ludwig Markwart!“

Horſt ſchlug die Augen nieder und wünſchte ſehnlichſt, er hätte die Jugendfreundſchaft fortgeſetzt. „Auch hier hat mein Leichtſinn viel verdorben!“ ſagte er.

„Veronika giebt viel, ſehr viel auf das Urtheil ihres Bruders, lieber Graf, und in der That hat ſie allen

Grund dazu. Sie werden vor Allem Ludwig's gute Meinung, seine Freundschaft wieder gewinnen müssen."

„Ich will Alles daran setzen!" rief Horst mit aufrichtigem Gefühl. „Darf ich inzwischen auf Ihre Güte und Freundschaft rechnen? Darf ich Sie in ihrem Hause besuchen?"

„Sie sollen willkommen sein, und werden, denke ich, an meinem Mann einen ganz offenen und verständigen Freund finden. Lassen Sie uns jetzt die Gesellschaft wieder aufsuchen! Es wäre recht schön, wenn Sie sich der heiteren Jugend ein wenig anschließen könnten. Wenn Sie künftig unser Haus besuchen, werden Sie viel fröhliches Treiben finden, und wer in einen fröhlichen Kreis selbst ein frohes Gesicht mitbringt, hat viel gewonnen." — Unter solchen Worten schritt die Frau Doctorin mit ihrem Schützling durch den Wald. Gelächter scholl ihnen entgegen, die Stimme des Försters am lautesten. Man jagte sich um die Bäume, der Alte hatte im Spiel ein junges Mädchen eingefangen, das ihm durch allerlei Seitenbewegungen die Jagd nicht leicht gemacht hatte.

Horst, der sich wie von einer drückenden Last befreit fühlte, trat mit in die Reihen. Veronika war nicht mehr im Kreise. Sie hatte im Stillen mit der Frau Postmeisterin den Heimweg angetreten, um zum Abendimbiß zu rüsten. Trotz ihrer Abwesenheit suchte Horst sich wenigstens äußerlich dem vergnügten Treiben

hinzugeben, und es währte keine Viertelstunde, so gestanden ein paar junge Damen einander, der langweilige Graf sei eigentlich „ganz nett.“ —

Zu allgemeiner Ueberraschung fand man im Forsthause den Doctor Markwart, der noch auf eine Stunde nachgekommen war. Nachdem das Jubelgeschrei des Empfangs vorüber war, machte die Frau Doctorin ihren Mann mit dem Grafen bekannt. Der Doctor stutzte einen Augenblick, allein ein Blick seiner Gattin und das bescheidene Wesen des jungen Mannes schienen ihm vielsagend genug, um ihn nicht kühl abzulehnen. Der Doctor war ein großer, stattlicher Mann, seine Augen ruhten prüfend auf Horst. Sie unterhielten sich eine Weile, besonders über den verstorbenen Oheim des Grafen, den der Doctor recht wohl gekannt hatte. Daran knüpfte Horst die Bitte, auch seinerseits die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen.

Die späte Ankunft des neuen Gastes zögerte die Gesellschaft noch lange in den Abend hinein, zumal der Doctor, in heiterer Stimmung, auch noch sein Theil an der Landlust haben wollte. Veronika wendete kein Wort an Horst, obgleich es gar nicht den Anschein hatte, als wolle sie ihm geflissentlich aus dem Wege gehen. Als sie einmal eine Schale mit Früchten nahm, um sie nach der andern Seite der Tafel zu tragen, fügte es sich, daß Horst, der diesmal unter den jungen Leuten saß, sie aus ihren Händen empfing. Er ver-

neigte sich und blickte sie forschend an, sie aber beantwortete mit heiterem Gleichmuth eine Frage über den Tisch, die ihre Cousine ihr zugerufen. — Und als die Gesellschaft endlich spät Abends abgefahren war, vermied Veronika auch nicht seine Verabschiedung. Sie erwiederte seine stumme Verbeugung und schien ganz gelassen anzuhören, wie er sich bei der Tante Postmeisterin für die Einladung und den glücklichen Tag in so angenehmer Gesellsaft bedankte.

Mit gemischten Empfindungen machte sich Horst auf den Heimweg. Schmerzlich war ihm die Kälte des Mädchens, die bittere Gleichgültigkeit ihres Betragens, gegenüber seiner reuevollen und immer wachsenden Neigung. Sie zeigte ihm, daß er für sie nicht mehr da war, und doch, sie war wieder da, und mit ihr die Hoffnung, die Zürnende zu versöhnen. — Es ging auf Mitternacht, als er die Thür seines Zimmers öffnete.

Zu seinem Erstaunen fand er seine Schwester Ulrike im Lehnstuhl bei der Lampe sitzen. Sie legte ihr Buch bei Seite und erhob sich.

„Du scheinst mich zu erwarten?“ fragte er.

„Das muß ich, wenn ich Dir eine Stunde abgewinnen will,“ entgegnete sie. „Wir sehen uns nicht mehr des Morgens, Du lässest uns Frauen allein zu Mittag, Du entziehst Dich uns Abends. So muß ich Dir die Nacht ablauern, denn nicht län-

ger mag ich mit mir umhertragen was ich Dir zu ſagen habe.“

„Iſt es ſo wichtig? Gut, ich bin bereit zu hören.“

Ulrike zögerte noch einen Augenblick, es ſchien, als habe ſie Ueberwindung nöthig, um zu beginnen. „Horſt!“ begann ſie darauf vorwurfsvoll, „Du kommſt aus der Förſterei!“

Er ſtutzte. „Nun? Was ſoll's? Ja, ich komme aus der Förſterei!“

„Du biſt oft, biſt täglich bei den Förſtersleuten —“

„Haſt Du mir nachgeſpürt?“ rief er ſcharf.

„Ich nicht — ich habe mich nie um Deine Wege gekümmert, und halte es unter meiner Würde, fremden Heimlichkeiten nachzugehen. Aber es iſt im Hauſe bekannt, und wir mögen es hören wollen oder nicht — kurz, ich weiß, Du haſt — mit dem Mädchen da unten ein Verhältniß angeknüpft!“

Horſt fuhr auf, von flammender Röthe übergoſſen. „Bewahre Deine Zunge, Ulrike! Ich dulde nicht, daß man in dieſem Tone von Dingen ſpricht, die mein Innerſtes berühren!“

Sie ſah ihn befremdet an. „Die Dein Innerſtes berühren? O, lieber Horſt, man ſpricht noch anders davon. Die Dienſtleute bereden es unter ſich in häßlicher Weiſe —“

„Wer wagt es?“ ſchrie Horſt, bebend vor Zorn. „Wer wagt es? Nenne ihn mir, und ich werde ihm Achtung lehren vor meiner künftigen Gemahlin!“

Ulrike traute ihrem Gehör nicht. Von Schreck ergriffen ſank ſie auf den Lehnſtuhl nieder. „Du willſt — die Perſon —“

„Ulrike! Nicht weiter!“ unterbrach er ſie, indem er in geſteigerter Wuth ihren Arm faßte. „Wärſt Du ein Mann, ich müßte Dich für eine ſolche Bezeichnung Veronika's niederſchießen!“

Die Schweſter ſah ihn mit Entſetzen an.

„Kennſt Du ſie?“ fuhr er ſich mäßigend fort. „Haſt Du ſie aufgeſucht, ſie nur geſehen, ſeit Du hier biſt?“

Ulrike ſchüttelte das Haupt.

„Du dünkteſt Dich zu gut, das Förſterkind, mit dem Du einſt ſpielteſt, aufzuſuchen. Veronika iſt zu ſtolz, ſich Dir aufzudringen. Lerne ſie kennen, und Du wirſt das reinſte, ſchönſte, edelſte Geſchöpf in ihr finden, ein Mädchen, ſo reich an Geiſt, ſo groß an Charakter, daß — daß ich nicht werth bin, in ihrem Herzen zu leben!“

„Und ſie hofft,“ entgegnete Ulrike, kaum der Worte mächtig, „ſie hofft Gräfin von Eigelſtein zu werden?“

„O Gott, nein! Davon iſt nicht die Rede!“ rief Horſt mit ſchmerzlicher Bewegung. „Ich liebe ſie, ich bin der Hoffende, während ſie mich von ſich ſtößt, mir nicht die kleinſte Gunſt erweiſt. Alles, was ich habe, möcht' ich ihr zu Füßen legen mit meinem werthloſen

Selbst, sie lehnt mich kalt ab und bringt mich der Verzweiflung nahe!"

„Horst! Horst! Steht es so? Jedes Deiner Worte ist mir unfaßbar! Du liebst und sie verschmäht Dich! Und so ernst und tief ist Deine Neigung — verzeih' mir, ich wußte ja nicht! — Du gehst schweren Kämpfen entgegen — Du wirst überwinden müssen! Laß uns fort von hier, so bald als möglich laß uns abreisen. So lange Du in ihrer Nähe bist, bleibt Dir der unglückliche Wahn, und Du knüpfest Pläne daran, deren Ausführung unmöglich ist. Gegen eine Gefahr wie diese giebt es keine Rettung, als die Flucht!"

„Du bist sehr im Irrthum," sagte Horst darauf gesammelter. „Es ist kein Wahn, sondern die einzig wahre Regung, die ich in meinem Leben gefühlt, und sie wird dauern so lang ich lebe. Von einer Ueberwindung kann und soll nicht die Rede sein. Ich war ein leichtsinniger Knabe, und taumelte gedankenlos durch den Tag. Durch Leichtfertigkeit habe ich auch jenes Mädchen gequält und beleidigt, aber ein furchtbares Wort von ihr brachte mich zur Besinnung. Ich habe in mir gekämpft und gerungen, und unter Qualen hat die Liebe mich mündig gemacht. Jetzt weiß ich was ich will. Mein Lebensplan ist beschlossen. Veronika muß mein Weib werden. Noch kennt sie mich nur als den ungezogenen Thoren, ich hoffe auf den Tag, wo sie mein Herz ganz erkennen wird. Du

weißt nun, wen Du in dem geliebten Mädchen zu respectiren hast!"

Ulrike hatte sich erhoben und durchmaß das Zimmer in großer Aufregung. Endlich blieb sie vor dem Bruder stehen und sagte mit sehr entschiedener Betonung: „Horst! Es ist nicht möglich!"

Er machte eine abweisende Bewegung. Sie fuhr fort: „Es ist nicht möglich! Du hast andere Pflichten gegen Deine Familie, Dein Haus —"

„Wer ist das?" unterbrach er sie rasch. „Mein Haus bin ich! Außer mir trägst nur Du noch meinen Namen. Die Familie? Ich dächte nicht, daß wir Beide, Du und ich, uns sonst durch allzugroßen Respect ausgezeichnet hätten gegen Alles das, was sonst noch an uns herum hängt!"

„Es ist aber nie vorgekommen," eiferte Ulrike, „daß ein Graf oder eine Gräfin Eigelstein aus dem Bürgerstande geheirathet hätten. Unser Stamm ist rein geblieben —"

Horst lachte in bitterem Hohne hell auf. „Rein, engelrein, untadelhaft! Soll ich sie Dir alle herzählen, alle die reinen Charaktere, die ihr Vermögen vergeudeten und von sich reden machten, was schwer zu vertuschen war?" — Er zählte in Eile ein halbes Dutzend Namen auf, und rief ein Stirnrunzeln und den Ausdruck unwilliger Beschämung in der Schwester Gesicht. — „Ja," fuhr er fort, „es ist ein stolzes Gefühl, alle

dieſe koſtbaren Perſonen zur Familie rechnen zu dürfen! Und für dieſe ſoll ich mich opfern, meine Zukunft in eine leere Formel einſperren, dem Glück entſagen, weil es die Convenienz will?“

„So dachteſt Du vor Kurzem noch nicht!“ rief Ulrike heftig.

„Nein, ſo dacht' ich nicht, denn ich war in Vorurtheilen erzogen und kannte nichts Anderes. Seit ich aber gelernt habe, ein Menſch zu ſein, iſt das vorbei. Nicht ich erweiſe dem geliebten Mädchen eine Ehre, wenn ich ſie zur Gräfin mache, ich werde es für mich als ein ehrendes Glück empfinden, wenn ſie trotz meiner Fehler mich zum Gatten nehmen will. Die Tochter meines Förſters iſt beſſer, nobler, vornehmer als zwanzig Gräfinnen von Eigelſtein!“

„Horſt, Horſt — um Gotteswillen! Laß außer mir Niemand ſolche Geſinnung hören! Du biſt nicht wieder zu erkennen! Aber, geſetzt Du heiratheſt Veronika — was würde man bei Hofe ſagen? Was bei Deinem Regimente? Deine Carrière, Deine Stellung in der Geſellſchaft wäre vernichtet. Und wie ſoll ich vertreten —“

„Liebe Schweſter,“ unterbrach er ſie, „darüber keine Sorgen zur Unzeit! Was den Hof betrifft, ſo — brauche ich ja nicht wieder hinzugehen, denn wir werden uns doch eingeſtehen müſſen, daß wir bisher da nur geduldet waren. Will die Geſellſchaft die Naſe

rümpfen über meine Wahl, nun — Du weißt, ſie rümpft die Naſe über Alles — ſo kann ich ſie auch entbehren. Oder — aufrichtig! — war die gute Geſellſchaft, in der wir lebten, wohl die beſte Geſellſchaft? Denk' an ſo manches unſerer früheren Geſpräche! Es giebt auch ſonſt noch Menſchen, und ich bin Herr meines Willens, glücklicherweiſe ſogar ſeit des Onkels Tode Herr meiner Verhältniſſe. Ich will mir ein ſelbſtändiges Leben bauen. So viel von mir. Was Dich betrifft — ja liebe Ulrike, da muß ich Dir den Weg offen laſſen, ob Du mit mir, ob Du da leben willſt, wo ich vielleicht nicht mehr zu finden ſein werde!"

„Sprich nicht ſo, Horſt! Sprich nicht ſo!" ſchluchzte Ulrike. Sie hatte ihr Geſicht in das Taſchentuch geborgen und war in äußerſter Bewegung. Plötzlich ſprang ſie auf und umarmte den Bruder mit Heftigkeit. „Gute Nacht! Wir reden morgen weiter davon. Was Dich beglückt, ſoll auch mich beglücken — wenn Du Ernſt und Kraft haſt, es feſt zu halten. Ach, hätte ich früher gewußt — doch — gute Nacht für heut!" Sie machte ſich aus ſeinen Armen los, und eilte haſtig aus dem Zimmer.

Horſt ging noch lange in der Stube auf und nieder. Erſt im Geſpräch mit der Schweſter war eigentlich ſein eigenes Wollen zum Durchbruch gekommen, der Moment, der ihn herausforderte, machte ihn klar über ſeine Lebenspläne. Dieſe aber ſtanden nun in ihm

fest. Er war trotz aller angelernten Lebensformen eine unentwickelte Natur gewesen, die letzten Erfahrungen hatten ihn schnell gereift. — Nachdem er lange umhergeschritten, nahm er plötzlich Feder und Papier, um an Veronika zu schreiben. Aber zu aufgeregt, zu wenig geübt für das, was in ihm wogte und arbeitete, schon einen geläufigen Ausdruck zu finden, zerriß er das Blatt wieder. Er setzte sich an das geöffnete Fenster. Schwarz lag die tannendunkle Finsterniß um das Haus, aber der frische Hauch der Nacht, der durch die Wipfel summte, sagte ihm, daß er in der Nähe der Geliebten wachte.

Und während er wachte und träumte, saß auch die Schwester schlummerlos am Fenster ihres Zimmers. Ulrike ließ in der Bewegung ihres Herzens Vergangenheit und Gegenwart an sich vorüber gehen. Sie hatte sich einst zur Ueberwindung gezwungen, weil sie das Recht ihrer Standesvorurtheile über das Recht ihrer persönlichen Wünsche setzte, weil sie die Grundsätze ihres Bruders zu kennen glaubte, Grundsätze, die überhaupt die Schranken ihres bisherigen Lebens gebildet hatten. Und nun sprach Horst aus, was sie glaubte längst überwunden zu haben, nun wollte er sich ein Leben bauen, wie auch sie es einst geträumt, ein Glück, das sie dahingegeben, gegen das sie sich durch Trotz, weltliche Zerstreuung, durch das Gebot des Verstandes gestählt hatte. War dieses Glück jetzt noch

wieder zu finden? Es stand hart neben dem ihres Bruders. Oder war es verscherzt für immer? — Ulrike durchwachte die Nacht. Erst mit Sonnenaufgang kam ein flüchtiger Schlummer über sie. Und als sie erwachte, stand zugleich ein Plan vor ihrer Seele. Rasch kleidete sie sich an, nahm einen leichten Sommerüberwurf und ihren Sonnenschirm, um in den Wald hinunter zu eilen. Es war sieben Uhr Morgens. Das Kammermädchen sah ihr mit Erstaunen nach.

Nicht lange darauf fragte Horst nach der Schwester, — mit Frau von Trutzleben hatte er keine Lust, sich jetzt in ein Gespräch einzulassen. Als er erfuhr, daß Ulrike ausgegangen, wußte er auch schon, wohin sie ihren Weg genommen, und segnete sie dafür. — Er ließ satteln, denn im Hause hielt es ihn nicht. Sein Weg ging nach der Stadt, um im Hause des Doctor Markwart seine Aufwartung zu machen. Dort konnte er mit der Hausfrau doch von Veronika reden! —

Ulrike entsann sich des nächsten Wegs nach der Försterei noch von Alters her, so fand sie sich bald zurecht. Es war ihr auf diesem Gange etwas peinlich, daß sie sich erst heut dazu verstanden. Nun galt es erst wieder anzuknüpfen, eine Entfremdung zu überwinden, während ihr Herz doch voll war, und sie gern gleich in ein ausgiebig vertrauliches Gespräch hinein gestürmt wäre. Noch bis gestern Abend hatte sie sich in die übelste Meinung über Veronika hinein gezürnt,

das aber war durch des Bruders Eröffnungen verflogen, sie bereute, sie schalt sich selbst. Die Gestalt eines Mannes, den sie schätzte, der ihr seit gestern wieder innerlich näher getreten war, hatte die ganze Nacht über mit vorwurfsvoller Miene vor ihrer Seele gestanden, und jagte sie jetzt förmlich hinunter, damit sie ein bitteres Unrecht gut zu machen suche.

Die erste Person, welche Ulriken im Forsthause begegnete, war freilich die Tante Postmeisterin. Diese fand des Knixens kein Ende, und noch weniger der Worte über die hohe Ehre, die gnädige Gräfin unter dem Dache des Bruders begrüßen zu dürfen. Bald kam auch Veronika. Wenn die Gräfin bereits gestimmt war, gut von Veronika zu denken, so that nun die Erscheinung des jungen Mädchens das Ihre, um sie völlig für sich einzunehmen. So viel Anmuth, vornehme Haltung und schönes Maß des Betragens hatte Ulrike nicht erwartet. In ihrer Freude ward es ihr nicht schwer, den liebenswürdigen Gast zu spielen, und die Erfrischungen, welche die Tante herbeibrachte, gefällig anzunehmen. Veronika witterte eine Absicht, und hielt sich vorsichtig, gemessen, nicht im Geringsten zuvorkommend.

Bald schien es der Gräfin Zeit, sich der Postmeisterin zu entledigen. Sie nahm Veronika's Arm, um, wie sie sagte, sich von ihr nach den alten Spielplätzen ihrer Kindheit führen zu lassen.

Die jungen Mädchen gingen hinaus, Ulrike schien zu eilen, daß sie nur bald aus dem Bereich des Hauses und mit Veronika allein wäre. Die Gräfin war gesprächig, wortreich, sogar herzlich; ihre Begleiterin auch jetzt ruhig, zurückhaltend, abwartend. Die Weltdame und die Tochter des Försters schienen die, nach der gewöhnlichen Meinung der Welt, ihnen zukommenden Rollen getauscht zu haben. Ulrike konnte sichtlich den Augenblick kaum erwarten, wo eine Mittheilung über ihre Lippen sollte. Und als Beide endlich auf einem schattigen Waldsitze Platz genommen hatten, ergriff die Gräfin mit einer gewissen Hast Veronika's Hand und sagte: „Veronika, meine alte Freundin! Ich mag es nicht länger verschweigen, ich weiß Alles, ich bin im Geheimniß meines Bruders. Horst liebt Sie mit ganzer Leidenschaft, er leidet im Innersten unter der Sorge, daß Sie seine Liebe nicht erwiedern!"

Veronika zuckte zusammen. Das hatte sie nicht erwartet. Ihr Mißtrauen hatte an den Besuch der Gräfin ganz andere Gedankenverbindungen geknüpft, in welchen Horst gar keine Rolle spielte. Daß dieser sich seiner Schwester mitgetheilt haben könne, wäre ihr nicht in den Sinn gekommen. Denn was war da mitzutheilen, als Albernheiten, bis zur empörendsten Ungezogenheit! Sie kannte ihn bisher nur in seiner Leichtfertigkeit, von seiner Umwandlung wußte sie nichts, und so war das Bekenntniß seiner Liebe so überraschend

als möglich. — „Das iſt mir, nach des Grafen bisherigem Betragen gegen mich, ſo neu," entgegnete ſie, „daß ich ihm nur Befremdung und Unglauben entgegenſetzen kann."

„Befremdung?" fragte Ulrike. „Aber Sie müſſen es doch längſt wiſſen. Er hat Ihnen ſeine Liebe ja doch geſtanden!"

„Nicht daß ich wüßte! Es iſt von dergleichen nie zwiſchen uns die Rede geweſen."

„Veronika — ich begreife nicht — er hätte Ihnen noch nicht eröffnet, daß ſeine ganze Seele —?"

„Niemals, Gräfin! Niemals!"

„Aber das iſt doch ſeltſam! Horſt hat mir doch klar und bündig ausgeſprochen, er wolle Sie heirathen —"

Das war ein unglückliches Wort. Veronika fuhr ſtolz auf, und ihre Züge belebten ſich mit dem Ausdruck lächelnden Hohns. — „Dieſe Ehre hätte er mir zugedacht?" ſagte ſie kalt. „Laſſen Sie ſich nicht täuſchen, Gräfin! Der Graf macht Ihnen etwas weis. Wirklich er treibt ſeine Scherze etwas weit!"

Ulrike war ſehr verwundert. „Sie ſprechen in einem Ton der Kälte, Veronika, den ich nicht begreife, zumal wenn ich mir die warme Empfindung meines Bruders vergegenwärtige. Es muß doch eine Beziehung zwiſchen Ihnen geweſen ſein —"

„Keine, welche zu der Vermuthung berechtigte, daß er die Tochter ſeines Förſters zu heirathen denke!"

„Sie laſſen mich fühlen, Veronika, daß dies Wort Sie beleidigt! Ich finde keinen ſichtbaren Zuſammenhang —“

„Es beleidigt mich, Gräfin — ja, es beleidigt mich!“ rief Veronika, und in ihren Augen ſammelte ſich der ganze Groll und Stolz ihres Herzens. „Meint der Graf, ein Mädchen meines Standes ſei nur ſo von der Stelle weg zu heirathen? In Märchen und Romanen kommt es wohl vor, daß ein Graf nur zu winken braucht, und das Förſterskind nimmt ihn ohne Frage, wie er da iſt. Die Wirklichkeit möge Ihren Bruder eines Anderen belehren! Wenn er nach ſeinem Betragen gegen mich, das ihm den Ausdruck meiner Verachtung zu hören gegeben hat, wenn er mir da noch ſagen laſſen kann, daß er mich heirathen wolle —“

„Er läßt Ihnen nichts ſagen,“ unterbrach die Gräfin ſie erſtaunt und unwillig, „ich ſprach auf meine eigene Gefahr!“

„Gleichviel, es bleibt ein beleidigendes Wort! Wenn man ein Mädchen ſo behandelt, wie er mich, dann hat man nie daran gedacht, ihm ſeine Hand anzutragen, und iſt von Sinnen, wenn man annimmt, dies Mädchen könne noch an eine wahre Neigung glauben. Oder ſoll in der Verſicherung, daß er mich für ſeine Thorheit heirathen wolle, eine Ehrenerklärung liegen, in der ſichern Vorausſetzung, daß ich vernünftig genug denke, ſeine Hand auszuſchlagen? Iſt es ſo, dann bringen

Sie ihm die Versicherung zurück, daß ich in der That auf diese Ehre verzichte!"

Ulrike blieb schweigend, aber mit laut pochendem Herzen, unter dem Eindruck dieser leidenschaftlichen Entgegnung. Auch Veronika schwieg, und Beide saßen geraume Zeit neben einander, den Boden vor sich anstarrend.

„Es war mir unbekannt," begann die Gräfin darauf, „daß mein Bruder in seinem Betragen gegen Sie eine Schuld auf dem Gewissen hat. Ich denke nicht daran, ihr nachzuforschen. Was ich aber aus seinen Geständnissen höre, ist eine ernste Neigung, viel zu ernst und zu tief, um ohne erschütternde Kämpfe abgethan zu werden."

„Er hat die Kämpfe mir nicht erspart," rief Veronika, „er mag die seinen tragen!"

Wieder eine lange Pause. Von fern grollte ein Wetter herauf, das der heiße Morgen gelockt hatte. Die beiden Mädchen achteten nicht darauf. — „Sie geben damit zu," meinte Ulrike, „daß für meinen Bruder innere Kämpfe möglich seien. Und so ist es. Er wird sehr unglücklich sein, denn seine Liebe ist aufrichtig. In seinen Hoffnungen lebten Sie bereits als die künftige Gräfin von Eigelstein —"

„Das sind Träume, über die er künftig lachen wird, und Sie selbst, Gräfin, werden dieselben dann ebenso lächerlich finden! Es wäre schlimm für den Grafen, wenn er sich so jung zu einer Mißheirath verirrte, und

ich bin zu ſtolz, um jemals einem gräflichen Hauſe als die nur Geduldete oder nicht Anerkannte anzugehören. Dieſer Stolz bürgt Ihnen dafür, daß in dem Hauſe Eigelſtein niemals eine bürgerliche Hausfrau ſchalten wird, deren Eindringen das Unglück des Hauſes wäre, nach dem Urtheil der Welt."

„Das wäre doch zu überwinden," ſagte Ulrike nach einer Weile. Und dann in raſcherem Tone begann ſie: „Veronika — wir wollen es heute laſſen! Ich bin Ihnen ſchweſterlich entgegengekommen —"

„Das fühle ich tief und dankbar, liebe Gräfin, und empfinde es zugleich bitter, hinter Ihrer Herzlichkeit ſo weit zurückbleiben zu müſſen. Forſchen Sie nicht weiter, und laſſen Sie uns niemals wieder berühren, was wir heute beſprochen! Niemals! Haben Sie Einfluß auf Ihren Bruder, dann ſuchen Sie ihn bald von hier und in ſeine früheren Verhältniſſe zurück zu ſchaffen. Dort mag er vergeſſen — wenn er etwas zu vergeſſen hat. Ich wünſche ihn nicht mehr zu ſehen, noch mit Ihnen über ihn zu ſprechen."

Beide Mädchen hatten ſich erhoben und ſchritten ſchweigend, aber innerlich erregt, auf dem Waldwege neben einander hin. Veronika konnte ein Gefühl der Erbitterung ſchwer bewältigen, Ulrike war verſtimmt, ſie war es gegen den Bruder, der ihr eine Schuld verheimlicht, ſie war es gegen ſich ſelbſt, daß ſie zu raſch, zu offen gegen Veronika herausgegangen,

sie fühlte sich zudem durch den Stolz ihrer Gefährtin, durch deren Zurückweisen ihres Vertrauens verletzt. So kamen Beide in die Nähe des Forsthauses. Ulrike wünschte nicht noch einmal einzutreten. „Leben Sie wohl, Veronika!“ rief sie schnell. „Wir haben einander heut wohl nichts mehr zu sagen!“ — „Ich danke Ihnen dennoch, Gräfin,“ entgegnete Veronika, und wollte noch ein freundliches Wort hinzufügen. Allein schon hatte sich Ulrike gewendet, und eilte rasch dem Heimwege zu.

In ihrer Aufregung gab sie auf den Weg nicht acht und gerieth auf einen Pfad, der sie durch sein Ansteigen täuschte, und sie in eine falsche Richtung führte. Sie wurde dessen erst gewahr, als ein starker Blitz und Donnerschlag sie aus ihren Gedanken weckte. Umkehren mochte sie nicht. Sie mußte nach ihrer Meinung dem Schlosse bereits näher sein als der Försterei. In diesem Irrthum schritt sie fort. Inzwischen hatte sich der Himmel schwarz umwölkt, und bald herrschte in dem Tannendickicht eine völlige Nacht. Ueber die Wipfel sausten gewaltige Windstöße, trockene Aeste krachten, und bald prasselte Hagel und Regenguß breit und ausgiebig nieder. Die Gräfin, doch etwas geängstigt durch die Macht des Wetters, suchte sich unter den Zweigen zu halten, aber auch von dort wurde sie vertrieben, denn wie eine Traufe lief die Regenfluth von den Aesten des Nadelholzes nieder.

Zugleich mußte ſie bemerken, daß das Waſſer wie ein Bach an ihren Füßen dahin floß, und ſie ſich ſomit auf einem wieder abſteigenden Wege befand. Es war eine rathloſe Lage. Ihr leichtes Schuhwerk war längſt durchweicht, ihre luftige Sommerkleidung durch Näſſe und Geſtrüpp verunſtaltet, ihr Sonnenſchirm im Dickicht verloren gegangen. Sie ſuchte nicht darnach, ſie ließ die Fetzen ihres Gewandes achtlos an den Dornen haften, ſie bebte entſetzt zuſammen vor den Blitzen und weit durch die Berge ausballenden Donnerſchlägen. Aber dennoch war ſie fortgeſchritten, da ſich nirgends ein Schutz hatte finden laſſen. Und jetzt ſtand ſie endlich am Ausgange des Pfades, der in die breite Fahrſtraße mündete. Unter der Kuppel einer mächtigen Baumgruppe fand ſie hier ein Obdach, freilich zu ſpät, um der Gefahr des ſtrömenden Regens zu entgehen. Aber ſie mußte ausharren, denn die Richtung ſchien ihr völlig verloren.

Da kam ein Wagen die Straße daher. Sie ſchwankte, ob ſie fremde Hülfe anrufen ſollte. Ein Herr blickte aus dem Schlage, und Ulrike, im Gefühl ihrer völlig verwahrloſten Toilette trat hinter den Stamm zurück. Plötzlich gebot der Herr dem Kutſcher zu halten, ſprang mit einem Regenſchirm aus dem Wagen, und eilte auf die Hülfloſe zu. „Gräfin Ulrike!“ rief er. „Dieſem Wetter waren Sie ausgeſetzt — und ohne Begleitung?“ Schon hielt er den Schirm über ſie, und bot ihr den Arm.

Ulrike fühlte, daß die Ueberraschung sie fast lähmte, als sie diese bekannte und hier völlig unerwartete Stimme vernahm. Ihr Schreck war groß, aber etwas von freudiger Zuversicht kam zugleich über sie. „Gestatten Sie, Gräfin, daß ich Sie nach dem Schlosse geleite?“ fuhr der Herr fort, indem er dem Kutscher umzuwenden gebot.

„Ich bin in der Lage, Ihre Hülfe annehmen zu müssen, Herr Forstrath,“ sagte Ulrike, in deren Stimme der Schreck noch zitterte, „Sie verpflichten mich sehr!“

Sie nahm den Arm ihres Retters, der ihr in den Wagen half, ließ sich einen Mantel, eine Decke gefallen, wodurch er sie zu schützen suchte, sie hörte mit Beben die Worte seiner freundlichen und angelegentlichen Sorge um sie. Es hätte in Ulrikens Charakter gelegen, eine Situation, wie die ihrige, unter gleichgültigeren Umständen von der heiteren Seite zu nehmen, und wirklich machte sie einen Versuch dazu, der jedoch beinahe in sein Gegentheil umschlug. Denn die Thränen standen ihr näher als das Lachen. Das Gespräch mit Veronika wirkte in ihr nach, die unerhörte Situation, jetzt an der Seite dieses Mannes zu sitzen, des Bruders jenes Mädchens, machte sich in ihrem Gemüth geltend. Die Sprache versagte ihr mehr und mehr. Der Forstrath achtete rücksichtsvoll ihr Verstummen, und begann erst in der Nähe des Schlosses wieder ein gleichgültiges Gespräch. Man hielt endlich, Ulrike ließ

sich aus dem Wagen helfen. Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihren Retter zum Bleiben einzuladen, zumal sie bei dem nöthigen Wechsel ihrer Kleidung ihm nicht hätte Gesellschaft leisten können. Ich danke Ihnen, Herr Forstrath," sagte sie. „Mein Bruder wird nicht verfehlen —"

Ein entsetzliches Geschrei im Hausflur unterbrach sie, denn Frau von Trutzleben und das Kammermädchen wollten bei dem Anblick des Zustandes der Toilette Ulrikens schier in Krämpfe fallen. Sie eilte mit einem raschen Gruß in's Haus. Der Forstrath entgegnete ihr eben so rasch, und ließ den Kutscher in Eile vom Hofe fahren. Der Regen hatte sich gemäßigt, bald flogen nur noch zerrissene Wolkenfetzen als Nachzügler durch die Luft. —

Horst kam auch heut nicht zu Tische. Er hatte die Einladung der Frau Doctorin gern angenommen, hatte seinen ersten Besuch bei der Familie in der Stadt gleich möglichst ausgedehnt, und war bis zum Abend zu Gast geblieben. Es waren heitere Stunden, die er verlebte, soweit sein Gemüth sich zur Heiterkeit stimmen ließ. Genügte es ihm doch schon, daß er sich unter Veronika's Angehörigen befand, und die Rede von Zeit zu Zeit auf sie kam. — Es war gegen zehn Uhr, als er heimkehrte. Dießmal wußte ihn Frau von Trutzleben noch zu erwischen, und ihm im Zimmer der Damen das haarsträubende Abenteuer Ulrikens zu erzählen.

Sie that es mit einer Art von Vorwurf gegen Horst, als müsse er, gegen den sie viel auf dem Herzen hatte, auch hieran schuld sein. Freilich wußte sie nicht, daß Ulrike bei Veronika gewesen, da erstere nur von einer „Waldpromenade" gesprochen, bei der sie das Gewitter überfallen habe. Gleichwohl hatte Frau von Trutzleben nicht übel Lust, einige schnöde Bemerkungen über seine Besuche im Forsthause einfließen zu lassen, obgleich ihr Horst niemals ein Recht zugestanden, über seine persönlichen Verhältnisse ein Wort zu verlieren. Ulrike, welche die Absicht der Tante witterte, wußte vorzubeugen.

Als sich die Dame endlich zur Ruhe begeben, begann die Schwester: „Horst, hast Du gewußt, daß Veronika's Bruder zum Besuch hier eintreffen werde?"

„Allerdings, sie sprach davon."

„Warum sagtest Du mir nichts darüber?"

Horst hatte in diesem Punkte nichts verhehlt, er hatte es nur eben vergessen, da er nicht ahnte, daß die Schwester ein Interesse dabei haben könne. Ueberdieß war ja bis gestern seine ganze Beziehung zum Forsthause sein Geheimniß gewesen. „Und nun gar gestern Abend," schloß er, „was ging mich da der Forstrath an? Ich konnte nur von ihr allein sprechen. Aber es scheint, als sei Dir seine plötzliche Ankunft unangenehm — warum? Ich begrüße sie eigentlich mit Freuden —"

Ulrike unterbrach ihn schnell: „Gieb Dich nicht gar

zu hochfliegenden Hoffnungen hin! Du haſt mir die Gründe verheimlicht, warum Veronika ſich mit Kälte von Dir abwendet."

Eine dunkle Röthe der Beſchämung übergoß Horſt's Geſicht. „Du warſt bei ihr, Ulrike?" begann er kleinlaut und erwartungsvoll.

„Ich hätte Grund es zu bereuen," entgegnete die Gräfin mißmuthig. „Dies Mädchen dünkt ſich viel zu ſchade, um ſich zu der unglücklichen Stellung einer Gräfin von Eigelſtein herzugeben! Wir dürfen kaum hinaufſehen zu der ſtolzen, bürgerlichen Förſterfamilie!" Ulrike ſprach es mit bitterem Hohn, aber dennoch war jetzt das Erröthen an ihr. Ihr Gewiſſen ſtrafte ſie ſelbſt. Sie erhob ſich, und ſchritt einmal durch das Zimmer. Dann blieb ſie vor dem Bruder ſtehen und legte ihre Hand auf ſeine Schulter. „Horſt," ſagte ſie ernſt, „wir ſelbſt tragen die Schuld, wenn Veronika und ihre Familie uns kalt von ſich weiſen."

Horſt neigte einverſtanden das Haupt. „Ich trage die Schuld allein," entgegnete er, „Du nicht."

„Ich auch — und vielleicht kennt Veronika die meinige, und ließ ſie mich entgelten."

„Du, Ulrike? Wie iſt es möglich?"

„Du wirſt es einſt erfahren. Heut nichts mehr! Ich fühle mich erſchöpft. Gute Nacht!" — —

Eine glücklichere Stimmung herrſchte an dieſem Abend in der Förſterei. Der Sohn des Hauſes, der

Stolz der Familie, war eingetroffen. Der Alte hörte ihn mit Genugthuung reden, die Postmeisterin wußte sich zwischen dem Familienzimmer und der Küche, in der sie heute besondere Künste zu entfalten suchte, nur mit Eifersucht zu theilen, und Veronika saß an der Seite des Bruders, ihre Hand in der seinen, und hatte ein Gefühl der inneren Beruhigung und der Sicherheit, wie sie es lange nicht empfunden. Zuweilen aber sah der Bruder sie doch leise fragend an, als ob er irgend einen alten Zug in ihrem Antlitze vermisse, und wenn er dann liebevoll die Hand an ihren Scheitel legte und sanft an dem Oval ihres Gesichtes hinab strich, dann sah sie ihn zwar mit aller Herzlichkeit an, mußte die Augen aber doch, wie in leiser Verwirrung, wieder senken. Der Alte aber wurde gesprächiger, eine Flasche des guten Weins, welchen Ludwig mitgebracht hatte, erhöhte seine vergnügte Stimmung. Noch spät in das Dunkel hinein saß die Familie unter dem Dach der breitästigen Linden, die den Platz vor dem Regenschauer geschützt hatten, und genoß die Kühle und das Glück des Beisammenseins. —

Schon früh am andern Morgen stellte sich Graf Horst ein, um dem Forstrath seinen Gegenbesuch zu machen, und ihm für seine Ritterdienste gegen Ulrike zu danken. Veronika hatte sich bei seinem Eintreten entfernt, um nicht wieder zu erscheinen. Horst war außerordentlich zuvorkommend, ja herzlich, gegen den

„alten Jugendfreund," wie er Ludwig nannte, und sprach seine Freude des Wiedersehens und der Wiedervereinigung mit wirklich gewinnenden Worten aus. Ludwig mußte über eine solche Begrüßung wohl stutzen, eingedenk des geflissentlichen Ausweichens und Ablehnens, das der Graf bisher gegen ihn beobachtet. Der Forstrath war ein Mann, von Welt, und hatte im Leben viel Menschenkenntniß erworben. Wenn er daher, ohne den Grafen die frühere Vernachlässigung entgelten zu lassen, ihn mit bester Form willkommen heißen konnte, so wurde er darin noch unterstützt durch den Ton warmer Aufrichtigkeit, der ihm aus Horst's Worten entgegenklang. Er bemerkte mit einiger Verwunderung, daß er sich ein falsches Bild von dem jungen Grafen gemacht. Oder hatte dieser zwei verschiedene Gesichter und Erscheinungen, eine für die Welt und Gesellschaft, die andere für die freiere Muße und Rast in der Natur? Es giebt solche Leute, die darum noch nicht falsch oder heuchlerisch genannt zu werden brauchen; sie sind nur unfrei in ihrem Wesen und in ihrer Bildung. Vorurtheil und Formenschranken ringen in ihnen mit der Innerlichkeit, und machen ihre Entwicklung lückenhaft und unstät. Unser Culturleben brütet wunderliche Spielarten von Menschen aus. Dieser junge Mann — so beobachtete Ludwig — war hier gar nicht der ablehnende, hochfahrende Cürassieroffizier, er schien dergleichen nie gewesen. Hier war eine angenehme Natür-

lichkeit, der bei aller weltmännischen Form das Zurückfallen in eine gewisse Schüchternheit sehr wohl stand; eine Sprache, von deren warmen Gemüthstönen man sich angemuthet fühlte. So ließ Ludwig während des Gespräches eine freundschaftliche Gesinnung immer mehr walten, wenn er auch aus anderen Gründen weder wünschte noch erwartete, daß sich ein näherer Verkehr zwischen ihm selbst und den Schloßbewohnern noch anbahnen könne. Er sagte weder ja noch nein, als Horst ihn beim Abschied dringend bat, fortan gute Nachbarschaft zu halten.

Der günstige Eindruck, den er von Horst empfangen, sollte freilich schon in der nächsten Stunde einen starken Gegenschlag empfangen. Und zwar war es der Vater selbst, welcher durch einige Andeutungen zu verstehen gab, daß er über den Charakter des Grafen sehr ungünstig denke. Der Alte sprach sich nicht deutlich aus, doch witterte Ludwig, daß seine Schwester nicht ohne Beziehung zu dem harten Urtheil des Vaters über den Grafen stehe. Er mochte nicht weiter forschen, beschloß zu beobachten, ein gelegentliches Wort von Veronika selbst abzuwarten.

Während aber Vater und Sohn noch sprachen, war dem Gegenstande ihres Gespräches das Glück, einen ersehnten Augenblick zu erfassen, so günstig, wie er es nicht besser erwarten konnte. Denn als Horst eben die Schwelle des Hauses verließ, bemerkte er zwischen dem Laub-

gehölz, welches ſich wohlgeſchont vom Garten bis an die Tannenwand zog, ein ſommerliches Gewand. Er erkannte es, ſein Herz pochte mächtig, er konnte ſich die Gelegenheit, mit der Geliebten allein zu ſprechen, nicht entgehen laſſen.

Veronika, in dem Wahn, der Graf ſei bereits fort, war hinausgegangen, um einen Strauß von Waldblumen, die der Bruder gern hatte, für den Mittagstiſch zu ſammeln. Da hört ſie Geräuſch, Tritte hinter ſich, und wie ſie ſich umwendet, ſieht ſie den Grafen herankommen. Sie kann ihm jetzt nicht ausweichen und bleibt ſtehen, um ihn zu erwarten. Beide ſtehen ſich einen Augenblick, faſt lautathmend vor Erregung, und einander erwartungsvoll muſternd, gegenüber. „Veronika!“ beginnt Horſt, „gewähren Sie mir endlich ein Wort! Laſſen Sie einen Unwürdigen, Reuigen nicht ganz verzweifeln! Ich habe keinen Gedanken, als Ihre Verzeihung, Ihre Liebe —“

„Gräfin Ulrike kennt meine Geſinnungen,“ entgegnet Veronika mit einem Tone, welcher hart ſein ſoll, in dem aber doch ein innerſter Kampf durchklingt. „Ich habe Ihnen nichts weiter zu ſagen, Herr Graf!“

„Veronika, nicht dieſe herzloſe Kälte!“ ruft Horſt flehentlich. „Nur auf Minuten geben Sie mir Gehör!“ Und nun mit voll ausſtrömendem Herzen bekennt er ihr ſeine Liebe, ſeine Qualen, ſeine Verzweiflung. Er klagt ſich an, er ſpart ſich ſelbſt nichts, er läßt ſie ſeine innere Wandlung erkennen, ſeinen leidenſchaftlichen

Schmerz, die ganze Macht und Tiefe seiner Neigung, einer Neigung, die ihr, der Geliebten, die Hoffnungen eines ganzen Lebens anheimgiebt. Der Augenblick legt ihm die Worte auf die Lippen, wie das Gemüth sie empfunden hatte. — Und Veronika hört diese Worte, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln ist, sie sieht einen durchaus gewandelten Menschen vor sich, und steht im Innersten ergriffen und erschüttert vor dem Ausdruck dieser Leidenschaft.

„Eins bitte ich vor Allem, Veronika!“ fährt Horst fort. „Nehmen Sie durchaus jenes schreckliche Wort zurück, das ich mir verdiente, wie ich war, das ich aber nicht ertrage, wie ich bin! Geben Sie mir die Gewißheit, daß Sie mich nicht mehr verachten!“

„Das sei vergessen! Ich nehme es zurück!“ ruft Veronika bebend.

Horst stürzt zu ihren Füßen, ergreift ihre Hand und preßt sie an seine Lippen. „Und wenn Sie es vergessen können, Veronika, dann lassen Sie mich mein Glück hoffen! Sein Sie mein guter Engel im Leben, mein höchstes Gut, mein Weib!“

Veronika's Kniee wanken, sie preßt die Hand auf's Herz — wird sie einen Augenblick in ihren Entschlüssen unsicher sein? Der Gedanke an ihren Vater, an ihren Bruder, tritt wieder hervor, Alles, was sie sich mit klarem Verstande deutlich und fest vorgezeichnet hat, und mit starker Selbstüberwindung spricht sie hastig:

„Niemals, Graf Horst, niemals! Ich will Ihr Unglück nicht — täuschen Sie sich nicht — ich liebe Sie nicht! Ich kann Sie nicht lieben!“ Thränen stürzen aus ihren Augen und strafen ihre Rede Lügen. Horst, noch auf den Knieen, hält ihre Hand fest, sie aber reißt sich los und flieht quer durch das Gebüsch dem Hause zu. Noch hört sie ihren Namen hinter sich rufen — es ist ihr, als ob sie zurück müßte. Aber sie flieht vorwärts, die Treppe hinauf nach ihrem Schlafzimmer, und schiebt den Riegel vor die Thür. Dann sinkt sie zu Boden, wirft Arme und Gesicht auf einen Sessel, und läßt ihren krampfhaft hervorbrechenden Thränen freien Lauf.

Frau von Trutzleben neigte sich an diesem und dem folgenden Tage zu der Annahme, Horst sei auf dem Wege, den Verstand zu verlieren. Er antwortete verkehrtes Zeug, und betrug sich bei einigen wirthschaftlichen Vorschlägen, die sie machte, so sonderbar ausfallend gegen sie, daß sie in den heftigsten und vielleicht gerechtfertigten Aerger gerieth. Ulrike war auch verstimmt, schweigsam, gar nicht umgänglich, sie hörte nicht einmal zu, wenn die Tante sich über die Mägde erging und Neuigkeiten aus dem Kreise des Dienstpersonals brachte. Denn Frau von Trutzleben hatte einen sehr regen Sinn für die Angelegenheiten anderer Leute, und liebte es, die Verhältnisse auszuforschen. Fehlte ihr die höhere Gesellschaft, so nahm sie mit dem Interesse an der niederen fürlieb. Inzwischen mochte sie sich nicht

gern zu viel ärgern, und es tauchte bereits das Bedauern in ihr auf, nicht lieber zu einer guten Freundin, die sie nach Mecklenburg eingeladen hatte, gereist zu sein. —

Am dritten Abend nach seiner letzten, niederschlagenden Unterredung mit Veronika ließ Horst sein Pferd vorführen. Er hielt es nirgends mehr aus. Er wollte hinunter in die Ebene, dahinjagen, und wär's die ganze Nacht durch, und wär's auf Nimmerwiederkehren. Er hatte kein Ziel im Auge, er wollte kein Ziel haben — und doch lenkte er sein Pferd in den Weg, der an der Försterei vorbeiführte. Sein entgegenkommendes Freundschaftsgefühl für Ludwig hatte sich gewandelt, er fühlte eine Art von Eifersucht gegen ihn. Ja, er war eifersüchtig auf den Bruder der Geliebten, auf ihn, der vielleicht ihr Herz gegen ihn eingenommen. Die Eifersucht steigerte sich in seiner aufgeregten und verzweifelten Phantasie bis zum Hasse, denn mehr und mehr galt ihm der Bruder wie ein bevorzugter Geliebter. Unter solchen gefährlich brütenden Empfindungen kam er an eine Waldecke, wo sich der Weg nach der Försterei abzweigte. Es dunkelte schon stark, die Sterne traten heller hervor, als ein Vorübergehender ihn grüßte. Nur an der Stimme konnte er in der Gestalt einen jungen Forstgehülfen erkennen. Horst hielt sein Pferd an. Da war ein Mensch aus der Försterei! Er hätte ihn ausfragen, ein langes Gespräch mit ihm führen mögen! Aber wie beginnen? Wie, wonach fragen?

„Iſt die — die Familie zu Hauſe?“ brachte er mühſam hervor.

„Nicht Alle!“ entgegnete der Gefragte. „Der Herr Forſtrath iſt mit der Schweſter weggefahren.“

Ein Schreck lähmte faſt die Zunge Horſt's. „Weggefahren? Wohin?“

„Ich kann es nicht ſagen, doch ſcheinen ſie ſich auf einige Zeit gerüſtet zu haben, ſie nahmen Gepäck mit.“

Vor Horſt's Seele ſtand eine furchtbare Gewißheit. Schon einmal war Veronika vor ihm entflohen, jetzt entführte ſie ihm der Bruder, weit, weit weg, um ſie für immer vor ihm zu verbergen. So war's, es konnte nicht anders ſein! „Wann ſind ſie davon gefahren?“ fragte er, erfaßt von bitterer Selbſtfolter.

„Vor einer Stunde etwa — oder einer halben.“

„Welchen Weg?“

„Dieſen, der in die große Kunſtſtraße mündet.“

Horſt grüßte kaum zurück, er ſpornte ſein Pferd und jagte in wildeſtem Laufe hinab. Das unglückliche Thier hatte den rückſichtsloſeſten Reiter, dem es nicht einmal darauf anzukommen ſchien, ob er ſelbſt bei dieſer ſauſenden Hetze das Genick bräche. Er wollte, er mußte die Fliehenden erjagen. So ging es fort, ſelbſt auf der harten, ebneren Straße. Die Funken ſtoben durch die Nacht, der Hufſchlag raſſelte, als ob Roß und Reiter verſprengte Geſpenſter aus dem Troß des wilden Jägers wären. Jetzt iſt ein Wagen in Sicht —

die lezte Kraft wird angestrengt. Er ist erreicht, von dem Rasenden fast überholt, da bricht die Kraft des Rosses zusammen, es stürzt und schleudert den Reiter fast unter die Räder des Wagens. Die Pferde werden scheu und bäumen sich hochauf, der Kutscher kann sie kaum halten. Aus dem Wagen aber ertönt ein halbunterdrückter Schrei. Veronika hat den Stürzenden erkannt.

Es gelingt, der Wagenpferde Herr zu werden. Ludwig und Veronika steigen aus, und finden Horst für leblos am Boden. — Ein Kohlenmeiler ist in der Nähe. Der Kutscher ruft die Arbeiter mit einem brennenden Kienspahn herbei. Horst's Gesicht ist von Blut überströmt, er giebt kein Lebenszeichen. Bruder und Schwester stehen erschüttert, und berathen, was zu thun sei? Veronika widersetzt sich dem Plan, den Grafen in den Wagen zu nehmen und ihn in das Haus des Doctors mitzubringen. Denn sie waren auf dem Wege nach der Stadt, wo Ludwig seine Verwandten begrüßen wollte, und hatten zur Fahrt die Abendkühle gewählt, um am nächsten Abend zurückzukehren. Ludwig zeigte Bedenken, allein nach der Stadt zu fahren, um den Arzt zu holen, und die Schwester so lange in der Nacht bei dem Verunglückten zu lassen. Allein Veronika's Wille drang dießmal durch, und sie traf sogleich die Anstalten, Horst, der inzwischen Zeichen des Lebens gegeben, in der Nähe ein Lager zu verschaffen. Die Köhler hatten neben

ihrem Meller eine Hütte von Stangen und trockenem Tannenreisig. Dahin wurde Horst getragen, und auf eine Roßdecke über Moos und Laub gelegt. So fuhr Ludwig, sehr gegen seine eigenen Wünsche, allein nach dem Arzte.

Die Köhler befestigten einen brennenden Kienast als Fackel an der Hütte, und bei seinem unstäten Flackerlichte saß Veronika am Boden, und forschte in den Zügen des schwer Athmenden. Draußen standen die dunklen Gestalten der beiden Waldarbeiter, den Unglücksfall unter sich besprechend und beklagend, bis sie sich entfernten. — Nun war Veronika allein mit Horst. Sie trocknete mit ihrem Taschentuche das Blut von seiner Stirn, sie nahm seine Hand, um nach der rascheren Wiederkehr warmen Lebens zu spüren. Da schlug er die Augen auf. Ein glückseliges Lächeln ging leise über seine Züge, als er ihr Gesicht über sich gebeugt sah. Er schloß die Augen wieder, aber ihre Hand hielt er fest in der seinen. — Was Veronika in diesen bangen Stunden der Erwartung empfand, war ein Gemisch von tiefstem Schmerz und einem Gefühl des Glücks, das sich aus aller Furcht und Todesangst doch hervorzu ringen begann. Sie empfand, daß es unmöglich sei, gegen ihre Liebe länger anzukämpfen. Ja, sie liebte ihn, liebte ihn seit lange, sie liebte ihn von dem Tage, da er seit der Kindheit wieder in ihrem Garten erschienen. Aber sie hatte ein starkes Herz, und schalt sich

selbst über eine Liebe, die durchaus verloren sein mußte. Sie war nicht blind gegen seine Schwächen, viel an seiner Art und Weise war ihr widerwärtig gewesen, sie hatte ihn endlich hassenswerth gefunden, ihren Stolz gegen ihn wach gerufen, ohne dies stolze Herz doch jemals gegen ihn verschließen zu können. Von Hoffnung wollte sie dennoch nichts wissen. Sie glaubte nicht an ihn, sie hatte trotz ihrer Liebe kein Vertrauen zu seinem Charakter. Und wie sie einst seiner Ungehörigkeit gegenüber sich in ihrer Liebe erniedrigt gefühlt, so hatte sie Ulrikens Mittheilungen gegenüber auch nichts von Genugthuung fühlen können, denn sie hielt seine Wandlung für einen Wahn, seine Pläne, seine leidenschaftliche Neigung, Alles für Wahn. Aber selbst wenn sie nach seiner letzten warmen Aussprache endlich an die Wahrheit seiner Empfindungen glaubte, so rang sie auch da noch, ihre Liebe zu bezwingen. Denn vor ihren Augen stand all' das Mißliche einer Vereinigung zwischen Horst und ihr. Sie wollte sich bekämpfen, um ihm und sich selbst einstige schwerere Kämpfe zu ersparen. Noch waren solche Schranken, die sie sich und ihren Hoffnungen selbst errichtete, in ihr nicht gefallen, aber mächtiger hatte ihr Herz noch nie geschlagen, als in diesen Stunden, da sie einsam in der Nacht an dem Lager Horst's wachte. Glauben und Vertrauen wollten sich in ihre Seele schmeicheln, und ein leises Zittern unsagbarer Wonne überrieselte sie. Noch immer

hielt Horſt ihre Hand feſt. Sie entzog ſie ihm nicht. — Jetzt fühlte ſie einen leiſen Druck der ſeinigen, er machte eine Bewegung und wendete ſich zu ihr. „Sie wollen mir nicht entfliehen?“ ſagte er matt. „Sie ſind noch da!“

„Ich bin bei Ihnen. Wie fühlen Sie ſich?“

„Gut, Veronika! Wie im Himmel! Sie ſind ſo gütig — ſo gütig!“ Er zog ihre Hand an ſeine Lippen und ſank erſchöpft zurück. — Beide ſchwiegen. Es war ſo ſtill umher, eine laue Sternennacht, kaum daß das Kniſtern des ſchwelenden Meilers draußen ſich bemerklich machte, oder ein tieferes Summen durch die Föhrenwipfel wehte.

Das Rollen eines Wagens wurde von fern hörbar. Nicht lange, ſo näherten ſich deren zwei, und aus dem erſten eilte Ludwig mit dem Doctor nach der Hütte. Es fand ſich, daß Horſt's Zuſtand nicht gerade bedrohlich zu nennen ſei. Die Wunde auf der Stirn hatte wenig zu ſagen, allein eine gebrochene Rippe und einige ſtarke Contuſionen erforderten Vorſicht. Die Ohnmacht, hauptſächlich der Gegenſchlag auf die furchtbare Aufregung des Gemüths und die körperliche Ueberanſtrengung, ging vorüber, der Arzt legte einen Verband an. Horſt ſprach ruhig und ſanft, ſein Groll gegen Ludwig ſchien geſchwunden, er ſchien ſtill beglückt, und dankte den Männern für ihre Mühe. — Veronika war während dem hinausgetreten und ging in einiger

Entfernung auf und nieder. „Wo ist sie?“ fragte Horst plötzlich. „Doch nicht hinweggefahren?“

„Da kommt sie schon wieder!“ entgegnete lächelnd Doctor Markwart, der inzwischen auf der Herfahrt mancherlei Mittheilungen und Ansichten mit dem Forstrath ausgetauscht hatte. „Uebrigens,“ fuhr er fort, indem er Ludwig eine Cigarre anbot und selbst eine anzündete, „übrigens mache ich den Vorschlag, daß meine Nichte und ihr Bruder mit Ihnen, werthgeschätzter Herr Patient, wieder heimfahren, und mich allein nach der Stadt zurückkehren lassen. Es ist Mitternacht, meine Familie liegt in den Betten, und der nächtliche Besuch wäre für alle Theile umständlich, Sie können morgen oder ein andermal kommen. Sie aber, lieber Graf, haben Ihren armen Fuchs zu Schanden geritten und sich auf fremde Hülfe gestellt. Nun, wir brauchen nicht so zu eilen. Friedrich —“ Er rief seinen Kutscher herbei und gab ihm einen Auftrag. „Ich habe für alle Fälle mein Flaschenfutter mitgebracht, als Pflasterkasten für die Gesunden. Da unsere schwarzen Gastfreunde sollen auch einen Dank haben!“ Der Arzt setzte sich auf den Boden und nöthigte die Andern in scherzhafter Weise, Platz zu nehmen, schenkte ein und ließ das Glas herumgehen. Die Köhler, durch den feurigen Labetrank sehr erfreut, steckten neue Kienbrände auf. „Da säßen wir wie die Zigeuner!“ redete der Doctor weiter. „Das hat auch seine Reize. Etwas

vom Zigeunerthum mag wohl in jedem tüchtigen Kerl ſtecken, und es iſt ganz gerechtfertigt, wenn man ſich dem Einerlei des geſelligen Lebens gelegentlich zu entziehen ſucht, und einmal hinten ausſchlägt. Aber man muß es nicht ſo weit treiben, lieber Graf, daß man ſtürzt, und nur mit Mühe und Noth am Genickbrechen vorbeikommt. Mit leidenſchaftlicher Haſt erjagt man überhaupt nicht, was man ſich wünſcht — ach, liebe Veronika, meine Frau ſchickt Dir ein Mäntelchen gegen die Kühle mit, willſt Du Dir das wohl von Friedrich geben laſſen?“

Veronika verſtand ihn, und verließ den Platz.

„Nun, lieber Graf,“ fuhr der Arzt fort, „müſſen Sie mir mit Handſchlag verſprechen, ſich ruhig zu verhalten. Sie haben gute Freunde, die gern erbötig ſind, für Sie zu handeln. Sie legen ſich zu Hauſe ruhig nieder, und überlaſſen uns, was zu Ihrer Geneſung nöthig iſt. Meine Frau läßt Ihnen das beſonders einſchärfen — verſtehen Sie? Denn ſo raſch, wie Sie vielleicht glauben, geht es doch nicht vorwärts. Mein Bruder da im Walde, Ihr Förſter, iſt ein tüchtiger Mann, aber etwas ſtarrköpfig. Es wächſt bei ihm noch manches bittere Kräutlein, das auch mit zur Arznei gehört. Sie müſſen das erſt zu überwinden ſuchen. Verſprechen Sie mir jetzt, ſich ruhig zu halten?“

Horſt hatte die Augen niedergeſchlagen, gab dem Arzte die Hand, und reichte ſie dann Ludwig. „Alſo

gut!“ rief der Doctor. „Und nun nach Hauſe! Ich komme morgen im Laufe des Tages nach Eigelſtein, und hoffe Sie leidlich munter zu finden!“ Er gab dem Forſtrath noch einige Anweiſungen für den Verwundeten, nebſt einem Päckchen auf alle Fälle, half Horſt in den Wagen, und man trennte ſich nach verſchiedenen Richtungen.

Nicht lange vorher hatte Ludwig Ulriken aus dem Gewitter nach dem Schloſſe gebracht, jetzt führten beide Geſchwiſter aus der Förſterei Ulrikens Bruder in ungleich ſchwierigerer Lage nach Hauſe. Es ſoll übergangen werden, wie die Gräfin und die Tante den Verunglückten empfingen, und wie der Förſter die unerwartete Heimkehr der Seinen in der Nacht und die Erzählung ihres Abenteuers aufnahm. Zu übergehen auch iſt der Beſuch Ludwig's und Veronika's in der Stadt, den ſie einige Tage darauf erneuerten, und nur berichtet ſei, daß es mit des Grafen Geſundheit ſich von Tag zu Tage beſſerte. Und zwar trotz der Pflege der Tante Trutzleben, die bei einem großen Aufwand von Umſtändlichkeit doch ſchließlich fremder Hände bedurfte, um nur das Nöthigſte zu leiſten. Doctor Markwart erſchien einen Tag um den andern, gewöhnlich gegen Abend, um nach dem Rechten zu ſehen. Er brachte, bei ſcheinbar ernſtem Geſicht, immer gute Laune mit, und wußte auch ſeinen Patienten darin zu erhalten. Ohne kleine ſatiriſche Seitenhiebe ging es freilich nicht ab. Horſt

ertrug sein Krankenlager mit Geduld und Heiterkeit, seine Augen hafteten auf einem Blumenstrauß, den Ludwig mit heraufgebracht hatte. Dieser leugnete nicht, daß seine Schwester ihn gebunden.

Der Forstrath war jetzt ein täglicher Gast im Schlosse. Horst erwartete ihn mit ungeduldiger Sehnsucht, und entsendete einen Boten nach ihm, wenn er bis Nachmittag nicht erschienen war. Dabei ließ sich nicht vermeiden, daß Ulrike und Ludwig häufig am Lager des Kranken zusammentrafen, und der Verkehr Beider aus anfänglicher Förmlichkeit mit der Zeit rascher, freudiger, wärmer wurde. Horst hörte manchmal überrascht zu, fühlte sich gemüßigt zu beobachten — er hatte Zeit dazu — und glaubte zu den angenehmsten Wahrnehmungen zu kommen. Häufiger aber machte Ulrike, wenn Ludwig sich bei ihrem Bruder befand, einen Besuch im Forsthause. Sie that es mit Freude, obgleich Veronika noch niemals auf dem Schlosse gewesen — der Vater würde es nicht gern gesehen haben — der kleine Groll der Gräfin gegen ihre Freundin war vergessen. —

Der Förster ging in dieser Zeit nicht in der besten Laune umher. Schien er auch nicht zu bemerken, was um ihn her leise wirkte und spann, er hatte doch offene Augen, zumal wo es sich um seine Tochter handelte. Ihr verändertes Wesen fiel ihm auf. Das ernste Mädchen war heiterer als sonst — unter den obwaltenden

Umständen gar nicht nach seinem Sinne. Er war auch verdrießlich über seines Sohnes tägliche Besuche auf dem Schlosse. Eines Tages, da er den Forstrath wieder gerüstet fand, hinauf zu gehen, begann er: „Nun, ich höre, der Musje Graf ist wieder auf den Beinen. Was denkt er sich denn nun? Du hast ja gute Freundschaft mit ihm geschlossen und wirst wissen, was er im Sinne hat. Will er hier noch lange unthätig umherlungern? Oder wird er uns durch seine Abreise erfreuen? Ueberwintern wird er doch da nicht wollen?"

„Gewiß nicht, Papa!" entgegnete Ludwig, der sich zuweilen diese, bei dem Alten sonst durchaus nicht beliebte Benennung für den Namen „Vater" erlauben durfte. „Vorerst macht er Baupläne, und ich helfe ihm."

„So? Er will bauen? Wohl ein neues Schloß?"

„Wenigstens ein hübsches, bequemes Wohnhaus mit Garten und Anlagen. Denn das Alles ist da oben nicht zu finden. Freilich bietet der Platz dort für einen derartigen Bau auch viel Schwierigkeiten. Um nur Raum, Licht und Aussicht zu gewinnen, müßte viel Holz heraus geschlagen werden, und leider handelt es sich um die schönsten und prächtigsten Bäume, die dabei fallen müßten."

Der Alte gerieth in Aufregung. „Recht so!" rief er. „Wirthschaftet nur darauf los! Schlagt Alles nieder, den ganzen Bestand da oben! Es ist der beste,

den wir haben. Aber was geht's den jungen Herrn Grafen an! Neue Herrn, neue Launen!"

„Nun, nun!" begütigte der Sohn. „Ein solcher Verlust soll ja eben vermieden werden. Um den Forst dort nicht zu schädigen, sucht der Graf nach einem andern Bauplatze."

„Es ist kein anderer, als der da oben, und der hier, wo die Försterei steht — halt! Hat er diesen etwa schon in's Auge gefaßt? Will er hier bauen?"

„Er hat Rücksicht genug, Dir einen Platz nicht zu nehmen, der Dir seit langen Jahren lieb geworden ist."

„Rücksicht hin, Rücksicht her! Er ist der Herr, und wird schließlich thun, was er Lust hat. Steife ich mich darauf, hier sei der beste Ort für die Försterei, und sie könne nirgend sonst sein, so gibt er vielleicht nach, aber er schlägt mir da oben Alles nieder und macht mir den ganzen Forst zu Schanden! Das soll er bleiben lassen, lieber gehe ich hier hinaus. Ich gebe nichts auf dabei. Denn schon dem verstorbenen Grafen habe ich immer umsonst gepredigt, es sei für die ganze Wirthschaft besser, wenn ich da oben hauste. Sag' dem jungen Herrn das. Ich ziehe gern hinauf, er mag hier bauen so viel er will. Freilich — die Veronika wird viel aufgeben dabei!"

Ludwig schwieg eine Weile. Er suchte nach dem rechten Wort, um an die letzte Wendung anzuknüpfen.

„Laß uns," begann er, „über meine Schwester ein ruhiges Wort reden, lieber Vater!"

„Ich hör' es schon kommen!" meinte der Alte.

„Nun, wohl denn! Daß der Graf Veronika liebt, hast Du längst erkannt. Er ist entschlossen, ihr seine Hand zu reichen, wenn sie einschlägt."

Der Förster fuhr nicht auf, wie Ludwig erwartet hatte. Der Gedanke mochte ihm nichts Neues mehr sein. „Wenn sie einschlägt!" wiederholte er mit starker Betonung. „Sie mag jetzt vielleicht gern einschlagen, denn daß ihre Gedanken nicht mehr die alten sind, seh' ich wohl — aber ob sie als Gräfin gut einschlagen werde, ist die Frage! Zwar sie ist ein Mädchen, das seinen Platz ausfüllen wird, in welcher Stellung es sei, hoch oder niedrig. Aber da wird nachher die gräfliche Sippschaft kommen, und ihr das Leben sauer machen, und wird es den Grafen fühlen lassen, und ihm in den Ohren liegen, und so wird sie unglücklich werden. Die Beiden sind und sind und sind nicht für einander! Führt er sie in die Welt, so wird sie nicht anerkannt, und beide haben böse Tage, bis sie wieder auseinander gehen. Baut er sich hier an, so wird er die gemeine Verwandtschaft nicht im Hause haben wollen, er wird wieder davon gehen, und ein Elend kommt auch so zu Tage. Ein Graf soll keine Försterstochter heirathen, und eine Försterstochter nicht höher hinaus wollen, als sie geboren ist!"

„Mein lieber Vater," entgegnete Ludwig, „das Vorurtheil, das Dir so bedrohlich scheint, herrscht allerdings noch in gewissen Kreisen. Diese Kreise aber sind nicht die Welt, und niemals wird Derjenige in ihnen seine Welt sehen, der mit festem Entschluß sich sein eigenes Leben bilden will. Solche Verhältnisse, wie zwischen dem Grafen und Veronika, haben hundertmal zum Besten geführt, und sind nichts Neues, noch Unerhörtes. Ich lebe in der Welt und kenne sie. Wer den Muth hat, Vorurtheile zu verachten und zu verlachen, der leidet nicht unter ihnen. Es gibt eine Gesellschaft, welche die geistige Höhe unserer Zeit repräsentirt. In ihr ist Jeder nur das, was er durch seinen Werth, seine Bildung, sein Streben sein will und kann. In ihr handelt es sich nicht mehr um Grafen und Försterssöhne — deren ich einer bin — sondern um das, was man mit seinem Charakter und seiner Persönlichkeit vertritt. — Und nun blicke doch einmal auf unsere Familie zurück! Ist denn Jeder von uns das geblieben, als was er geboren ist? Haben wir uns, von Deinem Großvater an, nicht Alle — ich will gar nicht sagen in einen höheren Stand erhoben, aber doch eine geistig erweiterte und [illegible] im Leben wirksamere und umfassendere Stellung [illegible]rben? Ist es denn etwas so Ungeheures, wenn [illegible] uns mit einem Grafenhause verbinden? Steigen wir hinauf, oder jene herab, wenn es geschieht? Nein! Keines von beiden.

Es zeigt nur, daß die einstigen Endpole überwundener Anschauungen sich berühren, und endlich auszugleichen anfangen, was ein fortschreitendes Culturleben doch einmal ausgleichen muß."

Der Alte hatte schon längst gestutzt und um so aufmerksamer zugehört. „Du bist stolz!" rief er jetzt, nicht ohne Genugthuung.

„Nicht stolzer, als ein Mann sein soll!" entgegnete lächelnd der Forstrath. „Für mich ist Niemand hoch geboren, ich schätze die Leute nur nach dem hoch, was sie aus sich gemacht haben."

„Aber der Charakter des Grafen?" meinte der Vater. „Kannst Du den schätzen? Und was hat dieser verwöhnte Herr schon aus sich gemacht?"

„Freilich noch wenig, aber er ist doch auf dem Wege dazu. Mindestens ist er durch eine Erfahrung schon etwas geworden. Er ist zur Besinnung gekommen. Er weiß, was er will und was er soll. Das ist schon etwas, unter Umständen viel. Ob er jemals ein besonders starker Charakter sein werde? Vielleicht nicht. Dafür weist ihn sein Schicksal, oder seine Neigung — was hier dasselbe ist — an ein starkes Weib, an Veronika's Charakter. [illegible] ist so die Einrichtung der Natur. Nicht das [illegible] Gleichartige zieht sich an, sondern das Verschi[illegible]ge, um sich zu ergänzen, zu verschmelzen. Es sind schon schwächere Leute, als unser Graf, zu ganz soliden, tüchtigen Männern geworden."

Der Alte seufzte und schüttelte den Kopf. Das klang Alles recht schön, beruhigte ihn aber doch nicht. Der Gedanke, sein Kind als Gräfin zu sehen, sich als den Schwiegervater eines Grafen zu wissen, hatte ihm etwas unsagbar Unheimliches. Es drohte etwas finster Gefährliches daher.

Ludwig sprach noch, da rauschte ein Gewand vorüber. Der Redende wendete sich, und erkannte Ulrike, welche hastig vorbeihuschte, plötzlich aber mit Erröthen stehen blieb. „Ich will nicht stören!“ rief sie. „Ich weiß den Weg zu meiner Freundin allein zu finden. Uebrigens, Herr Forstrath, ist mein Bruder ganz unglücklich, daß Sie heut so lange zögern. Der Arzt hatte ihm in Aussicht gestellt, er dürfe heut einen Spaziergang mit Ihnen machen.“ Ulrike grüßte und eilte in's Haus. — Der Förster mochte das Gespräch nicht wieder aufnehmen. „Geh' nur hinauf!“ sagte er. „Ich muß noch an meine Geschäfte.“

Inzwischen hatte Ulrike nach kurzem Gespräch ihre Freundin aus dem Hause und in den Wald zu führen gewußt. Sie war heut unstäter als je, sie sprach viel, es war als drängte es sie, wenn auch auf unendlichen Umwegen, nach einer Mittheilung, zu der ihr doch kein Ort entlegen genug däuchte. So gelangten die Gefährtinnen zu jenem Ruhesitz am blumigen Felsen. Da ergriff Ulrike Veronika's Hand und rief in ihrer raschen Weise: „Mädchen, wir sind jetzt Schwestern!

Es soll kein Geheimniß zwischen uns sein. Und ich habe Dir das meine noch zu vertrauen. Ich kann es nicht länger verschweigen. Höre mich! Dein Bruder — es ist über ein Jahr her — hat einst um meine Hand geworben —"

„Vor einem Jahre schon — mein Bruder?" rief Veronika überrascht. Sie hatte bisher ein Interesse für Ludwig bei ihrer Freundin wohl wahrzunehmen geglaubt, allein daß es sich hier um schon ältere Beziehungen handle, vermuthete sie nicht.

„So ist es — er warb um meine Hand!" fuhr Ulrike fort. „Ich hatte ihm durch mein Betragen wohl ein Recht dazu gegeben, denn ich kannte keinen Mann, den ich höher schätzte, und in meinem Herzen sprach viel für ihn. Aber ich war damals ein von Vorurtheilen befangenes Weltkind. Ich hielt es für eine Unmöglichkeit, die Schranke, die meinen Stand von dem seinen trennte, zu überschreiten. Ich ließ mich überwältigen von den Meinungen der Gesellschaft, in der ich lebte, ich glaubte, mein Bruder werde einen solchen Schritt niemals billigen. So überwand die Thorheit mein Herz im Stillen, und als Dein Bruder endlich sprach, glaubte ich mit meinem Herzen in Ordnung zu sein — ich wies seine Hand zurück!"

Veronika schwieg einen Augenblick. Dann sagte sie: „Du hast ihn also niemals geliebt!"

„Meinst Du?" rief Ulrike eifrig. „Liebtest Du

etwa meinen Bruder nicht, als Du ihn von Dir wiesest? Freilich, Du willst mir vielleicht sagen, Dein Fall sei ein anderer, Du habest Dein Herz opfern wollen, weil Du ihn liebtest, weil Du sein Unglück — wie Du es nanntest — nicht wolltest. Es sei denn — ich mag egoistischer gehandelt haben. Aber nachdem es geschehen, nachdem ich ihn von mir verbannt, fühlte ich erst, was ich verscherzt hatte. Ich warf mich in den Strudel der Zerstreuungen, ich wollte flatterhaft sein, um zu vergessen, ich klammerte mich, um einen Halt zu haben, nur erst recht an die Vorurtheile meines Standes an. So glaubte ich mich geschützt gegen mich selbst. Es konnte nicht vermieden werden, daß ich nach wie vor zuweilen mit Deinem Bruder in Gesellschaft zusammentraf. Wir gingen kalt an einander vorüber, und ich glaubte mit mir fertig zu sein. Da führen die Verhältnisse uns hier wieder zusammen. Durch meinen Bruder fühle ich meine alten Vorurtheile erschüttert, und damit ist die Mauer gefallen, die ich sorgsam um mich her gebaut hatte. Noch einmal, und stärker als einst, kommt mir zum Bewußtsein, was ich preis gegeben. Ich weiß jetzt erst, daß — daß ich ihn liebe!"

„Und er?" fragte Veronika.

„Es kommt mir vor — als wären seine Gesinnungen noch die alten. Obgleich ich es nicht um ihn verdient habe."

„Gesprochen hat er noch nicht wieder?“

Ulrike seufzte und schüttelte das Haupt. „Er wird auch nicht!“ sagte sie. „Ihr seid Alle stolz, er aber ist stolzer als ihr Alle. Er wird nicht noch einmal sprechen!“

„Nun denn — soll ich die Vermittlung übernehmen?“

„Um Gotteswillen nicht!“ rief Ulrike hastig. „Ich weiß aus eigener Erfahrung, was aus dem Vermittelnwollen entsteht. Nein, Veronika — Du nicht! Ich werde selbst sprechen.“ Ulrike rief es hocherröthend vor sich selbst. „Du magst das unmöglich nennen —“ fuhr sie fort. „Ich bin es ihm schuldig. Und wenn er mich jetzt zurückweist — dann — ja dann? Ach, Veronika, sage mir, was ich thun soll?“

„Nimmermehr!“ rief Veronika. „Das darfst Du nicht! Laß uns nachsinnen!“

„Aber, Mädchen, vielleicht will er es selbst so! Vielleicht ist es eine Strafe, die er über mich verhängt. Hältst Du es für so schwer, einen Irrthum zu bekennen und zur Wahrheit zurückzukehren?“

Veronika antwortete nicht gleich, sie schien zu überlegen. — Die Waldschetterlinge flatterten noch immer um ihren Lieblingsplatz, und ein schöner Falter setzte sich auf Veronika's Hand, ohne daß sie ihn jetzt beobachtete. Ulrike streckte ihre Hand einem andern entgegen, der seine Schwingen prüfend um sie her bewegte. Aber verscheucht durch ihre Bewegung, flog er davon,

und nahm auch den zuverſichtlicheren von Veronika's Hand mit ſich.

„Er kommt nicht!“ ſagte Ulrike leiſe vor ſich hin.

„Er kommt vielleicht doch!“ warf plötzlich eine angenehme Stimme ein. Die Mädchen fuhren auf, und erkannten die Frau Doctorin, welche lächelnd neben ihnen ſtand. Veronika wollte ihre Tante begrüßen, dieſe aber legte den Finger auf den Mund, und ſah ſich verſtohlen um. „Still!“ flüſterte ſie. „Es kommen ihrer Zwei! — Fräulein Ulrike, ich habe nicht gelauſcht, ſondern nur zufällig Ihre letzten Worte vernommen. Aber trotzdem bin ich im Geheimniß. Denn mein grundgeſcheiter Herr Neffe, der Forſtrath, hat Vertrauen zu ſeiner Tante, und dieſe hat beſchloſſen, raſch an's Werk zu gehen. Wir ſind unter uns, Kinder! Machen wir ſchnell einen frohen Abſchluß. Fräulein Ulrike, geben Sie ſich mir anheim?“

Ulrike antwortete nicht, aber ihr Erröthen und leiſes Zittern ſchienen der Frau Doctorin zu genügen. „Dann kommen Sie! Ich habe ein Wort insgeheim mit Ihnen zu reden.“ Sie nahm Ulrikens Arm und führte die halb Zögernde fort von dem ſchmalen Abhang, dem Walde zu. Hier trat Ludwig ihr entgegen, dem die liebenswürdige Tante einen ermunternden Wink gab. Sie ſah ſich nicht weiter um, ſondern nahm die Hand Horſt's, welcher auch nicht weit war, um dieſen nach dem Platze zu lenken, den er nur zu gut kannte.

Und nachdem auch dies geschehen, stellte sie sich an eine freie Lichtung ganz in der Nähe, um die auch von hier aus recht hübsche Aussicht in das Thal zu betrachten. — Sieben Minuten lang, genau bis auf die Secunde — denn die Frau Doctorin sah während dem dreimal auf ihre Uhr — hatte sie sich diesem Naturgenuß hingegeben, als sie von zwei Seiten den Jubelruf: „Tante! — Tante!“ vernahm. Sie wendete sich lächelnd, um sich gleich darauf in Veronika's und Ulrikens Armen zu finden, während Horst und Ludwig mit strahlenden Gesichtern die Hände der gütigen Dame küßten. Sie selbst schien sehr glücklich. „Nun, meine Lieben,“ begann sie, „geht es fein sittsam nach dem Forsthause, wo mein Mann bei meinem braven Herrn Schwager schon ungeduldig der Entwicklung harren mag. Denn daß ich es nur gestehe, lieber Graf Horst, Ihr Arzt war es selbst, der meinen Beistand aufgerufen hat, da er ein rasches und kurzes Handeln und Vorgehen liebt. Wir theilen unsere Wallfahrt jetzt in drei Abtheilungen. Den Vortrab nimmt mein Neffe Ludwig und Fräulein Ulrike, denn es bedarf einer angenehmen Ueberraschung für meinen Schwager, um ihn glücklich zu stimmen. Dann komme ich selbst mit meinem Bekenntniß von Schuld und Sühne, und endlich erscheint Graf Horst mit meiner Nichte. Ich hoffe, wir werden einen ganz heitern Abend erleben!“ — Man fügte sich gern in die Anordnungen der Frau Doctorin.

Als der Förster seinen Sohn und Ulrike als Verlobte vor sich sah, glaubte er vor Ueberraschung aus den Wolken zu fallen. Aber es that ihm sehr wohl, daß Ulrike ihn herzlich umarmte und ihn bat, ihr ein guter, lieber Vater zu sein, da sie das Glück, einen Vater zu lieben, seit frühester Kindheit habe entbehren müssen. Der Alte war sehr gerührt. Und als seine Schwägerin eintrat, hatte er bereits die Frage auf den Lippen: „Wo sind denn die beiden Andern?“ — Sie kamen denn auch, und als sich der Förster von den Armen zweier blühenden Töchter umschlungen sah, als Horst ihm die Hand schüttelte und ihm zuflüsterte: „Sie sollen mit mir zufrieden sein, Papa!“ — da empfand er eine Freude, in welcher sein Groll und seine Befürchtungen nicht mehr mitsprachen.

Und diese sollten denn auch für die Zukunft zum Schweigen gebracht sein, denn der Forstrath hatte richtig geurtheilt. — Die einzige Person, die sich in die neuen, unbegreiflichen, niederdrückenden Verhältnisse nicht finden konnte, war Frau von Trutzleben. Schon am Verlobungsabend, zu welchem sie durch Horst und den Doctor vom Schlosse geholt worden war, verhielt sie sich ablehnend, und bei der allgemeinen Freude mißgestimmt und verdüstert. Ihr Betragen gegen die zuvorkommende Tante Postmeisterin war geradezu beleidigend. So nahm man denn ihren Entschluß, nach Mecklenburg zu reisen, mit Genugthuung auf, und Horst wußte sie

in seiner Freude so auszustatten, daß sie auch in der weitesten Entfernung sorglos leben und sich über den Verfall ihres Hauses erheben konnte.

Wenige Jahre darauf stand an der Stelle der alten Försterei ein schönes Haus, welches in der Gegend das neue Schloß genannt wurde. Das alte war für den Förster eingerichtet worden, der sich dort gar nicht unbehaglich fühlte. Horst zeigte seiner jungen Gemahlin derweile die Welt, und Veronika wußte ihre Stellung in der Gesellschaft so klug und verständig einzunehmen, daß ihr Gatte sich durch sie als den glücklichsten Mann preisen mußte. Das neue Schloß, in den ersten Jahren nur im Sommer besucht, wurde darauf der dauernde Aufenthalt seiner Besitzer, vereinigte eine zahlreiche und glückliche Familie, und war in der ganzen Gegend durch die Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit seiner Wirthe bekannt.

Die Thurmfalken.

Es war ein enges Thurmgemach, hoch über den Dächern der alten Stadt, höher als die Spitzen der andern Warten und Thürme, die über Kirchen, Stadtthoren und halb verfallenen Ringmauern im Kreiſe ſtanden. Der Mann im wurmſtichigen Lehnſtuhl ſtarrte durch das geöffnete, kleine Fenſter in das lichte Blau des Frühlingshimmels hinauf. Es war Gründonnerſtag Nachmittag. Weicher ſchon wehte die Luft, wärmender Sonnenſchein grüßte die Erde, daß ſie ſich ſchmücke zum hohen Feſte. Grünlich angehaucht lagen drunten die Gärten und die Hügel, die den Geſichtskreis umſchloſſen. Eine Biene verirrte ſich zu der luftigen Klauſe, ſchwebte prüfend eine Weile im Fenſterraum und flog, überraſcht durch Veilchenduft, in das Gemach. Ein Strauß der Frühlingskinder ſtand in irdenem Topfe auf dem Tiſch, zugleich mit Weidenzweigen voll ſammetner Knoſpen, Palmen genannt. Der Mann im Lehnſtuhl ſah nicht aus, als habe er ſelbſt ſie gepflückt.

Vielleicht hatten jugendlichere Füße den Weg zur Thürmerwohnung nicht gescheut. Doch schien der Mann nicht eben alt, trotz seines ergrauten Bartes und Haupthaares, trotz der tiefen Furchen in seinem Antlitz. Nicht schwach und müde lehnte er im Sessel, nein mit festen, noch starken Gliedern, gleichsam gespannt zu einem Entschluß, der in seinem Innern zu arbeiten schien. Von vergangenen furchtbaren Kämpfen sprachen seine Züge, nicht minder heftige mußten in dieser Stunde durch sein Gemüth gehen. Finster, mit dem Ausdruck grimmiger Verzweiflung und zugleich wilden Trotzes starrten seine Augen in die blaue Luft.

Und draußen wehte es wie Osterstimmung durch den Aether, kam es herauf wie Auferstehungsfreude, und durch das tiefe Gesumm aus der Stadt drang es wie Liedertöne und fröhliches Kinderlachen. Aber horch? hallten da nicht leise Glockentöne durch die Luft? Trug sie der Wind herüber aus der Nachbarstadt, deren Thürme man vom Fenster aus im leichten Dunst der Ferne erkennen konnte? Oder war es nur ein Wellenklingen der Lüfte, das an des Thurmbewohners Ohr drang wie Glockenmahnung und alte Erinnerung? Er sprang mit Heftigkeit auf, sein ganzer Körper straffte sich, er ergriff das Fenster, um es zuzuwerfen. Aber mit Flügelschlag wehte es näher, ein mächtiger Falke wurde sichtbar, nahm auf dem Fenstersims Platz, ließ die Flügel ausschwingen und spähte mit den funkelnden

Augen ins Gemach. — „Biſt Du's, Alarich, mein alter Jugendkamerad?“ ſagte der Mann, indem er ſich wieder in den Seſſel warf. „Kommſt Du wieder einmal, nach mir zu ſehen?“ Ich müßte Dir die Freundſchaft danken, wüßte ich nicht, daß Eigennutz Dich treibt. Du kommſt, wenn Du Hunger haſt und andeswo nichts auftreiben kannſt. Hier biſt Du ſicher, immer etwas zu finden. Auch Du, alter Freund, biſt mit der Zeit etwas grau und verlumpt von Ausſehen geworden!“

Der Falke neigte das Haupt zur Seite und zwinkerte mit den Augen, als wolle er andeuten, daß die Beobachtung nicht ſo unrichtig ſei. — „Nun gut!“ fuhr der Mann fort, „wir wollen einander nichts vorwerfen. Und doch waren wir hier oben einſt jung, Alarich, und lebten glückliche Zeiten. Wir ſind Beide auf dieſem Thurm geboren, ich in rechtmäßiger Wohnung und als Sohn des Thürmers, Du als Eindringling in den Mauern und mehr im Verborgenen, denn Dein Vater war nicht von der Stadt angeſtellt. Doch bin ich um zehn Jahr älter als Du. Ich fand Dich als ein hülfloſes, häßliches Geſchöpf mit gebrochenem Fuß auf dem Straßenpflaſter liegen, und nahm Dich zu mir. Da ich ſehr bekannt in meinem Thurm war und kein Klettern ſcheute, fand ich bald das Neſt, aus dem Deine lieben Geſchwiſter Dich hinausgebiſſen hatten, und brachte Dich nach Hauſe. Aber auch Deine grünäugige Mutter wollte von dem Krüppel nichts mehr

wiſſen und biß den Wiederbringer zum Dank in die Hand. So wurdeſt Du mein. Ich verband und heilte Deinen Fuß, erzog Dich mir zum Spielgeſellen, und zähmte Dich, ſoweit Deinesgleichen den Segnungen unſerer zahmen Cultur zugänglich iſt. Alarich, waren es nicht ſchöne Jugendjahre? Denkſt Du noch an unſern Freund Franz und an eine vierte Perſon in unſerm Bunde? Sie war Dir ſehr gewogen, und Du hatteſt in Deinem Napfe ſtets, wonach Dein Appetit begehrte."

Alarich öffnete den Schnabel und ſah mit einer gewiſſen Beſchaulichkeit drein, als erinnere er ſich wirklich gern jener günſtigeren Verhältniſſe. — „Du gehörteſt zu unſerm Hauſe," fuhr der Mann fort. „Freilich, als Du ein großer, tüchtiger Vogel geworden, flogſt Du in eigenen Geſchäften aus, und gabſt nicht Rechenſchaft über Dein Verbleiben. Du fühlteſt den Drang, Dich zu dem Raubgeſindel Deines Geſchlechts zu geſellen, Du wußteſt Dir Achtung zu verſchaffen, denn Du warſt ein ſtarkes Geſchöpf und hackteſt jetzt mit dem Schnabel auf Vater und Mutter los, wenn ſie es auf dieſelbe Taube abgeſehen hatten. Du kamſt aber immer wieder zu uns. Wir wußten, welchen Halunken wir zum Freunde hatten, wie ſchändlich Dein Leben, wie eigennützig Deine Anhänglichkeit an uns war, und wir zürnten Dir doch nicht. Denn wir wußten, daß die Natur kein Gefühl für Dein ſträfliches

Betragen in Dich gelegt, daß Du Dich bei allen Raub- und Mordthaten durchaus in Deinem Rechte wußteſt. Du haſt kein Gewiſſen, Alarich, und — ach, Du fühlſt nicht den Fluch eines innerlich vernichteten Daſeins!"

Alarich war während der Strafpredigt wie verlegen hin- und hergerückt, endlich aber, da er von ſeinem Recht hörte, öffnete er weit die funkelnden Augen und ſchien ſich mit diaboliſchem Behagen dem Bewußtſein ſeiner Ausnahmeſtellung hinzugeben. — Der Mann aber ſchwieg eine Weile. Dann begann er wieder: „Und wir trennten uns, mein Falke! Ich ließ Dich, ließ unſern Franz, ließ auch das kleine Mädchen, ließ Alles zurück und ging in die Weite. Den beiden Letzten war's nicht gleichgültig, da ich entfloh, Du aber, wilder Geſell, dachteſt: „Laß ihn die Welt durchmeſſen, ſich durchſchlagen und durchbeißen! Sorge Jeder, was er für ſich ergattere, und kümmere ſich nicht um des Andern Gewerbe!" Alarich, ich war kein wilder Geſell, wie Du! Ich habe nicht geraubt, habe freventlich kein Blut vergoſſen, bin nicht gewiſſenlos ins Wilde geſtürmt! Eine Stunde der Leidenſchaft umfaßte meine Schuld, bethörte meine Sinne, und ſtärker ſprachen Leichtſinn und Trotz, als der bald erwachte Ruf des Gewiſſens. Und dann kam eine Stunde der Nothwehr, und . . . dann, und dann — o grauſame, furchtbare, fluchvolle Zeit! Da war mein Leben aus,

und was ich als Daſein mit mir ſchleppte — es war namenlos — namenlos! Fünfundzwanzig Jahre! Wie leicht laſſen ſie ſich überblicken! Und doch, welche Unendlichkeit ſind ſie Dem, der ſich abgeriſſen, von ſeinem früheren Selbſt, unter Zorn und Verzweiflung, ohne Hoffnung und Liebe, durch ihren Raum hinzuſchleppen hat! Vorüber! Vorüber! Ich kam zurück. Ich fand die Thurmklauſe leer, die ich als Jüngling verlaſſen. Ich durfte ſie als Mann noch einmal beziehen. Gunſt genug für den Verſehmten, dem Alles geſcheitert! Auch Du kamſt wieder, Alarich, um Deinen alten Helmar zu beſuchen. Die alten Jugendkameraden ſitzen wie in der Kindheit zuſammen und beſprechen ſich über ihr Leben. — Soll es nun langſam ſo hingehen? Einen Monat lang hab ich's noch einmal hier oben verſucht, und in allem Ringen und Kämpfen kam mir der trotzige Muth, es draußen von vorn anzufangen. Ich bin nicht für die Einſamkeit gemacht und kann nicht mehr leben in dem Verkehr der Menſchen um mich her. Wie wär's, Alarich, wenn wir von Neuem in die Welt gingen? Weit weg, übers Meer! Siehſt Du bedenklich drein Kamerad? Gut, Du magſt hier bleiben und bei aller Nichtsnutzigkeit ein zufriedenes Alter erleben. Und wenn Du Dich zum Sterben reif fühlſt, dann kriegſt Du in ein Mauerloch, und begräbſt Dich ſelbſt, und dann ſtirbſt Du mit dem Bewußtſein, gefreſſen zu haben, was Du irgend erreichen konnteſt, und Deine

Geſchichte iſt aus. Mir aber iſt es, als könnte die meine noch nicht aus ſein. Allein ich merke, Du biſt müde, denn die Sonne ſinkt und Du willſt zu Nacht mein Gaſt ſein. Komm nur! Dort auf dem Schranke kennſt Du deinen Platz.“ — Der Falke flog herein und ſchlüpfte in eine dunkle Ecke. Der Thurmbewohner ſchloß das Fenſter und verließ das Gemach.

Die beiden Thürme der alten Kirche waren von Galerien umgeben und durch eine Brücke mit einander verbunden. Auf dieſe trat Helmar, lehnte ſich auf das eiſerne Geländer, und ſo in freien Lüften ſchwebend, blickte er herab auf das Dächergewirr der Stadt. Sie hüllte ſich bereits in Dampf und Dämmerung, und oben im blaſſen Abendhimmel ſchimmerten die erſten Sterne. In einem Hauſe neben der Kirche erhellten ſich ein paar Fenſter. — Sie ſind glücklich da unten, dachte Helmar. Franz und ſein Weib und die Kinder und noch ein friſcher Jüngling, und könnten noch glücklicher ſein, wenn ich nicht wäre! Sie dulden mich, ſie zeigen mir Güte und Entgegenkommen, möchten mich in ihren Kreis und wieder unter Menſchen ziehen. Unmöglich! Da unten weiß man, was ich war, was ich geworden und nicht geworden, und kann niemals ganz verſtehen oder mit empfinden, was in mir vorgegangen. Zwar — wie leicht wäre es, ſie von mir, mich von mir ſelbſt zu befreien! Ein Uebergewicht nur von dieſer Brücke — und wenn ich unten ankäme, wär' Alles vorbei!

Waren ſolche Gedanken ſchon öfter durch des Mannes Seele gegangen? Er ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nichts! Es giebt ein anderes Vergeſſen und ein beſſeres Vergeſſenwerden. Ich will's verſuchen.“

Und auch unten in der Wohnung mit den erhellten Fenſtern dachte man heut viel hinauf nach der Thurmklauſe, vor Allen Franz Rüdiger und ſeine Gattin. Denn es war Freude in ihrem Hauſe, gedämpfte, milde Freude, aber der ſchönſte Gründonnerstag, den ſie je erlebt hatten. „Fünfundzwanzig Jahre!“ ſo rief es auch durch Franzens Seele. „Ach, was war Helmar damals für ein Burſch! Aller Lebensjubel, aller Sonnenſchein des Glückes ſprach aus ſeinem Antlitz, feurig, phantaſtiſch, dem Ungewöhnlichen zugethan war ſein Sinn, alles Edle und Große mit Leidenſchaft erfaſſend, brav und rein ſein Gemüth. Wir trugen rothe Mützen und wanderten gemeinſam ins Colleg, wir dachten's uns ſo ſchön, Alles gemein zu haben, fürs ganze Leben vereinigt zu bleiben. Es iſt Alles anders gekommen, mein unglücklicher Jugendkamerad!“ — —

Helmar war der Sohn des Thürmers zu St. Marien, auf dem Thurm geboren und erzogen. Nicht die Stadt, die luftige Höhe über ihr erſchien dem Knaben als ſeine Heimath, ein enger Raum, aber der Ausblick frei und weit. So frei, ſo kühn und ins Unendliche ſtrebend entwickelte ſich des Knaben Gemüth. Furchtlos durchkletterte er von oben bis unten jeden

Winkel der Thürme, ſtand er ſchwindelfrei auf den äußerſten Firſten und jauchzte in die Lüfte. Wie Alarich, ſein Falke und Geſpiele, hätte er ſich ins Weite ſchwingen mögen. — Der Thürmer konnte etwas an die Erziehung ſeines einzigen Kindes wenden, und beſchloß, den Knaben ſtudiren zu laſſen. Helmar, früh geiſtig geweckt und regſam, ließ es ſich gefallen, war aber nicht zu bewegen, in einer Penſion auszuhalten. Mehrmals täglich ſtieg er die Hunderte von Stufen des Thurmes hinab und hinauf, eine Nacht auf ebener Erde zuzubringen, erfüllte ihn mit unſagbarer Bangigkeit. Auch als Student blieb er ſeiner Thurmklauſe treu, und ſelbſt nach einem Gelage verfehlte er keinen Tritt auf den leiterartigen Treppen. Gewöhnung macht Bedürfniſſe, und was Vielen als unüberwindliche Schwierigkeit erſcheint, iſt Andern nur das Gewöhnliche oder Natürliche. Dem Bergbewohner wird's unbehaglich in weiter Ebene, und wer zum Flachlande gewöhnt iſt, verbringt eine Sturmnacht auf Höhen des Gebirges in ſchlafloſem Grauſen. So mag auch, wer auf dem Thurm erwachſen iſt, ſich unter gewöhnlichem Dach nicht geheuer fühlen und mit ſteigegeübten Füßen die Glockenhöhe erklimmen, als ginge er den leichten Weg zu einer gewöhnlichen Wohnung.

Zur Thürmerfamilie gehörte noch eine vierte Perſon. Helmar's Eltern hatten ein elternloſes Kind, eine entfernte Verwandte, zu ſich genommen. Die kleine

Hilla (ſo verſchmolz man abkürzend den Namen Schwanhilde) zog achtjährig auf dem Thurme ein, und zwar in den Tagen, da der drei Jahr ältere Helmar den jungen verſtoßenen Falken in Koſt und Pflege genommen hatte. Die Kinder tauften ihn im Spiel mit allem Ceremoniell, und Alarich wurde, trotz ſeiner Häßlichkeit, der Liebling der Geſchwiſter. Denn als Geſchwiſter lebten Helmar und Hilla fortan. Helmar's Phantaſie und hochſtrebende Seele nahm des kleinen Mädchens Gemüth mit ſich auf alle Höhen und in alle Fernen. Hilla gewöhnte ſich, gelehrig und ſchmiegſam, bald an den neuen Aufenthalt, und wurde, nachdem die erſte Befangenheit überwunden war, furchtlos und kühn wie ihr Führer durch all' die geheimnißvollen Winkel der Thürme und des Kirchenbodens. Sie liebte ihren Bruder bald mit überſchwänglicher Zärtlichkeit, er war ihr theurer als ihre Pflegeeltern. Sie ertrug gern ſeine knabenhaften Rauhheiten, wußte ſie doch, wie gut er zu ihr ſein konnte, wie unentbehrlich ſie ihm geworden war. Sie ſah ihren Bruder, ihren Freund in ihm, ſie ſah in ihm den Inbegriff alles Edlen und Herrlichen.

Hilla war fünfzehn Jahr alt, als Helmar's Mutter ſtarb. Das kleine Mädchen war geſchickt und entwickelt genug, ihre Stelle im engen Haushalt zu vertreten, und Helmar bezog noch in demſelben Jahr die Univerſität. Er brauchte die Heimath nicht zu verlaſſen,

das Dach, unter dem er seine akademischen Studien beginnen sollte, und bunte Mützen in den Straßen der Vaterstadt hatte er seit frühester Kindheit gesehen. — Die Thürmerwohnung umfaßte beide Thürme. Einer, aus zwei kleinen Räumen bestehend, gab die Gemächer für Hilla und den Vater her. Die Wohnstube war zugleich Küche, Vorrathskammer und Schlafzimmer des Alten, daneben Hilla's Kämmerchen. Der andere Thurm war Helmar's feste Burg, zugleich die Vorwacht der ganzen Wohnung, denn hier befand sich der drei Schritte umfassende „Vorsaal" mit der Aufgangsthür. Helmar's Studirstube war, trotz des urväterlichen und nicht gewählten Hausrathes, das Prachtstück der Wohnung, das Empfangzimmer für Gäste (denn an solchen fehlte es bald nicht mehr), der Stolz des Alten, ein geweihter Raum für Hilla. Hier standen auf einigen Brettern Helmar's Bücher, die der Alte mit Ehrfurcht und Genugthuung betrachtete, auch wohl heimlich aufschlug und strebsam zu lesen versuchte, und die das junge Mädchen fleißig abstäubte und nur mit liebevoller Scheu berührte. Die Verbindungsbrücke der Thürme war bei guter Jahreszeit Morgens und Abends ein angenehmer Aufenthalt. Freilich, der Winter ertrug sich da oben schwerer als unten im Schutz der krummen Gassen. Aber man war an starke Zumuthungen gewöhnt. Wenn der Studiosus Morgens die Thür öffnete, fand er die Brücke fußhoch von Schnee

bedeckt. Dann nahm er den Besen und kehrte den weißen Staub hinunter aufs Kirchendach. Oft verschwand im dichten Gestöber die Stadt ganz und gar, und die Thurmbewohner saßen wie auf einem schwebenden Punkte verloren und eingehüllt im unendlichen Raum. Der Thürmerssohn übernahm freiwillig manche Hausarbeit, zu der sich nicht Jeder seiner Studiengenossen gern verstanden hätte. Er scheute sich nicht für Hilla Holz herauf zu tragen; daß er aber auch Wasser vom Brunnen holen ginge, litt der Alte nicht. Sein Sohn, der angehende Gelehrte, sollte bei dergleichen Geschäften nicht auf dem Markte gesehen werden. Er that es selbst und ließ sich erst im Thurme von Helmar die Eimer oder Krüge abnehmen. — Hatte man den mühevollen Winter aber überstanden, dann freute man sich der guten Tage und des heiteren Umblicks auf der ragenden Warte. Helmar brachte manchen Besuch herauf. Am häufigsten seinen Freund Rüdiger. Die Jünglinge hatten sich gefunden, wie akademische Genossen sich zu finden pflegen. Franz gehörte auch auf dem Thurm bald zum engsten Hausverbande und brachte manche Nacht in Helmar's Klause zu. An Sommerabenden rückte man die Schemel auf die Galerie oder Brücke hinaus, die Freunde lasen vor, Hilla strickte, und der Alte hörte mit Hingebung zu. Wenn die Dunkelheit kam, wurde oft gesungen, Studenten- und Volkslieder, und die Leute unten wußten nicht, woher

aus den Lüften die hellen Töne kamen. Oben aber ſchweiften die Mauerfalken im Kreiſe, unverſcheucht von dem Geſang, und die Sterne kamen, Fledermausflügel ſchwirrten durch die Nacht, und eine dunkle Maſſe lag die Stadt in der Tiefe. Noch lange ward da oben gewacht, ernſt geſprochen und fröhlich geſchwatzt. Hilla war nicht mehr das Kind mit rückhaltloſer Zärtlichkeit für den Bruder. Die Jungfrau zeigte ſich ſcheuer, in ſich verſchloſſener. Freilich, ihre treuherzigen Augen waren ſo klar und tief wie immer, aber ſie blickte nicht mehr ſo frei aus ihnen, ſie hielt ſie länger auf die Handarbeit geſenkt. Franz Rüdiger wurde nicht müde ſie zu betrachten, ſein ganzes Herz war voll von dem Eindruck des lieblichen Mädchens. Aber ſcharf wie keimende Leidenſchaft zu beobachten verſteht, erkannte er, daß Hilla's Seele an Helmar gefeſſelt war. Dem Gaſt gegenüber war ſie heiter, unbefangen, den Freund Helmar's empfing ſie freundlich und herzlich. Sie ſchien nicht zu ahnen, daß er eine andere Regung verlangte, als ſie für ihn hatte. Und Helmar ſah in Hilla nur die Schweſter, eine Freundin, an die ihn Kindheitserinnerung und das Bedürfniß glücklicher Gegenwart knüpfte.

Helmar's Vater gehört einer Thürmerfamilie an, die ſeit Menſchenaltern auf den Warten der benachbarten Städte geſeſſen hatte. Auch in dem kleinen, wenig über eine Stunde entfernten Städtchen Bergau wohnte

ein Vetter in gleichem Beruf. Man ſtand auf verwandtſchaftlichem Beſuchsfuße, und beſonders die Baſe Marianne, des Vetters Tochter, pflegte im Sommer gern herüber zu kommen in die größere Stadt. Marianne war eine herausfordernde Schönheit mit dunkler Geſichtsfarbe, braunen Augen und braunen Haarflechten, die ſie wie einen Kranz um den Kopf geſchlungen trug. Ihr Weſen, derb, unternehmungsluſtig, raſch und beweglich, verſtand durchzudringen, ſich in den Vordergrund zu ſtellen. Sie wußte, daß ſie Helmar gefiel, und zeigte ohne Rückhalt, daß ſie großes Gefallen an ihm fand. Schon ſeit dem Frühjahr drang ſie auf einen Beſuch der Thurmbewohner in Bergau, Franz Rüdiger mit eingeſchloſſen.

An einem Sommerſonntag rüſtete man ſich denn auch zur Wanderung. Das Nachmittagsläuten mußte abgewartet werden, da der Vater mitgehen ſollte. Franz harrte unten bereits auf ſeinem Poſten. Die Wieſenpfade waren belebt, am Waldesſaum erſcholl Lachen und Jauchzen, denn noch viele Andere nahmen den Weg nach Bergau, um ſich in Wirthshäuſern zu zerſtreuen oder auch auf den Hügeln zu lagern. Die Sonne ſchien warm, aber am geſchlängelten Fluſſe ging ſich's friſch in gekühlterer Luft. Hilla war noch nicht in Bergau geweſen, überhaupt noch wenig aus der Stadt gekommen. Roſig heiter lachte ihr Geſicht, es freute ſie kindlich, die Gegend, die ſie ſo lange nur

hingebreitet geſehen, einmal zu durchwandern. Sie bückte ſich nach Wieſenblumen, machte auf jeden ſchönen Baum aufmerkſam und fragte nach Vielerlei, was ihr neu war. Franz gab ihr Auskunft und ging heut in glücklicher Stimmung neben ihr.

Der Vetter in Bergau wohnte nicht auf den Thürmen, da ſie baufällig waren. Sachkundige hatten ſchon längſt gemahnt, ſie abzutragen, aber Jahr um Jahr verging darüber, man ſchien warten zu wollen, daß ſie von ſelbſt herabkämen. Daran haben ſie es denn ſpäter nicht fehlen laſſen und das Rathhausdach mit zuſammengeſchlagen, was von den heil davongekommenen Hausvätern in der nächſten Umgebung als gerechte Strafe angeſehen wurde. Jetzt ſteht an dem Orte eine ganz neue Kirche. — Der Vetter bewohnte ein Häuschen in der Nähe. Es ſah recht ſauber aus, war ſein Eigenthum und hatte einen großen Obſtgarten hinter ſich. Der Vetter galt für wohlhabend in ſeinem Kreiſe. Ein Sohn war auf der Wanderſchaft, der jüngſte beim Maurermeiſter in der Lehre. Einen von Beiden hoffte er einſt als ſeinen Nachfolger durchzubringen, mit dem Andern ſpeculirte er bereits auf die Thürmerſtelle in der Univerſitätsſtadt, da Helmar einer andern Zukunft entgegenging. Der Beruf ſollte in der Familie bleiben. Ob des Vetters Söhne ebenſo dachten, ſtand dahin. Sie waren nicht auf dem Thurm geboren.

Marianne, die der Ankunft der Gäſte lange geharrt

hatte, ſprang ihnen aus der Hausthür entgegen. Aber ihr Geſicht war von Unwillen geröthet. „Kinder, die ganze Freude iſt verdorben!“ rief ſie. „Der Stadtſecretär ſitzt drinnen beim Vater und wankt und weicht nicht. Ich könnt' ihn ohrfeigen, den abſcheulichen Kerl!“ — Franz und Helmar lachten über ihren Zorn. „Der wird doch wohl zu ducken ſein?“ meinte Helmar luſtig. Mariannens Geſicht erheiterte ſich. „Ja, duckt ihn, daß er ganz klein wird! Beißt ihn womöglich ganz weg!“ rief ſie ausgelaſſen. „Courage hat er ſo nicht viel, wo's drauf ankommt!“

Bald ſaß man vergnüglich um den Kaffeetiſch. Der Stadtſecretär Hederich, ein Mann in den Vierzigern, Wittwer, mit weißem Halstuch und hochgedrehter Haartolle, bemühte ſich ſichtlich um Marianne. Sie war ſehr ſchnöde gegen ihn, es bedurfte kaum der Freundeshülfe, ihn zu „ducken.“ Aber an „herausbeißen“ war auch nicht zu denken. Er ſteckte viel Anzüglichkeit des kecken Mädchens ein, und begann ein würdevolles Geſpräch mit den beiden jungen Gelehrten. Da aber riß Mariannen die Geduld. Sie ſprang auf und rief die Jugend in den Garten. — Die Frühkirſchen waren reif. Man naſchte von den herabhängenden Zweigen, lachte und jagte ſich. Plötzlich war auch der Stadtſecretär da. Mariannens Augen funkelten. Sie ſetzte eine Leiter an den Baum, und bat den Verehrer, ihr von einem der höchſten Zweige die dort vorzüglich

ſchönen Kirſchen herabzuholen. Herr Hederich ſtutzte und lächelte, ſchnell aber, um dem Mädchen zu zeigen, wie gewandt er noch ſei, folgte er dem Befehl. Kaum hatte ſein Fuß die letzte Sproſſe verlaſſen, als Marianne die Leiter wegnahm und jubelnd davontrug. Der unglückliche Ritter, deſſen Kunſtfertigkeit nur gerade ſo weit, als die Leiter gereicht hatte, ſtand unbehülflich und rathlos in den Aeſten und fühlte ſich ſehr unbehaglich und unſicher, als er gar bemerkte, welch ein Streich ihm geſpielt war, während Marianne in die Hände ſchlug und ihn lachend aufforderte, weiter zu klettern. — Der Mann im blauen Frack und der weißen Halsbinde machte wirklich einen kläglichen Eindruck. Hilla war betrübt darüber, und auch die beiden jungen Männer konnten nicht in Mariannens Freude einſtimmen. Es ſchien, als fühlten ſie ihr Geſchlecht in dem ſonſt unliebſamen Opfer beleidigt. Helmar bot dem Stadtſecretär ſeine Arme und Schultern zu Hülfe an — was freilich nur zu neuer ungeſchickter Verlegenheit Veranlaſſung gab, bis Franz die Leiter wieder holte und das Opfer des Uebermuthes erlöſte. Herr Hederich trocknete ſich mit dem Taſchentuch die Stirn, erhob mit ziemlich ernſt drohender Miene den Finger gegen Marianne, und ſchritt den Vätern entgegen, welche eben in den Garten traten. Da erſcholl nicht fern der häßlich zudringliche Ton einer Drehorgel, hier, wie es ſchien, ein weniger verächtliches Geräuſch.

Marianne wandte ſich ſchnell. Durch den Nachbargarten kam ein junges Mädchen auf ſie zugelaufen. „Du!“ rief ſie athemlos über den Lattenzaun, „wir haben einen Leiermann herein geholt und tanzen bei Arnold drüben auf der Tenne. Wollt Ihr auch, ſo kommt!“ Sie ſah auf die beiden Studenten, die ein ſehr vortheilhafter Zuwachs für das Tanzvergnügen erſchienen. — „Gleich! Wir kommen!“ rief Marianne. Sie warf einen raſchen Blick auf den Stadtſecretär zurück, ergriff haſtig Helmar's Arm und ſagte mit Beſtimmtheit: „Ich tanze mit Dir!“ — Es war in der Scheune, welche die flügge Jugend zum Tanzplan erkoren, ein in der That großer Mangel an Tänzern, denn Helmar und Franz traten als die erſten ihres Geſchlechts in die Reihen. Die Mädchen hatten bisher unter ſich getanzt. Um ſo mehr ſahen ſich die beiden Studenten willkommen geheißen und in Anſpruch genommen. Marianne war in ihrem Element, leidenſchaftlich, unermüdlich, ganz durchdrungen von lachender Freude. Sie tanzte auch mit Franz, und mit großem Vergnügen, denn er war ein friſcher Junge, und ſie mochte friſche Jungen überhaupt gern, inſonderheit beim Tanze. — Hilla ſtand unbetheiligt bei Seite und ſah dem Reigen zu. Sie konnte nicht tanzen. Auf dem Thurm hatte ſie's nicht gelernt, und ſonſt keine Gelegenheit gehabt, es zu verſuchen. Franz bettelte vergeblich und verſprach es ihr beizubringen, wenn ſie ſich nur

getroſt mit ihm auf den Plan wagen wollte. Auch Helmar kam, ſprach ihr Muth ein und wollte ſie mit ſanfter Gewalt zum Tanze nöthigen. Hilla erröthete, durch ihr Herz ging es wie freudiges Verlangen, ſie war ſchon bereit nachzugeben. Da ſprang Marianne herbei und faßte Helmar's Arm. „Der Stadtſecretär kommt!“ rief ſie. „Du biſt mein Tänzer und darfſt mich nicht loslaſſen, ſo lange er da iſt.“ — Hilla trat bei Seite. Herr Hederich und die Väter kamen herbei und ſahen wie Marianne und Helmar im Kreiſe flogen. Des Mädchens Verehrer ſchien nicht erbaut davon, und ſprach heimlich mit ihrem Vater und dem Nachbar Arnold. Die Männer ſchienen einverſtanden, der Nachbar hieß den Leiermann aufhören und die Tenne verlaſſen. Verdutzt und mit lautem Vorwurf ſahen ihm die glühenden Paare nach. Er wolle den Spectakel nicht länger zugeben, ſagte Meiſter Arnold. Bei ihm ſei kein Wirthshaus. Und der Vater hieß Mariannen nach Hauſe gehen, denn es ſei Zeit, den Abendimbiß zu rüſten. — „Daran iſt wieder der Stadtſecretär ſchuld!“ flüſterte Marianne aufgebracht. „Aber Dem will ich's noch eintränken!“ Hilla war recht zufrieden, nicht getanzt zu haben.

Marianne hatte den Feind ihrer Freuden richtig erkannt. Er ſtörte den improviſirten Ball, um Gerede über Mariannen zu vermeiden, wozu ſie freilich ſchon manche Gelegenheit gegeben. Herr Hederich war, ob-

gleich nicht mehr ganz jung, obgleich Wittwer und von etwas altmodiſchen Formen, und trotz ſeiner Haartolle, doch kein übler Mann. Er hatte ein eigenes Haus und wohlgeſpartes Vermögen, er galt für eine ſehr annehmbare Partie im Städtchen. Der Vetter in Bergau konnte ſich durch einen ſolchen Werber um ſeine Tochter ſehr geehrt fühlen. Denn ernſt meinte es der Stadtſecretär, und zwiſchen ihm und dem Alten ſchien die Sache bereits abgemacht. Das flattrige Mädchen dachte freilich anders.

Nach dem Abendeſſen drang Helmar's Vater auf den Heimweg. Marianne wollte die Verwandten ein Stück begleiten. Dazu waren auch ihr Vater und der Stadtſecretär bereit. Das Mädchen zeigte ſich freilich nicht erbaut von der Ausſicht, dann an der Seite ihres Verehrers zurückzukehren. Um ſo mehr galt es, den Moment auszukoſten. Sie ſchritt mit Helmar voran. Franz war ihr eine für den Familienkreis ſehr erwünſchte Perſönlichkeit, denn er beſchäftigte Hilla. Längſt hatte ſie auf das herzliche Einvernehmen Helmar's und Hilla's mit Argwohn und Eiferſucht geblickt und beſorgt, es möchte nicht ſo geſchwiſterlich bleiben. Den Freund, der ſich zwiſchen Beide ſtellte, betrachtete ſie mit um ſo günſtigeren Augen. — Rüſtig ſchritt ſie mit Helmar voran über die Wieſen. „Und wenn Du ausſtudirt haſt," ſagte ſie im Geſpräch, „wirſt Du doch Deinen Thurm endlich

verlaſſen? Du kannſt doch nicht ewig da oben ſitzen!“

„Das will ich auch nicht,“ meinte Helmar heiter. „In die Welt will ich, mich umthun, in großen Kreiſen das Leben verſuchen und Großes erleben. Die Ritterzeit mit ihren Abenteuern iſt vorbei, aber erleben kann man noch viel. Jetzt ſchränke ich mich noch gern ein, aber die Zeit wird kommen — und dem Muthigen gehört die Welt. Wer die Kühnheit hat zu wagen, aus dem Vollen zu ſchaffen, der empfängt und erlebt auch aus dem Vollen!“

Es waren unklare Wünſche und unverſtandene Regungen, die aus des zwanzigjährigen Jünglings Herzen Sprache gewannen, aber ſeine Begleiterin fühlte ſich dennoch davon hingeriſſen. „So iſt's recht!“ rief ſie. Ach wer nur mit könnte! Lieber toll und wild in's Leben ſtürmen, als daheim hinter dem Ofen hocken! Iſt es nicht ein Elend, ein Mädchen zu ſein? Keinen Willen zu haben? Langweilig zu Hauſe ſitzen, nichts von der Welt zu ſehen, nichts vom Leben zu haben — ich halt's nicht aus!“

„Ei was! So komm mit in die Welt!“ rief Helmar ſcherzend.

Marianne blieb ſtehen, ſah ihm mit funkelnden Augen in's Geſicht und ſagte: „Wenn ich Dich beim Worte nähme?“

Helmar lachte. Das Mädchen erſchien ihm ſehr

ſchön, und ihr Entgegenkommen blieb nicht ohne Wirkung auf ihn. Auch ſein Temperament war feurig und fühlte ſich durch ſie nur mächtiger herausgefordert. Dennoch blickte er ſcheu zur Seite, und es war ihm recht, daß Franz rief, nicht ſo ſchnell zu gehen, da die Bergauer Freunde umkehren wollten. Marianne und Helmar ſchieden mit einem feſten Händedruck, der für viele Worte gelten konnte. Er war ſtill und zerſtreut auf dem Heimwege. Auch Hilla ſprach wenig. Franz trug die Koſten der Unterhaltung faſt allein.

Helmar fühlte ſich in den nächſten Tagen von widerſprechenden Empfindungen hin- und hergeworfen. Es zog ihn fort nach Bergau wie berauſchender Lockungsruf, und doch warnte ihn eine Stimme. Der Rauſch verflog. Er wurde wieder ruhig und heiter. Er betrachtete Hilla, ihr reines, ſtilles Weſen that ihm wohl, und er war freundlicher, gefälliger, ja liebevoller zu ihr, als jemals. Hilla empfand es, ſie fühlte ſich beglückt und erſchrak doch zugleich. Sie erröthete, wenn ſie in ihrem Kämmerchen allein war mit den unfolgſamen Gedanken.

Am nächſten Sonntag kamen die Verwandten aus Bergau unangemeldet zum Gegenbeſuch. Mit ihnen der Stadtſecretär, den Helmar's Vater zu gelegentlicher Einkehr eingeladen hatte. Er fand, als er nach dem ſtarken Steigen wieder Athem ſchöpfen konnte, die

Aussicht sehr schön und lobte die erfinderische Art und Weise, wie man sich hier in der Enge angesiedelt hatte. Eng war's freilich heut vorzugsweise, allein man behalf sich. Hilla war auf alle Fälle mit der Bewirthung eingerichtet, da sie geahnt, daß Marianne zu rascher Erwiederung des Besuchs antreiben würde. Der Kaffee wurde in Helmar's Stube genommen. Wenn alle sieben Personen um den Tisch saßen, hatte Jeder den Rücken an der Wand, und das Zimmer war ausgefüllt. Es waren freilich nur sechs Stühle vorhanden, allein ein großer Kasten gab auch einen Sitz her. Und Hilla saß nicht viel. Sie lief hin und her über die Brücke, geschäftig, die Gäste zu bedienen.

Mariannens Wesen war heut ungleich und sonderbar. Zwar lachte ihr Gesicht, als sie Helmar wiedersah, und doch wandte sie sich vorwurfsvoll von ihm ab. Die Anwesenheit des Stadtsecretärs erfüllte sie mit leidenschaftlichem Unwillen. Und es war ihm hier oben nicht zu entgehen. Sie brauchte für ihr rastloses Wesen überhaupt viel Raum, und schien sich heute besonders beeinträchtigt zu fühlen. Als man endlich zusammengeschachtelt um den Tisch saß, sie selbst neben Helmar, schien die Situation sie plötzlich zu belustigen, ihre Laune schlug um und ging in ausgelassene Lustigkeit über. Sie forderte Herrn Hederich, sie forderte Helmar zum Wortgefecht heraus. Ihr vorwurfsvoll ablehnendes Betragen gegen

den Letzteren hatte sich in bestrickende Gunstbezeigung gewandelt.

Ein drohendes Gewitter zog am Himmel auf. Man sah es hier in der Höhe näher kommen, schwarze, gewaltige Wolkenmassen, und mußte sich die Aussicht gefallen lassen, stundenlang in dieser Einschachtelung zu verharren. Bald stand das Wetter über der Stadt. Blitz und Donnerschläge folgten einander mit furchtbarer Gewalt, es wurde fast nächtliche Dunkelheit selbst in der hohen Thurmklause. Den Bewohnern dieser Gemächer hatte die Gewohnheit das Beängstigende einer solchen Lage genommen, nicht so unbefangen zeigten sich die Gäste. Herr Hederich war unruhig. Marianne machte aus ihrem angstvollen Mißbehagen kein Hehl. — Noch lag eine finstere Schwüle in den Lüften, das Gewölk schien mit sich selbst zu ringen, ohne sich in Regengüsse lösen zu können. Mit einemmale brauste eine gewaltige Sturmwoge daher, an den Thürmen rüttelnd, das geschlossene Thürchen zur Verbindungsbrücke aufreißend, und schwere Tropfen, gemischt mit großkörnigem Hagel, prasselten geräuschvoll nieder. Helmar glaubte in dem andern Thurm ein Fenster klirren zu hören, und eilte hinüber. Marianne, eine Erlösung aus der sie peinigenden Enge längst ersehnend, sprang ebenfalls auf, und lief ihm nach über die Brücke, aufschreiend unter dem peitschenden Hagelschlag. Das Thürchen wurde hinter ihr geschlossen,

Helmar zog ſie mit lachendem Verweis in den andern Thurm, und ſchloß ebenfalls die Pforte. Sie waren allein. Hier warf ſich Marianne mit Angſt und wilder Leidenſchaft an ſeine Bruſt, ſchlang die Arme um ſeinen Nacken und rief: „Wenn uns der Blitz erſchlägt, ſterben wir zuſammen!“

Helmar fühlte ſich im Innerſten durchzuckt von dem Ungeſtüm des gefährlichen Mädchens, doch einen Augenblick war eine warnende Stimme noch mächtig in ihm. „Was fällt Dir ein?“ ſagte er. „Solche Wetter ſind oft ſchon an uns vorüber gegangen. Sei ohne Furcht!“

Ihre Blicke trafen mit dämoniſcher Gluth ſeine Augen. „Helmar!“ rief ſie, ihn nur feſter umſchlingend: „Kannſt Du mich nicht verſtehen oder willſt Du's nicht? Aber wärſt Du von Eis und Stein, ich will Dich ſchmelzen, denn ich muß Dich haben! Ich trotze der ganzen Welt, ich trotze Dir ſelbſt, denn beſchloſſen iſt's in mir, mein mußt Du werden! Du biſt mein Abgott, Du mußt mich lieben! Und ſtießeſt Du mich zurück, ich klammerte mich an Dich, und müßt ich um Dein Herz ringen zwiſchen Tod und Leben. Ich haſſe den Menſchen, den mein Vater mir geben will, ich haſſe Alles was uns trennt, denn Dich will ich, Dich! Was gehen mich die Leute an und was ſie reden? Biſt Du mein, dann gehe Alles zu Grunde! Ich frage nicht darnach, denn ich frage nur,

ob Du mich magſt, und Du mußt, Du mußt, ich laſſe Dich nicht mehr!“

Es gehörte größere Beſonnenheit dazu, als die feurige Gemüthsart eines zwanzigjährigen Jünglings aufzubieten hatte, um einem ſolchen Anſturm der Leidenſchaft zu widerſtehen. Von ihr fortgeriſſen, ohne Frage nach der Wahrheit ſeiner Empfindung, gab er ſich dem gebieteriſchen Zauber gefangen. Ihre Lippen trafen ſich, vergeſſen waren Ort und Stunde, und wie in Gluthen in einander ſchmelzend ſtanden ſie in der kleinen Thurmklauſe. Was ſie weiter ſprachen, iſt gleichgültig. Unter Blitz und Donner, Sturm und Hagelſchlag wurde ein verhängnißvoller Bund geſchloſſen, der mehr als ihr eigenes Glück vernichtete. Noch ſchien es möglich, das Schickſal zu vermeiden. Ein furchtbarer Wetterſchlag erdröhnte und erſchütterte den Thurm, und vom Schreck gebändigt fuhren Helmar und Marianne aus einander. Eine tiefe Stille war plötzlich in den Lüften. Helmar, aus ſeiner Bezauberung wach gerufen, riß die Pforte auf, ihm war's, als müßte der Blitz gezündet haben. Auch die Thür des andern Thurmes wurde geöffnet, und mit beſorgten Blicken betrachtete der Thürmer ſeine Warte und das Kirchendach. Kein Schaden zeigte ſich. Des Wetters Gewalt war vorüber, ein langſam breiter Regen ſenkte ſich durch die gekühlte Luft. „Komm hinüber, daß ſie nichts merken!“ rief Marianne, indem ſie Helmar's Hand

ergriff und ihn über die Brücke fortzog. Die beiden Thürmer wechſelten den Ort, um ſich drüben mit ſachkundigen Blicken zu überzeugen, ob die Gefahr ſpurlos vorüber gegangen.

Wo war inzwiſchen Hilla? Mit fragenden Augen ſchaute Franz nach ihr aus. Sie war während des Wetters nicht bei der Geſellſchaft, ſie mußte drüben bei Marianne und Helmar geweſen ſein. So war's, ohne daß die leidenſchaftlich Verblendeten eine Ahnung davon gehabt! Arme Hilla, Du hatteſt eine grauſam harte Stunde durchlebt! Das junge Mädchen war in ihrem Kämmerchen beſchäftigt, ein Fenſter zu ſchließen, als ſie durch die nur angelehnte Thür das Hereinſtürmen der beiden Andern hörte, und Zeugin des Auftritts wurde, der ſie mit Schmerz und Grauen erfüllte. Sie wagte nicht, ſich zu regen, ſie ſank ſchweigend, erbleichend in die Kniee und preßte die Hände vor das Herz, das vor angſtvollem Klopfen zerſpringen zu wollen ſchien. Raſch kam ſie hervor, als jetzt die Väter eintraten, machte ſich am Herde zu ſchaffen, und wagte keinen Blick nach dem andern Thurme hinüber zu werfen. Dort ſprach man nicht von ihr, den zwiſchen Argloſigkeit und Zerſtreutheit blickte man hinaus, um das noch in ſeinem Abziehen großartige Wetter zu beobachten, das prachtvolle Farbenſpiel, das die hervorbrechende Abendſonne über die dunkeln Wolken malte, und den doppelt geſchwungenen Regenbogen. Franz war froh,

als er Hilla drüben wieder walten ſah, und endlich entſchloß er ſich, zu ihr hinüber zu gehen. Sie antwortete nicht auf ſeine Frage, und fuhr erſchreckt zuſammen, als er ſie wiederholte, und ſie ihn neben ſich erblickte. Franz betrachtete ſie mit Befremdung, ſie ſchien ihm blaß und ſchmerzlich bewegt. Er fragte, ob das Gewitter ſie geängſtigt habe. Sie verneinte es lächelnd und nahm alle Kraft zuſammen, um ſich zu faſſen. „Helfen Sie mir, Herr Franz,“ ſagte ſie, „daß wir drüben den Tiſch decken. Sie haben es ſchon öfter gethan und ſind geſchickt, ich weiß es.“ Franz war glücklich, ihr zu dienen, und trug Tiſchzeug und Teller, die ſie ihm reichte, hinüber. Die Stimmung wurde nach dem Druck der Stunde jetzt im hellen Abendlicht um ſo heiterer. Helmar und Marianne waren von ausgelaſſener Laune. „Morgen Nachmittag komm ich!“ flüſterte er ihr beim Abſchied zu, und ein Händedruck ſagte ihm ein Willkommen zu. Noch ſpät in die Nacht hinein ſtand er auf der Galerie vor ſeinem Zimmer, von maßloſen, unbeſonnenen Wünſchen erfüllt. Noch länger aber barg in dem andern Thurme ein ſchlafloſes Mädchen ihr Antlitz in die Kiſſen, damit der nebenan ſchlummernde Vater ihr krampfhaftes Weinen nicht vernehme. —

Ein fahrig zerſtreutes Weſen, die Ungeduld neuer Erwartung, machte Helmar am andern Tage zu jeder Beſchäftigung untauglich. Mariannens herausfordernde

Reize hatten ihn zur Leidenschaft aufgestachelt, seine Sinne völlig bezaubert. Er suchte Franz in dessen Wohnung auf, und war nahe daran, ihm sein Geheimniß, sein Glück zu verrathen. Doch bezwang er sich und eilte hinweg. Er hatte daheim erklärt, daß er nicht zu Tisch käme, und doch führten ihn die unstäten Schritte zum Thurm zurück. Da lief ein Knabe auf ihn zu, der unten an der Pforte seiner schon geharrt hatte und überreichte ihm einen Zettel. Er kam von Mariannen. „Komm heut Nachmittag nicht," schrieb sie. „Erwarte mich Abends um neun Uhr an dem Felsen, der aus dem Walde in die Landstraße hervorspringt."

Helmar's Ungeduld steigerte sich durch die Verzögerung. Schon gegen Abend schritt er aus dem Thor. Da riefen Freunde hinter ihm her, er konnte ihnen nicht ausweichen, und mußte, um nicht aufzufallen, sich überreden lassen, in einen öffentlichen Garten vor der Stadt mitzugehen. Wie sehr es ihn innerlich drängte, er konnte ihnen nicht entwischen. Eine Bowle wurde gemacht, da es einen Geburtstag zu feiern gab, und Wein und Gesang steigerten Helmar's Aufregung nur noch höher. Als er endlich den Augenblick wahrnahm und sich heimlich davon machte, war die Stunde des Stelldichein fast verstrichen. Hastig schreitend kam er am Orte an. Marianne sprang hinter dem Felsen hervor, umschlang ihn stürmisch, machte ihm Vorwürfe über die Verzö-

gerung und verschloß seiner Entschuldigung den Mund. „Laß gut sein," rief sie aufgeregt, „Du bist da, und das ist genug! Höre, was geschehen ist. Mein Vater hat mir das Aergste gedroht, wenn ich nicht heut noch ja sage, den Stadtsecretär zu nehmen!"

„Nimmermehr!" eiferte Helmar. „Er kann Dich nicht dazu zwingen."

„Er soll auch nicht!" rief das Mädchen. „Aber zornig und eigenwillig, wie auch er ist, kann er mir das Leben zur Plage machen. Er hat mir gedroht, mich zu einer alten Base zu geben, einer Betschwester und eisenstrengen Frau, die solle mir den Trotz wohl beugen. Aber sie sollen sich täuschen in mir, Alle! Helmar, ich bin entschlossen, nicht wieder nach Hause zurückzukehren. Du mußt mit mir entfliehen!"

Helmar stutzte doch über diesen waghalsigen Plan. „Werden sie uns nicht nachsetzen?" wendete er ein. „Wohin wollen wir fliehen? Und wenn sie uns einholen und zurückbringen?"

„Hast Du keinen Muth, etwas zu wagen?" rief Marianne mit vorwurfsvollem Eifer. „Sie holen uns nicht ein, sie finden uns nicht, wenn wir es nicht wollen. Die Welt ist groß, und der Wege giebt es viele. Wir versuchen unser Glück, und müssen es finden, denn wir sind beisammen. Hast Du nicht auch Deine Hoffnung auf die weite Welt gesetzt? Komm jetzt, was brauchen wir der Zurüstung?" Sie hob

aus dem Grase ein kleines Bündel auf und wies es dem schweigend Zaudernden. „Das nehm ich mit," fuhr sie fort, „und sonst nichts an Gepäck. Und Geld hab ich auch für den Anfang, hundert und fünfzig Thaler, da schau her!"

„Woher das viele Geld?" fragte Helmar.

„Mein Eigenthum, mein Erspartes von Kind auf, worüber ich allein schalten darf. Nimm es hin, Du sollst die Kasse führen. — Du zögerst? Helmar, der Augenblick kommt nicht wieder! Verlässest Du mich jetzt, dann — dann spring ich dort in den Fluß, denn nach Hause kehr ich nicht zurück!"

Helmar war wie im Traume. Ein Unerwartetes, Unfaßbares trat an ihn heran, ein phantastisch blendendes Wagniß voll verlockender Abenteuerlichkeit, dessen Reize ihm durch die Aufregung, in die der Wein sein Blut gebracht, nur erhöht wurden. Die dämonische Gewalt, welche die Leidenschaft des Mädchens auf ihn übte, verjagte vollends alle Besinnung. „Verlaß Dich auf mich! Ich beschütze Dich!" rief er, sie mit Ungestüm umarmend. Sein ganzes Wesen stürmte in wilder Gluth, er hätte den Besitz einer Welt um das Glück dieser Stunde preisgegeben.

Die Nacht war schwül und berauschend. Auf heimlichen Wegen wanderten die Flüchtlinge durch den Wald. An einem jetzt einsamen Haltpunkt erwarteten sie am Schienenwege den Nachtzug. Dann saßen sie

dicht an einander gedrückt und ließen sich in die Welt fahren, weit, weit hinaus, sie wußten selbst noch nicht wohin. Sie dachten kaum an den Morgen, sie wußten noch nicht, daß der Reiz eines abenteuerlichen, lustigen Zigeunerlebens durch rauhe Schrecken aufgewogen wird. Sie vergaßen eine Weile, wie man ihrer daheim harrte, sie wollten nicht daran denken. Und als bei Helmar die Besinnung sich einstellte, da war's geschehen, und durch Trotz suchte er das Schuldgefühl zu bannen. Ja, sie waren schon weit weg, als man ihrer Flucht inne ward, und Gerüchte und böse Entdeckungen ihren Namen für alle Zeit brandmarkten. — —

Der Sommer verging und der Herbst, ein bitter kalter Winter kam, und auch er rüstete sich bereits zum Abzuge. In einer kleinen Stadt der französischen Schweiz wohnte eine alte Frau, welche kleine Zimmer meist an einzelne Personen vermiethete. Madame Duval stieg eben die Treppe kopfschüttelnd herab. „Das nimmt kein gutes Ende mit den jungen Leuten!“ murmelte sie vor sich hin. „Es sollte mich nichts angehen, aber es dauert mich, und der junge Mann am meisten. Wenn er eines Tages davonginge und sie sitzen ließe, es wäre kaum zu verwundern. Er sieht aus, als hätte er mehr in der Welt zu thun, klug wie er ist, als sich von der heftigen jungen Person auszanken zu lassen. Schreiber beim Advocaten —! Es ist ein geringer Verdienst. Und ich hatte ihn so gut empfohlen an

meinen alten Freund, den Buchhändler, er hätte ein gutes Unterkommen finden können. Aber der Buchhändler hat eine hübsche Tochter, und das junge Weib da oben ist rasend eifersüchtig. So wurde nichts daraus. Nun, Grund zur Eifersucht könnte sich wohl finden, denn der junge Mensch ist ein gar schmucker Bursch. Ein gutes Ende nimmt die Geschichte sicher nicht!" So dachte Madame Duval voll Antheil, indem sie durch ihr Stübchen schritt.

Oben aber wurde eine Thür mit Heftigkeit zugeworfen, und hastige Tritte polterten die Treppe hinab. Helmar stürmte mit zornerfülltem Antlitz aus dem Hause. —

Ja, sie war schnell vorübergegangen die Lust eines abenteuerlichen Zigeunerlebens! Wenn sie dauernder blieb bei der rücksichtslos vielwagenden Gemüthsart des Mädchens, in Helmar hatte sich der Rausch nach wenigen Tagen schon gelegt, und die Ernüchterung zeigte ihm seine Thorheit in erschreckendem Lichte. Das Reisegeld war überraschend bald verthan, das Leben in der Fremde stellte unerbittlich seine Forderungen. Noch hatte Helmar frisch dran gehen können, und regen Muthes die Hoffnung lebendig gehalten, sich selbst ein Dasein zu gestalten, denn mächtig erwies sich in der ersten Zeit die Neigung, der Einfluß, der leichtfertige Sinn Mariannen's auf ihn. Aber der Sinnentaumel kehrte nicht mit alter Macht zurück, des Mäd-

chens Charakter trat kenntlicher und abstoßender hervor, und in Helmar erwachte zugleich mit seiner besseren Natur ein Widerwille gegen die, welche er in einer Stunde der Thorheit an sich gekettet hatte. Marianne empfand keine Reue, sie hatte nur lachenden Trotz gegen ihre früheren Verhältnisse, höchstens störte sie die Angst vor einer Entdeckung ihres Aufenhalts. Wie sie ihren Fehltritt leicht nahm, so wünschte sie ihn auch von Helmar genommen, und war nicht karg mit Vorwürfen über seinen Mangel an Muth. Allein sie mußte inne werden, wie seine Neigung zu ihr schwand, die Eifersucht erwachte in ihr und machte sie zu einem rastlosen Plagegeist. Ihre eigene Leidenschaft war nicht geschwunden, aber sie hatte alle bestrickenden Formen abgelegt. Marianne war nicht nur nicht liebenswürdig, sie erschien als eine recht böse junge Person. Und Helmar war nicht mehr in der Stimmung, ihr nachzugeben, sich von ihr peinigen zu lassen, sein Stolz, sein Selbstgefühl, sein Widerwille bäumten sich gegen sie auf, finsteres Wesen und Streit erfüllten die Tage, und gute Worte wurden selten. Schwer trug sein Gemüth die Last solcher Tage, schwer das Bewußtsein seiner Schuld, und die Zertrümmerung seiner Lebenspläne und Hoffnungen. Ein altes Volkslied kam ihm in den Sinn, er hatte es früher schön und rührend gefunden, jetzt erfüllte es ihn mit Schauder.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wußt's weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert aus und ein,
Sie haben gehabt weder Glück und Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

Verdorben, gestorben! tönte es immer in seiner Seele wieder. Und das nur eines Fehltrittes willen, den nicht böser Wille, den halbe Raserei eingegeben. Tausende dürfen ungestraft und vergnügt freveln, Einem, und nicht dem Unwürdigsten, wächst die Schuld vernichtend übers Haupt. Hatte er Mariannen jemals geliebt? Er verhehlte sich in bitterem Groll die Täuschung längst nicht mehr. Kein inneres Band fesselte ihn an sie. Warum lief er nicht davon und ließ sie sitzen? — Der Gedanke war ihm schon sehr vertraut geworden. Aber wohin sollte er sich wenden? Mächtig zog es ihn nach der Heimath. Sein Vater und Hilla's reine Gestalt, seine Thurmklause und seine Bücher, und Franz und die übrigen Studiengenossen, die heiteren Tage des akademischen Lebens — war das nicht Alles noch da, und rief und lockte mit unwiderstehlichem Zauber zurück? Er hatte nichts von sich hören lassen, wie mochte man daheim seiner denken? Wie sie auch dachten, Hilla's Bild stand verzeihend vor seiner Seele, und dennoch

fühlte er, was er verscherzt habe. Die Erinnerung an sie wurde mächtiger denn je, das einst geschwisterliche Band legte sich fester um sein Herz und vertiefte seine Sehnsucht nach ihr und Allem, was er liebte. — Er war auf die Landstraße hinausgelaufen, er war schon so gut wie unterwegs, — warum hemmte er die Schritte, warf sich auf den Felsenboden und verbarg verzweifelnd das Antlitz in den Händen? — Er durfte nicht mehr allein zurückkehren, sagte er sich. Marianne ging einer schweren Stunde entgegen. War in ihm das Pflichtgefühl bei seinen Jahren auch nur gering, sah er gleich mit Zorn und Scham der nächsten Zukunft entgegen, eine Art Mitleid mit seiner Peinigerin erfüllte ihn. Sie ganz hülflos zurückzulassen, erschien ihm als ein neues Verbrechen. Und dennoch wurde ihm die Last immer drückender, steigerte sich sein Wunsch nach Befreiung, stellte sich eine Flucht immer wieder als ein leichtes Befreiungsmittel dar.

Da ergriff ihn eines Tages ein ganz andrer Gedanke. Was er lange in sich bekämpft hatte, ward heut unwiderstehliches Bedürfniß. Er schrieb in seinem Bureau (denn Marianne sollte nichts davon wissen) einen langen Brief an Franz Rüdiger. Er bekannte dem Freunde, was zu bekennen war, schilderte ihm seinen Zustand, bat um baldige Nachricht über sein und der Seinen Ergehen und den Leumund, worein er sich daheim durch seine Flucht gebracht habe. Schon

fühlte er sich erleichtert durch diesen Erguß, und jugendliche Hoffnung fing an wieder lebendiger in ihm zu werden. Franzens Entgegnung kam schneller, als Helmar erwartet hatte. Aber der Ton des Briefes und einige undeutliche und bedenklich klingende Stellen machten ihn stutzen. Franz schrieb ohne jeden Vorwurf, als warmer Freund, ganz in dem alten herzlichen Ton. Nur behutsam sprach er sich über Helmar's Vater und Hilla aus, und Helmar verstand die Zurückhaltung und sein Auge wurde feucht. Dann aber fuhr Franz fort: „Theurer Freund — denn das bist Du mir noch immer und wirst es bleiben — Du erzählst mir viel, und doch schweigst Du von der Hauptsache, die einen furchtbaren Makel auf Deinen Namen geworfen hat. Ich habe nie daran geglaubt, und werde in dem Glauben an Deine Unschuld bestärkt durch Dein Schweigen. Zu einem unüberlegten Schritt konntest Du Dich hinreißen lassen, zu einem gemeinen Verbrechen niemals. Dies ist meine feste Ueberzeugung. Trotzdem wirst Du einsehen, daß ich Niemand von Deinem Brief an mich Mittheilung machen darf, daß ich auch Hilla und Deinem Vater nicht sagen darf, daß ich von Dir Nachricht habe. Würde Dein Aufenthalt bekannt, es könnte Dich in die größte Gefahr stürzen. Ach, armer Freund, Deine Rückkehr — Du weißt es selbst — ist somit unmöglich, wenn Du es nicht vorziehst, Dich frei und offen den Gerichten zu stellen, und Dich von der schimpf-

lichen Anſchuldigung zu reinigen. Das Letzte wäre das Beſte, und fühlſt Du Dich rein, ſo komm und ſei unſerer Liebe und Hülfe gewiß. Denn was wir an Dir verlieren, iſt unausſprechlich!“

Was ſollte das heißen? Ein „gemeines Verbrechen“? Der Brief entſank Helmar's Händen. Marianne, die ihn geſpannt beobachtet hatte, griff darnach und las. Dann knitterte ſie das Blatt wüthend zuſammen und warf es zu Boden. Sie begann in heftiger Erregung auf Franz zu ſchelten, den ſie niemals habe leiden mögen, und ergoß ſich über die Läſterzungen in der Heimath mit leidenſchaftlicher Zornwuth. „Marianne!“ rief Helmar, indem er ſie durchbohrend anſah — „weißt Du den Vorwurf in dieſem Briefe zu deuten? Fühlſt Du keine andere Schuld, als die wir mit meinem Wiſſen gemeinſam tragen?“ Sie brauſte heftig gegen Helmar auf und machte ihm Vorwürfe, um dann ſchnell das erregte Geſpräch zu wenden. Denn ihr erbitterter Tadel traf jetzt ihn ſelbſt, daß er in die Heimath geſchrieben und ihren Aufenthalt verrathen habe. Sie verlangte einen ſchleunigen Wechſel des Ortes, weit nach Frankreich oder Italien hinein wollte ſie, und eine ſchlecht verhehlte Angſt verrieth ſich auch in ihrem trotzig auffahrenden Weſen. Allein Helmar hörte nichts mehr, er eilte nach ſeinem Bureau, um noch an demſelben Tage an Franz zu ſchreiben und völlige Aufklärung zu verlangen.

Acht Tage vergingen ihm in ungeduldigſter Erwartung. Er mochte Mariannens Plagegeiſt nicht mehr ertragen, vermied ſie und ſeine Wohnung ganz, und brachte ſeine Nächte bei einem Bekannten zu. Die Erwartung trieb ihn endlich doch nach Hauſe. Madame Duval ſah ihn kommen, öffnete ihre Stubenthür und rief dem flüchtig Grüßenden halblaut zu: „Lieber Monſieur Bernard — ſo nannte ſich Helmar hier — treten Sie doch einen Augenblick bei mir ein.“ Helmar folgte und ließ ſich auf den Wink der ſauberen und anmuthigen alten Dame nieder. „Sie ſind lange nicht zu Hauſe geweſen, lieber Monſieur Bernard,“ fuhr ſie fort, „und ich meinte faſt, Sie würden gar nicht kommen.“ Sie ſah ihn mitleidig an.

Er fühlte den Blick, und ſah beſchämt zu Boden. „Es wäre kaum zu verwundern!“ murmelte er.

„Ich glaub's wohl, armer junger Mann!“ ſagte ſie gutmüthig. „Sie ſollten ein bischen Vertrauen zu mir haben. Kinder hab ich leider nicht, aber wenn ich rechtſchaffene junge Leute ſehe, die ſich quälen, dann geht es mir zu Herzen, und mir iſt, als müßte ich ihnen, wie eigenen Kindern, zu helfen ſuchen.“

„Sie ſind ſehr gütig,“ entgegnete Helmar; „aber in Ihrer Macht liegt es nicht, mir zu helfen.“

„Vielleicht doch, und in kurzer Zeit werde ich ungerufen kommen. Wiſſen Sie was? Sie ſollten auf einige Zeit verreiſen, es wäre recht gut für Sie und

für die kleine Frau da oben. Die will ich schon unter meinen Schutz nehmen. Machen wir keine Umstände — ich biete Ihnen das Reisegeld an. Sie sind ein zuverlässiger junger Mann, denk ich, und — vielleicht machen Sie anderswo und allein Ihr Glück besser als hier. Ist es Ihnen dann gelungen, nun, so wissen Sie ja, wo Sie mein Haus zu suchen haben, und alles Uebrige wird sich finden."

Helmar war sehr gerührt über den Vorschlag der alten Dame, der ihn wirklich wie die Aussicht einer Erlösung anmuthete. Er schwankte noch, ihre Güte anzunehmen, seine Bedenken wurden aber von ihr zurückgewiesen. „Ich denke," fuhr sie fort, „wir werden darüber einig werden. Aber ich habe noch etwas für Sie. Als neulich ein Brief an Sie von weit her, ich denke aus Deutschland, ankam, hatten Sie, wie mir schien, etwas laute Conversation mit der kleinen Frau da oben. Gestern ist wieder so ein Brief gekommen, ich hab ihn verwahrt. Bitte, lesen Sie ihn erst allein bei mir."

Er ergriff erwartungsvoll den dargereichten Brief, erkannte Franzens Handschrift und riß den Umschlag ab. Ein bedruckter Zettel fiel aus dem Briefe, es war der Ausschnitt aus einer Zeitung. Helmar nahm ihn auf und las ihn zuerst. Er erbleichte, ein Entsetzensruf blieb halb erstickt in seiner Kehle. Sein Auge starrte in einen Steckbrief, den die Gerichte hinter ihm

und Mariannen herſchickten. „Die Entflohenen ſind verdächtig, den Schrank des Thürmers N. in Bergau, des Vaters des Mädchens, erbrochen, und daraus hundert und fünfzig Thaler entwendet zu haben. Sie ſind kenntlich durch u. ſ. w.“ So ſtand in öffentlichen Blättern gedruckt. Eine kurze Schilderung der Perſonen und Angabe ihrer Kleidung folgte.

Helmar ſprang auf; wie ein Krampf ſchüttelte es ſeinen Körper, und wie vernichtet ſank er wieder zurück und mit Kopf und Armen auf den Tiſch. Madame Duval erſchrak. Sie hielt ihn für ohnmächtig und lief nach der Eſſigflaſche. Schon aber fuhr Helmar auf, ſtürzte aus dem Zimmer und die Treppe hinauf. — „Lies!“ ſchrie er Mariannen entgegen, indem er ihr das Druckblatt vor's Geſicht hielt. „Lies! Du haſt das Verbrechen verübt, das uns Beide ſchändet! Für eine gemeine Diebin hab ich mein Lebensglück zertrümmert!“ Marianne erblaßte. Sie ſah ihn mit vor Zorn verzerrtem Antlitz vor ſich ſtehen und ſuchte ſeinen vernichtenden Blicken auszuweichen. Aber ſie faßte ſich noch einmal, leugnete durchaus die Schuld, begann wiederum auf die heimiſchen Läſterzungen zu ſchelten und verlangte von neuem, daß er einen andern Ort zum Verſteck für ſie aufſuche. „Geh', wohin Dich gelüſtet!“ fuhr er ſie an. „An eine Dirne, die mich betrogen, werfe ich mich nicht länger weg! Nichts hab ich fortan gemein mit Dir! Schleppe Deine Schuld

wohin Du willſt, ich weiß, wohin ich die meine trage!“ Er eilte auf die Thür zu. Marianne, den furchtbaren Ernſt der Stunde erkennend, hielt ihn am Arme. „Helmar!“ rief ſie, „ich will bekennen! Ich habe das Geld genommen! Nur aus Liebe zu Dir nahm ich es, nur um uns die Flucht zu erleichtern. Und ich ſehe es noch heut als kein Unrecht an, denn das Geld gehörte zu meiner Ausſteuer, es war mein und es hat mir genützt, mich von dem Menſchen zu befreien, den ich haßte. Helmar, wenn Du mich je geliebt haſt —“

Mit einem wilden Auflachen des Hohns unterbrach er ihre Rede, indem er ſich von ihr losmachte. Mariannens Angſt verwandelte ſich in herriſchen Trotz. „Und Du wirſt und mußt jetzt bei mir aushalten!“ rief ſie mit häßlicher Aufregung. „Ich ſchreie das ganze Haus zuſammen, wenn Du Miene machſt, davonzugehen; ich laſſe Dir nachſetzen, ich nehme jede Hülfe gegen Dich in Anſpruch. Was geſchehen iſt, iſt geſchehen, Du biſt in meine Schuld mit verflochten, ſie kettet Dich feſt an mich, und ich wollt es ſo! Was Du auch im Sinne haſt, Du löſeſt Dich nicht mehr, und könnteſt Du es noch, ſo ruf ich Dir Deine Pflicht in's Gewiſſen! Du bleibſt!“

„Ich weiß, was und wo meine Pflicht iſt!“ rief er, ſich völlig von ihr losmachend. Eine Wuth erfaßte ſie, ſie ergriff noch einmal ſeinen Arm und ſuchte ihm

die Thür zu vertreten. Mit Gewalt ſtieß er ſie bei Seite, und während er die Treppe hinabflog, dröhnte ein ſchwerer Fall oben im Zimmer. Madame Duval ſtand beängſtigt in ihrer offenen Stubenthür. Er ſchoß an ihr vorüber, aus dem Hauſe, ſie aber ſtieg mit bebenden Knieen die Treppe hinauf zur Wohnung ihrer jungen Miether. —

Helmar ſtürmte aus der Stadt und der Landſtraße zu, die nach Norden führte. Was waren ihm in der tobenden Erregung ſeines Innern jetzt noch Rückſichten, Mitleid oder Pflichtgefühl für die Elende, die er verließ. Zum glühenden Haß, zu bitterer Verachtung hatte ſich Alles gewandelt, und durch die Verzweiflung ſeines Herzens drang nur ein einziger Gedanke, mit einer Art von Beruhigung. Fort, nach ſeiner Vaterſtadt ſtrebte er, zur Selbſtanklage oder Rechtfertigung — mochte kommen was da wollte! Der Winter ſtreute ſeine letzten Flocken über die Berge, der Weg war weit und beſchwerlich.

Nach Tagen der Wanderung, der Mühſal und Entbehrung ſtand er in abgeriſſener Kleidung auf dem Hügel, der ihm ſeine Vaterſtadt zeigte. In grauen Dunſt gehüllt lag ſie unter ihm, er blickte nach ihren Thürmen, und alle Liebe, die er je zu den Seinen getragen, drang ihm mit Uebermacht in's Gemüth. Zum erſten Male löſte ſich ſein Schmerz in reichliche Thränen. Noch ſaß er auf dem Felſen, den er und

ſein Franz ſo oft erſtiegen — ſollte er den Freund zuerſt aufſuchen und an ſeiner Bruſt ſich Kraft und neuen Muth ſammeln, das Unvermeidliche zu beſtehen? Ein großer Vogel ſchwebte in den Lüften, kam von der Stadt herüber und ſchien ſich auf den Felſen ſenken zu wollen. Helmar erblickte ihn, ſtreckte die Arme empor und rief: „Biſt Du's, Alarich, mein Falke? O wärſt Du's und brächteſt mir Botſchaft dort von den Thürmen! Könnteſt Du meine Grüße beſtellen, Alarich, und mein Fürſprecher ſein! Ach, ſähen ſie drüben in mein Herz, ſie würden mich weniger verdammen! Erkennſt Du den Ruf noch, mein Falke, mit dem ich Dich einſt zu locken wußte, wenn ich Dir etwas Gutes bewahrt hatte? Komm herab! Es drängt mich, ein einziges Weſen zu umarmen, das ich liebe, dem ich einſt lieb war, eh' ich, ein Verſchmter, in die alten Mauern einziehe! Aber auch Du entfliehſt mir und ſchwingſt Dich wieder zu den Thürmen, die als verbotene Heimath mich drohend zurückweiſen!"

Währenddem ging am Fuße der Felſenreihe ein Mann vorüber, der Richtung nach Bergau folgend. Die Wieſen ſtanden von den Aprilwaſſern überfluthet, auch die Landſtraße zeigte ſich dem Fußgänger auf eine Strecke hin unwegbar. Er wußte, daß er hier einen Pfad über die Felſen einzuſchlagen hatte, den man im Frühjahr zu nehmen gewohnt war. Da hörte er über ſich einen Pfiff, wie den Lockruf eines Raubvogels, oder

wie Knaben ihn im Walde bei ihren Spielen wohl nachahmen. Der Mann sah empor, ohne Jemand zu erblicken. Er machte sich keine Gedanken darüber und schlug den Felsenpfad ein.

Helmar wurde aus tiefem, schmerzlichem Brüten aufgestört. Bröckelndes Gestein machte sich rollend unter Tritten vernehmbar. Er wendete sich und sprang auf. Ein Ausweichen gab es nicht, noch auch suchte es Helmar, und doch empfand er den Anblick des Mannes, der sich ihm auf zehn Schritte genähert, in's tiefste Herz hinein. Zwei alte Feinde standen einander gegenüber. Zwar hatte Helmar den Stadtsecretär Hederich nie gehaßt, und dieser in dem jungen Mann nur ein unbequemes, aber überwindbares Hinderniß erblickt, allein die kurze Zeit hatte eine tiefe Kluft zwischen ihnen aufgerissen. Auch jetzt noch trug Helmar dem Manne keinen Groll — wie hätte er's gekonnt? — Die Macht der Selbstanklage stimmte ihn eher demüthig gegen ihn. Nur daß dieser Mann ihm als Erster begegnen mußte, warf seine Lebensgeister plötzlich in eine schroffere Haltung und machte seine Blicke finster. Nicht so empfand der Andere. Eine tiefe Erbitterung hatte sich bei ihm festgesetzt, er war als Mensch gekränkt, betrachtete als Kleinbürger und kleinstädtischer Beamter das Verbrechen der Flüchtlinge ohne Gnade, er hatte nur Verachtung, und obenan stand bei ihm der Gedanke an Bestrafung. Auch er

hatte Helmar trotz seines verkommenen Zustandes erkannt. Er erschrak über den Anblick, pflog aber schnell Rath mit sich, was hier zu thun sei. Einige Secunden lang maßen sich Beide mit gespannten Blicken. Herr Heberich war zwar ein ungeschickter, aber kein ganz unentschlossener Mann, und da sich hier der große Fall bot, einen steckbrieflich Verfolgten festzunehmen, drängte ihn sein gerichtliches Bewußtsein, etwas zu wagen. „Haben wir Dich endlich, Vagabund!“ rief er, indem er auf Helmar zusprang und ihn am Kragen faßte. Der Jüngere und Stärkere schüttelte ihn leicht ab, und zurücktretend entgegnete er: „Ich bin nicht hier, um mich einfangen zu lassen, sondern um mich freiwillig zu stellen!“

Allein darauf hörte der Stadtsecretär in seinem Eifer nicht, oder glaubte nicht an die Gutwilligkeit des Strafbaren. Er begann aus Leibeskräften um Hülfe zu rufen, und damit Helmar ihm ja nicht entspringe, warf er sich noch einmal auf ihn, ihn krampfhaft am Arme festhaltend. Der unglückliche junge Mann, der seine Absichten an dem waghalsigen Pflichtgefühl des Gegners scheitern sah, mochte sich in die Lage des demüthig Nachgebenden nicht mehr finden, sein Blut gerieth in Bewegung und in heftigem Zorn wehrte er den Angreifer ab. Dieser aber hängte sich wie eine Klette an ihn, und einige Minuten sah es wie ein Ringen zwischen Beiden aus. Helmar, gewandter und

ſtärker, ſchonte den Andern noch, aber da dieſer, feſtgekrallt an ihn, unter Angſt- und Scheltrufen nicht aufhörte nach Hülfe zu ſchreien, übermannte ihn der Zorn, und mit gewaltigem Ruck ſchleuderte er ihn von ſich. Leider hatten Beide nicht bemerkt, wie ſie ſich während des Ringens dem Rande des Felſens mehr und mehr genähert, und ſo, aus den Armen Helmars entlaſſen, ſtürzte Herr Hederich vom Abhang hinunter. Helmar ſelbſt taumelte, wurde ein paar Schritte über das Geſtein hinabgeriſſen, hielt ſich aber mit blutenden Händen am Geſträuch feſt. Schon waren unten Stimmen laut geworden, die den Ruf des Stadtſecretärs entgegneten. Helmar ſtieg vollends hinunter und fand einige Ackersleute aus Bergau bereits um den Verunglückten beſchäftigt. Ihr Leiterwagen ſtand in der Nähe. Der Felſen mochte hier die Höhe von nur etwa fünfzig Fuß haben, hoch genug für einen Fallenden, ſich ein paar Glieder zu zerbrechen. Wirklich lag der Geſtürzte bewußtlos da und ſchien ſchwer zu Schaden gekommen. Helmar, jetzt in ſein Schickſal gefaßt, griff ſelbſt mit an, ihn auf den Wagen zu ſchaffen, und traf, zur Verwunderung der verdutzten Mithelfer, alle Anſtalten, ihn in ſeine Wohnung nach Bergau und unter ärztliche Hülfe zu bringen. Noch an demſelben Abend empfingen den Heimkehrenden öde Gefängnißmauern, vorläufig eines alten Thurmes über dem Stadtthor, der die Dienſte eines Kerkers zu Bergau vertrat.

Diebsgesindel und heimathlos umherstreichendes Volk fand hier eine Schütte Stroh und Zeit zum Nachdenken. —

Einen Schleier über die Verhandlungen und Ereignisse der nächsten Monate!

Der Stadtsecretär lag viele Wochen schwer darnieder, und seine Lage diente nur dazu, eine neue Anklage gegen Helmar zu begründen. Fast unmöglich erschien es, ihn von der Schuld Mariannens zu trennen, zumal man ihr eigenes Zeugniß vergeblich einzuholen suchte. Die Unglückliche war in ihrer schwersten Lebensstunde inzwischen gestorben. Und Helmar's Betragen bei all diesen Verhandlungen schien, wenn immer seine Person Antheil erregte, nicht geeignet, das Urtheil über seine Unschuld zu befestigen. Denn zu stolz, sich als den eigentlich durch Mariannen Verleiteten und Betrogenen zu bekennen, und wieder zu rasch und jugendlich aufbrausend in dem Gefühl, weniger schuldig zu sein, als man annahm, verwirrte er seine Aussagen und gab endlich mehr zu, als er zuzugeben hatte. Das Urtheil über ihn war getheilt. Die Einen hielten dafür, daß diesem „furchtbar gefährlichen" Menschen, der sich dreier Vergehen schuldig gemacht, eine stark zugemessene Strafe ertheilt werden müsse; Andere fühlten tiefes Mitleid und mochten sich von seiner höchsten Strafbarkeit nicht überzeugen. Es ward endlich ein milder Spruch gefällt — ach, er war noch hart

genug! Er entſandte ihn weit fort und hieß ihn die ſchönſten Jahre ſeines Lebens nutzlos und leer zwiſchen Kerkerwänden vertrauern. —

Inzwiſchen ging das Leben ſeinen Gang fort. Der Frühling brachte neue Blüthen und der Herbſt reifte Früchte, eine neue akademiſche Jugend bevölkerte die Univerſitätsſtadt und ſprach im dritten Jahreswechſel nicht mehr von dem einen Ausgeſtoßenen und Vergeſſenen. Aber wie das Leben bei ſcheinbarem Gleichſchritt ſich wechſelnd immer erneute, das Bild der alten Stadt blieb im Ganzen daſſelbe. Die Falken kreiſten und ſchrillten nach wie vor um die Thürme, und Schmerz und Kummer bannte ſich in tiefe Einſamkeit. Auf der Brücke zwiſchen den Thürmen ſtand oft eine Mädchengeſtalt mit blaſſem Antlitz, und blickte, wie in ſich verſtummt, in die Ferne. Der Thürmer hatte mit der Zeit zu kränkeln angefangen, und als es zum fünften Mal Herbſt ward, konnte er den Dienſt nicht mehr verſehen, er fühlte, daß er ſterben werde. Aber er hatte Dem vergeben, durch den ſein Leben gebrochen war. Denn Hilla hatte ihn gelehrt, Helmar's Schuld mit milderen Augen zu betrachten, mehr den Unglücklichen als den Strafbaren in ihm zu ſehen. Durch ihre nie raſtende, liebevolle Vertheidigung war ein vorurtheilsvolles und im Innerſten hart verletztes Gemüth bekehrt worden. Der Thürmer ſtarb in ſeinem Beruf, Hilla beweinte ſchmerzlich ihren Verluſt und verließ

die alte Thurmwohnung, die ihr die längste Zeit ihres Lebens eine Heimath gewesen. Sie stand allein in der Welt, und suchte einen Dienst. Sie war nicht mittellos, denn ihr Pflegevater hatte ihr sein Vermögen vermacht, allein sie wollte arbeiten, ihr Leben nicht zwecklos verbringen. Und sie dachte der Zukunft, wo sie das Erbtheil einem Andern, der es dann nöthiger haben würde, abzutreten hoffte. Vorläufig fand sie ein Unterkommen und liebevolle Aufnahme in der Familie des Cantors und Organisten der Kirche. Hier war man ihr seit lange sehr zugethan, zumal die Familie in naher Verwandtschaft mit Franz Rüdiger stand.

Denn dieser Freund war auch noch da. Als einst das Gerücht nach der Stadt drang, Helmar sei zurückgekehrt und befinde sich, neuer Schuld angeklagt, im Gefängniß zu Bergau, wußte Franz als erster zu ihm zu dringen und ihn mit Freundesarmen zu umfangen. Auch Hilla scheute den Weg nicht. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen bei der Aussicht, Den jetzt als Verbrecher und in Kerkermauern wiederzusehen, der einst das Jugendideal des kleinen Mädchens gewesen, der auch der erwachsenden Jungfrau im Stillen theurer als die Welt geblieben. Aber sie gebot ihrem Herzen Kraft und Stärke, er bedurfte jetzt der Liebe, der ruhigen, starken Liebe, des schwesterlichen Trostes. Sie wußte, seit jener Gewitterstunde im Thurme, seit

jenem Auftritt, deſſen Zeuge ſie wider Willen geworden, daß ſie nur Helmar's Schweſter ſein dürfe. Sie kämpfte ſchweigend, ſie wußte zu entſchuldigen, und verbannte jeden Glauben an ihres Bruders verbrecheriſche Abſichten. Daß Franz darin mit ihr unverbrüchlich übereinſtimmte, machte dieſen ihr um ſo werther. So ſchritt ſie gefaßt und muthig mit ihm nach Bergau und trat zugleich mit ihm in Helmar's Gefängniß. „Was auch kommen möge, ich werde ewig Deine treue Schweſter ſein!“ ſo hatte ſie geſagt, und ſo mit ſtiller Größe ihn thränenlos zuletzt umarmt. Und Helmar, nachdem der Schmerz in furchtbarem Anfall ſich in ihm ausgetobt hatte, umſchlang Hilla's zarte Geſtalt und mit dem andern Arme den Freund, und ſagte: „Ihr Beide ſeid einig geblieben in der Liebe zu mir, bleibet nun vereinigt und bewahrt mir in euren Herzen Vergebung und Liebe, wie bisher! Es wird mein Troſt ſein in langen Jahren!“

Und ſo blieben Hilla und Franz in treuer Freundſchaft vereinigt. Ihren Bund hatte der Schmerz begründet, zwiſchen ihnen ſtand die Sorge um einen Unglücklichen, die ihren Verkehr dem Ernſt weihte. Franz verließ die Stadt, aber ſeine Briefe fanden den Weg nach den alten Thürmen, und Hilla ſäumte nicht, ſie zu entgegnen. Zu genau kannte er ihr Gemüth, als daß er zu früh gewagt hätte, mit eigenen Hoffnungen und Lebenswünſchen in ſie zu dringen. Er

vertraute ſeiner Zuverſicht und der Vieles heilenden Zeit. — Franz hatte eine Landpfarre erhalten und konnte ſich den eigenen Herd gründen. Er ſchwankte, ob er Hilla jetzt ſeine Hand bieten ſollte, denn es war die Zeit, da der Thürmer kränkelnd ihrer Pflege bedurfte. Einige Monate darauf ſtarb der Alte, und Hilla nahm Wohnung in der Familie des Cantors der Marienkirche. Was lag näher, als daß der junge Landprediger jetzt mit ſeinen Wünſchen hervortrat? Er that es und ſuchte Hilla's Bedenken zu bekämpfen. Denn das Mädchen dachte der Zeit entgegen — ſie lag noch in weiter Ferne — da die Gefängnißpforten ſich öffnen und ernſte Pflichten ſie für den Bruder aufrufen würden. Allein Franz kannte Helmar's Pläne, denn er war mit ihm, ſoweit dies geſtattet, in Verbindung geblieben, und theilte ſie Hilla mit. So reichte ſie ihm die Hand, und der nächſte Sommer ſah ſie als Frau Pfarrerin in ihrem eigenen Hausweſen.

Glückliche Jahre vergingen den jungen Eheleuten. Stand auch ein Schatten zwiſchen ihnen, es war ein immer geliebter Schatten, und keine Reue trübte ihr herzliches Einverſtändniß. Dann trat ein Wechſel in ihr einfaches Leben. Franz wurde als Pfarrer in die Univerſitätsſtadt berufen. So waren ſie den Stätten ihrer Jugend wieder näher gerückt und ſahen oft zu den alten Warten hinauf, wo jetzt ein anderer Thürmer hauſte. Nicht vergeſſen hatten ſie, daß die Zeit

gekommen, wo Helmar ſeiner Freiheit wiedergegeben werden ſollte. Sie waren bereit, ihn mit offenen Armen zu empfangen. Da erhielten ſie einen Brief von ihm. Er war bereits frei, aber auch ſchon weit weg, er wollte keine Heimkehr, wünſchte ein Wiederſehen zu vermeiden. Die Zeit hatte ihn zum Mann gereift, aber ſein Weſen war in der Einſamkeit, in ſchwerer Entſagung, im Druck der Bande, im innern Kampfe ein anderes geworden, und nun ſchwamm er auf den Wellen einer fremden Welt entgegen.

Franz Rüdiger's Haus füllte ſich, Buben und Mädchen wuchſen heran, und Hilla's älteſtes Töchterchen war in holder Schönheit zur Jungfrau erblüht. Die kleine, jetzt ſiebenzehnjährige Anna wußte, daß ihre Mutter die längſte Zeit ihrer Jugend auf den Thürmen verlebt hatte, von den ſonſtigen Geſchicken, die ſich da oben einſt angeſponnen, wußte ſie wenig, und doch genug, um zu der Wohnung da oben durch einen gewiſſen ahnungsvoll geheimen Zauber gezogen zu werden. Denn zuweilen fiel von den Lippen der Eltern ein Wort über einen lange entfernten Vetter oder Freund, der auch da oben gewohnt, den ſie ſehr liebten, der aber gar nicht mehr ſchreibe, wie es ihm gehe und wo er geblieben. Anna hatte ſich mit der Zeit die Erlaubniß zu einem Beſuch der neuen Thurmbewohner zu erſchmeicheln gewußt, und war ſeitdem öfter ein willkommener Gaſt bei ihnen geweſen. Die kinderloſen Leute (der Thür-

mer aus Bergau hatte es doch nicht durchſetzen können, den Poſten für ſeine Familie zu erhalten) empfingen ſie ſtets, wie man einen hellen Sonnenſchein nach langer Nebeldämmerung begrüßt, denn ſie fühlten ſich nicht behaglich auf ihrer Höhe, und klagten viel über die Einſamkeit und die Beſchwerden ihrer Lage. Für das junge Mädchen aber gab es nichts Anziehenderes, als dieſe Warte mit dem weiten Ausblick in die Ferne, dieſe engen Gemächer mit kleinen Familienüberlieferungen, die ihr die Räume heimiſch machten, und ſo wollte Anna nicht begreifen, wie man ſich hier nicht recht romantiſch wohl fühlen könne. Ein paarmal hatte ſie bereits ein Buch in der Taſche mit herauf gebracht und auf der Galerie, zwiſchen Leſen, Träumen und Umſchauen, ſo recht herzerquickend ein Stündchen durchgekoſtet. Das erſte Mal freilich wurde ſie arg erſchreckt. Ein großer Vogel kam plötzlich angeflogen, ſetzte ſich auf das Geländer und ſchlug mit Geſchrei die Flügel. Angſtvoll lief ſie davon. Aber die Mutter erzählte ihr, daß der Falke vielleicht ein alter Bekannter von ihr ſelbſt ſei, Alarich genannt, dabei in früheren Zeiten ziemlich zahm, und berichtete dem Kinde in allgemeinen Zügen, wie der Vogel einſt zum Hausgenoſſen der Thürmer geworden. Anna war durch dieſe Erzählung ſehr romantiſch angeregt und fürchtete ſich das nächſte Mal nicht mehr vor Alarich. Es kam ihr vor, als ob er ſie wiedererkenne, und ſie ſprach zu ihm und

forderte ihn auf, ihr etwas von der Vergangenheit und von Onkel Helmar zu erzählen. Auch den jüngeren Brüdern wurde Alarich bald ein anziehendes Geschöpf, welches sie zuweilen zum Besuche hinauflockte.

Es war an einem sonnigen Spätherbstnachmittag, als Anna mit zweien ihrer Brüder den Thurm bestieg, um der Aussicht Lebewohl für den Winter zu sagen. Schon von ferne vernahmen sie des Vogels Geschrei und Menschenstimmen auf der Galerie, und stutzten, als sie durch das Gemach auf die Galerie traten. Ein fremder junger Mann stand draußen und war bemüht, mit Hülfe des Thürmers den Vogel sich vom Leibe zu halten, der durchaus danach strebte, auf seiner Schulter Platz zu nehmen. Alarich! Alarich! riefen die Knaben zugleich mit Anna. Der Falke vernahm den Ruf, schien Anna zu erkennen und setzte sich auf das Geländer, bald sie, bald den jungen Fremden scharf anblickend. Anna erröthete, sie hatte keinen Besuch hier erwartet, während der junge Mann, überrascht durch den Anblick der reizenden Mädchengestalt, sich halb verlegen verneigte. Zwischen ihnen auf der Brücke saß der Vogel. Plötzlich stieß er einen gellenden Pfiff aus, schwang sich mit lautem Flügelschlag empor, und begann in bald weiten, bald engeren Ringen um die Thürme zu kreisen.

Der Fremde begann ein Gespräch und gab sich als einen Schweizer zu erkennen, der erst seit heut Mittag in der Stadt Aufenthalt genommen. Er sprach das

Deutsche zwar geläufig, aber mit französischem Accent. — Anna ging in das Gemach der Thürmersfrau, die Knaben blieben draußen bei dem Fremden. Sie wurden in der Unterhaltung bald gute Freunde, sagten ihm ihre Namen und wer ihr Vater wäre. „Und wie heißest Du?“ fragte der Jüngere.

„Henry Duval. Kannst Du den Namen behalten?“

Anna trat eben wieder heraus. „Somit stelle ich mich auch Ihnen vor, mein Fräulein!“ fuhr er fort. „Ich glaube Ihnen sogar verpflichtet zu sein, denn durch Ihr Dazwischentreten wurden meine Augen von den Schnabel jenes Raubvogels verschont.“

„Er ist sonst ziemlich zahm und gutgeartet,“ entgegnete Anna lächelnd. „Sie müßten ihn denn gereizt haben?“

„Es scheint, meine Gegenwart genügte dazu. Denn kaum war ich herausgetreten, als er wie besessen auf mich zuflog. Sie scheinen in seiner Gunst zu stehen?“

„Ich habe mich nur an ihn gewöhnt. Mein Onkel Helmar hat ihn einst aufgezogen.“

Der Fremde sah sie gedankenvoll an, sie mußte die Augen niederschlagen. „Kommt, wir müssen nach Hause!“ rief sie ihren Brüdern. Der junge Mann schloß sich ihnen an. Als sie unten waren begann der jüngere Knabe: „Henry Duval, bleibst Du lange hier?“

„Vielleicht.“

„Besuch uns doch 'mal! Wir wohnen gleich da.“

Der Fremde blickte Anna fragend an. Sie verneigte sich leicht und schritt ohne Antwort nach Hause, um der Mutter das merkwürdige Abenteuer mitzutheilen. Beide Eltern hörten überrascht zu, schienen bald ernst, bald freudig bewegt, und sprachen, nachdem die Kinder gute Nacht gesagt, noch lange allein zusammen. — Auch Anna blieb noch eine Weile wach. Die unverhoffte Bekanntschaft war nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Der Fremde war ein schlanker junger Mann von sehr angenehmer Erscheinung und hatte für seine Jugend eine große Gewandtheit und Leichtigkeit der Formen. Er sah blühend aus und hatte dunkelbraune Augen. Anna erschrak fast, daß sie das Alles so genau wußte, sie hatte ihn doch nur wenig angesehen. Und daß sie solch ein Abenteuer gerade auf dem Thurm erleben mußte! Ob denn der Fremde wohl die Keckheit haben werde, der Einladung ihres kleinen Bruders zu folgen? Eigentlich wäre es doch unerhört! Käme er aber nicht — ei, die Einladung war doch immer in aller Form, und etwas Unschickliches nicht dabei zu entdecken. Die Eltern schienen auch nichts dagegen zu haben, und hatten sich so überrascht und vieldeutig angesehen. Ach, es gab doch recht viel Räthselhaftes in der Welt! Ueber diesen ahnungsvollen Gedanken schlief Anna getrost ein.

Tags darauf ließ sich Henry Duval wirklich bei dem Pfarrherrn melden. Hätte Anna den Empfang an-

geſehen, ſie würde ſich noch viel mehr verwundert haben. Denn der Vater kam ihm, wie einem alten Bekannten, mit herzlichem Händedruck entgegen, und der Gaſt entſchuldigte ſich, daß ſein erſter Gang geſtern nicht gleich zum Pfarrhauſe geweſen. Er habe einige Stätten, von welchen man ihm früh erzählt, erſt allein betrachten wollen. Auch Frau Hilla trat herein und zerdrückte lächelnd eine Thräne, als der Gaſt ihre Hand reſpectvoll an die Lippen führte. Ja, ja, ſie waren wirklich alte Bekannte, wenn ſie ſich auch heute zum erſten Male ſahen. Denn ſeit er ſchreiben gelernt, hatte er mit dem Pfarrer und deſſen Gattin, als ſeinen nächſten Angehörigen, fleißig correſpondirt. Er wußte, daß ſeine Mutter bei ſeiner Geburt geſtorben war, und als er herangewachſen, erfuhr er durch Franz Rüdiger auch das traurige Schickſal ſeines Vaters. Henry Duval war nicht ohne Liebe und mütterliche Sorgfalt auferzogen. Es bedurfte kaum der Hülfeleiſtung der entfernten Freunde, denn Madame Duval nahm ſich ſeiner wie eines eigenen Kindes an, adoptirte ihn, gab ihm ihren Namen und vermachte ihm das Ihrige, als ſie vor einem Jahre ſtarb. Henry hatte ſtudirt, eine Zeitlang in Paris, dann in Deutſchland. Er reiſte nun umher, um ſich die berühmteſten mediciniſchen Inſtitute näher anzuſehen, und ſich dann irgendwo als Arzt und Lehrer ſeiner Wiſſenſchaft niederzulaſſen. Auch in unſerer alten Univerſitätsſtadt gab es für ſeine Pläne

Mancherlei zu lernen, und der Pfarrer hörte mit Vergnügen, daß der Gast wohl einen längeren Aufenthalt hier nehmen werde. Mit Rührung blickten die Gatten auf den ſtattlichen jungen Mann, in deſſen Zügen ſie eine doppelte Aehnlichkeit im Innerſten ergriff.

Anna erröthete, als ſie hörte, daß die Eltern Herrn Duval gleich zu Tiſch eingeladen hatten, und gar bei Tiſch mußte ſie erſtaunen über die Vertraulichkeit, mit der der Vater ihn bereits behandelte. Nachmittags ſtand er mit den Brüdern ſchon ſo cordial, daß ſie ihn im Garten umherjagten, und Abends — war ſie ſehr ärgerlich über ihn, denn er nannte ſie ohne allen Reſpect „petite chère amie,“ und das wollte ſie ſich nicht bieten laſſen. Was war das überhaupt für ein Benehmen? Und die Eltern, die doch ſonſt mit einiger Strenge über den Ton des Pfarrhauſes wachten, ließen den wildfremden Menſchen mit den Kindern ſchalten wie nichts Guts! Wie hatte ſie nur nicht gleich bei der erſten Bekanntſchaft merken können, daß dieſer Fremde eigentlich ein ganz widerwärtiger Menſch ſei?

Er kam ſogar den nächſten Tag wieder, und dann faſt jeden Tag, und war unverſchämt genug, ſich zu entſchuldigen, wenn er einmal einen Tag ausgeblieben. Allein dabei hatte Henry Duval zugleich eine merkwürdige Begabung, Anna's Groll zu Zeiten zu zerſtreuen, ſo daß ſie, ehe ſie ſich's verſah, in der heiterſten Unterhaltung mit ihm ſaß. So gewöhnte ſie ſich an ihn.

In der Gesellschaft machte der junge Schweizer geradezu Furore, und Anna bekam immer etwas Herzklopfen, wenn ihre Freundinnen angelegentlich über ihn sprachen, ihn den elegantesten Tänzer nannten und seine angenehmen Manieren vor denen aller andern jungen Männer priesen. Anna kostete in diesem Winter zum ersten Mal die Freuden einer lebhafteren Geselligkeit, und da Henry Duval überall war, und überdieß noch fast täglich in ihrem Hause, so wurde es wirklich der angenehmste Winter, den sie in ihrem Leben durchgenossen hatte. Endlich ging der Februar zu Ende und im Pfarrhause wurde den geräuschvolleren Freuden Stillstand geboten.

Eines Abends saß der Pastor Rüdiger noch spät bei seiner Studirlampe, als ein Besuch gemeldet wurde. Es war nicht mehr die Stunde, wo man Besuche zu empfangen pflegt, doch konnte der Unbekannte seiner Seelsorge bedürftig sein, und so hieß ihn der Pfarrer eintreten. Ein Mann im Mantel trat in das dämmerig erhellte Zimmer. „Guten Abend, Franz!“ sagte er in gedämpftem Ton. Es war eine bekannte Stimme, Rüdiger fühlte sich innerlich ergriffen und traute doch seinem Gehör nicht ganz. Er nahm die Lampe vom Arbeitstisch und leuchtete dem Fremden in's Gesicht. Es war ein ernst gefurchtes Antlitz, von halb ergrautem Bart umgeben. „So wirst Du mich nicht erkennen, wenn Du mich überhaupt erkennen willst,“ sagte der

Fremde. „Unſere alten Erinnerungen muß ich ſprechen laſſen, nicht meine Geſichtszüge!“ — „Helmar, mein alter Freund!“ rief Rüdiger, indem er den Fremden freudig umarmte. Sprachlos hielten ſie ſich lange umſchlungen, ſtumm ſchüttelten ſie ſich die Hände, es war zu viel zu ſagen, als daß ſie ſchon hätten die Rede tauſchen können. Endlich ſaßen ſie Hand in Hand neben einander, prüften gegenſeitig ihre Züge und die Veränderung, welche die Zeit über ſie gebracht hatte. „Franz!“ begann Helmar, „biſt Du zufrieden, biſt Du glücklich?“

„Ich bin's!“ rief Franz. „Gott hat mir mehr gegeben, als ich verdiene. Und was mir fehlte, bringſt Du mir heut hinzu!“

Helmar's Antlitz war ſehr ernſt. „Weißt Du ſo ſicher,“ begann er nach kurzer Pauſe, „daß ich Dir Gutes bringe? Brachte ich Dir das jemals? Bracht' ich's irgend Jemand, den ich liebte? Doch vor Allem die Verſicherung, daß ich nicht als Bettler komme.“

„Glaubſt Du, daß ich das gefürchtet?“

„Dein Empfang ſagte nichts von ſolcher Furcht, und hätte ich Mißtrauen, wär' ich nicht zuerſt zu Dir gekommen. Ich kam vor einer halben Stunde hier an, mag Niemand ſehen als Dich —“

„Und Hilla? Meinſt Du ſie zu vermeiden?“

„Nein. Ich will ſie ſehen. Aber laß uns erſt unter uns reden. Ich ſuche durch Deine Vermittlung

Jemand, den Du beſſer kennſt als ich. Haſt Du Zeit, meine Geſchichte anzuhören?“

Rüdiger bejahte, und Helmar fuhr fort: „Erwarte keine ausführlichen Mittheilungen oder gar Herzensergießungen über mein ſonderbar verkettetes Geſchick. Betrachtende Dialoge habe ich mich gewöhnt, nur noch mit mir allein zu führen. Kurz denn, als ich vor fünfzehn Jahren das Gefängniß verließ, mochte ich Niemand wiederſehen, den ich einſt gekannt. Ich kam ärmer heraus, als ich geweſen, denn zehn Jahre waren mir genommen worden, und was ſie mir dafür gebracht, damit wollt' ich Keinem unter die Augen treten. Ich war ein Verfehmter, ich konnte keine meiner Verpflichtungen gegen die Welt, das Leben, nicht einmal gegen mich abſelbſt tragen. So ging ich fort mit dem feſten Willen, alle Kraft daran zu ſetzen, wenigſtens äußerlich wieder herzuſtellen, was innerlich neu aufzubauen eine Unmöglichkeit war. Die Menſchen waren mir im ganzen verächtlich geworden, und doch drängte es mich, ſie jetzt meiner Energie zu unterwerfen, mir ihren Reſpect zu erzwingen. Das ging da, wo man mich nicht kannte, hier bei euch wäre es mir wohl niemals gelungen. Je älter die Culturſtätte, deſto unbeſiegbarer die Vorurtheile. Man muß den Leuten wie ein Wunder kommen, ſie verblüffen und gleichgültig gegen ſie bleiben, dann ſtaunen ſie und kriegen Reſpect. Das wollt ich, und daß ich bis dahin viel zu thun

hatte, wußte ich. Weit draußen in Indien fand ich zu ſchaffen, und gewann im Lauf der Jahre mehr als ich brauchte. Aber ich brauchte auch mehr, als für mich ſelbſt ausreichte, ich mußte viel aufſpeichern, wenn ich zu meinen alten Verpflichtungen heimkehren wollte, denn ich wußte, daß ein Sohn von mir lebte. Als ich fortging aus Europa, mocht ich auch ihn nicht ſehen. Ich konnte nichts für ihn thun. Nachher ſchrieb ich ein paarmal an einen Banquier in der franzöſiſchen Schweiz; ich weiß, daß meine Sendungen an die richtige Adreſſe gelangt ſind. Endlich glaubte ich genug zu haben. Mein Sohn war mehr als genügend verſorgt für eure hieſigen Verhältniſſe, wenn ich ihn noch am Leben fand, wenn er geworden —"

Helmar vollendete ſeinen Satz nicht und ſtrich ſich mit der Hand über die hohe Stirn. „Ich machte mich auf nach Europa," fuhr er fort. „In der Schweiz fand ich ihn nicht mehr, doch erfuhr ich von ihm und verfolgte ſeine Spur bis hierher. Ich weiß, daß er in Dir ſeit ſeiner Kindheit geiſtig einen Vater gefunden. Was hältſt Du von ihm?"

„Er iſt der hoffnungsvollſte, trefflichſte Jüngling," rief Rüdiger; „meinem Hauſe nahe verbunden. Du wirſt Freude an ihm erleben!"

Es ging wie ein leiſer Strahl von Beruhigung durch Helmar's Züge, und doch verfinſterten ſie ſich plötzlich wieder: „Die Hoffnungen auf Trefflichkeit,

welche die Jugend giebt, ſind trügeriſch," ſagte er. „Es giebt keine dauerhafte Tugend, und nur von einem Augenblick der Leidenſchaft hängt es ab, ob nicht ein Fluch hinter einem ganzen Leben voll zerbrochener Hoffnungen herjagt."

„Lieber Freund," entgegnete der Pfarrer, „ich will dieſe finſtere Lebensweisheit Deinen eigenen Erfahrungen zu gute halten — billigen kann ich ſie nicht. Du wirſt Deinen Sohn kennen lernen —"

„Ich kann Unrecht haben," unterbrach ihn Helmar. „Ich betrachte Dich und Dein Leben, und ich ſehe, daß ich Unrecht habe. Der junge Menſch iſt Dir nah verbunden, und Du biſt mit ihm zufrieden —"

Rüdiger erhob ſich ſchnell. „Du ſollſt ihn heute noch ſehen!" rief er. „Ich ſchicke nach ihm!"

„Nicht doch!" ſagte Helmar gelaſſen, indem er den Freund bei der Hand nahm und zurückzog. „Was bin ich ihm? Ein Fremder. Werde ich verlangen, daß er ſich eines Menſchen freuen ſoll, für den er keine Empfindungen hegen kann? Was ich bei dem Knaben zu beanſpruchen hätte, gehört von rechtswegen Dir, ich mache keinen Anſpruch, etwas von ihm zu empfangen, was er zu leiſten nicht fähig iſt."

„Und Du haſt nicht das Bedürfniß, ihn zu ſehen? Bringſt ihm keine Liebe mit, für den Du geſchafft und erworben haſt?"

„Sehen will ich ihn. Alles Uebrige wird von ihm

abhängen. Erwarten werde ich nichts für mich. Und wie ich dabei fahre, darauf kommt hier nichts an."

Rüdiger sah einige Augenblicke vor sich hin. Dann begann er: „Dein Gemüth ist verbittert, mein alter Freund, Du siehst die Dinge hart und einseitig an, Du schließest Dich selbst gewaltsam ab vor Aussichten, die Dir Ruhe und Trost geben könnten."

„Du bist Pfarrer des Ortes und hast das Recht, ein verlorenes Schaf wieder in Deine Hürde zu bringen. Ich halte Dich für den bravsten Mann und zugleich für billig und vernünftig genug, Den nicht durch Worte gewinnen zu wollen, der gezwungen worden ist, nur von Erfahrungen Lehre anzunehmen."

„O, fürchte keinen Sermon von dem Pfarrer, wo in erster Reihe der Freund redet! Laß uns denn beim Nächsten stehen bleiben! Denkst Du in der Stadt zu verweilen?"

„So dacht ich, und da ich hier bin, scheint es mir unmöglich."

„Du wirst Dich finden. Mein Haus ist bereit, Dich zu empfangen und festzuhalten. Sieh es als Deinen Aufenthalt, als Deine Wohnung an!"

Helmar drückte die dargereichte Hand. „Dein Haus —?" wendete er ein. „Ich werde langsam sein in der Gewöhnung an das Gewöhnliche, wär es auch noch so gut und freundlich. Ich bin zu viel einsam gewesen, bin ein arger Sonderling geworden, und kleine,

glückliche Verhältniſſe ſchrecken mich zurück. Hör' an — da die Frage von mir kommt, wird ſie Dich weniger verwundern; auch die Kirche gehört zu Deinem Hauſe — iſt ein Thurmgemach da oben für mich möglich?"

Der Pfarrer ſah ihn an und ſchüttelte halb lächelnd das Haupt. „Iſt es wirklich Dein Ernſt?"

„Es iſt mein Ernſt. Was war und was iſt, will ſich noch einmal an mir vorübergehen laſſen. Von da oben will ich mir eure Verhältniſſe erſt im ganzen überſchauen und mich prüfen, ob ich mit euch leben kann.

„Viel Gutes erwarte ich davon nicht, lieber Freund!" meinte Rüdiger. „Aber gut. Für Deinen Wunſch kommſt Du zu rechter Zeit. Die letzten Thürmersleute haben es nicht aushalten können und ſind abgezogen. Du kannſt Deine alte Thurmklauſe beziehen. Alarich iſt auch noch da!"

Helmar ſtand auf und griff nach ſeinem Mantel.

„Aber die erſte Nacht wirſt Du doch bei mir zubringen?" rief Franz.

„Es iſt ſpät. Wozu die Unruhe? Die Treppen hinauf kenne ich von Alters her."

„Der Burſche oben hat keine Weiſung, Dich aufzunehmen, er wird nicht bereitwillig ſein."

„Ich werde mir Bereitwilligkeit verſchaffen!"

„Aber es iſt nichts für Deine Bequemlichkeit oben hergerichtet —"

„Gewöhne Dich, das, was ich brauche, nicht nach euren behaglichen Bedürfnissen zu beurtheilen. Gute Nacht!“

Der Pfarrer schüttelte noch einmal den Kopf. „Ich gebe Dir ein paar geschriebene Worte und eine Blendlaterne mit. Oder besser — ich gehe selbst mit hinauf!“

Helmar schien auf die letzten Vorschläge kaum gehört zu haben. In Gedanken blieb er an der Thür stehen. Dann faßte er Rüdiger's Arm. „Verkenne mich nicht, daß ich die vornehmste Frage noch nicht gethan, die ich doch auf den Lippen trug, als ich die Schwelle Deines Hauses betrat. Was macht Hilla? Denkt sie mein? Wo ist sie?“

„Hier, mein Bruder, hier!“ rief es unter schwer unterdrücktem Weinen aus dem Dunkel der gegenüberliegenden Thür. Helmar und Hilla lagen einander schluchzend in den Armen. — Erst bei Tagesanbruch stieg der Fremde zu seiner alten Thurmklause hinauf.

Schon am nächsten Tage machte die kleine Anna die Beobachtung, daß Vater und Mutter in bewegter, aber glücklicher Stimmung waren. Dies steigerte sich von Tag zu Tage, die Eltern mußten eine hohe Freude, ein reiches Glück erfahren haben, es ging wie ein neuer Sonnenschein durch das Pfarrhaus. Und doch war es noch nicht Frühling! — Allein Anna beobachtete noch mehr. Mancherlei Geräthschaften wurden noch spät Abends, aus dem Hause getragen, und zwar durch Martin, den Burschen auf dem Thurme, welcher jetzt

die Glöcknerdienſte verſah. Und Martin kam jeden Morgen und Abend, und hatte immer heimlich mit den Eltern zu ſprechen. Immer mehr Erſtaunliches drängte ſich der Beobachtung des jungen Mädchens auf. Abends wenn die Kinder und endlich auch ſie ſelbſt zur Ruhe geſchickt waren, pflegte noch ein ſpäter Beſuch zu kommen. Einmal, als Anna mit dem Licht die Treppe hinabkam, um den Vater nach etwas Vergeſſenem zu fragen, ſah ſie, wie dieſer ſelbſt die Hausthür öffnete und einen Mann im Mantel hereinließ. Sie erſchrak und wollte umkehren, allein der Vater rief ſie zurück und führte ſie auf den Fremden zu mit den Worten: „Das iſt meine Tochter!“ Der Unbekannte ſah ſie prüfend und mit Rührung an, legte ſeine Hand leiſe auf ihr Haupt und ſchritt darauf ſchnell in des Vaters Studirzimmer. Nicht lange währte es, ſo kam ein noch ſonderbarerer Abend. Anna hörte, wie das übliche leiſe Pochen an des Vaters Fenſterladen erklang. Sie ſprang an's Fenſter, öffnete es halb und blickte verſtohlen hinunter. Aber, erſtaunlich — da ſtand eine andere Geſtalt, und zwar Niemand anders, als Henry Duval! Der durfte ja doch bei Tage kommen, warum ſchlich er denn Nachts heimlich in's Haus? Und nicht lange währte es, ſo wurde zum zweiten Mal gepocht, und nun wurde auch dem Fremden geöffnet. Anna gerieth in einige Aufregung. An Schlafen war nicht zu denken, ſtundenlang ſaß ſie in ihrem Stübchen,

lauschend auf jeden Ton, der von unten oder von draußen zu ihrem Gehör drang. Mitternacht war längst vorüber, da ging die Hausthür, und zwei Männer traten heraus. Es war Henry Duval und der räthselhafte Fremde. Sie gingen quer über den Markt auf die Thurmpforte zu. Hier verabschiedete sich Henry Duval, während sein Begleiter die Pforte aufschloß und darin verschwand. — Soviel stand fest, der Thurm hatte einen neuen Bewohner erhalten, aber Anna's Köpfchen strengte sich vergeblich an, Näheres über seine Person zu ermitteln. Und was, vor allen Dingen, hatte Henry Duval mit dem Geheimniß zu thun? — Der junge Mann kam nach wie vor fast täglich in's Haus, aber auch mit ihm schien eine Veränderung vorgegangen. Er war ernster, fast feierlich; er näherte sich Anna zuweilen mit einem Wesen, und sah sie mit so herzlichem Ausdruck an, daß ihr vor Herzklopfen fast der Athem verging und sie ihm am liebsten davongelaufen wäre. — Endlich konnte sie die Last dieser räthselhaften Erscheinungen nicht länger ertragen, und so warf sie sich der Mutter an die Brust und bat mit ausbrechenden Thränen, sie nicht länger als ein Kind zu behandeln, ihr mitzutheilen, was im Hause vorgehe.

Die Mutter drückte einen Kuß auf ihre Stirn und sah einen Augenblick überlegend und leise lächelnd über ihre Tochter hinweg. Wie Frau Hilla so dastand mit den klaren Augen, der noch vollen Locke, die, ein wenig

ergraut, ſich rechts und links an ihre Wange legte, eine ſchlanke, vornehme Geſtalt — Frau Hilla ſah noch ſehr ſchön aus, und der Ausdruck liebevoller Mütterlichkeit konnte ihr Weſen nur noch erhöhen. „Es ſei, mein liebes Kind!“ begann ſie. „Du würdeſt es doch bald erfahren, was uns ſo unausſprechlich glücklich macht. Der Fremde oben im Thurm iſt Onkel Helmar und zugleich Henry Duval's Vater. Er iſt in der Fremde etwas menſchenſcheu geworden, denn er hat viel Trauriges erlebt, und darum wünſcht er vorläufig noch da oben verborgen zu bleiben, um ſich mit der Zeit an den Verkehr mit uns und Andern zu gewöhnen. Ich hoffe, wir ſind nicht weit davon, ihn in unſerm Familienkreiſe als den Unſrigen zu begrüßen.“

Dieſe Mittheilung wirkte wie ein erlöſendes Zauberwort auf Anna's Herz. Henry's Vater und zugleich Onkel Helmar, der unbekannte, vielerwähnte und durch das Geheimniß, das ihn umgab, ſo anziehende Mann! Es drängte ſie, ihrer Freude irgend einen Ausdruck zu geben, ſie hätte dem Einſiedler da oben gar zu gern heimlich gezeigt, wie auch ſie ihn bereits ſo herzlich lieb habe. Es blühten ſchon die erſten Veilchen, und die Weiden trugen ſammetne Knospen, Oſtern war vor der Thür. Raſch pflückte Anna einen Strauß und drang ihn haſtig dem Glöcknerburſchen auf, der eben das Haus verlaſſen wollte. Er ſolle den Strauß oben auf den Tiſch ſtellen, dem Fremden

aber um Gotteswillen nicht verrathen, woher die Gabe komme! Das geschah am Morgen des Gründonnerstags.

Es war derselbe Gründonnerstag, dessen Frühlingswehen durch die Fenster unsers Klausners auf dem Thurm spielte, wie der Eingang dieser Geschichte schilderte. Aber in Helmar's Gemüth hatte keine Osterstimmung, keine völlige Beruhigung kommen wollen. Er sah, daß man Alles that, ihn dem Leben wieder zu geben, er fühlte die Liebe der Seinen, und doch stand in hartem Gegensatz dazu die Empfindung, daß er sich dieser Liebe nicht werth gemacht, daß er unfähig sei, dauernd ein Glied ihres Kreises zu sein. Zu sehr hatte sein Wesen sich seit fünfundzwanzig Jahren in schroffe Gegensätze hineingelebt und noch mehr hineingedacht, er wußte sich einen Sonderling, der in die Formen des gewöhnlichen Lebens kaum mehr hineinpaßte; er glaubte an kein inneres Glück mehr für sich selbst, und verlangte keines mehr. Er sah in fremder Liebe mehr Schonung, als wahre Empfindung, und er, der ein halbes Leben lang so Vielem getrotzt hatte, wollte nichts von weichlicher Sorge wissen, mit der man die gestählte Energie seines Charakters zu schmelzen suchte. Einen bittern Kampf hatte er heute durchgekämpft, nun glaubte er entschieden zu sein. Und als es Abend war und er von der Galerie hinabsah auf das Haus mit den heute so hellen Fenstern, und dann hinaufblickte zu den Sternen, die rein und klar dem hohen Feiertag voraus-

gingen, da rief er: „Lebt wohl!“ Er schrieb wenige Worte auf ein Blatt, nahm den Mantel um und stieg die Treppen hinunter.

Kaum hatte er den Fuß aus der Thurmpforte gesetzt, als er Jemand hastig auf sich zuschreiten sah. „Helmar!“ rief Franz Rüdiger, „Du kommst von selbst? Ich bin unterwegs, Dich in mein Haus und heute auch zu meiner Familie zu holen. Komm nur! Feiere mit uns eine reine, freudig festliche Stunde!“

„Nein, mein alter Freund!“ entgegnete Helmar, „ich wollte nicht zu euch, ich war im Begriff, euch heimlich durchzugehen. Aber ich sehe, ich sollte nicht ohne Abschied scheiden. Ich habe eingesehen, ich kann euch nichts sein, und so kann ich nicht mit euch leben. Grüße Hilla und lebe wohl!“

Aber der Pfarrer hielt ihn fest. „Nein, Helmar, in dieser Stunde wirst Du uns nicht verlassen! Die Kinder haben ein Recht auf Dich, sie dürfen Dich zu ihrem Glücke verlangen. Denn wisse, Henry und Anna wollen ein Paar sein, und Hilla und ich haben unsern Segen gegeben!“ Franz hörte nicht auf, in ihn zu dringen. Er beschwor ihn bei ihrer alten Liebe und Freundschaft, er rief ihm die Pflicht gegen sich selbst in's Gewissen, er sprach ernst und männlich zu ihm und ließ doch alle Töne der Herzlichkeit aus dem Gemüth anklingen. Und aus der kämpfenden Brust Helmar's hob sich plötzlich ein tiefer Seufzer, aber nicht

wie ein Seufzer des Schmerzes, es war wie ein Aufathmen der Erlösung. In der Stunde, da er schroff sich selbst die bitterste Gewalt anzuthun dachte, durch einen Bruch mit den Seinen, in derselben Stunde war der Widerstand durch die Kraft der Liebe in ihm gebrochen, und nun auch mit Gewalt schütterte es durch sein ganzes Wesen, daß er mit hervorstürzenden Thränen den Freund an's Herz preßte. „Du hast gesiegt!“ schluchzte er, „ich gebe mich überwunden!“ Und von den Sternen droben wehte es in belebendem Frühlingsodem, es klang durch die Luft wie Orgelton und Feierpsalmen: Hosiannah! Hosiannah! Ehre sei Gott in der Höhe! Hosiannah!“ Arm in Arm schritten die Freunde in das Haus, das ihrer liebevoll harrte. —

Noch lange lebte auf seinem wohlbestellten Gute im nördlichen Deutschland ein ernster Mann, streng, ziemlich abgeschlossen von der Welt und einsiedlerisch. Man wußte wenig von dem Sonderling, der nur seinen landwirthschaftlichen Geschäften und im Winter den Büchern und Studien in seiner reichbestellten Bibliothek lebte. Aber im Sommer führte er eine schöne junge Frau, seine Schwiegertochter, am Arm durch die Anlagen seines Gartens, umspielt von einem Geschlecht frischblühender Buben und Mädchen. Wer ihn in solchen Zeiten sah, der wunderte sich, wie voll Herzensgüte und Milde der sonst so strenge Mann sein konnte.

Das Paradies.

Es war eine Wohnung mitten in der Stadt, an ſtaubiger, geräuſchvoller Straße, die Mittagsſonne hatte glühend bis um die vierte Stunde auf die verhängten Fenſter gebrannt. Die Hausfrau zog jetzt die Vorhänge zurück und öffnete ein Fenſter, während ihre Tochter die Kaffeetaſſen auf dem Tiſche ordnete. Aber es drang keine Kühlung in's Zimmer, denn ſchwüler nur lag draußen die Julihitze über den Steinmaſſen der großen Stadt. „Es will kein Gewitter kommen!“ ſagte die Mutter. „Der Himmel ſteht unbewölkt, und nur von Dunſt und Staub des Sommertages getrübt über den Dächern. Ein paar Regentage wären recht willkommen!“ — Auch Eugenie, die Tochter, trat zum Fenſter, und wandte ihr anmuthiges Geſicht nach der Straße. Da ſie aber nichts erblickte, was Intereſſe für ſie hatte, nahm ſie ihre Näharbeit zur Hand und ſetzte ſich mit einem leiſen Seufzer an ihren Fenſterplatz. Aus dieſem Seufzer klang es, als ob ihr eigent-

lich noch andere Erscheinungen, als ein paar Regentage willkommen wären. Das Alltagsleben des Sommers war so eintönig, ein Spaziergang in's Freie nur mit langen Wegen durch Straßentumult und Dunst zu erkaufen, und das Haus mit seinen Geschäften ließ nicht täglich eine solche Erholung zu. Alles reiste in die Bäder, ging in schönere Gegenden, suchte in der Ferne Erquickung und neue Eindrücke. Eugeniens junges Herz hätte auch gern einmal erfahren, wie es in der Sommerzeit draußen in der schönen Weite aussieht, wo es Berge und Thäler giebt. Die heißen Monate in der Stadtwohnung — obgleich Eugenie keine andere Welt kannte, als diese — waren doch recht unerquicklich! Und dennoch fühlten die Frauen sich gerade heut recht frei und feiertäglich. Denn gestern waren die sechs Pensionäre des Hauses abgereist, und es war heut der erste Tag der Schulferien, den auch die Frauen in dem vereinfachten Hausstande auf ihre Weise genossen, denn das große „Reinmachen" der Schülerstuben war vollendet. Freilich blieben immer noch drei junge Herren, Eugeniens jüngere Brüder, zurück, aber die hoffnungsvolle Mannschaft war doch nun von neun auf drei reducirt, und der Tisch umfaßte mit dem Vater — denn der älteste Sohn lebte selbständig für sich — anstatt zwölf, nur sechs Personen. Die Frauen wünschten recht sehr, daß auch der Vater eine Erholungsreise antreten möchte.

Nicht um auch ihn los zu ſein, ſondern um ihn friſcher und gekräftigter wieder zu bekommen. Er war auch feſt dazu entſchloſſen, da aber theilte die Mutter ihrer Tochter mit einiger Bekümmerniß mit, der Vater habe plötzlich die Idee zu einer gelehrten Ferienarbeit gefaßt, und ſie werde nun mit ihrem Dringen auf eine Reiſe von vorn anfangen müſſen, wobei ſie ſich nicht einmal großen Erfolg von ihren Vorſtellungen verſprechen konnte. Denn wenn ihr vortrefflicher Gatte, der Rector Willmers, etwas Neues erfaßte, mochte es ſein was es wollte, ſo war er mit Leib und Seele dabei, und warf ſich mit der ganzen heiteren Genugthuung des Sanguinikers darauf. Er war dann eigentlich ſtets ſehr liebenswürdig, mittheilſam und angenehm für Frau und Tochter, leider aber wußte die Frau Rectorin voraus, daß die gelehrte Arbeit ihres Gatten, wie gewöhnlich, doch nicht zu Stande kommen würde — denn während der neuen kam dann ſicherlich eine noch neuere Idee in die Quere, und wenn dann die dritte, allerneuſte, die früheren über Bord geworfen hatte, dann waren ſicherlich auch die Ferien und die Erholungstage zu Ende. Es ſtand daher in Ausſicht, daß Papa in dieſen vier Wochen zwar ſehr glücklich geſtimmt, vergnügt und nett ſein werde, um dann freilich nur angegriffener und verſtimmter das Schulpräſidium wieder zu übernehmen. Während Mutter und Tochter dies beſprachen, und auf Mittel ſannen,

den Hausherrn mit List oder Gewalt seinen Pensionären hinterdrein und in's Weite zu schicken, trat der Rector in's Zimmer.

Er sah sehr heiter aus, schmunzelte sogar so eigen, daß Frau und Tochter eine Ueberraschung witterten und ihm erwartungsvoll in's Gesicht sahen. — „Nun?" fragte die Hausfrau, und lächelte. „Nun, Papa?" fragte Eugenie, indem sie sich an seinen Arm hängte, und zu ihm hinauf sah. Beide hofften, er werde sagen: Morgen reise ich!

Der Rector aber setzte sich auf das Sopha, zündete eine Cigarre an und nahm einen Schluck aus der ihm von der Gattin gereichten Tasse. Dann begann er: „Daß der verstorbene Fabrikherr Kilian Morbach ein verrückter Mensch war, wissen wir!"

Mutter und Tochter wußten es in der That, nicht aber wußten sie, wo hinaus der Rector mit diesem Anfang steuerte.

Er fuhr fort: „Morbach hat neben seinem Testamente, welches seine Kinder, den Sohn und die Tochter, zu Erben einsetzte, noch ein besonderes Testament beim Gericht deponirt für Diejenigen, die sich auf ein Legat spitzten, oder die er durch ein solches zu überraschen dachte. Erst nach Jahr und Tag sollte es eröffnet werden. Dies ist nun geschehen. Ein Dutzend erwartungsvoller Erbschaftscandidaten ist durch die Bosheit des Verewigten in höchst komischer Weise ent-

täuſcht, andere, die kaum etwas erwartet hatten, ſind ſehr ſonderbar überraſcht worden. Auch ich gehöre zu den Erben, und zwar zu den überraſchten."

Die Augen der Frau Rectorin funkelten einen Moment bei dem Gedanken an Erbſchaft, den frühere Verhältniſſe zu einem nicht undenkbaren machten, und doch ſah ſie ihren Mann ungläubig lächelnd an. „Iſt Dein Erbtheil ſo boshaft oder ſo komiſch," fragte ſie, „daß Du darauf verzichten müßteſt?"

„Wer weiß?" meinte der Rector. „Der Kaufmann P., welcher ein halbes Leben lang dem Erblaſſer um den Bart gegangen iſt, empfängt von ihm eine Anwartſchaft „auf ſeine fernere Freundſchaft im Himmel." Dem jungen Herrn St., ſeinem lüderlichen Vetter, der ſich in den letzten Jahren mit augenſcheinlicher Erbſchleicherei an ihn drängte, vermacht er „eine Anſtellung in der Hölle, da es damit auf Erden doch wohl nichts werden werde." Die Frau Landräthin K. und ihre beiden Töchter, jene Trias mit dem männermordenden Mundwerk, unter dem der Alte viel gelitten, ſieht ſich bedacht durch eine Anweiſung „auf den Ort des ewigen Schweigens." Einige Andere erben von ihm die Hoffnung auf Beſſerung im Fegefeuer. Mein Erbtheil iſt greifbarer. Es liegt in Paradieſe."

Eugenie lachte, die Mutter aber klopfte ihren Mann auf die Schulter und ſagte: „Du biſt in luſtiger

Ferienſtimmung! Sprich deutlicher. Hat er Dir etwas vermacht? Er deutete öfter darauf hin. Wir legten niemals Gewicht darauf, bei ſeinem entſetzlichen Geiz und unzuverläſſigen Charakter. Aber dennoch —?"

„Ich ſage Dir ja, liebe Lotte, unſer Erbtheil liegt im Paradieſe!" fuhr der Rector vergnügt fort. „Es iſt ein wirkliches Grundſtück, ein Bauplatz, wo man ſich, wenn man Geld hat, ein hübſches Haus errichten kann. Vielleicht auch einen Garten — denke Dir, Gemüſebeete, Spargel, Obſtbäume! — d. h. ich für meine Perſon ziehe mir hochſtämmige Roſen! Und dann ein geräumiger Hof mit Ställen, vielleicht für eine Kuh und Schweinchen, Gänſe, Enten, Hühner — übrigens, Lottchen, Deine Hühner dürfen mir nicht in den Garten!"

„Ach, und eine Laube, Papa!" lachte Eugenie in die Hände klatſchend. „Weißt Du, eine Laube von Geißblatt, und davor ein grüner Raſenfleck mit allerlei bunten Blumen!"

„Das verſteht ſich!" fuhr der Vater fort. „Können wir einige alte Linden und Nußbäume auftreiben, ſo nehmen wir ſie auch, und dazu einen See mit Schwänen, und Springbrunnen und ein paar Statuen im Taxusſchatten —"

Jetzt lachte auch die Mutter. „Wenn es nur daran geht Luftſchlöſſer zu bauen, dann überbieten ſich Vater und Tochter! Euer Paradies ſcheint mir wenig Grund und Boden zu haben!"

„Aber ganz realen, wirklichen Grund und Boden, und liegt gar nicht weit von hier! Zum Dank, daß ich seinen Sohn Lebrecht sechs Jahre in meinem Hause gehabt habe, vermacht mir Morbach ein Grundstück im Paradiese. Hier —“ der Rector zog eine Schrift aus der Tasche, ohne sie noch der Gattin zur Einsicht zu geben — „hier ist die Ausfertigung vom Gericht, welches mir meine Erbschaft ankündigt, nebst ganz genauer Angabe des Ortes und der Grenzen, wie der Verstorbene es angeordnet hat.“

„Aber, wo in aller Welt liegt denn dieses Paradies?“

„Das laßt euch von Dem da sagen!“ rief der Rector, indem er auf eine Gestalt wies, welche eben eintrat.

„Nein, aber Torkelchen, wie siehst Du aus!“ rief Eugenie dem Eintretenden entgegen, während die Mutter bei seinem Anblick die Hände zusammen schlug und eifernd fortfuhr: „Junge! Das ist ja wieder ein Scandal! Wie kannst Du Dich so zurichten?“

Das mit dem Namen Torkelchen angeredete menschliche Wesen war der jüngste Sprößling des Hauses, etwa zwölfjährig, sehr im Wachsthum begriffen, wie seine viel zu kurzen Aermel und Beinkleider andeuteten. Diese beiden Kleidungsstücke befanden sich augenblicklich aber in einem Zustande,, der von sehr gewaltsamem Zusammentreffen des Trägers mit Besitzern ähnlicher Artikel sprach, denn der eine Aermel der Jacke

war ganz ausgerissen, während die Hosen einen Querschlitz über dem Knie zeigten, so ausgiebig, daß der untere Theil dieses Kleidungsstückes mit dem oberen nur noch gleichsam durch eine Landenge verbunden war. Torkelchen gestand eine Prügelei mit dem Fleischerjungen ein, und hörte mit grimmiger Niedergeschlagenheit die Strafpredigt der Mutter an, an der sich der Vater nur durch ein ernstes Drohen mit dem Finger betheiligte. Der Sträfling war im Begriff, das Zimmer zu verlassen, um sich auf das Gebot der Mutter umzukleiden, als der Rector ihm nachrief: „Torquato! Tritt noch einmal her!"

Torquato mit den zerrissenen Hosen, und einem Gesicht, in welchem sich nicht nur Demüthigung, sondern auch die entschiedene Erwartung einer väterlichen Rectoratsohrfeige abmalte, trat zögernd näher.

„Weißt Du, wo das Paradies liegt?" fragte der Vater.

Torkelchen schlug verwundert die Augen auf, während die Mutter, welche etwas verstimmt ihren Strickstrumpf ergriffen hatte, die Achseln zuckte, und mit einem vorwurfsvollen Blicke zu sagen schien: „Laß doch endlich diese Thorheiten!"

„Ich frage Dich, Torquato, ob Du weißt, wo das Paradies liegt?" wiederholte der Rector.

„Ja!" erwiederte der Sträfling brummig." Draußen vor dem N.schen Thore liegt es. Eine wüste Gegend,

wo früher Gärten waren. Jetzt liegt lauter Bauschutt da. Wir spielen dort oft Räuber und Soldaten."

„Da hört Ihr's!" rief der Rector. Und dann zu seinem Jüngsten gewendet: „Du aber zieh Dir andere Kleider an, denn Du sollst unser Führer nach dem Paradiese sein."

Torkelchen, sehr froh, so leichten Kaufs davon zu kommen, sprang hinaus. Wie sein Gesicht sich jetzt aufheiterte, war er ein allerliebster kleiner Kerl.

„Da, lies!" wendete sich der Rector zu seiner Frau, indem er ihr die Schrift reichte. „Ich habe dort in jenem wüsten Paradiese, wo man Räuber und Soldaten spielt, wirklich ein Stück Grund und Boden geerbt. Es ist die jüngste Verrücktheit des seligen Morbach, der noch nach seinem Tode die Leute zu foppen sucht. Ich lachte stets, wenn er sagte, er werde mich in seinem Testament bedenken, sein dankbares Herz treibe ihn dazu. Jetzt scheint er mir ein Sinnbild meines Wirkens auf seinen Sohn hinterlassen zu wollen — ich soll wieder urbar machen und säen! Ein Haus bauen! Was sagst Du zu unserm großen Loose, liebe Lotte?"

Die Frau Rectorin hatte gelesen und gab die Schrift in ihres Gatten Hände zurück. „Mit dem Bauen werden wir ja wohl warten können," sagte sie, „und was das Säen betrifft, so müssen wir wohl auch abwarten, ob der Fleck urbar zu machen ist. Höchstens

könnte man daran denken, den Bauplatz zu verkaufen. Aber ich vermuthe, Morbach würde ihn längst verkauft haben, wenn er etwas werth wäre."

„Nun," meinte der Rector, „ansehen können wir uns unser Erbtheil immerhin! Laßt uns hinaus spazieren! Die Luft wird draußen besser sein, als in der Stadt."

Die Damen waren einverstanden, und rüsteten sich schnell — so schnell das bei Damen möglich ist — zumal die Hausfrau noch etwas einzupacken hatte. Auch zwei andere Söhne des Rectors, Gottfried und Wilhelm, im Alter von siebzehn und fünfzehn Jahren, kamen aus ihrem Zimmer herbei, hörten von der überraschenden Erbschaft und waren gern bereit zum Familienspaziergang.

Man hatte durch lange Straßen zu gehen, dann durch eine Vorstadt, dann seitab vom Hauptwege, und geführt von Torkelchen, über Feldwege zwischen Kohlfeldern und Rübenpflanzungen. Weit hinaus war die Ebene zu übersehen. Fern im Qualm und Staub lag die große Stadt, dampfwirbelnde Fabrikessen waren die nächsten Niederlassungen, ein Kranz von Kiefernwald und Gärten schloß den Horizont auf der einen Seite. Zwischen urbaren Feldern lag ein Stück wüsten Bodens, auf dessen Kosten die Besitzer des ersteren ihren Grund brauchbar gemacht hatten. Denn alles Gestein und Gerümpel, das man im Erdreich gefun-

den, hatte man zu dem hier abgeladenen Schutt geworfen, zwiſchen welchem verſtaubtes Unkraut wucherte. Ein paar alte Obſtbäume, einſam, unfruchtbar und krüppelhaft, gaben Kunde, daß hier einſt eine Culturſtätte geweſen, während einiges Kieferngebüſch, aus hergewehtem Samen entſproſſen, andeutete, daß die wilde Natur ſeit langen Jahren wieder unbeeinträchtigten Beſitz von dieſer Stelle genommen habe. — „Dies iſt das Paradies!“ rief Torkelchen, indem er auf einen Schutthaufen ſtieg und auf den Platz wies, dem der Volksmund ſeine ſatiriſche Taufe gegeben hatte.

„Gott bewahre!“ ſagte die Frau Rectorin, entſetzt über den Anblick dieſes Erbtheils, während Vater, Tochter und Söhne in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Höchſtens als Trockenplatz wäre dieſer Ort zu benutzen!“ meinte die Hausfrau.

„Erlaube!“ rief ihr Gatte mit guter Laune. „Wäſche laß ich in meinem Paradies nicht trocknen!“

„Sei unbeſorgt, es iſt auch viel zu weit. Ja, ſelbſt gegen unſeres Jüngſten kriegeriſches Räuber- und Soldatenſpiel, den einzigen Nutzen dieſes Feldes, habe ich Einwendungen zu machen. Es iſt ein Terrain, dem ſelbſt der dauerhafteſte Kleiderſtoff nicht widerſtehen würde.“

„Sieh, ſieh!“ redete der Vater fort, indem er den Zug der Seinen durch das wegloſe Beſitzthum führte. „Sieh, ſieh! So ganz unfruchtbar iſt doch dieſes Ge-

filde nicht. Die Brennneſſeln ſtehen vortrefflich, der Schierling hat eine erfreuliche Höhe, und die Kletten gedeihen in einer Ueppigkeit, die eine recht ſegensreiche Ernte erwarten läßt!“

Die Jugend, beluſtigt über die heitere Stimmung des Vaters, ſprang vergnügt umher, und wollte lachend immer neue Vorzüge an dem neuen Familiengut entdecken. Wilhelm fand die Hornſchale eines alten Taſchenmeſſers und ſprach von Stollen und Bergwerken in dieſen Schutthügeln; Gottfried — Götz genannt — bekannte, daß er hiſtoriſche Gefühle bekomme, denn ſo müſſe ſich Marius auf den Trümmern von Karthago befunden haben, und Eugenie pflückte jauchzend ein paar wilde Stiefmütterchen, während Torquato bei den jungen Kiefern die frohe Ausſicht verkündete, daß man den Weihnachtsbaum künftig aus dem eigenen Garten werde holen können. Die Familie war ſehr heiter, nur die Mutter ging ſchweigend einher, denn in den Augen ihres Gatten, der ſein Eigenthum prüfend überblickte, witterte ſie irgend eine neue Idee, welche ihr bereits Sorge machte.

„Weißt Du, Papa,“ begann Eugenie, „hier von dieſen Bäumen aus iſt das Panorama eigentlich ganz hübſch! Du ſollteſt hier ein Bänkchen anlegen laſſen, dann könnte man ſich vom Spaziergang doch ausruhen.“

Der Vater nickte, die Brüder riefen Beifall und Götz ſagte: „Wir machen die Bank ſelbſt! Gleich morgen!“

„Ja, und einen Tiſch dazu — und Bänke von allen Seiten!“ vervollſtändigte Wilhelm.

„Und den Platz um die Bäume ebnen wir, und holen aus dem Walde Kiefernzweige, und machen eine grüne Hecke davon, dann kann es hier ſehr hübſch werden.“

„Aber für den Fall, daß es regnet,“ meinte Eugenie, „könnte man nicht eine grüne Hütte von Nadelholz errichten? Siehſt Du, Papa, dann hätten wir gleich die gewünſchte Laube, und ſtatt der Raſenſtücke mit bunten Blumen laſſen wir die grünen Felder gelten.“

Die Brüder jubelten und drangen in den Vater. Die Mutter aber ſeufzte im Stillen, ſie wußte, daß nun aus der Reiſe des Vaters nichts werden würde, denn ſie ſah ihm an, ein neuer Plan war geboren.

„Ja, Kinder, das thun wir!“ rief der Rector. „Wir wollen uns einrichten, wie Anſiedler im Urwalde Amerika's. Bäume giebt es nicht zu fällen, im Gegentheil gilt es die paar vorhandenen zu conſerviren, aber ein Blockhaus wollen wir uns doch einrichten.“

„Ach — lieber Franz!“ warf die Mutter abwehrend ein. „Wozu dieſe Ausgabe?“

„Nun, eine Bretterbude mit einer verſchließbaren Thür und dem beſcheidenſten Hausrath kann ja die Welt nicht koſten! Hab' ich mir doch etwas für die Ferien zurückgelegt! Wozu ſoll ich eine umſtändliche

Reiſe machen, wenn ich Erholung ſo in der Nähe haben kann!“

„Ach ja! ach ja!“ riefen die Söhne, gar nicht im Einklang mit der Mutter. „Bleib bei uns, Papa! Wir wollen hier Alles ſelbſt einrichten! Du ſollſt ſehen wie hübſch es wird, wenn wir ſelbſt Hand anlegen!“

„Das wollen wir!“ ſagte der Rector. „Wir wollen ſchaufeln, graben, ebnen, Pfähle einrammen, Tiſch und Bänke machen, und uns einen vorläufigen Garten aus Kiefernreiſig anlegen — ein paar Fuhren davon werden nicht zu koſtſpielig ſein. Zu unſerm Sommerhaus nehmen wir einen Zimmermann zu Hülfe, und iſt es fertig, und unſer Garten dazu, dann ziehen wir gleich Morgens hinaus, Jeder mit ſeinen Büchern. Ich mache hier meine Ferienarbeit, und meine Söhne ebenſo, und ſo leben wir zwiſchen Thätigkeit und Erholung in friſcher Luft und mit vergnügten Sinnen.“

Torquato machte zwar bei dem Hinweis auf die Würze der Arbeit für die Ferien ein zweifelhaftes Geſicht, dagegen ſtimmten ſeine Brüder, zwei ſehr fleißige Jünglinge, lebhaft bei.

„Und Abends,“ fuhr der Rector fort, „tiſcht uns Mama hier unſer Abendbrod auf — wir könnten hier auch Kaffee trinken! Und am Ende — ein frugales Mittagsmahl wäre an Ort und Stelle auch zu bereiten. Steine ſind da, man könnte einen Herd bauen —“

„Das ſollte mir fehlen!“ dachte die Hausfrau während des allgemeinen Beifalls und während Götz und Wilhelm bereits einige Steine ausſonderten, als vorwiegend brauchbar für den künftigen Kochherd. „Das ſollte mir fehlen!“ dachte ſie ſchweigend. „Dies Geſchleppe dann mit Küchengeſchirr Tag für Tag, eine Stunde weit über Land! Eine ganze Häuslichkeit auf freiem Felde, und zu Hauſe die leeren Räume den Dienſtboten überlaſſen! Grenzenloſe Unbequemlichkeit, völlige Auflöſung der häuslichen Ordnung, während grade in dieſen Wochen allerhand wichtige wirthſchaftliche Angelegenheiten in Ausſicht ſtehen! Wie man nur an die Möglichkeit eines ſo lüderlichen Zerfahrens denken kann! Das ſollte mir fehlen!“ Mit dieſem Schlußſatz bekräftigte ſie ſchweigend ihre Gedankenreihe. Doch ſprach ſie nichts davon aus. Es werde ſich Alles finden, dachte ſie. Der Mann und die Kinder mochten bis zu einer gewiſſen Grenze ihren Willen haben, das harmloſe Vergnügen ſollte nicht geſtört werden, im Uebrigen hoffte ſie ſich bei Uebergriffen in ihr eignes Bereich ein entſchiedenes Veto vorzubehalten.

Inzwiſchen war Torquato durch den Hinweis auf künftiges Kochen und Eſſen zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Appetit habe, was gar nicht ſo ungerechtfertigt war, da es Abend wurde. Ueberdies wußte der Jüngſte, daß die Mutter und Eugenie Butterbrod in ihren Ledertaſchen mitgenommen und unterwegs Obſt

gekauft hatten, und so mahnte er dringend an die Mahlzeit. Hätte die Frau Rectorin geahnt, was sich im Paradiese für neue Pläne spinnen sollten, sie würde die Taschen angefüllt gelassen haben, und sie war gar nicht zufrieden mit sich und ihrer Besorglichkeit. Allein es half nun nichts, der Vorrath war da, wurde vertheilt und mit Vergnügen empfangen.

„Ah!“ rief der Vater, „unser erstes Abendbrod im Paradiese! Nun — haben wir noch weder Tisch noch Bänke, so setzen wir uns auf den Erdboden und lassen es uns auch so schmecken!“ Die Familienglieder lagerten sich darauf im Kreise mit ihrer frugalen Mahlzeit, aßen Alles auf was da war, und waren in der vergnügtesten Stimmung.

„Als Adam und Eva aus dem Paradiese gestoßen wurden,“ begann Wilhelm, welcher eine Neigung zur Theologie hatte, „erhielten sie ein steiniges Feld mit Disteln und Dornen zur Bebauung; bei uns ist es umgekehrt, unser neues Paradies ist eine steinige Wüste, wir haben es erst zu dem zu machen, was sie uns werden soll.“

„Sehr richtig, mein Sohn!“ bekräftigte der Vater. „Wir bilden uns selbst mit unserm Streben und Schaffen, mit unserer Auffassung der Dinge des Lebens, das Dasein zu dem, was es uns werden soll oder ist. Ein Paradies und eine Wüste sind überhaupt relative Begriffe. Auch bei der einfachsten Erziehung und bei der

ſcheinbar größten Anſpruchsloſigkeit, ſind wir verwöhnt durch Bedürfniſſe und Gewohnheiten, und am meiſten verwöhnen wir uns ſelbſt durch unſre Wünſche und Hoffnungen. Was erwarten wir nicht Alles von der Zukunft, was machen wir uns für Verhältniſſe zurecht, aus welchen irgend etwas Ungewöhnliches für uns entſtehen ſoll! Und wie jagen unſre Gedanken nach dem, was wir Glück nennen! Was iſt denn Glück! Jedem etwas Andres, und der Eine begreift wohl kaum, was der Andre ſein Glück nennt. Glücklich iſt nur, wer ſein Glück in der eignen Bruſt trägt, und auch die unſcheinbare Freude, die das Leben ihm bringt, als ein freundliches Geſchenk dankbar entgegen nimmt. Iſt doch das Geringfügigſte nicht werthlos! Kann man doch das Unbedeutendſte noch ausbilden und zu etwas Beglückendem geſtalten. Hier dieſes wüſte Feld würden Andre vielleicht als Gabe ablehnen, oder verlachen — ſeien wir froh, daß wir den heitren Muth haben, noch etwas darauf zu ſchaffen. Wir ſitzen auf Schutthaufen und ſind ganz vergnügt. Warum nicht? Wir wiſſen, daß hier bald Tiſch und Bänke ſtehen werden, unſrer eignen Hände Werk! Wir brauchen nicht einmal die Phantaſie anzuſtrengen, um ſie mit erlahmtem Fluge zurückkehren zu laſſen, wenn unſer neues Paradies kein Wundergarten wird. Wir wiſſen, daß wir genügſam und zufrieden ſein, und über Jeden lachen wollen, deſſen Spott etwa den Werth unſres Paradieſes anzweifeln möchte."

Die Mutter legte gerührt die Hand in die ihres Gatten. Eugenie aber rief: „O seht! Wie wundervoll ist dieser Sonnenuntergang!“

Wirklich war der weite freie Luftraum über der Ebene wie durchsichtiges Gold und flüssiger Crystall, und Wölkchen, von Purpur angehaucht, schwebten durch den lichthellen Aether. Selbst der Dunst der großen Stadt erschien wie ein goldner Nebel, die Felder umher wie mit Edelsteinen besäte Teppiche, die alten halbdürren Obstbäume leuchteten im strahlenden Abglanz des Lichtes, die hohen Ketten standen wie metallschimmernde Zauberblumen. Glänzte doch der Schutthügel sogar, auf dem die Gruppe saß, wie ein von Gnomenhänden aufgehäufter Schatz aus den Tiefen der Gebirge, und die glücklichen Gestalten selbst strahlten von Sonnengluthen übergossen und freuten sich des herrlichen Anblicks und ihres eignen verklärten Glanzes. — „Nun?“ begann der Vater nach einer Pause, „giebt uns der erste Besuch in unserm Paradiese nicht schon Freude genug? Und da können wir nun täglich haben! Auf denn! Morgen rammen wir Pfähle ein, und richten uns die Stätte zu, die uns zu unserem Glücke genügen soll!“

Er erhob sich und alle sprangen heiter auf, um den Heimweg anzutreten. Eugenie und die Brüder stimmten Lieder an, und schritten voraus. Die Mutter nahm ihres Gatten Arm, und begann nach einer Pause:

„Was wird unser Wolfgang dazu sagen?“ — „Ja — der!“ rief halb lachend der Rector. „Im besten Falle wird er die Achseln zucken und uns belächeln. Der wandelt durch die Säulenhallen seines Museums und hält geistvolle und gelehrte Zwiesprache mit Heroen und Götterstatuen. Schutt und Trümmer läßt er wohl gelten, wenn Pinien und Cypressen darüber rauschen, und versunkne Tempel und marmorne Bilder darunter schlummern. Er macht andere Ansprüche, als wir. Seit er aus Italien zurückgekehrt, ist er nicht sehr duldsam gegen unser bürgerliches deutsches Kleinleben — und er hat von seinem Standpunkt Recht — er hat sich eine andre Welt geschaffen, welche schöner ist, als unsre. Wir werden uns seinen Spott gefallen lassen müssen!“

Der Rector Willmers war sehr stolz auf seinen ältesten Sohn. Er hatte ihn, zur günstigen Vorbedeutung, nach seinem Lieblingsdichter, Wolfgang taufen lassen. Denn der Rector war ein leidenschaftlicher Göthefreund und Göthekenner, und etwas Göthe gehörte ihm zum täglichen Brot. So trugen alle seine Kinder die Namen Götheſcher Gestalten. Nur bei dem Jüngsten hatte die Mutter Einspruch erhoben, und sich durchaus nicht zu dem Namen Torquato verstehen wollen. Sie setzte durch, daß der Name Hermann ihm als Hauptname gegeben wurde, mußte aber dulden, daß Torquato an zweiter Stelle aufgenommen wurde. Un-

glückliche, überlistete Frau! Der Rector blieb bei Torquato, in der Kinderstube modelten die älteren Geschwister so lange an dem Namen herum, bis sie die Gräuelbildung „Torkelchen“ fixirt hatten, und um den deutschen Hermann war es für immer geschehen. — Wolfgang, der älteste Sohn des Rectors, war ein sehr begabter und früh selbständiger junger Mann. Durch ein Stipendium für eine wissenschaftliche Preisarbeit ward ihm eine Studienreise nach Italien und Griechenland ermöglicht, die der junge Archäolog und Kunsthistoriker für neue Studien auszubeuten gewußt hatte. Er nahm darauf eine Stellung am Museum an, wie sie durchaus für seine Wünsche und Bestrebungen geschaffen schien. Der Rector, wie gesagt, war stolz auf seinen Sohn. Und doch fragte er sich oft: Ist Wolfgang glücklich? „Er könnte es sein,“ sagte er heut im Gespräch mit seiner Frau über den Sohn, „er könnte es sein, denn er hat in jungen Jahren erreicht, wonach Andre ein Leben lang vergeblich streben. Allein er hat — so zu sagen, kein Talent zum Glück. Was ihm in Fülle geworden ist, nimmt er als selbstverständlich hin, und wundert und quält sich, daß es nicht *mehr* ist, daß es nicht *Alles* ist, was er sich vom Geschick gefordert. Ihm fehlt Bescheidenheit, ihm fehlt das heitre Genügen des Herzens. Sein Paradies ist ewig ein fernes, vielleicht verlorenes. Er findet es nicht in der Beschränkung, er sieht nicht, daß es überall ist, wo wir es nur erschaffen wollen.“ —

Die Mutter fand nicht Zeit, darauf zu entgegnen, denn Torquato kam mit einer Frage, welche im Rathe der Jugend mit Leidenschaft berathen wurde, nämlich: Ob für die beginnende Arbeit und zur Wegräumung des Schuttes eine oder zwei Karren angeschafft werden müßten? Eugenie verfechte das Genügen einer Karre, während die Brüder auf deren zweien bestünden. — Die Hausfrau entschied sich sofort für Eugeniens Ansicht, und erklärte die Nothwendigkeit von zwei Karren für eine extreme Anschauung, die außer dem Bereiche des Zulässigen liege.

Das angeregte Thema war für Vater und Söhne wichtig genug, um sogleich in ernstere Ueberlegung genommen zu werden. Wo kaufte man Spaten, Hacken, Bretter, Pfähle, all das nöthige Handwerkzeug? Wo und bei wem bestellte man die beabsichtigte Bude, oder vielmehr das „Sommerhaus," wie man das Gebäude bereits zu nennen beliebte? Die pädagogisch-gelehrte Stadtfamilie war nicht einig, weil nicht praktisch unterrichtet darüber. Ein Keller in der Vorstadt, in welchem Gartengeräth zu kaufen war, gab endlich Auskunft darüber. Die Männer ließen es sich nicht verdrießen, noch einige Wege für Bestellungen und Besorgungen zu gehen, und kamen spät nach Hause, aufgeregt und beglückt, daß schon morgen die Arbeiten im Paradiese beginnen sollten. —

Acht Tage darauf hatte der öde Platz schon ein

verändertes Aussehen. Der Boden zwischen den Obstbäumen und dem Kiefergebüsch war leidlich geebnet Das Sommerhaus mit einer verschließbaren Thür, Fenstern und Laden, sonst von jener einfachen Bauart, wie sie aus den Händen eines Zimmergesellen hervorzugehen pflegt, stand fertig da; Tisch und Bänke auf eingerammten Pfählen luden bereits zu bequemerem Ausruhen nach der Arbeit. Vater und Söhne hatten wahrhaft im Schweiß ihres Angesichts geschafft, sahen mit Entzücken ihr Werk fortschreiten und sich der Vollendung nähern. Morgen sollte die feierliche Einweihung des Paradieses sein, zu welcher Wolfgang zum ersten Mal seinen Besuch abstatten, und die Mutter etwas Außergewöhnliches für die Bewirthung versprochen hatte. Denn die Frau Rectorin war von dem Widerwillen, den sie gegen ihres Gatten und ihrer Söhne neue Culturthätigkeit gehegt, beinah abgekommen. Sie sah die heitre Stimmung der Männer, erkannte, wie die körperliche Arbeit sie kräftigte und stärkte, war gerührt über die unschuldige Freude, die sie an ihrer Schöpfung hatten, und so beklagte sie nicht länger den aufgehobenen Reiseplan, ließ guten Humor walten, und sorgte dafür, daß der ungeheure Appetit ihrer Arbeiter im Paradiese die gehörige Befriedigung fände. Was sie zuerst als eine wirthschaftliche Unbequemlichkeit abgelehnt hatte, machte ihr jetzt bereits Spaß, und sie suchte das frugale Abendessen freiwillig

durch kleine Ueberraschungen zu würzen. — So waren denn auch die Männer rüstig am Werke. Es galt, eine grüne Hecke von Kiefernzweigen um die Niederlassung zu vollenden, und somit den vorläufigen Schlußstein an die neue Schöpfung zu legen. Mit gerötheten Gesichtern, von der Sonne gebräunt, in Hemdärmeln, kauerte jeder an seinem Platz, so erpicht und eifrig bei der Arbeit, daß das Gespräch darüber vergessen wurde.

Da erscholl plötzlich nicht fern von ihnen ein grausenhaftes Trompetensolo. Das „Bild der Rose," mit unzähligen unfreiwilligen Schnörkeln geschmückt, Ton für Ton beklagenswerth von der melodischen Bahn abschweifend, wurde in erbarmungswürdiger Unbarmherzigkeit über die Ebene geblasen, während eine weibliche Stimme mit Zetergeschrei nach Hülfe rief. — Vater und Söhne sprangen auf und wandten sich nach der Seite des Concertes und Hülferufes. Man sah eine Dame, im Rollstuhl sitzend, mitten auf freiem Felde, mit beiden Armen gegen die Musik sich sträubend, während der Virtuose mit der Trompete vor ihr stand, und unbekümmert um ihr Geschrei, ihr sein Ständchen zu Ende brachte.

Die drei Söhne stürzten sich so wie sie waren auf den Schauplatz, der Rector zog seinen Rock an und folgte.

„Rettung! Rettung vor diesem gottvergessnen Menschen von Trompeter!" schrie die Dame. „Nehmen

Sie mich unter Ihren Schutz, meine Herren! Führen Sie mich auf Ihr Gebiet, damit ich von dem gräßlichsten aller Muſikanten loskomme! Ach, Gott ſei Dank, Jungens! Faßt an und ſchiebt mich vorwärts! Ich kenne Euch nicht, aber Ihr ſcheint brave Leute zu ſein, und ich will's Euch vergelten!"

Götz und Wilhelm hatten ſich bereits des Rollſtuhls der Dame bemächtigt und ſchoben ihn nach dem Paradieſe. Der Trompeter, welcher ſein Solo erſt beim Anblick der Jünglinge abgebrochen hatte, wollte überraſcht den Eingriff in ſein Amt abwehren. Aber die Dame ſtreckte ihm den Arm entgegen und ſchrie: „Hinweg, Trompetenſcheuſal! Du trittſt mir auf zwanzig Schritte nicht mehr nah und erwarteſt Dein Schickſal! Laßt ihn nicht heran, liebe Herren! So, ſo — ach, da kommt wohl der Papa!"

Der Trompeter blieb verdutzt, beſchämt, ärgerlich zurück, der Rector aber trat grüßend näher. — „Ihre Söhne — denn das ſind dieſe prächtigen Burſchen doch wohl — haben mich gerettet, mein Herr, und ich bitte auch um Ihren ferneren Schutz. Jener ſchreckliche Menſch dort iſt mein neuer Bedienter, der das Amt hat, mich an Tagen, wo ich keine Beine habe, im Rollſtuhl ſpazieren zu ſchieben. Lachſt Du, kleiner Tauſendſaſſa?" (wandte ſie ſich drohend an Torquato, der wirklich laut aufgelacht hatte, daß die Dame manchmal keine Beine haben wollte.) „Ja, ich bin manchen Tag ſo gut wie ge-

lähmt, und manchen andern kann ich leidlich laufen. Wenn ich aber nicht laufen kann, so ist es so gut als ob ich keine Beine hätte. Verstehst Du das jetzt, Eujon? Na kurz, diesen Menschen da habe ich erst seit acht Tagen im Dienste, und ahnte nicht, was er für ein entsetzliches Talent in der Stille ausbildete. Nachdem er mich heut heimtückisch hierher ins freie Feld gefahren — nein, ich will nicht lügen — ich selbst hatte ihm befohlen, mich in diese Gegend zu schieben, denn ich war neugierig zu wissen, was hier für eine sonderbare Ansiedlung vor sich gehe — nun, ich bin gestraft genug dafür! Also er fährt mich, läßt mich dort bei den Kohlrüben stehen, erklärt mir, daß er früher Trompeter gewesen, und bittet um die Erlaubniß, mir ein Stück vorblasen zu dürfen. Ich danke ablehnend, ich verbiete, ich schreie, Alles umsonst! Er zieht seine Trompete und bläst das Blaue vom Himmel herunter, daß mir die Ohren gellen! Es schwindelt mir, es brennt mein Eingeweide, ich glaube vor Aerger umzukommen, da nahen mir die starken Retter aus Ihrem Geschlecht, mein Herr, und nun bin ich bei Ihnen! Der Tausend — was sind das für merkwürdige Anstalten? Wollen Sie hier Krähen schießen?" Sie sah sich überrascht auf dem Platz um.

Vater und Söhne, halb befremdet, halb belustigt über die sonderbare alte Dame, standen lächelnd, Torquato aber war unhöflich genug, wieder laut aufzu-

lachen und ihre letzten Worte: „Krähen schießen“ mit höhnischem Jubel zu wiederholen.

„Ja wohl, Krähen schießen, Du Naseweis!“ rief sie. „Denn nach einer Krähenhütte sieht das Ding allerdings aus, und ich weiß recht wohl, was eine Krähenhütte ist. Mein verstorbener Mann war Forstmeister — doch das gilt Ihnen, mein Herr, dem ich mich vorzustellen bisher vergessen habe. Mein Name ist Birkenfeld, Wittwe, in der Familie Tante Juliane genannt — mein Bruder nannte mich Tante Grobiane — wohne dort, wo der Gartenzaun beginnt. Dieses bin ich, nun aber, mein Herr, bei wem habe ich das Vergnügen zu sein?“

Der Rector stellte sich und seine Söhne, Götz, Wilhelm und Torquato, vor.

„Was?“ rief die Dame und setzte sich zurecht, um die jungen Leute näher in's Auge zu fassen. „Das klingt ja sehr klassisch! Komm Du doch mal näher her, Torquato — Du hast übrigens ein Loch im Aermel, mein Lieber! Also Torquato heißest Du? Schnurriges Geschöpf! — Ah — nun sagen Sie mir um Gotteswillen, Herr Rector, was sind das hier für Anstalten?“

„Es ist mein Garten, mein Asyl, das ich mir für die Sommerferien geschaffen —“ sagte der Rector lächelnd und zugleich mit einer kleinen Verlegenheit. Denn wie zufrieden er auch für sich mit seiner

Schöpfung war, der Einblick fremder, und wie es schien, nicht sehr nachsichtiger Augen, beschämte ihn ein wenig.

„Ihr Garten? Sie sind wohl nicht bei Trost! Wer legt auf einem Haufen Gerümpel einen Garten an? Was kann denn hier wachsen? Und wie kann man sich einen solchen Platz aussuchen?“

Götz, Wilhelm und Torquato machten ärgerliche Gesichter, und fanden den Gast hassenswerth, selbst Herr Willmers war nicht angenehm berührt durch die rücksichtslosen Worte. Wer hört es gern, daß man seine Liebhabereien belacht, wer mag sein Steckenpferd gescholten hören? Wir wissen oft, daß unsre stillen Freuden belächelnswerth sind, und doch verletzt es uns, wenn man unser verkehrtes Treiben verhöhnt. Dennoch lächelte der Rector und begann:

„Bauen wir nicht viele unsrer Lieblingspläne über Schutt und Trümmerhügeln auf? Das Beste was wir hoffen und gestalten, kann nicht immer auf urbarem oder längst veredeltem Boden entstehen. Wir müssen immer von neuem anfangen, den Schutt, den Andere zurückgelassen, wegräumen, und froh sein, wenn wir Schritt für Schritt für uns selbst wieder erreichen, was an Anderen vorüber gegangen ist. Das Schöne und Fertige hat sein Recht. Bescheidener Sinn hat auch sein Recht. Wer anspruchslos schafft, ohne sein Schaffen zu überschätzen, empfindet ein Glück, welches Der oft

entbehrt, der nur zum Genusse dessen da zu sein wähnt, was Andere für ihn geschaffen."

„Du guter Gott! Ja, das kann wohl sein!" rief die Dame, indem sie ihn überrascht und mit einer gewissen Bewegung betrachtete. „Aber sagen Sie mir, lieber Herr, welchen Reiz kann es für einen gebildeten Mann haben, seine Arbeit an eine Wüste zu verschwenden? Denn daß hier nichts wachsen wird, ehe nicht zwanzig Fuhren Schutt weggefahren sind, das sehen Sie doch selbst ein!"

„Wenn ich Ihnen und mir davon Rechenschaft geben soll," entgegnete Herr Willmers, so ist es vielleicht der Reiz des Gegensatzes, der mir diese Beschäftigung lieb macht, vielleicht auch der Mangel an einem besseren Gegenstande. Denn daß ich schönere Gärten gesehen habe, als meinen, kann ich wohl bekennen. Ich könnte in unseren großen königlichen Parks spazieren gehen, so viel ich wollte, und habe es mit Genuß oft genug gethan. Nun reizt es mich, da die Gelegenheit sich bietet, einmal ein bischen selbst zu graben und zu schaufeln, und ist es auf diesem Boden nicht schön, so ist es doch angenehm, zu sehen, wie etwas darauf entsteht."

Die Dame ließ ihre Blicke über das Entstandene schweifen. „Hm! hm! hm!" begann sie wieder. „Ich bin nur erstaunt, wie man sich einen solchen Fleck aussuchen kann!"

„Das habe ich nun freilich nicht!" lachte der

Rector, und erzählte offen, wie er zu seinem Paradiese gekommen war.

Frau Birkenfeld schlug die Hände zusammen und schrie laut auf vor Ueberraschung. „Der verrückte Mensch! Welch eine Undankbarkeit! Welche Bosheit! Welcher Unsinn! Die Leute sagen mir nach, ich sei eine verrückte Person, aber so schlimm bin ich doch nicht! Nach dem Tode noch spuken seine Thorheiten umher! Lieber Herr, der verstorbene Morbach — Gott hab ihn selig! — war mein Bruder! Was wußte ich von seinem Separat-Testament, von seinen persönlichen Beziehungen? Erst nach seinem Tode kam ich hierher, um bei seiner Tochter, meiner Nichte, zu leben. Sie schlug es mir vor, da sie allein steht, und der Lebrecht auf Reisen ist. Also bei Ihnen, in Ihrem Hause ist der Lebrecht erzogen worden? Aber, daß auch meine Nichte den Verkehr mit Ihnen gar nicht fortgesetzt hat! Und nun leben wir beiden Frauensleute da in dem Landhause mit dem schönen Park ganz allein, und wissen den Kuckuk, daß Leute, die längst unsere Freunde sein könnten, sich hier zwischen wüstem Geröll bitter abquälen. Trompeter —!“

„Erlauben Sie, verehrte Frau!“ unterbrach sie der Rector lachend, „es geschieht nicht aus bittrer Noth, sondern zu unsrer Erholung, zum Vergnügen!“

„Trompeter! hierher!“ fuhr die Dame fort, ihrem verwunderten Diener winkend.

Der Trompeter ſtieg ohne Umſtände über die Hecke, um ſchneller bei ſeiner Gebieterin zu ſein. Torquato vermerkte dieſes Ueberſteigen übel, und verwies ihn nach der Stelle, wo die Thür ſein ſollte. Die Dame ging darauf ein. „Unverſchämter Virtuos!“ rief ſie. „Haſt Du nicht ſo viel Verſtand, zu wiſſen, daß man in ein fremdes Beſitzthum nicht über den Zaun dringen ſoll? Weißt Du, was Romulus that, als Remus über die Grenze von Rom ſprang?

Der Trompeter wußte es nicht und ſah höchſt befremdet aus. Aber Torquato wußte es und rief: „Er verſetzte ihm Eins, daß er todt dalag!“

„Richtig, mein Bürſchlein! Mauſetodt ſchlug er ihn und machte ihn für die fernere Entwickelung der Weltgeſchichte unmöglich. Du aber, geſetzloſer Trompeter, ſteigſt ſofort wieder über die Mauer zurück, gehſt draußen herum, und kehrſt durch die Thür zu mir wieder!“

Der Trompeter, obwohl höchlichſt verſtimmt über das Anſinnen, ſo wie über das Lachen des Rectors und ſeiner Söhne, mußte doch dem Befehle ſeiner Gebieterin nachkommen. „So! Dein Leben ſei für diesmal gerettet!“ rief ſie, als er auf geregeltem Wege wieder zu ihr trat. „Geh zu meiner Nichte —“ Das Uebrige ſagte ſie in leiſerem Tone, und gleich darauf eilte der Diener fort über den Feldweg, um in der Entfernung der Gärten zu verſchwinden.

„Lebt Ihre Frau noch, Herr Rector?“ fuhr die Dame fort. „Und haben Sie ſonſt Damen in der Familie? Was ſagen dieſe zu ihren ſtaunenswerthen Gartenanlagen?

Der Rector gab Auskunft und erzählte, daß morgen die Einweihung des Paradieſes von der Familie gefeiert werden ſolle.

„Einweihung?“ rief der Gaſt im Rollſtuhl. „Das iſt wieder originell! Das möchte ich wohl mit erleben. Sie werden natürlich eine ſo verkehrte alte Perſon, wie mich, nicht dazu einladen, und ich verdenke Ihnen gar nicht, wenn Ihnen mein Weſen und mein Charakter äußerſt verdächtig vorkommt. Trotzdem zweifle ich nicht, daß wir einſt ſehr gute Freunde ſein werden, und darauf hin will ich getroſt ſündigen — nämlich vorerſt durch Zudringlichkeit. Ich melde mich auf morgen mit meiner Nichte — ſie wird mitkommen, denke ich — zu Ihrem Einweihungsfeſte an.“

Der Wirth des Paradieſes begann einen Satz, worin die Worte „große Freude“ und „angenehme Ausſicht“ in etwas verlegner Umgebung ſtanden, die Dame aber unterbrach ihn lachend:

„Machen Sie mir nichts weis! Die Freude kann nicht ſo groß ſein, daß eine zudringliche Perſon Ihren Familienkreis ſtören will, und ich denke mir, und gewiß mit Recht, daß Sie mich für ein gräuliches altes Weib halten —“

„Aber — ich bitte —!“ Der Rector ſchien einen ſolchen Verdacht von ſich abwehren zu wollen.

„Laſſen Sie das gut ſein!“ fuhr die Dame fort. „Wie geſagt, ich habe die feſte Ueberzeugung, wir werden einſt die beſten Freunde werden. Dies verbürgt mir das Abenteuerliche unſrer erſten Begegnung. Zwar gehöre ich zu jenen Perſonen, die eigentlich nicht ausgehen oder ausfahren können, ohne etwas zu erleben. Oft unſcheinbare Dinge, die für Andere gar kein Erlebniß wären, oft aber Abenteuer, vor welchen Andere ſich bekreuzen, oder mich darum beneiden, immer doch Dinge, welche andern Leuten nicht vorkommen. Obgleich mir nun vielerlei Wunderlichkeiten begegnen, und ich oft Bekanntſchaften in der ſonderbarſten Weiſe mache, giebt es da doch feine Unterſchiede, ob etwas ein Erlebniß iſt, oder nur eine vorübergehende dumme Geſchichte, und ein Inſtinct ſagt mir voraus, wo ich für die Zukunft etwas zu erwarten habe. Nicht, daß ich mich bei Menſchen durch den erſten Eindruck beſtechen ließe — ſo unerfahren bin ich auch nicht! Die reizendſten Leutchen, die uns mit offnen Armen entgegen kommen, ſind meiſt die infamſten Halunken! Aber Sie kennen ohne Zweifel das Märchen von der Springwurzel, oder dem Stabe, welcher dem Beſitzer ſelbſt anzeigt, wo im Boden verborgene Schätze liegen? So einen Fühlſtock habe ich für die Menſchen. Hier auf dieſem paradieſiſchen Boden hat er mir ein Zeichen gegeben.“

Der Rector verneigte ſich höflich. „Es ſind immer bevorzugte Naturen," ſagte er, „welche etwas zu erleben wiſſen. Wie nur bedeutende Menſchen auch bedeutende Schickſale haben, ſo werden bei kleinlichen Naturen große Erfahrungen und Schickſale auch kleinlich, oder gehen ohne Erhebung, ohne Bedeutung vorüber. Und doch liegt für den empfänglichen Menſchen in den unſcheinbarſten Dingen oft ſo viel Erfahrung, ſo viel Ausbeutung für die Geſtaltung des inneren Lebens!"

„Richtig, mein Herr! Aber meinen Sie nicht auch, daß zum Erleben gradezu Talent gehört?"

„Talent? Vielleicht umgekehrt. Es gehört Talent dazu, in den bloßen Ereigniſſen auch Erlebniſſe zu erkennen."

„Nein, das iſt etwas Anderes!" rief die Dame. „Es giebt nicht nur ein Talent, es giebt ſogar eine Productivität des Erlebens —"

„Unmöglich! Das Erleben iſt etwas Paſſives, es kann nicht an und für ſich produciren —"

„Zum Kuckuk — laſſen Sie mich ausreden! Es giebt Naturen, welche, ganz abgeſehen von ihrer Fähigkeit die Erfahrungen zu verwerthen, — welche, ſage ich, mehr Erlebniſſe haben als Andere, ja auf welche ſich eine Summe zuſammen häuft, welche für das Daſein Tauſender ausreichte."

„Das iſt doch keine eigentliche Productivität des

Erlebens, sondern meist nur eine Folge von Handlungen, ein Resultat von Verkettungen —"

„Oho, mein Herr! Es giebt Glückskinder und sogenannte Pechvögel. Die ersten haben kein Verdienst, die andern keine Schuld aufzuweisen — wo kann man da von „Resultat" sprechen? Solche Naturen sind eben auserſehen, und sind sie bedeutend genug, so kann man sie geweiht nennen. Sie mögen angreifen, was sie wollen — das Glückskind kann Dummheiten begehen, selbst ein scheinbares Unglück wird ihm zum überraschenden Glücke; der Unglückliche kann das Klügste und Beste thun, es mißlingt, und wenn er ein Glück zu erringen wähnt, hat der Teufel bereits seinen Schwanz darauf gelegt, und es wird ein Unglück daraus. Ist hier nicht ein Talent, eine Naturanlage für das Erleben?"

Der Rector zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf. „Wir kommen damit nicht zu stande," sagte er, „selbst wenn ich Ihnen zugebe, daß es solche Naturen giebt. Schließlich liegt doch in der Auffassung, in der Gemüthsbeschaffenheit das ganze Räthsel gelöst. Ein Mensch, der immer Unglück zu haben scheint, ist oft gar nicht so unglücklich, als er uns vorkommt. Wie er sein Unglück trägt, darauf kommt es an, und ich kann mir den Fall denken, daß ich einen solchen scheinbaren Unglücksvogel für einen sehr glücklichen Menschen erklären müßte. Aber ich gebe zu, daß Dieser

und Jener mehr zu erleben weiß als der Andre, und der Andre mehr erlebt, als Dieſer und Jener zu erleben weiß. In großen wie in kleinen Dingen iſt doch die Eigenthümlichkeit, der Charakter, das Gemüth das Bewegende. „Wenn Sie, geſchätzte Frau, mehr erleben als Andere —“

„So bin ich eben eine verrückte Perſon —“ unterbrach ihn die Dame — „das wird mir alle Tage geſagt, und ſo muß ich es mir auch von einem ſo geſcheiten Manne ſagen laſſen, wie Sie ſind! Ich verſtehe! Und ich kann in dieſem Augenblick nicht einmal mit einem Falle renommiren, der für mich und mein Syſtem ſpräche. Denn mein heutiges Erlebniß, das mich in Ihr Paradies geführt hat, iſt die Folge meiner Handlungen, meiner Neugierde. Warum ließ ich mich von dem verwünſchten Trompeter hierher karren. Können Sie ſich nun aber vorſtellen, daß ich nicht die geringſte Reue über dieſe Schuld empfinde? Nein, gar keine! Denn wenn ich meinerſeits eine verrückte Perſon bin, ſo ſind mir gelehrte Männer, die ſich auf einen Schutthaufen einen Garten von Tannenreiſern anlegen, mindeſtens — auch noch nicht vorgekommen. Uebrigens gefällt es mir unter dieſen Männern und in dieſem Garten, den Umſtänden nach, ganz wohl. Mir kommt die Geſchichte ſo abenteuerlich vor, als ſäße ich hier in einem Roman, wenigſtens in der Expoſition zu einem Roman. Natürlich ohne Liebe!“

Die letzten Worte wirkten auf den Rector ſo, daß er mühſam ſeine ernſte Haltung bewahrte, während Götz, ſein Aelteſter, der wenige Schritte davon auf dem Boden kauernd an der Hecke arbeitete — losplatzte und der Sprecherin ſein lachendes Geſicht zuwendete.

„Was lachſt denn Du? Du Gelbſchnabel!“ rief ſie hinüber. „Du weißt doch hoffentlich noch nichts von Liebe? Oder haſt Du ſchon Romane geleſen, und gefunden, daß die Liebenden doch die Hauptperſonen ſind? O Du erdeaufwühlender, romantiſcher junger Taugnichts! Nein, die heutige Jugend iſt doch zu verderbt! — Sagen Sie mir, Herr Rector,“ fuhr ſie mit raſcher Wendung des Geſprächs fort, „halten Sie es denn auch für nöthig, daß in Novellen und Romanen die Liebenden immer im Vordergrunde ſtehen? Ich halte das von dem Verfaſſer, wie von den jungen Leuten für eine abſcheuliche Zudringlichkeit, noch abſcheulicher als meine eigene!“

Der Rector, dem das Sonderlingsweſen ſeines Gaſtes bereits Spaß zu machen anfing, ging zwiſchen Ernſt und Scherz auf ihre Frage ein. Er wollte das erotiſche Element weder in Drama, noch in der Novelle als unbedingt nothwendig erklären, meinte aber, daß es ſich ſchwer ganz entbehren laſſen werde.

„Ja doch! rief die Dame. „Die Welt iſt ſo voll von Verliebtheit, daß ich mir auch im Roman eine

Doſis Liebe gefallen laſſe. Aber meiſt dreht ſich das ganze Intereſſe des albernen Menſchen von Novelliſten um die Frage, wie er ſein zimperliches Ding von weiblicher Himmelsſeele mit ihrem dummen Jungen zuſammenbringt, oder nicht. Was liegt Einem daran? Ich habe dies Schmachten und Jammern, dies zu Grunde gehen und Belohnen der Liebe ſo ſatt, daß mir die türkiſche Einrichtung faſt beſſer gefällt. Das junge Volk gehört mit ſeinen Liebeleien in den Hintergrund, denn meiſt iſt nicht viel daran, weder an ihr noch an ihm. Es giebt denn doch noch andere Intereſſen auf der Welt, und genug andre Thorheiten und Verrücktheiten, die ihr Recht wollen. Es muß auch Novellen ohne Liebe geben, oder wenigſtens ſolche, wo die Liebespaare mit ihrem langweiligen Geflöte nicht immer im Vordergrunde ſpazieren gehen. Ueberhaupt — ah, Trompeter? Du kommſt allein?“

So wendete ſie ſich um zu dem zurückkehrenden Diener, welcher die Meldung brachte, daß das Fräulein Beſuch habe, indem er ſeiner Gebieterin überreichte, was ſie beſtellt hatte. Es war ein Körbchen, worin die ſchönſten Aprikoſen, Pflaumen und Birnen zwiſchen Weinblättern lachten.

„So? Beſuch? O, ſchade!“ ſagte ſie. „Herbei meine Retter aus Virtuoſenhänden, Götz, Wilhelm und Torquato, herbei meine ſtarken Freunde und Paradieſesarbeiter! Nehmt dieſe kleine Abſchlagszahlung meines

Dankes! Lange zu, Torquato! Natürlich, die größeste Birne! Nimm sie nur, mein Freund! Herr Rector, bitte, eine Aprikose!"

„Ei, ei!" rief Herr Willmers. „Der Luxus dringt zu früh in unser bescheidenes Asyl!"

„Luxus? Warum nicht gar! In das Paradies gehört gutes Obst, aber an Ihren dürren Holzäpfelzweigen wird im Leben nichts mehr wachsen!"

Der Rector nahm die verführerische Aprikose, die sie bot, aus ihrer Hand, und begann schmunzelnd: „Wer war es denn, der im Paradiese die verbotene Frucht zuerst darreichte?"

„Bravo! Schändlich! Bravo! Die Schlange! O Sie Abscheulicher! Bin ich die Schlange in Ihrem Paradiese?" So schrie die Dame und wollte sich ausschütten vor Lachen. Zugleich aber hatte sie ein großes Vergnügen daran, wie der Korb sich zu leeren begann, und verneigte sich achtungsvoll vor Götz, der einige Aprikosen für die Mutter in die Tasche steckte. — „Ach, es ist Schade, meine Herren," begann sie wieder, „daß ich Ihrer angenehmen Gesellschaft nun entsagen muß!"

Der Rector sprach jetzt eine directe Einladung auf morgen Nachmittag aus, und behauptete, seine Frau werde sich sehr freuen —

„Na, wer weiß!" warf die Schlange im Paradiese ein. „Aber kommen werde ich, und meine Nichte mitbringen. Im Ernst, Herr Rector — denn ich kann

manchmal ernst sein — ich bin beschämt über das Testament meines Bruders, und wünschte es gut zu machen. Es ist für Sie vielleicht schlimm, daß Sie meine Gesellschaft nun auch noch mit in den Kauf nehmen müssen — aber glauben Sie mir, ich bin nicht schlimm, wo ich es gut meine, und wir wollen uns schon vertragen. Ich hoffe Sie und die Ihrigen auch bald bei uns zu sehen. Torquato, mein Jüngelchen, begleite Du mich bis zu unserm Park, und sei mein Schutz gegen diesen heillosen Trompeter. Du kannst Dir dabei gleich den Weg von hier bis zu unserm Garten merken, wo die guten Birnen wachsen. Auf Wiedersehen denn, Herr Rector! Adieu, Götz! Adieu, Wilhelm! Trompeter, fahr zu!"

So fuhr sie dahin, begleitet von Torquato, dem die nothwendige Kenntnißnahme des Ortes der guten Birnen ungemein einleuchtete, während der Vater mit den andern Söhnen sich beeilte, die Hecke der Ansiedlung zu vollenden. —

Tags darauf, in zeitiger Nachmittagsstunde, waren die vier Arbeiter im Paradiese schon wieder bei gemeinsamer Thätigkeit. Sie hatten heut die Wirthe in ihrer neuen Schöpfung zu machen, und es gab in der letzten Stunde noch unvorhergesehene Arbeit. Denn es war ein sehr heißer Tag, und eine Frage Wolfgangs, ob denn auch Schatten in der Ansiedlung aufzutreiben sei, hatte die Entdeckung gebracht, daß man

die Aussicht habe, den ganzen Nachmittag in glühendem Sonnenbrand hinzubringen. Freilich, eine Gesellschaft von neun Personen faßte das Sommerhaus nicht. Daher mußte in Eile noch ein Zelt improvisirt werden. Vater und Söhne waren mit erfinderischen Sinnen schnell auf das geeignete Material für Dach und Wände verfallen, und unbefangen ans Werk gegangen. Götz und Wilhelm hatten den ganzen Morgen in der Bretterbude genäht, mit Siebenmeilenstichen die Nadel führend, von feuriger Schaffenslust hingenommen, und die unverdrossenen Wirthe betrachteten nun auch diese ihre werdende Schöpfung mit harmloser Genugthuung. Die Arbeitsleute in den Gemüsebeeten der Nachbarschaft blickten freilich verwundert herüber. Sie hatten kopfschüttelnd schon öfter die wunderlichen Arbeiten der Männer betrachtet, heut aber erschien ihnen das neue luftige Sommerschloß denn doch zu merkwürdig. Denn was waren es denn für Stoffe, aus welchen man das Zelt geschaffen? Sie wechselten in grünlichen, bläulichen, graulichen Mischfarben, häufig marmorirt durch schwärzliches Geäder. In Kürze, man hatte die alten Fensterrouleaux der Schulklassen vom Boden geholt, welche von Schülerhänden reichlich mit Tintenflecken und Malereien geschmückt waren, um sie noch einmal im hellen Strahle des Tages zu verwerthen. So stand das Zelt, mit vier bunten Fähnchen auf den Ecken — der Stoff dazu hatte sich ebenfalls in einer Schachtel

auf dem Boden gefunden — und das Werk ſtimmte trefflich mit ſeiner ganzen maleriſchen Umgebung überein. Die Männer waren zufrieden.

Nicht lange darauf kam ein Wagen auf dem Feldwege daher. Torquato und Wilhelm eilten ihm entgegen, während der Rector ſich die Stirn trocknete, und Götz in athemloſer Haſt noch allerlei zu binden und zu neſteln hatte. — Ja, die Mutter und die beiden älteren Geſchwiſter kamen wirklich in einer Kutſche angefahren! Wolfgang, weniger geneigt zu Aufopferungen der Bequemlichkeit an heißen Sommertagen, hatte dieſen Beitrag für das Feſt im Paradieſe geliefert, und zugleich die Laſt der Frauen erleichtert. Denn die Dienſtmagd, welche vom Bocke ſtieg, hob nun Körbe und Pakete aller Art vom Wagen, welche auf eine hier noch ungewöhnliche Bewirthung deuteten. Es ſollte nicht nur im Freien Kaffee gekocht, ſondern auch der Abendtiſch in gewählterer Weiſe gedeckt werden.

Die Ankommenden wurden auf den Feſtplatz geführt. Die Mutter und Eugenie ſtutzten freilich bei dem überraſchenden Anblick der alten Schulvorhänge, und rangen einen Augenblick mit ihren Lachmuskeln, doch ſtießen ſie einander nur verſtändnißvoll an und ſprachen heiter ihre Bewunderung aus. Ja ſogar Wolfgang, obgleich er die Schöpfung unſagbar ſcheußlich und lächerlich fand, machte gute Miene, und ſchenkte ſeine, wenn auch ſehr ironiſche, Anerkennung. Nur

an der Dienſtmagd Friederike ſcheiterte die Würde der Empfangsfeier. Sie wollte ſich überſchlagen vor Lachen, daß das ein Garten ſein ſolle, und daß man hierher luſtwandle und fahre, um zu kochen und zu ſpeiſen. Sie hatte es daher ſtark mit Torkelchen zu thun, der ſich ihren Spott und ihre Nichtachtung durchaus nicht gefallen laſſen wollte. Hatte ſie doch die Rückſichtsloſigkeit, da das Feuer auf dem neuen Kochherde durchaus nicht brennen wollte, eine Hand voll Kiefernzweige von der ſchönen Hecke zu reißen, um der Flamme dadurch aufzuhelfen! Er blieb in fortgeſetztem Kriege mit Friederiken, deren verhärtetem Gemüthe nichts heilig war, deren höhniſches Lachen ihn im Innerſten empörte.

Bald ſchimmerte ein helles Gewand über das Feld. „Unſere Gäſte kommen! rief“ der Rector, und ſein jüngſter Sohn lief ſeiner alten Freundin entgegen. Frau Birkenfeld und ihre Nichte betraten das Paradies. Die Begrüßung war auf beiden Seiten ungezwungen, faſt herzlich, man ſchien ſtillſchweigend übereingekommen, auf dieſem Terrain weder ſich zu verwundern, noch ſich zu entſchuldigen. Die heitre Miene ſagte, daß man einander verſtand. Fräulein Katharina Morbach, eine junge Dame von glänzender Erſcheinung und in gewählter Sommertoilette, ging freundlich auf Eugenie zu, reichte ihr die Hand und begrüßte ſie als eine Schulfreundin aus den Kinderzeiten. Daß lange Jahre

ſie dann entfernt von einander gehalten, überging man. Die alte Freundſchaft war unter Scherz und Lachen bald erneuert. Auch Wolfgang kannte Katharina Morbach aus Wintergeſellſchaften her, er war ihr, einer fleißigen Beſucherin des Muſeums, auch in der Bildergalerie oft begegnet. Doch begrüßten beide ſich ziemlich kühl und förmlich.

„Nehmen Sie mir's nicht übel, liebe Frau," begann die alte Dame zur Wirthin, „daß ich ſo unverſchämt bin, eine Kleinigkeit zum Pickenick zu bringen Ich weiß, meine klaſſiſchen jungen Freunde lieben dergleichen." Damit deckte ſie einen Korb, wiederum voll der ſchönſten Früchte, ab, über deren reichliche Fülle dem jüngſten ihrer klaſſiſchen Freunde das Herz lachte.

„Eine gütige Fee!" ſagte der Rector.

„Ja wohl, Fee — Fee Grobiane!" rief die Tante. „Geſtern war ich Schlange im Paradieſe, heute Fee? Wer weiß, ob ich morgen nicht für den leibhaftigen Satan gelte! — Uebriges habe ich heut Beine, und kann ein wenig ſpazieren." Damit erhob ſie ſich aus dem Rollſtuhl, und nahm den Arm des Rectors, um nach dem Zelte zu hinken. Wilhelm trug ihr ein Fußkiſſen, Götz einen Shawl nach, ſie dankte ihren „lieben Courmachern," und forderte ihre Luſtigkeit heraus, wo ſie konnte. Sie ſprach ihre Anerkennung über das ſchöne Zelt aus, und wußte ſich eine dauernde Stätte im Herzen der Jugend zu gründen. Nur auf Wolf-

gang warf ſie nicht ganz günſtige Blicke. Der ironiſche Zug in dem Geſicht des jungen Mannes mißfiel ihr, ſie hielt ihn für verſtockt, hochmüthig, eitel, und war bereits entſchloſſen, ihm gelegentlich ihre Meinung derb um den Kopf fliegen zu laſſen. Die Ablehnung ſchien gegenſeitig. Denn auch Wolfgang dachte ſich von dieſer Perſon nicht imponiren zu laſſen, von der er bereits gehört hatte, daß die meiſten Leute ſich vor ihr fürchteten.

Hier jedoch machte ſich die Fee Grobiane durchaus nicht furchtbar, ſondern ließ guten Humor walten. Man nahm den Kaffee im Zelte, der Trompeter mußte bei der Bedienung helfen, Friederike wußte ſich auf angenehmen Fuß mit ihm zu ſtellen, und ſo war man in der luſtigſten Stimmung. Bald nahmen die älteren Damen ihr Strickzeug, die Mädchen ihre kleinen Stickereien zur Hand, die Männer (d. h. der Vater und Wolfgang) zündeten ihre Cigarren an, und man hatte nun einen langen ſchönen Nachmittag in der ſchwelenden Gluth der Hundstage, zwiſchen Kohl- und Rübenfeldern vor ſich.

Dieſe Betrachtung ſchien ſich auf Wolfgangs Geſicht auszuſprechen. Allein an ein Stocken der Unterhaltung war nicht zu denken, wo der Rector Willmers ſich in der Geſellſchaft befand, der immer eine Anregung zu bringen wußte. Katharina's anmuthiges, und bei aller Weltbildung und Eleganz, doch weiblich an-

ziehendes Weſen gefiel ihm, und ſo ſuchte er ſie aus ſich hervor zu locken. Die junge Dame ſprach zu ihm mit aller Unbefangenheit. Man kam auf einige neue Kunſterwerbungen des Muſeums, und von da auf beſondere Geſchmacksrichtungen. Katharina hatte ihre Lieblinge unter den Bildern, und erklärte ungeſcheut, daß es ihr gleich ſei, ob dieſe zu den Meiſterwerken gehörten, oder von geringerem Werthe wären.

Das wollte Wolfgang durchaus nicht gelten laſſen. „Das Untergeordnete darf man nicht ſchätzen!“ rief er. „Man ſoll über ſeine Sinne und über ſein Urtheil wachen, und ſich nicht durch flüchtigen Reiz beſtechen laſſen. Jenes leidige Geltenlaſſen, und Haften an dem Kleinen, wenn das Große und Erhabene ſich ſichtbar daneben ſtellt, iſt verderblich, iſt ein Unrecht gegen die Kunſt, die eine volle Hingebung beanſprucht.“

„Man ſtellt doch in Muſeen das minder Große neben das Beſte —“ entgegnete Katharina — „alſo giebt man dem Auge ein Recht, darauf zu haften. Und wenn ich neben dem Meiſterwerk, das mich ergreift, auch an dem Kleinen noch etwas finde, was mich feſſelt, warum ſoll ich mich dagegen verſchließen? Ich habe nicht das Auge des Gelehrten, oder des Künſtlers, ich ſehe mit denen des Laien, der ſich ſeinen Geſchmack und ſeine Liebhabereien nicht nehmen läßt.“

„Das iſt das Schlimmſte, was man ausſprechen kann!“ eiferte Wolfgang. „Liebhabereien, ſogenannte

Steckenpferde, verderben den Geſchmack, vernichten das Urtheil, führen zur Abſurdität. Man ſoll das Gute und Schöne entweder zu ſchaffen, oder zu fördern, oder zu erkennen ſuchen. Wer es erkennt, wie kann der ſich auf Seitenwege ſchleichen, um das Unbedeutende für ſich in der Stille zu hegen?"

„Es iſt nicht jeder fähig," meinte Katharina, „und nicht jeder berufen, das Bedeutende immer in ſeiner Alleinmacht zu fühlen, und es iſt nicht Alles unbedeutend, was eine rigoriſtiſche Anſchauung auf Seitenwege wirft."

„Recht ſo!" dachte die Tante und ſah den Rigoriſten ſtramm an.

„Unſereins iſt auch gar nicht in der Lage," fiel Eugenie ein, „ein ſtrenges Studium aus den Kunſtwerken zu machen. Das iſt Deine Sache, uns laß die Freude daran, wo wir ſie finden, wenn ſie nur auf dem Gebiete des Guten bleibt. Und das iſt immer noch groß genug."

Katharina, froh, daß ſie Unterſtützung gefunden, fuhr fort: „Was ſollte denn überhaupt aus der Kunſt werden, wenn man überall und immer nur auf das Höchſte warten wollte? Iſt man in der Wiſſenſchaft nicht auch zufrieden, wenn es nur Schritt für Schrit vorwärts geht? Die unermeßlichen Entdeckungen und Erfolge ſind oft gar nicht ſo intereſſant, als der Weg dahin, mit allen ſeinen Stationen. Und im Leben iſt

es auch nicht anders. Man fühlt nicht immer die höchste Genugthuung des Daſeins, man freut ſich auch der beſcheidenen Stunde, wenn ſie uns glücklich macht, und fragt nicht viel, ob ſie auch auf der höchſten Region des Bildungsbewußtſeins ſtehe."

Eugenie fiel ein: „Und Dein Eifern gegen Liebhabereien mag ich nun gar nicht theilen. Wer hat mehr künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Steckenpferde gehabt, als Göthe? Und doch hat er das Höchſte geleiſtet, und Du kannſt nicht behaupten, daß ſein Geſchmack oder ſein Urtheil dadurch verdorben worden wären."

Wolfgang, der den Sturm der jungen Damen mit überlegenem Lächeln hatte ankommen laſſen, entgegnete: „Du konnteſt kein beſſeres Beiſpiel für meine Behauptung wählen. Grade Göthe hat durch ſeine Zerſplitterung in unzählige Liebhabereien ſich in ſeinen bedeutendſten Werken beeinträchtigt, und in jenen nichts geleiſtet, was der Rede werth wäre."

Der Rector wiegte das Haupt, und hatte viel zu entgegnen, doch wollte er die Debatte der jungen Leute nicht unterbrechen, denn es intereſſirte ihn zu beobachten, wo man damit anlangen werde.

„Es iſt wahr," fuhr Wolfgang fort, „die Natur, die in all ihrem Hervorbringen verſchwenderiſch iſt, verleiht auch dem Menſchen eine Menge Kräfte und Neigungen, die er nicht gebrauchen kann, ja, die er, wenn

er es könnte, nicht gebrauchen ſoll. Wir haben Talente zu allerlei. Wollten wir ſie alle ausnutzen und verwerthen, ſo würden wir die feſten Geſichtspunkte darüber verlieren, welche die ſtrenge Regel unſeres Lebens bilden müſſen. Jene harmoniſche Ausbildung aller unſrer Fähigkeiten zur Einheit des ſchönen Menſchen, wie ſie jener große Dichter erſtrebte und erreichte, um im Genuß der Bildung und der ſchönen Perſönlichkeit aufzugehen, geſtattet unſre Zeit nicht mehr. Wir haben größere und beſtimmtere Aufgaben, in welchen wir ſelbſt nicht mehr unſer Endzweck ſind, ſondern die Entwickelung und Bethätigung der Gedanken unſerer Zeit."

„Und was wird aus all den Kräften und Neigungen:" — warf Katharina ein — „wenn wir ſie nicht gebrauchen können und ſollen? Sind ſie uns für nichts gegeben? Dürfen wir nicht mehr zeichnen, ſingen, muſiciren, wenn die Natur uns die Befähigung dazu gegeben? Wozu giebt die Natur ſo verſchwenderiſch, wie Sie ſagen? Giebt denn die Natur überhaupt irgend etwas zwecklos und ziellos?"

„Die Kräfte werden freilich fortwährend entwickelt," ſagte Wolfgang, „ihren Bedarf oder Verbrauch aber beſtimmen die Verhältniſſe, und in umfaſſenderem Sinne die Geſchichte. Das vorige Jahrhundert kannte als höchſtes Ziel nur die Bildung des Einzelnen, da durfte dann keine Kraft, Neigung und Liebhaberei un-

verwerthet bleiben. Unſre Zeit verlangt von dem Einzelnen nur eine Kraft, diejenige, welche für die Fortentwickelung der Menſchheit etwas nützen kann. Alle übrigen Fähigkeiten und Neigungen müſſen als nutzloſe Blüthen abfallen, damit die eine, oder die wenigen Berufenen Früchte tragen können."

„Nun, dann laß nur gleich die ganze Kunſt als nutzloſe Blüthe mit abfallen!" rief Eugenie. „Denn der Fortſchritt, von dem ich immer höre, will ja damit wenig zu thun haben!"

„Es wäre vielleicht kein ſo großer Schade, wenn Du die moderne Kunſt meinſt" — entgegnete Wolfgang. „Denn da ſie keinen Styl und Zeitcharakter hat, iſt ſie kein Moment der Entwicklung, ſondern bezeichnet nur den Stillſtand.

„Und Du ſelbſt, inmitten Deines Kunſtgebietes" — fragte die Schweſter — „wie ſtellſt Du Dir Deine Aufgabe?"

„Die Wiſſenſchaft iſt nicht die Kunſt. Jene entwickelt ſich und ſchreitet fort, ſelbſt wenn ſie nur unzulängliche Erſcheinungen auf ihrem Gebiet vorfände."

„Ich laſſe es aber nicht gelten," warf Katharina ein, „weder daß die Kunſt keinen Styl und Charakter mehr habe, noch daß man ſie in ihrem jetzigen Standpunkt entbehren könne. Wird einmal, wie Sie ſagen, die Kraft, das Talent dazu, von der Natur geſchaffen, ſo hat es auch das Recht ſich auszuſprechen. Sie

wollen mit ihrer Theorie das Leben nüchtern und prosaisch machen!"

„Keineswegs!" rief Wolfgang. „Nur bewußtere Gesichtspunkte verlange ich und eifere gegen die sogenannten Liebhabereien. Denn auf diesen beruht unser ganzes modernes Kunstleben. Man hat keinen Zeitstyl, man baut gothisch, romanisch, griechisch, wie man eben Lust hat. Man malt realistisch und idealistisch, man schreibt in Prosa und Versen stylos, wiederholt und variirt alte Themata, ohne der Zeitliteratur eine bestimmte Richtung geben zu können. Schwankende Neigungen aber darf eine Zeit nicht haben, welch bewußt fortschreiten will."

„Darüber ließe sich viel hin und her streiten!" nahm jetzt der Rector das Wort. „Man kann in den Begriff des Fortschreitens nicht Alles zugleich einpacken, kann die Kunst, die Literatur, nicht ohne Weiteres vor denselben Wagen spannen, der die politische Zeitbewegung vorwärts zu bringen hat. Will man heutzutage in ihr nicht mehr die bewegliche Innerlichkeit, die sich in „schwankenden Neigungen" ausspricht, sondern eine starke Gesinnung und bewußte zeitgemäße Gesichtspunkte, so ist noch sehr die Frage, ob man damit weit kommen wird, wenn man das allein betont. Wie es Pedanten des Alten giebt, so hat auch der Fortschritt seine Philister, welche großthun mit ihrem Hinweis auf eine bestimmte Bahn, die die verschiedenen

Richtungen nehmen müſſen. Obgleich ich ſelbſt ein Schulmeiſter bin, ſage ich, man ſoll ſeine Zeit nicht ſchulmeiſtern, weder die Zeit, noch die Kunſt, noch ſonſt eine Ausdrucksform des Menſchlichen, ſondern ſoll ihm die Freiheit der Entwickelung laſſen. Das Schöne iſt nicht ſchön, damit es in Dienſtbarkeit von irgend etwas treten ſolle, ſondern um ſeiner ſelbſt willen. Will man das rein Menſchliche zu Gunſten anderer Geſichtspunkte aus der Kunſt verſchwinden laſſen, was wird dann aus der Poeſie, aus der Kunſt überhaupt? Es iſt damit nicht geſagt, daß bewußte Zeitſtimmungen ſich nicht auch tendenziös ausſprechen ſollen. Sie haben volles Recht dazu, allein im großen Ganzen ſind ſie dann auch nur Richtungen, über welche, nachdem ſie ſich ausgeſprochen und gewirkt haben, das geiſtige Leben auch im Gebiete des Schönen auf ſeinem eignen Wege dahin geht. Lang aber wäre es, Deinen Eifer gegen Liebhabereien zu widerlegen — obgleich er überall zu widerlegen iſt. Wie viel Sammlungen, die nur von Liebhabereien ausgingen, wie viel geiſtige Kraft, die verborgen und liebevoll ſich an das Einzelne hingab, und ſcheinbar nur für ihre eignen Neigungen arbeitete, iſt der Kunſt und der Wiſſenſchaft zu Gute gekommen, und hat ſomit für die Entwickelung der Menſchheit gewirkt!“

„Es iſt doch merkwürdig,“ begann Tante Birkenfeld plötzlich, welche das innerſte Bedürfniß fühlte, ſich

laut zu wundern; „es iſt doch merkwürdig, daß wir hier auf freiem Felde, zwiſchen Kohlrüben und Salat ſitzend, ſo gelehrte Geſpräche führen!“ Das Bewußtſein dieſer neuen und dabei ihr ſehr zuſagenden Situation war für ſie ſo überraſchend, daß ſie ihr Strickzeug in den Schooß ſinken ließ, und ihre Augen erſtaunt im Kreiſe wandern ließ.

Wolfgang lachte laut auf. „Sehr richtig!“ rief er. „Auch das beruht auf Liebhaberei! Wir haben die Liebhaberei der Unbequemlichkeit und Unzweckmäßigkeit, und möglicherweiſe ſind wir um den Beweis gar nicht verlegen, daß auch dieſe Neigung ſich für die Entwickelung der Menſchheit verwerthen läßt!“

Die alte Dame ſah ihn mit einem ſtrafenden Blicke an. Der Rector aber, dieſen Seitenhieb ſeines Sohnes auf ſich beruhen laſſend, wendete ſich lächelnd zu Frau Birkenfeld: „Sind unſere vier Wände, mit dem, was der Zufall in ihnen geſammelt hat, immer eine ediere Umgebung für den Austauſch unſerer Gedanken? Nicht in hochgebauten goldenen Hallen werden ſtets die beſten Dinge geſagt. Dichter lieben es, geiſtreiche Geſpräche auch in gewählter Umgebung vorzuführen — werden dieſe Geſpräche dadurch erhöht? Iſt nicht der Reiz des Gegenſatzes an ſich ſchon anziehend? Das Leben iſt reich genug an ſolchen Gegenſätzen, und wenn wir nicht undankbar ſein wollen gegen das, was das Leben uns bietet, werden uns ſolche ſcheinbare Widerſprüche

eher erfreuen als verletzen. Man kann sich auch die Prosa des Lebens poetisch machen, es kommt auf unsere Willfährigkeit und Bildsamkeit an. Man hüte sich nur vor dem Gefühl eigner Bedeutung, und überhebe sich nicht, anstatt den Verhältnissen Rechnung zu tragen."

Dieser kleine Stich hatte etwas Verletzendes für Wolfgang. „Es giebt denn doch Verhältnisse," rief er, „denen Rechnung zu tragen man nicht die Verpflichtung hat. Das Verwerfliche darf man nicht gelten lassen, das Thörichte nicht für vernünftig halten. Unsere Bildung giebt uns ein Vorrecht im Leben, giebt uns ein Recht, das Gemäße von unsern Umgebungen zu fordern. Die Bedeutung, die wir uns durch Studium und Wissen erworben haben, ist unser, sie erhebt uns über die alltägliche Prosa mit ihren Thorheiten, wir haben die Pflicht abzulehnen, was unser Geschmack und unser Urtheil verwirft."

Die alte Dame hatte ihn stramm angesehen, jetzt begann sie: „Herr Doctor, wenn ich Sonntags das wäre, was Sie sich Wochentags fühlen, dann wäre sogar ich was Apartes!"

Wolfgang schien befremdet, die Andern richteten überrascht ihre Blicke auf die Dame: Sie aber fuhr fort: „Ja, ich halte Sie für einen recht eitlen und eingebildeten jungen Herrn, und dabei für einen ganz rücksichtslosen Egoisten!" Der Angeredete hatte nicht

gewußt, daß die Reden der Dame oft das überraschend Schlagfertige einer Ohrfeige hatten. Die Wirkung war demgemäß. Hochroth vor Aerger saß Wolfgang da, empört über die Zurechtweisung in Gegenwart der ganzen Familie und Katharina's. Es war ihm das Unerhörte geschehen. Eine kurze Pause entstand, in welcher der Rector sich die Nase rieb, und die Ansicht verschwieg, daß der verehrungswürdige Gast nicht so ganz unrecht urtheile; während die Mutter, erschreckt, das Urtheil denn doch zu hart fand, und die jungen Damen ihre Augen krampfhaft auf die Stickereien geheftet hielten.

Der junge Mann suchte sich zu fassen. „Ich bin Ihnen — sehr verbunden!“ sagte er mit bitterer Betonung.

„Das können Sie auch wirklich sein!“ entgegnete die Fee Grobiane gemüthlich, indem sie ihre Stricknadeln wieder flott in Bewegung setzte. „Es freut mich, wenn Sie das einsehen. Man soll Jedem dankbar sein, der einem die Wahrheit sagt. Ich weiß zwar, was Sie denken, Sie denken: Das ist ja ein niederträchtiges altes Weib! Aber das thut nichts, und ich nehm es Ihnen nicht übel. Später werden Sie denken, die Frau hat nicht Unrecht gehabt. Man sagt mir zwar nach, ich sei eine verrückte Person — vielleicht bin ich es nur darum, weil ich den Leuten meine Ansicht kurzweg in's Gesicht sage, und aus meinem

Herzen keine Mördergrube mache. Also nichts für ungut! Ich werde mir noch öfter das Vergnügen machen, Ihnen meine Beobachtungen auszusprechen."

Die Situation hätte — trotz aller Gemüthlichkeit der Dame — eine peinliche Pause herbeigeführt, wenn nicht Torquato, der sich inzwischen mit dem Trompeter vergnügt hatte, herbei gekommen wäre, mit der Frage, ob denn das Obst nun nicht bald erscheine? — „Ja wohl, mein Freund!" rief die Tante. „Dieser Ruf der schönen Menschennatur ist berechtigt! Ich habe eine Birne im Korbe, die für Deine Bedürfnisse wie berechnet und die Dir besonders zugedacht ist." —

Bald darauf zerstreute sich die Gesellschaft in kleinere Gruppen, um ein wenig auf den Feldwegen zu spazieren, da die Wege des Paradieses keinen genügenden Raum dafür boten. Katharina nahm Eugeniens Arm und führte sie unter heiterem Gespräch die Mohrübenfelder entlang, während Wolfgang, die Damen vermeidend, mit Götz und Wilhelm in entgegengesetzter Richtung zwischen den Kohlpflanzungen dahin ging. Er erzählte, um sich und seine jüngeren Brüder von dem fatalen Eindruck abzubringen, von den neuen Erwerbungen des Museums. Der Rector und seine Frau blieben aus Rücksicht für die alte Dame zurück, welche, obgleich sie heut „Beine hatte," doch nicht gut zu Fuße war. Sie lenkte das Gespräch auf Wolfgang, dem sie, trotz ihres Verwurfs, nicht übel wollte. Und so

hörte sie denn von den Eltern, welch ein tüchtiger und strebsamer junger Mann er sei, und was er bei seiner Jugend doch schon geleistet habe. Der Vater gab zwar zu, daß viel von dem, was die Mutter als Verdienst betrachtete, dem guten Glück zu danken sei; daß er bei aller Vortrefflichkeit des Herzens auch viel Schroffheit besitze, und etwas von jener Unfehlbarkeit, welche sich in dem Bewußtsein von Glückskindern auszuprägen pflegt. Sie erfuhr, daß Wolfgang von früh auf Talent für verschiedene Künste gezeigt, welche ihn schwankend gehalten, welchem er sich ganz hingeben solle, bis er, nicht ohne entsagende Gewalt gegen sich selbst, die rein künstlerischen Bestrebungen aufgegeben, um der Wissenschaft zu leben. Diese Strenge gegen sich selbst, verbunden zugleich mit einem Gefühl der Entbehrung, ja dem Bedürfniß nach eigner productiver Leistung, welches er in sich bekämpfte, habe ihn scharf einseitig gemacht, wobei er, wie der Vater meinte, immer noch gegen sein eignes Fleisch wüthe, denn im Grunde sei es nicht so arg mit seinem künstlerisch-kritischen Rigorismus. Alles in Allem klang aus allen Mittheilungen die Hochachtung und das Lob des jungen Mannes hervor: Wie er ein guter Sohn, ein trefflicher Freund seiner jüngeren Brüder sei, ein Repräsentant der Familie Willmers, auf welchen sie stolz sei. — „So, so!“ dachte Frau Birkenfeld. „Diesen Jüngling wollen wir uns doch näher betrachten, und noch etwas an seine

Erziehung zu wenden suchen!“ Und sofort entwarf sie ihren pädagogischen Feldzugsplan. — „Mein gelehrter Freund,“ so wendete sie sich zu dem Rector, „haben Sie die Güte, mich in meinem Rollstuhl, den ich sogleich besteigen werde, zu dem jungen Doctor hinzuschieben, und mich dann mit ihm allein zu lassen. Ich habe ihn vielleicht beleidigt, und will ihm Genugthuung geben. Ueberdies merke ich der Hausfrau an, daß hier schon wieder gegessen werden soll. Also überlassen wir ihr das Reich.“

Es geschah, wie sie wünschte. „Ich bitte um eine kleine Privataudienz, Herr Doctor!“ begann sie zu Wolfgang, während der Vater mit den übrigen Söhnen davonschritt, und die jungen Damen einholte. Bald erscholl von der jungen Gesellschaft heller Chorgesang über das Feld. „So, mein junger Herr,“ sagte die alte Dame, „jetzt sind wir unter uns! Daran liegt Ihnen freilich nicht viel, aber das schadet nichts. Nicht wahr, Sie sind der Meinung, ich hätte Ihnen vorhin bitteres Unrecht gethan?“

„Vielleicht!“ entgegnete Wolfgang hinter ihr, indem er sie vor sich her schob. „Ueberraschende Strafreden müssen verletzen, zumal in meinen Jahren und im Angesicht eines größeren Kreises, vor Allem in so rücksichtsloser Schärfe ausgesprochen.“

„Es war nur ein wohlverdienter Gegenhieb, mein Lieber, für Ihre eigne Rücksichtslosigkeit. Ich übernahm

die Vergeltung, da man Sie durch Geltenlaſſen in der Familie zu ſehr verwöhnt hat. Sie eiferten gegen das leidige Geltenlaſſen, und erheben doch den Anſpruch, daß man Sie mit Ihren Schroffheiten und Schrullen gelten laſſe. Iſt das conſequent? Sie verlangen Rückſichten, und nehmen ſelbſt keine. Ihr Eifern gegen Liebhabereien und thörichte Steckenpferde durfte nicht ſo weit gehen, Ihres Herrn Vaters paradieſiſche Schöpfung hier auf dem Felde ſo bitter und höhniſch anzugreifen. Ich bekenne, daß auch ich dieſe Anlagen fürchterlich und unbegreiflich fand, und mich noch immer darüber wundere. Aber die Menſchen ſind nun mal ein ſonderbares Geſchlecht, und ihre Eigenheiten oft erſtaunlich. Bei den beſten muß man ſich meiſt durch eine dicke Schale von Unbegreiflichkeiten zu dem guten Kern hindurcharbeiten. Allein wie gräulich ich auch dieſen Paradieſesgarten finde, ſo habe ich mich doch damit verſöhnt, denn ich habe durch ihn eine Familie kennen gelernt, wie ſie mir noch nicht vorgekommen iſt. So kann einem auch der elendeſte Ort werth und lieb werden, wenn man wackeren und tüchtigen Menſchen dort begegnet. Nun, junger Herr, zu dieſer Familie gehören Sie auch. Meine Nichte hat mir geſtern Abend gleich viel Gutes von Ihnen erzählt. Sie ſind auch befreundet mit unſerem Lebrecht?“

Da Wolfgang hinter ihr ging, konnte ſie das Erröthen, welches ſein Geſicht bei den letzten Wendungen

überflog, nicht bemerken. „Lebrecht und ich waren einſt Schulfreunde“ — entgegnete er, und ſein Ton war merklich weicher, ja ſogar ein wenig befangen — „und bis zu unſerm gemeinſamen Abgang von der Schule war ich öfter auch im Hauſe ſeines Vaters.“

„Aha! drum auch!“ dachte die würdige Dame combinirend.

„Später führten die Lebenswege uns auseinander,“ fuhr Wolfgang fort. „Ich bezog die Univerſität, über Lebrecht, als das künftige Haupt ſeiner großen Fabrik, wurde von ſeinem Vater anders verfügt. Er mußte nach England, dann nach Amerika. Bei ſeiner Rückkehr war ich auf Reiſen, in Italien, und ſo ſahen wir uns lange nicht. Erſt nach dem Tode ſeines Vaters begegneten wir einander wieder. Die Uebernahme ſo großer Geſchäfte ließ ihm damals wenig Zeit für mich übrig. Unſer Verkehr, obgleich der alten Herzlichkeit eingedenk, war kurz und flüchtig.“

„Ja, ſo rennt man um einander herum, und endlich nur einmal über den Weg!“ ſagte Frau Birkenfeld. „Ich ſelbſt kenne den Lebrecht faſt gar nicht, habe ihn nur einmal als kleinen Jungen geſehen. Ich ſaß da oben an der Grenze, wo die Füchſe ſich gute Nacht ſagen. Als ich hierher kam, war mein Herr Neffe auf einer großen Geſchäftsreiſe, wiederum nach England, und jetzt wiſſen wir ſeit vier Wochen gar nicht, wo er ſteckt, und wann er ſich wieder einfinden will. Was

iſt er denn für eine Art von Menſch? Hat er was gelernt? Speculant und kalter Geſchäftsſtock? Oder vorwiegend reicher Genüßling und Dandy? Oder ſteckt was Tüchtiges in ihm?"

Wolfgang war in der Lage, auszuſprechen, daß er von Lebrechts Charakter und Bildung ſehr viel halte. Der junge Fabrikherr habe ſich durch allerlei Beſtrebungen und Intereſſen, die abſeit ſeines geſchäftlichen Weges lägen, geiſtig zu fördern und über die gewöhnliche Laufbahn zu erheben gewußt, er habe allerhand Pläne geäußert, ſein Haus künftig zu einer Wohnung der Kunſt und Bildung einzurichten. — „So ſehr auch Beruf und Lebensaufgaben unſere Pfade getrennt haben," ſchloß Wolfgang, hoffe ich doch mit dem Schulfreunde das alte Verhältniß einſt ungetrübt fortſetzen zu können."

Dieſe Darſtellung nahm die Tante ſehr ein, ſowohl für den Neffen, wie für ſeinen Freund. „Rechten ließe ſich doch mit Ihnen, Herr Doctor, daß Sie ſich niemals in Lebrechts Familie haben wieder ſehen laſſen!"

Wolfgang ſchwieg. Die Dame aber fuhr fort: „Mein Bruder war freilich ein eigner Mann, und nicht zu Einladungen geſtimmt. So hat auch meine Nichte ihre erſten Mädchenjahre ziemlich einſam und ohne viele Beziehungen verlebt. Aber das ſoll nun anders werden. Wir wollen Geſellſchaft haben. Auch Sie werden uns beſuchen. Ja ſo! — Sie ſind ja ein Feind des

Dilettantenthums! Meine Nichte ſingt, ſpielt und zeichnet — na, da werden Sie wohl bald wieder davon laufen!"

„O! —" rief Wolfgang begütigend, und ſuchte nach einer Wendung, ſich zu entſchuldigen. „O! — ich bin weder ſo kritiſch — noch ſo anmaßend, als Sie glauben!"

Die alte Dame lachte ſich in's Fäuſtchen, ihn ſo klein beigeben zu hören, während er, leicht erröthend, ſie vor ſich her ſchob. Die Unterhaltung wurde nun ganz heiter, Wolfgang ſchien alle Beleidigung vergeſſen zu haben, und in recht cordialer Stimmung kamen ſie bei der ſingenden Geſellſchaft an. Götz erbat ſich die Erlaubniß, den Bruder am Rollſtuhl der Dame abzulöſen, die ihm gern gegeben wurde.

Wolfgang und Katharina gingen darauf neben einander. Nach einer Pauſe begann er: „Sie haben heut ein Urtheil Ihrer Tante über meinen Charakter gehört, mein Fräulein. Sind Sie damit einverſtanden?"

Katharina erhob ihre klaren Augen zu ihm und ſagte, nicht ohne Schalkheit: „Meine Tante hat durch ihre Jahre und Lebenserfahrung den Vortheil einer ſchnelleren Erkenntniß der Menſchen für ſich, den ich entbehre."

„Aber Sie trauen dem Urtheil Ihrer Tante?"

„Wenn ich Achtung davor habe, ſo ſchließt das nicht aus, daß ich mir meine Weiſe des Urtheilens vorbehalte."

„Ich wäre doch sehr begierig zu hören —“

„O nicht doch!“ lachte Katharina. „Ich, in meiner Unkenntniß der Menschen, brauche längere Zeit zur Prüfung.“

„Ihre Tante hat die Güte gehabt, mich in Ihr Haus einzuladen. Geben auch Sie mir die Erlaubniß?“

Katharina verneigte sich. „Was soll ich machen? In früheren Jahren, wenn Sie Sonntags mit dem Lebrecht kamen, durfte die kleine Käthe zuweilen mitspielen, obgleich es wild genug herging. Später hatte unser Haus keinen Reiz mehr für Sie. Eingeladen würde ich Sie niemals haben, Herr Doctor!“

Wolfgang schien verlegen. „Ich werde mich recht sehr zusammen nehmen,“ begann er, „damit Ihre Prüfung meines Charakters günstiger ausfalle.“

„Damit würden Sie ihn ja nur verhüllen. Wie soll ich prüfen, was mir verborgen wird?“

„So sprechen Sie also die Ueberzeugung aus, daß ich eitel und anmaßend sei?“

Katharina lachte. „Ich habe nichts gesagt, und habe nicht die Absicht, heut schon etwas darüber zu sagen.“

„Was lacht Ihr und amüsirt Euch?“ rief Eugenie herbeispringend. „Bitte, was gab es?“

„Ihr Herr Bruder kann es nicht erwarten,“ entgegnete Katharina heiter, „daß ich das Urtheil meiner Tante über ihn unterschreibe!“

„Zu Tiſche! zu Tiſche!“ ſo gellte jetzt Torquato's Heroldsruf über die Felder. Die Gruppen ſammelten ſich wieder im Paradieſe. Man war ſehr heiter, trennte ſich ſpät, und verſprach baldigen Gegenbeſuch im Morbach'ſchen Landhauſe. —

Von dieſem Tage an ſahen ſich die Familien Willmers und Morbach faſt täglich, denn das Gefallen war gegenſeitig. Der Rector und die Seinen hatten einen Nachmittag und Abend in dem ſchönen Morbach'ſchen Landhauſe und Park verlebt. Torquato begab ſich gern ſchon des Morgens dahin, um von der Tante über Tiſche zurückbehalten zu werden, doch blieben die allgemeinen Zuſammenkünfte vorwiegend im Paradieſe. Wolfgang verſäumte keinen Nachmittag, erhielt und nahm von der Tante manchen tapferen Ausputzer hin, ohne ſich ſonderlich verletzt zu fühlen. Oft war er ſeiner Schweſter in Geſellſchaft Katharina's ſchon Morgens im Muſeum begegnet. Denn Katharina holte ihre Freundin häufig im Wagen zu gemeinſamen Kunſtſtudien ab. Ihr Wagen begann überhaupt zwiſchen der Wohnung des Rectors und dem Paradieſe eine Rolle zu ſpielen, ſehr zur Bequemlichkeit der wackern Hausfrau. Dieſe ſaß dann regelmäßig mit Tante Birkenfeld in dem Gehege von Tannenzweigen, meiſt in oder neben dem Sommerhauſe, während die jungen Damen für ihre Privatgeſpräche ſich häufig ein anderes Plätzchen ausſuchten, welches Götz und Wilhelm ihnen hergerichtet hatten.

Mit diesen beiden Jünglingen und dem jüngsten der Brüder stand nun die Tante auf dem intimsten Fuße. Sie hatte ihre Freude dran, den jugendlichen Uebermuth, die Keckheit, sogar die Unart ihrer Freunde herauszufordern, so daß diese, da sie etwas wagen durften, sich auch ungezwungen gegen sie gehen ließen. Trieben sie es dann etwas zu stark, so wollte sie sich ausschütten vor Lachen und schrie einmal über das andere: „Nein, diese Willmers'schen Jungen sind doch gräßlich ungezogenes Gelichter!“ — Die Mutter wurde zuweilen unruhig, fühlte sich durch den Vorwurf schlechter Erziehung getroffen und tadelte ihre Söhne. Dann begütigte die Tante: „Ruhig, Frauchen! Ich selbst bin dran schuld. Die Burschen sind gut und brav erzogen. Was sich neckt, das liebt sich, und ich bin einmal in Ihre junge Mannschaft vernarrt.“

Aber was war nur mit dem Rector vorgegangen, daß er die Frauen häufig so lange auf seine Gesellschaft warten ließ? „Wo bleibt denn heut wieder mein gelehrter Freund?“ fragte Frau Birkenfeld oft, während die Hausfrau mit einem leisen Seufzer nach dem Feldwege blickte, auf welchem er kommen sollte. Er kam wohl, aber nicht mehr so harmlos vergnügt wie sonst.

Er hatte seine Arbeiten im Paradiese eingestellt. Zwar die Söhne, Götz und Wilhelm, zogen jeden Morgen — ihr Butterbrod in der Tasche, ihre Bücher unter dem Arm — nach dem „Garten,“ um daselbst

an ihren Ferienarbeiten thätig zu sein. Zur Erholung gaben sie sich dann eifrig daran, die Gartenanlagen zu erweitern. Der Boden wurde in Felder abgesteckt, und Wege zum Lustwandeln angelegt. Die Felder erhielten eine Einfassung durch Bruchstücke von alten Ziegelsteinen und kleinen Tannenreisern, und künstliche Figuren von Linien und Sternen, aus lauter Geräthschaften, die man im Schutt gefunden, gaben Kunde von der immer thätigen Phantasie und kindlich zufriedenen Geschmacksrichtung der jungen Künstler. Die Anlage, aus der Vogelperspective gesehen, mußte jetzt den Eindruck einer unregelmäßigen Marzipantorte machen. Wenn aber die Söhne dem Vater das immer neue Wachsen ihrer Schöpfung zeigten, hatte er nur noch ein Lächeln und Kopfschütteln. Was er selbst mit ganzem Herzen begonnen, erschien ihm jetzt kindisch, abgeschmackt, er schämte sich, und begriff nicht, wie er sich mit solchen Spielereien habe befassen können! So überblicken wir oft unsere Werke! Mit Freude begonnen, mit holder Genugthuung fortgeführt und zum Abschluß gebracht, überkommt uns, im Vergleich mit Vollendeterem, plötzlich Beschämung über uns selbst. Wir sind fertig mit der Verirrung oder dem Spiel unserer Phantasie, und stehen befremdet, wenn wir sehen, wie Andere unsern Spuren folgen, um den Irrthum zu erweitern und auszubauen. Ja, wenn es nur auch immer eine so harmlose Schule

des Irrthums wäre, die wir gegründet oder verschuldet!

Der erste Besuch im Morbach'schen Garten, mit seiner Blumenpracht und seinen schattigen Baumgängen, hatte dem Rector Willmers die Freude an der eigenen Schöpfung verdorben. Gleichwohl hatte er diese niemals überschätzt, er wußte, was er trieb, allein er war an jenem Einweihungstage zu einem Abschluß gelangt, und nun zog ihn die Culturarbeit in der Paradieseswüste nicht länger an. Selbst in der Hoffnung, seine gelehrte Ferienarbeit hier zu fördern, sah er sich getäuscht. Nur einmal war er mit den Söhnen, die Bücher gleich ihnen unter dem Arm, hinausgewandert, allein es fand sich, daß hier eigentlich Alles fehlte, was er brauchte. Jetzt war der Aeschylus nicht zur Hand, in dem er rasch eine Stelle nachschlagen wollte; jetzt fehlte zur Vergleichung nur weniger Worte der Pausanias; wie war doch die Wendung im Hesiod? — und dann, in der Odyssee waren ja auch Beispiele — über den ganzen Mythus, mit dem er sich beschäftigte, gingen ihm plötzlich ganz neue Gesichtspunkte auf. Und nun saß er ohne alles Material in einer Bretterbude auf freiem Felde, und ärgerte sich dazu über eine zudringliche Wespe, welche angelockt durch das Butterbrod auf dem Tische, ihm unablässig um die Nase summte. Das ging doch nicht länger! Seine gelehrte Arbeit konnte er allein zu Hause machen, so

viel ſtand feſt, und ſo verſenkte er ſich daheim in ſeine Studien und überließ das Paradies ſeiner Familie. Es war ein merkwürdiger Umſchwung vor ſich gegangen. Er ſelbſt hatte nicht nur keine Freude mehr daran, er fand es ſogar oft recht unbequem, grade dieſen häßlichen Spaziergang, und nicht einen hübſcheren machen zu ſollen; während ſeinem Sohne Wolfgang das Paradies, welches er einſt ſo arg verſpottet, jetzt ſehr angenehm und unterhaltend erſchien und ſogar die Hausfrau Geſichtspunkte fand, unter welchen der Aufenthalt im „Garten" wirklich erſprießlich ſein konnte.

Gleichwohl machte der guten Frau die veränderte Stimmung des Mannes einige Sorgen. Sie merkte, daß ſeine gelehrte Arbeit nicht nach Wunſche fördern wollte, da der Plan dazu ſich unter der Feder umfaſſender geſtaltet habe, und neue Vorſtudien verlange. Sie brachte leiſe den Reiſeplan des Gatten wieder in Anregung. Noch war es Zeit, das Reiſegeld zwar angegriffen, allein für eine gemäßigte Ausdehnung noch ausreichend. Der Rector wollte nichts davon wiſſen. Die gelehrte Arbeit ſtand noch vor ſeinem Geiſte, die Vorſtudien konnten während der Ferien noch erledigt werden.

So verging die Hälfte der Ferientage. Frau Willmers theilte der alten Freundin ihre Sorge mit, und beide Frauen ſannen und rathſchlagten, wie ſie dem Manne auch die gelehrte Arbeit verleiden und ihn noch

zur Erholung in's Weite ſchicken könnten. Auch ſprach Frau Birkenfeld häufig über einen Verkauf des Paradieſes, und wollte nicht daran glauben, daß ſich kein Käufer dafür finden werde.

Es war unter der ſchönen Veranda des Morbach'ſchen Hauſes, als die Frauen auch wieder ihr Geſpräch über einen möglichen Verkauf hin und wieder gehen ließen. Die Familie Willmers hatte ſich bereitwillig finden laſſen, ſchon zum Kaffee zu erſcheinen, der Rector wollte zum Abend nachkommen. Die Jugend war im Gartenſaal am Flügel, und Geſänge, Duo's und Gelächter ſcholl durch die geöffneten Thüren. Denn wenn ſich Katharina auch anfangs geweigert hatte, vor Wolfgang's Ohren ihre „Dilettantenſtimme" hören zu laſſen, ſo war man darüber längſt hinaus.

Wolfgang ließ es ſich nicht nur gefallen, er bat, er flehte darum, er begleitete dann ihren Geſang und die Duo's der jungen Damen, er ſang endlich auch, er war völlig zum Renegaten ſeines Rigorismus geworden.

„Hören Sie nur, Frauchen!" begann die Tante. „Jetzt ſingt ihr junger Doctor mit meiner Käthe! Es klingt gut zuſammen. Ich denke, Sie und ich brauchen nichts hinzu zu thun, damit die beiden einmal — was iſt, Trompeter?"

So unterbrach ſie ſich, zu ihrem Diener gewendet, dem ſie ein für allemal dieſen Namen gegeben hatte,

während Frau Willmers lächelnd ihre Augen nach der andern Seite ſchweifen ließ. — Der Juſtizrath Schlickmann ſei da, entgegnete der Trompeter, und wünſche die Frau Birkenfeld zu ſprechen. — „Der iſt da?“ rief die alte Dame. „Verzeihen Sie, Frauchen, mit dem habe ich eine Privatſache zu beſprechen. In mein Zimmer, Trompeter!“

Da ſie im Hauſe meiſt genügend „Beine hatte,“ um ſich ſelbſtändig zu bewegen, begab ſie ſich in ihre Gemächer, während Frau Willmers ſich zu der muſicirenden Jugend geſellte. Im Gartenſaal ging eben zwiſchen Katharina und Eugenie das Briefduett aus dem Figaro in Scene, begleitet von Wolfgang, und darauf ſang dieſer als Graf Almaviva mit Käthe als Suſanna „ſo lang hab ich geſchmachtet.“ Die Mutter hatte ihren Sohn im Leben nicht ſo heiter und angeregt geſehen, lächelte vergnügt, und ſtrickte allerlei hübſche Gedanken in ihre Maſchen hinein.

Das dauerte wohl eine halbe Stunde. Währenddem hatte Frau Birkenfeld ihre Conferenz mit dem Juſtizrath. Sie begleitete ihn bis an die Thür, wo ſie ihm einen bedeutſamen Wink gab, und ihn verabſchiedete. Vor der Thür ſtand ihr Rollſtuhl. Sie rief nach dem Diener. Aber der Trompeter war nicht aufzutreiben. „Torkelchen, mein Liebling,“ ſagte ſie zu ihrem jüngſten Freunde, der ſich da herumtrieb, „Torkelchen willſt Du einmal recht geſchickt

ſein, und mich ſtatt des Trompeters nach dem Paradieſe fahren?“

Torquato meinte, es ſei ja Niemand daſelbſt anzutreffen. „Das thut nichts, mein Schatz, ich habe nothwendig da zu thun. Wenn Du es gut machſt, ſchenke ich Dir etwas ſehr Schönes! Schnell, ſchnell, mein Junge!“ Mit dieſen Worten beſtieg ſie ihren Rollſtuhl, und ſchien Eile zu haben, unbemerkt davon zu kommen. Torquato war bereit. Er ſchob ſie aus Leibeskräften durch den Park, ja er nahm ihre Mahnung zur Eile ſo wörtlich, daß er mit ihr in wahre Carriere gerieth. Die Dame, zwiſchen Angſt und Lachen, bat himmelhoch, die gefährliche Haſt zu mäßigen, und ſah ſich jeden Augenblick ſchon im Graſe liegen. Da tauchte in der Seele Torquato's, der da wußte, daß er ſich etwas erlauben durfte, ein ausgezeichnet anſprechender Plan zu einem Scherze auf. Im Galopp ſauſte er mit der vor Angſt faſt ſchreienden Tante über die Grenze des Parks, noch eine kurze Strecke auf dem Feldwege hin, und dann plötzlich quer in ein großes grünes Mohrübenfeld hinein. Hier ließ er die Dame ſtehn, und ſprang davon. Als ſie zu Athem kam und ſich ſcheltend umſah, fand ſie ſich allein, hülflos ausgeſetzt, mitten unter herzloſen Gemüſebeeten. Es war eine Situation, noch ſchlimmer, als jene, da ihr der Trompeter zuerſt das Bild der Roſe vorgeblaſen hatte. Sie rief und zeterte, ſie klagte zu den Wolken hinauf: „Nein,

dieſe Willmers'ſchen Jungen ſind doch gräßlich ungezogenes Gelichter!" Sie lachte dazwiſchen, denn ſie hatte Verſtändniß für den Humor ihrer unglücklichen Lage, und rief immer wieder vergeblich den Namen ihres treuloſen Führers. „Was fang' ich jetzt an?" dachte ſie endlich. „Nach dem Paradieſe kann ich nicht hinüber. Ich muß abwarten, bis ich den Juſtizrath drüben erblicke, und ihm ein Zeichen geben, vielleicht bemerkt er's." Während ſie ſo ſaß und wartete, machte ſie die Beobachtung, daß — die Mohrüben auf dieſem Felde wirklich recht ſchön ſtünden!

Nun giebt es eine Parabel von ſehr ſinnreichem Inhalt. Ein Mann fällt in einen tiefen Brunnen. Aber mitten im Fall weiß er ſich an ein wildes Geſtrüpp, das da in den Steinfugen wuchert, feſt zu halten und bleibt hangen. Unter ihm die Tiefe des Brunnens, aus welchem ein Drache nach ihm empor ſchnappt, über ihm ein wildes Raubthier, das ſich über den Rand des Brunnens bückt, während eine Maus an den Wurzeln des Geſtrüppes nagt, und ſo ſeinen einzigen Halt zu vernichten droht. In dieſer Todesgefahr von allen Seiten erblickt der Mann ein paar ſaftige Beeren an dem Geſträuch, und folgt auch da noch ſeinem Gelüſt, davon zu naſchen. In nicht unähnlicher Lage befand ſich die hülfloſe, der Einſamkeit preisgegebene Tante. Nur daß ſtatt des fehlenden Drachen und des Raubthiers, Torquato und der Juſtizrath — auch

nicht da waren. Und in dieſer Situation überkam ſie die Verſuchung, die hier ſehr ſchön gedeihenden Mohrüben zu prüfen. Sie bückte ſich nieder, zog und rüttelte an einer Staude — ſie mußte ſich lange daran abarbeiten, denn die Wurzel ſaß feſt — und zog endlich ein rieſiges Prachtexemplar einer gelben Rübe aus dem Boden. Mit Erſtaunen betrachtete ſie es.

Da gellte ein Pfiff über das Feld. Erſchrocken fuhr ſie auf. Ein Mann kam auf ſie zugeſchritten. War er denn plötzlich aus der Erde gewachſen, daß ſie ihn nicht früher bemerkte? Er kam vom Paradieſe her, aber der Juſtizrath konnte es nicht ſein. Denn der eilig näher Kommende war jung, ſchlank und hochgewachſen, der Juſtizrath ein dicker, behäbiger Herr. Himmel! Jetzt dämmerte es ihr. Es war der Beſitzer des Mohrübenfeldes, welches ſie beraubt hatte! Er kam, um ſie zu pfänden! Welche Schmach! Sie hatte ſich bei einem Rübendiebſtahl ertappen laſſen! Denn anders war die Situation gar nicht zu faſſen. Jener Pfiff deutete darauf hin — Torquato konnte doch nicht gepfiffen haben, er war ja nirgends zu ſehn! Ja, ja, der fremde Mann mußte der Eigenthümer des Rübenfeldes ſein, und er kam nun, um ſie auszupfänden!

„Mein Herr!“ ſchrie ſie ihm in ihrer Gewiſſensangſt entgegen, „Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich hier habe Rüben ſtehlen wollen! Ich bin die Frau Forſtmeiſter Birkenfeld, Schweſter des verſtor-

denen Fabrikherrn Merbach — ich habe nur prüfen wollen —"

„Oho, Madame!" unterbrach sie der Unbekannte, „das sind leere Ausreden! Ich habe Sie bei den Rüben ertappt, und verlange Schadenersatz. Wer weiß, wie viel Rüben Sie auf diese Weise schon bei Seite gebracht haben? Ob Sie nicht heimlich einen Handel damit treiben?"

„Gott im Himmel!" rief die Tante. „Ich treibe keinen Rübenhandel, ich sage Ihnen ja, wer ich bin! Wie kann ein so junger Mann einer anständig aussehenden alten Frau dergleichen auf den Kopf zusagen? Hören Sie doch nur, wie ich ohne meinen Willen an Ort und Stelle gelangt bin!"

Der Fremde war wirklich nicht nur ein junger Mann, sondern ein sehr eleganter junger Herr mit einem hübschen Schnurbart, und sah eigentlich nicht aus, als bekümmere er sich sonst viel um gestohlene Rüben. Das leuchtete der Tante mittlerweile auch ein, während sie ihm die perfide Art und Weise erzählte, mit der man sie hier ausgesetzt hatte. „Uebrigens, mein Herr" — fuhr sie fort — „haben Sie sich erst als der Eigenthümer dieses Feldes zu legitimiren! Trauen Sie mir nicht, so traue ich Ihnen eben so wenig, und spreche Ihnen das Recht ab, Schadenersatz zu verlangen."

„Das ist kühn, Madame!" rief der Fremde. „Ich

bewundre die Entschlossenheit, mit der Sie mir entgegnen, während Sie doch einsehen müssen, daß ich Sie ohne Umstände von hier entführen könnte, um Sie, als meine Beute, durch die Welt zu schleppen!"

„Entführung?" schrie die Dame laut auf. „Das fehlte mir noch! Herr, ich würde einen solchen Mordspectakel machen, daß Ihnen die Entführungslust vergehen sollte! Jetzt aber nehmen Sie Vernunft an, und bringen Sie mich nach Hause. Dort können wir besser unterhandeln als hier. Wer Sie auch sein mögen, so viel Respect müssen Sie als anständiger Mensch haben, um einer wehrlosen alten Frau zu helfen, selbst wenn Sie sie für schuldig halten. Ohne Umstände, fassen Sie mein Fahrzeug an, daß wir nur aus diesen verwünschten Rüben kommen! Ich werde Ihnen den Weg durch den Park angeben."

Der Fremde hatte bereits angefaßt, wendete den Rollstuhl, und zeigte sich durchaus vertraut mit der Richtung, die er zu nehmen hatte. Weder er noch die Dame bemerkten, wie aus dem Gebüsch am Rande des Parks die Gestalt Torquato's auftauchte, und ihnen mit sehr verblüfftem Gesicht über die Wendung seines Scherzes, langsam nachfolgte. Der Fremde unterhielt sich jetzt sehr höflich, konnte es zu ihrem Aerger aber nicht lassen, fortwährend auf Mohrüben und Diebstahl anzuspielen.

„Uebrigens, mein Herr!" unterbrach sie ihn, „ist

es noch sehr die Frage, ob ich nicht ganz in meinem Rechte war, und die Rüben von unserm eignen Grund und Boden genommen habe. Mir fällt ein, daß das Haus Morbach hier herum Besitzungen hat. Ich kenne sie nicht, aber —"

Gespräch und Lachen unterbrachen ihre Rede. Durch einen Seitengang des Parks kam die ganze Gesellschaft aus dem Landhause geschritten, vermehrt durch den Rector Willmers, der inzwischen erschienen war. Man hatte sich aufgemacht, um die verschwundene Tante zu suchen.

„Lebrecht!" rief Katharina mit heller Freudenstimme, indem sie den Fremden hinter dem Rollstuhl der Tante erblickte, und kam mit offenen Armen auf ihn zugesprungen.

„Lebrecht Morbach!" rief auch Wolfgang. „Wahrhaftig, er ist es!"

„Unser neuer Weltenfahrer, unser verschollener Odysseus Lebrecht Morbach!" rief auch der Rector, während Eugenie Willmers lächelnd und leise erröthend den Ankommenden betrachtete.

Lebrecht umarmte seine Schwester, schüttelte dem Schulfreunde und dem einstigen Erzieher die Hände, wobei es in einem Kreuzfeuer von Fragen ziemlich geräuschvoll herging.

Die Tante saß einen Augenblick mit offnem Munde vor Erstaunen. Dann erhob sie sich und stieg aus

ihrem Fahrzeug. „Was?“ — begann ſie in gedehntem Tone. „Das iſt der Lebrecht? O Du heilloſer Schlingel!“ Sie verſetzte ihm einen Schlag auf die Schulter, und zwar mit jener Mohrübe, die ſie krampfhaft in den Händen feſtgehalten hatte. Das Abenteuer wurde erzählt und belacht (obgleich es Torquato eine väterliche Ohrfeige eintrug nebſt Ausſicht auf noch empfindlichere Strafe) und vergnügt kehrte die Geſellſchaft nach dem Gartenſaal zurück. —

Lebrecht war Mittags von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, und auf die Nachricht, die er in der Stadt empfing, daß ſeine Damen eher in dem Garten des Rector Willmers im Paradieſe anzutreffen ſein würden, als in ihrem Landhauſe, hatte er den Weg nach dem Paradieſe, und ſo die ſtaunenswerthe Anſiedlung ſeines Lehrers in Augenſchein genommen. Staunenswerth genug war ihm die Kunde ſchon geweſen, wie der Rector in den Beſitz dieſes Grundſtückes gelangt ſei, und ſo, zwiſchen Betrübniß, humoriſtiſcher Anwandlung und guten Vorſätzen, war er von dem heut einſamen Paradieſe über Feld nach dem Landhauſe geſchritten. Nun gab es, inmitten der Freude des Wiederſehens viel Neckereien mit der Tante (die er gleich erkannt hatte), Neckereien, die nur um ſo beluſtigender waren, als der Tante, welche wirklich auf geheimen Wegen geweſen, immer etwas zu verſchweigen übrig blieb. Sie hatte eine Unterredung mit einem

Juſtizrath gehabt, hatte ſich dann durch Torquato zum Stelldichein fahren laſſen — (wie unſittlich! Ein Kind zu ſolchen Dingen zu verleiten.) — Das waren ſehr gravirende Umſtände! Man lachte über ihre Vertheidigung, über die Widerſprüche, in die ſie ſich verwickelte, und ging in heiterer Stimmung zu Tiſche.

Doch blieb Einer heut von der Abendtafel ausgeſchloſſen, nämlich Torquato. Sein Vater hatte ihm einen Platz außerhalb des Gartenſaals angewieſen, als Strafe für ſeinen verbrecheriſch-phantaſtiſchen Scherz. Für ein Gemüth, wie das Torquato's, war die Strafe allerdings empfindlich. Doch ſchien er ſie, wenn nicht ſtoiſch, doch mit einiger Verſtocktheit zu tragen. — Tante Birkenfeld war außer ſich, daß ſie die Urſache ſeines Faſtens ſein ſollte, und bat vergeblich um Verzeihung für den Sünder. Sie nahm endlich zur Heimlichkeit ihre Zuflucht. Aber der Trompeter, der ihm etwas zuſtecken ſollte, wurde rechtzeitig von dem Vater entdeckt, und zurückgehalten. So ſaß Torquato draußen, hoffnungslos, butterbrodlos, bratenlos, obſtlos, und, was das Schlimmſte war, vielleicht ſogar reuelos und gewiſſenlos!

Noch an demſelben Abend und während der Geſellſchaft erzählte der Rector ſeiner Frau von einem Briefe, den er Nachmittags erhalten. Ein alter philologiſcher Genoſſe und Freund, ebenfalls Rector in einem Städtchen Thüringens, lud ihn zu einer kleinen

pädagogiſchen Verſammlung ein, und bat dringend um den Beſuch in ſeinem Hauſe. Einige intereſſante Fragen ſollten in Berathung kommen, alte Freundſchaften erneuert werden, die ſchöne thüringiſche Gegend lud zur angenehmſten Erholung ein. Es war nur ein kleiner Ausflug, aber er verſprach genußreich und zugleich lehrreich zu werden. — „Franz!“ rief die Hausfrau. „Kannſt Du noch zögern? Ich nehme an, Du biſt ſchon entſchloſſen! Du packſt heut noch auf, und reiſeſt morgen, nicht wahr?“

„Was giebt es denn da?“ fragte Frau Birkenfeld. Die Freundin machte ihr ſchnell Mittheilung, und rief ihre Hülfe an, den Mann auf den Weg zu bringen. — „Es iſt keine Frage mehr, Sie reiſen!“ rief die Tante. „Aeſchylus und Heſiod laufen Ihnen nicht davon, wohl aber die Ferien. Machen Sie, daß Sie fortkommen!“

Der Rector entſchloß ſich wirklich, ſchon morgen zu reiſen, ſehr zur Freude ſeiner Frau. Es koſtete ihn keinen Kampf mehr, weder ſein Paradies, noch ſeine gelehrten Vorarbeiten zu verlaſſen. —

Als die Familie ſich entfernt hatte, und Lebrecht mit der Schweſter und der Tante allein ſaß, wurde nochmals über das ſonderbare Vermächtniß des alten Morbach geſprochen. „Wir können das nicht auf uns ſitzen laſſen,“ begann Lebrecht. „Wenn ich nur wüßte, wie man meinem guten alten Lehrer etwas Beſſeres dafür bieten könnte!“

„Nun, das findet sich wohl!“ meinte die Tante, während Katharina erröthete, und sich etwas im Zimmer zu schaffen machte. Man sprach eine Weile von andern Dingen, und freute sich der Aussichten und Pläne künftigen angenehmen Beisammenlebens.

Dann wiederum begann Lebrecht. „Hätte ich doch niemals gedacht, daß die kleine Eugenie Willmers ein so anmuthiges und hübsches Mädchen werden würde!“

„Meinst Du?“ warf die Tante leicht hin.

„Sie scheint auch klug und unterrichtet zu sein. Was sie sagt ist allerliebst verständig und dabei doch kindlich mädchenhaft. Man kann sich's denken — der Vater ist ein gelehrter, geistvoller Mann und bei alledem ein naiv kindliches Gemüth. Die Mutter eine kluge praktische Hausfrau — sie hat, seit ich keine eigne Mutter mehr hatte, manchen kräftigen Ausputzer an meine Erziehung gewendet. Dafür bin ich ihr den Dank noch schuldig. Du bist befreundet mit der Eugenie, liebe Käthe? Du mußt ihren Charakter kennen. Ist sie so gut, als sie hübsch ist?“

Katharina lächelte und wollte das Lob ihrer Freundin singen, die Tante aber schnitt ihr das Wort ab. „Ach was, hübsch! hübsch finde ich das Mädchen nun gar nicht!“

„Was?“ rief Lebrecht und trat mit Eifer für Eugeniens Schönheit ein. Das wollte die Tante grade. Ihr Einwurf sollte seine Opposition hervorlocken, und

damit gelang es ihr vortrefflich. Inzwischen war er doch vorsichtig genug, nicht zu weit zu gehen, und eigentlich wurmte es ihn nachher ein wenig, daß er überhaupt so weit gegangen als er wirklich gegangen. —

Der Rector Willmers war also verreist, sein Paradies aber darum nicht durchaus vereinsamt. Denn wenn auch die beiden Familien, die sich fortan fast täglich sahen, es vorzogen, ihre Zusammenkünfte in das benachbarte, unzweifelhaft angenehmere Morbach'sche Gebiet zu verlegen, so waren doch die jüngeren Söhne des Rectors immer geschäftig im Paradiese, und suchten die Achtung vor dem Familieneigenthum zu wahren.

So wenig Katharina und Eugenie die immer wachsende Schöpfung der jungen Künstler mit ihrer eignen Geschmacksrichtung vereinigen konnten, so thaten sie ihnen doch den Gefallen einmal aus dem Park herüber zu kommen, und ein besonders schön gelungenes Stück Mosaik zu bewundern. Und einmal an Ort und Stelle setzten sie sich nieder, und verweilten längere Zeit in ungestörtem Gespräch. Sie waren jetzt Freundinnen, und hatten manche Vertrauenssache schon durchgesprochen. Doch trug jede vor der Freundin ein Geheimniß, welches sich gar zu gern vertrauensvoll verrathen hätte und doch nicht recht über die Lippen wollte. Hier nun auf diesem paradiesischen Boden schienen beide Geheimnisse plötzlich eine unwiderstehliche Anziehungskraft zu üben. Katharina begann plötzlich von

ihrem Bruder Lebrecht zu reden. Sie erröthete dabei und bemerkte, wie sich auch über Eugeniens Antlitz ein lebhafteres Roth ergoß. Sie erzählte, wie gern Lebrecht sich der Jahre im Willmers'schen Hause erinnere, wie hoch er Eugeniens Eltern schätze, und wie er eine Menge Geschichtchen selbst von der damals noch kleinen Eugenie im Gedächtniß behalten habe. Und dann verhehlte Katharina nicht, daß sie ihren Bruder von Charakter und Gemüth für einen ganz ausgezeichneten jungen Mann halte, und wie sie ihn einst so glücklich wünsche, wie er es verdiene.

Und Eugenie, welche mit gesenkten Augen zugehört, nahm darauf mit einiger Befangenheit das Wort, und sprach ihre Freude aus, daß Lebrecht und ihr Bruder Wolfgang die alte Jugendfreundschaft erneuert hatten. Auch habe sich Wolfgang sehr zu seinem Vortheil verändert. Er sei nicht mehr so absprechend, sondern merkwürdig duldsam gegen fremde Ansichten, er sei viel bescheidener, freundlicher, herzlicher geworden, und sie halte ihn jetzt für einen wirklich liebenswürdigen jungen Mann.

In diesem Augenblick trafen die Augen der Freundinnen einander. Und plötzlich umarmten sich die beiden jungen Damen stürmisch, erröthend, halb lachend, halb verlegen, und hatten sich ohne deutlichere Erklärung verstanden.

„Mädchen müssen sich doch immer umarmen und

küſſen!“ ſagte Wilhelm, welcher alte Ziegelſteine für neues Moſaik zerklopfte, zu ſeinem Bruder Götz. Und Götz blickte nach der bezeichneten Richtung hin, und gab zu erkennen, daß er auch ſeinerſeits dergleichen Zärtlichkeiten recht abgeſchmackt finde. —

Ein andermal, Abends nach einem heißen Tage, trafen Lebrecht und Wolfgang Arm in Arm im Paradieſe ein. Sie kamen aus dem Landhauſe, und hatten es vorgezogen, anſtatt der immer belebten, ſtaubigen Hauptſtraße dieſen Weg nach der Stadt zu nehmen, obgleich er etwas weiter war. Auch ſie ließen ſich auf dem Bänkchen der jungen Damen nieder — denn es war Mondſchein, und beide brachten aus der Geſellſchaft ein zur Mittheilung geneigtes Herz mit. Sie fingen von der Zukunft an — ganz im Gegenſatz zu den jungen Damen, welche mit der Vergangenheit begonnen hatten — und ſprachen ſehr ſolide Grundſätze aus über Wirken und Streben, öffentliches und häusliches Leben. Jeder billigte durchaus die Anſichten des Andern, und da es bei dieſem Einverſtändniß nichts zu opponiren gab, verſanken beide in Schweigen und hingen ihren Gedanken nach. Allein einige Minuten darauf belebten ſich beide wieder, und plötzlich begannen ſie wie aus Einem Munde: „Deine Schweſter —“

Sie ſtutzten und lachten laut auf, um dann in rauſchender Unterhaltung Arm in Arm nach der Stadt zurück zu kehren. —

Und wieder ein andermal, wenige Tage vor dem Schluß der Ferien — der Vater ſollte Abends heimkehren — waren Götz und Wilhelm allein im Paradieſe beſchäftigt. Da näherte ſich eine Gruppe von Herren, welche die Anſiedlung ohne Anfrage betraten, lachend drüber hinblickten, und dann unter ſich von „Abſchätzung“ ſprachen, und einer „Linie,“ die in dieſer Richtung „durchgehen“ ſollte. Einer von den Herren, welcher mit dem Titel Juſtizrath angeſprochen wurde, redete viel von „Bodenwerth“ und nannte allerlei verwirrende Zahlen. — Götz ging endlich einige Schritte auf die Eindringlinge zu, ihn befremdete die Rückſichtsloſigkeit, mit der die Unbekannten ſich auf dieſem Privateigenthum betrugen. Denn ſie nahmen ſogar im Sommerhauſe Platz, und ſprachen dort weiter, ohne auch nur im Geringſten auf die beiden Jünglinge zu achten. Dieſe waren freilich in Hemdärmeln und mochten vielleicht nicht ganz den Eindruck machen, als habe man ſich ihnen, als den Beſitzern des Paradieſes, beſonders vorzuſtellen. Dem wackeren Götz aber ging die Zwangloſigkeit der Fremden in ſeinem Garten zu weit. Er trat mit Entſchloſſenheit vor ſie und fragte: „Was wünſchen die Herren hier?“

„Bleib' Er bei ſeiner Arbeit und ſtöre Er uns nicht!“ rief eine Stimme.

„Ich habe das Recht zu fragen!“ entgegnete Götz mit gehobenem Tone. „Sie befinden ſich

in dem Garten meines Vaters, des Rector Willmers!"

„Ah so!" rief der Justizrath. „Sie sind der Sohn? Um Vergebung, junger Herr, daß wir so ohne Umstände Platz nehmen, aber es ist heiß."

Götz verneigte sich jetzt höflich. Der Justizrath aber fuhr fort: „Sie haben wohl diese künstlerische Ansiedlung selbst geschaffen? Schade, daß die nun auch zu Grunde gehen muß!" Der Justizrath lächelte dabei spöttisch genug.

„Zu Grunde gehen?" fragte Götz verwundert. „Wie so?"

„Nun, wissen Sie denn nicht? Die neue Eisenbahn wird diese Richtung nehmen, und vermuthlich Ihren Garten grade durchschneiden."

„Die Eisenbahn?" Götz schien zu erstarren. „Und dies wird Alles zerstört?"

„Nun, trösten Sie sich!" lachte der Justizrath, „es wird noch mancher andere Garten zerstört werden!" Er wandte sich zu den Herren zurück.

Götz aber sprang auf Wilhelm zu, der in der Entfernung harrte, um ihm die befremdliche Nachricht mitzutheilen. Die beiden Jünglinge waren so bestürzt, daß sie nicht vermochten auch nur die Hand an ihre Erdarbeit wieder anzulegen. Denn im Geiste sahen sie, wie schon morgen andre Arbeiter mit Schaufeln und Karren anrückten, um die ganze Schöpfung ihrer

Ferien, die ihnen lieb geworden, zu durchwühlen und um und um zu kehren. Das war ſchmerzlich! Denn ihre Hoffnungen nahmen bereits einen kühneren Flug. Sie hatten mit einander ausgemacht, während des ganzen Herbſtes und Winters ihr Taſchengeld zu ſparen, um dann im Frühjahr die Bodencultur gründlicher zu beginnen, zu ſäen und zu pflanzen, und ſo mit der Zeit einen wirklichen Garten herzuſtellen. Und von dieſer Ausſicht ſollten nun die Eiſenſchienen der neuen Bahn ſie für immer abſchneiden! Dazu war der Vater verreiſt — konnte er denn nicht gegen ein ſolches Verfahren ein Veto einlegen? Rathlos ſetzten ſich Beide nieder, und blickten nach dem Sommerhauſe, welches für ſie plötzlich ein furchtbares Tribunal zu umſchließen ſchien.

Die Herren brachen auf. Der Juſtizrath ſah ſich um und nickte. Götz und Wilhelm gingen auf ihn zu. „Wann kommt der Vater zurück?“ fragte der dicke Herr.

„Heut Abend.“

„Schön! Adieu!“ Er ging mit den Andern.

Aber auch die beiden Jünglinge vermochten nun nicht länger in ihrem Paradieſe auszuharren. Die Mutter und Eugenie mußten ſchnell erfahren, was ſo drohend bevorſtand. Haſtig packten ſie ihre Geräthſchaften zuſammen und eilten früher als ſonſt nach Hauſe. —

Abends kehrte Rector Willmers von ſeiner Reiſe

zurück, ſehr guter Laune, angeregt und durch neue Eindrücke befriedigt und gehoben. Die Schreckensbotſchaft ſeiner Söhne, die ihm gleich bei ſeiner Ankunft mitgetheilt wurde, rief nur ein Lächeln auf ſeine Lippen, und ſelbſt die Frage ſeiner Gattin, ob denn die Beſitznahme ihres Grund und Bodens durch die Eiſenbahn nicht eine Entſchädigung in baarem Gelde in Ausſicht ſtelle, erweckte nur Heiterkeit und Spott bei ihm. Unter den eingegangenen Briefen jedoch befand ſich einer, der ihm den Werth ſeines Grundſtückes doch wieder näher legte. Es war ein anonymer Brief. Der unbekannte Schreiber theilte ihm mit, daß ſich ein Käufer für ſein Beſitzthum gefunden habe, welcher, da er auf Speculation kaufe, ihm einen annehmbareren Preis anbiete, als die Verwaltung der neuen Eiſenbahn bei der Abſchätzung des wüſten Bodens ihm werde zahlen wollen. Das genannte Angebot erſchien dem Rector eine Schwindel erregende Summe. Er ſchüttelte den Kopf, und war geneigt, das Ganze für eine Myſtification zu halten. Zumal der geheimnißvolle Briefſteller ihn zu einer beſtimmten Stunde zum Stelldichein nach dem Paradieſe einlud, wo man die Angelegenheit weiter beſprechen könne. Dieſe Stunde war auf morgen Nachmittag angeſetzt. — Der Rector warf den Brief weg, ſteckte ihn dann aber in die Bruſttaſche, um ihn vor fremden Augen zu wahren. Wie wenig Gewicht er der Sache beilegen wollte, ſie beſchäftigte ſeine Gedanken

dennoch. — Bald darauf erschien Lebrecht Morbach, blieb den Abend über bei der Familie, und lud Alle für den nächsten Tag nach dem Morbach'schen Hause ein. Die heitere Stimmung des Gastes und der Seinen brachte den Hausherrn von den Gedanken an den geheimnißvollen Brief ab.

Tags darauf jedoch beschloß er, nach einigem Hin- und Herschwanken, den Gang zum Stelldichein doch zu thun. War es eine Mystification, wer konnte ihm sagen, daß er in die Falle gegangen, wenn er einfach nach seinem Garten spazierte? So ließ er Nachmittags Frau und Kinder den von Katharina gesendeten Wagen benutzen, und versprach in einigen Stunden nachzukommen.

Es war einer der heißesten Tage des ganzen Sommers, eine entsetzliche Schwüle lag drückend über der Stadt. Als der Rector sich um sechs Uhr zum Ausgehen rüstete, näherte sich langsam ein schweres Gewitter, welches seinem Wege durch die Straßen folgte und ihn bald überholt hatte. Dunkelheit legte sich über die Stadt, und doch schienen die schwarzen Massen, welche sich heranwälzten, nur erst die Vorboten des gewaltigen Wetters zu sein. Denn noch aus der Entfernung grollte der Donner. Bald kam er näher, in mächtigen, weitaushallenden Schlägen, und flammende Blitze hielten die Luft in fortwährender flackernder Bewegung zwischen Helle und Finsterniß. Da fegte

plötzlich der Sturm mit Staubwirbeln durch die Straßen, beflügelte alle Schritte, machte Fenster klirren, polterte mit den Hausthüren, und brachte mit allgemeiner Flucht eine wilde Verwirrung in die belebten Straßen. Den ersten schweren Regentropfen folgte ein prasselnder Hagelschauer, langandauernd, großkörnig, zerstörend, wo er in voller Macht niederschüttete. Der Rector war in ein Haus in der Vorstadt geflüchtet, an ein Fortkommen war nicht zu denken. Vor der Thür lagen die Eiskörner wie eine weiße Decke, die Leute schrien, lamentirten und weinten, und noch immer tobte der Aufruhr in den Lüften. Ueber eine Stunde hielt das Unwetter an, um sich noch eine Weile in langgedehntem Regen zu ergehen. Dann flog es vorüber, und die finstern Massen, die eben noch so vernichtend gewüthet, glänzten silberweiß und goldig in den Strahlen der Abendsonne.

Der Rector setzte seinen Weg fort. Er war zwar überzeugt, daß er sich die Einkehr in seinem Paradiese sparen könne, allein er befand sich nun einmal unterwegs. Der Staub war gründlich gelöscht, so gründlich, daß der Wanderer bis an die Knöchel einsank in die erweichten Feldwege und er viel fremdes Erdreich an den Stiefeln nach seinem eigenen Besitzthum trug. Und als er dort anlangte — welch ein Anblick begrüßte ihn! Was hatten Sturm, Hagel und Wasser aus seinem leichtgefügten Paradiesesgarten gemacht! Die ganze

Hecke war verschwunden. Ihre Bestandtheile lagen hier in Reisigknäuel zusammengeschwemmt, dort in Fetzen zerrissen umher. Zerstört der Fleiß der Jünglinge! Von einer dicken Breimasse übergossen, dort unterwühlt oder aus den Fugen gebracht, war das Mosaik der Beete, die Gänge zu gräulichen Rinnsalen von Wasser, Schutt und Gerümpel umgeschaffen, eine breite Pfütze lagerte vor dem Eingang zum Sommerhause. Der Rector blieb einen Augenblick stehen, halb lächelnd, halb wehmüthig, und betrachtete kopfschüttelnd die Stätte, bei deren Bebauung er einst eine stille Genugthuung gefühlt hatte. Seine Schöpfung entbehrte der Wurzeln, sie war nur auf der Oberfläche geblieben, ein einziges Wetter reichte hin, sie hinwegzuwischen, wie eine schlechte Zeichnung, die der Stümper mit weicher Kohle auf das Blatt gepfuscht hat! Es war ein beschaulicher Anblick. Wozu nach dem Sommerhause hinüber waten? Der Rector wollte eben umkehren — da wurde die Thür geöffnet und Lebrecht Morbach zeigte sich grüßend in der Bude.

„Lebrecht! Sie?“ rief der Rector, indem er überrascht auf ihn zu ging.

„Wir sind unserer noch mehr!“ entgegnete der Andere, indem er dem Ankommenden zum Sprung über die Wasserlache die Hand reichte.

Wirklich, es waren ihrer noch mehr, die der Rector in dem Sommerhause antraf. Katharina stand

neben Wolfgang, Eugenie, blaß und beängſtigt, neben Lebrecht, und dazu ebenſo verlegen wie ihre Freundin.

„Was iſt das? Habt ihr das entſetzliche Wetter hier in dieſer Bude erlebt?“ fragte der Rector, indem er die Blicke über die vier jungen Leute ſchweifen ließ, welche das Ausſehen hatten, als fühlten ſie ſich auf unrechten Wegen ertappt. Plötzlich warf ſich Eugenie mit Thränen an die Bruſt ihres Vaters, der ſie befremdet in ſeinen Armen empfing.

„Mein verehrter Vater Willmers,“ begann Lebrecht, „wir hatten weder die Abſicht, in dieſer Arche Noäh, in die wir uns geflüchtet, paarweiſe zuſammenzutreffen, noch erwarteten wir, hier ertappt zu werden. Aber nun gilt es Geſtändniſſe machen, die wir uns für einen feierlicheren Moment aufgeſpart hatten. Sie ſehen in uns zwei verlobte Paare, welche die erſte Stunde ihres Glückes unter Donner, Blitz und Hagelſchauer verlebt haben, und ſich dabei gelobten, in allen Widerwärtigkeiten des Lebens feſt und getreulich bei einander zu halten. Das Wetter iſt vorüber und ſo — bitten wir um ihren Segen!“

Der Rector ſtand einen Augenblick ſprachlos. Dann aber, da keiner der Anweſenden den Sprecher Lügen ſtrafte, und die junge Geſellſchaft einen wirklich ſegenbedürftigen Eindruck machte, öffnete der Vater ſeine Arme und fühlte ſich als einen ſehr glücklichen Mann. In dem verlorenen Paradieſe war ihm wider Erwarten

ein viel schöneres wieder gewonnen. Man gab Rechenschaft über das seltsame Zusammentreffen. Beide Paare hatten in lebhaftem Gespräch den Park verlassen, sich dann von einander abgezweigt, die jungen Männer in der entschiedenen Absicht, sich ihrer Dame zu erklären. Und nachdem dies glücklich gelungen war, machte, das ausbrechende Gewitter sie in das Sommerhaus flüchten, — welches freilich durch Lebrecht erst gewaltsam erbrochen werden mußte, — wo sie sich dann als Freuden- und Leidensgenossen zusammen fanden.

Der Rector, wie sehr ihn dies neue, glückliche Ereigniß erfüllte, dachte doch einen Augenblick an den wunderlichen Brief, der ihn an dies Stelldichein gerufen. Sollte sich in Lebrecht der anonyme Schreiber verbergen? Doch wie dem auch war, die Sache mußte vorerst auf sich beruhen. Hätte ihm selbst Jemand eine Mystification zugedacht, so ahnte dieser doch gewiß nicht, welche freudige Wendung an die Stelle der Enttäuschung getreten.

Nun aber mußte an Heimkehr nach dem Landhause gedacht werden. Allein die Damen konnten in ihren leichten Zeugschuhen den tief aufgeweichten Feldweg nicht betreten. Ihre Verlobten erboten sich, sie auf den Armen zu tragen. Darauf wollten sie nicht eingehen.

„Nun denn," schlug der Vater lachend vor, „so harret aus in eurer Arche, indessen ich gehe, eure Schuld

zu bekennen, Sühne nachzusuchen, und euch durch einen Wagen Rettung zu senden!"

Er schritt rüstig davon, beflügelt von hoher Freude. Am Rande des Parks begegneten ihm Götz und Wilhelm. Die Mutter und die Tante seien in großer Angst um die Verschwundenen, nach welchen man überall vergeblich suche, so berichteten sie. Der Vater nahm seine Söhne, welche im Paradiese ihre Forschung fortsetzen wollten, mit sich, und eilte zu den Frauen.

„Himmel und Erde!" rief ihm die Tante entgegen. „Unglücksmann — lieber, armer Freund! Sie waren doch nicht etwa im Paradiese?"

„Allerdings!" entgegnete er frohlockend, und erzählte, daß er die jungen Leute dort gefunden, und was sich mit ihnen begeben hatte. Der Wagen wurde sogleich bestellt.

„Victoria!" rief die Tante. „Gratuliren will ich, wenn sie paarweise anrücken! Jetzt aber habe ich es noch mit Ihnen zu thun. Sind Sie dem Justizrath nicht begegnet?"

„Welchem Justizrath?"

„Aber Sie sind doch auf einen gewissen Brief hin nach dem Paradiese gegangen?"

„Und Sie wissen um diesen Brief?"

„O ich dumme, verrückte Person! Ich bin zur Diplomatin verdorben, und so muß denn die Intrigue an den Tag. Ja, ja — ich habe mich hinter den Ju-

ſtizrath Schlickmann geſteckt, um ihnen Ihr Paradies abzukaufen — rein aus Eigennutz, verſichere ich Sie! Aus Speculation — ich wollte —"

Der Rector lachte und drohte ihr mit dem Finger.

„Wahrhaftig, es war nichts als gemeine Speculation!" fuhr ſie fort. „Wenn ich einen hohen Preis bot, ſo hoffte ich eine noch größere Summe zu gewinnen, da ich erfahren hatte, die neue Eiſenbahn werde dort den Boden werthvoller machen."

Sie wurde durch den Diener unterbrochen, der ihr ein Schreiben von dem Juſtizrath überbrachte. Das böſe Wetter habe ihn zurückgehalten, ſchrieb er, wie er denn auch in Eile dem Rector ein Abmeldungsbillet für das Stelldichein ins Haus geſchickt habe. Er hoffe, daß dieſer es noch rechtzeitig werde empfangen haben.

„Abſcheulich!" rief die Tante. „Und nun ſind Sie bei dieſem Wetter vergeblich hinausgegangen!"

Der Rector ergriff die Hand der alten Dame und führte ſie reſpectvoll an ſeine Lippen. „Nicht vergeblich, verehrte Freundin!" entgegnete er. „Ich danke Ihnen, aber es iſt mir lieber, daß es anders gekommen iſt. Mein Geſchäft mit der Eiſenbahn will ich ſchon ſelbſt abmachen. In die Falle, die Sie mir geſtellt, bin ich freilich gegangen, aber eine viel größere Freude habe ich dort gefunden, als ich erwarten konnte. Ahnte vielleicht der verſtorbene Morbach, oder beab-

sichtigte er durch sein Erbtheil das Glück unserer beiden Familien zu gründen? Nehmen wir das an, und bleiben wir ihm dankbar! Wir selbst und unsere Kinder haben einander dort gefunden, das wüste Feld, welches er zwischen uns stellte, hat die schönsten Blüthen für uns getragen. Werde aus jenem Stück Erdboden nun was da wolle, es hat seinen Zweck für uns erreicht, es hat uns vereinigt. Halten wir jetzt als wackere Freunde zusammen, und jenes Paradies, das uns zu einander führte, in herzlicher Erinnerung!"

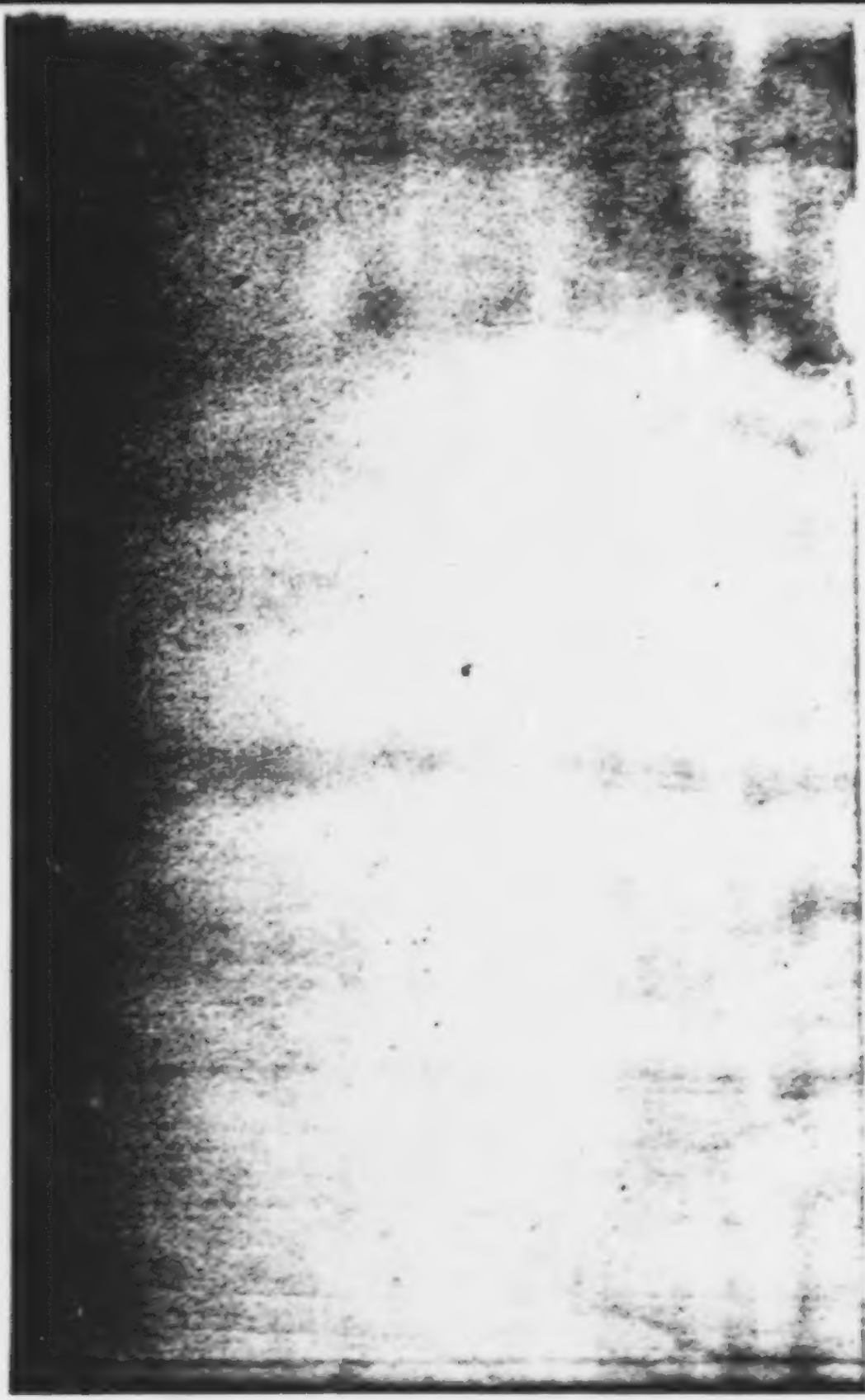
Die alte Dame wischte sich gerührt die Augen, zog die Frau Rectorin in ihre Arme, und reichte dem Freunde die Hand zu kräftigem Drucke. Bald darauf erschienen die Verlobten, jetzt nicht mehr verlegen, sondern hereinstürmend im jubelnden Uebermuth ihres jungen Glückes. Bei der Abendtafel wurde die Doppel-Verlobung noch einmal feierlicher genommen, man hielt Reden, und besonders schwangen sich Götz und Wilhelm zu verschiedenen würdevollen Ansprachen auf, bei welchen zwischen Rührung und Lachen kein Auge trocken blieb. —

Auch diese beiden Jünglinge, welchen der Verlust des Paradieses am meisten nahe ging, fanden eine reichliche Entschädigung im Morbach'schen Garten. Denn hier, wo sie von nun ab zu Hause waren, wurde ihnen ein Stück Landes angewiesen, welches sie nach Herzenslust bepflanzen, und wo selbst sie im nächsten

Frühjahr ihre einſtigen Beſtrebungen belächeln konnten. Was verſchlug es jetzt der glücklichen Familie, daß zweckvollere Hände mit Schaufeln, Hacken und Karren zwiſchen Kohl- und Rübenfeldern auch die Stätte zerwühlten, wo einſt ihr Sommerhaus geſtanden hatte? Die Forderungen der Welt und des Lebens gingen über den Schauplatz ihrer Spiele dahin, und ſie fühlten ſich ſelbſt dabei gewandelt und gefördert. Und als eines Tages der erſte Dampfwagenzug über das Feld brauſte, da ſtand am Rande des Parks eine vergnügte Geſellſchaft mit wehenden Tüchern und begrüßte mit lautem Hurrahruf den Augenblick, da die weiße Wolke über das Fleckchen Erde flog, auf dem ſie ſich einſt gefunden.

Inhalt.

	Seite
Die Freunde vom Abes	1
Waldschmetterlinge	137
Die Thurmfalken	239
Das Paradies	315



Welt und Haus.

Welt und Haus.

Novellen

von

Otto Roquette.

Zweiter Band.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1875.

Alle Rechte vorbehalten

Wintermärchen.

Einen so strahlenden Wintertag, wie er heut über der Gebirgslandschaft glänzte, hatte das scheidende Jahr noch nicht gesehen. Heller Sonnenschein lachte vom lichtblauen Himmel, flimmerte in dem weißen Krystallschmuck der dunklen Tannen, welche die Berglehne am Weg bestanden, ließ die hervorspringenden Felsen mit ihren Eiszapfen wie von Edelsteinen überdeckt erscheinen, und färbte die zarten Schatten aller Schneehügel mit röthlichem und bläulichem Anhauch. Es war eine feierliche Stille in der Natur, eine weihnachtliche Feststimmung, zu der sich die Macht der Winterschönheit gesammelt hatte. — Von dieser Naturstimmung spürte der Mann, welcher eben aus dem Hohlweg trat, um in der breiteren Gebirgslichtung den Weg zu Thal einzuschlagen, wohl wenig. Er hörte nur den Schnee unter seinen Tritten knirschen und machte die Bemerkung, daß es bitter kalt sei und zu Nacht noch kälter zu werden drohe. Gleichwohl hatte sich der Wanderer reichlich vor dem Froste geschützt. Er trug einen zwar

nicht schönen, aber doch dichten Mantel; um Kinn und Ohren ein roth gewürfeltes Taschentuch, die Mütze tief darüber gezogen. In der einen Hand hielt er ein Bündel, dessen Farbe mit dem bunten Ohrtuche übereinstimmte, die andere führte einen Stab; so schritt er mit tüchtigen Wegschritten die Waldstraße hinab. Es war der Küster des Pfarrdorfes da unten (ein Bergvorsprung verdeckte es noch), der sich von einem Besuche bei guten Freunden aus dem benachbarten Städtchen einige Stücke Festkuchen mitgenommen hatte, und nun heimwärts eilte, um von der Dämmerung nicht überholt zu werden. Den Weg hätte er allenfalls auch in der Dunkelheit finden können, denn die breite Fahrstraße führte fast geradezu auf sein Haus und überdies kannte er die Gegend genau. Allein gerade diese genaue Kenntniß war es, die ihn an einer bestimmten Stelle des Weges stets mit einem Schauer erfüllte. Zumal im einsamen Zwielicht des sinkenden Wintertages. Denn an dieser Stelle standen die Ruinen eines alten Klosters, die im Volksmund der Umgegend nicht zum besten berufen waren. Auch sollte sich dort, wie der Küster oft vernommen, vor mehr als fünfundzwanzig Jahren, also lange vor „seiner Zeit“ eine schreckliche Begebenheit ereignet haben, welche verschiedenartig erzählt und ausgeschmückt wurde.

Im Sommer war die Klosterruine das Ziel vieler Reisenden, welche die Pfade des Gebirges durchwan-

derten. Von unzähligen war sie schon gezeichnet worden, es gab Abbildungen von ihr in jeder Art und Größe. Man hatte auch öfter schon den Plan gefaßt, hier ein Wirthshaus aufzuführen. Allein der Gutsherr zu Mönchenrode da unten, auf dessen Grund und Boden die vielbewunderten Architekturtrümmer lagen, wollte sich zwar den Besuch der Fremden gefallen lassen, nicht aber das Treiben einer Herberge daselbst gestatten. Um jenen Platz, für den er eine ernste Anhänglichkeit trug, frei zu erhalten, hatte er selbst dafür gewirkt, daß in der Nähe des Dorfes, an der Landstraße, ein bequemer Gasthof errichtet wurde. Der Küster begriff diese Sucht der fremden Leute nicht, das altersgraue Gemäuer zu besuchen und abzuzeichnen. Da stand doch im Dorfe die neue Kirche, die der Gutsherr hatte bauen lassen, sauber wie aus dem Ei geschält — ob denn die thörichten Fremden nur Verstand haben mochten, daß sie an dieser vorüber gingen, als ob sie gar nicht da wäre? Von Einigen war er bereits ausgelacht worden, als er sich erbot, ihnen das Innere, die Altardecke, welche die Gutsherrin und ihre Tochter selbst gestickt hatten, zu zeigen und zu erklären. Daß es in jenen Ruinen nicht recht geheuer sei, schien die Leute auch mehr anzuziehen als abzuschrecken.

Nun war heut bei den Freunden des Küsters in der Stadt, wer weiß noch durch welche Gedankenverbindung, und trotz des zweiten Weihnachtsfeiertages,

der doch Gelegenheit zu beſſeren Geſprächen hätte geben können, auch wieder die Rede auf die unbehaglichen Kloſterruinen gekommen. Man hatte von grauen Mönchen erzählt, die für Sünden aus verſchollener Zeit hier zu Nacht ſpuken müßten. Man ſprach ſogar von Kobolden und anderen nicht geheuren Erſcheinungen, die Mancher, der ſich im Feuer des Geſprächs ſteigerte, wohl gar ſelbſt geſehen haben wollte. Der Küſter, wie unheimlich und beängſtigend dieſe Geſchichten ihn immer berührten, bekämpfte dergleichen zwar im Geſpräch als durchaus unwahrſcheinlich und unchriſtlich, allein dadurch vermehrte er nur den Eifer der romantiſch Gläubigen und ſo ſein eigenes Unbehagen. So viel ſtand feſt, daß die alte Waldſuſe, welche Kräuter und Reiſig ſammelte, auch des Holzdiebſtahls immer verdächtig war, mit der es überdies ſehr ſein eigenes Bewenden hatte, weshalb man mit ihr ſehr auf der Hut ſein mußte — kurz, daß die Waldſuſe einſt in der Nacht von einem geſpenſtigen Mönch angeſprochen, dann durch ihn in das Gemäuer gelockt, und dort von mehr als einem Dutzend Geiſtern in der Capuze zum wilden Tanz gezwungen worden ſei, bis ſie endlich erſchöpft und für todt noch am anderen Morgen da gelegen habe. Und daß ferner Irrwiſche aus dem entfernter unten liegenden Teiche Nachts heraufkämen und umherhüpften, das war nun gar nicht zu leugnen. Man machte es dem Küſter faſt zum Verbrechen, daß er ſo unleugbare

Thatsachen bestritt. Und doch war der gute Mann frei genug von diesem Verbrechen. Sogar jetzt im Winter, wo die Landschaft durchsichtiger, heller war, man durch keinen befremdlichen dunklen Schatten beirrt wurde, neigte sich sein Gemüth der volksthümlichen Annahme zu.

Da, als er um die letzte Felsenecke bog, wurde er durch ein lebhaftes Geräusch aufgestört und um so mehr erschreckt, als er sich im Angesicht der Klostertrümmer wußte. Ein Flug Krähen hob sich mit langandauerndem Geschrei vom Gemäuer auf und schwebte eine Weile darüber im Kreise, um sich dann auf die Tannenwipfel zu senken. Was den Küster aber am meisten aufstörte, war der Anblick eines grauen alten Weibes, in welchem er, sehr zur unwillkommnen Zeit, die Gestalt der Waldfuse erkannte. Sie stand gekrümmt und auf ihren Stab gestützt mitten auf der Landstraße, blickte nach der Ruine hinüber und hielt die Hand über die Augen, um sie gegen die Strahlen der Sonne zu schützen, welche blendend durch die frei stehende Pfeilerreihe und die Fenster und Fugen des Gemäuers fiel. Scharf und dunkel zeichneten sich die Umrisse der Ruine ab, zumal gegen die Schneedecke des Bodens, die in diesem Augenblick von einem röthlichen Goldtone übergossen lag, in welchen sich die Schatten der Tannen schwarzblau hineinwarfen. — Der Küster machte bei dem Anblick der Alten, die seinen Weg kreuzte, einen

Bogen nach der anderen Seite der Straße, konnte aber doch in einem Gemisch von Neugier und Ueberraschung nicht umhin, seine Schritte zu hemmen. Denn der Anzug der alten Frau erregte seine Verwunderung. Sie ging nicht mehr so abgerissen wie bisher. Ein kurzes Mäntelchen von verschossenem grauen Seidenzeug, mit Pelz besetzt, und wohl gar mit Pelz gefüttert, hing ihr um die Schultern, während sie eine rothe wollene Mütze trug, unter der sich ihr graues Haar ziemlich ordnungslos hervordrängte. Der Küster meinte dieses Pelzchen der Alten einst, vor vielen Jahren, an der Gutsherrin gesehen zu haben, und so witterte er sofort die Weihnachtsbescheerung der Herrschaft, welche sich auch auf dieses gefürchtete alte Geschöpf erstreckt hatte. Er begriff die Langmuth und Güte der Gutsherrin nicht, die trotz der allgemeinen Scheu und trotz mancher anerkannten Vergehungen der Alten sich ihrer doch immer wieder annahm.

Durch das Knirschen des Schnees unter den Füßen wurde das Weib auf den Ankommenden aufmerksam und wendete sich, indem sie ihre stechenden grauen Augen hastig forschend auf ihn richtete. Er wich einen Schritt zurück, sie aber, da sie nichts weiter erkannte als die ihr gleichgültige Figur des Küsters, wandte ihm wieder den Rücken, als sei er gar nicht da, und fuhr fort, nach der Ruine hinüber zu blicken, die schützende Hand wieder über die Augen haltend. Was hat das

unheimliche Geschöpf nur da wieder zu spüren und zu ergattern? dachte der Küster, und konnte sich doch nicht versagen, seine Blicke, wenn immer höchst befangen, die gleiche Richtung wandern zu lassen. Bewegte sich da nicht etwas zwischen den Pfeilern? Jetzt verschwand es. Gleich darauf trat es im Umriß gegen das Licht — es war eine menschliche Gestalt. Die Waldsuse stand unbeweglich in ihrer Stellung, auch als sich die fremde Gestalt aus den Ruinen entfernte und quer durch das Schneefeld geradeswegs nach der Landstraße geschritten kam. — Ein Reisender! rief der Küster bei sich, innerlich beruhigt und doch überrascht. Ein Reisender! Um Weihnachten, im Schnee, da in dem Gemäuer umherkriechend! Nein über die Verrücktheit der Leute von draußen! Diesen Fremden aber muß man sich doch genauer ansehen.

Und es verlohnte sich, ihn zu betrachten. Eine hohe, schlanke Jünglingsgestalt kam auf die beiden am Wege Harrenden zu. Der Fremde trug einen kurzen Pelzrock, der, glatt anliegend, seinen Wuchs nicht verhüllte, dazu eine runde Mütze von gleichem Pelz, und bis an die Knie reichende Stiefel. Bald waren auch seine Gesichtszüge zu erkennen. Charaktervoll geschnitten und doch durch Jugendlichkeit anziehend, die Wangen von der frischen Winterluft lebhaft geröthet. Während die Alte wie ein erstarrtes Bild ihm entgegen sah, und der Küster, starr und klappernd vor Kälte, und doch

neugierig, ihn herankommen ließ, ging der junge Mann so leicht und elastisch daher, als spürte er nichts von Winterluft, als gälte es das bequemste Schlendern durch den Sommertag. Er trug auch keinen Stab, kein Ränzel, kein Bündel — es lag für die beiden Beobachter etwas unerklärlich Fremdartiges in seiner Erscheinung. Jetzt war er hart am Wege, sprang leicht über den Graben und nickte ihnen zu. Die Waldfuse trat ihm schnell näher, sah ihm forschend ins Gesicht und rief, ohne in den eigentlichen Bettelton zu verfallen (denn sie pflegte nicht zu betteln):

„Junger Herr, ein kleines Handgeld!"

„Handgeld?" fragte der junge Fremde. „Nennt man hier ein Almosen mit diesem Namen?"

„Nach Almosen geh' ich nicht, junger Herr. Es ist nur, weil da in dem Gemäuer, wo Ihr herkommt, mein Reich ist, wo ich's den Leuten übel anhaben kann. Denn der da — sie wies mit einem höhnischen Blicke nach dem Küster — der da wird Euch hernach gleich erzählen, daß ich eine arge Hexe bin und den Leuten allerhand Spuk an den Hals werfen kann. Wollt Ihr Euch also gut mit mir stehen, so gebt mir ein Handgeld."

Der Küster war bei dem Hinweis der Alten auf ihn zusammengefahren und zog verdutzt die Mütze ab, als der durchdringende Blick des Jünglings ihn traf. Der aber entgegnete der Alten lächelnd:

„Wenn ich mich nun aber gar nicht vor Euch fürchtete, Mütterchen?“

„Habt's auch nicht nöthig!“ entgegnete sie ruhig. „Ihr tragt was im Gesicht, vor dem die Dummen sich selber fürchten, aber zu den Klugen redet es vertraulich.“

Er sah sie ein wenig verwundert an, indem er ihr ein Geldstück reichte. Sie betrachtete es gar nicht, es schien ihr mehr daran gelegen, mit ihm zu reden. Auch dankte sie nicht für die Gabe, sondern fuhr fort: „Wir sehen uns wohl noch öfter, junges Herrchen! Glaubt den Leuten nicht, was sie von der Waldfuse sagen. Aber die Waldfuse weiß doch was, das Euch die Leute nicht sagen können!“

Der Angeredete richtete sein Auge fragend auf sie. Er wußte sich ganz fremd in dieser Gegend, er kannte Niemand und konnte von Niemand gekannt sein. Und doch schlug die Alte einen Ton an, der geheimnißvoll klang. Hatte er es vielleicht mit einer geistig Verwirrten zu thun? Er sah ihr scharf in die Augen. Aber die ihrigen hatten nichts Wirres. Sie ertrug seinen Blick mit scharfem Gegenblick. Und doch schien plötzlich aus diesen noch klaren alten Augen etwas unsagbar Rührendes zu ihm zu sprechen, das ihn ergriff, ohne daß er sich Rechenschaft davon zu geben wußte. Einen Moment betrachteten einander die beiden so verschiedenen Gestalten mit Ueberraschung und Theilnahme.

„Es ist gut, Mütterchen!“ rief dann der Jüngling, sich schnell zum Gehen wendend. „Vielleicht sehen wir uns noch.“

Die Alte nickte und sah ihm nach.

„Hier geht ja wohl der Weg nach dem Gut Mönchenrode?“ wendete er sich an den Küster, der es bejahte und den Schritt neben dem seinigen beschleunigte. „Sie kannten die seltsame Frau wohl näher?“ So nahm der Fremde bald darauf das Wort.

„Ach, du lieber Gott, wie sollt' ich nicht? Das ist eine ganz —“ der Küster vollendete seinen Satz nicht, sondern sah sich scheu noch einmal um. Zu seinem Schreck aber sah er, wie die Alte mit hoch aufgehobenem Stock hinter ihm herdrohte. — „Sie ist — o, sie ist eine ganz gute Frau!“ fuhr er in sehr verändertem Tone fort. „Ich möchte ihr nichts nachsagen. Aber arm ist sie — recht arm. Nun, die Herrschaft sorgt für sie. Ja ja, es wird für Manchen gesorgt, der es nicht — na, man muß eben christlich von den Leuten denken!“ Der Küster seufzte tief auf. Nicht lange, so begann er wieder: „Der Herr kommen wohl von recht weit her?“

„Ja!“ sagte der Fremde, ohne damit den Gefährten ganz zu befriedigen.

„Wollen gewiß in dem neuen Gasthof bei uns einkehren?“

„Nein.“

„Iſt ſonſt ein hübſcher Gaſthof, ſelbſt drinnen in der Stadt haben ſie ihn nicht ſo gut, heißt es.“

„So!“

Eine längere Pauſe folgte, während welcher die beiden Wanderer, jeder auf einer Seite des Weges, zu Thal ſchritten. Die Sonne vergoldete noch die Höhen, drunten aber legte ſich ſchon ein leichter Schleier der Dämmerung über die Dächer des Gutes und Dorfes. Behaglich ſtieg der Rauch auf. Feſtlich geſchmückte Landbewohner gingen vorüber, die Dorfjugend rutſchte auf kunſtloſen Schlitten die Abhänge hinunter, hier und da hörte man eine Kindertrompete oder Trommel. — Der Küſter, der ſich vor Neugier nicht mehr zu laſſen wußte, wo der Fremde denn nur hin wolle, begann endlich wieder:

„Ach, der Herr wollen gewiß unſere Herrſchaft beſuchen?“

„Ja.“

„Ach ſo! Da ſind wir gleich. Hier, das Hofthor — die Thür daneben!“

„Danke!“

Der Fremde öffnete, der Küſter aber blieb hinter ihm ſtehen und lugte mit in den Hof, denn es gab da allerdings etwas zu ſehen. Ein überaus luſtiges Bild!

Ein rieſiger Schneemann ſtand aufgethürmt und war in dieſem Augenblick das Ziel einer jubelvollen

Kanonade von Schneebällen. Sechs junge Gestalten tummelten unter Lachen und Geschrei durch einander, fünf Knaben und ein Mädchen. Alle Gesichter frisch geröthet, die Augen glänzend, die ganze Gesellschaft mit vollster Hingebung am angenehmen Werke betheiligt. Das junge Mädchen, eine erwachsene Jungfrau von vielleicht achtzehn Jahren, mochte den sämmtlich jüngeren Brüdern zur Aufsicht beigegeben sein, aber auch sie, hingerissen von kindischem Uebermuth, that es in diesem Augenblick den wilden Knaben gleich, lachte, jubelte und warf ihre Bälle mit dem Eifer des jüngsten Brüderchens. Da wählte sich dieses plötzlich ein anderes Ziel, nämlich anstatt des Schneemannes den Rücken der Schwester. Diese griff in den Schnee, ballte ihn und haschte hinter dem Wildfang her. Plötzlich hemmte sie den Lauf, und blieb stehen, wie gefesselt durch den unerwarteten Anblick eines unbekannten jungen Mannes in der Pforte des Hofthors. Hinter dem Fremden schmunzelte das Gesicht mit der spitzen rothen Nase des Küsters hervor.

Das Mädchen stand überrascht, als der Fremde sich lächelnd näherte. Die Röthe der Beschämung und Verlegenheit übergoß ihr Gesicht. Vom wilden Umhertummeln athemlos, mit wirrem Haar, das sich von dem krausen blonden Scheitel gelöst und wie ein leichter goldener Flockenkranz um das Haupt wehte, so stand sie da, und um sie her die Brüder,

die den Ankömmling nicht minder überrascht betrachteten.

„Ich bedaure, das allgemeine Vergnügen gestört zu haben," begann dieser. „Mein Besuch gilt dem Gutsherrn. Treffe ich Herrn Wolfhart zu Hause?"

„Die Eltern sind beide zu einem Besuch über Land gefahren," entgegnete das Mädchen kurz, und nicht in dem Tone, in dem man einen Besucher willkommen heißt. Sie schien verwirrt und verlegen, es mochte sie unangenehm berühren, daß der Gast ihr wildes Jagen mit den Buben angesehen hatte.

„Das thut mir wirklich leid," [illegible]ser. „Ja dann —" er betrachtete das [illegible] aufmerksam und [illegible] seine Augen über die [illegible] Knabengestalten streifen, die ihn umstanden und ihn neugierig von oben bis unten musterten. Auch auf [illegible] die Fremdartigkeit seiner Erscheinung, das [illegible]ktervolle und Anziehende seiner Gesichtszüge einen unerklärlichen Reiz aus. Sie waren ihm beim ersten Anblick zugethan, und ihre Mienen sagten, was die der Schwester eher abzulehnen strebten, daß er willkommen sei. — „Ja dann —" fuhr er fort — „muß ich wohl ein andermal vorsprechen."

Da begann der älteste der Brüder — kein Knabe mehr, denn der sechzehnjährige Hubert war größer als die Schwester — „Sie sind im Gasthofe abgestiegen?"

„Nein.“

„So kommen Sie aus der Stadt?“

„Auch nicht. Aber zu Fuß — was Sie zu befremden scheint,“ entgegnete der Gast lächelnd.

„Dann sollten Sie ein wenig bei uns eintreten und ausruhen,“ sagte Hubert. „Unterdessen kommen auch wohl die Eltern nach Hause.“

Der Gast sah das junge Mädchen fragend an. Schon aber ergriff das jüngste Brüderchen seine Hand und rief:

„Ja, komm! Ich zeige dir auch mein Weihnachtsbuch. Es sind Eisbären darin, und der Nordpol und Island.“

„Wa[illegible] Island auch?“ rief der Fremde freundlich. [illegible]on kann ich dir mehr erzählen. In Island bin ich zu Hause.“

Dieses Ausspruches bedurfte es nur noch, um die Theilnahme der Knaben auf den höchsten Grad zu spannen. Sie drängten sich näher und es war ersichtlich, daß sie den Gast jetzt um keinen Preis hätten davongehen lassen. Nicht so das Mädchen. Gertrud stand verwirrt, sie betrachtete ihn mit einem Gemisch von Groll, Mißtrauen und Beschämung, und ärgerte sich, daß sie die Sachlage nicht leicht zu nehmen vermochte. Von Island wollte dieser junge Mann herkommen? Es war doch unglaublich. Freilich, sein Deutsch, obgleich rein und fließend, hatte einen hier

und da fremdartigen Accent. — Er wendete sich jetzt fragend an sie:

„Ich weiß nicht, mein Fräulein, ob ich die Einladung dieses jungen Mannes annehmen darf —?“

Gertrud brachte es nur zu einer zustimmenden Verbeugung.

„Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle,“ fuhr er fort. „Mein Name ist Siegfried.“

Siegfried — nur Siegfried! Und aus Island! Welche Ideenverbindung! Gertrud wußte so viel von der deutschen und nordischen Sagengeschichte, daß ihr das Auffallende dieser Zusammenstellung nicht entging. Der Fremde trieb sein Spiel mit ihnen, davon war sie überzeugt, und um so unangenehmer berührt. Gleichwohl hatte sein ganzes Wesen auch für sie etwas so unerklärlich Fesselndes! Die Einladung in das Haus war einmal ergangen, sie glaubte es nicht ändern zu können. So setzte sich der Zug in Bewegung.

Während draußen die Dämmerung und bald die Nacht sich über Haus und Hof lagerte, und der Schneemann im kalten Licht der Sterne seinen geschäftslos einsamen Posten innehielt, war es drinnen in den erwärmten Räumen bald um so lebhafter und geselliger. Noch stand der Tannenbaum auf dem Weihnachtstische, und der Gast mußte dies und jenes Geschenk der Jüngsten bewundern. Die unbefangene heitere Art, mit der er sich dazu verstand, stimmte bald die Uebrigen zu-

traulicher. In wenigen Minuten lachte man bereits gemeinsam um den Tisch. Wenn die Jugend erst mit Jemand gelacht hat, dann ist auch die Freundschaft geschlossen.

Gertrud stand auf der Schwelle des Nebenzimmers, in dessen Kamin ein behagliches Holzfeuer knisterte, und beobachtete die Gruppe aus der Entfernung.

„Besonders höflich scheint er auch nicht zu sein!“ dachte sie. „Er beschäftigt sich nur mit den Knaben.“

Ihr Gemüth fühlte sich nur um so stolzer und trotziger gegen den räthselhaften Gast herausgefordert. Plötzlich wurde sie mit einem gewissen Schreck auf ihren durch das Jagen im Hofe in Unordnung gebrachten Anzug, auf ihr verwirrtes Haar aufmerksam und schlüpfte hastig aus dem Zimmer.

Hubert begegnete ihr mit einer Flasche Wein, wie der Vater sie besonders werth gehaltenen Gästen zum Willkommen vorzusetzen pflegte.

„Was fällt dir ein, Hubert? Burgunder —?“ rief sie.

„Ja, wenn du auch gar nicht die Wirthin zu machen verstehst!“ entgegnete er vorwurfsvoll. „Erst schneidest du ihm ein Gesicht, nun läufst du gar davon, und lässest ihn mit den Kindern!“

Gertrud empfand den Vorwurf, um so mehr wollte sie jetzt trotzen.

„Dem Herrn Isländer ist vielleicht mehr mit

einem Schnaps gedient!“ rief ſie höhniſch und bitter. „Ich will nur gehen und dem Johann und dem Inſpector ſagen, daß ſie für alle Fälle in der Nähe bleiben.“

„Du biſt nicht bei Troſt!“ ſagte Hubert aufgebracht. Hätte er gewußt, wie im Innerſten empört die Schweſter über ihre eigenen Worte war, er würde ihr mit einem minder heftigen Zornesblick nachgeſehen haben. Während er ſich an dem großen Schenktiſch zu ſchaffen machte, hörte er, wie die Kleinen, die den Gaſt zum Kaminfeuer gedrängt hatten, bereits baten von Island zu erzählen. Er eilte, mit Flaſche und Glas auf der Meſſingplatte, um ja nichts von der Erzählung zu verlieren.

„Ich danke dir, mein wackrer Junge!“ rief der Gaſt, das Glas empfangend. Hubert freute ſich der Anrede, und war nicht im Geringſten verletzt, daß man ihn, der in der Schule ſchon mit „Sie“ angeredet wurde, ohne Umſtände duzte. „Aber ſoll ich allein das Glas leeren?“ fuhr Jener fort. „Kommt, auf gute Freundſchaft! Alle aus einem Glaſe!“ Er nippte, ſetzte es dem Jüngſten an die Lippen und ſo der Reihe nach — es mußte ein paarmal gefüllt werden, denn der zwölfjährige Franz nahm die Freundſchaft ſo ernſt, daß er das Glas auf einen Zug leerte — dann trank der Fremde ſelbſt, und gab Hubert das Glas zurück mit den Worten: „Feuer und Rebenblut haben uns

verbunden, wir wollen gute Kameraden sein!“ Er reichte Allen die Hand, und ließ sich vor dem Kamin nieder, die Großen wie die Kleinen dicht um ihn her gedrängt und gelagert. Er wußte, daß er mit den Knaben allein war, denn er hatte Gertrud vorhin entschlüpfen sehen, und sich beim Umtrunk überzeugt, daß sie nicht zurückgekehrt.

So begann er zu erzählen von seiner Heimath Island, der Wunderinsel im hohen Norden, wo auch der Winter daheim ist, und der Sommer nur ein flüchtiger Gast. An die starren, hochaufragenden Uferklippen schlägt und schäumt die Brandung, ungeheure Stürme lösen das Meer in Staubwolken auf und führen die Nebelfluth weit über das Land.

In seinem Felsenschooße arbeiten und glühen die unterirdischen Feuer und schlagen in Flammen und Rauch aus den furchtbaren Schloten der Vulcane empor, oder treiben heiße Springquellen an das Tageslicht, deren Dampf in weißem Gewölk zu den Eisgehängen der Berge hinaufwirbelt. Winterfrost und Feuersgluthen streben hier im ewigen Kämpfen wider einander.

Der Herrscher des Nordens, der starre Winter, will sein Recht behaupten gegen die Dämonen der Tiefe und preßt in starrenden Gletschern seine gepanzerten Arme um die Gebirge, die Feuergeister zu

erſticken. Die aber ſammeln ihre Kräfte, zerreißen die Bande, brechen in Flammenſäulen aus, und ſchicken mit donnerndem Getöſe ihre Lavaſtröme über die Gletſcherwelt. Nun hebt ſich ein wildes Toben zwiſchen Eis und Feuer, Felſen wanken, ſtürzen, poltern in die Schluchten, die Berge ſcheinen zu berſten, das Meer raſ't in Giſcht und Springfluthen, und purpurne Nacht flackert im wilden Aufruhr der Elemente über dem Eiland. Da erwachen die verbannten Götter, die im weißen Gewölk der Firnen ſchlafen. Sie hatten einſt geherrſcht über alle Lande des Nordens und den Rauch blutiger Opferthiere empfangen. Bis im Oſten der Stern aufging in der Weihnacht, und die Liebe, mächtiger als ſie, durch die Welt zog. Vor dem Glanz, den die Mutter und das Kind um ſich ſtrahlte, mußte die wilde Kraft der alten Götter weichen, und beſiegt, zurückgedrängt, ſitzen ſie auf ihrem letzten Poſten, Odin und Thor, Hödur und Loki, die gewaltigen Aſen und Thurs; grollend, ſchlafend, träumend, in Erwartung, daß ihr Tag einſt wiederkehre. Da im ungeheuren Toben der Fluthen und Vulcane, in der flammenrothen Sturmnacht, erwachen ſie, und im Wahn, daß ihre Zeit gekommen, ſtürzen ſie ſich mit Jubelgeſchrei durch glühenden Dunſt und Nebel, als ſollte es zu neuem Kampfe gehen. Aber ſie ſind gebannt, ſie toben vergeblich. Das Flammenmeer im Schooß der Felſen verſiegt, der Sturm läßt athemlos und ermüdet die

Flügel hängen, und ermattet von nutzlosem Kampfe sinken auch die alten Götter wieder in Schlaf. Die Nebel zertheilen sich und eine Frühlingssonne geht über dem Eiland auf, später und blasser als in anderen Landen, aber es ist eine Frühlingssonne. Nun kleiden sich die Abhänge mit Haideblüthen, die Tiefen mit frischem Graswuchs und bunte Heerden weiden in den Thälern. Einfache, treuherzige Menschen wohnen in kleinen Oertchen und zerstreuten Hütten, bestellen den Boden, oder fahren zum Fischfang aus. Weiße Vögel sitzen zu vielen Tausenden auf den Klippen und Ufersteinen, erheben sich mit Geschrei, umschwärmen ihre Felsennester, oder stürzen sich auf die hüpfenden Wellen, um sich Fische zum Mahl zu ergattern. Blau ist der Himmel und die Schneefirnen blitzen in der Sonne.

Aus den Häfen aber fliegen Schiffe mit weißen Segeln in alle Welt, oder kommen mit Waaren heim, und es ist ein Wiedersehen und Freuen der Menschen am guten Tage. Viel schöne Beute wird heimgebracht: Früchte des Südens, Trauben und Orangen, und der rastlose Weltverkehr läßt die Menschen nicht darben. Nun aber geht's hinaus in großen schwarzen Fahrzeugen auf die Jagd nach den Riesen des Meeres, den Walfischen.

So schloß der Gast, nach seiner Schilderung der fremden Welt, mit einer Beschreibung des Walfischfanges, die

seine eingehende Kenntniß verrieth, und seine Zuhörer unsagbar fesselte. Er verstand zu erzählen und ermüdete nicht. Um ihn, von der Gluth des Kaminfeuers beleuchtet, der aufmerksam gespannte Kreis der Knaben, im Lauf der Erzählung immer näher an ihn gedrängt, der Jüngste bereits auf seinen Knien. Längst hatte sich auch ein leiser, huschender Tritt hinter der Gruppe bemerklich gemacht, von dem Erzähler wohl beobachtet, aber scheinbar unbeachtet. Gertrud saß auf einem Stuhl an der Thür, der fremden Kunde nicht minder gespannt lauschend. Sie sah den Gast im Profil. Der edle Schnitt seiner Gesichtsbildung entging ihr nicht, sein dunkelblaues, feurig belebtes Auge, das krause blonde Gelock, das seine Stirn umkränzte. Sie saß in regungsloser Stille und doch in Angst, er könnte sich unterbrechen und die Rede an sie richten.

Endlich war in der Erzählung des Gastes der letzte Walfisch eingefangen, das Fett ausgekocht, das Fischbein in Schiffe untergebracht, und die Mannschaft mit ihrer Beute nach Reikiavik sicher heimgekehrt. Ein tiefes Schweigen der Befriedigung lag, als er endete, auf der Zuhörerschaft. Schüchtern wagte sich dann noch eine Frage hervor, und als diese beantwortet war, schnell eine andere, und plötzlich saß der Fremde in einem Kreuzfeuer von Fragen, in welchen er der angeregten Wißbegier noch genügen sollte. Da hob der jüngste Knabe die Hand zu dem blonden Bartanflug

am Kinn des Gaſtes auf, zupfte daran und fragte: „Haben in Island alle Leute goldne Haare?“

Der Fremde lachte und gab dem Kleinen einen herzhaften Kuß. „Manche ſind blond, manche ſchwarz,“ ſagte er. „Die normanniſche Abſtammung iſt längſt gemiſcht. Aber es iſt wohl Zeit —“

Die Kukuksuhr im Nebenzimmer ſchlug eben die achte Stunde. Er erhob ſich und wendete ſich zu Gertrud. Sie ſprang erſchreckt auf, als wäre ſie hier ertappt worden. „Verzeihung, mein Fräulein,“ begann er, „daß ich als ein Unbekannter mich hier ſo vertraut gemacht habe. Es iſt ſpät geworden —“

„Du willſt doch nicht fort? Ach nein! ach nein!“ ſo hieß es unter der jüngſten Jugend.

„Ich komme wieder. Morgen! Grüßt den Vater von mir! Er kennt mich zwar nicht — aber das thut nichts.“ Der Fremde griff nach ſeiner Mütze.

„Sie ſollten wirklich bleiben und den Vater erwarten!“ bat Hubert.

„Herr Wolfhart möchte ſpät nach Hauſe kommen, vielleicht zu Nacht erſt,“ warf Jener ein, „ich möchte dann nicht mehr ſtören. Zumal ich noch einige Zeit in der Gegend bleibe.“

„Aber Sie ſind fremd, kamen zu Fuß, es iſt Nacht — der Inſpector ſoll Ihnen ein Pferd geben und ich reite mit Ihnen bis dahin, wo Sie eingekehrt ſind — warten Sie nur ſo lange —!“

„Nicht doch!“ wehrte lachend der Andere. „Es iſt ſternenklar draußen. Ich finde jeden Weg, den ich einmal gegangen bin. Auf Wiederſehen, meine Freunde! Mein Fräulein, ich wiederhole die Bitte, meine Zudringlichkeit zu verzeihen!“

Er empfahl ſich. Der ganze Zug der Knaben drängte ihm nach, wurde aber zurückgeſchoben, und nur Hubert durfte ihn in den Hof begleiten. Am Thore fragte Hubert noch einmal:

„Werden Sie auch wirklich wiederkommen?“

„Ja, Vetter, ich komme wieder! Meine Hand darauf!“ Ein kräftiger Händedruck ſagte dem Knaben Lebewohl. Dann ſah Hubert den Gaſt im Sternenlicht die anſteigende Straße hinaufſchreiten.

Er dachte den letzten Worten nach. Vetter? Nannte man ſo in Island einen Freund? — Wahrlich, noch nie hatte ſich Hubert's Gemüth zu einem Menſchen ſo hingezogen gefühlt. Er ging hinein und fand die jüngeren Brüder in einer Art von Rathloſigkeit, was nun zu beginnen ſei. Sie beſtürmten Hubert mit Fragen, es war ihnen, als müßte der Bruder melden, daß der Fremde auf einem feurigen Roß durch die Luft geritten ſei. Sie waren in eine Zauberwelt verſetzt worden, aus der ſich die Rückkehr zur Wirklichkeit, obgleich ſie durch einen gabenreichen Weihnachtstiſch geſchmückt war, nicht ſo leicht finden ließ. Da gab plötzlich das Buch mit den Eisbären und dem Nordpol

die gewünſchte Anknüpfung. Bald drängten ſich vier Knabenköpfe über den Blättern eng zuſammen, um die Bilder jetzt mit geſteigertem Intereſſe zu betrachten.

Hubert begab ſich zu Gertrud, die ſich in den Seſſel vor dem Kamin geworfen hatte und in die Flammen ſtarrte. „Aber Gertrud!“ begann er, „dich begreife ich in der That nicht. Du weißt dich doch ſonſt vor den Leuten zu benehmen, und dieſem Fremden gegenüber warſt du wie auf den Mund geſchlagen. Du haſt ihn geradezu unhöflich behandelt.“

Gertrud fuhr auf. Je ſchwerer ſie den Vorwurf ſelbſt bereits empfunden, je weniger mochte ihr aufgeregtes Gemüth ihn auf ſich ſitzen laſſen. „Da meine Herren Brüder die Gaſtlichkeit bis zur Zudringlichkeit trieben,“ rief ſie, „ſo hielt ich es für angemeſſen, die Schranken etwas beſtimmter zu ziehen!“

„Ja wohl, beſtimmter ziehen! So beſtimmt haſt du ſie gezogen, daß er ſich genöthigt ſah, vor deiner guten Lebensart in finſterer Nacht davonzugehen! Wer weiß, was er dem Vater zu ſagen hatte!“

„Er geſtand ja ſelbſt, daß er keine Eile habe! Und kannſt du wiſſen, was für ein Menſch er iſt?“

„Kein voreiliges Urtheil, Gertrud! Das bitte ich mir aus! Er hat mich ſeinen Freund genannt und ich bin bereits ſtolz darauf. Ich laſſe nichts Uebles von ihm reden!“ Er ließ die Schweſter am Kamin, nahm einen Band von Schiller (ſeinem lange erſehnten Weih-

nachtsgeschenk) und setzte sich an den runden Tisch zur Lampe. Allein er blätterte nur. Oft genug wurden seine Blicke zu den jüngeren Brüdern hinübergelockt, welche Vulcane und Schiffe betrachteten und sich die Geschichten des Walfischfanges zu wiederholen suchten.

Die Eltern blieben lange aus. Nach dem gemeinsamen Abendbrot der Geschwister begaben sich die Kleinen zur Ruhe, und nun erschien es selbst den beiden Großen nicht unliebsam, einmal das Buch von den Eisbären und dem Nordpol zur Hand zu nehmen. Bald war Hubert im besten Vorlesen. Gertrud, obgleich mit Theilnahme zuhörend, meinte doch, daß es nicht gut geschrieben sei, und der Bruder bestätigte das dahin, daß der Gast Alles viel schöner und anschaulicher erzählt habe. Je mehr beide sich darüber vereinigten, desto mehr verschwand der kleine Streit der Geschwister von vorhin. Aber trotz der Mängel des Buches wurde weiter gelesen. Und als um elf Uhr das ganze Capitel über den Norden durchgearbeitet und die Eltern immer noch nicht da waren, sprang Gertrud in jetzt erwachtem geographischen Eifer an den Bücherschrank und suchte den Band des Conversationslexikons, worin das Nähere über Island stehen mußte, während Hubert sich schnell des großen Kartenwerkes erinnerte, welches der Vater besaß, und auch dieses herbeischleppte. Nun begannen ernste Studien. Die Karte von Island lag aufgeschlagen, wurde genau betrachtet, die Vulcane und

Geyser aufgesucht. Was war das für eine merkwürdige große Insel, noch dazu so hoch im Norden! Wirklich, sie schien geräumig genug, um das beruhigende Gefühl einzuflößen, daß Menschen hier eine Wohnung aufschlagen, sogar eine Heimath haben könnten. Selbst die äußere Form der Insel begann für die Geschwister etwas Ansprechendes zu haben. Und siehe, da gab es ein Oertchen, welches das Geographiebuch als den Geburtsort des berühmten Geschichtsschreibers Snorre Sturleson angab. Wer war dieser Geschichtsschreiber? Rasch das Conversationslexikon aufgeschlagen! Und dann war von der Sämund'schen Edda die Rede.

„Himmel!" rief Gertrud plötzlich mit Entzücken. „Ich besitze ja die Uebersetzung der Edda!"

Sie sprang davon und kam bald mit strahlenden Augen zurück, das Buch in der Hand. „Laß mich vorlesen!" rief sie, und begann mit ganzer Hingebung. Bald jedoch stockte sie. Da kamen schwierige Namen und unverständliche Bezeichnungen. „Einheriar — Heimdallarvatn — was heißt das?" —

„Laß uns die Anmerkungen nachsehen!" rief Hubert. „Aha, hier hinten steht die Erklärung!" — So ging es fort. Der Schwierigkeiten gab es viele, und Hubert rief einmal über das andere: „Danach frage ich ihn morgen!"

Endlich gegen Mitternacht klang das wohlbekannte Schellengeläute des Schlittens, der die Eltern heim-

brachte, durch den Hof. Die Geschwister überhörten es bei ihrem lauten Lesen, und fuhren aus ihren altnordischen Träumen auf, als sie die Eintretenden erblickten.

„Kinder, noch auf? Und mit hochgerötheten Wangen über Büchern und Karten?“ rief die Mutter überrascht. „Nun lieber Mann,“ fuhr sie fort, „wir dürfen uns schämen! Während wir Alten in Gesellschaft bis tief in die Nacht schwärmen, sitzen unsere Kinder in wissenschaftliche Studien vertieft! Aber was habt Ihr denn so Interessantes?“

Nun ging es an ein sich überstürzendes Erzählen, wobei die Geschwister einander die Worte von den Lippen rissen, um endlich zu gleicher Zeit zu reden und zu berichten. Der Vater schüttelte den Kopf und lächelte, die Mutter aber lachte und rief:

„Ruhe! Ruhe! Ihr seid in Märchenstimmung! Ich denke, wir gehen jetzt schlafen und versparen uns das Uebrige auf morgen.“

Gertrud und Hubert waren gar nicht angenehm berührt, daß ihr Antheil an Island und dem Fremden von den Eltern halb lau, halb ironisch aufgenommen wurde, und sagten gute Nacht, um trotz ihrer Aufregung recht gut zu schlafen.

„Seltsam ist es doch!“ begann die Mutter, nachdem die Kinder gegangen, zum Hausherrn gewendet, der schweigend das Zimmer durchschritt. „Der Unbekannte

hat beim Abſchied unſeren Hubert „Vetter“ genannt. Was denkſt du?“

„An eine ſonderbare Anfrage, die im vergangenen Herbſt an den Oberförſter gelangte,“ ſagte Herr Wolfhart, ohne ſeinen Gang zu unterbrechen.

„Merkwürdig!“ rief ſeine Gattin. „Das fiel mir auch ein! Kam jener Brief, der ſich erkundigte, ob Edgar Wolfhart noch lebe, nicht aus Kopenhagen?“

„Aus Hamburg, glaub' ich. Die Anfrage ſollte weiterher gekommen ſein — kann ſein, aus Kopenhagen.“

„Aber — Island? Wie klingt das ſo ſeltſam in unſer Leben herein! Wenn der Fremde den Kindern nur nicht blauen Dunſt vorgemacht hat! — Und doch, könnte es nicht ein Sohn des Verſchollenen ſein?“

Der Hausherr zuckte die Achſeln und ſchwieg. Er ſchien doch innerlich beſchäftigt.

Die Hausfrau nahm nach einer Weile nochmals das Wort. „Und wenn dir nun noch ein ernſteres Wiederſehen bevorſtände, lieber Edgar? Wenn nicht nur ein Sohn von ihm, wenn er ſelbſt noch lebte?“

„Habe ich ein ſolches Wiederſehen zu ſcheuen?“ ſagte der Mann. „Faſt dreißig Jahre ſind darüber hingezogen. Jene alten Erinnerungen haben keine Macht mehr über mich. Was mir aus ihnen verſöhnlich entgegenkommt, ſoll willkommen ſein, als gäbe es keine Vergangenheit. Der letzte Mißklang iſt längſt abgethan.

Liebe, treue Hände haben die Falten der Stirn geglättet, die Schatten zu verscheuchen gewußt. Bin ich denn nicht ein glücklicher Mann?“ Er küßte seiner Gattin die Hand. Sie umarmte ihn herzlich und es wurde nicht weiter von der angeregten Sache gesprochen.

Um so mehr am anderen Morgen, schon am Frühstückstisch. Was die Großen gestern schon, wollten die Kleinen jetzt in der Erzählung durchgenießen. Franz sprach von Vulcanen, und was das für eine gefährliche Situation und einen Lärm und ein Gezische gäbe, wenn die Lava über die Gletscher gelaufen käme; Heinrich schilderte den Walfischfang, Benno wußte das wenig Geheuersame der alten Götter darzulegen, und Fritzchen, der Jüngste, rief ärgerlich in das Durcheinander, sie sollten doch einmal stille sein, damit er über wilde Vogelnester und Seehunde zu Worte käme. Allgemein war die Annahme, der Gast könne jeden Augenblick eintreten, da er versprochen hatte wiederzukommen, und wenigstens einer der Knaben lief immer einmal zum Fenster, ob Siegfried etwa schon im Hofe sei.

„Da ist er!“ rief Heinrich, und Alles verließ geräuschvoll den Tisch, selbst Gertrud zuckte ein wenig zusammen und machte Miene aufzustehen.

„Gott bewahre! Es ist ja der Inspector!“ rief Hubert. „Wie kann man die Beiden nur verwechseln!“

„Jetzt bitte ich mir aber ernstlich Ruhe und Ordnung aus!“ gebot die Mutter. „Heinrich, du läßt dein

Eingebrocktes nicht wieder ſtehen, ſondern iſſeſt es auf! Fritzchen, trink deine Milch! — Und jetzt hört mich an: Es iſt noch ſehr die Frage, ob der Fremde ſich heut ſchon wieder einſtellt, wenn er auch geſtern die Abſicht ausſprach. Er kann Abhaltung haben. Sollte er aber kommen, ſo verbitte ich mir jedes Vordrängen. Er hat wohl Geſchäfte mit dem Vater. Ihr aber wartet, bis Ihr gerufen werdet, und beſchäftigt Euch anderweitig. Da liegt der ganze Weihnachtstiſch voll von Spielſachen und Büchern. Wer die neuen Schlittſchuhe benutzen will, findet auf dem Teich die beſte Eisbahn, dazu das ſchönſte Wetter."

Man fügte ſich ungern dem Gebot. Als jedoch nach einer Stunde noch nichts von dem Gaſte zu ſehen war, nahmen einige der Knaben wirklich die Schlittſchuh, und nach wieder einer Stunde legte auch Hubert die Edda bei Seite, in der er zerſtreut geleſen hatte, und folgte ungeduldig den jüngeren Brüdern nach der Eisbahn.

Gertrud kleidete ſich heut ſorgfältiger und gewählter, brauchte auch mehr Zeit dazu als ſonſt.

„Aber Kind, was fällt dir ein?" rief die Mutter, als ſie in ihr Zimmer trat.

„Nun, es iſt ja dritter Feiertag," meinte Gertrud erröthend, „und dann hab' ich eine Ahnung, Petersdorfs kommen heut Nachmittag — die Adele, mit der ich in der Penſion war, hat immer an mir zu tadeln, daß ich nicht genug auf mich halte."

Die Mutter ſchüttelte den Kopf und lächelte ſo eigenthümlich. Sie wußte doch, daß Adele Petersdorf eine eitle kleine Prinzeſſin ſei, und daß Gertrud bisher viel zu ſelbſtändig gedacht, um ſich unter den Einfluß der putzſüchtigen jungen Dame zu geben. Indeſſen entgegnete die Mutter nichts, mochte auch nicht ungehalten ſein, daß ihre Tochter, die ſonſt ein wenig bubenhaft und „ruſchelig“ war, anfing, etwas auf ſorgfältige Kleidung zu halten.

In der That hatte Gertrud einige Jahre in einer ſtädtiſchen Penſion zugebracht, war aber merkwürdigerweiſe ganz unverbildet und natürlich zurückgekehrt. Sie galt dort für eines jener „ſchrecklichen“ Kinder, bei welchen alle Bemühungen, die Mädchen für die Geſellſchaft und Modebildung zu erziehen, vergeblich waren. Wie ihr krauſes Haar ſich gegen jede glattgedrechſelte Friſur ſträubte, ſo daß jedes Härchen ſich eigenſinnig loslöſte, um ſich auf eigene Hand zu kräuſeln, und ſo das hübſche Geſichtchen mit den klugen Augen immer wie von einem durchſichtigen Flockenkranz durchweht war — zur Verzweiflung der Erzieherinnen; ſo ſträubte ſich ihr Sinn auch gegen das aufgedrungene Formelweſen. Vieles, was ſie lernen ſollte, fand ſie unzweckmäßig, ſie erklärte den Bildungsdrang ihrer Gefährtinnen für lächerlich, ſie ſetzte ſich zu manchen Lehrgegenſtänden in erklärten Widerſtand. Was ſoll ich mit Phyſik? ſagte ſie. So lange er (der Lehrer) mir die Experimente

vormacht, kommt es mir wohl so vor, als verstände ich's, wenn es aber vorbei ist, habe ich Alles vergessen, und es liegt mir gar nichts dran, es zu behalten. Und Astronomie? Wenn ich den gestirnten Himmel ansehe, habe ich mehr Freude daran, als wenn ich auswendig weiß, wie viel Meilen ein Stern vom anderen entfernt ist. Und den Orion von der Kassiopeja und vom großen Bären zu unterscheiden, das wußte ich durch meinen Vater schon ehe ich in die Pension kam. — Gertrud war nicht im Geringsten „strebsam" im modernen Sinne und verlachte diejenigen jungen Damen, welche aus bloßem Ehrgeiz und strebensbewußter Eitelkeit beim Abschied von der Schule ein Gouvernantenexamen machten. Auch ihre Ansichten über Lectüre flößten dem Pensionat Schauder ein. Sie hatte einen unerklärlichen Widerwillen gegen Bücher von Frauen und für Frauen geschrieben. Sie bekannte offen, daß ihr der Homer und das Nibelungenlied (die sie durch ihren Bruder Hubert kennen gelernt) lieber wären als ein ausgezeichnetes Werk für junge Damen, welches damals höchlichst angepriesen wurde und Mode machte. — Galt somit Gertrud schon in der Pension für ein unerziehbares Kind, für ein Mädchen, dessen befremdliche Geistesrichtung zu ernsten Bedenken für ihre Zukunft Veranlassung gab, so war man auch in der Gesellschaft, so weit das Landleben sie bot, gar nicht einverstanden mit ihrem Wesen. Die Putzsucht ihrer Altersgenossinnen war ihr

widerwärtig, die Unterhaltungen mit bald geckenhaften, bald rohen jungen Herren erschienen ihr abgeschmackt, und sie behandelte diese mit sehr herbem und oft auffallendem Stolz und Trotz. In ihrer Phantasie lebte ein Geschlecht von Männern, wie nur die erhabensten heroischen Dichtungen aufzuweisen haben; daher saß sie gern mit Hubert zusammen, der nun bald zur Universität abgehen sollte, und schwärmte mit ihm in den poetischen Gebilden der Bücher, die er ihr empfahl oder zu den Ferien mitbrachte. Auch den Eltern, die in ihre Kinder nicht vernarrt waren, konnte das, besonders in nicht anregender Gesellschaft, oft herb anstoßende Wesen der Tochter nicht entgehen. Allein der Vater lachte, wenn sie einem verbindlichen Landjunker ein treffendes Wort an den Kopf geworfen — er lachte insgeheim, auch wenn er sie ernsthaft eine böse Sieben und eine wilde Hummel nannte. Die Mutter suchte auch mehr in ruhiger Art auf sie zu wirken, mehr durch Anweisung und Beispiel, als durch viele Mahn- und Scheltworte. Zumal sie Grund hatte, mit der Tochter im Hauswesen und häuslichen Kreise zufrieden zu sein. Es kam wohl vor, wenn beide mit ihrer Näharbeit am Fenster saßen, während die Brüder sich draußen umherjagten, daß Gertrud laut singend aufsprang und hinauslief, um zehn Minuten lang an der Hetzjagd Theil zu nehmen. Kehrte sie dann athemlos zurück, und rief die Mutter ihr kopfschüttelnd entgegen: „Aber Mädchen — du bist wie ein

wilder Bube!“ — dann fiel Gertrud ihr lachend um den Hals, küßte ſie zärtlich, um dann in den nächſten Stunden um ſo fleißiger zu ſein. Zu thun gab es mit der Nadel immer genug, denn die jüngſten Söhne waren noch im Hauſe und unter den Händen der Mutter, und Gertrud theilte die Arbeit gern mit ihr, ſo am Nähtiſch, wie im Haushalt.

Es war ein großer Haushalt, denn eine zahlreiche Familie füllte die Räume. Kein Schloß war es, kein altvererbter Ahnenbeſitz, ſondern ein bürgerliches Haus, nicht glänzend, aber wohlhabend bei aller Schlichtheit. Nur einſtöckig, aber mit großem Gelaß, umfaſſend genug, um Viele zu beherbergen. Mit einer ſehr einfachen Stirn ſah es nach dem Gutshofe, die andere, mehr geſchmückte Seite blickte nach dem Garten, der, bergan ſteigend, ſchöne Anlagen hatte, welche freilich jetzt unter der Schneedecke lagen. Doch ſtieg der blaue Rauch aus den Schornſteinen des Gewächshauſes, welches auch im Winter die Fenſter der Gutsherrin und ihrer Tochter nicht ohne Blumenſchmuck ließ. — Es herrſchte geſunder Sinn und herzliches Gefühl der Zuſammengehörigkeit in der Familie. Der Gutsherr war wohlhabender als er ſeine Söhne wiſſen ließ, und erzählte ihnen gern, daß ſie von Bauern abſtammten. Demgemäß war die Erziehung einfach und verführte zu keinen übermüthigen Anſprüchen. Keine überflüſſige Bedienung verwöhnte die Kinder. Sie ſollten ſich ſelbſt

zu helfen ſuchen. Nur auf geiſtigem Gebiet, wo es galt zu lernen, ſich zu entwickeln, wurde ihnen viel gewährt, wurden ihre Wünſche gern erfüllt.

Trotz ſeiner bäuerlichen Abkunft, mit der er weder prahlte, noch ſie zu verbergen ſuchte, galt Herr Wolfhart auch bei dem umwohnenden Adel für einen Mann, mit dem man ſich gut zu ſtehen ſuchte. Es war nicht nur ſein Reichthum, es war das perſönliche Uebergewicht, ſein offenes Auge für die Entwicklung der Welt und des Lebens, wodurch er Einfluß übte und ſich geſchätzt und geſucht machte.

Eben hörte die Tochter ſeine Stimme in ſeinem Zimmer. Gertrud befand ſich im Speiſeſaal, beſchäftigt, ihre Geſchenke bei Seite zu bringen, da die Mutter den Weihnachtstiſch heute abgeräumt wünſchte. Denn es war ihr eingefallen, daß bei der prächtigen Schlittenbahn wirklich einiger Beſuch eintreffen könnte. Da ging des Vaters Stubenthür, lautes Geſpräch erſcholl im Vorſaal — das war die Stimme des geſtrigen Gaſtes! Wie war er nur in das Haus gekommen, ohne daß Gertrud davon erfahren? Jetzt öffnete der Vater die Thür, ſchob den Fremden vor ſich herein und rief:

„Da iſt der Erwartete! Wo ſind ſie nun Alle?“

Auch die Mutter trat ein, ſie mußte den Gaſt ſchon begrüßt haben. Ihre Augen ſchienen geröthet, aber ihr Geſicht ſtrahlte die innigſte Freude aus.

„Nun, Gertrud, biſt du wenigſtens da?“ fuhr der

Vater fort. „Da haſt du einen neuen Vetter, Siegfried Wolfhart, den dir ſchon bekannten Isländer! Er gehört zu unſerem Hauſe. Ihr nennt Euch ohne Umſtände „du", wie ſich's unter ſo nahen Verwandten ſchickt!"

Gertrud ſtand hoch erröthend vor Ueberraſchung und legte zögernd ihre Hand in die ſeine, die er ihr freundlich entgegenbot.

„Nochmals und nochmals willkommen, lieber Neffe!" rief die Mutter, ihm freundlich die Hand reichend. Ihre Stimme war gleichwohl bewegt, und auch in des Vaters Weſen lag etwas von ſtiller Rührung, was Gertrud noch kaum an ihm geſehen zu haben glaubte.

„Die Aufnahme in Eurem Hauſe iſt ſo herzlich," ſagte der Gaſt, „wie ich ſie als Fremder und Unbekannter kaum erwarten durfte." — Merkwürdig! Auch in dem Ton ſeiner Stimme lag heut etwas ſo Weiches, daß Gertrud ſich eigen betroffen fühlte.

„Ei, mein guter Isländer!" ſcherzte der Vater. „Du haſt dich in den Köpfen und Herzen meiner Söhne geſtern ſchon dermaßen feſtzuſetzen gewußt, daß wir Alten nur gute Miene machen müſſen, um hinter der gaſtfreien Jugend nicht zurückzubleiben. Aber wo ſteckt denn unſer wildes Heer?"

Das rückte denn auch mit der hier auf dem Lande ſehr frühen Mittagsſtunde bald heran, den neuen Vetter mit Jubel begrüßend. Man ſchien es unter der jüng-

sten Jugend für selbstverständlich zu halten, daß nun eine unmittelbare Fortsetzung der Erzählungen über Island erfolgen müßte, und es wurde nicht gar angenehm empfunden, daß der Vater fürs Erste ein Verbot auf alles Fragen und zudringliche Quälen legte. Trotz des Verbots drängte sich bei Tische fast unwillkürlich manche Frage nach Vulcanen, Seehunden und Göttern hervor.

Auch sonst war Siegfried, an welchem Alles neu, Alles merkwürdig erschien, zum Erzählen genug veranlaßt. Er sprach davon, daß er naturwissenschaftliche Studien auch auf einigen deutschen Universitäten gemacht habe. „Wie ich in früher Jugend schon zur Vorliebe für solche Studien gekommen bin?“ fuhr er fort. „Wer kann sagen, was die erste Anregung ist zu Beziehungen, die das ganze Dasein erfüllen, zur Wahl eines Berufes, zum plötzlichen Bewußtsein eines Talents? Oft erscheint es eine unbedeutende Kleinigkeit, und es ist doch der Schlüssel, der uns den Eingang zur Arbeit des Lebens öffnet. Mitten in Eurem Binnenlande fassen junge Leute plötzlich den Entschluß, zur See zu gehen, von der sie noch keinen Tropfen gesehen haben. Ich kenne einen jungen Künstler, der als Schiffsjunge hin- und herfahrend zwischen London und New York, zu der Ueberzeugung kam, er müsse Maler werden. Seitdem malt er, nicht die See, sondern Madonnen und biblische Geschichten. Bei mir, in meiner meerumflutheten Heimath, wo mit Büchern kein gar zu großes Wesen getrieben wird, ja,

bei mir, der ich von Kindheit mehr auf den Wellen als auf festem Lande gelebt hatte, war es — ein Buch, das mich zum Studium anregte, noch dazu ein poetisches Buch. Es enthielt die Dichtungen unserer altnordischen Edda."

Gertrud schlug still durchschauert die Augen nieder, während Hubert der Schwester einen freudeglänzenden Blick zuwarf.

„Mein Großvater war Schiffscapitän," fuhr Siegfried fort. „Da meine Mutter sehr früh starb, mochte er sich von mir nicht trennen, denn er hatte mich sehr lieb. Mein Vater, der in Reikiavik sein Handelsgeschäft trieb, überließ mich nach langem Widerstreben endlich dem Großvater, der mich schon in meinem fünften Jahre mit auf die See nahm. Er hatte auch mich zum künftigen Schiffscapitän bestimmt, um so mehr sollte ich bei Zeiten seegewohnt werden. So habe ich bis zu meinem zehnten Jahre viele Meere befahren, war zweimal in Indien, betrat Amerika's und Englands Küstenstädte. Diese frühen Eindrücke haben sich längst verwischt; zumal das Meer, welches meine Heimath geworden, mir in jenem Alter anziehender war als der Charakter von Landschaften und Leuten. — Da erschien es meinem Vater endlich genug des Umhertreibens, er setzte es durch, daß ich in die Schule geschickt wurde. Denn freilich hatte ich bisher weder Lesen noch Schreiben gelernt. Mein Großvater gab

nach und beſchloß, ſich in Reikiavik zur Ruhe zu ſetzen. Leicht wurde mir das Stillſitzen nicht, und eben ſo wenig konnte der Großvater ſich anfangs in die Ruhe finden. Wir träumten uns manchen Winterabend hinaus auf die ſtürmiſchen Wellen, und erzählten Schiffergeſchichten und Seeabenteuer. — Aber als ich anfing ſelbſtändig zu leſen, bekam ich die Edda in die Hand, und vergeſſen war mit einem Male die Sehnſucht auf das Meer. Meine Phantaſie belebte ſich mit einer neuen glanzvollen Welt von Geſtalten und Bildern. Hier in Island mußten alle dieſe Götter und Helden zu Hauſe ſein, ich ſtrebte danach, das Land, wo auch ich geboren war, kennen zu lernen, und ruhte nicht, bis ich meinem Großvater das Verſprechen einer Rundreiſe durch unſere Inſel abgerungen hatte. Der Alte entſchloß ſich wirklich dazu — was hätte er mir abſchlagen können? So reiſten wir. Freilich, Rieſen, Walkyren und die Urbilder zu jenen Heldengeſtalten meiner Phantaſie fand ich nicht, aber die ungeheure Natur meines Vaterlandes machte gewaltigen Eindruck auf mich. Das Intereſſe für ſie begann den Antheil an dem zu überwiegen, was ich vergeblich geſucht hatte. Von dieſen Eindrücken her ſchreibt ſich mein Entſchluß, die Natur und ihre Wiſſenſchaft zu ſtudiren. Mein Vater war einverſtanden. Ich ſollte auf eine höhere Schule nach Kopenhagen geſchickt werden. Der Großvater freilich konnte ſich in dieſen Lebensplan gar nicht finden, doch

brachte er mich ſelbſt nach Kopenhagen und blieb bei mir, bis ich die Univerſitäten beziehen ſollte. Da ging er zurück und ich habe ihn nicht wieder geſehen. Er ſtarb bald darauf. Ich aber ſtudirte in London, in Paris, in Deutſchland, und war in dieſen Jahren zweimal in meiner Heimath, die ich nun erſt mit geöffneten Augen durchwanderte."

„Und bleibſt du jetzt bei uns?" fragte eins der jüngſten Mitglieder des Hauſes.

Siegfried lächelte und gab ſtatt der Antwort die Gegenfrage zurück:

„Möchtet Ihr mich denn hier behalten?"

Während des lauten „Ja!" welches von allen Seiten erſcholl, hob der Vater die Familientafel auf, um ſich mit dem Gaſt in ſein Zimmer zurückzuziehen.

In Gertrud's Herzen wirrten Fragen über Fragen durch einander, ſie konnte ſie nicht länger zurückhalten. Als ſie mit der Mutter einen Augenblick allein war, begann ſie:

„Warum haben wir nur bis jetzt niemals von dieſem Vetter erfahren? Wenn er ſchon öfter und länger in Deutſchland war, warum hat er uns nicht eher aufgeſucht? Wie kommen wir denn zu Verwandten in Island? Und wer iſt denn Siegfried's Vater, von dem bei uns noch nie die Rede geweſen?"

Die Mutter ſchien ungern Auskunft zu geben.

„Liebes Kind," begann ſie, „wir haben ſelbſt nichts

von dem Daſein dieſes jungen Vetters gewußt. Dein Vater hatte einen Bruder, der — plötzlich verſchwand. Es iſt dreißig Jahre her, ich habe ihn nicht gekannt. Er war verſchollen und galt für geſtorben. Jetzt giebt er uns ein Lebenszeichen, indem er uns ſeinen Sohn ſchickt."

„Alſo er lebt noch? Und wird er ſelbſt wiederkommen?"

„Es könnte ſein — unter Umſtänden."

„Aber warum giebt er ſo ſpät erſt dies Lebenszeichen?"

„Kind, das wiſſen wir ſelbſt noch nicht. Laß jetzt das Fragen! Wir wollen uns dieſes Verwandten, den das Glück uns zugeführt, freuen, und der Zeit die Löſung mancher Räthſel anheimgeben. Dir aber muß ich noch ſagen, Gertrud, du könnteſt wohl etwas artiger gegen Siegfried ſein. Dein Betragen iſt gar nicht angenehm."

„Ach, Mutter!" begann Gertrud, indem ſie ſich dicht an ſie ſchmiegte.

„Was denn?"

„Ich kann ihn nicht „Du" nennen, wie der Vater will!"

Die Mutter lachte:

„Geh, du großes Kind! So nenne ihn wie du willſt. Jetzt aber hilf mir den Kaffeetiſch decken — ich glaube, da klingelt ſchon ein Schlitten den Berg herunter. Richtig — Beſuch!"

Es kam, wie die Hausfrau vorausgesehen; es kam ſogar, wie Gertrud zu vermuthen vorgegeben, aber nicht gehofft noch gewünſcht hatte. Die Familie Petersdorf traf ein in zwei Schlitten: Vater, Mutter, der Sohn, ein junger Lieutenant, und drei Töchter, die beiden jüngſten noch Kinder. Kaum war man über das geräuſchvolle Willkommen hinaus, ſo erſcholl von Neuem Schellengeläut im Hofe, und der Oberförſter erſchien nebſt Frau und zwei Knaben. Der letzten Familie ſprang Siegfried wie alten Bekannten entgegen und half der Frau Oberförſterin aus dem Schlitten. Gertrud bemerkte es vom Fenſter aus. Die alſo waren ſchon länger mit ihm bekannt, als ſeine eigenen Verwandten! Gertrud fühlte ſich beinah verſtimmt gegen den neuen Vetter.

Die Wohnräume des Wolfhart'ſchen Hauſes waren nun recht voll und lebhaft geworden. Adele Petersdorf, ein wirklich ſchönes Mädchen, in dem modernſten, vielleicht für den Familienkreis zu glänzenden Anzug, ſprang vergnügt auf Gertrud zu, und freute ſich, daß ſie ſich auch „ſchön gemacht" habe. Gleichwohl war Adele keine bloße Modepuppe, ſondern ein luſtiges, übermüthiges Perſönchen, verwöhnt und anſpruchsvoll, aber unterhaltend und liebenswürdig. Wenn ſie ſich gehen ließ, machte eine gewiſſe Derbheit des Ausdrucks, die im Gegenſatz zu ihrer zierlichen Erſcheinung ſtand, ſich um ſo poſſirlicher. — Auch Adele öffnete die Augen

mit einiger Ueberraſchung, als Siegfried ihr vorgeſtellt wurde. Sie betrachtete ihn mit Wohlgefallen, zog ihn in die Unterhaltung und ſchien durch die neue Bekanntſchaft ſehr angenehm angeregt.

Auch die Frau Oberförſterin, eine noch jugendliche und heitere Frau, geſellte ſich gern zur Jugend, die, beſtehend aus Adele und Haſſo Petersdorf, Siegfried, Gertrud und Hubert, ſich zum Kaffee um einen kleinen Tiſch geſetzt hatte. Im Nebenzimmer lachten und tobten acht Kinder verſchiedenen Alters und Geſchlechts durch einander. Die Lautheit der in drei Gruppen getheilten Geſellſchaft ließ nichts zu wünſchen übrig. Denn auch unter den Alten ging es vergnügt her. Vater Petersdorf hatte eine Rieſenſtimme, welche der Oberförſter in dem allgemeinen Lärm noch zu überſchreien ſtrebte.

Da wurde unter der jüngſten Jugend der Wunſch laut, die Eisbahn auf dem Teiche zu verſuchen, zumal die Söhne des Oberförſters in ihrer Kenntniß dieſes Vorzugs von Mönchenrode ihre Schlittſchuhe mitgebracht hatten. Auch die Erwachſeneren erhoben ſich, um ſich zum Mitgehen zu rüſten. Während ſich Adele in ihre Capuze von roſa Seide mit Schwanenflaum beſetzt, einhüllte, flüſterte ſie Gertrud zu:

„Aber Menſchenkind, warum haſt du von dieſem reizenden Vetter aus Island niemals erzählt? Der iſt ja wie der Prinz aus einem Märchen!“

Gertrud, ärgerlich und im Trotz gegen ſich ſelbſt, lachte laut auf:

„Der? Ein Eisbär iſt er, ein nordiſches Seeungethüm!“

Sie erſchrak bis ins Herz hinein. Siegfried mußte die Worte gehört haben, er ſtreifte ſie mit einem Seitenblicke.

Es traf ſich, daß Adele zwiſchen Siegfried und Hubert voran ging, Gertrud und Haſſo Petersdorf folgten. Sie mochte den jungen Lieutenant eigentlich nicht übel leiden, denn er war unterhaltend und heiter, wie ſeine Schweſter, überdies ein Jugendgeſpiele von ihr, der einzige von allen jungen Herren der Umgegend, mit dem ſie eine Art von guter Freundſchaft hielt. Heut aber fand ſie ſeine Unterhaltung ſo abgeſchmackt als möglich, und es ergriff ſie eine heftige Ungeduld, von ihm loszukommen.

Doch ſollte ihr dies nicht ſo bald glücken. Adele ſtieg in einen der bereitſtehenden Stuhlſchlitten, um ſich von Siegfried fahren zu laſſen, und Gertrud mußte wohl oder übel ſich in den anderen ſetzen, welchen Haſſo ihr entgegenſchob. So glitten ſie über die Eisbahn hin, zuweilen neben einander, dann wiederum unter fröhlichem Lachen ſich zu überholen ſuchend. Da machte Siegfried den Vorſchlag, einmal zu wechſeln. Er nahm Gertrud's Schlitten, während Hubert raſch Adelens ergriff und lachend mit ihr davonjagte. Haſſo ließ es

geſchehen und trieb inzwiſchen ſein Weſen mit der jüngſten Jugend, die ſich auf der Eisfläche umhertummelte.

„Frierſt du auch nicht, Couſine?“ fragte Siegfried im Lauf, da er zu bemerken glaubte, daß Gertrud ſich nicht genug gegen die Kälte vorgeſehen habe.

„Gar nicht!“ entgegnete ſie. „Aber ich ſchnalle lieber ſelbſt die Schlittſchuhe an, als daß ich mich von einem Anderen umherſchieben laſſe!“

„Wirklich?“ rief er. „Das iſt ſchön! Wir probiren das morgen gemeinſam!“

Die frühe Dämmerung trieb die Geſellſchaft nach den Wohnräumen zurück. Als die beiden Familien Abends aufbrachen, nahm Siegfried nicht zugleich Abſchied, ſondern blieb im Hauſe. Der Vater hatte, ſo erfuhr Gertrud, ſein Gepäck aus dem Hauſe des Oberförſters holen laſſen, um ihm in der eigenen Familie Wohnung zu machen. Ein baldiger Gegenbeſuch bei Petersdorfs wurde zugeſagt, und Adele flüſterte beim Abſchied Gertrud ins Ohr:

„Bringt jedenfalls Euren Märchenprinzen mit!“

Gertrud mißbilligte Adelens Betragen ſehr. Sie begriff nicht, wie man einen jungen Mann zu deutlich könne merken laſſen, daß er Gnade gefunden. Vergegenwärtigte ſie ſich Siegfried's Betragen gegen Adele, ſo weit ſie es beobachten gekonnt, ſo hatte ſie freilich keine zu große Zuvorkommenheit gegen die junge Dame

bemerkt. Seine Art und Weiſe war eine eigenthümliche, wie Gertrud ſie noch an keinem Manne geſehen. Er erſchien in ſeinem Weſen nicht gerade kalt, aber ruhig, zurückhaltend; herausgefordert, ſprach er fließend, aber einfach, natürlich; es lag etwas halb ernſt Ueberlegenes in ſeinem Reden und Benehmen, und dennoch war es beſcheiden und unvordringlich, zuweilen durfte man es kindlich naiv nennen. Er konnte lachen, aber ſein Lachen ſchien nur auf der Oberfläche zu ſchweben, nichts mit der Tiefe ſeines Weſens zu thun zu haben. Alles in Allem, er verbarg mehr in ſich, als er gab; er ſchien zu beobachten, zu prüfen, doch ohne jenes eitle Selbſtbewußtſein, die Menſchen und Verhältniſſe zu überſehen. Dieſer Reiz des Fremdartigen und Geheimnißvollen übte auch auf Gertrud ſeine Anziehung. Und doch zürnte ſie ihm. Zugleich fürchtete ſie, von ihm gering geachtet zu werden, und dies rief ihren herben mädchenhaften Trotz nur in erhöhtem Maße wach.

Als ſie nach kurzer Weile in das Familienzimmer zurückkehrte, fand ſie Siegfried im Kreiſe ihrer Brüder, zu denen ſich auch der Vater geſellt hatte, vor dem Kamin ſitzen und Geſchichten erzählen. Sie kam gerade zum Walfiſchfang zurecht, der heute durch einige Zwiſchenfragen des Hausherrn mehr einen wiſſenſchaftlichen Charakter annahm.

Am Tage darauf mahnte Siegfried ſeine Couſine an das Verſprechen, mit ihm zum Eislauf zu gehen.

Es konnte nicht fehlen, daß die ganze jüngere Familie ſich anſchloß. — Gertrud war eine gewandte Schlittſchuhläuferin, Siegfried ſchien es mit Vergnügen zu bemerken. In weitausgreifenden Kreiſen ſchwebten die beiden jugendlichen Geſtalten über die Eisfläche. Es war ein ſchöner Anblick. Von viel Unterhaltung konnte bei der raſchen Bewegung nicht wohl die Rede ſein, aber es mangelte doch nicht an einer Art von ſtummem Geſpräch. Jetzt ergriff Siegfried die Hand ſeiner Gefährtin, um mit ihr wie im Tanz über die Bahn zu fliegen, und entführte ſie der Schaar der Brüder. Gertrud ließ es geſchehen. Plötzlich durchzuckte ſie ein Gedanke des Uebermuthes. „Wer iſt ſchneller?“ rief ſie. „Haſche mich!“ Sie entzog ihm ihre Hand und flog davon. Schnell war Siegfried hinter ihr her. Allein im Unbedacht war ſie zu nah an die rauheren Stellen des mit Binſen und Röhricht bewachſenen Ufers gerathen. Ihr Fuß ſtockte, glitt aus, ſie mußte fallen. Siegfried ſchlang ſeinen Arm um ſie und hielt ſie auf. Gertrud erſchrak, mehr aber noch, da ſie am Ufer eine Geſtalt erblickte, die den Vorgang lächelnd beobachtete. Es war die Waldſuſe. Wo war die Alte plötzlich hergekommen? Schien ſie doch wie aus der Erde gewachſen!

„Guten Tag, Mütterchen!“ grüßte Siegfried, während die Alte herübernickte. Beide flogen vorüber. — Allein Gertrud eilte ihren Brüdern zu und behauptete,

ſie zögere bereits länger auf dem Eiſe, als die Mutter gern ſähe. Man ſchickte ſich zum Heimweg an.

Siegfried ſah ſich, während er neben ihr herſchritt, noch einmal um und begann: „Wer iſt die alte Frau, die uns begrüßte? Ich bin ihr ſchon einmal begegnet.“

„Ein armes Weib, dem meine Eltern zu helfen ſuchen, ſo weit ihm zu helfen iſt. Die meiſten Leute im Dorfe fürchten ſich vor der Waldſuſe, wie man ſie nennt, und ſie giebt Veranlaſſung dazu. Mir ſcheint ſie mehr unglücklich als gefährlich. Es muß einmal etwas ſehr Hartes durch ihr Leben gegangen ſein. Sie iſt nicht aus unſerem Dorfe, ſondern ein paar Meilen von hier zu Hauſe. Aber dort hat man ſie vor vielen Jahren ſo gut wie vertrieben, weil ſie das Vieh behexen und Nachts mit Geſpenſtern verkehren ſollte. Der Vater hat ſie hierher genommen und in einem Tagelöhnerhauſe untergebracht. Da hat ſie ihr eigenes Stübchen und es fehlt ihr eigentlich an nichts. Aber ſie kann nicht ruhen, die Leute fürchten zu machen und ſich in üblen Ruf zu bringen. Sie ſtreift viel in den Ruinen da umher und ſagt, da wäre ihr Reich. Die Mutter hat ihr die Thorheiten oft verwieſen. Die Alte aber meint, die Leute wären ſo dumm und ſchlecht und hätten ihr ſo mitgeſpielt, daß es ihr eine Genugthuung ſei, ſie in Angſt zu erhalten. Manchmal erſcheint ſie mir wie geiſtig geſtört, zumal ſeit dieſem Winter.“

„Und meine Couſine Gertrud wagt es, mit der Gefürchteten zu verkehren?“ fragte Siegfried.

„Sie hat mich in ihre beſondere Gunſt geſchloſſen,“ entgegnete Gertrud. „Ich weiche ihr nicht aus, da ich ſie nicht fürchte.“

Der Beſuch bei Petersdorfs ſollte ſchon in einigen Tagen entgegnet werden, da eine frühe Einladung von ihnen kam. Allein obgleich es dort ſehr heiter und lebendig herging, Gertrud war ernſter als bisher geſtimmt. Nicht mehr jener herbe Mädchenſtolz erfüllte ſie ganz, ſie war nicht bei der allgemeinen Heiterkeit, weil ſie ſich völlig in Beobachtung verlor, in Beobachtung Adelens, deren Betragen ſie mit dem ihrigen verglich. Denn wenn Gertrud auf eine Stunde lang die ſtolze Genugthuung gehabt hatte, es Siegfried in einem Stücke faſt gleich zu thun, in der neuen Kunſt des Schlittſchuhlaufens, ſo war dieſes frohe Bewußtſein doch ſchon an demſelben Abend einer gewiſſen zaghaften Befangenheit gewichen. Erzählungen und Wintermärchen am Kamin gaben die Veranlaſſung dazu. Es kam die Rede auf Siegfried's Namensvetter in der alten Sagendichtung. Wie er da als Sigurd die Wallyre Brunhild aus den Flammen erlöſt und ſich mit ihr verlobt hatte. Dann wurde von dem deutſchen Nibelungenliede geſprochen und wie Brunhilde darin ſchon zu einer Anderen geworden ſei, wie aber das Verlöbniß oder frühere Verhältniß der beiden doch wohl auch für

das deutsche Gedicht noch eine Geltung habe. Da begann Bruder Hubert seine Schulweisheit auszukramen.

„Es ist doch ganz natürlich," begann er, „daß dem Helden von Niederland die wilde Brunhild nicht mehr gefällt. Als er noch jünger war, da mochte er wohl mit ihr auf dem Eise Bären jagen, im Lauf und Sprung mit ihr wetteifern, sich mit ihr im Speerwurf üben. Als er aber ein Held geworden, mußte ihm das wilde Mannweib mit ihren Kraftproben und ihrem Trotz mißfallen. Chriemhild in ihrer echt weiblichen Sanftmuth stand ihm näher, denn dem kräftigen Manne konnte nur das Weib zu Herzen sein, das in den Grenzen der Weiblichkeit blieb."

Der Hausherr wiegte den Kopf zur Seite, als wollte er sagen: „Nicht übel!"

Die Mutter aber sagte halblaut vor sich hinlächelnd: „Soll in Erinnerung behalten werden!"

Auf Gertrud aber wirkten ihres Bruders Worte wie ein erschreckender Blitzstrahl. In welchen Situationen hat „Er" mich bisher kennen gelernt? fragte sie sich. Beim Schneeballwerfen mit wilden Knaben, beim Wettlauf auf dem Eise, trotzig und kalt in meinem Betragen — selbst die Mutter fand es „unangenehm". Gertrud nahm eine Einkehr bei sich selbst, die sie verwirrte und zu ängstigen begann. Sie war nicht zu bewegen, Tags darauf den Eislauf zu wiederholen, sie wollte keine Schlittschuhe mehr anlegen. Sie

saß bei einer weiblichen Arbeit wie gefesselt, und da sie wußte, daß Chriemhild mit ihren Jungfrauen die Kleider für die Helden selbst zugeschnitten und genäht hatte, ergriff sie rasch ein altes Stück Zeug, um eine Jacke wenigstens für die Waldfuse zuzuschneiden. Ihre Gedanken waren fortwährend bei Brunhild und Chriemhild und bei dem Vergleich zwischen sich selbst und — Adele. So beobachtete sie während des Besuchs bei Petersdorfs Adelen genau, und achtete wohl auf ihres Vetters Betragen.

Aber lag denn nun in Adelens Art und Weise jene reine schöne Weiblichkeit, die allein geeignet sein sollte, einen kräftigen männlichen Charakter zu fesseln? Adele war wie ein Wirbelwind, lachte, schwatzte und ließ ihrer Lustigkeit freien Lauf. Es war noch mehr Gesellschaft bei Petersdorfs, auch junge Damen und Herren. Allein nur mit Siegfried schien die Tochter des Hauses sich unterhalten zu wollen und zeichnete ihn in demselben Maße aus, als sie die übrigen jungen Männer ihre Nichtachtung fühlen ließ. Siegfried kam ihr nicht eben entgegen, er konnte nicht umhin, sich ihre Gunst gefallen zu lassen, wenn er auch zuweilen etwas befremdet und verwundert drein blickte. Er hatte mit Gertrud den ganzen Nachmittag über noch nicht gesprochen. Eine Traurigkeit überkam sie, und gern wäre sie weit weg gewesen aus dem lärmenden Kreise, der seinen Uebermuth in Pfänderspielen auszutoben suchte.

Sobald ſich eine ſchickliche Gelegenheit darbot, ſtahl ſich Gertrud aus dem Zimmer und ſetzte ſich zu den „Alten“. Die Mutter winkte ſie zu ſich, mit dem Auftrage, einmal nach ihren Jüngſten zu ſehen, und Gertrud war froh, ſich mit einer beſtimmten Weiſung auf kurze Zeit entfernen zu dürfen.

Unten im Erdgeſchoß fand ſie die jüngſte Geſellſchaft in nicht minder geräuſchvoller Unterhaltung, zumal Uneinigkeiten über die Methode ihres Spiels ausgebrochen waren. Gertrud kam zu Hülfe, ſuchte Ordnung hinein zu bringen, und das Spiel zu leiten. Es war ihr eine willkommene Beſchäftigung. Nicht lange aber hatte ſie den Vorſitz geführt, als die Thür ſich öffnete und auch Siegfried hereintrat.

„Sieh, Gertrud!“ rief er, „du haſt dir andere Geſellſchaft geſucht!“

Sie witterte etwas von Spott in ſeinen Worten und hatte faſt ein Wort der Abwehr auf den Lippen. Doch unterdrückte ſie es und entgegnete nur: „Mir gefällt es ganz gut hier.“

„O mir auch!“ ſagte er unbefangen. „Jedenfalls beſſer als da oben.“

Schon aber umdrängte den Eintretenden die Schaar ſeiner jüngeren Vettern mit dem Anliegen, eine Geſchichte zu erzählen. Er war ohne Umſtände bereit, nahm Platz und erzählte. — Gertrud hörte eine Weile zu. Dann erhob ſie ſich ſchnell und verließ das Zim-

mer. Denn sie bedachte, daß sie ihrer Mutter Bericht erstatten müßte, und vielleicht war es auch noch ein ganz hauptsächlicher Nebengedanke, der sie zur Gesellschaft zurückscheuchte.

Als sie in den Saal trat, vernahm sie von Adelens Lippen die Frage: „Aber wo ist Herr Siegfried von Island geblieben?“

„Er ist unten in der Kinderstube und erzählt Geschichten,“ meldete Gertrud.

„Was? Den Kindern erzählt er? Das ist ja abscheulich! Uns soll er seine Geschichten erzählen. Kommt, wir ziehen in geschlossener Phalanx hinunter und holen den Erzähler herauf!“

Adele schritt voran und die Mehrzahl folgte. Wirklich wurde Siegfried bald darauf zurückgebracht, nicht ohne seinen jüngeren Zuhörerkreis, der sich den Ausgang der angefangenen Geschichte nicht wollte rauben lassen. Doch kam es nicht zum Erzählen, da der Ruf zum Abendtisch der Unterhaltung eine andere Richtung gab, und man sich bald darauf trennte. —

Am Nachmittag des folgenden Tages saß Gertrud mit ihrer Näharbeit am Fenster. Sie war allein. Die Mutter in der Wirthschaft beschäftigt, der Vater in seinem Zimmer, Siegfried mit den Brüdern auf dem Eise. Gertrud nähte sehr emsig, die Nadel flog mit mehr als gewöhnlicher Geschwindigkeit. Plötzlich ließ das Mädchen die Hände in den Schooß fallen und

lehnte sich mit einem tiefen Seufzer zurück. Ihre Augen richteten sich durch das Fenster — sie stutzte überrascht. Da stand draußen die Waldsuse, nickte und winkte ihr. Gertrud sprang hastig auf, ihr Herz schlug, sie wußte nicht warum — schnell war sie draußen bei der Alten.

„Gertrudchen!“ flüsterte diese, „kommen Sie hinauf nach den Klostermauern, ich will Ihnen etwas erzählen!“

Gertrud sah sie betroffen an: „Was ist geschehen, Suse? Was habt Ihr?“

„Was geschehen, ist dreißig Jahre her, aber Sie sollen es wissen.“

„Kann ich's nicht hier erfahren, Suse? Warum da oben?“

„Da in die alten Mauern gehört es hin, Kindchen. Es ist lang, hier würde man uns stören. Dem jungen Herrn aus der Fremde wollt' ich's heut früh auch erzählen — denn es gehört für Euch beide — er wußt' es schon. Aber Sie wissen's nicht. Schnell ein warmes Mäntlein um, daß Sie nicht frieren! Ich geh' voran.“

Die Alte ging. Gertrud sah ihr unschlüssig nach. Was wußte die Alte? Ein Geheimniß ihrer Familie? Daß es ein solches gab, darüber konnte Gertrud nicht mehr in Zweifel sein. Sie dachte an das nachsichtige Betragen der Eltern gegen die Suse — die Alte

mußte in das Geheimniß eingeweiht ſein. Aber wie? Durfte ſie über alte Familienereigniſſe, welche die Eltern verborgen halten wollten, durfte ſie ſich auf heimlichem Wege Kenntniß darüber verſchaffen? Ihr Gewiſſen ſagte nein. Allein — Siegfried wußte auch darum! Er ſprach mit Liebe von ſeinem Vater — was konnte denn auch Schreckliches geſchehen ſein? — Gertrud entſchloß ſich, der Alten zu folgen, obgleich nicht leichten Herzens, nicht ungemahnt von ihrem Gewiſſen. Haſtig warf ſie ihr Mäntelchen um, rüſtete ſich, ſchlüpfte aus dem Hauſe, durch den Garten, in den Wald. Ein Blick zwiſchen die Bäume hindurch zeigte ihr unten ihre Brüder und Siegfried in fröhlichem Umherkreiſen auf dem Teiche. Sie eilte vorüber, gedeckt durch Geſtrüpp und kleines Tannengehölz, und ſchritt nach der Ruine. Es war ein umfaſſendes altes Gemäuer, durchwachſen von Bäumen und Strauchwerk. Drei Seiten eines Kreuzganges mit Pfeilern und Rundbogen ſtanden noch, zwar dachlos, doch wohlerhalten. Hohe Mauern mit Fenſtern und ſteinernem Schnitzwerk deuteten die einſtige Kirche an, und ringsherum häufte ſich ein Chaos von Geſtein und Vegetation, jetzt unter der Schneedecke des Winters. Hier und da glänzten an den kahlen, lang herabhängenden Ranken ein paar rothe Beeren, oder die dunkelgrünen Blätter des Brombeergeſtrüpps, welche ſelbſt dem Schnee und Froſt nicht weichen wollten.

Gertrud ging durch den Kreuzgang, indem sie den Fußspuren folgte, die sich im Schnee abgedrückt hatten. Hier mußte die Alte ihr vorausgegangen sein. Allein Gertrud bemerkte, daß diese Spuren im Schnee nicht von der Waldsuse herrühren konnten. Es war der scharfgezeichnete Abdruck eines fest auftretenden männlichen Fußes, nicht die sich selbst verwischende Spur, welche der schurrende Gang der alten Frau hervorbrachte, wie sie es beim Betreten der Ruine beobachtet hatte. Gertrud hemmte ihren Lauf und eine Bangigkeit überkam sie. Sollte sie weitergehen oder umkehren? — Da ließen sich seltsame Töne hören. Dumpfe Klagelaute, tief aus der Brust geholt, mit einem wilden Aufruf endend. Das Mädchen schrak zusammen. Eine Hand legte sich auf ihre Schulter, Gertrud wandte sich und erkannte die Alte.

„Kommt hinweg von hier, Suse!“ rief sie. „Habt Ihr nicht die seltsame Stimme gehört?“

„Keine Furcht, Kindchen!“ begütigte die unheimliche graue Gestalt. „Mein guter Freund, der Schuhu, hieß mich nur willkommen. Er kennt mich. Er ist so alt wie ich, und älter, und hat viel hier mit angesehen. Aber komm nur, ich weiß, wo ein geschützter Platz ist ohne Schnee und Luftzug.“

Gertrud folgte ihrer Führerin. Beide verließen den Kreuzgang, wanden sich zwischen allerlei Gestein, Trümmer und Nadelholz hindurch, und gelangten zu

einem engen Raume zwiſchen Mauern, dem man wohl zutraute, daß er einſt als Büßerkammer gedient habe. Das mangelnde Dach wurde durch dunkle Tannenäſte, die ſich darüber breiteten, erſetzt. Auch eine Art von Sitz hatte die Zeit durch herabgeworfenes Geſtein gebildet. Auf dieſen wollte Suſe, welche hier die Wirthin des Hauſes machte, ihren Gaſt nöthigen.

„Setzt Euch nur ſelbſt," entgegnete das junge Mädchen, „ich kann ſtehend zuhören."

Die Alte ließ ſich nieder, während Gertrud, an das Gemäuer gelehnt, ſie in geſpannter Erwartung anſah.

„Alſo es ſind dreißig Jahre her, drunter oder drüber," ſo begann Jene ihre Erzählung, „da waren hier zu Mönchenrode zwei Brüder, Edgar und Arthur, bei ihrem Ohm und Vormund, der dazumal das Gut bewirthſchaftete. Sie kamen nur auf Beſuch, denn ſie lebten in der Stadt, der älteſte ſtudirte auf die Landwirthſchaft, der jüngere war ſchon Officier. Der Edgar war ein gut gearteter junger Herr, aber mit dem Arthur hatten ſie manche Noth. Ich war ſeine Amme geweſen und er mußt' es wohl von mir haben, daß was Wildes in ihm lag, und er nicht zahm werden konnte wie die anderen Leute. Denn es gab viel Gerede, daß die Herrſchaft gerade mich zur Amme nahm, aber es war keine andere da, und die junge Frau lag auf den Tod. Sie ſtarb auch bald darauf, und der Vater der Kinder hat auch nicht lange gelebt. So wuchſen ſie

heran, aber es war kein Schick zwischen den Brüdern. Der Edgar hatte keine Schuld, aber der Arthur ließ ihm keine Ruhe. Es war gerade, als müßt' er in Allem dazwischen treten, was der Andere sagte und wollte und that. Das mußte nun zum Schlimmsten werden, als der Edgar sich in ein Fräulein aus der Nachbarschaft verliebte, und mit ihr so gut wie versprochen war. Gleich verliebt der Arthur sich auch in sie, und sucht sie ihm abspenstig zu machen, und dem Anderen ging das nun auch über die Geduld."

„Ich hatte aber dazumal eine Tochter, die war wie ich, kehrte sich nicht an der Leute Art, und lachte und trotzte ihnen ins Gesicht. Sie gaben ihr schlechte Namen, gerade wie mir, aber sie bot es ihnen zurück, daß sich Alle vor ihr bekreuzten. Sie war des Herrn Arthur Milchschwester und sie hatten als Kinder zusammen gespielt, nachher gab er nicht mehr Acht auf sie. Aber das Mädchen hatte nichts Anderes im Sinn als den Arthur, und wär' für ihn ins Elend gegangen. Hätte der Edgar ihr schön thun mögen, so wär's dem Arthur leicht gewesen, sie zu verderben. So aber machte er sich nichts aus ihr, und bot ihr nicht einmal freundliche Rede. Er war nur erpicht auf das Fräulein Valentine. Was die so recht im Sinne hatte, weiß ich nicht, aber es gab da allerhand Briefe und Botschaften zwischen ihm und ihr, und später hieß es, sie habe den Arthur nur zu Vernunft bringen wollen,

denn sie wär' dem Edgar treu gewesen. So ließ sich meine Tochter zum Botenlaufen her zwischen ihr und ihm, nur um ihn zu sehen und mit ihm sprechen zu können. Sie war wie von Sinnen."

„Da sollte es schlimm werden. Wie ich einmal am Garten vorbeigehe, hör' ich, daß die beiden jungen Herren im bittersten Zorn mit einander reden und der Arthur schreit, sein Bruder müsse sich mit ihm schießen. Der Edgar will das nicht, und macht ihm Vorwürfe, das wär' unter Brüdern eine Schmach und Schande, aber da wird der Arthur nur noch wilder, und nennt ihn eine feige Memme, und droht ihm mit wer weiß was für schlechten Reden — na, da war's denn aus. Hitzig konnte der Edgar auch werden, und so wollten sie sich mit den Pistolen hier in den Klostermauern finden. — Ich war in einer Angst und wußte nicht was thun, denn das Schießen sollte gleich vor sich gehen. Ich wollt' es dem Ohm und Vormund sagen, aber der war ausgeritten, und so ging ich selbst nach den Mauern hinauf. Wie ich ankomme, höre ich auch schon zwei Schüsse, und sehe den Edgar umfallen und für todt daliegen. Meine Tochter ist auch nicht weit, springt herzu und schreit auf und fällt dem Arthur in den Arm. Es war zu spät, und er stand selbst blaß wie der Tod da. Meine Tochter schrie und jammerte und bat den Arthur zu fliehen, daß sie ihn nicht als Mörder einsteckten, ich aber nahm den Kopf des Edgar

auf den Schooß und ſuchte das Blut zu ſtillen, das aus ſeiner Bruſt floß. Da durchfuhr es den Arthur, als käme er zur Beſinnung. Er fiel vor dem Bruder nieder, mit einem Blick, der nicht zu vergeſſen iſt, und rief ſeinen Namen. Wie aber meine Tochter weinte und bat, daß er ſich davonmachen ſollte, ſprang er auf und ſchritt hinweg. Seitdem aber ward er hier nicht wiedergeſehen. — Meine Tochter, ſo außer ſich ſie war, half mir doch für den Verwundeten ſorgen, denn er gab noch Lebenszeichen. Aufſehen wollte ich nicht machen, um des Arthur willen nicht, und ſo mocht' ich nicht, daß der Edgar durch das Dorf getragen würde. Ich ſchickte meine Tochter zum Oberförſter, daß er ihn bei ſich aufnähme, bis es Nacht würde. Der kam denn auch mit ſeinem Sohn, der mit den beiden jungen Herren Kamerad war, und jetzt hier Oberförſter iſt. In ſeinem Hauſe blieb der Edgar die ganze Zeit, daß er lag, bis er geſund wurde. Er hat oft geklagt, daß er allein ſchuldig ſei, denn er hätte nicht zugeben ſollen, ſich mit ſeinem Bruder zu ſchießen, und durch ſeine eigene Schuld ſei der Arthur nun unglücklich. Das Fräulein Valentine aber kriegte vor Schreck ein Fieber und war todt, noch ehe der Edgar wieder aufkam. Es ging langſam mit ihm, zumal da er auch ihren Tod noch erfuhr. Hernach hat er von der Sache keinen Schaden behalten und kam wieder ganz zu Kräften. Aber zehn Jahre hat's gedauert, bis er ſich wieder

entſchloß zu freien. Da nahm er ein ſchönes, gutes Fräulein zur Frau, das nachher Eure Mutter ward, Gertrudchen. Die beiden haben es mit mir ſeither immer gut gemeint, wenn ſie auch oft bös auf mich ſind, daß ich nicht bin wie die Anderen. Ich kann's einmal nicht."

Gertrud hatte in tiefſter Bewegung zugehört und als die Alte ſchwieg, hatte auch ſie kein Wort zu ſagen. Nach geraumer Weile erſt fragte ſie: „Was wurde aus Eurer Tochter?"

„Die hatte nun auch keine Ruhe mehr," fuhr die Alte fort, „und wollte hinaus in die Fremde. Die Leute redeten übel von ihr, wie von mir, aber es hatte keinen Grund. Endlich ging ſie weg und ich weiß, daß ſie geſtorben iſt. Ich aber blieb leben und wollte mich rächen an den Leuten für alle Bosheit, die ſie mir und meiner Tochter angethan. Ich machte ihnen was vor, mit Hexerei und Hokuspokus, daß ſie ſich vor mir fürchteten wie vor dem böſen Geiſt, und je mehr Angſt ſie vor mir ausſtehen, je mehr hab' ich meine Luſt dran. Das Geſindel verdient es nicht beſſer!"

Und wieder nach einer Pauſe athmete Gertrud laut und bebend auf, und fragte zögernd: „Suſe — und warum glaubtet Ihr mir dieſe Geſchichte erzählen zu müſſen?"

„Warum?" Die Alte blickte auf und ſah Gertrud feſt an. „Lieb Kindchen — ich denke — Er will's

Ihnen nicht erzählen, aber es ist ihm lieb, wenn Sie's wissen."

Gertrud schrak zusammen und schlug die Augen nieder. Die Waldsuse aber fuhr fort: „Der junge Herr, der aus der Fremde gekommen ist — er sieht dem Arthur nicht eben gleich, aber ich wußt' es, daß er sein Sohn ist, noch eh' Ihr wußtet, daß ein Sohn von ihm lebte. Beim Oberförster ist er zuerst eingekehrt mit Briefen von seinem Vater, um sich nach Euch zu erkundigen. Da hab' ich's ergattert. Der ist nun bei Ihnen, Gertrudchen, und wird —"

„Still! Suse — um Gotteswillen! Horch! Was ist das? Hört Ihr nicht Stimmen?" Gertrud rief es, ängstlich nach dem Kreuzgang hinlauschend.

Die Dämmerung war gekommen, ohne daß Gertrud es bemerkt hatte. Wirklich wurden jetzt Stimmen laut, helles Lachen — näher kam es und näher, jetzt widerhallte es bereits in den Mauern der Ruinen.

„Was thu' ich, Suse?" rief Gertrud. „Ich will hier nicht getroffen werden!"

„Duckt Euch, Mamsellchen! Duckt Euch! Aber sie werden bis hierher nicht kommen."

Gertrud drückte sich in die Ecke des Gemäuers, angstvoll vor der Entdeckung, als fühle sie sich auf bösem Wege ertappt.

Durch den Kreuzgang des Klosters aber brauste und jagte das wilde Heer mit Geschrei und Gelächter.

Voran der wilde Jäger in hohen Stiefeln und einer Pelzmütze, hinter ihm drein Kobolde groß und klein, ihn mit Schneebällen verfolgend. Zuweilen griff auch er rasch in den Schnee, warf den geballten lachend hinter sich zurück, erfaßte einen kleinen Kobold und wälzte ihn durch die aufgehäuften Flocken, um sich dann von der lärmenden Bande wieder verfolgen zu lassen. So ging es ein paar Mal rings um den Kreuzgang, bis die Schaar das Freie wieder gewann und das lärmende Lachen in der Ferne verklang.

Gertrud athmete auf, noch fast gelähmt vor Schreck, sie hätte in dieser Stunde um Alles nicht von Siegfried und ihren Brüdern mögen angetroffen werden. „Kommt, Suse!“ rief sie, „laßt uns nach Hause gehen!“

„Geht nur voran, Gertrudchen,“ entgegnete die Alte. „Mit mir will's heut wieder einmal nur langsam fort.“

„Wie so, Suse?“

„Die Füße wollen's manchmal nicht mehr recht thun.“

Gertrud sah, wie die Alte sich mühsam erhob und kaum auf den Beinen zu stehen vermochte. „Mein Gott, Suse!“ rief sie, „die Kälte hat Euch geschadet! Gebt mir Euren Arm!“

„Sie sind gut, Gertrudchen, Sie sind sehr gut! Aber die Kälte macht's nicht. Sie werden doch nicht so mit mir durch das Dorf gehen wollen?“

„Warum nicht, Suse? Hast du dich besonnen zu helfen, als auf deinen Knien einst das Haupt eines Mannes lag, der mir —“ Sie vollendete nicht, sondern schlang ihren Arm um die alte Frau, um sie kräftiger zu stützen. „Glaubst du bis zum Dorfe gehen zu können, Suse?“ fuhr sie fort, „oder soll ich Hülfe holen?“

„Nicht doch, mein Kind! Schön Dank, schön Dank! Ich bring es schon noch fertig. Schon ein paar Mal war's noch schlimmer, aber ich bin immer noch allein wieder zu Wege gekommen. Aber du bist gut, mein Kind, und verdienst, daß es dir zum Besten gehe!“

Da Gertrud voraussah, daß sie ihre hinfällige Gefährtin die bergigen Steige und Terrassen des Gartens hinab nur schwer werde vorwärts bringen können, nahm sie mit ihr den Weg nach der Straße, die durch das Dorf führt. Sie kamen nur langsam vorwärts, da die Alte oft kaum mehr von der Stelle konnte. An den ersten Häusern angelangt, sah Gertrud den Küster aus einer Thür treten, und rief ihn herbei. Der Küster aber entsetzte sich, als er die Waldsuse am Arm der Tochter des Gutsherrn erblickte, und rief: „Um Gotteswillen, Fräulein, was thun Sie!“

„Wollen Sie mir nicht helfen, Küster, die arme Frau nach Hause zu bringen?“ fragte Gertrud eindringlicher.

„Ich, die Alte da anfassen? Gott bewahre mich — das thäte ja Niemand!“

„Elender Hasenfuß!“ rief Gertrud ärgerlich. „Schämt Euch Eurer Feigheit! Was fürchtet Ihr? Frisch angefaßt, oder —“

Der Küster stand rathlos. Halb näherte er sich schon der Frau — allein diese konnte, trotz ihrer Schwäche, nicht umhin, ihm einen Blick dämonischen Hohns zuzuwerfen, vor dem er schaudernd wieder zurückfuhr.

Da kamen rasche Tritte daher. Siegfried stand vor der Gruppe. Er war gegangen, Gertrud zu suchen, die bereits lange von der Mutter vermißt ward. Kaum hatte er durch Gertrud von der plötzlichen Hinfälligkeit der Alten vernommen, als er ohne viel Umstände sie wie ein Kind auf den Arm nahm, und sie als leichte Last forttrug. Der Küster schrie fast auf vor Erstaunen, und blickte den Dahinschreitenden nach. — Gertrud schickte einen Dorfknaben zu ihrer Mutter mit der Botschaft, daß sie bei der Suse sei, und folgte Siegfried nach der Wohnung der Alten.

Diese wurde auf ihr Lager gebracht, das junge Mädchen zog ihr selbst die Schuhe aus und sorgte für etwas Erwärmendes, während Siegfried sich daran machte, den Ofen zu heizen. Die Tagelöhnerfamilie, bei der die alte Frau untergebracht war, hatte zwar von der Gutsherrschaft die bestimmteste Weisung, ihr zu Hülfe zu sein, konnte es aber nicht in dem Maße, als es befohlen war, da die Bewohnerin des Stübchens meist hindernd dazwischen trat. Den Möbeln

und Geräthschaften derselben sah man an, daß sie zum Theil aus dem Herrenhause stammten, und doch schien nichts auf den Sinn für Behaglichkeit des Alters bei der Bewohnerin zu deuten. Der alte Lehnstuhl stand ganz unzweckmäßig neben der Thür, an seiner gebührenden Stelle aber am Ofen ein hölzerner Koffer, welcher der bevorzugte Ruhesitz zu sein schien.

„Ihr seid gut, Kinder, Ihr seid gut!“ sagte die Suse, als sie die beiden jungen Leute um sich her walten sah. „Aber das ist zu viel! Und mir ist schon besser. Was gilt's, ich kann morgen schon wieder zu meinem alten Freunde, dem Schuhu, hinaufsteigen!“

„Das solltet Ihr doch endlich bleiben lassen, Suse!“ entgegnete Gertrud.

Die Alte aber fuhr fort: „Junger Herr, Ihr habt mir nicht Rede stehen wollen, was aus dem Bruder des Herrn Edgar Wolfhart geworden ist. Ich aber habe dem Fräulein Gertrud erzählt, was einst da oben in den Klostermauern geschehen ist, denn wissen muß sie es. Jetzt erzählt ihr auch das Ende und laßt es mich zugleich hören. Ihr seid des Arthur Wolfhart Sohn, den ich gesäugt hab', und ich möcht' erfahren, wie er sich durch die Welt gebracht hat. Ihr seid im Geheimniß Eures Vaters, sonst wäret Ihr nicht vor ihm hergekommen.“

Gertrud machte sich an der schwelenden Lampe zu thun, um Siegfried ihre tiefe Bewegung zu verbergen.

Er aber ſagte: „Ja, ich bin im Geheimniß, wenn ich auch, ehe ich hier ankam, nicht wußte, daß Ihr es theiltet, Suſe. Ich will erzählen, was ich darf.“

Er ſchob den Lehnſtuhl für Gertrud an das Lager der Alten, und indem er ſelbſt auf dem Koffer Platz nahm, fuhr er fort: „So lang ich denken kann, habe ich meinen guten Vater nur als einen ernſten Mann gekannt. Als ich heran wuchs, kam mir der Gedanke, daß einmal ein ſchweres Schickſal durch ſein Leben gegangen ſein müſſe, doch ſuchte ich es in dem frühen Tode meiner Mutter, den er nie verſchmerzen konnte. Zur Zeit, da ich von der Univerſität in meine nordiſche Heimath zurückkehrte, befiel meinen Vater eine ſchwere Krankheit. Er meinte zu ſterben und rief mich an ſein Lager, um mir Bekenntniſſe zu machen, die ihn belaſteten. So erfuhr ich, was ihn zur Flucht aus ſeinem Vaterlande getrieben. Er war überzeugt, ſeinen Bruder im Duell getödtet zu haben. Verzweiflung erfüllte ſeine Seele, es galt ihm gleich, wohin ſein Weg gehen ſollte. — In Kopenhagen, wohin ihn das erſte beſte Schiff geführt, das er gefunden, lernte er einen Schiffscapitän kennen, der Gefallen an ihm fand und ihn beredete, mit nach Island zu kommen. Er that es und fand Aufnahme in dem Hauſe ſeines neuen Freundes. Dieſer ſtammte aus einem begüterten Handlungshauſe, welches überſeeiſche Geſchäfte nach allen Richtungen trieb. In [illegible] trat mein Vater ein, wurde mit den Jahren Theilhaber

der Handlung und verheirathete ſich mit der Tochter des Schiffscapitäns. Sie wurde meine Mutter, ſtarb aber ſo jung, daß ich mich ihrer nur dunkel erinnere. — Mein Vater aber erholte ſich von ſeiner letzten Krankheit, und als er geneſen war, drang ich in ihn, Erkundigungen über ſeine Familie in Deutſchland einzuziehen. Denn mir ſchien es denkbar, daß ſein Bruder Edgar doch noch leben könne. Jetzt, wo der Druck des Geheimniſſes von meines armen Vaters Seele genommen war, entſchloß er ſich dazu, und ſo kam denn wirklich die Nachricht, daß Edgar nicht nur lebe, ſondern ein angeſehener, glücklicher Mann ſei. Mein Vater war außer ſich vor Freude, jetzt erſt kam die Erlöſung über ſein Gemüth. Er wollte nun fort in die alte Heimath, aber er beſann ſich, und beſchloß, mich vorauszuſchicken und prüfen zu laſſen, ob er auf Verzeihung und Verſöhnung hoffen dürfe. Wir reiſten zuſammen bis Hamburg. Dort blieb er, während ich hierher kam und ihm bald glückliche Botſchaft ſchreiben konnte. Jetzt iſt auch er auf dem Wege hierher. Das iſt unſere Geſchichte."

„Er hat gebüßt," nahm die Alte das Wort. „Er hat es abgebüßt an ſeinem Glück! Aber ihm iſt viel geblieben und mehr noch wird ihm zu Theil —"

Die Thür ward geöffnet, und Hubert trat ein. „Wie geht es mit der Waldſuſe?" flüſterte er. „Die

Mutter wollte gern ſelbſt kommen, aber es iſt Beſuch da. Soll nach dem Arzt geſchickt werden?"

„Gott ſoll behüten! Nur keinen Doctor!" rief die Alte, indem ſie ſich erhob und Miene machte, das Lager zu verlaſſen. „Ich bin ſo friſch wie ein Wieſel und komme morgen auf Sylveſter zum Bleigießen. Da ſoll der jungen Herrſchaft was Schönes prophezeit werden!"

Gertrud hielt ſie auf dem Lager feſt und verlangte ein Verſprechen von ihr, ſich ruhig zu verhalten. Dann rief ſie die Tagelöhnerfrau und gab ihr Aufträge. Begleitet von den Segenswünſchen der Alten, verließen die jungen Leute das Stübchen, um ſchweigend neben einander nach dem Gutshofe zu gehen. Nur Hubert ſprach und erzählte von dem Beſuch, der aus dem benachbarten Städtchen gekommen, dem komiſchen Rechtsanwalt und ſeiner Familie, der bereits wie gewöhnlich die luſtigſten Geſchichten erzählt habe.

Dieſe heitere Stimmung der Geſellſchaft wollte zu dem, was das junge Mädchen heute erfahren, gar nicht paſſen, und laſtete den ganzen Abend auf Gertrud's Seele. Erſt ſpät, als ſie ſich mit der Mutter allein ſah, fiel ſie dieſer um den Hals und bekannte ihr unter einem Strom von Thränen, wie ſie ſich habe von der Suſe fortlocken laſſen und ſo in das Geheimniß des Hauſes eingeweiht worden ſei.

„Nun, ſo mag's denn gut ſein!" ſagte die Mutter.

„Dein Vater und ich ſchwankten, ob wir dich zur Mitwiſſerin machen ſollten — es iſt nun ohne uns geſchehen. Onkel Arthur kommt wahrſcheinlich ſchon morgen, wir werden ihn empfangen, als gäb' es keine Vergangenheit, ganz als den Unſeren — nicht wahr, mein Kind?"

„Ja, ja!" rief Gertrud. „Ach, er iſt ja Siegfried's Vater!" Aber ſie fühlte, daß ſie zu viel geſagt, und ſuchte ihr Erröthen und ihre Thränen in den Armen der Mutter zu verbergen. —

Dieſe aber hatte verſtanden. „Ja wohl!" ſagte ſie lächelnd und ſtrich mit der Hand über den wirren Scheitel ihrer Tochter hin, deſſen Gekräuſel ſich gar nicht wollte glätten laſſen.

Nun war es am letzten Tage des Jahres. Die Mutter hatte viel zu thun, der Vater war ſchon Morgens ausgefahren. Siegfried, der ihn begleiten wollte, blieb auf ſeinen Wunſch zurück. Ein Fremdenzimmer wurde mit beſonderer Sorgfalt hergerichtet und wohl durchwärmt. Die Hausfrau war heiter wie immer und doch ging eine gewiſſe innere Unruhe durch ihr frohes Walten. Sie ſchickte die Tochter ſchon früh aus, um nach ihrer alten Patientin im Dorfe zu ſehen. Dieſe war keineswegs, wie ſie ſelbſt gehofft, wieder auf den Beinen, ſondern ſchwächer als geſtern, ſie konnte das Lager nicht verlaſſen. Trotz ihres Widerſpruchs ſollte nach dem Arzte geſchickt werden, und Siegfried, welcher ſich heute ruhelos fühlte, unternahm es, ihn

aus dem Städtchen zu holen. Gegen Mittag brachte er ihn mit. Er zuckte die Achseln, verordnete etwas und entfernte sich wieder. „Da ist nichts mehr zu thun," sagte er zu Siegfried. „Das Fünkchen wird schnell zu Ende sein."

Es war heute ein unstetes Treiben im Hause. Die gewöhnlichen Unterhaltungen stockten, man ging um einander herum, jeder in eigenen Gedanken. Die jüngeren Söhne des Hauses wußten sich im Freien zu entschädigen, nur Hubert wandte prüfend die Blicke um sich her, setzte sich aus Andeutungen, die gefallen waren, ein ahnungsvolles Gebilde zusammen und ging auf sein Zimmer, um unter absonderlichen Gedanken Schiller's „Braut von Messina oder die feindlichen Brüder" zu lesen. — Gertrud's Gedanken waren viel bei der kranken alten Frau, sie hätte den ganzen Tag bei ihr sein mögen, und suchte Siegfried zu vermeiden. Und dieser war heute sonderbarer und zerstreuter als sonst. Bald schien er einen Entschluß zu fassen und sich Gertrud zu nähern, bald wieder unschlüssig zu sein und nicht recht zu wissen, was er mit sich anfangen solle. — Schon wurde es Abend, die Jüngsten wiesen auf einen Haufen alter Bleistücke, die heute zum willkommenen Spiel geschmolzen werden sollten, als Gertrud nach der Küche gerufen wurde.

Der Küster war da. Er berichtete, daß der Herr Pfarrer bei der Waldhüte gewesen sei, und daß dieser

ihn herſchicke, da die Alte zu ſterben meine, und Verlangen nach dem Fräulein trage.

„War Er denn mit drinnen bei der Waldſuſe, Herr Küſter?“ fragte die Köchin, nachdem Gertrud die Küche verlaſſen hatte.

„Nein, Jungfer Hannchen, ſo etwas unternehme ich nicht!“ entgegnete er. „Der Herr Pfarrer mag es thun — auf mich aber hat die Alte einen Haß geworfen.“

„Dann nehm' Er ſich nur in Acht!“ meinte die Köchin ſpottend. „Wenn ſie jetzt ſtirbt, läßt ſie Ihn erſt recht nicht in Ruh. Durch den Schornſtein fährt ſie Ihm herein, und drückt Ihn als Alp zu Tode!“

„Gott erbarm' ſich, Jungfer Hannchen,“ rief der Küſter, „wie kann Sie nur ſo unchriſtlich reden! Warum ſoll denn mir gerade das Malheur widerfahren? Kann's denn Ihnen nicht auch —“

„Ei, wir haben immer gut mit ihr geſtanden,“ lachte das derbe Hannchen, „uns thut ſie nichts. Aber ſolchen Helden wie Er, die ſich vor ihr fürchten, lauert ſie an jedem Kreuzweg auf.“

Der Küſter ſchauderte und verließ in ſehr bedenklicher Stimmung die Küche, verfolgt von dem Gelächter der Mägde.

Gertrud hatte ſich inzwiſchen gerüſtet und verließ das Haus. „Ich begleite dich!“ ſagte Siegfried, der

plötzlich neben ihr ſtand. Sie ließ es ſchweigend geſchehen.

Im Stübchen der Kranken fanden ſie die Tagelöhnerfrau und ihre Tochter. Die Waldfuſe lag mit geſchloſſenen Augen, und die Frauen meinten, es ſei aus mit ihr. Gertrud beugte ſich über ſie. Die Alte ſchlug die Augen noch einmal auf und erkannte ihre junge Freundin. „Seid Ihr da?“ ſagte ſie mit ſchwacher Stimme. „Das iſt gar gut von Euch. Ich hab' Euch was ſagen wollen — aber es iſt unnütz. Ihr und des Herrn Arthur Sohn werdet doch noch ein Paar.“

Gertrud zuckte zurück und ſuchte ihr glühendes Geſicht vor Siegfried zu verbergen, der ebenfalls etwas betroffen ſeine Blicke durch das Fenſter ſchweifen ließ.

„Wenn der Arthur kommt,“ fuhr die Alte fort, „dann ſagt ihm — ſagt ihm — ich habe keinen Haß auf ihn, wegen —“

Sie vollendete ihre Rede nicht, der Tod ſchnitt den Faden ab. Die jungen Leute ſtanden ſchweigend am Lager der Entſeelten. Zum erſten Male hatte Gertrud ein Sterben geſehen, und der Eindruck tiefer, ihr ganzes Weſen ergreifender Feierlichkeit durchſchauerte ſie. Auch Siegfried blickte lange auf das ſtumme Antlitz, darin jetzt kein Zug des Widerſtreits gegen die Menſchen und ihr gewohntes Treiben zu leſen ſtand. — „Komm, Gertrud!“ ſagte er dann. „Hier iſt's abgethan. Zu Hauſe erwartet uns neues Leben.“

Sie traten den Heimweg an, diesmal allein. Der Weg durch das Dorf vom Häuschen der Waldfuse bis zum Herrenhause war lang genug zu einer Unterredung, und doch schwiegen beide unter dem Eindruck, den der Tod ihnen hinterlassen. Glanzvoll lag der Winterhimmel mit Millionen Sternen über ihnen, lautlose Stille beherrschte das Thal. Endlich im Anblick der hellen Fenster des Hauses fand Siegfried die Sprache wieder.

„Gertrud," begann er, „soll es mit uns werden, wie die Waldfuse uns prophezeit?"

Das Mädchen erschrak, sie fühlte sich keiner Antwort mächtig, und beschleunigte bebenden Fußes ihre Schritte.

„Du sagst mir kein Wort, Gertrud," fuhr er fort. „Ich wünschte, ich könnte so zu dir sprechen, wie mir's durch die Seele geht. Aber ich habe nicht die Kunst der Rede, wie die Leute hier zu Lande. Ich kann dir nur sagen, daß ich dir von Herzen gut bin, und wünschte, du könntest mir dasselbe sagen."

Die einfachen Worte und der innige Ton seiner Sprache ergriffen das Mädchen auf das Tiefste. Ein Schauer von Seligkeit überrieselte sie, und doch fühlte sie eine unbeschreibliche Angst, und schlüpfte ohne eine Entgegnung vor ihm durch das Hofthor. Hier aber hielt er ihre Hand fest.

„Gertrud!" rief er. „Hier war es, wo ich dich

zuerſt geſehen. Da ſteht der Schneemann noch, als Zeuge unſerer erſten Begegnung. Von dem Augenblick an gefielſt du mir, und täglich mehr. Und wenn wir uns auch nur ſeit wenigen Tagen kennen, weiß ich doch, daß meine Liebe zu dir groß genug iſt, um für ein ganzes Leben auszureichen."

„Siegfried — es iſt ja nicht möglich!" rief Gertrud, und die Zunge war ihr plötzlich gelöſt. „Wie kannſt du mich lieben — du? Was bin ich denn? Ein thörichtes, ungefüges, unvollkommenes Geſchöpf — nicht werth, von dir geliebt zu werden! Für dich gehört das Beſte, Schönſte, Edelſte — du überragſt Alle."

„Jetzt weiß ich, daß du mich lieb haſt," fiel Siegfried ein, „denn du ſiehſt mich beſſer als ich bin! Ich aber dulde nicht, daß du dich gering machſt. Sage Ja und ſei mein! Sieh, da drinnen ſind unſere Väter auch vielleicht ſchon Eins in Verbrüderung und Liebe, laß uns Hand in Hand zu ihnen treten, und ihnen ſagen, daß ihre Liebe durch uns beſiegelt iſt!"

Gertrud lag ſchluchzend vor Glück an ſeiner Bruſt und ließ ſich von ſeinen Armen umſchlingen.

Allein die Väter waren noch nicht eingetroffen, wie das junge Paar beim Eintritt in das Haus erfuhr. „So laß uns unſer Glück noch ſtill verſchweigen, bis ſie da ſind!" flüſterte Siegfried mit einem Händedruck. Gertrud fühlte in dieſem Augenblick nicht die Möglichkeit, vor ihrer Mutter zu beſtehen, und flüchtete auf

ihr Zimmer. Siegfried aber fand seine jungen Vettern schon ungeduldig harrend, denn man wollte seine Gegenwart beim Bleigießen nicht missen.

Er küßte der Hausfrau die Hand inniger als sonst, berichtete über den Tod der Waldsuse, und wendete sich der Jugend zu, um das altherkömmliche Spiel mit ihnen zu beginnen. Und während er ihnen die gestaltlosen Formen, in welchen das geschmolzene Metall aus dem Wasserbecken gezogen wurde, zu deuten suchte, waren seine Gedanken doch wo anders, und häufig sah er sich um, ob nicht Jemand inzwischen eingetreten wäre. — Das Spiel ging zu Ende, die Stunden wurden später, die Mutter schien unruhig zu werden, und trat häufig an das Fenster.

Da wurde verlangt, Siegfried solle erzählen, und Alles gruppirte sich um das Kaminfeuer, wie an dem Abend, da er zuerst in diesem Kreise erschienen. Es war, als könne das Erzählen gar nicht anders von statten gehen, als in so geschlossener Gruppe und an diesem Platze. Island und seine Naturwunder und Sagen mußten auch heute wieder den Gegenstand seiner Mittheilungen bilden. Und so ließ er die alten Götter Nordlands wieder aufsteigen und vorüberziehen mit ihrer Zwietracht, ihrem Haß und ihren Kämpfen unter einander, aber auch von den sanfteren und milderen Götterwesen erzählte er, welche die Menschen nicht nur schrecken, sondern sie lieben und segnen.

Da huſchte, während er ſprach, wie am erſten Abend, Jemand in das Zimmer, und nahm abſeits Platz, doch ſo, daß ihm des Erzählers Geſicht nicht verloren ging.

Und dann mußten die alten Götter trotz ihrer Macht in die Verbannung gehen, denn eine größere Macht ward geboren, die Liebe. Hirten des Feldes und fremde Könige kamen, um ihre Glorie anzubeten und ihre Herrlichkeit durch die Welt zu verkünden. Und weiter und weiter verbreitete ſie ſich, und Schritt um Schritt mußten die alten Götter weichen, bis ſie ſich in ihr letztes Aſyl zwiſchen Flammen und ſtarrendem Eis gebannt ſahen. Aber in hellen Sternennächten um die Weihnachtszeit ziehen ſie durch die Lüfte, betrachten die Welt, die einſt ihr eigen war —

„Da ſind ſie!“ rief die Mutter, und ſprang auf, um in Eile das Zimmer zu verlaſſen. Das Schellengeläut eines Schlittens im Hofe wurde vernehmbar.

„Die verbannten Götter? Wo? Wo?“ rief einer der Knaben, an das Fenſter eilend, und die Gruppe fuhr in Haſt aus einander.

„Nicht die Götter der Zwietracht!“ rief Siegfried. „Die Liebe hat geſiegt!“ Er eilte auf Gertrud zu und ſchloß ſie in ſeine Arme, unbeobachtet von ſeinen Vettern, deren Augen und Einbildungskraft nach dem Hofe hinaus gerichtet waren.

Des Gutsherrn Stimme machte ſich vernehmlich

und bald darauf trat er mit seiner Gattin ein. Sie führten einen alten Herrn in das Zimmer, mit weißem Haar und Bart, dessen zwar hohe, aber gebeugte Gestalt, so wie sein gefurchtes Antlitz in scharfem Gegensatz standen zu des Gutsherrn kräftiger Persönlichkeit und frischem Aussehen. Siegfried eilte auf den Fremden zu, umarmte ihn und begrüßte ihn als seinen Vater.

„Kinder!“ rief der Hausherr, „hier bringe ich Euch Euren Onkel Arthur! Heißt ihn willkommen, wie Ihr seinen Sohn, unseren Siegfried, willkommen geheißen habt! Da, Bruder — das sind die Meinen! Meine Tochter, meine Söhne, fünf an der Zahl!“

„Welch ein Segen, Edgar!“ rief der Gast, indem er Einem nach dem Anderen die Hand reichte. „Du bist ein glücklicher Mann!“ Und er wendete sich an die Hausfrau, die mit kaum unterdrückten Freudethränen seine Hand ergriff.

„Ja, ich bin's!“ rief der Gutsherr, dessen Gesicht von innigstem Glücksgefühl strahlte. „Ich bin es seit dieser Stunde erst recht, da unser Wiedersehen uns neu und für immer vereinigt.“

„Das ist also Gertrud!“ sagte Onkel Arthur, nachdem noch manches Wort getauscht war, indem er des jungen Mädchens Wange streichelte. „Sieh, dich glaube ich von Allen im Hause schon am meisten zu kennen, denn Siegfried hat mir in seinem Briefe viel von dir erzählt, mein liebes Mädchen!“

Gertrud fühlte ſich durchbebt und von ihren Empfindungen überwältigt. Die Kenntniß der früheren Ereigniſſe in ihrer Familie, die ihr noch ſo neu und ſo mit der Macht eines eigenen Erlebniſſes vor der Seele ſtanden, der Antheil an dem unglücklichen Manne, der ein belaſtetes Gemüth durch das Leben getragen, mit dem Manne, der Siegfried's Vater war — dies Alles überkam ſie ſo gewaltig, daß ſie weinend an die Bruſt des Oheims ſank und ihre Arme um ſeinen Nacken ſchlang.

Siegfried trat herzu. „Vater," begann er, „behalte ſie als deine Tochter in deinen Armen!" Und zu dem Hausherrn und deſſen Gattin gewendet, fuhr er fort: „Gertrud und ich haben uns gefunden und wollen ein Paar werden. Gebt uns Euren Segen!"

Ein Moment tiefer Stille folgte, wo nur die Blicke einander fragten und Antwort gaben — um dann dem hellſten Freudenjubel Raum zu gewähren.

Es war ein glücklicher Familienkreis, der die erſte Stunde des neuen Jahres herankommen ſah. Bald klangen die Gläſer auf eine herzliche, innigſte Verbrüderung und auf das Wohl der Verlobten.

Draußen aber über dem Dach des Hauſes, über dem Dorfe und dem ganzen Thale ſtanden die Sterne in heller Neujahrsglorie. Unwandelbar und ewig in ihren Bahnen hatten ſie oft geſehen, was ſie heute erblickten, den Tod in Hütten und Paläſten, neues Leben

und Erdenglück in rauſchenden Feſten oder bei ſtiller Beſchaulichkeit — Tod und Leben in ewigem Wechſel und Wandel, wie es hier unten hergeht und wie die Menſchen es beklagen oder bewillkommnen. Nur die Menſchen rechnen nach Jahren und Lebensaltern, da oben in den lichten Kreiſen iſt keine Grenze der Zeit, und der Gedanke der Ewigkeit ſteht machtvoll in Sternenſchrift gezogen. Aber wie gering, wie klein ſie auch ſind, die Menſchen verſtehen den Gedanken, und was ſie an Qual und Verzweiflung, was ſie an Glück und Seligkeit erfüllt, das wähnen ſie ewig, und ſenden es in Blicken und Worten, klagend, grollend dankend, oder ſchweigend und ſprachlos vor Wonnen, hinauf zu den Sternen. Und hoffen ſie Erfüllung auch nur in den Schranken ihres engen Lebens, zu mächtig ſchwillt ihr Empfinden und Denken gegen die engen Grenzen der Stunde, und an das ewige Firmament der Sterne möchten ſie ihr Hoffen und Streben heften, denn wie jenes fühlen ſie es unwandelbar und unvergänglich. So ſtanden Gertrud und Siegfried innig umſchlungen am Fenſter, blickten hinauf in die Winternacht, und ſahen ihres Glückes kein Ende.

Vogel flieg' aus!

(Hedwig an Klara.)

Nachschrift: — — Denn mit einer Nachschrift muß ich nothwendig beginnen, wenn ich dir mein Tagebuch auf dieser merkwürdigen Reise schicken soll. Weiß ich doch, daß du Vorreden nicht leiden magst, und sie in den Büchern, die wir in unserer Mädchenzeit gemeinsam lasen, zu überschlagen pflegtest. Nun aber ist zum Eingang meiner haarsträubenden Abenteuerfahrt so vielerlei an Erklärungen nöthig, daß ich mir nicht anders zu helfen weiß, als dich hinterrücks zu überlisten. Den Ausgang der Geschichte weißt du, und das ist die Hauptsache; nun aber lies auch den Eingang, wie ich — nein, um vor Verwunderung die Hände zusammen zu schlagen, daß ich abscheuliche Abenteurerin nicht nur mit heiler Haut davon gekommen, sondern sogar so viel unverdientes Glück empfangen konnte. Dein Mann, der in allen Dingen ein Muster der Ordnung ist, wird vermuthlich den Kopf schütteln über diese Zeilen und mehr noch über die Irrfahrten deiner Freundin. Du mußt

bei ihm meine Vermittlerin werden, bis ich ſelbſt einmal komme und mir ſeine Verzeihung erringe. Als ich noch ein übermüthiges Mädchen war — du hatteſt es damals auch hinter den Ohren, liebe Klara, wenn du auch jetzt eine ſehr geſetzte Profeſſorsgattin und Hausfrau biſt — damals hatte der gelehrte Herr oft genug über unſere Einfälle gelacht; und da ich jetzt wieder in der Stimmung und Lage bin, ſelbſt zu lachen, ſo hoffe ich auch von deinem Gatten die Anerkennung wieder zu gewinnen, welche er ſonſt lachend in die Worte zu legen pflegte, „ich ſei nicht geſcheit!“ — Nein, meine alte Kläre, ich bin es wirklich nicht, um ſo mehr hat mich dein Brief beglückt, der als lange, ausführliche Antwort auf eine kurze, ſehr unausgeführte Anzeige zu mir kam. Es war wirklich gar ſchön und lieb von dir, mir nach einer ſo langen Unterbrechung ſo ganz in dem herzlichen Ton unſerer alten Freundſchaft und zugleich ſo ausgiebig über deine Verhältniſſe zu ſchreiben. Ach, wie kam es doch, daß ich dir ganze drei Jahre keine Nachricht von mir zu geben wußte? Es waren ſo trübe Jahre! Ich hatte an aller Lebensfreude verzweifelt und hatte mit dem Leben doch genug zu thun.

Du weißt, wie lieb ich meinen Gatten hatte, obgleich man mir vielfach verargte, daß ich einen Mann heirathete, der um faſt dreißig Jahre älter war als ich — du weißt, daß ich mit ihm glücklich war, du weißt, wie ſchmerzlich ich ſeinen Verluſt empfand, als er ſchon nach

dem erſten Jahre unſerer Ehe ſtarb. Ich war Wittwe mit dreiundzwanzig Jahren, und wußte in meiner Rathloſigkeit nicht aus noch ein bei den unangenehmen Verhältniſſen, die mich nun überſtürzten. Mein Mann hatte mich zu ſeiner Univerſalerbin eingeſetzt, ohne dadurch Jemand zu beeinträchtigen. Nun aber traten entfernte Verwandte auf, und fochten das Teſtament an; ich hatte mit den Gerichten zu thun, ich ſollte Auskunft geben über Dinge, von welchen ich in meinem Leben nichts gehört hatte. Ich ging in mein elterliches Haus zurück, und fand Zuflucht, Rath und Hülfe bei meinem guten Vater. Ach, leider nur kurze Zeit! Noch während des Proceſſes hatte ich auch ſeinen Tod zu beklagen und kein Jahr darauf meine theure Mutter zu begraben! So folgte ein ſchmerzlicher Verluſt dem anderen. Und nun ſtand ich, die ſich ſelbſt nicht zu helfen wußte — denn ich bin leider keine thatkräftige und umſichtige Natur — nun ſtand ich als die einzige Stütze meines ſechzehnjährigen Bruders da, der verwaiſt, ohne anderen Lebensanhalt, noch der Erziehung und Weiterbildung bedurfte. Laß mich über dieſe ſchrecklichen Zeiten ſchnell hinweggehen. Ich war es zufrieden, daß meines Bruders Vormund über Martin entſchied und ihn in eine Penſion gab; ich begrüßte es als einen Glücksfall, daß ein Verwandter meiner Mutter — er ſtand mir bis dahin ziemlich fern, ich kannte ihn kaum — mir ſein Haus und ſeine Einſamkeit auf dem Lande

anbot. Ich übereilte fast meine Flucht aus der geräuschvollen Stadt, ich wollte Ruhe, ich hieß das entfernte Asyl willkommen. Ruhe und Einsamkeit, beides fand ich, wie man es mir versprochen. Der Onkel, ein alter Herr, von manchen Leiden geplagt, liebt die Zurückgezogenheit und Stille; die Tante, durch ihre Kränklichkeit vollends an das Zimmer gebannt und vom Verkehr ausgeschlossen, kann nur in einer sorgsam geregelten und behüteten Lebensweise ihr Dasein erträglich machen. Man verlangte weder Geschäfte des Hauses von mir, noch Krankenpflege, für beides war vollauf gesorgt. Ich durfte ausruhen, mir selbst und meinem schmerzlichen Hinbrüten leben, durfte Stille und Vereinsamung genießen, wie die beiden kränklichen alten Leute. Mir war es recht, ich hatte eher Furcht als Sehnsucht nach einer Berührung mit der Welt. Zwar fehlte es nicht an brieflichen Zeichen der Theilnahme. Ich konnte sie kaum nothdürftig entgegnen, mußte Vielen als undankbar, den Meisten als verschollen gelten.

Als mit der Zeit der Drang nach Beschäftigung mich überkam, suchte ich mich im Hauswesen etwas umzuthun. Das sollte nicht sein, dafür hatte man wirthschaftliche Hände genug. Der Onkel ließ das alte Clavier stimmen, welches einst auch einmal neu und, wie er sagte, sehr gut gewesen sein sollte. Aber wo war bei mir die Lust zum Singen geblieben? Sogar die Stimme schien verloren gegangen. Uebrigens hatte die

arme Tante ſchon nervöſe Schmerzen bekommen, als ſie den Clavierſtimmer in dem entfernten Saale walten hörte: für die Muſik war alſo hier kein Boden. So bot ich meine Dienſte als Vorleſerin an, und fand wenigſtens bei dem Onkel ein immer geneigtes Ohr. Die Tante freilich konnte auch das Vorleſenhören nicht ertragen. Wir laſen gemeinſam nur ganz alte moraliſche Bücher, Romane von Hermes, Lafontaine, Spieß — guter Gott, was ſtehen in dieſen moraliſchen Romanen für unmoraliſche Geſchichten! So viel unanſtändige Dinge hatte ich nie kennen gelernt, bis ich an dieſe tugendhaften Werke aus der „guten alten Zeit" gelangte. Der Onkel aber ſchien trotz all' ſeiner Würde und Vornehmheit doch recht erbaut davon, und ich wußte mir bald nicht anders zu helfen, um von dieſer Literatur wieder los zu kommen, als daß ich erklärte, das Vorleſen griffe mich an. Da wurde dem ſchleunigſt ein Ende gemacht, denn Alles, was „angriff", galt in dieſem Hauſe als Gegenſtand eingehendſter Beſorgniß. Man lebte ganz der Beobachtung und Obhut des Körpers. Der Arzt kam die Woche ein paar Mal, allein man docterte auf eigene Hand ſo viel an ſich herum, daß er nur wenig Notiz nahm von all' den Klagen und Fragen, und mir einmal lachend ſagte, die beiden Alten machten, bei ihrer Leidenſchaft für Quackſalbereien, ſich ſelbſt allerlei Uebel zurecht, um möglichſt viel Apothekerwaaren verbrauchen zu können. So ging das Uhrwerk

der Zeit, wohl aufgezogen, in wandelloſem Gleichmaß hin, und aus den Tagen wurden Jahre. Jedes Glück, jeder Anſpruch an das Leben ſchien für mich verloren. Was galt es mir noch, daß die Gerichte für mich entſchieden, mir das Erbtheil meines verſtorbenen Gatten ungeſchmälert zuſprachen, daß ich damit in eine mehr als geſicherte, ja wieder glänzende Lage geſetzt wurde? Was ſollte ich mit Geld und Gut? Allein und auf meine eigene Hand hinausgehen in die Welt? Ich war eingeſchüchtert vom Leben, in mich ſelbſt zurückgeſcheucht, ich verlangte nichts, ich hoffte nichts mehr. Nur mein Brüderchen lag mir noch am Herzen, und die Sorge für ihn gab mir in der Entfernung Pflichten und die Ausſicht, für die Zukunft ſeinem Leben vielleicht noch etwas ſein zu können. Der Briefwechſel mit Martin war der einzige Verkehr, den ich mit der Außenwelt aufrecht hielt. Ich freute mich ſeiner Entwickelung, des guten Fortgangs ſeiner Schulſtudien, und da ich ihn nicht zu meinen Alten einladen konnte, verſprach ich ihm auf ſeinen Wunſch gern eine gemeinſchaftliche Reiſe, um einmal gut geſchwiſterlich mit ihm zuſammen zu ſein. Inzwiſchen verging auch über dies Verſprechen die Zeit, und ich dachte nicht, daß er noch daran feſthalte.

Nun hatte Martin zu Oſtern eine Akademie bezogen, und der luſtige Bruder ſchrieb ganz andere Briefe als zuvor. Jeder derſelben überraſchte mich von Neuem, ja ich erſchrak zuweilen ſogar vor dem ungebundenen

und bunten Jugendleben, wovon sie erzählten. Die Weltentfremdung, in der ich lebte, stand im äußersten Gegensatz dazu, ich zweifelte, ob ich meinem Brüderchen, bei seiner so selbständigen Natur, noch etwas würde sein können. Da schrieb er mir im Juli, er mahne mich an mein Versprechen, mit ihm eine Reise zu machen. In den großen Ferien sollten wir in N. zusammentreffen, ich möchte mich gerüstet halten. Ich besprach es mit dem Onkel. Er sagte weder Ja noch Nein, schien jedoch meine Gedanken zu theilen, ob Martin und ich passende Reisegefährten zu einander seien. Alles in Allem mochte er auch nichts dagegen haben, daß Bruder und Schwester sich einmal wiedersähen. Es sollte in Ueberlegung genommen werden. Man war im Hause langsam im Ueberlegen und Rüsten auf Dinge, die außerhalb der Gesundheitspflege und Tagesordnung lagen, und so wurde die Sache auf die lange Bank geschoben.

Drei Wochen darauf schreibt mir Martin ganz kurz, er habe sich anders entschlossen, er werde mich persönlich abholen, und in einigen Tagen im Hause des Onkels eintreffen. Ich erschrak. Denn ich wußte, daß es in diesem Hause, so geräumig und wohlhabend es ist, für das Geringste doch der umfassendsten Vorbereitungen — natürlich mehr in der Einbildung — bedurfte, ich wußte, daß die bloße Aussicht auf einen Besuch der armen Tante schlaflose Nächte bereiten würde. Was sollte erst

werden, wenn der Herr Student „einsprang" — wie er sich in seiner Anmeldung ausdrückte! — Der Onkel lächelte, als er den Brief las, gab aber Befehl, ein Fremdenzimmer auf dem entgegengesetzten Flügel bereit zu halten. Der Tante, die in diesen Tagen besonders leidend war, sollte vorerst davon nichts mitgetheilt werden. Zwischen Martin's Ankunft und Abreise werde ja keine lange Zeit liegen, da es dem jungen Mann unmöglich im Hause behagen könne, und vielleicht brächte man die Tante durch ein Verschweigen über alle diese Aufregungen hinaus. Mir ward doch nicht wohl dabei und, wie es schien, dem guten Onkel auch nicht.

Wenige Tage darauf sitze ich in meinem Zimmer und häkle an einem Fußkissen für die Tante; als der Bediente mit verstörtem Gesicht die Meldung bringt, es ständen vier junge Leute vor der Thür. Einer davon gebe sich für meinen Bruder aus.

„Vier?" rufe ich mit Entsetzen. „Wo kommen denn die drei Anderen her?"

„Na, von weit genug scheinen sie herzukommen, und sogar zu Fuß!" meint Christian. „Sie tragen Ränzel und sehen über und über bestaubt aus."

Ich fliege die Treppe hinunter und liege in den Armen meines Brüderchens. Aber was war aus ihm geworden! Ein schöner stattlicher Jüngling, welchem Leben und Uebermuth kräftig und frisch aus dem Gesichte sprach — ich war bei aller Freude ganz verdutzt,

verlegen, und mochte bei dem Anblick der sechs Augen, die noch außer den seinen mich musterten, ganz verstört und dumm ausgesehen haben. Martin stellte mir seine drei akademischen Freunde, und zwar gleich als „unsere Reisegefährten" vor. „Du bist doch gut zu Fuß?" fuhr er fort, „und hast dir tüchtiges Schuhwerk mit Randsohlen machen lassen? Von einem großen Koffer mit Kleidern laß dir nur nichts einfallen, Hedchen. Wir wollen tüchtig marschiren, und du nimmst auch nur ein Ränzel mit. Du sollst sehen, wir haben große Dinge mit dir vor!"

Das waren ja schöne Aussichten! Nein, ich hatte weder Randsohlen noch ein Ränzel, ich wußte auch nicht, ob ich gut zu Fuße sei, und sah vermuthlich nur noch dümmer aus, als zuvor. — „Vor allen Dingen, kleine Schwester," redete Martin unbefangen weiter, „schaff' uns was zu essen und vor Allem zu trinken, denn wir hungern und dursten zum Umkommen. Auf dem ganzen langen Wege hierher war nicht eine einzige Kneipe! Mein Himmel, in was für einer Gegend lebt Ihr hier!"

Mit pochendem Herzen gab ich dem Diener, der mit der Miene des Erstaunens in der Thür stand, den Auftrag, rasch einen Imbiß zu besorgen und dem Onkel den Besuch zu melden. Dann war ich ungastlich genug, die Gesellschaft nicht schon in das Haus, sondern zu einer Laube im Garten zu laden, die sich

weit genug von dem Flügel der Tante befand. Meine Gedanken wurden ganz wirr, ich machte die Wirthin auf die ſchlechteſte Art. Ich wußte, daß man in der Küche, Speiſekammer und im Keller die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen werde über dieſes unerhörte Ereigniß und meinen Befehl; ich wußte, daß der Onkel nun erſt Toilette machen würde — denn er hielt etwas auf Repräſentation — und daß dieſe Toilette ſehr lange dauern würde, da es nicht geringer Vorbereitungen dazu bedurfte. Die Verängſtigung des Hauſes in unvorhergeſehenen Dingen war ſchon ſo weit auf mich übergegangen, daß ich am ganzen Leibe zitterte — und nun gar bei dem Gedanken, die Tante könnte Nachricht erhalten von dem Chaos, dem das Hausweſen entgegen ging! Ueberdies machte es mich befangen, daß ich nun nicht mit Martin allein ſein, ſondern noch drei recht keck ausſehende Herren unterhalten ſollte. Indeſſen nahm man mir die Koſten der Unterhaltung bald ab. Martin erzählte, von den Anderen ſecundirt, daß er die weite Reiſe nach den Alpen aufgegeben habe, weil nicht genug „Moneten in Bänken", und daß man ſich für eine kleinere Wanderſchaft auf einige Wochen durch das benachbarte Gebirge entſchieden habe. Daß ich darauf nicht vorbereitet ſei, ſollte durchaus nicht gelten. Ich hätte die Mitreiſe einmal verſprochen und müßte nun mit. Seine Kameraden wüßten bereits, was ich für ein „prächtiges

Frauenzimmer" sei — (ich glaube, ich erröthete vor dieser Studentenschmeichelei!) — und der Hauptspaß sei für sie gerade, daß ich die Reise mitmachte. Der junge Mensch sprach mit solcher Entschiedenheit, daß ich mich mit Gegengründen kaum noch zu drehen und zu winden wußte.

Christian kam mir für den Augenblick zu Hülfe mit der Meldung, daß im Saal servirt sei. — „Im Saal?" fragte ich kleinlaut. — Der Herr Hofmarschall habe es so befohlen, erklärte Christian, und werde in kurzer Zeit aufwarten. Die Herrschaften möchten sich inzwischen nicht stören lassen.

So zogen wir denn nach dem Saal hinauf, in dessen angenehmer Kühle eine, zu meiner eigenen Ueberraschung sehr reichliche und ansprechende Mahlzeit geordnet war. Man hatte auch den Keller nicht geschont. „Donnerwetter, hier geht's vornehm her! Famos!" rief Martin, indem er sich die Hände rieb und schnell Platz nahm, während die Anderen durch heitere Mienen die gleiche Ansicht und Befriedigung aussprachen. „Nein, Hedchen, du mußt präsidiren!" fuhr er fort. „Ach so — da sitzt nachher der Alte! Na, dann hierher!" Martin machte den Wirth, ich war ganz verblüfft — schenkte ein, hielt den Diener in Bewegung, nöthigte zum Zulangen und Austrinken (was gar nicht nöthig war) und nahm sich, bei dem besten eigenen Appetit, seiner Gefährten in der gastfreiesten Weise an. Ein

paar Gläser Wein machten die Gäste schnell munter, besonders den Kleinsten, welcher mit dem Namen Stips angeredet wurde, und das Gespräch wurde zu meiner nicht geringen Angst lauter und lauter. Ich erfuhr, daß die jungen Leute, sämmtlich stimmbegabt, auf Quartettgesang eingeübt wären. Der langaufgeschossene Blonde da, der etwas blaß aussah, aber darum doch recht guten Appetit gezeigt hatte, war der erste Tenor, und jener schlanke junge Mann mit dem feinen Gesicht und schwärzlichen Bartanflug, der wenig sprach, aber oft verlegen lächelte, sollte der tiefe Baß sein, der eigentliche Stolz der Gesellschaft. Martin, als Bariton, und Stips, als zweiter Tenor, erklärten sich als die Mittelstimmen. „Wißt Ihr," rief Martin, wir singen ihr gleich etwas vor, oder wir empfangen den Onkel bei seinem Eintritt — ja, ja: „Wer hat dich, du schöner Wald —"

Guter Gott! Was stand in Aussicht! Wenn hier in der Kirchenstille des Hauses plötzlich ein Männerquartett loslegte — die Tante mußte ja vor Schreck in Krämpfe verfallen!

„Ach, da ist ja auch ein Clavier!" fuhr Martin fort. „Stips, gieb doch einmal den Ton an!"

Der Angeredete eilte nach dem Instrument. Ich aber war wie der Wind hinter Stips her, und entriß ihm den Deckel. „Es ist verstimmt — entsetzlich verstimmt!" rief ich.

„O, ich kann stimmen, ich bin aus einer Musikantenfamilie!“ warf der Kleine ein.

Das fehlte noch! — Aber da kam Rettung. Der Onkel trat ein. Er erschien in aller Würde und Vornehmheit, aber recht freundlich und angenehm, hieß seine Gäste willkommen, und entschuldigte sich über sein langes Ausbleiben. Das that nun Martin nicht in Betreff seines Ueberfalls mit drei Mann, sondern eilte unbefangen auf den alten Herrn, den er kaum kannte, zu, um ihn als Onkel zu begrüßen. Ich hatte in diesem nun eine Hülfe und wurde schon mehr beruhigt und muthiger.

„Ich hoffe, es hat hier an Nichts gefehlt,“ sagte der Hausherr, und als er die Ebbe in den Weinflaschen sah, gab er dem Diener einen Wink und nahm an der Tafel Platz. Der Onkel trank zwar keinen Wein, schenkte aber selbst aus den frischen Flaschen ein, und die Unterhaltung nahm unter Vorsitz des imponirenden alten Herrn mit dem silberweißen Haar jetzt einen gemesseneren Gang.

Man kam bald auf das Hauptthema, meinen Anschluß an die Reise der jungen Leute. Ich erklärte, daß ich in der That nicht gerüstet sei, sofort mitzureisen, am allerwenigsten zu einer Wanderschaft mit Ränzel und Randsohlen.

„Nun, wir wollen es überlegen!“ sagte der Onkel.

„Ja, aber das Ueberlegen müßte schnell gehen!“ so

ließ ſich plötzlich das mit dem Namen Stips angeredete Individuum vernehmen, deſſen ſpitze Naſe bereits etwas gerötheter war. „Wir können Ihnen doch hier nicht lange zur Laſt liegen, Herr Hofmarſchall! Es iſt zwar wunderhübſch hier, aber Alles hat ſeine Grenze — na, und wir ſind auch nicht gerade ſo beſtellt, in unſerem Aufzuge Ihrem Hauſe Ehre zu machen.“

Der Onkel lächelte. „Nun, nun, meine Herren! Bis morgen früh wird man uns doch Zeit laſſen? Wir wollen dann zuſehen. Inzwiſchen dürfen Sie es ſich bei mir ſchon gefallen laſſen. Lieber Martin — du thäteſt wohl, mit deinen Freunden hier über Nacht zu bleiben. Es iſt ohnehin ſechs Uhr, der Abend nicht mehr weit. Morgen früh ſteht dann der Geſellſchaft mein Wagen für die erſte Tour, bis an den Fuß der Berge, zu Dienſten.“

Ich traute meinem Gehör nicht. Der Onkel wollte die laute Geſellſchaft über Nacht im Hauſe behalten! Die Gaſtlichkeit des Hauſes ſollte ſiegen über die nothwendigen Ruhebedürfniſſe der Bewohner? Aber ſein Vorſchlag wurde angenommen. Man kam wieder auf den Quartettgeſang zu ſprechen, und die Gäſte zeigten die größte Luſt, die Bewirthung ihres Gaſtfreundes durch eine Leiſtung zu entgegnen. „Das geht nun freilich, wegen der Krankheit der Hausfrau, in dieſem Raume nicht, aber vielleicht heut' Abend — wir überlegen das wohl. Ich hoffe Sie noch zu hören!“

Damit hob er die Tafel auf, ließ Cigarren reichen und stellte den jungen Herren anheim, sich ein wenig den Park zu betrachten. Der Secretair des Hausherrn, ein wohlgebildeter Mann, der ganz zur Haus- und Tischgenossenschaft des Onkels gehörte, kam, um seine Gesellschaft anzubieten. Sie wurde angenommen, während ich mich mit dem Onkel zurückzog, um zu „überlegen". Das dauerte lange. Ich kam zu dem Entschlusse, die Reise aufzugeben. Der alte Herr wiegte den Kopf hin und her. „Es ist freilich keine Reisegesellschaft für Sie, liebes Kind, allein der Bruder ist denn doch dabei — der Martin ist wirklich ein recht angenehmer junger Mann, scheint auch Charakter zu haben. Wir wollen doch noch einmal mit meiner Frau sprechen. Bedenken Sie inzwischen, was Sie an nöthigem Gepäck mitnehmen müssen — ich würde Ihnen doch recht sehr gönnen, einmal wieder eine andere Luft als die unseres Hauses zu athmen."

Ich war gerührt und ging in mein Zimmer, um dem Rathe des Onkels zu folgen. Bald erschien die Jungfer, um mich zur Tante zu rufen.

Ich fand sie in ihrem dicht verhängten Zimmer im Lehnstuhl. „Was muß ich hören, liebe Hedwig," begann sie mit leidender Stimme — „ich bin in furchtbarer Aufregung! — Sie wollen wirklich reisen? Mein Gott, und das Haus voll von Besuch — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht! Was denn für ein

Diner so unvorgesehener Art auch Alles bereit? Vier junge Leute auf einmal — ach, Kind, ich kann Ihren Bruder nicht empfangen, es würde mich zu sehr angreifen. Betty" — so wendete sie sich zur Kammerjungfer — „etwas Magnesia! Ich fliege vor Aufregung!"

„Ach, gnädige Frau!" bat das Mädchen — „das wäre nun schon zum vierten Mal Magnesia, seit der Besuch da ist, und Sie haben befohlen, daß ich Ihnen niemals mehr als dreimal hinter einander Magnesia —"

„Um Gotteswillen — du hast Recht, liebe Betty! Aber gieb mir von den Tropfen da — oder wäre nicht vielleicht die weiße Mixtur vorzuziehen?"

Betty entschied für Tropfen, sie kannte die Zustände ihrer Herrin.

„Aber, was wollte ich sagen —" fuhr diese fort. „Sie haben die Absicht, mit Ihrem Bruder zu reisen, liebe Hedwig? Wenn es nur nicht so plötzlich wäre! Dazu sind doch Vorbereitungen nöthig. Schlimmstenfalls könnten Sie mein Reisenecessaire mitnehmen, es ist Alles darin, sogar eine Apotheke." (Ich kannte das Möbel; es war wie ein Schrank, und bedurfte eigentlich eines besonderen Wagens, um fortgeschafft zu werden, sonst war es wirklich für alle Fälle sehr bequem, denn die Geräthschaften seines Inhalts setzten mehr Bedürfnisse voraus, als ich hatte, oder mir ganz dem-

lich machen konnte.) „Freilich, ich gönnte Ihnen gern einen Ausflug, liebe Hedwig," fuhr die Tante fort — „es ist so einsam für Sie im Hause, Sie haben hier gar nichts, woran ein junges Herz sich freuen kann! Der Martin soll ein vortrefflicher junger Mann sein, so sagt mir mein Mann — ach Himmel — hören Sie? — Gott, was ist das?" —

Ich glaubte, die Erde müsse mich verschlingen. Denn aus der Entfernung des Gartens her erscholl Männergesang von wohlgeübten Stimmen — ach, unsere Gäste, an deren Besuch ich allein Schuld war, hatten ihrem Drange doch nicht widerstehen können! An der plötzlichen Erstarrung der Tante, ihren weit aufgerissenen Augen, erkannte ich, jetzt mußten Nervenkrämpfe eintreten. Schüchtern und kleinlaut erklärte ich ihr den Zusammenhang. Aber zu meiner und Betty's Ueberraschung milderten sich plötzlich die erstarrten Züge der Leidenden, mit der Hand winkend, begann sie: „Männergesang? — Still, still! — Wie lange habe ich das nicht gehört! O — das klingt sehr angenehm — so aus der Entfernung — — Ach, Betty, öffne doch das Fenster!"

„Um Gotteswillen, gnädige Frau —!" bat die Zofe. „Es wird Sie zu sehr angreifen — es ist ja unmöglich —!"

„Nein, nein — es klingt mir beruhigend. Ich will, daß du das Fenster öffnest!"

Betty rang die Hände, mußte aber dem Befehl nachkommen. Sogleich aber sonderte sie aus dem Vorrath von Arzneien einige Schächtelchen und Fläschchen zu einer Gruppe aus, in der Voraussicht, daß eins derselben jetzt nöthig werden würde.

Die Tante aber saß still zurückgelehnt im Lehnstuhl und schloß die Augen. Ein Lächeln ging durch ihr Gesicht, es war, als ob sie die vollen Harmonien, welche gedämpft durch die Luft strömten, wie ein Labsal einsauge. Ich saß still vor ihr und hörte dem Gesange zu, der wirklich sehr schön von den jugendlichen Stimmen erklang. Er hatte für mich etwas unsagbar Rührendes. So lange hatte ich, die früher so viel gesungen, keine Musik gehört, daß ich tief ergriffen dasaß, und fühlte, wie meine Augen feucht wurden.

Da schlich sich Betty an die Tante, beugte sich über sie, legte dann den Finger auf den Mund und machte mir ein Zeichen, daß ihre Herrin eingeschlafen sei. Auf leisen Sohlen huschte ich aus dem Zimmer.

Christian begegnete mir und bat mich im Auftrage des Onkels, meine Augen einmal über die Einrichtungen zu werfen, die er auf dem linken Flügel zur Aufnahme der Gäste angeordnet hatte. — Was mußte ich erblicken! In einem kleinen Saal, an welchen sich rechts und links ein Schlafzimmer schloß, war bereits das alte Clavier getragen worden, nebst Allem, was sich an Musikalien in der Bibliothek befand: Mozart'sche

Opern, Oratorien von Haydn und Händel. Dazu stand der Tisch bereits wieder zum Souper gerüstet, und Christian deutete mit schweigendem Befremden auf die Batterie von Weinflaschen, die er aus dem Keller hatte heraufstragen müssen. „Seit fünfzehn Jahren nicht!“ flüsterte er — „Und lauter gute Sorten!“

Ich ging in mein Zimmer zurück und fing wieder an zu „überlegen“. Der Onkel, sogar die Tante, hatten mir eher zu- als abgerathen, und doch war ich unentschlossen, konnte mich nicht zur Reise verstehen. Da pochte es an die Thür und — Martin trat herein. O, das war schön von meinem Brüderchen! Nun konnten wir doch unter vier Augen reden, und ich freute mich seiner von Herzen. Er ist, trotz seiner Jugend, so männlich sicher, so braven Charakters, daß ich mit einer gewissen Genugthuung mich seinem Einfluß hingab, sogar seinem Willen fast unterwarf. Er wollte sogar all' mein Schuhwerk, meine Garderobe mustern, um das Geeignetste für die Wanderschaft auszufinden. Er machte mir Vorwürfe über meine stets schwarze Kleidung, und schalt mich, daß ich mich auf die Reise nicht ordentlich vorgesehen. Aber von einem Zurückbleiben sollte darum doch nicht die Rede sein, die Ausstattung zur Fußwanderung werde sich in der nächsten Stadt ermöglichen lassen. „Hedwig!“ schloß er, „ich thue ein gutes Werk, wenn ich dich aus diesen ungesunden Verhältnissen herausreiße. Du

warst sonst heiter und lebensfroh, hier aber haben sie dich untergedrückt und zu einer ganz philiströsen Person gemacht. Sie mögen es gut meinen, aber unter dieser Schwerfälligkeit gehst du zu Grunde. Das dulde ich nicht länger. Du mußt heraus, ich habe es seit lange beschlossen, denn deine Briefe sagten mir, daß du hier nicht an deinem Platze bist. Du sollst wieder in die Welt!"

„Ach, mein Martinchen!" seufzte ich. „Was soll ich da? Oder meinst du, daß es für dich gut wäre, wenn ich zu dir zöge?"

Martin lachte und streichelte meine Hand. „Nein, Hedchen! Auf meiner „Bude" kannst du nicht wohnen, und ich nicht auf deiner. Das würde uns sehr genieren. Aber ich sehe, daß du vom hellen lichten Tage nichts weißt, und eben so wenig — oder vergessen hast, wie es in der Welt zugeht. Das soll dir wieder klar werden, und du wirst noch Geschmack daran finden. Auf unserer Wanderschaft besprechen wir das Weitere. Morgen früh mußt du mit. Ich lasse dich nicht hier!"

Ich wendete ein, ob seine Gefährten auch die gehörige Rücksicht nehmen, ob nicht Aergerlichkeiten entstehen, ob sie auch in Reden und Handeln bedenken würden, daß sich eine Dame in ihrer Gesellschaft befinde?

„Aber das hängt ja ganz von dir ab!" rief Martin dazwischen. „Du bist die Hauptperson, du darfst die

Zügel der Regierung in die Hand nehmen. Auf den Ton, welchen du anſchlägſt, werden ſie einſtimmen. Und was denkſt du? Werde ich mir denn rohe Kerls zu Gefährten einladen, wenn ich mit dir reiſen ſoll? Ich kenne ſie, ſie ſind meine Freunde. Wenn du uns nur ein bischen frei gewähren läſſeſt — ganz zahme Muſterknaben ſind wir freilich nicht — ſo kannſt du darauf rechnen, daß wir uns fügſam erweiſen. Und jetzt mach' ein freundliches Geſicht und ſei vernünftig! Morgen geht's in die Welt!"

Die Lection wurde unterbrochen, da der Onkel uns nach dem kleinen Salon auf dem linken Flügel rufen ließ. Hier ſaß Stips bereits am Clavier und ſpielte dem Hausherrn eine alte Sonate vor, die dieſer mit durchaus concertmäßigem Anſtand und Ernſt, ſteif und gerade auf ſeinem Seſſel anhörte. Stips ſpielte gut und fertig, Alles friſch vom Blatte weg. Der Onkel verneigte ſich dankend, und reichte dem Kleinen achtungsvoll die Hand.

Der Abendmahlzeit, welche der Hausherr theilte, wurde trotz des ſpäten Diners ohne Zurückhaltung zugeſprochen, hauptſächlich aber der flüſſigere Theil derſelben, zu Chriſtian's Befremden, in Anſpruch genommen. Dann ging es an das Quartettſingen. Mehrere Stücke wurden hübſch und rund, dabei auswendig, vorgetragen. Sie klangen gut, auch war die Auswahl zu loben. Der zweite Baß hatte eine tüchtige Stimme,

auch der erste Tenor gehörte nicht zu den gewöhnlichen Nothhelfern. Dann ging es an das Piano, denn das Vorhandensein so vieler Clavierauszüge lockte zum Sologesang. So verstieg sich der Tenor denn zu Tamino's Bildniß-Arie, der Baß zu den „heiligen Hallen", und endlich traten Beide mit Martin zusammen, um das erste Terzett der Männer aus dem Don Juan zu singen — so gut es sich machen wollte — Alles unter Stipsen's Leitung und Begleitung. Dazwischen wurden die Gläser fleißig geleert, die Cigarren qualmten, man lachte und scherzte, das Vergnügtsein steigerte sich.

Der Onkel saß lächelnd im Sessel und lehnte sich behaglich zurück. Die Gäste fühlten sich schon nicht mehr durch den Hofmarschall genirt, und dieser wollte ihrer Munterkeit freien Lauf lassen. Da winkte der Onkel dem Diener, ließ sich ein Glas Wein einschenken und Licht zu einer Cigarre reichen. Christian erstarrte und hielt alle zehn Finger gespreizt, als müsse er für einen Unfall sogleich zum Festhalten bereit sein. Ich schob mich an des Hausherrn Seite: „Lieber Onkel," rief ich leise, „was thun Sie? Das ist ja außerordentlich —!"

„Lassen Sie nur!" entgegnete er, indem er das Glas an die Lippen setzte. „Ich habe seit lange keinen so angenehmen Abend gehabt, und glaube mir etwas zumuthen zu können." Gleich darauf applaudirte er

den Sängern lebhaft, sagte ihnen Angenehmes, und zündete seine Cigarre wieder an, was er wohl noch zwanzig Mal vornehmen mußte.

„Jetzt, Hedwig, bist du daran!“ rief Martin. „Komm, komm, laß dich nicht nöthigen! Wofür hast du deine gute Stimme?“

Die ganze Gesellschaft fiel mit lächerlicher Hast über mich her, und Stips schrie, es sei unverantwortlich, daß Martin ihnen nicht früher von meiner Gesangsfähigkeit gesagt habe. Selbst der Onkel begann: „Wenn es Sie nicht zu sehr angriffe, liebes Kind, oder wenn Sie die Stimmung dazu hätten, wäre es wirklich recht schön — ich habe Sie noch niemals singen hören!“

Ich gestehe gern, daß ich bereits seit einer Weile den Drang fühlte, auch bei der Musik mitzuthun, und so ließ ich mich nicht nöthigen und schlug die „Schöpfung“ auf. Stips war begeistert über die Wahl, und sprang auf seinen Sitz. Ich begann, und als ich fühlte, daß mir die Töne noch in alter Fülle quollen, kam eine Freude über mich, ein unaussprechliches Gefühl, als schlössen sich mir die Thore des Lebens noch einmal auf. Das muß wohl aus meinem Gesang hervorgeklungen haben, denn als ich endete, fiel Martin mir um den Hals, und der Hofmarschall hatte sich erhoben, um — mir die Hand zu küssen! Stips schrie Bravo aus Leibeskräften, Baß und Tenor klatschten in die Hände, daß mir die Ohren gellten. Ich war gerührt

und mußte zugleich lachen. Nun aber gab es keine Schranke mehr, ich wurde förmlich an das Clavier geſchmiedet, und es war mir eine Wonne, gefällig zu ſein.

Ich habe vergeſſen, zu berichten, daß ſchon bald nach dem Beginn unſeres Concertes die Tante herüber geſchickt hatte, mit der Bitte, die Fenſter zu öffnen, damit auch zu ihr etwas von der Muſik dringe. Das war uns ſehr angenehm, denn der warme Auguſtabend, dazu der Cigarrendampf, hätten uns im geſchloſſenen Raume umkommen gemacht. Jetzt kam wieder ein Bote, der mich perſönlich zur Tante rief. Als ich den Salon verließ, prallte es von allen Seiten zurück, denn die ganze Hausgenoſſenſchaft hatte ſich auf dem Corridor verſammelt, um ſich an den ganz unerhörten Genüſſen, die heute geboten wurden, zu betheiligen.

Ich fand auch die Tante bei offenem Fenſter in ihrem Lehnſtuhl. „Mein liebes Kind," rief ſie mir mit klarerer Stimme als ſonſt entgegen — „Sie haben geſungen! O wie freut mich das! Und wie angenehm klingt es! Denken Sie nur, die jungen Leute haben mich heute Nachmittag förmlich eingeſungen, ſo daß ich einige Stunden ſehr gut geſchlafen habe. Ich fühle mich ſchon kräftiger. Und der Martin ſingt auch — o der liebe junge Mann! Wie ſchade, daß ich nicht drüben bei der Geſellſchaft ſein kann! Aber ſo in der Nähe würde mich die Muſik doch zu ſehr angreifen, und der Gedanke, daß vier junge Leute im Hauſe auf-

genommen werden ſollen, beunruhigt mich ſchon genug. Mein Gott, iſt denn auch Alles in Ordnung? Die Schlafſtuben —"

„Gnädige Frau, ein paar Tropfen Valeriana —" rief Betty, indem ſie mit einem Flacon herbeiſprang.

„Nein, nein! Laß nur! — Liebe Hedwig, Sie ſollten dennoch morgen mitreiſen! Der Bruder iſt ja von der Partie. Ei was, Kindchen — ſeien wir einmal ganz leichtſinnig! Wer ſo jung iſt wie Sie, dem gönnt man die Freiheit, und ſo ſage ich denn getroſt: „Vogel flieg' aus!" Sie verſprechen es mir, nicht wahr?"

Ich dankte der guten Tante von Herzen, und geſtehe, daß mir, ſeit ich wieder geſungen hatte, die Flügel gewachſen waren, und ich ſchon einige Luſt ſpürte, in die Welt zu fliegen.

„Noch Eins, Kindchen!" fuhr die Tante fort. „Thut mir doch den Gefallen drüben, und ſingt meine beiden Lieblingsduette — aber lacht mich nicht aus über die Wahl! Singt mir: „Bei Männern, welche Liebe fühlen," und „Reich mir die Hand, mein Leben!" Und zwar ſoll der Martin mit dir ſingen. Weißt du auch warum? Dieſe beiden Stücke ſangen deine Eltern zuſammen, als ſie noch jung und noch nicht verlebt waren. Es wurde damals deiner Mutter recht ſchwer gemacht, deinen Vater zu heirathen, da er von bürgerlicher Herkunft — — aber um Gotteswillen, wie komme ich

denn auf dieſe alten Geſchichten? Das hat mir Alles die Muſik wieder in Erinnerung gebracht — ach, Betty, ſo geh mir doch mit den Tropfen weg! Ich fühle mich wohler als je. — Aber nicht wahr, Kinder, Ihr ſingt mir die beiden Ducs?"

Ich verſprach es gern, und drückte einen Kuß auf die magere Hand der alten Dame.

„Und die Reiſe verſteht ſich ganz von ſelbſt!" fuhr ſie fort." „Wir verabſchieden uns gleich jetzt, da ich Sie nicht länger von der Muſik zurückhalten will, und ich nicht weiß, ob ich morgen ſo früh Sie werde empfangen können. Alſo nochmals: „Vogel flieg' aus!"

Ich ſagte ihr Gute Nacht und Lebewohl, und wandte mich zur Thür.

„Ach, liebe Hedwig," rief ſie mir nach, „wollen Sie nicht dennoch mein Reiſenecceſſaire mitnehmen? Ich brauche es gar nicht —"

Ich dankte, lehnte dringend ab und eilte hinüber.

„Nun?" fragte der Onkel. „Was ſagt die Tante?"

„Sie hat mir einen ſehr leichtſinnigen Ruf zugeflüſtert!"

„Ei, ei? Wir erleben merkwürdige Dinge! Welchen denn?"

„Vogel flieg' aus!"

„Bravo! Excellent! Vogel flieg' aus — ſo ſage auch ich! — Meine jungen Herren, dieſe Dame wird

morgen früh mit Ihnen reisen. Ich vertraue sie Ihrer Obhut!"

Ein Jubelgeschrei erhob sich. Ich aber sprach die Wünsche der Tante aus, und führte meinen Martin an das Clavier. Er war auf die beiden begehrten Duos nicht eingeübt, allein Stips behauptete, er müsse sie, bei seinem musikalischen Gehör, nothwendig auch in der Kehle haben, und es werde gehen. — Und richtig, es ging. Der Hausherr wiegte das Haupt, trat dann auf uns zu, küßte mich auf die Stirn, und drückte Martin die Hand. Dann sah er auf die Uhr. Es ging schon auf Elf. „Sie verzeihen meinen Jahren wohl, wenn ich mich nun zurückziehe!" begann er. „Bleiben Sie ungestört beisammen. Christian wird dafür sorgen —"

„Es ist überhaupt genug!" rief Martin. „Christian, keine Flasche mehr!" Und leise zu mir flüsterte er: „Der Ramberg (er wies auf den ersten Tenor) hat sonst morgen „Katzenjammer" und verdirbt uns den ganzen Tag."

Da sprang Stips, der inzwischen mit Tenor und Baß die Köpfe zusammengesteckt, herbei und begann: „Herr Hofmarschall, gestatten Sie, daß wir Ihrer Frau Gemahlin noch ein Ständchen bringen? Es soll ganz piano sein!"

„O, das ist ja sehr — sehr freundlich!" meinte der Onkel. „Ueberlegen wir — wird es angehen?"

Ich nahm die Verantwortung auf mich, ich hoffte, heute werde es angehen.

Sofort war Alles bei der Hand. Das Quartett voran, ich am Arme des Hausherrn hinterdrein, das ganze Gefolge der Dienerschaft von draußen im Anschluß, so zogen wir durch den Garten, um in geringer Entfernung von den Fenstern der Tante uns aufzustellen. — „Piano, piano!“ flüsterte Stips, den Ton angebend, und piano-piano begannen die Sänger ein zartes Gutenachtlied. Ich begriff nicht, wo sie nach all' dem Singen und Lärm noch die Stimme dazu hernahmen. Als sie geendet hatten, wehte aus dem Fenster ein weißes Tuch. Es war Betty, welche im Namen ihrer Herrin den Dank für das Ständchen dadurch aussprach. — Wir verabschiedeten uns, der Wagen wurde auf Martin's Anordnung um fünf Uhr Morgens bestellt, und ich ging mit dem Onkel noch einmal zur Tante hinauf. Sie war bewegt, aber in heiterer Stimmung über das Ständchen. Und nachdem ich das Reisenecessaire wiederholt abgelehnt hatte, entließen mich die beiden Alten zum Abschied nochmals mit dem Rufe: Vogel flieg' aus! — Hier, meine liebe Klara, endet meine Vorrede, die ich dir als Nachschrift aufgebunden habe, und es folgt nun mein Tagebuch. Du wirst schaudern, wirst dich entsetzen, und wenn du nun gar an die Vorrede kommst, die ich zum Schluß hinzugefügt habe, dann wird dein Mann — der, wie ich voraussetze, von diesem Schriftstück nicht

verschont bleibt — kopfschüttelnd sagen: „Sie ist wirklich nicht gescheit!“

* * *

Donnerstag, den 5. August.

Morgens um sieben Uhr fuhren wir von Schloß Neuenburg ab, gegen die Anordnung meines Bruders, der über die Verspätung ganz ungeduldig wurde. Aber Christian hatte beschlossen, die jungen Leute müßten — es müßte nach einem so ungewöhnlichen Abend überhaupt ausgeschlafen werden. Man macht im Hause des Onkels für gewöhnlich spät Morgen. Und dann mußte der Frühstückstisch in aller Form servirt werden, die gebratenen Hühner und anderen Vorräthe, womit der Wagen vollgestopft werden sollte, verspäteten sich auch, und schließlich war ich es noch, die der Verspätung den Rest gab, da mein Mädchen einen zu großen Koffer für mein Gepäck genommen hatte, und nun erst die kleineren durchprobirt werden mußten. Denn ohne ein solches Gepäckstück konnte ich doch nicht reisen, wie Martin zu seinem Leidwesen einsah. Endlich konnten wir den offenen Wagen besteigen. Ein kleiner Höflichkeitsstreit, wer den Ehrenplatz neben mir einnehmen sollte, wurde für den Bassisten entschieden, Stips saß mir gegenüber, Martin auf dem Bock und so kutschirten wir lachend in den heiteren Morgen hinaus. Ja, lachend!

Denn von dem Moment an, da wir abfuhren, wurden so viele Thorheiten getrieben, daß ich nicht wußte, wo mir der Kopf stand.

„Dionys!" so wendete sich Stips jetzt zu Martin, der diesen Beinamen trug, weil er über die Anderen eine freundschaftliche Tyrannei ausübte — „Dionys, deine hochadelige Verwandtschaft ist doch aber ganz famos! Ich leugne nicht, daß mir gar nicht gemüthlich wurde, als ich meinen Fuß in das alte Schloß setzte; aber das muß man sagen, der alte Herr hat bei aller Vornehmheit eine Art zu gewinnen, daß man nicht widerstehen kann. Wenn mir einmal das Moos ausgehen sollte —"

Die Anderen unterbrachen ihn mit Gelächter. „Wie so denn?" rief Stips eifernd. „Ich habe ja nur sagen wollen —"

„Es ist schon gut!" unterbrach Dionys ihn. „Morgen ist auch noch ein Tag! Orpheus, gieb mir etwas Feuer!"

Ich verstand nicht, worüber sie lachten, doch hörte ich, daß sie unter sich besondere Namen führten. So hieß Stips eigentlich Theodor Buchner, der mit Orpheus bezeichnete erste Tenor Ramberg, und Herr Studiosus Wiesner, der Bassist, mußte sich den unbegreiflichen Namen Jettchen gefallen lassen! Darum also hatte man ihn beim Einsteigen mit so geheimnißvollem Lächeln und Augenzwinkern an meine Seite complimentirt. Er hatte in der That etwas mädchenhaft Schüchternes

in seinem Wesen, zu dem seine männliche und voll ausgebende Baßstimme eigentlich in komisch überraschendem Gegensatz stand. Jettchen war angehender Jurist, kümmerte sich aber, wie Stips ihm auf den Kopf zusagte, vorerst mehr um Musik als um Pandekten.

Unsere Unterhaltung wurde nun, nachdem der erste Sturm des Morgenjubels vorüber war, ganz gesetzt und vernünftig. Die jungen Leute erzählten mir von ihren Studien, von den musikalischen und sonst künstlerischen Dingen der Hauptstadt; sie waren sämmtlich intelligent und unterrichtet, und so hörte ich gern zu, erfuhr mancherlei Neues und wähnte mich in ganz guter Gesellschaft.

Da wendet sich Martin plötzlich um und ruft: „Ein Chausseehaus! Es wird nichts bezahlt, wir brennen durch!"

„Ja, ja! Friedrich, vorbei!" schrieen die Anderen mit Freude, ohne auf mein Erstaunen zu achten. Ich verstand Anfangs gar nicht, was sie wollten, glaubte dann nicht, daß sie den Vorsatz ausführen würden, widersprach endlich mit Entschiedenheit. — „Ach was!" rief Dionys, „wir müssen unser Reisegeld zusammen halten! Friedrich, du fährst vorbei!" — Schon stand der Einnehmer mit Stange und Beutel am Fenster bereit, da läßt Friedrich, fortgerissen von der Thorheit der Jugend, die Pferde ausgreifen, und mit Hurrah und Mützenschwenken jagen wir unter dem Schlagbaum durch und vorbei, verfolgt von dem Rufen und Schelten des

Einnehmers. Zwischen Beschämung, Groll und Lachen schlage ich die Hände vor das Gesicht, um nicht erkannt zu werden — aber es war ja doch der Wagen des Hofmarschalls, der erkannt werden mußte! Und ich darin und — „durchgebrannt" mit vier Studenten — welche Schmach! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Augenscheinlich war es den jungen Leuten nur um den Spaß zu thun, und ich gestehe, daß ich bei ihrem Jubel über den gelungenen dummen Streich in ein solches Lachen ausbrach, daß ich meiner Mißbilligung keinen Ausdruck geben konnte. Es versteht sich, daß ich späterhin Friedrich, den Kutscher, ausschalt, und ihn beauftragte, auf der Rückfahrt die Sache in Ordnung zu bringen.

Und (wer glaubt es?) zehn Minuten darauf waren wir wieder in wissenschaftlicher Unterhaltung! Stips und Martin stritten sich über tragische Schuld, über antike und moderne Schicksalsidee, über Sophokles und Shakespeare. Orpheus der Tenor, mußte seinen Anspruch, daß Shakespeare nicht an Schiller heran reiche, zurücknehmen. Jetuchen betheiligte sich erst an der Debatte, als sie auf Mendelssohn's Musik zur Antigone gerieth, die er in den Himmel erhob, was die Anderen aber nicht wollten gelten lassen, da sie zu viel Raum beanspruche und den antiken Inhalt nicht decke.

Nach einigen Stunden meldete sich Appetit zum Frühstück. Friedrich sprach von einem sehr guten Wirthshause, das in der Nähe sein sollte. „Warum nicht gar!"

rief Martin. „Wir haben ſo viel Vorrath, daß wir heute kein Geld auszugeben brauchen. Stips, greife mal in die Wagentaſche!“

„Nur nicht im Wagen!“ wandte Stips ein. „Da iſt ja gleich eine köſtliche Waldſtelle! Wir lagern uns und machen auf dem Raſen Tiſchlein deck' dich!“

Da ich mich einverſtanden erklärte, lenkte Friedrich in den Schatten und wir ſtiegen aus, um im Grünen unſer Mahl zu halten. Es war ganz opulent, man ſprach der kalten Küche und der Flaſche wacker zu, ein Glas von des Onkels gutem Malaga mundete ſogar mir ausgezeichnet. — „Wir kommen von den Fleiſchtöpfen Egyptenlands!“ begann Stips kauend. „Wenn es uns nachher in der Wüſte nicht Manna regnet, dann weiß ich nicht —“

Martin drohte ihm und warf ihm ein zuſammengeballtes Papier, die Emballage eines gebratenen Huhns, an den Kopf. Stips unterbrach ſich, und die Anderen lachten. Was haben ſie nur Geheimnißvolles vor?

Nachmittags kamen wir in die Stadt, am Fuße der Berge, wo der Wagen uns verlaſſen ſollte. Friedrich wollte vor dem erſten Gaſthofe halten, mußte ſich jedoch zu einer Ausſpannung in der Vorſtadt bequemen, was mir ganz recht war, da ich mit meiner Geſellſchaft nicht aufzufallen wünſchte. Man packte die Reſte unſerer Vorräthe in die Ränzel, und Stips ergriff die letzte Flaſche Wein mit den Worten: „Die bleibt für Hedwig,

wenn ſie etwa kein Bier trinken mag!“ So familiär ſpricht dieſer Menſch bereits! — Und nachdem mein Köfferchen auf die Poſt gegeben, ich mit einigermaßen geeignetem Schuhwerk und einer Ledertaſche ausgerüſtet war — Stips und Jettchen ſchlugen ſich faſt darum, wer ſie tragen ſollte — nachdem auch Friedrich mit Grüßen an den Onkel und die Tante entlaſſen war, begannen wir die Fußwanderung. Jetzt noch einmal wurde mir etwas befangen um's Herz, als ich ſo vagabundenhaft mit vier Studenten aus dem Thore ſchritt. Allein der Tag war ſchön, die Gegend lachend, meine Gefährten zeigten ſich voll zarter Rückſicht und Aufmerkſamkeit gegen mich, dazu ſangen ſie ſo hübſch, daß ich mich bald freier fühlte und ſchon anfing, ihre Burſchenlieder, die mir leicht ins Ohr klangen, mitzuſingen. Wir waren ſehr vergnügt! Etwas müde kam ich aber doch Abends in die Herberge, ich bin des Wanderns und der Luft noch zu ungewohnt, und habe mich zeitig zurückgezogen, um morgen rüſtig zu ſein. Das Plaudern und Lachen meiner Gefährten, die vor der Thür unter dem Nußbaum ſitzen, dringt noch immer zu mir herauf.

* * *

Den 6. Auguſt.

Da bin ich ja in eine ſchöne Geſellſchaft gerathen! Das Reiſegeld fängt bereits an, ihnen auszugehen.

Jetzt ſind mir auch Stipſen's geheimnißvolle Andeutungen klar. Heute nach dem Frühſtück, bevor wir ausrückten, machte mir Martin befremdliche Eröffnungen. Er begann recht harmlos mit der Frage, ob ich auch genügend mit Reiſegeld verſehen ſei? Dann kam heraus, daß er zwar mit der Summe, die ihm ausgeſetzt war, hätte auskommen können, allein er hatte in ſeiner Liberalität die drei Anderen, welche faſt gar nichts hatten, darauf hin eingeladen. „Orpheus und Jettchen haben durchaus zahlbare Väter und gute Wechſel, ſie geben mir zurück, was ich für ſie auslege, wenn ihr Wechſel kommt" — ſo fuhr er fort — „Stips aber nehme ich auf meine Rechnung mit. Wie wir Beide mit einander ſtehen, iſt von Mein und Dein nicht mehr die Frage. Er hat gar nichts, iſt ganz arm, muß ſich durch Privatunterricht kümmerlich forthelfen, und dabei iſt er ein ausgezeichneter Menſch, vor dem ich ungeheuren Reſpect habe! Außerdem iſt er mein beſter Freund. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, daß er ſo triſt in den Ferien zu Hauſe hocken ſollte, während ich auf eine „Spritzfahrt" ging. Hedchen, thu' mir die Liebe, und hilf uns aus! Dir kann es ja nicht darauf ankommen! Wenn du uns ſitzen läſſeſt, geht der Spaß ſchon morgen zu Ende."

Ich verſuchte recht ernſthaft zu ſein, indem ich begann: „Ich kann deinen Leichtſinn nicht loben, lieber Martin! Und wenig ſchmeichelhaft iſt es für mich,

dir nur als Mittel zum Zweck zu dienen. Nicht meine Gesellschaft, sondern meine Kasse war dir für die Reise wünschenswerth, darum drängtest du so sehr — du siehst vielleicht ein, daß ich mich über die enttäuschende Wendung der Dinge nicht eben freuen kann. Und was noch weniger schön ist, du lockst mich erst in die Falle, eröffnest mir deine Verlegenheit erst, da du meines Zuschusses sicher zu sein glaubst —!"

„Um Gotteswillen, Hedwig!" rief er, „hältst du mich für so gemein? Du weißt, seit wie lange ich eine Reise mit dir angestrebt habe! Konnte ich damals schon an unsere Verlegenheiten denken? Und auch jetzt dachte ich nicht, daß sie eintreten würden. Weil ich die drei Anderen mithaben wollte, gab ich die große Reise auf und beschloß einen kleineren Ausflug, ich war überzeugt, daß mein Reisegeld für uns Alle reichen würde. Wer konnte denn voraussehen, daß der Weg blos bis zu des Onkels Gut gleich so ins Capital laufen würde. Hedwig — daß du mich einer Hinterlist und Nichtswürdigkeit fähig hältst, ist bei der Geschichte das Einzige, was mich wurmt!"

Martin war bekümmert und zugleich erregt. Ich mußte über seine Ehrlichkeit und Unerfahrenheit lächeln, und suchte ihn zu trösten. Zugleich fühlte ich mit einiger Genugthuung, daß diese Angelegenheit mir die Autorität der älteren Schwester über das sonst so unabhängige Brüderchen wiedergab. Auch schien er sich

ihr fügen zu wollen. Wir wurden wieder heiter, fingen an zu rechnen und einen Ueberſchlag zu machen. Die Summe, die ich ihm als mein Reiſegeld nannte, ſchien ihm ungeheuer und völlig ausreichend für fünf Perſonen. Gleichwohl hatte ich ihm nur etwa zwei Drittel meines Kaſſenbeſtandes verrathen, und beſchloß, heimlich an den Onkel zu ſchreiben, daß er mir nach einer gewiſſen Station neue Hülfsquellen ſende. So bin ich denn zum Bankier meines Viergeſpannes geworden und will ſehen, wie ich es dadurch zu zügeln vermag.

Als wir uns mit den Anderen wieder vereinigten, bemerkte ich in ihren Zügen ein gewiſſes verlegenes Lächeln. Sie mochten ahnen, daß Martin mich in die brennende Frage der Reiſe eingeweiht hatte. Doch wurde leicht darüber hingegangen. Und als wir darauf in der Morgenkühle durch den friſchen Wald ſchritten, zeigten ſie ſo heitere Stimmung, als gehörte ihnen die Welt. Sie ſangen luſtige Lieder, und heut ließ ich meine Stimme ſchon laut mit ihnen ertönen. Wir lagerten im Grünen mit den Reſten unſerer Neuenburger Vorräthe, um ein Morgenmahl zu halten. Und als dies vollendet und Stips den letzten Hühnerflügel abgenagt hatte, rief er: „So! Jetzt haben wir unſer Sach auf nichts geſtellt! Wenn uns das Geld ausgeht, geben wir ein Concert in Heinrichsdad und die Hedwig ſitzt an der Kaſſe, dann nehmen wir ein Heidengeld ein!“

Gelächter und Beifall folgten dem Vorſchlage. „Aber was denkſt du?“ rief Orpheus. „Die Frau Hedwig iſt ja die Hauptſtütze des Concertes, die können wir doch nicht an der Kaſſe ſitzen laſſen!“

Ich bewunderte mit Vergnügen die Harmloſigkeit, in der ſich die jungen Leute dem Concertplane hingaben. Ob ſie ſich öffentlich hören laſſen könnten, danach war gar nicht die Frage. Sie beſprachen bereits die Quartetts, die ſie vortragen wollten, wählten für Orpheus und Jettchen die geeigneten Lieder und Arien aus, für Stips eine Sonate von Beethoven, ſie verfügten auch über meine Mittel, ſo daß ich mit nicht weniger als zwei Duetten und zwei Solovorträgen auf das Programm kommen ſollte. Ich ließ ihnen den Spaß und beſchloß inzwiſchen, Herrn Stips, dieſen „ausgezeichneten Menſchen“, wie Martin ihn genannt, ein wenig aufs Korn zu nehmen.

Auf den erſten Anblick hätte man nicht viel hinter ihm geſucht. Er iſt klein und unſcheinbar, hat eine ſpitze Naſe und ſehr lebhafte Augen. Sein ganzes Weſen iſt lebhaft, raſch, keck und etwas überlegen, ohne doch unbeſcheiden zu ſein. Er läßt ſich von den Anderen hänſeln, und weiß es tapfer zurück zu geben. Zuweilen geht er ganz ſtill und in ſich gekehrt neben den Anderen hin und iſt dann, wenn man ihn aus ſeinem Traum wach ruft, um ſo ausgelaſſener. Daß er recht geſcheit iſt, habe ich ſchon Gelegenheit gehabt

zu erkennen. Er weiß meinen Martin gelegentlich tüchtig abzutrumpfen, und dieſer giebt klein bei, zuweilen mehr als er nöthig hat. Dabei ſcheint Stips ein Unbehagen zu fühlen über ſeine Kleinheit — zumal die drei Anderen recht ſtattliche Jünglinge ſind. Ihr Reiſeanzug iſt durchaus anſtändig, Stipſens weniger. Alles ſcheint zu kurz, als wäre es auf eine noch kleinere Figur berechnet. Dabei hat er eine Art ſich in die Höhe zu recken, die ihm ein recht komiſches Anſehen giebt. Sie ziehen ihn damit auf, er lacht und ärgert ſich darüber, und that mir den Vorſchlag, ich ſolle ihn aufmerkſam machen, wenn er „über ſich hinaus wolle", vielleicht ſei das die beſte Art, ſeine Untugend los zu werden. Er iſt ſehr aufmerkſam gegen mich und geht mir faſt immer zur Seite. Doch ſollte ich heut noch Gelegenheit bekommen, gerade gegen ihn recht ungehalten zu werden.

Martin, der mit Hülfe eines kleinen Reiſehandbuches unſeren Wegeführer macht, verlangte, daß wir über einen ziemlich breiten Waldbach ſetzten, um drüben im Tannenſchatten ein Stück der heißen und ſtaubigen Fahrſtraße abzuſchneiden. Ich benahm mich ſchon beim Ueberſchreiten des Baumſtammes, der die Brücke über den Bach bildete, nicht zum Beſten. Drüben aber ſtanden wir nach einigen hundert Schritten vor einem Hinderniß, welches ich für unüberſteigbar erklärte. Es mußte nämlich über einen ſieben Fuß hohen Zaun ge-

klettert werden, da es einen fürstlichen Wildpark zu durchschreiten galt. Das Handbuch gab dazu die Erlaubniß. Stips, Orpheus und Jettchen waren schnell hinüber, ich aber stand mit Martin noch verhandelnd, mich gegen ein Ueberklettern lebhaft sträubend. Mein Bruder redete mir zu und wurde fast ungeduldig, die Anderen behaupteten, es sei ganz bequem, da der Zaun aus horizontalem Latten- und Bretterwerk bestand. Ich mußte mich, wenn auch seufzend und ärgerlich, zu dem Versuch ergeben. Doch wurden die drei Anderen verpflichtet, ein Stück voraus zu gehen, und sich, bei ihrem Seelenheil, nicht umzusehen. So unternahm ich denn mit vieler Umständlichkeit und Verzagtheit die schwierige Kletterpartie. Endlich bin ich glücklich oben und richte mein scheues Auge nach der Seite der Vorausgegangenen. Da muß ich erleben, daß Stips, dieses pflichtvergessene Wesen, sich plötzlich umsieht, und, ertappt auf seinem Treubruch, sich schleunigst wieder wendet. Das Hinabsteigen wurde mir durch den Groll darüber noch erschwert. Aber ich war doch glücklich wieder unten, und Martin, der sich leicht hinterher schwang, rief mir Bravo! zu. Doch konnte ich nicht umhin, Herrn Stips einen Verweis zu geben. „Wissen Sie auch, daß Sie sehr unartig sind?" begann ich. „Sie haben ganz pflichtvergessen gehandelt, da Sie sich, gegen das Verbot, dennoch umgesehen!"

Stips wurde dunkelroth. „Ich dachte, Sie wären

längst hinüber," stotterte er — „und, bei Gott, ich habe gar nichts gesehen!"

Die Waffen des Ernstes fielen mir aus den Händen, und doch war es mir unangenehm, daß ich ein Lächeln kaum überwinden konnte, zumal ich bemerkte, daß die Uebrigen sich abwendeten.

In diesem Augenblick aber rauschte, raste, dröhnte und schnob es um uns her, und eine Heerde wilder Schweine, zu deren Lagerplatz wir gedrungen, fuhr grunzend aus einander. Ich schrie laut auf vor Entsetzen, selbst meine Ritter schienen einen Moment die Fassung zu verlieren. Der Tenor, von einem schwarzen Scheusal umgerannt, lag mit der Nase auf der Erde. Im nächsten Moment jedoch standen die drei Anderen zur Abwehr um mich her, und ich hielt mich in meiner Angst krampfhaft an Stips und Jettchen fest. Zu unserem Glück jedoch nahmen die wilden Bestien die Flucht in den Wald hinein und überließen uns ihre nicht sehr anmuthige Stätte. Und als Ramin sich erhoben und als unverletzt erwiesen hatte, standen wir, und brachen in ein fassungsloses Lachen über unsere Situation aus, das gar nicht enden wollte. Als ich wieder zu Worte kam, erklärte ich, keinen Schritt weiter durch diesen Thiergarten zu setzen, auf die Gefahr hin, über den Zaun wieder zurückklettern zu müssen. Während wir noch hin und her sprachen, kamen zwei Herren auf uns zu, von denen mir der

ältere ſehr nach dem Beſitzer dieſes Grund und Bodens ausſah. Und während Martin auf ihn zu ging, um ihn über Weg und Steg zu befragen, mußte ich zu meiner tiefen Beſchämung ihn als einen Bekannten anerkennen. Es war der Fürſt von R. Nur einmal hatte ich ihn geſehen, als er einen Beſuch bei meinem Onkel machte, allein bei ſeiner ausgeprägten Perſönlichkeit war er mir in der Erinnerung geblieben. Ich hoffte aus der ſeinigen entſchwunden zu ſein, doch zu meinem Schreck erkannte auch er mich, und trat grüßend näher. Ich fühlte, daß mir die Röthe ins Geſicht ſtieg, als er begann: „Es iſt mir zwar ſehr ſchätzenswerth, Sie auf meinem Gebiet zu begrüßen, gnädige Frau, doch bedaure ich, daß es nicht auf einem weniger beſchwerlichen Wege ſein konnte. Es war, wie ich höre, ein Zaun zu überſteigen —“

Der Fürſt lächelte ſo eigen, daß ich vor Verlegenheit nicht wußte, wo ich hinſehen ſollte, und — wie ich fürchte, etwas ganz Dummes entgegnete. Als ich die Augen aufſchlug, bemerkte ich, daß ſein Begleiter, ein hochgewachſener junger Herr, die Blicke ernſt auf mich gerichtet hielt, was mich erſt recht verwirrte.

Ich erzählte dem alten Herrn, ſo gut ich vermochte, wie mich der Onkel ſelbſt auf die Wanderfahrt getrieben, bat um Entſchuldigung für unſer Eindringen und ſprach den Wunſch aus, ſo bald als möglich wieder auf die geregelte Straße zu gelangen.

„Das Reisehandbuch hat Sie verleitet" — so wendete er sich zu Martin — „den Bach etwas zu früh zu überschreiten. Die Stelle kommt etwas weiter dorthinauf. Dieses Terrain hier ist nicht ganz ohne Gefahr, und überdies gäbe es, um hinaus zu gelangen, noch einen Zaun zu übersteigen. Ziehen Sie es vor, bequemer auf den breiten Weg zurückzugelangen, so kann ich Ihnen behülflich sein." — Ich nahm den Vorschlag dankbar an und schritt neben dem alten Herrn her. Er ließ sich vom Onkel, von der Tante erzählen, fragte mit Discretion nach unseren Reisezielen, und bald standen wir an einer bequemen Brücke über den Bach, welche jedoch durch eine Thür abgeschlossen war. Der Fürst schloß auf, sprach seine Empfehlung an den Onkel und den Wunsch einer glücklichen Reise aus, und unter vielen Entschuldigungen verabschiedeten wir uns. Er war, Alles in Allem, recht artig und leutselig. Sein Begleiter stand in der Entfernung und grüßte nur flüchtig.

Zu Martin's großer Verstimmung kamen wir nach einer Viertelstunde an die eigentliche Uebergangsstelle, die, bei weitem nicht so unbequem, uns in den Wald führte. Die Jugend lachte bald wieder über das kleine Abenteuer, ich aber konnte des beschämenden Eindrucks nicht Herr werden. Immerfort sah ich das spöttische Lächeln des Fürsten, und den scharfen, ernsten Blick seines Begleiters vor meinen Augen.

Da begann Stips, der eine kindliche Genugthuung verrieth, mit einem Fürsten in Beziehung getreten zu sein: „Wer nur der andere Herr gewesen sein mag? Ich habe selten einen so hübschen Menschen gesehen."

Seine Gefährten meinten, es sei nicht so arg mit seiner Schönheit gewesen, sie hätten ihn auch nicht genauer betrachtet. — „Es mag sein!" fuhr Stips fort. „Ich gebe Euch die Schönheit preis, aber er hatte etwas Ausdrucksvolles und für mich Anziehendes. Das kann kein gewöhnlicher Mensch sein. Und was noch mehr ist — ich weiß, mit dem mache ich auch mal nähere Bekanntschaft!"

Stips wurde ausgelacht, man rief ihm zu, er solle sich nicht in die Höhe recken. „Lacht nur!" fuhr er fort. „Ich muß es mir gefallen lassen. Aber eine Stimme sagt mir fast immer voraus, wem ich einst näher treten werde. Dionys, als ich dich zuerst sah, wußte ich das auch, obgleich du gar nicht zuvorkommend gegen mich warst! Ich bleibe da[illegible] mit dem „netten Kerl" im Jagdrocke komme ich noch [illegible] du und du — ohne daß ich mich darum reiße, ja, ohne daß ich etwas dazu thue!"

Seine Prophezeiung fand keinen Glauben, wohl aber einige Verspottung. Inzwischen erinnerte er sich, daß ich noch einen Groll gegen ihn hegte, und bat mich demüthig um Verzeihung. Ich beruhigte ihn und wir waren wieder gute Freunde. —

„Im Krug zum grünen Kranze
Da kehrt' ich durstig ein —"

Mit diesem Liede wanderten wir Abends in unsere Herberge. Meine Gefährten jubelten, daß das Wirthshaus sich wirklich „Zum grünen Kranze" nannte. Ein hübsches Haus an der Landstraße, mit einem Laubdach und köstlicher Aussicht in die Berge. Wir nahmen unser Abendbrot vor der Thür, und da wir, frühzeitig angelangt, noch die einzigen Gäste waren, fühlten wir uns sehr unter uns und ungenirt. Wirthsleute und Dienerschaft zeigten sich von unserer guten Laune angemuthet und waren bereit und geschäftig um uns herum. Meine Gefährten fühlten den Drang, einmal wieder geregelt Quartett zu singen und ließen ihre Stimmen ertönen. So kam die Dunkelheit herein, ohne uns vom Platze zu vertreiben. Der Wirth brachte Windlichter für unseren Tisch und hatte immer neue Gläser Bier zu bringen — ich war ganz erstaunt, daß die jungen Leute so viel davon tranken, denn mir mundete es nicht sonderlich. Auch störte es sie gar nicht im Singen. — Inzwischen hatte ich schon lange bemerkt, daß wir nicht mehr allein waren. Man ging ab und zu und um uns her, im Dunklen unter den Bäumen standen Gruppen von Zuhörenden, nach dem letzten Liede war sogar laut applaudirt worden.

Da kommt Stips, den die Neugier auf kurze Zeit von uns fortgezogen hatte, mit triumphirenden Blicken

zurück. „Hab ich's nicht gesagt?“ flüstert er. „Der Begleiter des Fürsten ist mir schneller begegnet, als ich vermuthete. Da hinten unter dem Baume sitzt er allein, raucht seine Cigarre und trinkt sein Seidel aus dem Felsenkeller, wie wir. Er ist zu Pferde gekommen, bleibt aber die Nacht nicht hier, sondern eine Viertelstunde weiter in der Stadt.“

„Aber woher weißt du das?“ fragte Martin lachend.

„Nun, ich habe ihn gesprochen!“

„Wie kann man so zudringlich sein!“

„Oho! Zudringlich? Er kam selbst auf mich zu und lud mich ein, bei ihm Platz zu nehmen. Erst sagte er mir viel Lobendes über unser Quartett, dann fragte er, wie wir unsere Tagereisen vertheilt hätten, und that mir einige sehr praktische Vorschläge — Dionys, ich sage dir nachher davon. Und dann fragte er auch, ob denn unserer Dame die Fußwanderung nicht beschwerlich falle? Aber da habe ich die Hedwig nicht schlecht herausgestrichen! Hernach habe ich ihm auch unser Abenteuer mit den Schweinen erzählt. Er lachte und meinte, wir sollten uns künftig doch in Acht nehmen —“

„Ei, da braucht Er nicht zu kommen, um uns das zu sagen!“ rief Martin dazwischen, der sich nicht gern an die Geschichte, die er verschuldet hatte, erinnern lassen mochte. „Wer ist er denn? Hat er nicht die Höflichkeit gehabt, sich dir vorzustellen?“

Stips sah ihn halb verlegen an. In seiner Harm-

losigkeit war ihm dieser Mangel noch gar nicht aufgefallen. Man ließ den Fremden auf sich beruhen und stimmte bereits ein neues Quartett an. Recht gegen meinen Wunsch, da mir die Nähe des Mannes, den ich in der Gesellschaft des Fürsten gesehen, nicht erquicklich war. Ich zog mich früher in mein Zimmer zurück und überließ die Jugend sich selbst.

* * *

Den 7. August.

Das war ein köstlicher Tag! Ganz ungetrübt, harmlos, fröhlich, ein Stück lebendiger Poesie, wie ich sie noch nicht gekannt habe! Die Gegend paradiesisch. Berg und Thal in warmem Sonnenduft schwimmend, die ganze Welt lachend und den Fröhlichen mit herzlichem Willkommen die Arme ausbreitend! Was für Thäler und Dörfer wir durchschritten, welche Aussichtspunkte bestiegen, wo wir gerastet und was wir Merkwürdiges gesehen, ich kann es nicht aufschreiben. Die jungen Leute machen sich ja genug Notizen. Für mich war der Tag ein Ganzes, voll und rund, ja, er ist für mein Leben auch ein Tag neuen, erwachenden Daseins. Denn heute, wo ich den ganzen Zauber der Natur, dazu die heitere Jugendlust meiner Genossen auch mich durchströmen fühlte, heute weiß ich, daß ich frei bin von dem Druck der letzten Jahre, daß ich wieder das ganze Glück des